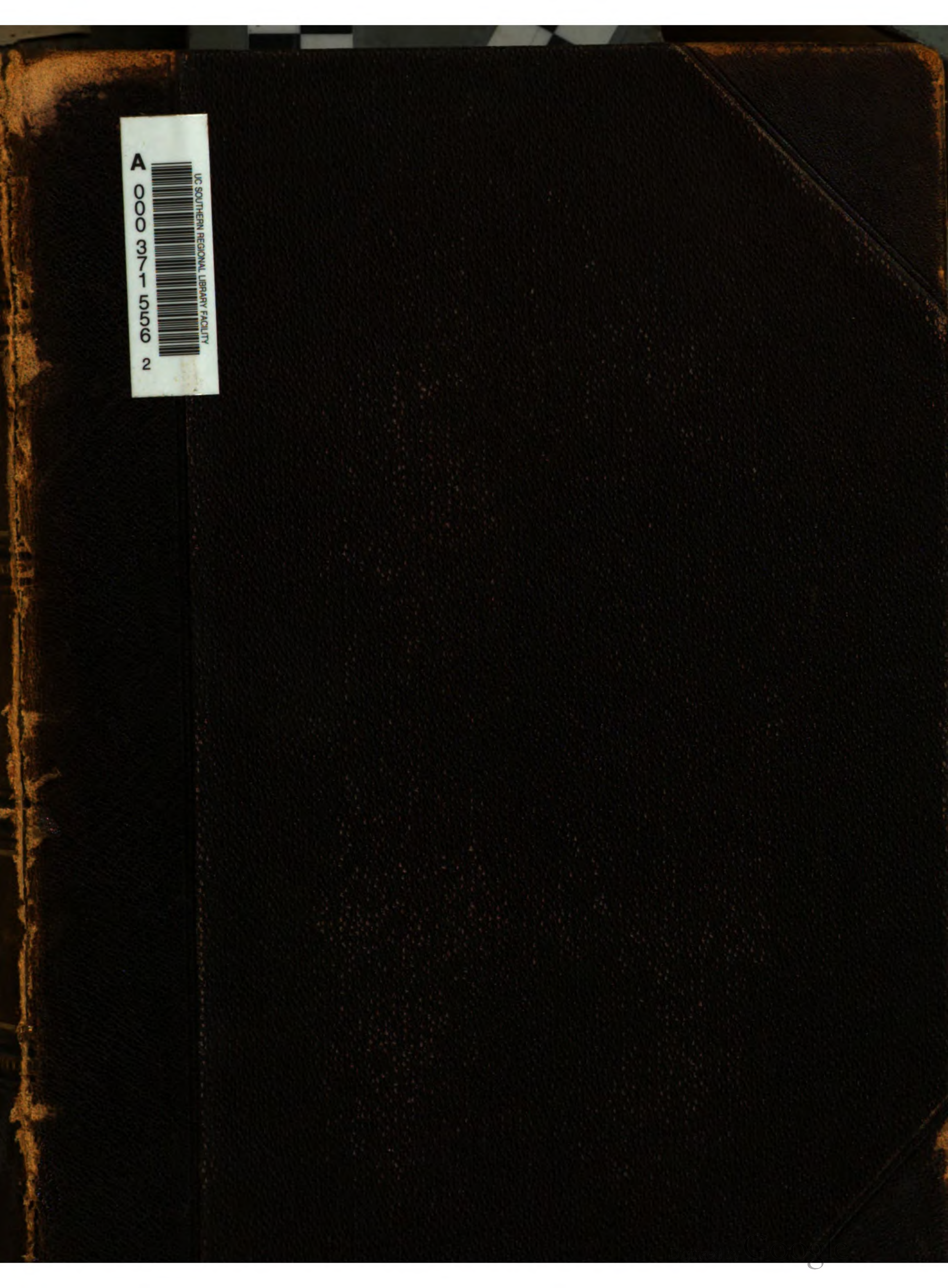
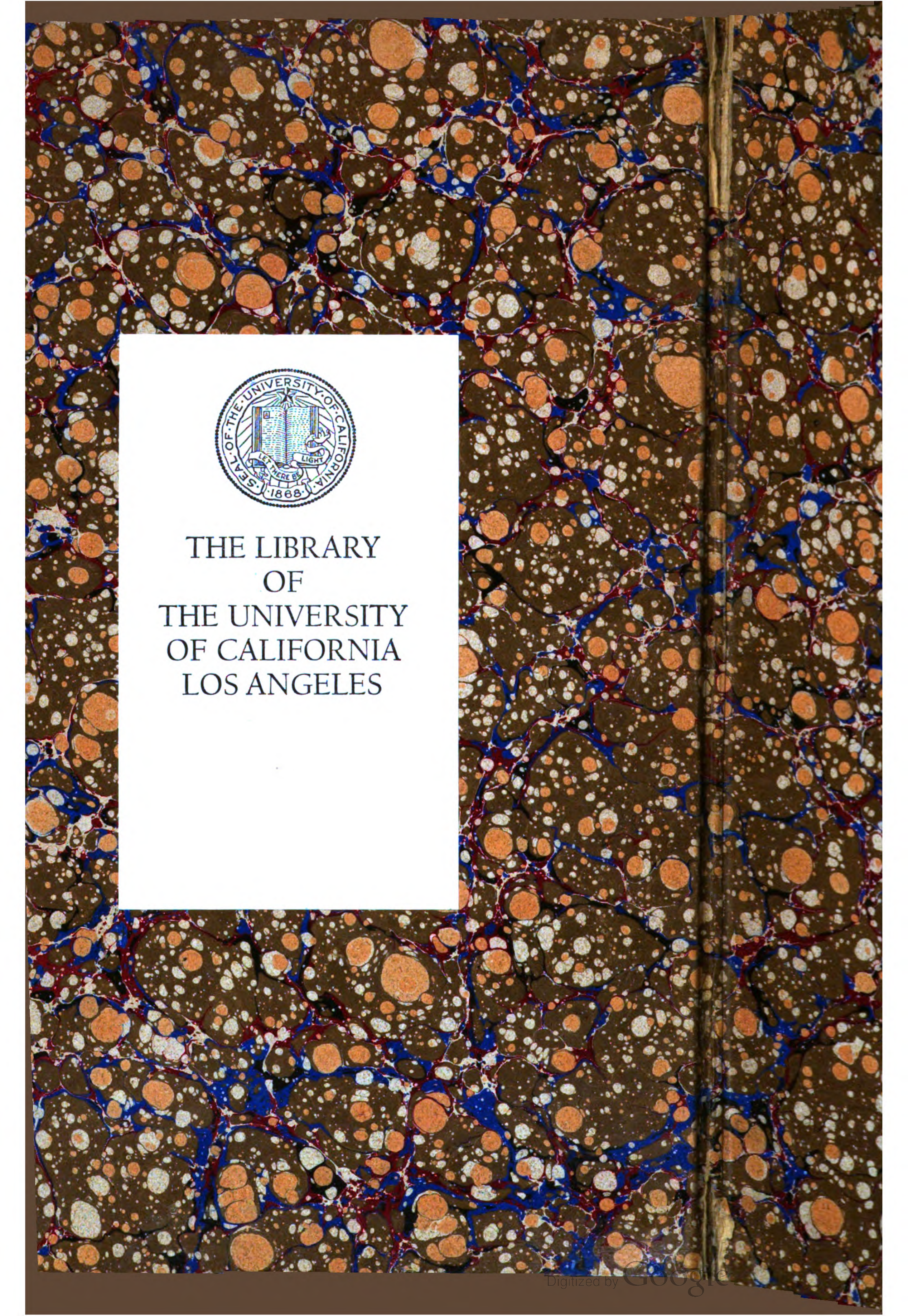
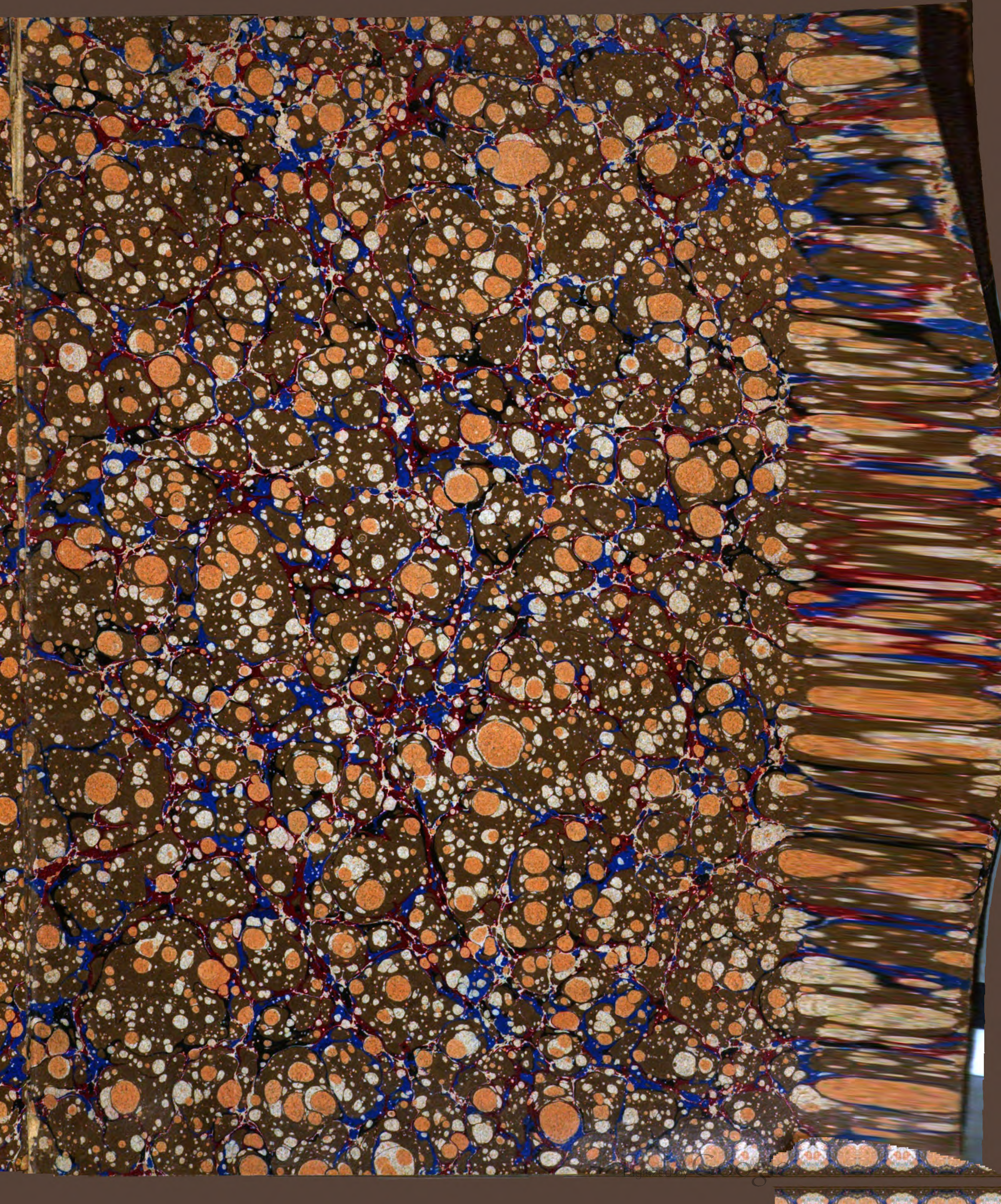

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 371 556 2


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868
THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES




Hermann v.
Kaulbach
18 81

Haus und Herd.

Eine

[illegible] Monatsschrift [illegible]

Redigirt

[illegible]

[illegible]

Zwölfter Jahrgang.

[illegible] Stahlstichen und [illegible]

Cincinnati, [illegible]

[illegible] Cranston und Stowe.

New York: [illegible] und [illegible]

1884.

Engelsbesuch.

Haus und Herd.

Eine

Illustrirte Monatsschrift für die Familie.

Redigirt

von

H. Liebhart.

Zwölfter Jahrgang.

Mit zwölf Titelbildern und vielen Holzschnitten.

Cincinnati, Chicago und St. Louis:
Verlag von Cranston und Stowe.
New York: Phillips und Hunt.
1884.



Inhalt
des
Zwölften Bandes.

Titelbilder.

Abhandlungen.

Biographien und Lebensbilder.

Erzählungen.

Erbauliches.

Kirche und Mission.

Schule und Erziehung.

Geschichts- und Zeitbilder.

Naturwissenschaftliches und Gemeinnütziges.

Skizzen und Reisebilder.

Gedichte.



Musik.

Sonntagschul-Lektionen.

Am Kamin und Im Schatten.

Frauenzeitung.

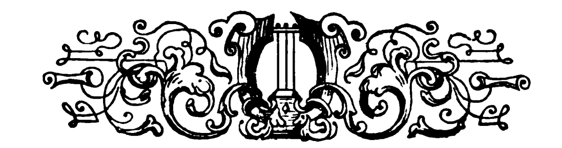


Zu Hause.

Bilder aus der Zeit.



Holzschnitte.



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. Januar 1884. Erstes Heft.

Engelsbesuch.

(Zum Titelbild.)



Strahlest mir wieder, du einziger Baum?
Träum' ich dich wieder, dich seligen Traum?
Tönt mir auf's Neue dein Zauber an's Ohr,
Festlicher Glocken frohlockender Chor?

Ja, sie ist's wieder, die heilige Nacht,
Die einst der Welt den Erlöser gebracht;
Ringsum der Jubel, der festliche Glanz
Webt sich dem Herren zum leuchtenden Kranz.

Doch in dem Jubel so traurig ich steh',
Trag' tief im Busen ein nagendes Weh,
Zwing' kaum die Thränen des Leides zurück,
Richt' oft zum Himmel den sehnenden Blick.

Wenn fröhlich And're beisammen nun sind,
Dann, süßer Liebling, mein herziges Kind,
Fehlst meinem Herzen so sehr — ach so sehr!
Seit du geschieden, kennt's Freude nicht mehr.

Kehrest nie wieder? — Von Glorie umwallt,
Schwebet hernieder 'ne lichte Gestalt;
Trägt meine süße, die theuere Last,
Hält meinen Liebling so zärtlich umfaßt.

Däucht mich, als rufe mein Kindlein mir zu:
Weine nicht Vater, o gieb dich zur Ruh'!
Oeffne dein Herze der Weihnachten Licht,
Geh' zu der Krippe, wenn Trost dir gebricht.

Trau're nicht länger; in seligen Höh'n,
Dort, unter Jauchzen und Harfengetön
Schmiegt an des Hirten so liebende Brust
Sich nun dein Liebling in seliger Lust.

Nun, treuer Hirte, so sei es denn dein,
Zieh' nur auch tiefer in dich mich hinein;
Daß ich nach Nächten des Kummers und Weh
Heim zu dem Christtag der Ewigkeit geh'.

G. Weiler.

Eine Christnacht in Bethlehem.

Editor.

Möchte der freundliche Leser nicht auch einmal Weihnachten in Bethlehem feiern?

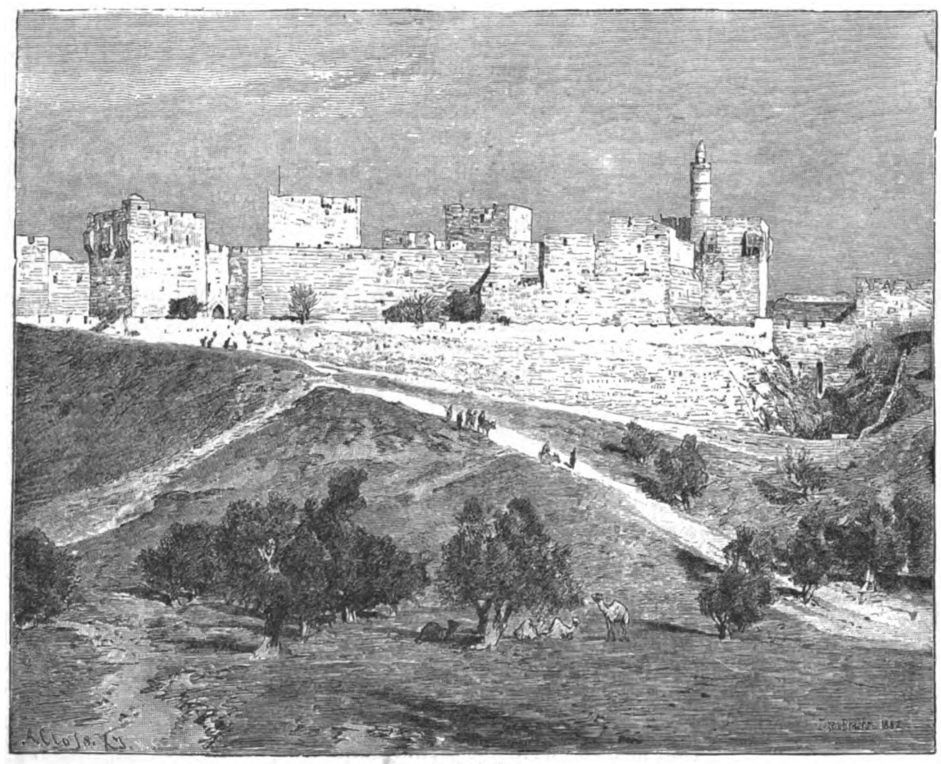
Wir laden ihn ein, mitzukommen und sich zuvörderst Bethlehem ein wenig näher anzuschauen.

Nicht selten wird das weltberühmte Städtchen, in welchem das Heil der Welt zu uns gekommen, als wüster, verfallener Ort beschrieben, was aber neuere Reisende verneinen. Freilich, so hübsch und schmuck und neu sieht Bethlehem nicht aus wie ein Dorf in Neu-England, denn wir müssen uns erinnern, daß wir im Türkenland sind, wo es oft gar bunt zugeht und nichts zur Verschönerung gethan wird.

Im Ganzen aber macht Bethlehem einen anmuthigen Eindruck. Die uralte Stadt liegt auf einem hufeisenförmigen Bergrücken und hat eigentlich nur eine Hauptstraße, welche sich auf dem östlichen Abhang des Bergrückens hinzieht, während die übrigen engen und steilen Gassen die Stadt in allen Richtungen durchkreuzen.

Die Häuser sind zumeist einstöckig, aus weißgrauem Stein erbaut und statt der Dächer mit flachen Terrassen (Söller) versehen.

Früher befestigt, ist heute von den Stadtmauern Bethlehems nichts mehr zu merken. Nur von der Citadelle, dem „Fort", ist noch etwas übrig geblieben, wie auf unserm Bilde zu sehen ist.



Citadelle zu Bethlehem.

Die heutigen Bewohner des Städtchens sind meistens Christen und gehören namentlich zur griechisch- und römisch-katholischen Kirche. Sie sind, was im Morgenlande nicht oft vorkommt, ein energisches, fleißiges Geschlecht, kriegerisch, gewerb- und kunstsinnig. Da giebt es Handwerker und Kaufläden aller Art, auch Waffen-Fabrikanten.

Die Männer Bethlehem's sind stattliche Gestalten und tragen eine Kleidung, welche die Mitte hält zwischen der Stadt- und der Bauerntracht. Ueber das weiße Hemd legen sie eine lange, aus buntgefärbtem Stoffe bestehende, oft rothe Tunika an, schnüren sie mit dem Gürtel

zusammen und werfen darüber den arabischen, gewöhnlich schwarzen Mantel. Ihren Kopf ziert ein mächtiger Turban.

Die Frauen Bethlehems zeichnen sich durch überraschende Schönheit und ausdrucksvolle Gesichtsbildung aus, welcher das dunkle Auge ein eigenthümliches Leben verleiht. Sie sehen halb egyptisch und halb jüdisch aus und tragen sehr kleidsame morgenländische Tracht.

Das sind die Leute, unter denen wir in Bethlehem Christnacht feiern.

Denke dir aber kein Fest, lieber Leser, wie du es in Amerika oder im alten Vaterlande feierst, mit erbaulicher Predigt, dem bekannten Bibelabschnitt, den Kindergesängen und dem geschmückten Tannenbaum. Ach nein — es geht recht formmäßig, geprängevoll zwar, aber doch im ganzen herzlos und auch etwas morgenländisch her. Die heutigen Bethlehemiten sind im Herzen nicht, so empfänglich wie damals die Hirten, und wenn auch die äußere Andacht eine tadellose, ja wohl — knechtische ist, von dem „Geboren im Herzen" weiß weder Volk noch Priester in Bethlehem. Wer davon etwas empfinden will, muß sein Weihnachten in dem protestantischen Missionshaus zu Bethlehem feiern. Wie es jedoch da zugeht, das wissen wir, wenn wir zu Hause recht Christtag halten.

Wir schauen uns deßhalb nach der Menge der Bethlehemiten um.

Am 24. Dezember trifft der römische Patriarch von Jerusalem mit zahlreichem Gefolge zu Pferde in Bethlehem ein. An der Spitze des Zuges reitet ein Priester mit dem Patriarchenkreuz, darauf folgt der Patriarch selbst auf arabischem Schimmel, umgeben von seinen Kanonikern, zahlreichen Arabern und militärischer Begleitung.

Sie reiten auf eine festungsartige Gebäudegruppe zu, welche fast außerhalb der Stadt am östlichen Abhange des Bergrückens liegt, und aus dem armenischen Kloster, dem römischen Kloster, der römischen Katharina und der Helena- oder Marienkirche besteht, welch letztere den Griechisch-katholischen gehört und auch Geburtskirche genannt wird.

Diese Kirche ist selbstverständlich



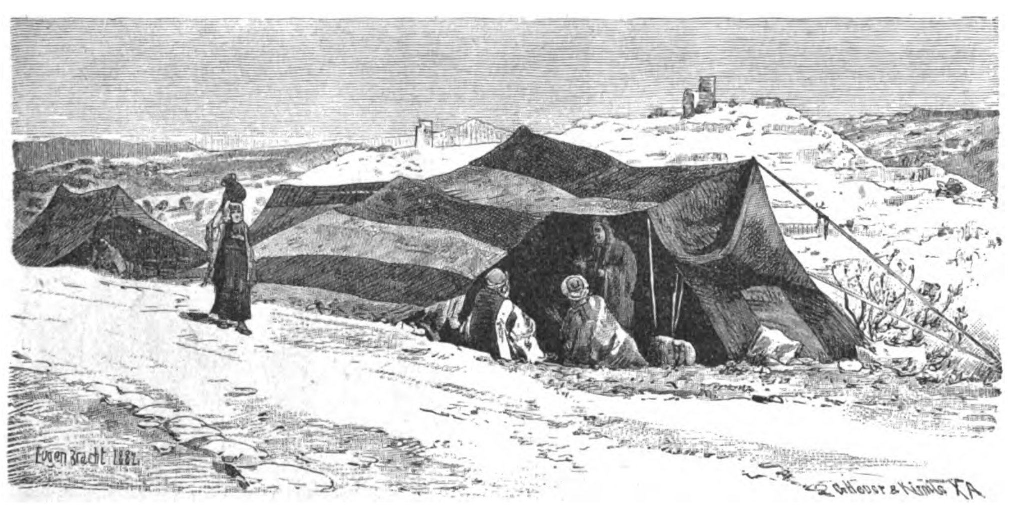
Bethlehemitin am Brunnen.

der Haupt-Anziehungspunkt. Von außen gewahrt man kaum, daß ein berühmtes Heiligthum hinter den versteckten Mauern liegt, aus denen nur einige Giebel hervorragen, und vor denen gewöhnlich Beduinen ihre Zelte aufgeschlagen haben.

Innen aber ist der Anblick ein großartiger. Der stattliche Dom (Basilika) wird durch vier Reihen korinthischer Säulen in fünf Schiffe getheilt und soll von Constantin dem Großen erbaut worden sein. An den Wänden befinden sich herrliche Mosaikgemälde, welche biblische und kirchengeschichtliche Scenen darstellen.

Unter der Basilika liegt die vielverzweigte Krypta, eine Reihe unterirdischer natürlicher Höhlen, zu denen steinerne Treppen führen. Eine dieser Höhlen ist die Geburtskapelle; denn hier soll, der Ueberlieferung nach, unser Herr und Heiland Jesus Christus als Mensch geboren sein. Es ist ein langer schmaler, zur Kapelle ausgestatteter Raum, der nur durch die Decke sich als natürliche Höhle verräth. Als Mittelpunkt des Heiligthums schimmert, eingelegt in dem Marmorboden einer Nische, ein großer silberner Stern mit der bedeutungsvollen Inschrift: "Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est." Auf deutsch etwa: „Hier wurde von Maria, der Jungfrau, Jesus Christus geboren." Gleich neben dieser Höhle führen ein paar Stufen zu einer andern Grotte hinab, in welcher eine moderne, marmorne Krippe die Stelle veranschaulichen soll, an der das Jesuskind in die Krippe gelegt wurde. Nahe dabei findet sich auch die Grotte und das Grab des Kirchenvaters Hieronymus, welcher sich hierher mit einigen Schülerinnen aus vornehmen römischen Geschlechtern zurückzog und unter andern Arbeiten an diesem Orte auch die Bibel für das Abendland ins Lateinische übersetzte.

So weit wäre die Umgebung geeignet, uns recht festlich zu stimmen und Weihnachtsgedanken zu erwecken. Aber die Menschen verderben Alles wieder. Sind diese Räumlichkeiten, namentlich der Dom, schon das ganze Jahr so zu sagen der Tummelplatz Bethlehems, so werden sie in den Weihnachtstagen womöglich noch mehr entweiht. Alles drängt sich hierher am Nachmittag des 24. Dezembers. Kinder balgen sich darin herum und in den Ecken liegen nicht selten schlafende Bauern, welche vom Land gekommen, um die Prozession zu schauen und jetzt hier ausruhen, damit sie während des Abends munter sind.



Beduinenzelt vor dem Kloster und der Geburtskirche zu Bethlehem.

Erst um vier oder fünf Uhr räumt türkisches Militär die Basilika von den Herumlungerern und die Vorbereitung zur Feier beginnt.

Die griechische Kirche feiert bekanntlich das Christfest auf einen andern Tag. Aber aus Höflichkeit gegen die Römischen wird die Geburtskirche, welche den Griechen gehört, von diesen in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember hell erleuchtet.

Der römische Patriarch rüstet sich im Kloster mit den Seinen zur feierlichen Prozession. Hunderte, vielleicht eine zu Tausenden zählende Pilgerschaar haben sich überall gelagert und aufgestellt, wo es die türkischen Soldaten dulden.

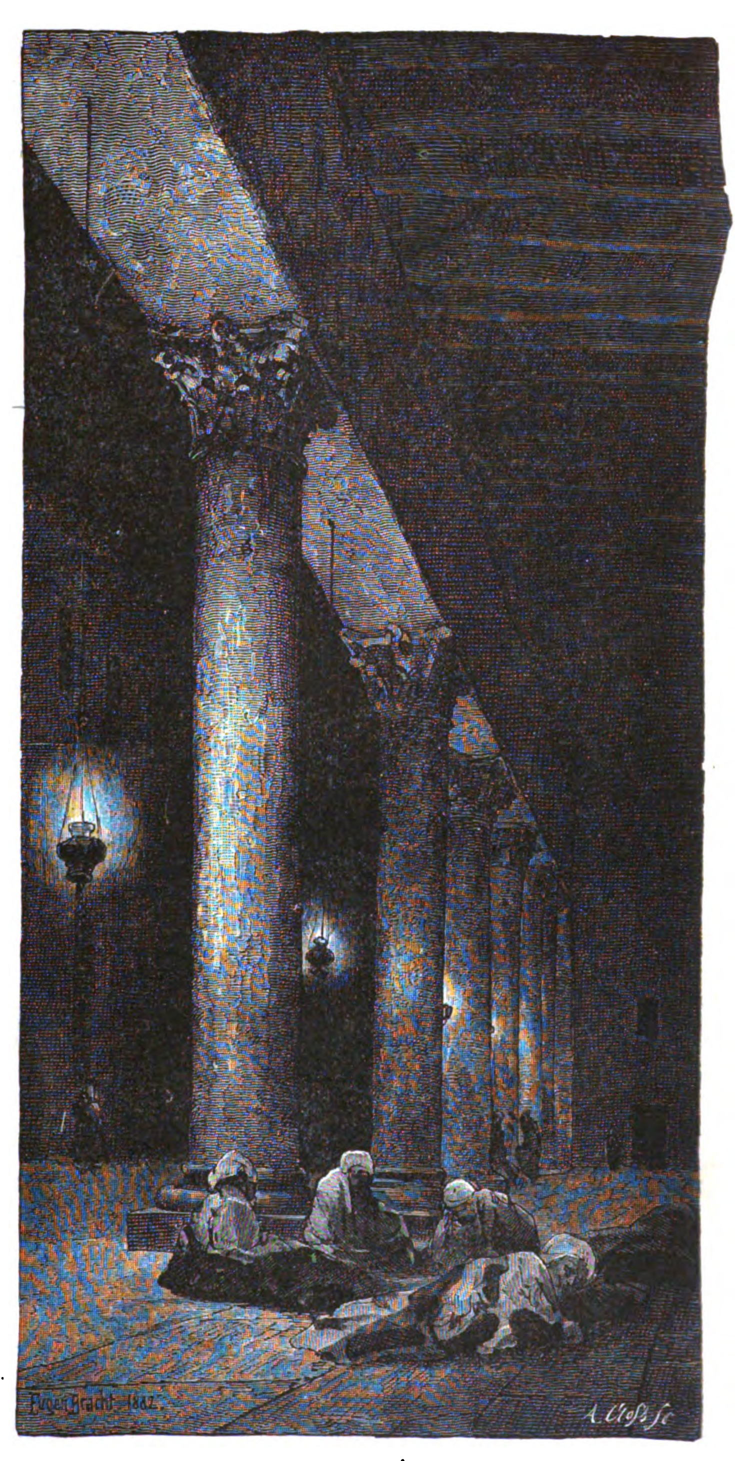
Endlich — mit einbrechender Dunkelheit öffnet sich die Klosterpforte. Türkische Soldaten bilden Spalier von der Klosterpforte bis zum Eingang der Geburtskapelle, und die in Roth und Gold gekleideten Palastbeamten (Kawassen) des Patriarchen von Jerusalem, die schweren Portierstäbe alle zwei Schritte dröhnend auf die

Marmorplatten stoßend, eröffnen den Zug. Ihnen folgen singende Chorknaben mit Kerzen in den Händen, dann alle Brüder des römischen Franziskanerklosters, dem Alter nach geordnet, den Jüngsten zuerst, alle gleichfalls Kerzen tragend, endlich der Franziskanerprior, welcher auf den Armen eine Art Wiege hält, einen goldenen Korb, worin ein wächsenes Christuskind gebettet ist. Hinter dem Prior in großer Uniform der französische Konsul mit seinem Kanzler, seinem Dolmetscher (Dragoman) und vier Kawassen. Vornehme Pilger und Fremde, Amerikaner, Engländer, Deutsche, Franzosen rc., auch bethlehemitische Frauen beschließen den Zug.

In der Kirche wird am römischen Altar Hochamt gehalten, dann beginnt der Umzug durch die Kapellen, zur Geburtsstätte und den andern Räumlichkeiten. Ueberall liegen, stehen, beten Pilger und Mönche, überall viel Gepränge, viele Worte und wenig wirkliche Andacht und ächte Weihnachtsstimmung. Bis 2 und 3 Uhr Morgens währt dieses Umherziehen und die aufgehende Sonne trifft noch Hunderte in der Basilika und der Geburtskapelle.

Das ist die Christnacht in Bethlehem. Wir wünschten sie uns anders. Aber also ist es. Drinnen im Städtchen mahnt nichts daran — kein Weihnachtsbaum, kein Christtagslied, keine fröhliche Kinderschaar. Nur weit droben, im protestantischen Missionshaus haben sie die Weihnachtslichter angezündet und lesen das Christtags-Evangelium und predigen vom Licht der Welt. Dort gehen wir hin, dort gefällt es uns.

Ehe wir jedoch eintreten, wandern wir hinaus ins Feld, wo die Hirten einst gewacht.



Basilika der Geburtskirche in der Christnacht.



Der silberne Stern auf der Geburtsstätte.

Und siehe da — es sind der nächtlichen Wanderer noch mehr. Der klare Sternenhimmel erleuchtet matt die Gefilde und eine Gruppe deutscher Reisender hält auf dem schmalen Wege an und singt über Bethlehem hinaus das alte "Adesti fidelis," — „Herbei, o ihr Gläubigen, ꝛc." Sie singen das köstliche Lied vortrefflich, diese deutschen Sänger, und dieser Weihnachts-Gottesdienst macht einen viel tieferen Eindruck auf uns, als die oberflächliche Prunkfeier in der Geburtskirche zu Bethlehem.

Die Erscheinung Christi auf Erden.

Von J. Schlagenhauf.

I. Er erschien unter demjenigen Volke, welches für seine Aufnahme am meisten vorbereitet war.

Unter dem Volke Israel, unter welchem der Herr Jesus seine Erscheinung machte, hatte der Glaube an den Einigen, lebendigen, heiligen und gnädigen Gott tiefe Wurzeln in den Gemüthern gefaßt und das gesammte Volksleben durchdrungen. Durch die schweren Leiden in der Gefangenschaft war der Hang nach fremden Göttern gründlich ausgerottet, so daß Jesus nicht zuerst die Nichtigkeit des Götzendienstes zeigen und die Altäre der Götzen zu zerstören brauchte.

Er konnte die Lehre von dem Einen Gott, der

als Vater für uns sorgt und die Lehre von der großen Erlösung verkündigen, ohne die Vorurtheile und den Haß des Volkes und der Obrigkeit zu erregen.

Seit Jahrhunderten war unter dem Volke Israel die Sehnsucht nach einem Heilande angeregt und lebendig erhalten worden. Das Gesetz mußte der Zuchtmeister auf Christum werden, indem es alle, welche seine hohen Forderungen nicht erfüllten, mit seinen schweren Flüchen belegte, damit sie nach einem Erlöser sich umsehen möchten.

Der gesammte Kultus mit seinen Opfern und Ceremonien schattete die Erlösung durch ihn ab. Durch die glänzenden Schilderungen der Propheten von der hohen Abkunft, Person, Wunderthaten und dem herrlichen Reiche des kommenden Messias waren die Erwartungen des Volkes auf das höchste gespannt.

Der religiöse Zustand des Volkes war ein trauriger, zerrüttet durch Partei- und Zanksucht.

Die Pharisäer hielten zwar an dem Gesetze fest, aber es war ihnen zum bloßen Buchstaben herabgesunken, und unter einem frömmelnden Schein verbargen sie ein heuchlerisches, boshaftes Herze, daß die Aufrichtigen sich von ihnen abwenden mußten.

Die Sadducäer eiferten zwar gegen die Scheinheiligkeit der Pharisäer, leugneten aber die Unsterblichkeit, Auferstehung und künftige Vergeltung, daß ein nach Gott und seinem Frieden sich sehnendes Herze von ihnen abgestoßen werden mußte.

Die Essäer führten ein ascetisches Leben, verwarfen die Genüsse, die Ehe, den Handel u. s. w., und konnten mit ihren Geheimlehren das Volk weder anziehen noch begeistern.

Das Scepter war von Juda entwandt und ein fremder Herrscher schrieb dem Volke Gesetze vor; und doch hatte der Erzvater Jakob sterbend geweissagt: Es wird das Scepter von Juda nicht entwendet werden, noch ein Meister von seinen Füßen, bis daß der Held komme; und demselben werden die Völker anhangen. 1 Mos. 49, 10.

Durch diese Ereignisse und Zustände war bei den Bessergesinnten eine Sehnsucht nach Wahrheit, nach dem Davidssohne, der ein ewiges Reich aufrichten sollte, erwacht und trat zur Zeit der Erscheinung Christi am stärksten hervor.

Dazu war die Lage des heiligen Landes am günstigsten, das Volk zur Aufnahme und Ausbreitung des Evangeliums geschickt zu machen. Vor den verderblichen Einflüssen der Heidenvölker war es geschützt im Westen durch das Mittelländische Meer, im Norden durch den gewaltigen Libanon, im Osten durch die große syrische Wüste, im Süden durch das steinige Arabien.

So abgeschlossen, konnte die Erkenntniß göttlicher Dinge sich ungestörter entwickeln und das Volk für seinen weltgeschichtlichen Beruf herangebildet werden.

Und doch war es wieder nahe dem Mittelpunkt der Weltthätigkeit, um im entscheidenden Augenblicke aus der Abgeschlossenheit hervorzutreten und die Botschaft des Heils unter alle Völker zu tragen.

Es lag auf dem Uebergange von Asien nach Afrika, zwischen Egypten und den großen Weltreichen und reichte bis Phönizien, dessen Handelsstraßen nach den Häfen Tyrus und Sidons an seinen Grenzen vorüberführten.

II. Er erschien zu einer Zeit, da die Umstände für die Ausbreitung des Evangeliums am günstigsten waren.

Die aufgeklärten und weisen Männer des Heidenthums hatten längst die Mythologie und den größten Theil des abgöttischen Kultus in die Rumpelkammer geworfen und spotteten über die Götterverehrung und abergläubischen Gebräuche der Menge.

Die Ehrfurcht vor dem Heiligen war im Schwinden, die Moral tief gesunken und die heidnischen Religionen, welche weder dem Verstande Licht, noch dem Herzen Befriedigung gewähren konnten, gingen dem Verfall entgegen.

Die Weisen hatten durch ihr rastloses Streben auf allen Gebieten des Wissens und Lebens das Höchste geleistet, was menschliche Kraft zu erstreben vermochte, und waren zu der Ueberzeugung gelangt, daß durch Kunst, Wissenschaft, Kultur und weltliche Bildung das Sehnen des menschlichen Geistes nicht gestillt, noch die Menschheit auf eine höhere Stufe der Veredelung und Glückseligkeit geführt werden könne.

In bangen Zweifeln irrten sie umher, suchten nach Licht, bauten dem unbekannten Gott Altäre, frugen nach einer neuen Lehre, welche den Verstand erleuchten, dem Herzen Ruhe bringen, mit Wissenschaft und Kunst im Einklang stehen und die Menschheit zur Veredelung führen würde.

Viele gottesfürchtige Männer und Weiber aus den Heiden wandten sich dem Judenthum zu, angeregt durch die weitverbreitete Kunde von der Erscheinung eines großen Königs in Israel, der die Völker beherrschen und auf die höchste Stufe der Glückseligkeit führen sollte.

Die Sehnsucht war auf's Höchste gestiegen, die Menschen schauten sich um nach einem Lehrer und Erlöser.

Die griechische Sprache war damals in fast allen Städten des römischen Reiches die herrschende.

Die Griechen waren schon frühe ein handeltreibendes, seefahrendes Volk, das viele Colonien anlegte, und seine Sprache und Gelehrsamkeit überall hin zu verpflanzen suchte.

Alexander der Große vollendete das von seinem Vater unternommene Werk, ganz Griechenland zu erobern, und unterwarf sich dann die alten und reichen Völker Asiens. Durch seinen Eroberungszug und die damit verbundene Gründung von Städten und Colonien wurde die griechische Sprache über die Erde verbreitet und zur Umgangs- und Schriftsprache der Vornehmen und Gelehrten. Bei seinem Tode fiel das unermeßliche Reich in die Hände seiner vier vornehmsten Generäle, lauter Griechen, welche viele Städte gründeten und die griechische Sprache gesetzlich in denselben einführten.

Jeder Nicht-Grieche, der die Schätze der Wissenschaft und des Handels sich aneignen wollte, mußte die griechische Sprache erlernen.

Der römische Geschichtschreiber Cicero sagte: „Wenn irgend Jemand meint, es sei weniger Ruhm zu erlangen durch griechische Verse als durch lateinische, der irrt sich gewaltig. Die griechischen Schriften werden unter allen Nationen gelesen, während die lateinischen Schriften auf ihre eigenen engen Grenzen beschränkt sind.“

Darum verfaßten auch die neutestamentlichen Schreiber, mit Ausnahme des Matthäus, ihre Schriften in griechischer Sprache, damit sie schnellen Eingang und Verbreitung unter allen Völkern finden konnten.

Es waren Vorkehrungen getroffen, daß die Kunde von dem Leben, der Lehre und der Erlösung durch Christum schriftlich und mündlich schnell allen Völkern mitgetheilt werden konnte.

Die damals bekannte civilisirte Welt war unter Einem Scepter vereinigt.

Rom war durch Gewalt, List und Verrath die Nachfolgerin Griechenlands, die Beherrscherin der Welt geworden. Das Reich erstreckte sich im Norden bis nach Britanien, im Süden bis zur großen Wüste, im Westen bis nach Spanien, im Osten bis nach Parthia, und zählte 120 Millionen Einwohner. Es war das größte Gemeinwesen, das bis dahin unter Einem Scepter stand und von Einem Oberhaupt regiert wurde.

Kanäle und Heerstraßen, auf denen sich die Waarenzüge, die Kriegsheere und kaiserlichen Couriere bewegten, durchzogen gleich Adern den kolossalen Völkerleib und trafen im Herzen desselben, in Rom zusammen. Der herrschende Kaiser Augustus ließ sich während seiner 44-jährigen Alleinherrschaft die Wohlfahrt des Reiches treulich angelegen sein und konnte sich rühmen, Rom sei bei seinem Regierungsantritt eine Stadt aus Backsteinen gewesen, er habe sie aus Marmor aufgebaut.

Auf den angelegten Handels-, Militär- und Verkehrsstraßen konnten in den nachfolgenden Friedenszeiten die Boten des Evangeliums unter dem schützenden Adler Roms in alle Welt ziehen, das Reich des Friedefürsten auszubreiten.

Da die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn.

Kein Zeitpunkt in der ganzen Weltgeschichte war so geeignet zur Ausführung des großen Zweckes Jesu zur Erlösung der Menschheit, als der damalige. Alle Veranstaltungen auf religiösem und politischem Gebiete, die Fortschritte in Wissenschaften und Künsten, die Sehnsucht der Herzen deuteten auf ihn, forderten ihn, konnten ihn aber nicht hervorbringen. Er mußte vom Himmel, aus des Vaters Schooße kommen.

Die Weltgeschichte hat in ihm ihren Wendepunkt, als den Abschluß eines alten und den Anfang eines neuen Zeitalters. Die Menschheit findet in ihm ihren Mittelpunkt, daß Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Glanze der Gottesliebe vor ihr ausgebreitet liegen und Licht in die dunklen Oerter und Segensströme in die unfruchtbaren Oeden fließen.

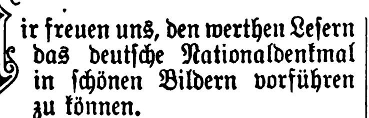
Darum sammelt sich die christliche Welt jährlich an der Krippe zur Betrachtung der großen, beglückenden, welterneuernden Thatsache der Offenbarung einer unergründlichen Fülle göttlicher Weisheit und Liebe, und stimmt aus tiefbewegtem Herzensgrunde in die Worte des Dichters ein:

„Es jauchze heut' die weite Welt!
Ein Mittler kam der Sünderwelt!
Gott in der Höh' sei Ehre!
Froh war der Tag, da er erschien,
Vom Himmel her besang man ihn:
Gott in der Höh' sei Ehre!
Friede! Friede! Soll auf Erden
Wieder werden!
Wohlgefallen
Bringt des Menschen Sohn uns Allen!“



Das deutsche Nationaldenkmal.

Editor.



Wir freuen uns, den werthen Lesern das deutsche Nationaldenkmal in schönen Bildern vorführen zu können.

Vor 25 Jahren wäre es noch wie ein Spott gewesen, hätte Jemand ein deutsches N a t i o n a l denkmal errichten wollen, denn Deutschland war damals ja nur ein geographischer Begriff, aber keine Nation. Heute steht ein vereinigt Volk in den deutschen Gauen und deßhalb war die Errichtung eines Nationaldenkmals auch ganz am Platze.

Der Ort des Denkmals hätte nicht besser gewählt werden können. Bingen gegenüber, wo sich die hellgrünen Fluthen des Rheins durch die Thalenge drängen und der sagenumwebte Mäusethurm aus den Strudeln des Binger Lochs ragt, auf dem rechten Rheinufer, beim rebenumkränzten Rüdesheim, auf den lieblichen Höhen des Niederwaldes steht die Germania. Gehe mit mir hinauf, lieber Leser, und schaue dir den herrlichen Rheingau an.

Es ist historischer Grund. Hier hatten sich vor Alters die Römer festgesetzt und Bingium, Confluentes (Koblenz) 2c. gegründet. Später hielt drüben in Ingelheim Karl der Große seine „Pfalz", seinen Kaiserhof. Drüben am Naheufer liegt die Ebernburg, die „Herberge der Gerechtigkeit", welche dem edlen Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen lange Zeit eine Heimstätte war. Vorn über Bingen erhebt sich die wieder aufgebaute Burg Klopp, in welcher Heinrich IV. von seinem Sohne gefangen gehalten wurde; nicht weit davon ragt Rheinstein zu den Wolken, wo Rudolph von Habsburg streng Gericht über die Raubritter hielt, und von fernher glänzen die Thürme von Mainz, die uns an die Kämpfe des Mittelalters, an die Kurfürsten und Herrscher früherer Zeiten erinnern.

Und es ist ein prächtig Stück Gottes Erde dieser Rheingau, so prächtig, wie man es nicht überall so schnell wieder findet. Kein Wunder, daß der Franzmann den schönen Rhein gern gehabt hätte! Aber — „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein," so haben wir schon in der Schule gesungen; und jetzt erst recht nicht, da der alte Kaiser wieder auferstanden und es wieder ein deutsches Reich und Volk giebt.

Jedoch — schauen wir uns das Denkmal ein wenig näher an. Es ist nicht bloß groß und mächtig in seinem Totaleindruck. Es darf auch mit Recht gesagt werden, daß ein sprechenderes Monument, ein in allen Theilen gelungeneres Kunstwerk nirgends sonst zu finden ist.

Schon die auf beiden Seiten vorgeschobenen Sandsteinbauten, die aus dem Rebhügel aufsteigen, erhöhen die Wirkung des eigentlichen Denkmals mächtig und harmoniren mit ihren hellen Farben wohlthuend mit dem Kranze deutscher Eichen, der das Standbild der Germania im Hintergrunde einfaßt.

Ebenso trefflich wirken die Ausbauten rechts und links am Unterbau des Denkmals, das wir nun näher beschreiben wollen.

Vorne, unten in der Mitte des Sockels trifft unser Auge zunächst eine Gruppe des Rheins und der Mosel. Der mit bekränztem Haupt und ehrwürdigem Barthaar dargestellte Vater Rhenus überreicht sein Uferhorn der jugendlichen Mosella, ihr für alle Folgezeit die Grenzwacht zu treuer Hut übergebend.

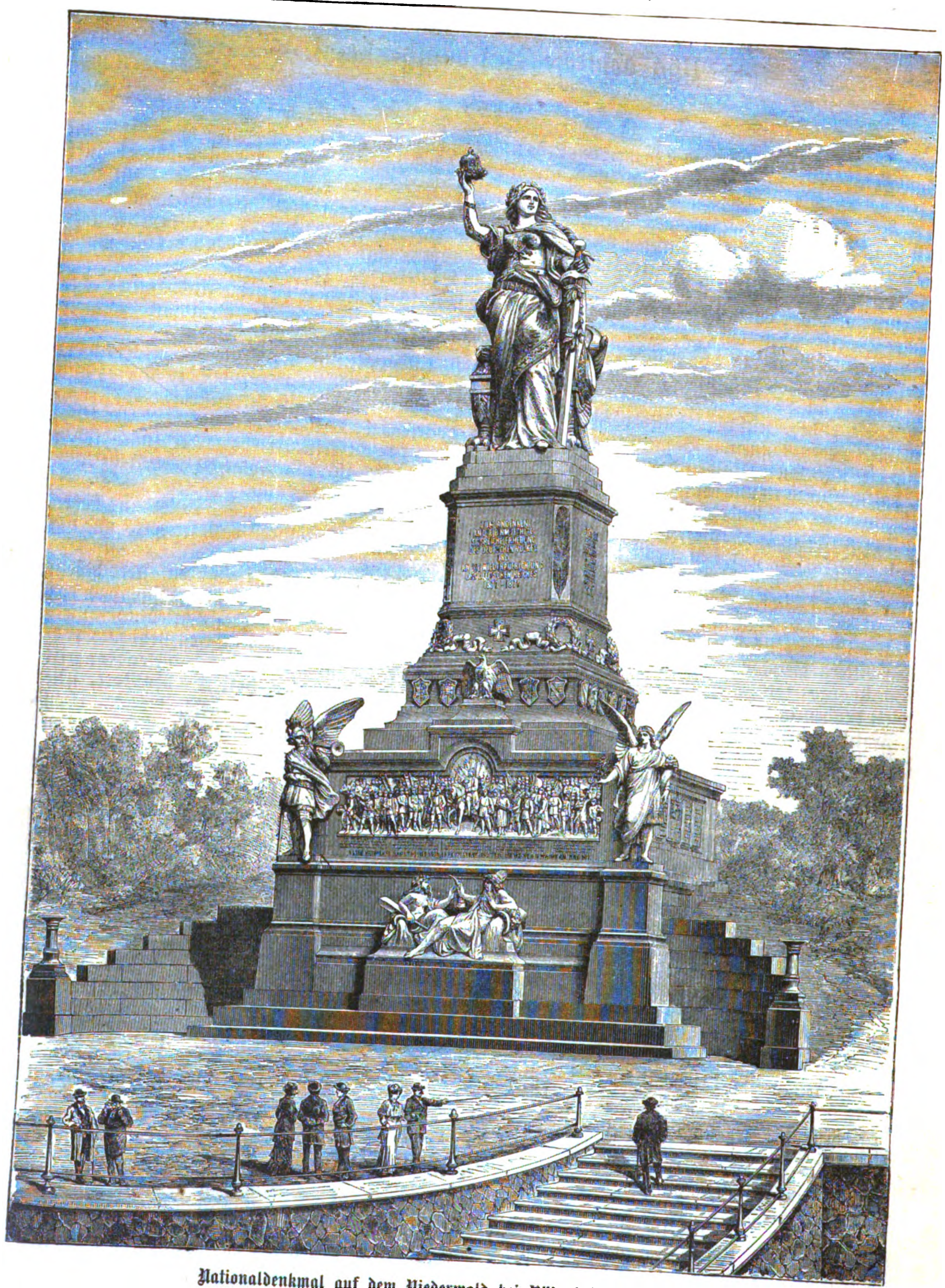
An den beiden Ecksockeln des Unterbaus stehen die sinnbildlichen Figuren des „Krieges" und des „Friedens".

Zwischen diesen beiden Figuren, über Rhein und Mosel und unter dem Reliefbild, das den Kaiser 2c. darstellt, steht geschrieben: „Lieb' Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein". Unter dieser Inschrift sind die Figuren des Reliefbildes der Vorderseite in L e b e n s g r ö ß e dargestellt, woraus schon allein auf die Höhe und Größe des Denkmals zu schließen ist. Dasselbe verkörpert die Wacht am Rhein, den Augenblick, da sich die deutschen Krieger um den Kaiser schaaren. Um den in der Mitte hoch zu Roß ragenden Kaiser gruppiren sich nahe an 200 Figuren; z. B. die Könige von Bayern, Sachsen und andere Fürsten, Generäle, und vor allem Moltke und Bismarck. Jeder dieser Köpfe ist ein gelungenes Portrait. Ueber dem Haupte des Kaisers sind um die deutsche Bundesfahne die Fahnen der Hansestädte 2c. angebracht.

Ueber diesem Hauptrelief und auf der Säule, auf welcher die Germania steht, strahlt in großen Bronzebuchstaben die bedeutsame Inschrift auf uns herab: „Zum Andenken an die einmüthige, siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und an die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches 1870—1871.

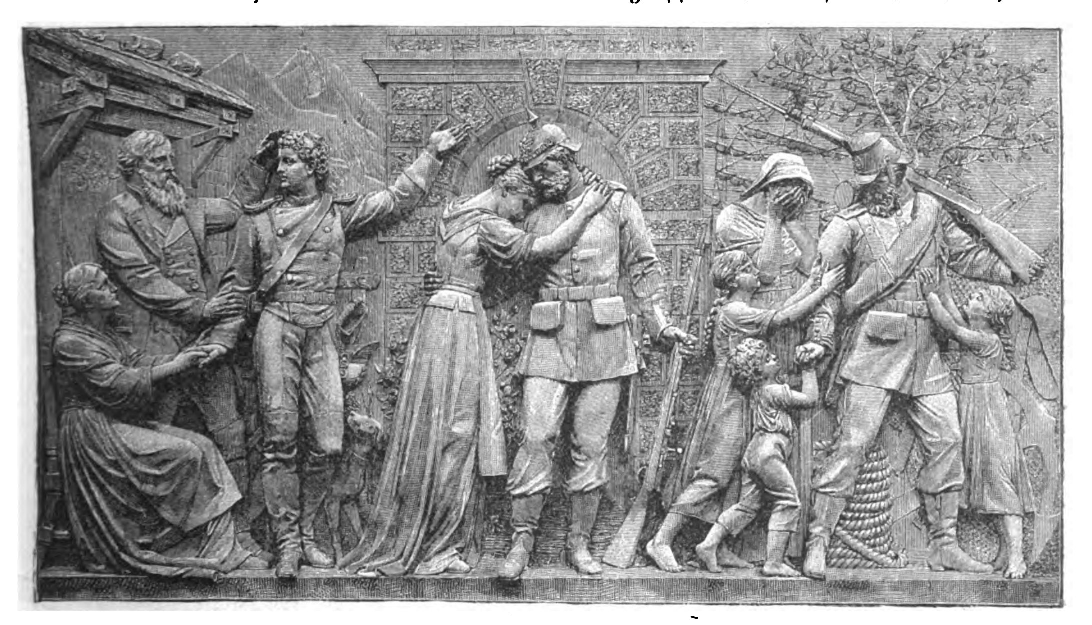
In gleichfalls lebensgroßen Figuren stellen uns zwei kleinere Reliefs an der rechten und linken Seite des Sockels den „Abschied" und die „Heimkehr" der Krieger dar.

Hoch droben im bairischen Hochgebirg steht ein schlichtes Bauernhaus. Die treue Mutter sagt ein letztes Lebewohl dem stattlichen, bairischen Reiter, der dem Ruf des Vaterlandes folgt.



Nationaldenkmal auf dem Niederwald bei Rüdesheim am Rhein.

Segnend ruht die Hand des Vaters auf dem Haupte des Erstgebornen, in dessen Antlitz der Schmerz der Trennung sich rührend ausprägt; zu seinen Füßen schmiegt sich der treue Schutzwart, der Hund des Hauses, an den jugendlichen Krieger. Gottvertrauend zieht er hinaus, hoffend auf ein Wiedersehen nach beendetem Kampfe. Und neben dieser Gruppe scheidet thränenden Auges ein liebendes Brautpaar, der Krieger in der Ausrüstung eines preußischen Infanteristen. Die jugendliche schlanke Gestalt des Mädchens lehnt trauernd das Haupt an des Geliebten Schulter; aber das Vaterland ruft, in letzter Umarmung reißt sich der Jüngling los — ein Abschied vielleicht für's Leben. Und wieder ein anderes Bild! Auch droben im kalten Norden der Hintergrund festlich geschmückt. Nicht jubelnd kehren die Krieger aus hartem Kampfe zurück. Es ist mehr die ernste Weihe, welche das Ringen um des Vaterlandes Größe den Helden aufgeprägt, die sich in den kräftigen Gestalten und Gesichtern derselben kundgiebt. Die Helme bekränzt, reichen die Heimkehrenden die Hände den erwartenden Frauen dar; den Jüngling wie den gereiftern Mann drängt es zum heimischen Herd, beide zieht es hin zu den freudig erregten Lieben. Und diese? Mit Lorbeer- und Eichenkränzen eilen sie ihnen entgegen, banges Erwarten, Freude und Dankbarkeit zeigen die Frauen, Stolz und Anerkennung die harrenden Männer. Vor allem aber fesselt die Mittelgruppe des Reliefs. Verwundet, den



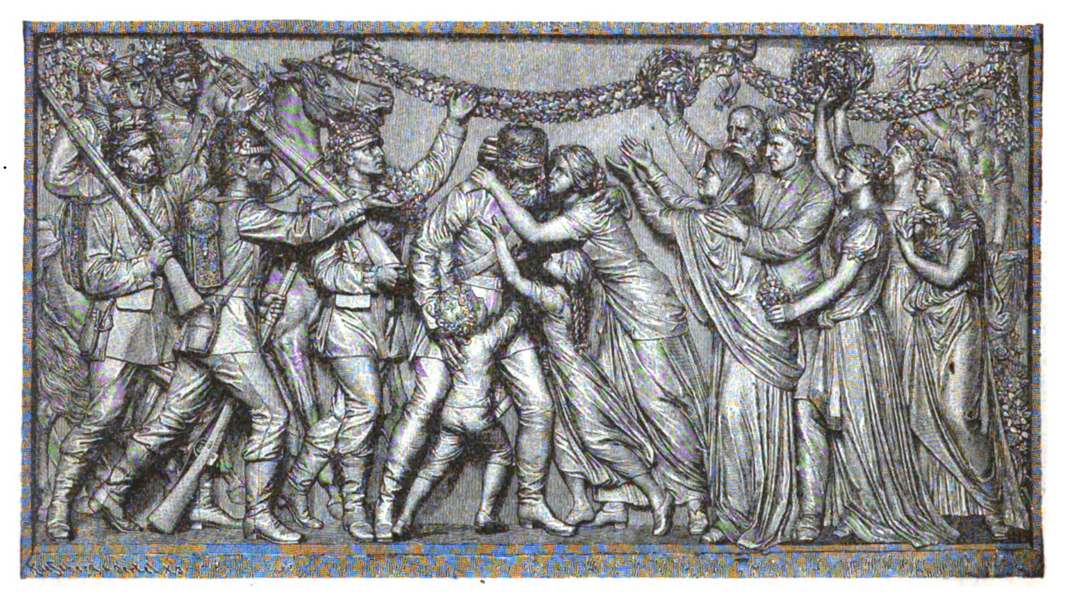
Das Relief „Abschied der Krieger" am Sockel des Nationaldenkmals auf dem Niederwald.

ist der Heerruf erklungen. Netze und Seilwerk am Meeresstrand künden den Lebensberuf des Landwehrmanns, der eben Abschied von dem geliebten Weibe nimmt. Nicht vermag das älteste seiner Kinder, ein liebliches Mägdelein, den Vater zurückzuhalten; der König ruft, Mann und Waffe sind bereit, er eilt davon, nicht zurückblickend auf das verhüllte Antlitz der Gattin und Mutter, nicht achtend der bittenden Geberden des jüngern Mädchens; noch einmal drückt das dem Vater folgende jüngere Söhnchen ihm die Hand — es muß geschieden sein!

„Die Heimkehr", das zuletzt vollendete Relief, zeigt durch die stilvolle Ruhe in den Gestalten der zur Rechten harrenden Frauengruppe eine an die Antike erinnernde Anmuth und Würde. Mit Laubgewinden, Kränzen und Schleifen ist Eichenkranz um den Helm, umfaßt der heimkehrende Landwehrmann die innig liebende, ängstlich besorgte Gattin, jubelnd schmiegen sich Tochter und Sohn an die kräftige Brust des wiederkehrenden Vaters; das ganze Glück, die ganze Herzinnigkeit der wiedervereinigten Familie prägt sich in den vier Hauptpersonen der Gesammtgruppe aus — ist er doch wieder daheim, der lang Vermißte, schmerzlich Entbehrte, ist es doch vorüber das Ringen und Streiten, kehrt doch Ruhe zurück in Heimath und Haus.

Und nun den Blick zu der edeln, erhabenen Gestalt der Germania empor, diesem in Jugendschöne strahlenden Symbol des deutschen Volkes. Mit Hoheit, Ernst und echter Begeisterung paaren sich deutsche Weiblichkeit, Milde und Adel. Das lorbeergeschmückte Schwert neigt sich fried-

lich zur Erde und deutet den mit ihm errungenen Frieden an. Vor dem Thron „hoch aufgerichtet steht sie da", die Stirn mit dem Laub der Eiche geschmückt, in der Rechten die lorbeerumwundene Kaiserkrone. Das Sinnbild der Einigung und der Kraft des Reiches gen Himmel hebend, blickt sie empor zu des Aethers Blau, eine wunderbar edle Frauengestalt, ein Meisterwerk der Plastik. Ernste, weihevolle Ruhe umleuchtet die herrliche



Das Relief „Heimkehr der Krieger" am Sockel des Nationaldenkmals auf dem Niederwald.

symbolische Erscheinung. Und die Einzelnheiten, das faltenreiche Gewand mit Adlern und Juwelen an der Borte geschmückt, der Hinweis auf die deutsche Sagen- und Märchenwelt, der prächtig gearbeitete Brustharnisch, wie ist dies alles bis ins Kleinste gedacht, empfunden und ausgeführt in dieser Riesendarstellung, die für die Germania allein 35 Tonnen Erz nöthig machte! Kostete doch der Guß der sämmtlichen Theile des Denkmals vier Jahre Zeit, waren doch für die Germania vier Güsse nöthig, von denen jeder einzelne 10 bis 20 Tonnen Metall gebrauchte.

Das Denkmal ist etwa 140 Fuß hoch, das heißt ohne den Vorbau, auf welchen 50 Treppen führen. Die Germania mißt 30 Fuß und die sinnbildlichen Figuren auf den Ecken des Sockels je 20 Fuß. Das Ganze kostet $250,000. Schilling heißt der Meister dieses Kunstwerkes. Er ist Sachse von Geburt, steht im 56. Jahr und hat sich in Dresden und Italien ausgebildet.

Und die Einweihung? Nun, die war großartig; der Kaiser war dabei und viele Große des Reiches, und der Künstler und seine Familie und viele Tausende des deutschen Volkes.

Der Festjubel ist längst vorbei; aber das Denkmal steht und wird stehen — ein Monument deutscher Einheit und deutschen Kunstsinns.

Das Rebhuhn.*)

Eine Jugenderinnerung von Turgenieff, bearbeitet von C. R.

Ich war kaum zehn Jahre alt, als sich die folgende Begebenheit zutrug: Es war zur Sommerzeit. In jenen Tagen lebte ich mit meinem Vater auf einem Landgute im südlichen Rußland, welches mitten in der Steppe lag. Weder Wald noch Strom belebte die Gegend; nur kleine, von Gebüsch bedeckte Schluchten fanden ihren Weg durch die Ebene. Durch diese nahmen klare Bächlein ihren Lauf, welche den Vögeln und andern kleinen Thieren der Steppe das nöthige frische Wasser lieferten. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Jäger und wenn immer seine Arbeit ihm einen Augenblick der Muße erlaubte, griff er nach seiner

*) Diese kleine Erzählung aus seiner Jugend war die letzte Skizze, welche der kürzlich verstorbene russische Schriftsteller Turgenieff schrieb.

Flinte, pfiff seinem alten Hunde Tresor und ging auf die Jagd nach Reb- und Feldhühnern, welche sich in großer Zahl in der Nachbarschaft vorfanden. Den Schluchten folgend traf man auf Schritt und Tritt jene kleinen Löcher in lockerem Grunde, in welchen die Rebhühner sich so gerne duckten. Tresor hielt dann plötzlich an, wedelte lebhaft mit seinem Schwanze, während mein Vater vorsichtig die Flinte an die Backe setzte.

Manchmal durfte ich meinen Vater zu meiner großen Freude begleiten. Ich steckte meine Beinkleider in die Stiefel, hing meine kleine Feldflasche um, und so ausgerüstet, hielt ich mich für einen großen Jäger. Sobald die Flinte knallte und ein Rebhuhn herabbrachte, sprang ich mit einem Freudenschrei vorwärts — ich war überglücklich. Das verwundete Thierchen mochte sich wehren und mit den verwundeten Flügeln um sich schlagen, so viel es wollte, ich fühlte niemals das geringste Mitleid. Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn ich selber ein Gewehr hätte abfeuern dürfen! Aber mein Vater wollte mir dies vor meinem zwölften Jahre nicht erlauben; ach, wie freute ich mich auf die Zeit, in welcher ich mit meiner eigenen Flinte auf die Jagd gehen konnte!

Eines Tages ging ich wiederum mit meinem Vater fort. Wir liefen auf ein kleines Gehölz zu, am Rande eines Roggenfeldes gelegen. Hier waren zu jeder Zeit Rebhühner zu finden. Da es schwierig war, das Gras zwischen den Bäumen abzumähen, so stand dasselbe in beträchtlicher Höhe. Es war ein liebliches Plätzchen. Myriaden von Blumen: Winden, Bartnelken und Kornblumen blühten hier in Ueberfluß. Jedesmal, wenn ich diesen Platz mit meiner Schwester und dem Kindermädchen besuchte, brachte ich große Sträuße derselben nach Hause; aber in Gesellschaft meines Vaters vergaß ich die Blumen. Das Sammeln derselben hätte sich nicht mit der Würde eines Jägers vertragen.

Plötzlich stand Tresor still. Mein Vater winkte mir zu, mich ruhig zu verhalten. Gerade einige Schritte vor Tresor flog ein Rebhuhn auf; aber es flog so sonderbar, drehte sich einige Mal in der Luft herum und fiel dann zur Erde, gerade als ob es verwundet worden sei. Tresor sprang auf das Huhn zu, was er sonst niemals that, wenn ein Vogel auf gewöhnliche Weise flog. Mein Vater durfte aus Furcht den Hund zu treffen nicht zielen. Plötzlich machte Tresor einen großen Satz und ehe wir es uns versahen, hatte er das Rebhuhn gepackt und brachte es zu meinem Vater. Dieser nahm den Vogel in die Hand. Ich lief zu ihm. „Was ist los," rief ich aus, „ist es verwundet?"

„Nein," erwiderte mein Vater, „es muß aber irgendwo sein Nest mit Jungen in der Nähe haben. Es stellt sich, als ob es verwundet sei, um den Hund glauben zu machen, daß er es leicht fangen könne."

„Warum that es dies?"

„Nur um die Aufmerksamkeit des Hundes von den Jungen abzulenken; wenn ihm dies gelungen wäre, wäre es davongeflogen. Aber es verlor sein kleines Spiel und Tresor hat es gefangen."

„Dann ist es nicht getroffen?" frug ich auf's Neue.

„Nein — aber es kann auch nicht leben — denn Tresor hat es mit seinen Zähnen beschädigt."

Ich trat näher, um das sterbende Rebhuhn zu betrachten. Es lag auf der flachen Hand des Vaters; sein Kopf hing herab und sein dunkles Auge blickte von der Seite auf mich. Ein Gefühl des Mitleids überkam mich. Der kleine Vogel schien mich anzusehen und zu denken: „Warum muß ich sterben? Warum? Habe ich nicht meine Pflicht gethan? Ich versuchte meine Jungen zu retten und den Hund von ihnen abzulenken und jetzt bin ich hier verwundet und gefangen! Ist dies gerecht? nein, nein."

„Papa, vielleicht wird es nicht sterben," brachte ich mühsam hervor, indem ich seinen Kopf streichelte.

„Es wird sterben. Sieh! noch einen Augenblick und seine Augen werden sich schließen!" So geschah es und ich fing bitterlich an zu weinen.

„Nun, was ist mit dir?" frug mein Vater lächelnd.

„Ich bedauere es," erwiderte ich, „es hat seine Pflicht gethan und muß sterben. Es ist ungerecht!"

„Es wollte den Tresor betrügen," antwortete mein Vater, „und er hat es gefangen."

„Schlechter Hund!" dachte ich in diesem Augenblicke. Die Mutterliebe und nicht Betrug hatte es zu diesem Benehmen veranlaßt. Es mußte sich verstellen, um seine Brut zu retten.

Als mein Vater das todte Rebhuhn in die Jagdtasche stecken wollte, bat ich ihn, es mir zu geben.

„Wer wird die Jungen nun füttern," frug ich ihn, als er mir das Thierchen gab!

Mein Vater sah mich an und sagte: „Beunruhige dich nicht, das Männchen wird es thun. Doch paß auf! der Tresor sucht schon wieder. Er hat das Nest, dort ist es."

Dort im hohen Grase, zwei Schritte vor der Nase des Hundes, sah ich vier kleine Rebhühner die Hälschen emporrecken. Sie hatten schon kleine Federn, nur ihre Schwänzchen waren noch sehr kurz.

„Papa, Papa," schrie ich, „rufe den Hund zurück, er wird sie tödten."

Mein Vater rief den Tresor und setzte sich mit

ihm in einiger Entfernung unter einen Busch, um seinen Lunch zu verzehren. Ich blieb bei dem Neste und hatte keine Lust zum Essen. Ich zog mein kleines weißes Taschentuch heraus und legte das todte Rebhuhn darauf. „Seht, ihr armen Waisen. Hier ist Eure Mutter, die ihr Leben für Euch dahingegeben hat.“ Die jungen Vöglein schienen schneller zu athmen und ihre kleinen Körper zitterten vor Angst. Ich ging zu meinem Vater. „Willst du mir das todte Rebhuhn schenken?“ frug ich ihn.

„Wenn es dir Spaß macht, natürlich,“ antwortete er. „Aber was willst du damit machen?“

„Ich will es begraben grade neben dem Nest hier. Gieb mir dein Messer, ich will das Grab damit machen. Es gehört hierher, grade neben ihr Nest.“

Stillschweigend grub ich ein kleines Loch, küßte das Rebhuhn auf die Brust, legte es sanft in sein Gräbchen und füllte es dann mit Erde auf. Ich schnitt zwei Stäbchen, zog die Rinde ab, band sie kreuzweise mit Grashalmen zusammen und steckte das kleine Kreuz auf das Grab.

Wir gingen bald darauf nach Hause. Bei jedem Schritt drehte ich mich um und sah zurück. Ich konnte das weiße Kreuzchen noch in großer Entfernung sehen.

Einige Tage später ging ich wieder mit meinem Vater zum Grabe. Das Kreuzchen war noch an seinem Platze, aber das Nest war leer; keine Spur der Jungen mehr vorhanden. Mein Vater versicherte mich, daß das Männchen sie fortgetragen habe. In der That flog in diesem Augenblicke das Hähnchen aus einem benachbarten Busch. Mein Vater zielte nicht darnach.

Seit der Zeit habe ich die Lust zur Jagd gänzlich verloren und dachte sogar nicht mehr an das Gewehr, das mir mein Vater zu meinem zwölften Geburtstage versprochen hatte.

Kaiser Wilhelm's ältester Rekrut.

Als im Oktober des Jahres 1806 die Königin Louise mit ihren Kindern Berlin verließ, eine Zufluchtsstätte suchend vor ihrem schrecklichen Verfolger Napoleon, weilte sie auf dieser schweren Reise, die erst im Anfang des folgenden Jahres in Memel ihr Ziel fand, 8—10 Tage in Danzig. Prinz Wilhelm, der jetzige Kaiser, wohnte dort mit noch mehreren andern Prinzen im Hause meines Großvaters, des Kriegsraths N. Was war da natürlicher, als daß die Buben Soldaten spielten und Prinz Wilhelm ihr Anführer war! Kriegsrath Otto aber, einem stämmigen Burschen, der etwas jünger war als Prinz Wilhelm, hat das fortwährende Gehorchen gar nicht in den Sinn gewollt, und der Prinz ging endlich auf dessen wiederholte Bitten ein, einmal die Sache umzudrehen, so daß Otto der Offizier und der Prinz der Rekrut wäre. Dem Otto genügte aber auch das noch nicht. Er verlangte ganz gegen die Abmachung vom Prinzen förmlichen Burschendienst. In Ermangelung einer Bürste reichte er ihm zu diesem Zweck ein Stück Papier und streckte ihm seinen Fuß mit dem unsaubern Schuh darauf entgegen, indem er den Prinzen anwies: „Jetzt spuck, Wilhelm, dann wirds blank!“ Das mußte denn auch dem Geduldigsten über den Spaß gehen. Der Prinz erklärte dieser Ausschreitung wegen den Vertrag für gebrochen und kommandirte seinen neugebackenen, jetzt wieder zum Rekruten degradirten Offizier in Arrest. Dieser ließ seine Würde so leichten Kaufs nicht fahren, und so kam es denn zwischen den beiden zu Thätlichkeiten. Während des Kampfes, in dem keiner siegte und keiner weichen wollte, erscheint der Herr Kriegsrath in der Thür. Sprachlos vor Entrüstung ob des Anblicks, der sich ihm darbietet, faßt er mit raschem Griff seinen unbändigen Sohn und setzt den ihm vom Prinzen bestimmten Arrest mit väterlicher Verschärfung ins Werk. Auf einer Bühnenkammer hat Herr Otto drei Tage bei Wasser und Brod sitzen müssen, damit er begreifen lernte, daß es seines Königs Sohn, mit dem er habe spielen dürfen. Mehrmals hörte der Uebelthäter zwar des Prinzen bittende Stimme: „O Herr Kriegsrath, lassen Sie den Otto doch 'raus!“ Es ist ihm aber nichts von seiner Strafe erlassen worden. Nun blieb den beiden Widersachern nichts übrig, als sich zu fügen und die Unterhaltung, so gut es gehen wollte, vom Bühnenfenster zum Hof und umgekehrt mündlich fortzusetzen. Als aber die drei Tage um waren, war der Prinz abgereist.

Sechsundsechzig Jahre gingen dahin seit jenem Vorfall. Aus dem Otto war ein Pfarrer geworden, der bis in sein hohes Alter einem knorrigen Eichstamm gleich den Stürmen Widerstand geleistet hat, die Gottlosigkeit und Unglauben herauf beschworen. Da kam 1872 Kaiser Wilhelm nach Marienburg, und gern hätte sein ältester Rekrut sich ihm vorgestellt, doch versagten seine Füße ihm den Dienst, und er mußte in seinem Dorfe bleiben. Als aber der Kaiser seinen achtzigsten Geburtstag feierte, hat der alte Rekrut seinem Herzen Luft machen müssen in einem Geburtstagsbrief an den von ihm so hoch verehrten und geliebten Kaiser, und hat auch noch ein Gedicht dazu gemacht. In Anbetracht der Tausende von Geburtstags-

briefen, die der Kaiser erhielt, dachte Niemand, daß dieser eine Brief besonders beachtet werden könnte. Aber schon nach wenig Tagen kam ein Brief vom 31. März datirt, den der geheime Kabinetsrath v. Wilmowski im ausdrücklichen Auftrag des Kaisers hatte schreiben müssen. Es heißt darin: „Seine Majestät der Kaiser und König haben Euer Hochehrwürden Schreiben vom 19. d. M. empfangen und sich dabei sehr wohl des Aufenthaltes in ihrem Vaterhause zu Danzig vor sieben Jahrzehnten, sowie der jugendlichen militärischen Uebungen erinnert. Mit der Versicherung, daß Allerhöchst Ihrem Gedächtniß keine der damals mitwirkenden Personen entschwunden ist, danken Seine Majestät Ihnen herzlich für die sich auf das Andenken jener Tage stützenden Glückwünsche zum Geburtstage, und bedauern sehr, daß Ihre Absicht sich in Marienburg wieder vorzustellen nicht zur Ausführung gekommen ist, da Sie bei einer erneuten Begegnung persönlich erfahren haben würden, in wie heiterem Lichte Seine Majestät nach Verlauf so ereignißreicher Zeiten den Arrest des Danziger Jugendgenossen betrachten." Dieser Brief war eine letzte Herzensfreude, welche dem treuen Herzen meines Vaters bereitet wurde. Sechs Wochen später ist des Königs ältester Rekrut zum ewigen Frieden eingegangen.

Des Ostwinds Weihnachtsfahrt.

Bearbeitet von Paul Eugen.

Ein Nest alter, wunderschöner Wohnhäuser lag da beisammen, wie vergraben in verwildertem Buschwerk und hinter Riesenbäumen versteckt. Dem Ostwind, der von draußen her einst an einem Weihnachtsabend gegen die Häuser stürmte und sausend und brausend über die schweigende, einsame Dorfstraße hinfegte, dünkte es fast unheimlich still hier in dem todten, menschenlosen Gemäuer und wie unwillig fuhr er, mit unzufriedenem Heulen der Ungeduld, aus den dunklen Ecken und Winkeln, wo der Schnee sich sammelte, den sein gewaltiges Wehen hier zusammengetrieben und aufgethürmt hatte, wieder hinaus in's Freie, wo er Bewegung und Leben fand und bald genug Etwas zu hören bekam.

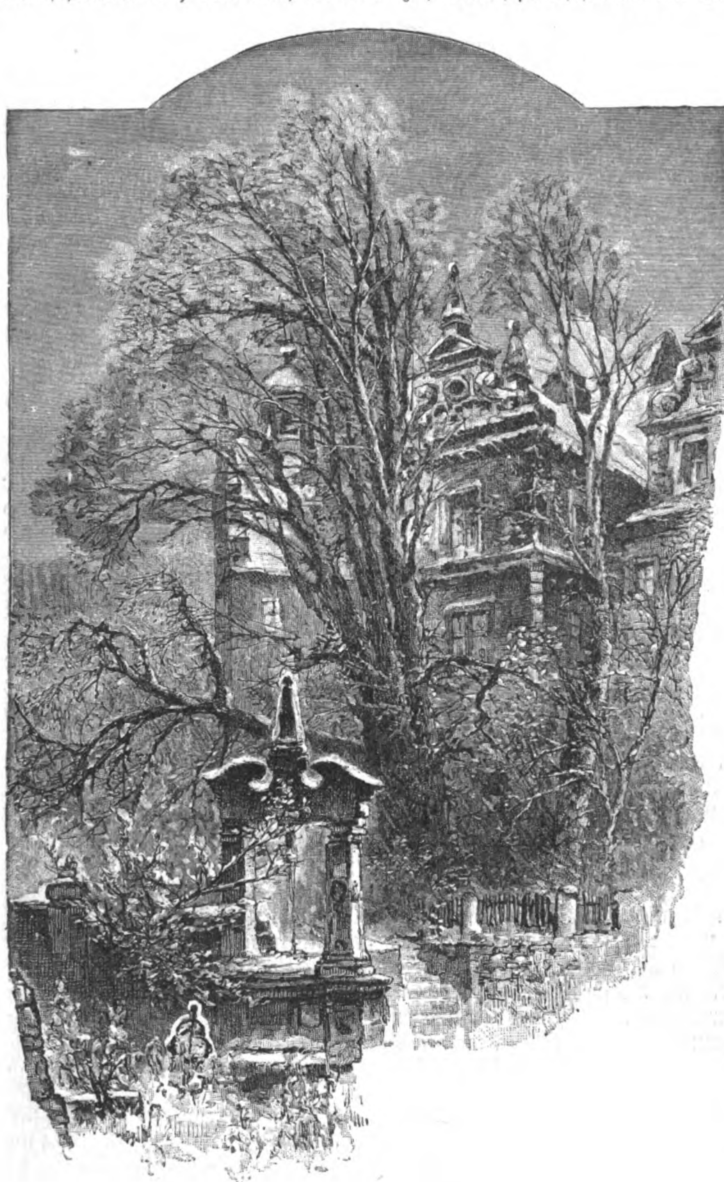
Am Waldesrande, da, wo die Felder anfingen und der Schnee am dichtesten zusammengehäuft lag, saß ein Häschen und machte Männchen. Dicht daneben lag die Frau Häsin am Fuß einer Tanne, hart am Stamme gelehnt, wo sie zuvor den Boden sorgsam aufgescharrt hatte. Plötzlich begann sie die langen Ohren zu spitzen und lauschte horchend hinaus.

„Warum reckst du und streckst du dich so?" fragte rauh und kühl der Ostwind, wie ein grämlicher Alter. „Willst du vielleicht dort in den ärmlichen Hütten die paar dünnen, mageren, glanzlosen Kerzchen anzünden sehen in den dumpfen schmucklosen Stuben? Geh' lieber mit mir in die Stadt und sieh zu, was aus den dunkeln Tannen geworden ist, die sie gestern hier geholt haben. Ich sage dir: Prinzessinnen sind sie geworden, alles voll Gold und Silber, alles voll Licht und Schmuck, alles voll Pracht und Herrlichkeit, voll Duft und Glanz!"

„Nein, nein! Ich bleibe hier und besehe mir meine eigene Tanne da, und ist mir lieber, so wie sie ist, mit ihrem Wintergrün, als alle die geputzten Prinzessinnen, die man nachher, wenn ihr geborgter Flitterputz verbleicht und sie welk und dürre geworden sind, ihres Glanzes entkleidet und im schwarzen, rußigen Ofen verbrennt! — Dann hat alle ihre Herrlichkeit ein Ende!" „Aber die Weihnachtslichter haben dafür auch manches Kinderherz froh gemacht und sich in viel tausend und tausend freudig schimmernden Augen gespiegelt." „Wohl wahr, aber das dauert auch nur eine kurze, flüchtige Stunde — dann ist's vorbei, vorbei! Da lobe ich mir meine lebendige Tanne hier, die ist grün und bleibt grün, auch unter dem Winterschnee! Und darauf kommt alles an; das Grün ist die Hauptsache in der Welt, denn davon lebt unsereiner! Grün unter dem Weiß, das ist unsere Hoffnung in dieser kalten betrübten Zeit! Ihr Grün ist freilich ungenießbar, man wird davon nicht satt; darum könntest du wohl so gut sein und hier ein wenig über den Schnee da unten hinfahren, da ist junge frische Saat, weich und saftig und eben hübsch aufgegangen!"

„Ja, ja, meinetwegen," brummte der Ostwind in seinen langen, eisigen Bart, „ja, ja, ihr sollt etwas Genießbares haben, das gehört zu Weihnachten. Wird freilich den Bauern nicht recht sein. Aber Eins muß dem Andern helfen, sie geben euch Korn und ihr ihnen einen guten Braten zum Festtag!" Und der Ostwind wirbelte mit ein paar kräftigen Stößen über's Feld hin und jagte dichte Schneewehen vor sich her und in's Dorf hinab. „Und schön ist's doch von euch Thierlein," murmelte er vor sich hin, daß

ihr an das Hoffnungsgrün glaubet, auch unter dem Schnee, und fest darauf bauet und trauet: „Schafft Gott das Häslein, so schafft er auch das Gräslein!" Das könnte auch manch armes Menschenkind noch von Euch lernen: zufrieden



sein mit Wenigem, auch wenn's Christkindlein einmal klein und mager ausfällt. Dürftig, aber glücklich, das ist auch was werth!" —

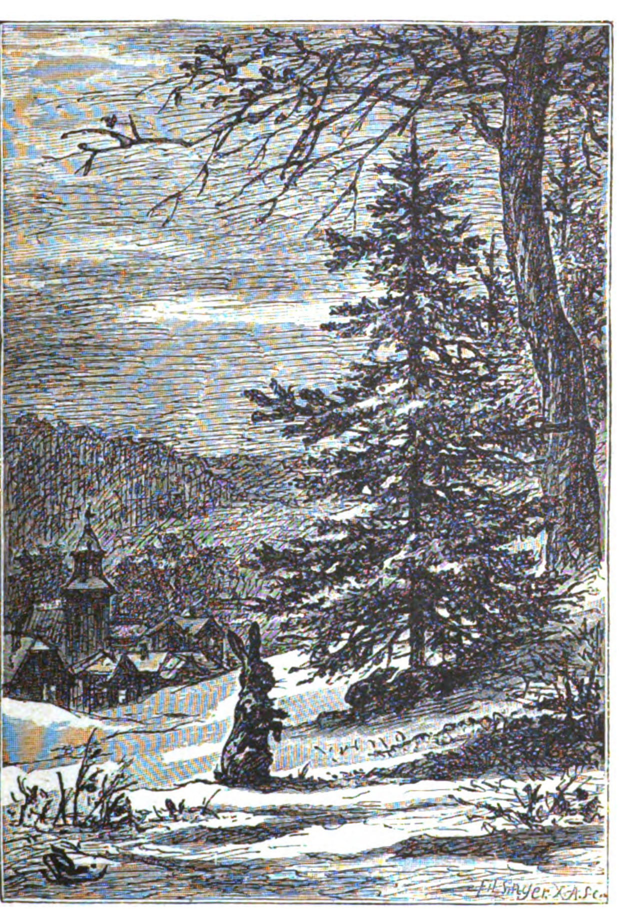
Und der Ostwind fuhr weiter. So ganz hatte ihm die nüchterne Prosa der Hasen und ihrer Lebensweisheit doch nicht gefallen, die auch an Weihnachten nur an den Broderwerb und ihr tägliches Futter zu des Leibes Nahrung und Nothdurft dachten; freilich sie wußten's nicht besser, die armen Thierlein.

Da war's doch noch ganz anders und viel poetischer bei den Stadtkatzen als bei den Feldhasen! Denen machte er seinen nächsten Besuch. Es war in einem hellen und sauberen Stübchen im oberen Stock eines hübschen kleinen Hauses. Etwas ärmlich sah's freilich darin aus, aber recht freundlich und gemüthlich, besonders das niedere Bäumlein mit seinem Halbdutzend Wachslichtern und seltsamer Weise, statt mit goldenen Nüssen und rothbackigen Aepfeln, mit silbernen Glaskugeln und schimmerndem, buntem Zuckerwerk, mit — duftigen, frischen Bratwürstlein behangen; dazu zwei Teller, die nicht auf, sondern unter dem Tisch am Boden standen und statt mit Backwerk mit süßer Milch und weichen Brodschnitten gefüllt waren. Aber die Herrin des Hauses musterte zufrieden lächelnd, ja mit zärtlichen Blicken das Ganze. Leicht schritt sie auf die Thüre zu und horchte in lauschend gebückter Stellung. Da tönte plötzlich hart an der Thür ein leises Miauen, das fast wie eine klägliche, vorwurfsvolle Frage klang, so murrend, knurrend und schnurrend.

„Hübsch warten, Minzchen, hübsch warten! Die Kinderchen müssen Geduld lernen. Alles nach der Ordnung: erst wird gesungen und dann geklingelt!" Und mit dünner, etwas zitternder Stimme summte sie hin- und hergehend ein altes Wiegenlied aus ihren Jugendtagen, die so lang, ach! wie so lange schon, hinter ihr lagen, und sie war indessen so alt geworden und so einsam geblieben! — Dann ergriff sie ein kleines Glöcklein und öffnete die Thür. Zwei

Katzen schmiegten sich eng an sie, beide schneeweiß und wohlgepflegt, mit graurothen Rücken und Schwänzen. „Ei, ei, was hat denn der Weihnachtsmann gebracht für die Kinderchen? Nun, nun, das ist doch einmal etwas, um sich den Bart zu lecken, nicht wahr?"

Da fühlte auch der Ostwind ein menschlich Rühren des Mitleids mit der alten, einsamen Katzenjungfer, die für ihr liebewarmes Herz nichts anderes hatte als ihre zwei geschwänzten, vierfüßigen Lieblinge, und statt des Weihnachts-Chorals nur ihr freudiges Schmunzeln u. Schmeicheln. „Wie traurig," dachte der Ostwind, — „wenn eine liebesbedürftige Seele heute am großen Feste der menschgewordenen Gottesliebe nicht noch mehr und Höheres hätte und nichts Besseres wüßte! Und wie öde ein Menschenherz u. ein Menschenleben, dem die wahre Weihnachts-Freude fehlt! Mit den Katzen kann man nicht singen: — 'Vom Himmel hoch da komm' ich her! Stille Nacht, heil'ge Nacht! O du selige, o du fröhliche gnadenbringende Weihnachtszeit!' Da will ich nur machen, daß ich bald wieder fortkomme!" Mit diesen Worten verließ er betrübt auf leichten Schwingen das dunkler werdende Gemach, und weiter ging's, hinaus über die dämmernde Haide.



Dort stand eine Mühle, eine sogenannte „holländische"; unten war sie eine Art Haus und oben darauf stand die Mühle. Heute stand sie des Festtags wegen still und der Ostwind machte keinen Versuch, ihre knarrenden Flügel zu drehen, was sonst zu seinen Hauptbelustigungen gehörte. Er fuhr durch die offenen Luken hinein, im ganzen Hause herum durch alle Gänge und schlüpfte zuletzt durch's Schlüsselloch.

In der einen Stube stand ein Mann vor dem Spiegel, mit schweren Stiefeln an den Füßen, einen dicken Pelzmantel um den Leib und eine schwere Pelzmütze auf dem Kopf und war bemüht, sich einen langen Flachsbart anzuhängen. Dabei stand ein wohlgeschmücktes Christbäumchen mit brennenden, strahlenden Lichtern, ein mit allerlei guten Sachen vollgestopfter Sack, ein Paar Fausthandschuhe und eine Ruthe von Tannenreis.

In der andern Stube über dem Hausflur drüben saß auf der niederen Bank eine schonältliche Frau in einfacher ländlicher Kleidung, eine schwarze Haube dicht über das graue spärliche Haar gezogen, und hielt ein sonniges, blondes Geschöpf von Kind auf dem Schooße. Daneben kniete ein Knabe auf einem Holzschemel und auf der andern Seite saß ein etwas größeres Mädchen ruhig auf einem Stuhle. Am Ofen aber lehnte eine junge, schlanke Frau mit ernstem Gesicht und hielt das einzige Licht, das in dem Stübchen brannte, in der Hand. Jetzt hielt sie die andere schützend davor, denn der Ostwind stieß plötzlich die Thüre auf, daß die Flamme desselben jäh emporloderte und unruhig flackernd wieder zusammensank und knisternd zu erlöschen drohte.

Aber er war nicht allein gekommen. Dicht hinter ihm stand schon sein Begleiter, der Weihnachtsmann. „Still!" sagte die Mutter, „ich glaube, da ist Jemand!" Auf der Hausflur knirschte der frische, weiße Sand, es kam mit



chen aber hatte sich schnell gefaßt und sang nun mit ihrer süßen, reinen, glockenhellen Kinderstimme das alte, schöne Weihnachtslied: „Hallelujah, denn uns ist heut' ein göttlich Kind geboren!" und auch der Knabe gewann nach und nach Muth und fiel zögernd mit ein. Dann kam noch die Mutter mit dazu und sie begannen auf's Neue: „Gelobet seist du, Jesu Christ, daß du Mensch geboren bist!" Aber weiter kamen sie nicht, der Blick des bärtigen Mannes war auf das sonnige blonde Geschöpf gefallen,

schweren, tappenden Schritten die Treppe herauf, jetzt schlurften die Stiefel schon näher und deutlicher, horch! es klingelt, — es klopft! — Bange Stille im Stübchen, — nur ein paar leise Seufzer steigen empor aus ängstlichem Kindermund und man hört die kleinen Herzen vor Erwartung pochen.

„Herein!" ruft die Mutter, „wer ist's noch so spät?" „Guten Abend!" antwortet eine rauhe Stimme und vom Pelzmantel fliehen und sprühen die Schneeflocken, bis sie am heißen Ofen zischend zerstieben. „Guten Abend, lieber Weihnachtsmann!" sagt die Mutter freundlich, „so, du bist's! Sieh, da sind meine drei lieben Kinder, die beiden älteren können dir ihr Weihnachtslied sagen!" „So laßt hören!" Der Knabe auf den Knieen faltet schüchtern die Hände und blickt unverwandt mit ängstlichen Augen wie gebannt nach der fremden Erscheinung. Sie schreitet mit Brummen und Kopfnicken in die Stube vor bis zum Tisch hinüber und stellt das brennende Bäumchen darauf und legt den schweren Sack daneben. Dann schwingt sie ein paar Mal drohend die Ruthe und wendet sich zu den Kindern.

Jetzt erhebt sie plötzlich den Sack und rappelt laut damit. Das Mäd-

das die zitternde Ahne auf dem Schooße hielt; es sah, den kleinen, rosigen Finger im Munde, groß und mit leuchtenden blauen Augen zu ihm empor. Da wäre er am liebsten hingegangen und hätte das Kind an sein Herz gedrückt, aber er bezwang sich gewaltsam und blinzelte nur ein klein wenig zu ihm hinüber.

Aber plötzlich nahm das kleine Ding den Fin-



ger vom Munde und deutete auf ihn hin und rief mit heller Stimme: „Papa, Papa!“ Da fuhr der Ostwind wie toll vor Vergnügen im Zimmer herum und wirbelnd zur Thüre hinaus und rief zurück: „Na, na, das lohnt doch der Mühe! Das heißt man doch Christfest halten und Weihnachten feiern! Ja, ja, die Kinder! Das ist doch immer noch das Beste!“ Dann aber fuhr er in ernsterem Tone fort: „Und hab' ich nicht neulich im Dome, als ich durch die offene Spalte am Hauptthor hereindrang und dem alten Organisten droben heulend und stöhnend durch seine Pfeifen und Blasbälge brauste, den ehrwürdigen frommen Greis auf der Kanzel sagen hören: „So ihr nicht werdet wie die Kinder!“ Ja, ja, so hieß es, so las er laut mit zitternder und tiefbewegter Stimme aus dem heiligen Buch mit dem glänzenden Goldschnitt: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in's Himmelreich kommen!“ Das hab' ich damals nur flüchtig vernommen und nicht verstanden, jetzt aber weiß ich's, was er gemeint hat!“



Viele, viele Jahre sind vergangen und aus jenem Knaben ist ein Jüngling geworden; da schnaubte der Ostwind wieder durch's Land und trieb ein wirbelndes Heer von Schneeflocken vor sich her. Wieder war's Weihnachten und leise Glockentöne grüßten vom Dörflein herüber und klangen hinaus in die sternglänzende Nacht.

Eben kam der Postwagen aus der nächsten Stadt vorüber. Nur ein einziger Reisender sitzt in den weichen, warmen Polstern, eine jugendfrische, kräftige Männergestalt mit frohen, kecken, strahlenden Augen und einem offenen, freien Gesicht, in dessen freundlich-heiteren Zügen ein munteres, fast übermüthiges Lächeln spielte, das aus den hellen Blicken leuchtete. Er hatte sich schlummernd in die Ecke gelehnt; jetzt weckt ihn, wie aus süßem Traum, das Glockengeläute und, noch halb verschlafen, ruft er mit verwunderter Stimme: „He, Kutscher, was giebt's?“

„Christmetten nennt man's, Herr, o das ist schön! und hübsch ist's drinnen im Kirchlein, da steht die Krippe mit dem Jesuskind und alles glänzt und flimmert wie ein Weihnachtsbaum!“ „Anhalten! will mir's einmal besehen, komme gleich wieder!“ Der Wagen hielt mitten auf der Landstraße vor der Waldkapelle. Die Glocken läuteten nicht mehr, aber man hörte sanfte Orgelklänge und die Töne einer vollen, ernsten Stimme, als der junge Mann, fest und dicht in seinen Mantel gehüllt, die glatten Stufen emporstieg.

Jetzt schwieg die Orgel und brausend erscholl der volle Gesang der Gemeinde, immer höher schwollen die Töne und immer süßer wurde es dem fremden Gaste um's Herz, als wachten mit den wohlvertrauten Klängen alte Kindeserinnerungen in ihm auf und grüßten ihn bekannte Gestalten, die dämmernd, wie aus einem leichten Wolkenschleier, ihm nahten. Immer mächtiger rauschten die Wellen und Wogen des Christnachtschorals um seine Seele, jetzt verstand er auch die Worte und es war ihm auf einmal, als kniete er wieder auf dem Schemel neben dem Stuhl der Ahne und sänge mit der Schwester

auf der Ofenbank die Christfestlieder. Da begann die Stimme des Predigers auf's Neue in dem alten, warmen Ton, eigenthümlich ergreifend und wie sanftes Mutterwort zum Herzen dringend. Er hub an und sprach: „Fürchtet euch nicht, siehe ich verkündige euch große Freude! Welt war verloren, Christ ist geboren, freue, freue dich, o Christenheit! Die Nacht ist vergangen, der Tag ist da, denn Jesus ist erschienen, das wahrhaftige Licht, das in die Welt gekommen ist, der Aufgang aus der Höhe! Darum freuet euch, und abermals sage ich: Freuet euch! Euch ist heute der Heiland geboren!" —

Wieder hatte der Mann wie träumend das Auge geschlossen und stützte den jugendlichen Kopf mit dem kurzen kraußen Lockenhaar in die Hand. Er hörte von der Rede nicht viel, aber in seinem Herzen klang es fort und fort in unbeschreiblich süßen, feierlichen Tönen: „Freue dich, freue dich, o Christenheit!" Die Weihnachtsfeste seiner Kindheit zogen an ihm vorüber und berührten mit leichtem Finger die zitternden Saiten der Erinnerung. Jetzt vernahm er das Amen und fuhr wie aufgeschreckt aus dem Halbschlummer empor, ringsum tiefe schweigende Stille! — Und auf's Neue schwebte, wie von Engelstimmchen gesungen, der Kinderchor durch die Kapelle: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!" und wie er flüsternd verklang, hatte der junge Reisende sie unbemerkt verlassen.

Er trat zu dem harrenden Wagen: „Nun war's nicht hübsch, junger Herr?" fragte der neugierige Kutscher, aber er erhielt lange keine Antwort. Still lehnte sich der Fahrgast wieder in die Kissen zurück und schloß abermals die Augen. Die Weihnachtsfeier in der Waldkirche stand vor seinen Blicken, jetzt wird ihr Bild blasser und blasser, bis es dämmernd verschwindet. Er hört noch einmal wie im Traume verklingend die Christmette und in den Traum hinein tönt es, als spräche eine ferne, ferne Stimme: „Vater, gieb mir meine Jugend wieder!" Es war wie ein Geisterhauch —, war es der Abschiedsgruß des Ostwinds, der durch die Waldwipfel strich? — — —

Und wieder sind Jahre verschwunden, der Jüngling ist zum Manne gereift. Da weht der Ostwind wieder um's alte Schloßgebäude mit seinen Giebeln und Erkern. Heute ist's nicht unbewohnt, denn der Rauch kräuselt sich zum Abendhimmel empor und in einem der hohen Gemächer sitzt vor der brennenden Lampe am Schreibtisch im Lehnstuhl aus Rohrgeflecht ein Herr, eine feine, vornehme Erscheinung mit bleichem Gesicht, die durchgeistigten Züge belebt von brennenden, schwarzen Augen, über der hohen Stirne noch dunkles, aber spärliches Haar.

Es klopfte; der Herr schob sein Buch bei Seite und legte die Feder weg, dann rief er laut und gebieterisch: „Herein!" Durch die breite Flügelthüre trat ein Mann, schon in höheren Jahren, aber noch kräftig und ungebeugt. Auf dem festgebauten, arbeitsgewohnten Körper im schlichten, aber sauberen Anzug, saß ein Kopf, wohlgebildet mit einnehmenden, Vertrauen erweckenden Zügen, gesunder Farbe; bereits ergrautes, aber noch dichtes, welliges Haar und ein kurzgeschorener Bart umrahmten das frische von der scharfen Luft und Winterkälte geröthete Gesicht mit den freundlichen blauen Augen und dem ernsten Mund. Die gedrungene Gestalt hatte sich leicht geneigt, jetzt stand sie in aufrechter Haltung dem Besitzer des Schlosses gegenüber. Es war der junge Graf und vor ihm sein alter treuer Verwalter.

„Guten Abend, mein lieber Inspektor," grüßte der Schloßherr höflich, aber mit kalter Zurückhaltung, „was führt Sie heute am Christfest zu mir?"

Der Verwalter stand immer noch breit und, wie es schien, ein wenig verlegen unter der Thüre; jetzt erst trat er festen Schrittes näher heran und sprach mit feierlicher Betonung: „Gerade darum, Herr Graf, weil heute Christtag ist, bin ich hier. Es ist heiliger Abend, und im Leutehaus drüben ist der große Saal gerüstet zur Weihnachtsbescheerung für das Gesinde, und da wollte ich nur fragen ...."

„So so, alter Freund! Und wie haben Sie denn das gemacht?"

„Wie es von Alters her Sitte war in diesem Hause, so lange die selige Frau Gräfin Mutter noch lebte. Wir haben drei schöne Tannen von dem Forst geholt und aufgeputzt, sie stehen mit ihren Lichtern auf der langen Tafel, die für die Knechte und Mägde und die Tagelöhner mit ihren Frauen und Kindern gedeckt ist. Wenn die Bescheerung vorüber ist, laß ich auch meine eigene Frau und Kinder und mein liebes Mütterlein herüberkommen, die jetzt auch schon alt und gebrechlich ist, fast wie meine Ahne, bei der wir selber einst als Kinder die Weihnachtslieder sangen, wenn Christbaum angezündet wurde und der Weihnachtsmann mit seiner Ruthe und seinem Sacke kam; mein Vater selig, wissen Sie, Herr Graf, der uns das Christkindlein brachte. Und so halten wir's auch jetzt noch: wir singen mit den Leuten einen schönen Choral aus dem Gesangbuch, ich lese ihnen die Weihnachtsgeschichte vor von der Krippe in Bethlehems Stall, von den Engeln und den Hirten auf dem Felde, zu denen gesagt ward: Fürchtet euch nicht! Dann rede ich noch ein paar ernste Worte zu ihnen recht aus dem Herzen, so ungefähr wie der Pfarrer im Waldkirchlein, den ich vor Jahren einmal in der Christmette hörte."

„Schön, schön! Machen Sie das so, ich habe gar nichts dagegen.“ Damit wollte der junge Graf sich rasch wieder zu seinen Studien niedersetzen, über deren störende Unterbrechung er schon längst in der Stille ungeduldig geseufzt hatte. Aber sein Inspektor fuhr fort: „Halten zu Gnaden, Herr Graf! Das wollt' ich, wie gesagt, nur fragen, ob der Herr Graf uns diesmal nicht auch die Ehre schenken und zugegen sein wollte, und ein Wort aus warmem Herzen reden.“

Sein Herr lachte hell auf, aber sein Lachen klang etwas grell, gezwungen und spöttisch. „Ich danke, mein lieber Freund! Aber leider kann ich als aufgeklärter Mann weder Kirchenlieder vorsingen, noch Weihnachtsgebete verrichten und würde eine höchst sonderbare Figur machen, wollte ich eine Rolle in Ihrem Feste spielen, die mich vor mir selbst verächtlich machte!“

Traurig hob der alte Inspektor den Kopf, dann sah er mit ernsten Blicken fest seinem jungen Herrn in die Augen. „Halten zu Gnaden, Herr Graf!“ sprach er in ruhigem Tone, wenn auch mit leise bebender Stimme voll tiefer innerer Erregung, „von Ihrer Gelehrsamkeit und und Ihrer modernen Bildung und Wissenschaft versteht unsereiner freilich nichts. Aber um deretwillen geb' ich meinen einzigen Trost im Leben und Sterben dennoch nicht auf, denn der ruht auch auf einer felsenfesten Ueberzeugung, auf der seligsten Erfahrung meines Herzens und der unerschütterlichen Gewißheit meines Glaubens. Ihre Weltweisheit ist gewiß ein schönes Ding, Herr Graf, aber sie ist nichts für ein schuldbeladenes Gewissen, für eine geängstete Seele, die aus der Noth ihrer Sünde und Anfechtung heraus nach Frieden schmachtet. Da halte ich mich lieber an's alte liebe Bibelwort mit seinem süßen Evangelium von dem Kind, das uns geboren und von dem Sohn, der uns geschenket ist, deß Name heißt „Emmanuel“, Gott mit uns! Das hab' ich erprobt in mancher Stunde heißen Kampfes und schweren Leides und Gottes Geist selbst giebt meinem Geiste davon Zeugniß und sichere Bürgschaft, daß Einer im Himmel wohnt und thront, der mir hilft, mein Gemüth und Geblüt ordentlich im Zaume zu halten, mir Trost und Licht giebt und Kraft in allerlei Trübsal und einen Stecken und Stab zum letzten Schritt und Tritt durch's finstere Thal! Nichts für ungut, Herr Graf, ich rede halt wie mir's um's Herz ist und wie's unsereins versteht und wie's auch Ihre fromme, gottselige Frau Mutter, die alte Gräfin, Gott hab' sie selig! geglaubt und geübt hat; und ich möchte nur wünschen, daß auch Ihnen einmal, wenns zum letzten dunkelsten Stündlein geht, der Himmel offen steht, der über Bethlehems Fluren sich geöffnet hat in der heiligen Weihnacht!“ Und tiefbewegt reichte er seinem jungen Gebieter die Hand zum Abschied.

Der Alte schritt leise grüßend mit gesenktem Haupt durch die Thüre. Der junge Graf aber trat an's Fenster und hob die matten, etwas überwachten Augen wie mit angestrengt suchendem Blick empor zum leuchtenden Himmel. „Ja, ihr seid meine Weihnachtslichter,“ rief er hinaus in den nächtlichen Park, „ihr ungezählten Sterne im heiligen Tempel der Natur, die ihr nach ehernen Gesetzen kreisend, durchschwebt im unermeßlichen All! Aber wer sagt mir, was droben ist, jenseits der Sterne und drüben in den uferlosen Tiefen, die keines Sterblichen Auge gesehen und kein Menschenblick durchforscht? Nichts, nichts ist dort als der leere unendliche Weltraum; und was sie träumen von einem Gott, der da wohne und throne in lichter Herrlichkeit, ist leere Einbildung und hohles Wortgeklügel! — Und doch, und doch! Wahr ist's, meine Mutter, die hat an ihn geglaubt und zu ihm gebetet, ist vor ihm gewandelt und ihr Herz war dabei froh, ihr Leben ernst und rein, ihr Abschied ein seliger Heimgang. Und mein Herz? Mein Leben? — Ist's nicht ein qualvolles Hungern und Dürsten ohne Erquickung, eine Pein des Verlangens, das nie gesättigt wird mit wahrem, bleibendem Frieden, eine Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, die niemals gestillt wird, ein rastloses Jagen und Fragen, ein Ringen nach Ruhe, und doch ohne Genüge, ein Schaffen und Raffen ohne Gewinn und ohne Genuß? Und was wird das Ende sein? Giebt es denn Etwas, was ewig währt ohne Wanken, ohne den Wechsel und Wandel der Zeit und eine bleibende Stätte, wo es uns wahrhaft heimathlich wohl wird?“ — —

So stand er lange still, in grübelnde Gedanken verloren, als lauschte er auf eine Antwort. Nur der Ostwind säuselte sachte durch die kahlen Wipfel des Waldes, aber sonst blieb Alles stumm, rings in der schweigenden Natur. Nacht war es und blieb es und leise schüttelte der Jüngling schmerzlich das Haupt. Da trat der volle Mond in lichter Pracht und blendender Schönheit hinter der Bergwand hervor und sein sanfter, silberner Strahl irrte wie der milde, tröstliche Blick eines durch Thränen lächelnden Auges mit feuchtem Schimmer wie suchend durch den winterlichen Schloßgarten und über den tiefverschneiten Kirchhof mit seinen halbversunkenen Kreuzen und Gräbern, bis er endlich auf einem noch wohlerhaltenen Marmordenkmal haften blieb, das die Inschrift trug: „Die Liebe höret nimmer auf!“ War das die Antwort auf seine bangen Fragen?

Es war die Ruhestätte seiner Mutter und die Worte hatte sie selber gewählt noch auf dem Sterbebett, ein letztes Vermächtniß für ihren Sohn. Und jetzt tauchte mit ihnen ihr ganzes Leben wieder vor ihm auf, und ihr ganzes treues

mütterliches Lieben. An diese Liebe glaubte er; die stand ihm so fest und war ihm so sicher und so gewiß als sein eigenes Dasein. Und diese Liebe sollte aufgehört haben, seit das Mutterauge sich geschlossen und das Mutterherz nicht mehr schlug, seit diese Hand, die ihn mit zarter Sorge umgeben, so lange er zurückdenken konnte, im Tode erstarrt war und die Lippen sich geschlossen, die den letzten langen, heißen Kuß des Abschieds auf seine Stirne gedrückt? Nein, nein! Für sie kann's keine Schranken geben, keine Grenzen, keine Trennung; die Liebe höret nimmer auf! Auch das stand ihm jetzt fest und sicher und gewiß. — So muß sie also selber aus einer ewigen Quelle fließen? flüsterte es fragend in seiner Brust. Ja, ja, das hat ja auch die Mutter selbst so oft und oft ihm gesagt, wie auch all ihre Liebe doch nur ein schwaches Abbild sei von der ewigen Liebe, von der es heißt: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab!" Aber klang denn das nicht fast wie Weihnachtsbotschaft, und sagte nicht auch der Prediger auf der Kanzel und der alte Inspektor vorhin ungefähr auch so? —

Er schlich sich leise die Treppe hinab, dann ging's durch die hohen Hallen und Gänge hinüber in's Hinterhaus. Lauschend blieb er an der halbgeöffneten Thüre des großen, festlich geschmückten Speisesaals stehen, durch welche der Lichtschimmer drang. Eben verhallten die feierlichen Klänge des vollstimmigen Weihnachts-Chorals; jetzt hörte man in kräftigem Ton den tiefen Baß des Inspectors. Er las die alte Weihnachtsgeschichte und zeigte in schlichten Worten, wie sie immer auf's Neue wieder jung werde, so oft Christus in einem Menschenherzen geboren sei. Er sprach so kindlich und einfach über das Apostelwort: „Da die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn!" — „Als die Zeit erfüllet war," was soll das heißen? frug sich selber der stille Zuhörer draußen vor der Thüre, und drinnen lautete die Antwort: „Deine Zeit ist erfüllet, so oft du den Ruf deines Gottes vernimmst in deinem Gewissen, und den leisen und doch so mächtigen Zug des Vaters zum Sohne an deiner Seele fühlst. Da verstocke dein Herz nicht und säume nicht länger, sondern thue dem auf, der an deiner Pforte steht und bei dir anklopft. Es heißt: „heute, so ihr seine Stimme höret," darum eile, daß du deine Seele rettest, denn du weißt nicht, was morgen sein wird und wie lange du noch Zeit hast. Auch die Gnadenstunde ist eine Stunde nur, und jede Stunde geht einmal vorüber, und wenn sie ausgeschlagen, ist sie für immer dahin!" Dann schloß der Alte mit einem kurzen, brünstigen Gebet, — auch für den Grafen.

Dem aber ließ es keine Ruhe mehr draußen auf dem Gang und er trat ohne Scheu, offen vor aller Augen, zu dem Verwalter und reichte ihm stumm die Hand, und eine helle Freudenthräne rollte ihm über die eingefallene Wange. Da ward's lautlos still in dem großen Saale, in dem es eben noch so lebendig und laut gewesen. Schweigend blickte der Inspektor seinem jungen Herrn in die Augen, lang und tief, dann sprach er: „Wenn das die selige Frau Gräfin erlebt hätte!" „Sie hat es erlebt, meine Mutter, sie erlebt es jetzt, dort drüben im ewigen Weihnachtslicht, denn die Liebe höret nimmer auf! Und in meinem eigenen armen Herzen da drinnen hab' ich's jetzt auch erlebt und den reichen, seligen Frieden erfahren, den uns die Weihnachtsbotschaft aus der heiligen Nacht verkündigt: Euch ist heute der Heiland geboren!" — Und leise trug der Ostwind das Wort empor zu dem Glöcklein der Schloßkapelle, das silbern im Mondschein funkelte, und das Glöcklein trug es weiter und weiter, und bald rauschte es durch die schneebedeckten Gipfel der Bäume zum sternenhellen Weihnachtshimmel empor, wie von jauchzenden Engelzungen gesungen, in schwellenden Jubel-Akkorden: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" —

Nur ein Wort.

Eine Neujahrs-Geschichte von F. Strehle.

Und sie soll mir nicht in die Stadt, nein, sie soll nicht!" brummte der reiche Bauer Velten vor sich hin, indem er am Nachmittag des vierten Adventsonntages in der Hausthüre stand und mit sehr unlustiger Miene, die seinem verwetterten Gesicht einen noch härteren Ausdruck gab, als es für gewöhnlich schon hatte, hinausstarrte auf sein weites schneebedecktes Gehöft. Es war schneidig kalt, und seine braun gefrorene große Nase hätte wohl den warmen Dampf einer Pfeife vertragen, aber er rauchte nicht. „Ja, wenn Rauchen Geld brächte," hatte er einmal gesagt, „dann rauchte ich auch."

„Sie soll mir nicht in die Stadt, ich weiß schon, sie will blos der Vettel allerlei heimlich gesammelte Vorräthe hinschleppen. Ich habe

keine Tochter mehr, ich will keine mehr haben. Ich werde mein Testament schon machen. Eher soll der lüderliche Vetter den Hof verprassen, als daß sie nur eine Dachschindel bekommt." Damit wandte sich der langgewachsene hagere Mann, in der Rechten einen Handstock, seinen gichtkranken Fuß damit zu unterstützen, in's Haus zurück.

Frau Susanna hatte sich während der letzten Zeit in Gründen erschöpft, weshalb sie noch vor dem Feste in die drei Meilen entfernte Stadt müsse, aber keiner derselben war ihrem Eheherrn stichhaltig erschienen.

Dort in Reimberg lebte ihre einzige Tochter, seit fünf Jahren an einen Schreiber verheirathet. Ein Schreiber — welch' ein Gedanke für einen Bauern! Veltens einziger Sohn war im Kriege von 1866 gefallen. Er hatte die reiche Schulzentochter heirathen sollen, der Sohn des Schulzen dagegen Lina, Veltens einzige Tochter. Das wäre ein rechtes Heirathsgeschäft gewesen! Aber nun: der Sohn todt, und die Tochter hängt sich an einen verhungerten Stadtschreiber, der ihr bei Gelegenheit einer Einquartierung den Kopf verwirrt hatte. Es hatten schlimme Scenen stattgefunden zwischen Vater und Tochter, das Ende war ein vollständiger Bruch gewesen. Seit fünf Jahren hatte der Vater die Tochter nicht mehr gesehen und alle Bemühungen der Frau Susanne, den Riß zu heilen, waren umsonst gewesen. Kam sie schließlich mit dem Worte Gottes, in welchem sie von Jugend auf fest gegründet war, so pflegte Velten zu sagen: „Was willst du? Ich zahle meine Steuern, ich bin Niemand auf der Welt etwas schuldig, ich trinke nicht, ich spiele nicht, ich kann jeden Augenblick vor Gott hintreten. Die Line ist ungehorsam gewesen, sie hat mir altem Manne die letzte Hoffnung zertrümmert, es trifft sie nur die gerechte Strafe. Damit Basta!" Und bei diesem Basta, das sich jedesmal wiederholte, quoll zuweilen eine Thräne des Zorns aus seinen alten Augen. Frau Susanne schwieg wieder eine lange Zeit. —

Es war Abend geworden. Der Bauer saß wie gewöhnlich auf der Ofenbank und trommelte seine Gedanken wieder in demselben engen dumpfen Kreise, in welchem er sie fast täglich müde jagte. Ihm gegenüber auf einem Brettschemel — von irgend einem bequemeren Möbel waren die Räume des Velten'schen Hauses noch nicht entweiht worden — hatte Frau Susanna Platz genommen, auch sie schwieg, spann und sann.

Plötzlich erschallte draußen lautes Hundegebell, die Hausthür wurde aufgestoßen und in die Stube trat ein Postbote, dessen Bart und Haar zu Eis zusammengefroren war; er brachte einen Eilbrief.

Velten blickte wohl auf, äußerte sich aber sonst nicht. Sein Weib hatte Mitleid mit dem durchfrorenen Mann, nöthigte ihn auf die Ofenbank und versprach, gleich eine Tasse warmen Kaffees zu bringen. Zuerst aber entfaltete sie mit zitternden Händen den Brief, hielt ihn gegen die Lampe und las: „Liebe Mutter, Franz ist sehr krank, er hat die Lungenentzündung und wird wohl sterben. Komm morgen früh gleich zu Deiner Lina."

„So lebt er noch?" rief der Postbote unvorsichtig hervor. „Ich hörte heute Mittag schon, er wäre todt. Aber," fügte er, sich besinnend, hinzu, „es mag ja wohl nicht wahr sein."

Frau Susanna fuhr zusammen, aber es wurde kein Wort weiter gesprochen.

Als der Bote erquickt und wieder fort war, fragte sie ihren Mann: „Kann ich morgen fahren?"

„Meinetwegen," lautete die bittere Antwort.

Aber sie fuhr nicht. Als sie am nächsten Morgen aufstehen wollte, fühlte sie sich von ihrem bösen Schwindel ergiffen. Nun wußte sie, daß sie zu allem unfähig sei und mehrere Tage das Bett hüten müsse. Velten beorderte eine Magd: „Die Frau ist krank, warte ihr auf!" Damit ging er in seine Wirthschaft.

Am Nachmittage entlud ein eleganter Schlitten den reichen Kornhändler Levi Wendriner vor dem Hause Veltens, und es wurde, da der Bauer noch nichts von seiner diesjährigen Ernte verkauft hatte, ein großes Getreidegeschäft abgeschlossen, das den Juden viele, den Bauer wenige Worte kostete. Ersterer hatte als Beleg für seine Aussagen die neueste Zeitung mitgebracht, in wecher sich die Notiz befand, daß in den letzten Tagen in England die Getreidepreise gefallen seien. Velten las das in aller Ruhe und schielte dann nur noch in die rechte Ecke des letzten Blattes, wo der Cours der Pfandbriefe stand. Ueberhaupt sah Velten in einer Zeitung nur nach dem Stand der Kornpreise und der Pfandbriefe, wie manche Frauenzimmer nur die Familiennachrichten und die Unglücksfälle lesen. — Als der Schlitten wieder fort war, wurde noch eine genaue Nachprüfung der ausgezahlten Thalerstücke gehalten. — —

Weihnachten kam in's Land, ging aber vorbei an Veltens Hof. Hier war es ganz still, nur hin und wieder hörte man ein halbunterdrücktes Stöhnen von dem Bette her, da Frau Susanna drin lag, und leise schnurrte die Hauskatze unter der Ofenbank.

Als zu Mittag am zweiten Feiertage Velten wieder in seiner Thür stand, bog der Landbriefträger von der Straße ab und händigte ihm ein großes Schreiben ein. Darauf stand: Citissime! Der Bauer erbrach das Siegel und las: „Nachdem am 21. dieses der Schreiber Franz Werner gestorben und am 24. beerdigt worden ist, wird dem Bauerngutsbesitzer aufgegeben, Veranlassung für das Unterkommen seiner Tochter, der

hinterlassenen Wittwe, zu treffen. Die Wohnung ist zum 1. Januar gekündigt und Niemand will die mittellose Frau einnehmen. Sollte diese Aufforderung unbeachtet bleiben, so wird die Stadtarmencommission auf Kosten des pp. Velten das Erforderliche veranlassen. Der Magistrat."

„Donner .... das ist ja eine saubere Bescheerung!" entfuhr es den harten Lippen Velten's.

Schon war er im Begriff, an das Bett seiner Frau zu gehen und dort seinem Zorn Luft zu machen, aber er besann sich noch zur rechten Zeit. „Nein, das giebt der Alten vollends den Rest!" Er steckte den Brief zu sich und sagte zu Niemand etwas.

Am nächsten Morgen wurde der Strohschlitten aus der Scheune geholt, und Velten fuhr zur Stadt. Bei der Ausspannung vor dem Thor angekommen, schnallte der Bauer die Geldkatze fester um den Leib und verbarg sie sorgfältig unter seinem großen Schafspelze. Nicht aber ging er zuerst zum Geldwechsler, die heiß ersehnten Pfandbriefe einzukaufen, sondern begab sich gleich zur Wohnung seiner Tochter.

Frau Werner war nicht zu Hause, doch ihre Thür unverschlossen. Velten blieb in derselben stehen und sah sich um. Die Wohnung machte einen eigenthümlichen Eindruck. Es fehlte so zu sagen alles und doch nichts. Größte Armuth wohnte hier neben peinlicher Sauberkeit und kluger Wirthschaftlichkeit. Das kleine Fenster hatte sogar weiße Vorhänge, freilich nur dünn und vielfach gestopft, und dem Bette fehlte eine reinliche Decke nicht, aus alten Kattunresten zu einem regelmäßigen Muster zusammengenäht. In der einen Ecke stand ein winziges Tannenbäumchen mit abgebrannten Lichtern.

Als Velten noch so dastand, bemerkte er einen etwa vierjährigen Knaben, der am Ofen kauerte und, wie es schien, bemüht war, demselben von seiner geringen Wärme etwas abzugewinnen.

„Wer bist du, Junge?" fragte barsch der Bauer.

Der bleiche, aber augenscheinlich sehr geweckte Knabe, dem die großen Augen und das blonde krause Haar ein gar gutes Ansehen gaben, antwortete laut und furchtlos: „Ich heiße Franz."

Der Bauer wandte kein Auge von ihm. Um nicht ganz stumm zu bleiben, fragte er weiter: „Was machst du da?"

„Ich hungere," lautete die schnelle Erwiderung. Und dabei blickte der Kleine dem Fremden fest ins Gesicht.

Die Antwort klang äußerst komisch, schien aber auf den Bauer einen durchaus andern Eindruck zu machen. Offenbar durchrieselte es ihn kalt und es schien, als bliebe ihm für einen Augenblick der Athem aus. Dann trat er einige Schritte vor, ließ sich auf einen Stuhl nieder, streckte die Hand nach dem Knaben aus, zog ihn an sich heran und fragte mit veränderter Betonung: „Du hungerst?"

Der Knabe kam vertraulich näher und wiederholte: „Ja, ich hungere. Ich habe heute noch kein Frühstück bekommen. Die Leute haben den Vater in einen schwarzen Kasten gelegt und fortgetragen. Mutter sagt, nun müßten wir viel hungern."

„Hast du schon öfters gehungert?" fragte Velten fast sanft.

„O ja, manchmal, wenn ich nicht so viel kriegte, als ich haben wollte. Mutter sagte immer, der Vater hole das Brod aus dem Dintenfasse, und da sei nicht viel drin, auch sei das Brod immer so schwarz, weil es aus dem Dintenfasse komme. Aber nun ist das Dintenfaß ganz eingefroren, da stehts am Fenster, sieh! und Mutter sagt, sie könne keine Brod herausholen."

„Wo ist deine Mutter?"

„Das weiß ich nicht. Sie ist heute Morgen schon fortgegangen. Sie wird wohl Brod suchen."

Dem Bauern, den es zuvor kalt durchschauert hatte, wurde siedend heiß. Das kleine Menschenkind, das so freimüthig zu ihm sprach, war das leibhaftige Ebenbild seines Sohnes. Der war einst auch ein solcher Krauskopf mit großen blauen Augen gewesen, auch vor vielen Jahren. Aber niemals hatte der gehungert. Was der große hagere Mann in seinen Händen hielt, es war Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Der silberne Gurt legte sich so schwer um seinen Leib, als ob er ihn erdrücken wollte.

Der Bauer griff in seine Tasche, gab dem Kleinen ein Geldstück und sagte: „Da, geh hinüber zum Bäcker und kauf dir eine Semmel."

Strahlenden Auges besah der Knabe das Geldstück von allen Seiten. „O da bekomme ich viele Semmeln für. Die baue ich für die Mutter auf und mache ihr Weihnachten!" Damit war er zur Thür hinaus. Velten folgte langsam.

Als dieser nach zwei Stunden, nachdem er seine Geschäfte beendet hatte, zurückkehrte, kam ihm seine Tochter, das blasse junge Weib, mit verweinten Augen zitternd entgegen. Er aber streckte ihr freundlich die Hand hin und sagte: „Guten Tag, Lina, packe zusammen, ich will dich mit nach Hause nehmen."

Nach Hause — das Wort berührte ihr wunderbar Ohr und Herz.

„Nach Hause? Ich nach Hause? Hab ich noch ein zu Hause? Zürnt Ihr mir denn nicht mehr, Vater? Habt Ihr Eurer Tochter verziehen?"

Der alte Bauer drehte sich halb zur Seite, und aus seiner Brust rang sich ein sonderbarer Ton hervor, halb Seufzer, halb Gekrächze, so etwas, als wenn die Balken eines morschen Hauses zusammenbrechen. „Ihr hungert ja," stieß er dann heraus und wischte sich mit dem Aermel seines Pelzes dicke Thränen vom Gesichte ab.

Frau Lina wußte nun, daß sie es durfte, — sie warf sich an die Brust ihres Vaters, und dieser legte beide Arme um ihren Hals und drückte sie fest an sich, und beide weinten laut und lange.

Als er wieder Worte fand, sagte er: „Nichts weiter. Es ist alles vergessen. Hättest du nach meinem Wunsche den Schulzensohn, den Bösewicht, geheirathet, dann müßte ich heut vielleicht noch andere Thränen weinen, — — du hast — deinem Vater mehr zu verzeihen, als ich dir."

„Nicht doch! Ich war ungehorsam, daher ist alles Unglück gekommen. Verzeiht auch Franz, lieber Vater, er ist immer so gut gegen mich gewesen, er hat Tag und Nacht gearbeitet, daß ich nicht zu darben brauchte."

„Und doch hast du gedarbt, — gehungert hast du, — der da hat mir das gesagt, das hat mir's Herz abgestoßen!"

„Ja, Mutter," fiel der Kleine ein, der der Scene mit Verwunderung zugeschaut und, von den Thränen angesteckt, mitgeweint hatte, „ja, Mutter, ich hab's ihm gesagt. Ich hab ihm alles erzählt vom Tintenfaß, vom Schwarzbrod und vom Hunger. Da hat er mir das Geld zu den schönen Semmeln geschenkt. Wenn der Mann hier bleibt, brauchen wir nicht mehr zu hungern."

Der alte Velten hob den kleinen Franz zu sich herauf, drückte und küßte ihn und sagte unter Thränen: „Ja du sollst nicht mehr hungern, mein Sohn, gewiß nicht."

Frau Werner konnte nun freilich nicht gleich mitkommen, sie hatte noch wegen der Vormundschaft Termin auf dem Gericht, und es wurde abgemacht, daß Velten am 31. den Wagen schicken sollte, sie und ihren kleinen Haushalt abzuholen.

Als Velten nach Hause kam, setzte er sich an das Bett seiner Frau, und nachdem er verschiedene verunglückte Versuche gemacht hatte, einleitungsweise in den rechten Fluß zu kommen, platzte er endlich mit allem heraus und sprach so fließend und zusammenhängend wie seit Jahren nicht. Seine Rede unterbrach er unter fortwährenden Ausrufen, wie: ich alter Esel, ich Rabenvater, ich habgieriger Filz! Aber das Ganze wurde eine Beichte, darüber nicht bloß der Frau Susanna, sondern gewiß auch den Engeln im Himmel das Herz in Freude zerfloß. Und am Schluß ergriff er die Hand seines Weibes, legte seinen Kopf auf ihr Deckbett, und es dauerte lange, bis sich die beiden Alten ausgeweint hatten.

Am nächsten Tage vermochte Frau Susanna wieder aufzustehen, sie schaffte in allerlei Vorbereitungen im Hause umher und konnte die Zeit der Rückkehr ihrer Tochter kaum erwarten.

Diese erfolgte am 31. um die Mittagsstunde, und es gab nun im Velten'schen Hause einen Festtag, wie ein solcher lange nicht eingekehrt war. Der kleine Franz war gar nicht zu bändigen, er nahm gleich Beschlag vom Großvater, der sofort die Runde durch alle Ställe mit ihm machen mußte.

Als gegen Abend die Glocken läuteten, gingen Vater, Mutter und Tochter zum Hause Gottes, dem Herrn ihren gemeinschaftlichen Dank darzubringen, daß er alles so herrlich hinausgeführt habe. Jedes Wort der Predigt ging voll und tief durch ihre Seelen, und es war, als ob der ganze Gottesdienst nur für sie bestimmt wäre. Nichts Unsterblicheres, so setzte der greise Redner auseinander, sei im sterblichen Menschen als die Liebe. Sie schlafe wohl zuweilen Jahre lang, aber wenn der rechte Augenblick gekommen sei und der Finger Gottes sie berühre, dann wache sie auf zu neuem lebendigem Leben. Möge aus den Trümmern des alten Jahres im neuen allüberall solch neues Leben aus Gott emporsprießen zu Heil und Frommen der seufzenden Creatur. Und als er geendet, klang es im mehrstimmigen Kinderchor durch die Kirche:

„Zum neuen Jahr ein neues Herze,
Ein frisches Blatt im Lebensbuch!
Die alte Schuld sei ausgestrichen,
Der alte Zwist sei ausgeglichen,
Und ausgetilgt der alte Fluch! —"

Frau Susanna hatte ein gar köstliches Abendessen bereiten lassen, und Vater Velten konnte sich gar nicht satt sehen, wie es dem kleinen Franz schmeckte. Man saß noch lange beisammen in ernstem und traulichem Gespräch, bis endlich dem Kleinen die Augen zufielen, und auch die ermüdete Mutter dem Rathe der Eltern folgte und das Lager aufsuchte. Velten aber wollte noch nicht zur Ruhe. „Es ist nur noch eine Stunde, ich will das neue Jahr abwarten, Mutter liest mir wieder einmal vor, wie sie das oft in längst vergangenen Jahren gethan hat." Mutter war gern einverstanden.

Sie wählte aus dem Buch der Bücher die Lieder ohne Gleichen, zuerst Buß-, dann Lobpsalmen. Als sie schwieg, sagte Velten: „Der mir Erbarmen in's Herz gegeben hat, wird sich auch meiner erbarmen." Und sein Weib antwortete: „Ja, er wird es thun, er wird uns alle heimbringen zu den Seinen, die nicht mehr hungern



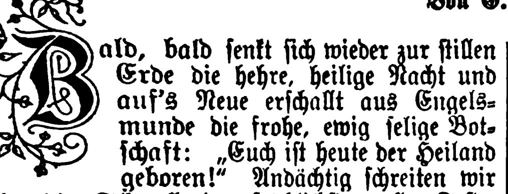
Weihnachten.

wird noch dürsten, die das Lamm leiten wird zu den lebendigen Wasserbrunnen; und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen!"

In diesem Augenblicke erklangen die Glocken, und Posaunenton trug vom Thurme herab den Choral: „Nun danket alle Gott" über die Gemeinde hin. Die beiden alten Leute standen auf, reichten einander die Hände und sprachen wie aus einem Munde: „Nun danket alle Gott!" Dann gingen sie in ihre Schlafkammer. — —

Weihnachten.

Von G. Baum.



Bald, bald senkt sich wieder zur stillen Erde die hehre, heilige Nacht und auf's Neue erschallt aus Engelsmunde die frohe, ewig selige Botschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren!" Andächtig schreiten wir über die Schwelle des fröhlichsten aller Feste, dem lieblichen Weihnachtsfeste und treten im Geist an die Krippe des neugeborenen Kindleins, aus dessen unschuldvollen Augen uns die unendliche Liebe des himmlischen Vaters entgegenstrahlt.

„Ja, lasset uns gehen gen Bethlehem," so sprachen einst die Hirten, nachdem der Engel des Herrn die Geburt des göttlichen Kindes verkündet und die Menge der himmlischen Heerschaaren unter dem Lobgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", wieder in die Himmelsräume zurückgekehrt war. Lucas 2, 15—20, wird uns erzählt: Daß, als die nächtliche Stille wieder eingetreten, die Hirten nach Bethlehem gingen und Alles fanden, wie ihnen der Himmelsbote gesagt hatte.

Unzählige Kinder haben von Anbeginn der Welt in Windeln gewickelt in einer Krippe oder Wiege gelegen, keines aber hat durch sein Leben, Wirken und Sterben einen solchen Umschwung der Weltlage hervorgerufen, wie das Kindlein von Bethlehem, dessen Eintritt in die Welt der Evangelist in so schlichter, aber herzergreifender Weise schildert.

Bereits 400 Millionen Menschen bekennen sich zur Fahne dieses Kindleins. Eine stattliche Armee, deren Reihen von Jahr zu Jahr immer mehr anschwellen, und wenn auch die Werbung für diese Armee heutzutage nicht mehr durch den zelotischen Eifer der Werber, durch Feuer und Schwert geschieht, so erfolgt sie um so wirksamer im Geiste und Sinne Christi, durch die friedliche Macht der Ueberzeugung, sowie durch die nicht minder friedlichen Eroberungen des Handels und der Industrie, der Künste und Wissenschaften.

Lasset uns gehen gen Bethlehem!

Diese Worte der Hirten bilden seit bald 1900 Jahren, so lange man in der christlichen Kirche die Geburt des Erlösers festlich feiert, die Losung Aller, die dem Banner des Kindleins folgen. Alljährlich, wenn die schöne Weihnachtszeit herannaht, vernimmt man diesen Ruf, welcher uns in kühnem Geistesfluge nach Bethlehems Gefilden führt.

„Das Heil kommt vom Kinde," wie wahr sind doch diese Worte. Was wäre die Welt ohne dieses Kindlein von Bethlehem? Eine trostlose Wüste ohne eine einzige grünende Oase, die des müden Wanderers Auge erfreute, ein unermeßlich stürmisch erregtes Meer ohne eine einzige blühende Insel, die dem Schiffbrüchigen rettend entgegenwinkte. Ja, was wäre unser ganzes Erdenleben ohne diesen hellen Morgenstern aus Juda? Ein Dasein ohne Hoffnung auf ein seliges Endziel. Was stärkt und kräftigt den Christen bei der Erfüllung seiner, oft so schweren Berufspflicht und stählt seinen Muth im Kampfe um's tägliche Brod? Ist's nicht der Gedanke an das Kindlein von Bethlehem?

Zu keiner Zeit werden wir so sehr daran gemahnt, daß das Heil vom Kinde kommt, als zur Weihnachtszeit und nie ergeht an uns eine dringendere Mahnung: Lässet uns gehen gen Bethlehem! als in den Tagen, da die christliche Gemeinde sich anschickt, die Geburt des Kindleins zu feiern, das in der Stadt David's das Licht der Welt erblickte. Das Christfest ist so recht ein Familien-, ein Kinderfest, das die Bande der Liebe um alle Hausgenossen und Freunde eng anschließt, stets aber spielt das Kind die Hauptrolle bei dem schönen Feste. Von ihm ausschließlich kommt das Heil, wie es der Mittelpunkt ist, um den sich alles gegenwärtige, vergangene und zukünftige Glück, alle süßen Erinnerungen, alle beseligenden Hoffnungen gruppiren. Wohl dem, der wenigstens einmal des Jahres selbst wieder zum Kinde wird und sich recht kindlich mit dem Kinde freuen kann und den Gang nach Bethlehem antritt, um an dem von dort ausströmenden Segen seinen Antheil zu empfangen.

Laßt uns Alle gehen gen Bethlehem, dann wird in Wahrheit das Christfest für Alt und Jung ein Freudenfest, wo Liebe im Geben wie im Nehmen ihre herrlichsten Triumphe feiert.

Der Liebe Sieg.

Eine Weihnachts-Geschichte aus Amerika.

Von Karl Friedrich.

I.

Es war am Tag vor Weihnachten. Der Wind strich pfeifend durch die entlaubten Bäume und schüttelte den Schnee von den Tannen und Fichten, welche in größeren oder kleineren Gruppen auf den Felsen und Bergen wuchsen, die wild und steil aus einem Thal des Allegheny-Gebirges nahe bei Altoona aufsteigen. Ein heftiges Schneegestöber hatte in den Morgenstunden den Boden mit tiefem Schnee bedeckt. Gegen Mittag hatte der Schneefall nachgelassen; aber um so kälter und schneidiger blies der Wind über die winterliche Landschaft und ab und zu rieselte es noch feinkörnig von dem dunkeln, drohenden Gewölk. Aber der einsame Wanderer, der dort am Wege auf dem umgestürzten Baumstamme sitzt, scheint der Kälte nicht zu achten. Gleichgültig schweift sein Auge über das tiefe Thal hinweg, durch welches ein reißender Gebirgsbach seine gelben, mit Treibeis bedeckten Fluthen wälzte, hinüber zu den halb vom Nebel eingehüllten Bergen. Seine ganze Erscheinung trägt das Gepräge der Verkommenheit und ist durchaus nicht geeignet, Zutrauen zu erwecken. Die kräftige Gestalt umhüllt ein weiter Ueberrock von rauhem, braunem Zeug, und ein abgetragener Filzhut bedeckt das rothe Haar, das ungeordnet und struppig über die Schläfe herabhängt, und unter dem Schatten der breiten Hutkrämpe hervor funkelt in einem mageren, fahlen Gesicht, von dichten Brauen umwuchert, ein unheimlich und unstät blickendes Augenpaar. Trotzdem ist der Mann offenbar noch in den besten Jahren, höchstens an die Dreißig streifend.

Eine geraume Zeit saß der Fremde auf seinem einsamen Baumstamme und bohrte seine stechenden Augen immer tiefer in die winterliche Landschaft hinein, da kam es wie ein schwarzes Tuch durch die trübe Luft geflattert, krallte sich aber plötzlich auf einem schlanken Zweige fest und stieß zweimal nach einander einen lauten krächzenden Schrei aus. Es war eine Krähe, die sich auf dem Baume über dem Wanderer niedergelassen. Dieser war offenbar durch das Gekrächze des unheimlichen Vogels wenig erbaut, denn er rief unwirsch und drohend zu ihr hinauf: „Hältst du dich für schöner als mich, und glaubst du, daß die weißen Tauben nach dir ausschielen?" Sie gab keine Antwort, sondern schaukelte sich auf ihrem schlanken Zweige noch eine Weile auf und ab; dann aber erhob sie sich, abermals laut krächzend, von ihrem luftigen Sitze und flog langsam, mit dem Sturme kämpfend, davon. Nun stand auch er auf und setzte seine Wanderung über die Berge fort. Sein Schritt war etwas schleppend, aber dessen ungeachtet sicher und kräftig. Der Weg führte theils über schneebedeckte Thäler, theils durch wilde, mit Wald bedeckte Berglandschaften, und das Fortkommen wurde mit jedem Augenblick beschwerlicher. Ein kalter Nordwind fegte den feinen Schnee von höher gelegenen Orten weg und jagte ihn in dichten Wolken vor sich her, so daß es oft fast unmöglich war, selbst die allernächsten Gegenstände zu unterscheiden. Nach einiger Zeit gelangte der Wanderer zu einem kleinen Städtchen, das jedoch nur aus wenigen Häusern bestand, welche alle auf der linken Seite des Weges standen. Von den Bewohnern ließ sich kaum etwas gewahren, nur hie und da blickte ein blonder Kinderkopf durch die gefrorenen Fensterscheiben auf die Straße heraus. Der Fremdling wechselte einige Worte mit einer Frau, welche hastigen Schrittes an ihm vorüber eilen wollte, um sich so bald wie möglich wieder hinter den schützenden Wänden vor dem Ungestüm der Witterung zu bergen. Sie wies mit der Hand nach einem Fußpfade, der einer dichten Waldung zuführte, und eilte weiter. Nach ein paar Schritten aber drehte sie sich um, blickte dem Fremden nach und murmelte halblaut vor sich hin: „Was mag der Mensch in der Mühle zu thun haben? Etwas Gutes gewiß nicht; ich wünschte, ich hätte ihm den Weg nicht gezeigt."

Indessen hatte der Wanderer den gewiesenen Pfad eingeschlagen. Bald nahm ein dichter Wald ihn auf. Einzelne Gruppen dunkelgrüner Tannen unterbrachen hin und wieder die Einförmigkeit der winterlichen Waldscenerie. Kein Laut war vernehmbar als das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Bäume, welche jede Aussicht in die Ferne versperrten. Solche Waldeseinsamkeit hat etwas Erhebendes, auch der Fremde hatte sich früher oft des Genusses derselben erfreut; heute aber lag sie drückend und beängstigend auf ihm. „Was willst du hier? Bist du nicht schon elend genug? Warum willst du noch neue Schuld auf dich laden?" flüsterte eine innere Stimme ihm zu. Er aber stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf den Boden und

murmelte, indem seine grünen Augen in düsterer Gluth aufleuchteten: „Er soll es mir büßen, der Elende! Ich bin ein entlassener Sträfling, ein Mörder; aber er hat mich dazu gemacht. Ich möchte rasend werden, wenn ich daran denke. Ha, Rache ist süß!" —

Jetzt führte der Weg einen steilen Berg hinab, dann folgte er einem wilden Gebirgsbach, der schäumend durch sein eisstarrendes Bett dahinschoß. Endlich lichtete sich der Wald und vor den Blicken des Wanderers öffnete sich ein kleines Thälchen, welches von Bäumen völlig frei war. Hier bedeckte der Schnee bereits fußtief den Boden, der offenbar mit Mais bepflanzt war, denn noch standen die Maisstengel in großen Büscheln auf dem Felde umher; aber außer einem bläulichen Rauchwölkchen, welches vom entferntesten Rande der kleinen Lichtung aufstieg, war nirgends eine Spur einer menschlichen Wohnung zu entdecken. Der Rauch kam aus dem Schornstein eines stattlichen Hauses, wie man es in dieser Gegend kaum vermuthet hätte. Eine hübsche, durchbrochene Holzgalerie lief rings um das obere Stockwerk herum und gab dem Gebäude ein überaus freundliches Aussehen. Hier wohnte der Sägmüller Otto Hellmuth und nicht ferne von dem Hause, an dem rauschenden Bach stand auch die Mühle, welche jedoch gegenwärtig ihren Betrieb eingestellt hatte.

II.

Otto Hellmuth war der Sohn wohlhabender deutscher Eltern. Er stammte aus dem Staate New York und hatte sich erst vor wenigen Jahren in diesem romantischen Thälchen niedergelassen. Aber sein Geschäftstakt und seine tüchtige Schulbildung, vor allem aber die edle Offenheit und strenge Rechtlichkeit seines Charakters hatte dem unternehmenden jungen Mann bald die Achtung und das Vertrauen aller seiner Nachbarn gewonnen. Sein junges Weib Hedwig stand seiner praktischen Tüchtigkeit ebenbürtig zur Seite in der Führung des Hauswesens; und ihre Kinder, ein Mädchen von 5 Jahren und ein Knabe von 3 Jahren, bildeten beider gemeinsames Glück. Dazu kam noch die geistige Uebereinstimmung beider Gatten, durch welche Hedwig auch in allen seinen geistigen Bestrebungen eine verständnißvolle Gefährtin ihres Mannes wurde. So war das Haus des Sägemüllers eine Stätte der Liebe und des Friedens, ein kleines Paradies, in welchem, fern von dem Geräusch der Welt, das Glück sich eine Hütte aufgebaut hatte.

Freilich war es etwas einsam in dem abgelegenen Hause und Frau Hedwig, welche einst in ihrer Heimath den Mittelpunkt einer ganzen Schaar von gleichgesinnten Freundinnen gebildet hatte, saß jetzt oft halbe Tage lang allein mit ihren Kindern im Hause; aber sie hatte es noch nie bereut, dem geliebten Gatten in diese abgelegene Waldgegend gefolgt zu sein. Lag doch gerade in dieser Waldeinsamkeit, im Genuß der freien, herrlichen Natur wieder ein unbeschreiblicher Zauber für ihr allem Schönen und Großen offenes Gemüth, dem ihre ganze Umgebung wie eine Märchenwelt erschien; und dann das ungestörte Zusammensein im trauten Familienkreise und die glücklichen Augenblicke, wenn sie in der Abenddämmerung der Heimkehr des geliebten Mannes entgegensah, und wenn sie endlich seine Schritte vernahm und der große Neufundländerhund voraus- und gewaltig wedelnd an ihr hinaufsprang, und wenn dann der kraftvolle junge Mann selbst erschien, den Arm um ihre Schultern legte und mit ihr in's Zimmer trat, wo die Kinder jubelnd dem Vater entgegenliefen — nein, sie hätte dieses Glück der Einsamkeit nicht missen mögen um alle Herrlichkeit der Welt.

Auch jetzt, in den kurzen Wintertagen nicht. Wie traut und heimathlich war es doch in dem warmen Gemach; und ob auch draußen der Sturm durch die Bäume heulte und es Winter war ringsum und das nächste Städtchen meilenweit entfernt, Frau Hedwig erschien es immer noch so märchenähnlich wie zur Sommerszeit. Und nun stand ja überdies die Weihnachtsbescheerung vor der Thür mit ihren Heimlichkeiten, und die Kinder, welche neben dem großen Hunde auf dem Boden saßen, flüsterten leise mit einander und deuteten ab und zu mit den glänzenden Augen auf die verschlossene Thür des Nebengemaches und selbst ihr Mann mühte sich umsonst, ihre kleinen Geheimnisse zu errathen. Wie hätte die junge Frau nicht glücklich sein sollen!

Endlich sagte der Müller, indem er sich erhob und seine Büchse zur Hand nahm: „Du siehst mich an, meine kleine Fee, als wärest du mich gerne ein paar Stunden los, um deine Zauberkünste hier allein betreiben zu können. Ich will dir, wie immer, deinen Willen thun. Ich gehe auf einige Augenblicke zu Nachbar Konrad hinüber; vielleicht kommt mir auf dem Wege noch ein Wild in die Quere für morgen Mittag. Bist du damit zufrieden?

Sie lachte, und das Lachen stand ihr wunderschön. — Die Anrede hatte gut auf sie gepaßt. Obwohl sie eine weiße Küchenschürze über dem schlichten dunkeln Kleide trug, sah Frau Hedwig doch aus, als wäre sie irgendwo aus einem Blumenkelch hervorgeschlüpft und hätte ihre schlanke Elfengestalt nur zum Scherz mit einem Hausfrauenkleid vermummt. So jung und mädchenhaft war sie, daß man selbst die beiden erwartungsvollen Kinder am Boden nicht für die ihrigen halten konnte. „Welche Künste sollte ich hier im Schnee betreiben können?" fragte sie

schalkhaft, aber ihre ausdrucksvollen Augen zeigten deutlich, daß ihr der Vorschlag ihres Mannes willkommen war.

Im Begriff, seine Büchse umzuwerfen, gewahrt der Müller einen kleinen Rostfleck am Laufe, er greift nach einem Zeitungsblatt, das auf dem Tische liegt, denselben abzuwischen, da fällt sein Auge auf eine Stelle der letzten Druckseite und bleibt darauf haften. Die Büchse sinkt zu Boden und der kräftige Mann starrt unbeweglich auf die Zeitung, welche er in seinen zitternden Händen hält.

„Was ist's, Otto?" ruft die zärtliche Gattin, durch sein Benehmen erschreckt. „Um Gotteswillen rede!"

Wie aus einem Traume erwachend, erwiderte der Müller: „Es ist nichts. Nur ein merkwürdiger Zufall." Als sie die Hand nach dem Blatt ausstreckte, ließ er es ihr und setzte hinzu: „Du verstehst es nicht."

„Was nicht?" frug sie. Nun deutete er auf eine kurze Notiz, die sie laut ablas: „Heute ist Georg Reinhard, nachdem er seine siebenjährige Strafzeit abgebüßt, aus dem Staatsgefängniß entlassen worden." Verwundert fügte sie hinzu: „Was geht das dich an?"

„Erinnerst du dich seiner nicht mehr? Du hast ihn öfters gesehen."

„Wann?"

„Ehe wir verlobt waren. Er war groß, hatte rothes Haar und war häßlich."

„Ich kann mich nicht erinnern; aber was ist mit ihm? Was hat er mit dir zu thun?"

Der Müller blieb einige Augenblicke stumm; dann versetzte er: „Leider mehr als mir lieb ist. Ich verschwieg es dir damals, weil ich dich nicht beunruhigen wollte. Nun aber, da der Zufall es so will, daß wir gerade heute an ihn erinnert werden, sollst du Alles erfahren. Georg Reinhard und ich waren Schulfreunde. Er war ein guter Kerl, wie man zu sagen pflegt, aber eingebildet und dabei außerordentlich eifersüchtig und leicht verbittert. Die Schuld lag wohl daran, daß er mit einem warmen, liebebedürftigen Herzen ein abstoßendes Aeußere verband und daher in Gesellschaft meist mißachtet und zurückgesetzt wurde. Um so enger schloß er sich an mich an, dem er das vollste Vertrauen schenkte. Auch im College hielten wir treu zusammen. Reinhard verließ die Schule etwa ein halbes Jahr vor mir und kam sofort in deine Vaterstadt. Von dort schrieb er mir mehrere Briefe voll überschwänglicher Seligkeit, in welchen er nicht müde wurde, von einer Liebe zu erzählen, welche ihm die Erde zum Himmel mache. Den Namen seiner Geliebten nannte er mir übrigens nie. Auch später nicht, als ich selbst in deine Vaterstadt kam und fast täglich mit ihm verkehrte. Es fiel mir auf, daß er immer nur von seiner Liebe zu der Geliebten und nie von ihrer Liebe zu ihm redete. Daher fragte ich ihn einmal, ob denn das Mädchen mit seiner Liebe einverstanden sei und dieselbe erwiedere, worauf er mit einer Heftigkeit, die mir ganz unerklärlich war, ausrief: „Sie muß ja, sie muß. Muß sie nicht? Wäre es anders, so könnte ich nicht mehr an einen gerechten Gott im Himmel glauben!" — Indessen war es Winter geworden, wir Beide hatten uns kennen und lieben gelernt und wußten längst, woran wir waren, und heute vor acht Jahren — du erinnerst dich, es war gerade am Tage vor Weihnachten — war ich bei euch und erhielt von deinem Vater die Einwilligung zu unserer Verlobung. Auf dem Heimwege kam ich an einer Restauration vorbei, aus welcher ich Reinhard's Stimme hörte; ich ging hinein und fand ihn mit etlichen Bekannten von uns. Mein Herz war übervoll von dir und seiner neuen Seligkeit. Zuletzt konnte ich mich nicht mehr beherrschen, ich bückte mich an Reinhard's Ohr und flüsterte ihm zu, was an jenem Nachmittage geschehen war. Bis an mein Ende seh' ich's, wie er bei der Nennung deines Namens auf einmal von mir zurücktaumelte und weiß wie die Wand hinter mir dastand. Er stierte mich an, als ob er plötzlich irrsinnig geworden wäre. Ich begriff's nicht und fragte ihn, was er habe. Da brach er in fürchterliche Verwünschungen gegen mich aus. Ich hätte mich von Jugend auf an ihn gemacht, um mich in sein Vertrauen einzuschleichen und ihn um Alles zu betrügen; und nun hätte ich ihm das Letzte gethan und dich ihm gestohlen. Der arme Bursche dauerte mich, und doch konnte ich mich des Lachens kaum erwehren, daß er sich eingebildet hatte, du müßtest ihn lieben, weil er dich aus der Ferne angebetet hatte. Durch seine Schmähungen gereizt, sagte ich ihm endlich, wir könnten ja zu dir gehen, dann könntest du zwischen uns wählen. Es war unrecht von mir, seiner so zu spotten; aber ich wußte nicht, wie es in ihm aussah. Dann gerieth's noch weiter, so daß ich zuletzt auch aufgebracht und sinnlos erwiderte, er habe jedenfalls wenig Aussicht bei dir, denn du habest mich kürzlich einmal gefragt, wer eigentlich das furchtbar häßliche Geschöpf gewesen sei, mit dem ich an deinem Fenster vorübergegangen. Da griff er mit wahnsinnig verzerrten Zügen nach einem Handbeil, das zufällig an der Wand lehnte, und schleuderte es mit voller Kraft gerade auf mich. Ich bückte mich zum Glück, so daß es mir scharf durch's Haar flog; aber einen Anderen, der hinter mir saß, traf es mitten in die Stirn, und dieser stürzte augenblicklich todt nieder. Vor Gericht behauptete er nachher, trotz meines widersprechenden Zeugnisses, ich sei ihm durchaus gleichgiltig; aber der, den er getroffen, sei sein Todfeind

gewesen und er habe mit Vorsatz und Willen ihm das Leben genommen. Da er hartnäckig bei dieser Aussage beharrte, wurde er zu siebenjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Als er an mir vorübergeführt wurde, warf er mir einen unbeschreiblichen Blick zu, einen Blick voll glühenden Hasses. Einige Jahre später traf ich ihn noch einmal; er war mit anderen Sträflingen beim Bau eines öffentlichen Gebäudes mit Mörtel- und Backsteintragen beschäftigt. Ich hätte das eingefallene, bleiche Gesicht nicht mehr gekannt, das mir nun plötzlich mit Reinhard's Stimme zurief: „Otto Hellmuth, ist's nicht genug, daß du mich zum Mörder und Sträfling gemacht hast, mußt du auch jetzt noch hierherkommen, um dich an meinem Unglück zu weiden?" Und dabei warf er mir wieder jenen drohenden, von Haß und Rache glühenden Blick zu, wie im Gerichtslokale. Der Gedanke an ihn war ein Hauptgrund, warum ich mich entschloß, deine Heimath zu verlassen und mich hier im Gebirge anzusiedeln. Und nun weißt du auch, warum mich die Nachricht von seiner Entlassung beunruhigte."

Die junge Frau hatte mit steigender Bangigkeit zugehört. Nun, da ihr Mann geendet hatte, sagte sie: „Ich wünschte, Otto, ich hätte dich nicht nach dieser Geschichte gefragt. Warum mußte aber auch die Mutter gerade in dieses Blatt die Wolle einwickeln, welche sie mir kürzlich geschickt hat?" Und dann setzte sie wehmüthig hinzu: „Der arme, arme Mann; und ich trage eigentlich die Schuld an seinem Unglück."

„Du nicht, gar nicht; auch ich kaum, obwohl ich mir manchmal Vorwürfe gemacht habe; es war sein unglückliches, mißtrauisches, verbittertes Gemüth" — —

„Das sich von Kindheit auf nach Liebe gesehnt und immer vergebens," fiel sie mit schmerzlichem Tone ein. „Die reden leicht darüber, die sie besitzen; ich wollte, er stände hier und ich könnte ihm sagen" —

„Das wäre nicht gut," unterbrach sie der Müller, „für uns Alle nicht. Aber laß uns nicht mehr daran denken. Es ist hohe Zeit, daß ich gehe, damit ich zeitig wieder zurück sein kann. Die Kinder werden heute mit doppelter Ungeduld auf mich warten."

„Sei vorsichtig, Otto," sprach die junge Frau, ihn zurückhaltend, „denke immer an uns Alle. Ich weiß nicht, warum mir mit einem Male so bang um's Herz wird."

„Liebes Närrchen," erwiderte der Müller lächelnd, „sei ohne Sorge, bis es dämmert, bin ich wieder hier." Dann küßte er sie und die Kinder und verließ das Haus mit dem Hunde, der ihm freudig bellend vorauslief.

III.

Es dämmerte bereits. Frau Hedwig hatte nach der Entfernung ihres Mannes aus dem großen Schrank in der Wohnstube eine Menge Päckchen und Packete herausgenommen und war damit in die Nebenstube verschwunden. Dort hatte sie dieselben ausgepackt und deren Inhalt auf den Weihnachtstisch ausgebreitet. Aber trotz ihrer Geschäftigkeit war sie ihre innere Unruhe nicht los geworden. Sie hatte sich bisher noch nie gefürchtet; heute Nachmittag aber war sie bei jedem Windstoß, der an den Fenstern rüttelte, erschreckt zusammengefahren, und mehr als ein Mal hatte sie sich aus der einsamen Weihnachtsstube zu den Kindern geflüchtet, um ihre Ruhe und Fassung wieder zu gewinnen. Nun waren die Vorbereitungen für die Weihnachtsbescherung vollendet und Hedwig saß mit den Kindern am Fenster und wartete mit banger Sorge der Heimkehr des zögernden Gatten. Der Sturm hatte wieder zugenommen und heulte in unheimlich klagenden Tönen durch die alten Tannen und um das freistehende Haus.

„Kommt der Papa denn nicht bald?" fragte ungeduldig der kleine Georg. „Ich bin müde vom Warten, Mama."

„Er sagte, wie es dämmere — es dämmert noch nicht sehr."

„Doch, Mama, es ist schon ganz dunkel, siehst du's nicht?"

„Nein, das thut der Schnee, der Himmel muß noch ganz hell sein," entgegnete die Mutter, mühsam ihre Angst niederkämpfend. Sie war aufgestanden und ging nun zur Thür, um nach ihrem Manne auszuschauen. Die Kinder folgten ihr.

Als sie die Thür öffnete, trieb ihr der Wind den Schnee entgegen. Sie fühlte es nicht. Ihr unruhvolles Auge blickte nur den Waldpfad hinan, auf dem sie ihren Mann zuletzt gesehen. Da vernahm sie Schritte aus der Dunkelheit. Voll Freude flog sie dem Kommenden entgegen: „Gottlob, daß du da bist, Otto!" Plötzlich aber stutzte sie und von ihren Lippen fiel es tonlos: „Du bist's nicht; wer sind Sie?"

Der fremde Ankömmling stand eine Weile sprachlos da, dann ließ sich unter dem schneebedeckten Filzhut hervor ein rauhe Stimme vernehmen: „Ich wollte gerne nach M., man sagte mir, daß der Weg an der Sägemühle vorbeiführe. Ist das hier?"

„Ja," erwiderte Hedwig, welche schnell ihre Fassung wiedergewonnen hatte, „aber den Weg nach M. können Sie heute Abend bei diesem Sturme nicht finden. Es wäre Ihr Tod. Bleiben Sie bei uns bis Morgen."

„Ich habe schon schlimme Wege gemacht," entgegnete der Fremde, „ist Niemand drinnen, der mir die Richtung zeigen könnte?"

„Mein Mann ist ausgegangen; aber" — —

Ein Freudenschrei brach ihr die Worte auf der Zunge ab: „Da ist Cäsar, er wird gleich kommen."

Der Fremde war beim Anblick des Hundes unwillkürlich einige Schritte von ihr zurückgetreten.

Im nächsten Augenblick kam Cäsar in großen Sätzen heran, hielt jählings, in die Luft witternd, und stieß ein zorniges Gebrüll aus; dann aber sprang er auf Hedwig zu und packte mit den Zähnen ihre Kleider. Sie streichelte ihm den zottigen Kopf. Er aber ließ nicht los, sondern zerrte an ihren Röcken, lief ein paar Schritte fort und kam dann wieder und zog und zerrte auf's Neue. Da durchschauerte die junge Frau plötzlich ein furchtbarer Gedanke. „Wo ist dein Herr, Cäsar?" rief sie in Todesangst. Der kluge Hund stieß ein kurzes, dumpfes Gebell aus und zog dann wieder an ihren Röcken. Sie folgte ihm baarhaupt, alles um sich her vergessend. Jetzt ließ der Hund ihre Kleider los und sprang freudig bellend voran, indem er sich von Zeit zu Zeit umschaute.

Der Fremde starrte sprachlos der im Dunkel verschwindenden Frau nach; dann schrak er plötzlich jäh zusammen. „Cäsar! Cäsar!" riefen verwundert und ungeduldig die beiden Kinder von der Schwelle des Hauses, und als sie den Fremden gewahrten, trat die kleine Hedwig halb unter die Thür und sagte: „Warum ist die Mama auch noch fort, fremder Mann? Komm du zu uns herein, bis die Mama wieder kommt!"

Ein leiser Schauder lief über die kräftige Gestalt des Fremden, als er diese Worte hörte; dann aber versetzte er kurz: „Geht hinein!" Er selbst folgte ihnen und schloß die Hausthür hinter sich zu. Die Kinder gingen in die Wohnstube, er aber begab sich in die Küche, welche von der Dämmerung noch matt erhellt war. Dort angekommen, hob er eilfertig Holzscheite aus dem Kasten, als ob er ein Herdfeuer anzünden wollte; aber er schichtete dieselben nicht auf dem Herde auf, sondern auf dem Tisch, den er hart an die hölzerne Wand gerückt hatte. Um den Holzbau herum, der fast bis zur niedrigen Decke hinaufreichte, staute er Reisig und Späne; dann zog er rasch eine kleine Schachtel aus der Tasche, aus welcher beim heftigen Oeffnen ein halbes Dutzend Streichhölzer auf den Boden fielen.

In diesem Augenblick ließen sich leise tastende Schritte vernehmen, die Küchenthür ging auf und eine kindliche Stimme rief herein: „Wo bist du, fremder Mann? Warum kommst du denn nicht zu uns?" und die beiden Kinder schlüpften in die Küche und hielten sich ängstlich an seinen nassen Mantel.

„Geht fort von mir in die Stube!" sprach der Fremde barsch, indem er die Kinder von sich drängte. Sie aber klammerten sich an seinen Mantel fest und baten: „Komm du mit uns; wir fürchten uns drinnen allein, es ist so dunkel."

„Und bei mir fürchtet ihr euch nicht?" fragte er mit höhnischem Lachen.

„Nein," sagte das Mädchen vertraulich, „bleib nur bei uns, bis die Mama wieder kommt, sonst sind wir ganz allein."

„Der Papa bleibt heute so lange aus, es will gar nicht Weihnachtsabend werden," klagte der Knabe in weinerlichem Tone.

Was war das? — Die starke Gestalt des Fremden schauerte bei diesen Worten plötzlich zusammen, als hätte ihn eine Natter gestochen, und ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner breiten Brust.

Das Mädchen blickte ihn verwundert an, wagte aber keine Frage. Indessen hatte der Knabe den sonderbaren Holzbau entdeckt.

„Hast du das für uns gemacht, fremder Mann?" fragte er und versuchte auf den Tisch hinaufzuklettern. Dabei hielt er sich an einem Scheit Holz. Dieses wich aus seinem Platze und der luftige Bau stürzte polternd auf den Steinboden herab.

Erschrocken wandte sich der Knabe nach dem Fremden um, der sich auf einer Bank niedergelassen hatte und bei dem Zusammensturz des Holzbaues abermals laut aufstöhnte; dann fragte er verwundert: „Was hast du, fremder Mann? Thut dir etwas weh?"

Statt der Antwort erhob sich der Fremde plötzlich, faßte die Kinder bei der Hand und führte sie in's Wohnzimmer.

„Bleibt hier einen Augenblick, ich habe noch in der Küche zu schaffen," sagte er sodann. Aber die Kinder stellten sich ihm in den Weg und wollten ihn nicht gehen lassen. „Bitte, bitte, bleibe bei uns!" bat das Mädchen mit ihrer einschmeichelnden Stimme und faßte ihn bei der Hand.

Er wollte sie von sich schleudern und zur Thür hinausstürmen, aber als er das zarte Gesichtchen streifte, zuckte er plötzlich zusammen und seine Hände sanken wie gelähmt an ihm herab.

„Meinetwegen," murmelte er verstimmt, indem er sich auf einen Stuhl niederließ.

„Wenn nur die Mama da wäre," seufzte das Mädchen, indem sie sich zutraulich an den Fremden schmiegte.

„Hast du deine Mama lieb?" fragte dieser mechanisch.

„Die Mama? Die haben Alle lieb; du nicht auch?" erwiderte das Mädchen mit verwundert fragendem Ton.

Im Dunkel bei der momentanen Stille hörte man, daß seine Zähne, wie vom Fieberfrost ge-

packt, aufeinander schlugen. Endlich fragte er: „Wie heißt du?"

„Weißt du's denn nicht? Wie meine Mama, Hedwig."

„Und du heißt gewiß Otto?" wandte er sich rasch an den Knaben.

„Nein," erwiderte dieser, „das ist der Papa, ich heiße Georg."

„Georg" — sprach der Fremde nach und das dumpfe Stöhnen kam wieder aus der Brust, welches die Kinder schon in der Küche erschreckt hatte. Es mußte ein gewaltiger Sturm in seinem Innern toben, denn der starke Mann zitterte am ganzen Leibe, immer tiefer sank sein Haupt herab und endlich bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen und brach in lautes Schluchzen aus.

„Bist du betrübt, fremder Mann, daß du weinst?" sagte das Mädchen nach einer Weile voll tiefen Mitgefühls. „Bekommst du denn keine Weihnachtsgeschenke heute Abend? Du sollst heute nicht traurig sein. Wir wollen unsere Geschenke mit dir theilen, nicht wahr, Georg?"

„Ja," sagte der Knabe zustimmend, „aber nun mußt du auch nicht mehr weinen, fremder Mann. Die Mama hat gesagt, am Weihnachtsfest sollen alle Leute fröhlich sein."

„Ja, das hat die Mama gesagt," fiel das Mädchen ein, „und weißt du auch warum?"

Fast unbewußt fragte der fremde Mann: „Nun, warum denn?"

„Weil der liebe Heiland heute in die Welt gekommen ist, um alle Menschen glücklich zu machen," sagte das Mädchen und ihre Stimme klang silberhell durch das dunkle Zimmer.

Da war's wie ein überrinnendes Maß, dem der Tropfen gefehlt. Eine furchtbare Angst ergriff den „fremden Mann", ein entsetzliches Grausen. Er rang nach Luft, der Athem versagte ihm in dem warmen heimlichen Zimmer. Er mußte hinaus, hinaus in den Sturm, in die Nacht, in den Schnee.

Jäh sprang er auf gegen die mattgrau sichtbare Thür. Da vernahm er die Stimme des Mädchens wieder: „Da hinein darfst du nicht, das ist die Weihnachtsstube."

„Die Weihnachtsstube — Weihnachtsabend," wiederholte er in bitter aufschluchzendem Tone, und von jähem Schwindel erfaßt, sank er haltlos gegen die Thür. So stand er ein Dutzend Herzschläge lang, dann sagte er: „Ich habe niemals als Kind eine Weihnachtsstube gesehen, da darf ich jetzt wohl hinein."

Er öffnete und schloß die Thür hinter sich zu. Eine Weile horchten die Kinder auf die Fußtritte und Laute, die ab und zu aus dem geheimnißvollen Zimmer herüberklangen, doch allmählich fielen ihnen die Augen zu und sie schliefen ein.

Da hörten sie im Traum eine Thüre gehen und eine Stimme sagte:

„Kommt ihr Kinder!" Und sie fuhren zugleich in die Höhe und rieben sich die Augen. Dann stießen sie einen doppelten Jubelschrei aus und eilten in die hell erleuchtete Weihnachtsstube.

(Schluß folgt.)

Nutzen der Krankheit.

Von W. C.

Die Vortheile guter Gesundheit sind so einleuchtend, daß es fast Zeitverschwendung wäre, darüber Betrachtungen anzustellen. Jedermann, sei er nun krank oder gesund, wird bereitwilligst deren Werth anerkennen und ihr Lob verkündigen. Dagegen ist es nicht gerade sehr gebräuchlich, Krankheit als Wohlthat oder Segen zu betrachten. Und doch hat auch diese ihre Vortheile, wie sowohl Geschichte und Philosophie, als auch die Lehren der heil. Schrift, der Beobachtung und Erfahrung zur Genüge bestätigen.

Gesundheit, wie auch Reichthum, wird in der Schrift und im gewöhnlichen Sinn als Bild persönlichen Glücks und der Gunst Gottes gebraucht. Hingegen sind Krankheit und Armuth natürliche und geeignete Bilder persönlicher Noth und Prüfung und daher göttlicher Ungnade oder gar göttlicher Strafe. Ungestillter Mangel und hilflose Abhängigkeit haben in einem gewissen Sinne ihre Ursache oder Wurzel in dem Fluch der Sünde, in gegenwärtiger oder früherer Uebertretung eines göttlichen Gesetzes. Das Ideal des natürlichen Herzens und auch der wiedergeborenen Seele ist ein Zustand, wo „weder Durst noch Hunger mehr sein wird," worin „die ganze Fülle wohnen wird," wo „weder Leid, noch Geschrei, noch Schmerz mehr sein wird." In dieser Welt der Sünde aber ist eine höchst wichtige Wahrheit, daß „denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen"; daß gewisse Segnungen in der Armuth sind, welche man nicht findet im Reichthum, und eben solche in Krankheit, die nicht in der Gesundheit gefunden werden. Und frägt man beim Anblick eines krüppelhaften Menschen wie Jene, die völlige Gesundheit als das Maß der besten irdischen Gaben Gottes betrachteten: „Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren," so kommt die Antwort zurück: „Weder er hat gesündigt, noch seine Eltern (als Grund dieser besonderen Heimsuchung), sondern (dies geschah) damit die Werke Gottes möchten an ihm offenbar werden."

Nicht blos vom geistlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, ist ein Vortheil in Krankheit, in jeglicher Trübsal und Noth, welche von Gott gesandt und durch göttlichen Segen versüßt ist. Dasselbe Gesetz gilt sowohl im Reich der Natur, als in dem der Gnade. Hindernisse und Widerstände sollen unsere Kraft offenbaren und entwickeln, sowohl im gewöhnlichen, als auch im Seelenleben. Selbst der Wilde lehrt seine Kinder, durch Ausdauer und beharrliches Streben ihrer Kraft sich bewußt zu werden und damit den Einfluß körperlichen Schmerzes

zu überwinden. Solcher Art war auch die Erziehung bei den Spartanern. Wer körperliche Schmerzen nicht kennt, dem mangelt auch das volle Bewußtsein seiner Kräfte und dessen, was er mit denselben leisten kann. Es mag als Regel gelten, daß ein Mann, welcher früher oder gar sein Leben lang mit Schwäche und Krankheit zu thun hatte, eher im Stande ist, den Kampf des täglichen Lebens zu kämpfen und in demselben auszuhalten, als einer, der noch keine Stunde krank war. Im Bürgerkrieg waren, wie Jedermann weiß, die, welche am besten die Probe des Feldzugs bestanden, nicht die Athleten, sondern die Invaliden. Wir ziehen daraus den Schluß, daß einst Krankgewesene oder noch Leidende mehr leisten können, als ungeprüfte und zu viel sich zutrauende Gesundheit.

Manche der besten Geistesprodukte in der Welt wurden von Männern hervorgebracht, die sowohl guter Gesundheit, als auch der Fülle leiblicher Kräfte entbehrten; und wer weiß, ob nicht gerade, was dem Leibe fehlte, dem Geist zu gut kam! Man sagt von Zeno, dem Gründer der stoischen Philosophie, daß seine schwache Gesundheit ihn zuerst bestimmte, streng und einfach zu leben. Epiktetus, einer der ersten Heiligen des Heidenthums, war nicht blos ein Krüppel, sondern der Grundton seiner Moral und Philosophie, „dulde und entsage," war augenscheinlich das Resultat seines eigenen, entbehrungsvollen, unter mancherlei körperlichen Leiden und Schwachheiten hingebrachten Lebens. Homer und Milton waren sicherlich sehr achtungswerthe Poeten, trotz ihrer Blindheit, wenn nicht in Folge derselben. Schiller und viele andere Genies, die wir nicht anführen wollen, thaten nahezu alle ihre literarische Arbeit bei geschwächter Gesundheit.

Aber weit übertroffen wird aller leibliche und geistige Gewinn, welcher aus dem Druck und Zwang von Krankheit fließt, durch den Nutzen, den die Seele in und durch Krankheit und Schmerz hat. Jakob war eben Jakob — der Untertreter — so lange er völlig gesund war. Aber wurde Israel — ein Fürst Gottes — als seine Hüfte verrenket ward. — Paulus war erst fest überzeugt, daß ein gesunder Körper für einen Mann, der seine Arbeit zu thun hätte, besser wäre, als ein kranker; aber gerade darin war Gott anderer Meinung. Und als Paulus dreimal den Herrn geflehet hatte, den Pfahl aus seinem Fleische wegzunehmen, gab ihm der Herr zu verstehen, daß, wenn er mit zerbrochenen Stäben und geknickten Röhren seine größten Thaten thue, und durch einen bereits dem Tode verfallenen Mann, wie er, die Welt erobere, doch gewiß zu Tage trete, daß der Herr es sei, der seine Kraft in dem schwachen Werkzeug völlig werden lasse.

Von Pauli Zeit bis auf die unsrige gab es viele Männer Gottes, die in ihrer Arbeit für den Herrn Außerordentliches zu Stande brachten, aber ihre Stärke kam aus ihrer Schwachheit. Von Robert Hall sagt Professor Sedgwick: „Was die sittliche Erhabenheit, christliche Wahrheit und Würde seiner Predigten betrifft, so mag man bezweifeln, ob er hierin zu irgend einer Zeit oder in irgend Einem seinen Meister gefunden hat." Robert Hall wußte aber kaum, was es ist, frei zu sein von körperlichen Leiden, von Krankheit und Schmerz, während seiner Amtsjahre oder in den Jahren seiner Vorbereitung für das Predigtamt. Und derjenige Prediger, welcher in seinem Wirkungskreise mehr für den Herrn gethan hat, als vielleicht irgend ein anderer noch lebender Mann, Charles H. Spurgeon, wird kaum weniger ein Jahre langer Dulder gewesen sein, als Robert Hall.

Es läßt sich aber doch nicht behaupten, daß diese Männer ihr Werk nur vollbracht haben ungeachtet ihrer Gebrechen; sie möchten es vielleicht ohne dieselben ebenso gut oder noch besser gethan haben. So viel ist aber gewiß, daß Leiden und Schmerz einen bildenden und besänftigenden Einfluß ausüben können.

Wir brauchen jedoch Krankheit nicht herbeizuwünschen; wahrscheinlich ist wenig Gefahr, daß wir so thun werden. Aber wenn sie bei uns einkehrt, dürfen wir deßhalb noch lange nicht fürchten, daß unsere beste Arbeit nun gethan sei. Es mag sein, daß dieselbe erst begonnen hat. Unsere eigenen Pläne mögen zu Wasser werden, aber Gottes Absichten haben freieren Spielraum. Was uns ein Verlust zu sein scheint, kann Andern zum Gewinn werden.

Das beste Heilmittel für ein Kind Gottes ist, in Krankheit mit zufriedenem Vertrauen auf Gott zu hoffen, der es weiß, daß sein Kind unter solchen Umständen ihm besser dienen und ihn mehr ehren kann. Das Heilmittel ist's, welches Paulus befähigte zu sagen: „Ich habe gelernt, in jeder Lage zufrieden zu sein; satt sein und hungern, Ueberfluß haben und Mangel leiden. Ich vermag Alles (in meiner Schwachheit), durch den, der mich mächtig macht."

Wie eine Lehrer-Bibelstunde zu führen.

Der Erfolg in der Leitung einer Lehrerversammlung hängt zum großen Theil vom Führer ab, wer und was er ist; sowie auch von der Geistesfähigkeit und Größe der Klasse. In Wahrheit, der Erfolg beruht auf zu vielen Berücksichtigungen von stehenden Regeln und Methoden, um sie alle auseinander setzen zu können.

Ich setze nun voraus, daß eine erfolgreiche Lehrerversammlung geleitet werden muß von einer Person von anerkannt religiösem Charakter, von mehr als gewöhnlicher Bildung, von Takt und Erfahrung, und daß die Glieder der Lehrerversammlung die beste Bildung, die Leser und Denker der Gemeinde repräsentiren.

Der Führer hat nicht nur den Gegenstand zu meistern, sondern er strebt auch denselben so praktisch und interessant zu machen, daß dadurch Kopf und Herz erfaßt und belehrt werden.

Er wendet entweder den Plan stehender Hülfsquellen an, oder entwirft sich einen eigenen, der ihm für seine Klasse zweckmäßiger scheint. Nachdem dieses geschehen, studirt er die Lektion mit der Absicht, dieselbe so gründlich zu lehren, bis sie sich in Geist und Leben verwandelt habe. Geographie und Chronologie sind stützende Säulen, und Geschichte,

Sitten und Gebräuche erweisen sich als dienstbare Zeugen, um mit ihrem Zeugniß Inhalt und Lehre der Lektion festzustellen.

Der Führer wird wohlweislich alle nicht zur Sache gehörenden Fragen meiden, in Sonderheit unerörterte Fragen von getheilten Ansichten, worüber die Gemüther erhitzt, statt belehrt, erbaut und gebessert werden. Er beschränkt die Klasse nur auf die Lektion, acceptirt nur die Ansichten anerkannter Autoritäten, die einfache Wahrheit, wie er sie erkennt.

Er wird eine persönliche Prüfung jedes Lehrers bezüglich seiner Theorie über die Lektion anstellen, damit der Unterricht in der Schule ein einförmiger sei. Er wird einen ernstlichen Versuch machen, um zu erfahren, was jeder denkt und glaubt. Und zu dem Endzweck wird er seine Fragen nach der Fähigkeit der Befragten richten, wird scharfe Kritik mildern, die Schwachen ermuthigen und die Starken zügeln, und also darauf dringen, daß einer den andern in Liebe berücksichtige.

Es giebt wenige praktische und noch weniger natürliche Lehrer in unsern Sonntagschulen. Viele derselben können die Lektion verarbeiten, darüber denken und reden wie ein Schriftausleger; machen sie aber einen Versuch im Unterrichten, so schlägt es ihnen fehl. Es gelingt ihnen nicht, volle, ungetheilte Aufmerksamkeit zu gewinnen, gute Ordnung herzustellen und zu erhalten. Solche Lehrer ziehen sich endlich entmuthigt vom Schauplatz christlicher Thätigkeit zurück. Das sollte und braucht nicht zu sein. Ein solcher Führer der Lehrerversammlung, wie ich ihn geschildert habe, wird der Kirche und Schule gute Lehrer sichern und erhalten. Er wird Pläne und Lehrmethoden in Vorschlag bringen.

Spurgeon wurde einstens gefragt, was wohl die Ursache des so sehr zahlreichen Besuchs seiner Kirche sei. Er gab zur Antwort: „Ich fülle die Kanzel und die Kanzel füllt die Kirche." Laß den Führer der Lehrerversammlung seinen Platz füllen, so wird der Platz die Klasse füllen.

Nimm deine Klasse mit.

Die religiösen Eindrücke, welche wir dem Kinde in seiner Kindheit beibringen, sind geeignet, das menschliche Herz dermaßen zu beeinflussen und zu veredeln, bis ein solches Kind befähigt ist, an der Seite heiliger Engel in himmlischer Herrlichkeit zu stehen. Es wird dadurch mehr bezweckt als durch den mythologischen Jupiter, der durch das Nicken seines Hauptes den Olympos erschütterte. Ja, dadurch wird das böse Herz erschüttert und zerbrochen. Der religiöse Einfluß auf des Kindes Herz verrichtet eine viel größere That als Herkules, der gefeierte Held Griechenlands, von welchem die Fabel erzählt: „Er reinigte in einem Tage die Ställe des Königs Augias von Elis, worin dieser 3000 Rinder seit langer Zeit stehen gehabt hatte, dadurch, daß er die vereinigten Flüsse Alpheus und Peneus hindurch leitete." Wahre Religion leitet den Lebensstrom durch das junge Herz und macht es rein und froh. Sie sichert uns Wohnungen im Himmel. In den herrlichen Herbsttagen, wenn ein goldener Saum die Wolken umspannt, blicken wir zum Himmel empor; derselbe ist hell und klar. Wir schauen tief hinein in das unermeßliche Himmelblau, wo wir den Thron Gottes wähnen. Unsere Einbildungskraft entwirft sich eine glanzvolle Wohnstätte, welche der Engel und der erlösten, selig vollendeten Menschheit würdig ist, — eine Wohnstätte von unermeßlicher Größe und unbeschreiblicher Pracht und Majestät. Aber meine Freunde und Sonntagschullehrer, Christus bereitet dem wahren Christen eine viel herrlichere und glanzvollere Heimath, als die lebendigste Phantasie je zu entwerfen vermag, eine Heimath, wie sie das menschliche Herz noch nie geahnt. Willst du alles thun, was in deinen Kräften liegt, um deine Klasse mit dir dort hinzubringen?

Guter Rath an Sonntagschullehrer.

Lehrer, macht guten Gebrauch von euren Federn! Doch versteht es recht. Wir meinen nicht das Federkissen; denn das würde gewiß den meisten besser zusprechen als das, was wir hier eigentlich empfehlen möchten. Wir meinen: Gebraucht eure Schreibfedern. Wir wünschen sehr, wir könnten die Sonntagschullehrer in unserm Leserkreis bestimmen, fleißigeren Gebrauch von ihren Federn zu machen, als sie es thun, in ihren Vorbereitungen zum Unterricht ihrer Klassen. Ohne Zweifel ist es Ermuthigung mehr als Ueberzeugung, was sie bedürfen. Es mag sein, daß sie von der Nothwendigkeit überzeugt sind, aber es fehlt ihnen noch an Lust und Muth.

Wir möchten euch ermuthigen, liebe Geschwister. Wir haben mit dem Gebrauch der Feder etwas Erfahrung und können euch die Versicherung geben, ihr Gebrauch ist durchaus nicht unpraktisch. Macht nur den Versuch und ihr werdet euch überzeugen. Aber wir wissen schon, was ihr einzuwenden habt, was ihr sagt. Wir wissen es, weil wir dasselbe schon gesagt haben. Ihr werdet sagen: „Ich habe nichts zu schreiben." Das war schon oft ganz genau unsere Erfahrung. Und gerade deßhalb, weil ihr nichts zu schreiben habt, solltet ihr schreiben. Denn wenn ihr nichts zu schreiben habt, so habt ihr auch nichts zu sagen, und die Folge wird sein, wenn ihr vor eure Klassen tretet, so werdet ihr auch nichts sagen. Freilich, ihr werdet sprechen, aber ihr werdet nichts sagen. Eure Rede wird gedankenleer sein, wie ein Geschwätz, aus welchem die Kinder keine Belehrung ziehen. Und man sollte doch immer etwas sagen, wenn man spricht; in Sonderheit, wenn man zu seiner Klasse in der Sonntagschule spricht. Auch im Allgemeinen ist es immer ein löblicher Gebrauch, wenn man spricht, auch etwas zu sagen. Daher übt euch bei euren Vorbereitungen auf den sonntäglichen Unterricht im Gebrauch der Feder. Verschafft euch eine gute

Feder, denn eine schlechte reizt oft sehr zum Zorn, wenig zum Denken.

Du wirst dich verwundern, wenn du wirklich den Versuch machst, und wirst dich freuen zu finden, daß du wenigstens eine Frage schwarz auf weiß zu Papier bringst. Nun das ist wenigstens ein Anfang und ist eine Hülfe. Möglicherweise ist gerade diese Frage der beste Anfang zum Unterricht deiner Klasse. Der Punkt, in welchem du Aufschluß bedarfst, ist gerade der Punkt, in welchem auch deine Klasse des Aufschlusses bedarf. Doch wird deine Klasse erst dann den Mangel erkennen, wenn du mit einer Frage vor sie trittst.

Mache denn den Anfang, indem du die Frage, die dir vorkam, niederschreibst. Nun suche den notirten Punkt in den Hülfsquellen, welche du zur Hand hast, auf. Forsche nicht erst in den Hülfsquellen, sondern denke über die Lektion nach, werfe Fragen auf, und wenn es dir nicht gelingt, selbst die Antwort zu finden, so nehme deine Zuflucht zu den Hülfsquellen. Es ist viel besser, wenn du zuerst selbst ernstlich über die Lektion nachdenkst und in sie eindringst, denn es hilft dir zur Selbstständigkeit und bereichert dich an Kenntniß. Hast du endlich die Antwort auf deine Frage gefunden oder sie selbst ausgedacht, so schreibe sie nieder. Und so fahre fort. Nun betrachte deine Arbeit. Das ist nun deine Handschrift, du übst dich auch im Schreiben; es ist deine Arbeit. Du hast den Anfang gemacht. Indem du deine Arbeit betrachtest, mußt du zufrieden mit deiner Leistung, dir das Geständniß machen: „Das ist nicht so unmöglich, es gefällt mir; jetzt habe ich doch etwas, womit ich vor meine Klasse treten kann."

Gewiß so, lieber Freund. Aber fahre nur so mit Entschlossenheit fort, bis du mit der Lektion durch bist und dann halte ein. Das ist ein Vortheil beim Gebrauch der Feder, daß, wenn man fertig ist, man auch einhält.

Nun wirst du aber freilich mit deiner schriftlichen Arbeit nicht vor deine Klasse treten; denn das wäre eben so schlimm, als aus dem Bibelforscher oder irgend einem anderen Hülfsmittel der Klasse vorlesen, was kein guter Lehrer thun wird. Nein, sondern gehe deine Arbeit durch, präge sie deinem Gedächtniß ein, und wenn die Zeit es erlaubt und du sie verbessern kannst, so schreibe sie um und dann mit einem mit Kenntniß bereicherten Kopf und mit Liebe gefülltem Herzen trete vor deine Klasse und Gott wird deine Arbeit segnen. „Ach, welch' eine Mühe wäre das!" sprichst du. Freilich wäre es Mühe. Aber hat der Farmer nicht auch Mühe seinen Samen zu säen? Und säet er deshalb nicht, weil es Mühe ist? Und wie du sprichst, so dachte auch der Schalksknecht, von dem im Gleichniß die Rede ist.

Auch er dachte, es sei viele Mühe, daher verbarg er sein Pfund im Schweißtuch und hat damit nichts gewonnen. Dafür aber traf ihn auch das scharfe Urtheil seines Herrn. Die viele Mühe, die du dir als treuer Lehrer giebst, wird reichen Segen tragen, denn du arbeitest für die Ewigkeit. Hier eine mühevolle Aussaat, dort aber eine ewige Freudenernte.

Ulrich Zwingli.

Ein Charakterbild, zur 400-jährigen Feier seines Geburtstages (1. Januar 1484).

Von Rev. H. Stern, Prediger an der Salemskirche zu Cincinnati.



Der gewöhnliche Mensch ist das Produkt seiner Zeit. Seine Meinungen und Bestrebungen gehen nicht über das Niveau seiner Umgebung hinaus. Sein geistiges Wachsthum ist durch die bestehenden Formen und Normen, die wegen ihres langen Bestehens ehrwürdigen Traditionen seines Alters und seines Geschlechts bedingt und beschränkt. Innerhalb dieser festen Schranken bewegt sich, einem Gefangenen gleich, das Leben.

Nicht so der Gott begnadete, geistreiche Seher und Prophet, der schöpferische, originelle Genius. Dieser ist auch wohl einerseits das Produkt seiner Zeit. Er spiegelt die Verhältnisse, die Gefühle und Meinungen, das eigenartige Leben seiner Zeit in seinem Charakter ab, allein sie bilden eher den Rahmen des Bildes, nicht das wahre Portrait selbst. Weit davon, sich von den versteinerten Formen und Schablonen seiner Umgebung einkerkern und erdrücken zu lassen, durchbricht er, gelockt von dem schimmernden Glanz einer ewigen, höheren Norm und getrieben von dem allmächtigen Geist, gewaltsam diese zeitlichen Schranken und reißt seine staunenden Zeitgenossen mit sich fort. Dasselbe gilt sowohl von dem Künstlergenie, das auf ästhetischem Gebiet, nach dem Ideal der Schönheit strebt, als auch auf dem Religionsgebiet, von dem prophetischen, reformatorischen Geist, der die ewige Norm der Wahrheit, das geoffenbarte Gotteswort ergreift und verkündet.

Ein solcher religiöser Genius war auch Zwingli. Um sein Bild richtig aufzufassen und zusammenzufassen, müssen wir ihn einerseits von dem Standpunkte der Reformation, des großen Werkes, an welchem er einer der Hauptarbeiter war, als Zeuge und Vertheidiger der Wahrheit, und aber auch andererseits mit Rücksicht auf die Zeit, das Land, die Cultur, das Volksleben und die Sprache, in welchen er lebte, betrachten. Das Bild selbst ist das eines Propheten des neuen Bundes, eines Reformators der verderbten Kirche und eines heldenmüthigen Zeugen der Wahrheit. Das Colorit, die Einfassung, die äußerlichen Züge sind zusammengesetzt aus classischer Bildung, bürgerlicher Einfachheit, altschweizerischer Biederkeit, republikanischem Freiheitsdrang, genialem Dichtersinn und lieblichem, volksthümlichem Frohsinn und Humor.

I. Zwingli als Christ und Mann Gottes.

Um in diesem Aufsatz so viel als möglich von seinem Reformationswerk selbst abzusehen und uns den Mann Zwingli, zunächst in seinem persönlichen Verhältniß zu Gott, in seinem Privat-Glaubensleben zu vergegenwärtigen, so wäre es ja eine thatsächliche Verneinung des göttlichen Charakters seines Reformationswerkes, wie auch im Widerspruch mit seinen eigenen Aeußerungen und seinem Leben, wenn wir ihm die innere Herzenserfahrung der erweniger als ein Kind Gottes gelten? Zwingli ist schon zu viel und zu lange von einer lieblosen Parteiliteratur in den kalten, vagen Dunstkreis eines politischen und classischen Vernunfttheologen geschoben worden. Wahrlich, es ist Zeit, daß sein inniges Glaubensleben zur Ehre Gottes wieder vindicirt und hervorgehoben werde.

Sein Leben war ein Leben in Gott. Jeden Tag verbrachte er die ersten Morgenstunden im Gebet, im Verkehr und Gespräch mit seinem Heiland. Hört, was er selber sagt: „Wenn wir schon gelehrter



Ulrich Zwingli.

lösenden Gnade absprechen ließen. Wie unverantwortlich ultra-confessionell und tendenziös schief ist das kurzverlautende Urtheil eines bekannten Kirchenhistorikers: „Er war nicht wie Luther durch innere Lebenserfahrungen, sondern durch classische Bildung und wissenschaftliches Studium der heiligen Schrift zu einer freieren und reineren religiösen Erkenntniß gelangt.“ Zugestanden, daß die Wehen seiner Wiedergeburt nicht so gewaltsam, so thränenvoll und tragisch-schmerzlich waren, als die des bußfertigen, heftig ringenden Augustinermönchs, daß vielmehr das Werk der Gnade in ihm einen ruhigeren, allmählicheren Verlauf nahm, soll er deßhalb und besser werden durch die Gespräche und den vertrauten Umgang mit irgend einem gelehrten und guten Menschen, wie viel mehr werden wir es, wenn wir uns mit Gott vertraulich unterhalten. Dieses Licht erleuchtet Alles, Niemand naht sich demselben, der nicht besser und edler wieder wegginge. Wer sich daher gewöhnt hat, mit Gott häufig in Unterredung zu treten, um bei ihm Hülfe zu suchen, der fühlt sich jedesmal gestärkt und ermuntert nach dem Gebet.“ Und über die rechte Art zu beten, erklärt er sich also: „Wenn Christus sagt: So ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden u. s. w., will er uns nicht vom Gebet ab-

schrecken, sondern das wahre Gebet lehren, das nicht in vielen Worten besteht, sondern in der Inbrunst des Glaubens. Nur weniger Worte bedarf es beim Gebete, aber großer Andacht, tiefen Gefühls. Das Gebet ist Erhebung und Aufsteigen der Seele zu Gott; es sei also nüchtern, lebendig, lauter und einfach, ohne Wortgepränge." In derselben subjektiven Weise spricht er von dem Einblick des Gläubigen in den Rathschluß Gottes, von seinem Gnadenstand, von der Seligkeit des Geborgenseins in Gott u. s. w.

Sein inniges Verhältniß mit seinem Herrn und Heiland nehmen wir auch an den schönen Gnadenfrüchten in seinem Leben wahr.

a) An seinem unerschütterlichen Gottvertrauen. Ja, das Gebetskämmerlein, und sonst kein Ort, war die Rüstkammer, wo er sich täglich die Waffen und die Rüstung holte, um in dem großen Kampf gegen Lüge, Aberglauben, Feindschaft und Verrath zu bestehen. Welch' eine Stellung hatte er zu behaupten! Luther hatte bald an seinem Kurfürsten einen gewaltigen Schutzherrn und Gönner. Zwingli mußte im demokratischen Zürich auf jedem Schritt und Tritt sich die Bahn erkämpfen von der Opposition der vielen Machthaber. Ja, er behielt, namentlich im Kleinen Rath seine Gegner bis an sein Ende. Und nachdem der Kanton Zürich sein Vorgehen gebilligt und sich entschieden zu Gunsten der Reformation erklärt hatte, welche Kämpfe, welche bange Ahnungen mußte er da erdulden von der drohenden Stellung und dem wirklich erfolgenden kriegerischen Anfall der reformfeindlichen Kantone. Oesterreich, Kaiser und Papst, erhoben sich mit ihrer drohenden Macht im Hintergrund, während falsche Feinde und fanatische Schwärmgeister und unheimlich revolutionäre Zeloten das bereits erbaute Werk mit ihrem wilden Treiben zu verwüsten drohten, aber sein Gottvertrauen, sein Glaube schwankte nicht.

b) Und ebenso stark war sein Muth Menschen gegenüber. Erforderte es nicht eines königlichen Sinnes, nein, eines prophetischen Geistes, um allein seine Stimme zu erheben gegen allgemeine Verderbniß und ergraute Lüge? Seht ihn auf der Kanzel dieses thun. Und dann, als sein braves Zeugniß Widerspruch und Feindschaft erzeugt hatte, wie er da auf den öffentlichen Disputationen mit dem Wort Gottes in der Hand, Rom und Heidenthum herausfordert und ihrem Wüthen und Drohen, ja Marter und Tod Trotz bietet. Und es ist nicht der ephemäre Muth, das wilde Feuer eines Agitators oder eines Fanatikers. Es ist der ruhige Muth des Pflichtbewußten. Als die Pest in Zürich ausbrach, während Zwingli's Abwesenheit, da eilte er hin und stürzte sich mitten in das Schlachtgewühl des Würgengels hinein. Besuchte, verpflegte, tröstete die Kranken und Sterbenden, bis er selbst auf's Krankenlager geworfen wurde und eine Zeit lang zwischen Leben und Tod schwebte.

II. Zwingli der Biedermann.

Wenn uns Luther als der Vertreter der ächten, deutschen Gemüthlichkeit gilt, so haben wir in Zwingli das Bild der alten, kernigen, gesunden Biederkeit. Beide Ausdrücke sind unübersetzbar und der deutschen Sprache, wie die Eigenschaften selbst dem deutschen Charakter, eigen. Schlichte Sitten, treuherziges Wesen, ein gerader, ehrlicher Sinn und eine anspruchslose, aber dabei derbe und durchdringende Freimüthigkeit, das sind die Bestandtheile des Begriffes Biederkeit. Und er ist des ächten altschweizerischen Charakters Hauptschmuck und Stärke. Sie erinnern uns, jene braven Biedermänner, an die uralten Eichen ihrer Alpenhöhen, mit ihrer rauhen Rinde und ihrem starken, gesunden Herzen. Ganz richtig hat Schiller diesen idealen Charakterzug der alten Schweizer aufgefaßt und die Helden seines „Wilhelm Tell" also hingemalt. Und will es uns nicht bedünken, als habe der große Dichter den historisch reellen Mann, Zwingli, vielleicht unbewußt, als Muster oder Modell für die Erschaffung der idealen Helden seines Stückes gebraucht? Ist er nicht einem Werner Stauffacher, einem Walter Fürst — und namentlich einem Wilhelm Tell ähnlich? Ja, Zwingli ist der wirkliche Wilhelm Tell, der sein Schweizervolk vom Joch der Fremdherrschaft, von der welschen Tyrannei befreite. Und wie der Held dort in dem Drama, so verrichtet der Held hier in der Geschichte seine Heldenthaten mit derselben anspruchslosen, einfachen Biederkeit. Es war diese Eigenschaft, vom Geiste Gottes verklärt und gestärkt, welche ihn zu seinem Reformationswerk trieb und sein Verfahren und seine Haltung fortwährend kennzeichnete. Als er in Glarus als Prediger auftrat, war der scheußliche Mißbrauch des Reislaufens, des fremden Söldnerdienstes und der ausländischen Pension im Schwung. Sein biederes Herz konnte diesen moralischen Krebsschaden nicht dulden. Er erhob seine Stimme dagegen mit Macht — und mit Erfolg, denn mit der Einführung der Kirchenreformation wurde dieser schändliche Unfug verpönt und aufgehoben. Als ihm, nachdem er bereits dem Papstthum ein gefürchteter Feind geworden war, von Rom, dem alten Drachen, der einmal mit seinem Dräuen zu erschrecken sucht, das andere Mal mit Schlangenwindungen der Schmeichelei bezaubern will, von dem heiligen Vater selbst omnia praeter sedem papalem, irgend etwas außer dem päpstlichen Stuhl, angeboten wurde (natürlich als der Preis seines Schweigens), da lehnte er einfach ab. Er machte keine Ostentation damit; dies wäre seinem biedern Sinn ebenso zuwider gewesen, als der schändliche Antrag selbst.

Ebenso gerade und offenherzig bieder war er in dem demüthigen Bekenntniß seiner Schuld. Als man ihn von Glarus nach Zürich berufen wollte, sprengten seine Feinde die schändlichsten Berichte über ihn aus. Er wurde als der größte Hurer verleumdet. Als er davon hörte, beeilte er sich, dem Rath in Zürich zu schreiben, daß er sich einmal vergangen habe, daß er aber eigentlich der Verführte, nicht der Verführer sei und daß er seinen Fall schmerzlich betraure. Auf dieses biedere Bekenntniß hin, wurde er sofort gewählt. In demselben ahnungslos einfachen, geraden Sinn, führt er später, in dem Gesuch um Gewährung der Priesterehe, als einen Hauptgrund an, die starke Versuchung, der man entgeht durch den Eintritt in die heilige Ehe.

III. Zwingli als Freiheitsheld.

Zwingli wurde nicht nur ein kirchlicher Reformator, sondern auch ein Patriot und Staatsmann.

Seine Geburt brachte dies schon mit sich. Er war ein Alpensohn. Die freiere Bergesluft wiegte ihn schon als Kindlein in den Schlaf. Die Kantone waren freie, unabhängige Gemeinwesen, durch Bündnisse mit einander zu einer Eidgenossenschaft verbunden; sie gehörten wohl zum deutschen Kaiserreich, allein sie hatten keinen Fürsten, keinen König. Die Regierungsform war sehr demokratisch; das Volk regierte selbst und ließ weder einen ihrer eigenen Bürger den Demagogen spielen, noch viel von einer fremden Macht befehlen. Kein Wunder, daß Zwingli in dieser Luft vom Geist der Freiheit durchdrungen und ein glühender Hasser aller Tyrannen wurde. Es war ihm nicht genug, daß er das Wort Gottes wiederum zur Geltung brachte, als die alleinige Richtschnur des Glaubens, sondern er fühlte es auch als seine Aufgabe, diesem Worte im Staate Bahn zu machen durch das Ausdemwegeräumen aller politischen Opposition. Als er erkannte, daß Carl V. um eines temporären, politischen Uebereinkommens mit dem Papste willen, sich vorgesetzt hatte die Wahrheit zu unterdrücken, fing er an, diesen ebenso tief zu verabscheuen als den Papst. Währenddem Luther im monarchischen Deutschland erzogen, den Glauben an die absolut göttliche Autorität aller Obrigkeit festhielt und den Standpunkt des passiven Gehorsams und des Nichtwiderstehens einnahm, meinte Zwingli, der Verpflichtung gegen den Kaiser enthoben zu sein, so bald dieser sein hohes Amt im Dienste der Ungerechtigkeit mißbrauchte und statt eines väterlichen Regenten ein Tyrann geworden. Ja, er ging so weit, den Plan zu hegen, Carl V. vom Throne zu stoßen, indem er eine Coalition gegen ihn in's Leben rief. Deßhalb die Sendung von Collin nach Venedig und seine Verbindung mit dem König von Frankreich, sowie seine freundschaftlichen Unterhandlungen mit dem Markgrafen von Hessen. Es mag sein, daß er damit die zwei Aufgaben, des Predigers und des Politikers, zusammenmengte, eine Vermengung, die von Vielen mit Argwohn angesehen wird, und daß er, namentlich in seinen letzten Lebensjahren, auf die schlüpfrige Bahn der Diplomatik gerieth, auf welcher er auch wegen seiner Biederkeit und Geradheit als ein Opfer seins Standpunktes fiel. Trotz alledem können wir das Prinzip selbst nicht verwerfen, ohne damit den Bestand aller modernen Freistaaten zu verdammen, das Werk eines Cromwell, eines Mirabeau, eines Washington, ja unsere glorreiche Freiheit selbst zu verurtheilen. In Zwingli erblicken wir die Vereinigung eines Propheten des alten Bundes mit einem republikanischen Staatsmann der neuen Zeit — wie denn sein Ideal überhaupt, das eines theokratischen Christenstaats war, in welchem, wie im alten Israel, der Wille und das Wort Gottes die Verfassung sein sollte.

Und als ein ächter, alttestamentlicher Prophet und Richter stand er vor dem Volk, ihnen ihre Schäden und Sünden schonungslos aufdeckend, nicht wie die schmarotzerhaften Demagogen und korrupten Parteipolitiker des heutigen Tages, dem souveränen Pöbel schmeichelnd und sich kriechend um seine Gunst bewerbend. Er predigte, daß die wahre Freiheit in Tugend, in Unbestechlichkeit, in Enthaltsamkeit von fremder Herren Dienst und Sold bestehet und brachte wieder in das Schweizervolk den alten Geist der Nationaltugend und Freiheit. Wenn auch sein Name nicht so, wie Luther's, im Munde Aller ist, so lebt doch sein Geist in den freien Institutionen der ganzen modernen Christenheit.

IV. Zwingli, der Dichtergenius.

Es mag diese Bezeichnung wohl bei Vielen Erstaunen hervorrufen. Ist denn Zwingli auch ein großer Dichter gewesen? Allerdings, wenn er auch, in Folge seiner großen Aufgabe, seiner Arbeiten und Sorgen als der Leiter in Kirche und Staat, die Entwickelung und Thätigkeit seiner Muse unterdrücken mußte. Mit einem tieffühlenden Herzen für die Wunder und erhabenen Schönheiten der Natur, die ihn umgab, mit einer gründlichen Kenntniß der alten classischen Literatur der Griechen und Römer, und mit seiner warmen Begeisterung für alles Schöne und Erhabene, wäre er bei genügender Muse als ein wahrer, fruchtbarer Dichter berühmt geworden. So aber ging fast alle seine poetische Begabung in seiner praktischen Arbeit auf. Allein wir besitzen doch einige Proben seiner Dichtkunst und sie bestätigen das bereits gegebene Urtheil. Seine Arbeiten waren so viel und so anstrengend, daß ein gewöhnlicher Mensch unter ihrer Last erlegen wäre, doch er verschaffte sich Erholung und Erheiterung durch den Umgang mit den Dichtern der Vorzeit und mit Musik. Er spielte alle bekannten Instrumente seiner Zeit mit meisterhafter Fertigkeit und war ein tüchtiger Sänger.

V. Zwingli in seinem Privatleben und persönlichen Verhältnissen.

Von Zwingli's Frau, Anna Reinhard, ist nicht so viel bekannt, als von Luther's „Doctor Käthe", doch ist genug bekannt, um ein Bild von ihr zu vergegenwärtigen. Bei ihrer Heirath mit dem kärglich besoldeten Zwingli, legte sie freiwillig alles Geschmeide ab und verzichtete fortan auf ein seidenes Kleid. Ihr Haus wurde natürlich der Sammelplatz der Reformfreunde und der Gelehrten, sowie die Heimath der Verfolgten von Nah und Fern. Bei all ihren bescheidenen Mitteln übte sie, mittelst Sparsamkeit und Ordnung, eine weitherzige Gastfreundlichkeit an Allen. Zwingli war ihr treulich zugethan und schätzte in ihr eine wahre Gehülfin. Er saß des Abends bei ihr, während sie mit Nähen oder Flicken beschäftigt war und las ihr seine Schriften vor, die er in der Eile verfertigt hatte und wahrscheinlich hat sie ihm dabei manchen guten, praktischen Wink gegeben. Sie hatten vier Kinder zusammen und unter ihnen war Zwingli selbst ein Kind. Beim Eintritt in das Haus ließ er den Gelehrten, den großen Mann draußen und vergnügte sich mit seinen Kleinen und betheiligte sich an ihren Spielen und Arbeiten. Er saß oft an der Wiege und sang dem Baby eines seiner ergreifenden Berglieder und spielte auf der Laute dazu. Wahrlich, ein solches trautes Heim ist der Himmel auf Erden und die reinste Erholungsstätte für die Gotteskämpfer und Arbeiter, nur Rom kann sie als vom Uebel verdammen. Die Erziehung seiner Kinder lag ihm sehr am Herzen und und zeigte er sich in diesem Stück auch als Muster für alle Väter.

Im Freundeskreise bildete er natürlich den Mittelpunkt. Rathsherrn, Prediger, Professoren, die Männer der Kirche, des Staates und der Wissenschaft schaarten sich um ihn, zu ihm strömten hervorragende Sinnesgenossen aus der Nähe und Ferne, um mit ihm die großen Angelegenheiten der streitenden Kirche zu berathen. Doch außerdem hatte Zwingli einen gewählten Kreis von Gesang- und Musikfreunden um sich versammelt, um unter seiner Leitung Hausconcerte zu veranstalten und den vierstimmigen kirchlichen Gesang zu pflegen. Er ist in diesem Stück auch ein Vorarbeiter geworden. In seinem Verkehr mit dem Volk war er freundlich, leutselig, heiter und schlicht. Er hüllte sich nie in den Nimbus des Gelehrten oder den Heiligenschein des Priesters. Wie in seiner täglichen Predigt, so war er auch in seinem Privatumgang freimüthig, unumwunden, bieder. Er besprach ohne Scheu oder Umschweif alle öffentlichen Vorgänge, wie ein Prophet des alten Bundes und richtete sie scharf nach dem Worte Gottes. Das verlieh seinen

Predigten solche Anziehungskraft und solche Zuhörerschaften.

Er war überaus schlagfertig und hatte einen gemüthlichen Humor und einen zeitigen, einschneidenden Witz, vor welchem seine Gegner zitterten. Von Natur heftig und aufbrausend, hat er durch die Gnade Gottes sich bezähmen gelernt und bewies in den schwierigsten Lagen und in den herausforderndsten Angriffen eine heroische Geduld. Doch wenn er von gerechtem Zorn ergriffen wurde, da war er ein Löwe und Niemand konnte sich ihm widersetzen. So ging er auch in seinen Tod hinein und starb als ein Zeuge der Wahrheit, ein Biedermann und ein Glaubens- und Freiheitsheld. Möge dieser unvollständige Umriß etwas wenigstens beitragen, die Erinnerung an diese markige, felsige, heroische Reformatorengestalt bei den Lesern aufzufrischen und zu befestigen.

Am Kamin.

Wahrhaftig. Ein Gefängnißprediger erzählt: „Vor ungefähr sechs Jahren wurde ein junger Kaufmann nach Verbüßung einer dreijährigen Gefängnißstrafe zur Abschiedsunterredung mir als seinem Seelsorger zugeführt. Er war aus Berlin, hatte dort ein junges Weib mit einem Kinde. „Was soll nun aus mir werden?" Das war die schon oft an mich gerichtete Frage; und noch einmal ermahnte ich ihn, streng bei der Wahrheit zu bleiben und Gottes Gebot allezeit vor Augen zu haben. Wiederum aber wandte er mir ein, daß er nirgends eine Stelle erhalten werde in einem Geschäft, wenn er wahrheitsgemäß sage, daß er wegen Betrugs drei Jahre Gefängniß erlitten habe. Dennoch versprach er mir beim Abschied, der Wahrheit die Ehre zu geben. — Nach längerer Zeit besucht mich ein elegant gekleideter Herr, in dem ich den früheren Sträfling kaum wiedererkenne und erzählt mir folgendes: „Gleich nach meiner Ankunft in Berlin begab ich mich nach einem der größten Geschäfte in meiner Branche und fragte, ob ich Stellung bekommen könnte. Ich wurde dem Principal vorgeführt, legte ihm meine früheren sehr guten Zeugnisse vor, die derselbe sorgfältig prüfte. Und nun kam die gefürchtete Frage: „Wo waren Sie in den letzten drei Jahren?" Mein Herz klopfte mir, als ich antwortete: „In der Strafanstalt zu Z." „Weshalb wurden Sie bestraft?" „Wegen Betruges." „Wie können Sie wagen, das alles so offen zu sagen, während Sie doch denken können, daß ich unter solchen Umständen Sie nicht werde beschäftigen können?" „Mein dortiger Seelsorger hat mir gerathen, immer die Wahrheit zu sagen, und ich habe ihm dies versprochen." „Nun, mein Lieber," war die Antwort des Principals, „haben Sie Ihrem Seelsorger auch versprochen, fortan treu und ehrlich zu sein in Ihrem Beruf?" Als ich dies bejahte, reichte mir der alte Herr die Hand und sagte: „Weil Sie das eine Versprechen gehalten und die Wahrheit gesprochen, will ich Ihnen glauben, daß Sie auch das andere halten und mir treu dienen werden." — Was hundert Andern erst glückt nach wochenlangem Suchen, — ich hatte es beim ersten Gang gefunden, weil ich der Wahrheit die Ehre gegeben."

Dr. Flederwisch ist ein gelehrter Mann, der alle Fakultäten durchstudirt und überall mit seinen gründlichen Forschungen sich auf die tiefsten Fragen geworfen hat. Er hat sich in der letzten Zeit mit großen Problemen beschäftigt und das Gewicht der Erde, die Dauer der Urzeit und die Bewohner der Milchstraße festgestellt. Als Theologe hat er sich der höchstinteressanten Frage zugewandt: was der liebe Gott in der halben Ewigkeit vor der Schöpfung angefangen habe, respektive, womit er sich die Zeit vertrieben. Kürzlich brachte er einen Menschenknochen mit in die Vorlesung, an welchen er, die Studenten examinirend, die tiefsinnige Frage knüpft: „Können Sie mir vielleicht sagen, Herr Rosenstrauch, wie lange dieser Knochen in der Erde gelegen hat und ob er männlichen oder weiblichen Geschlechts ist?" „Wat ick mir dafür koofe," murmelt ein Student aus dem Hintergrunde; natürlich ein Berliner Kind, und die sind praktisch und vom praktischen Gesichtspunkte aus können wir es dem Jünger von der Spree nicht verdenken, wenn er sich die tiefen Fragen des Herrn Professors von dem Erdgewicht und der Urzeitdauer der Welt und der Witterungsdauer dieses Knochens darauf ansieht, wat er sich dafür kooft und welchen Nutzen ihm das nachher bringt bei seinen Kranken. Herr Studiosus Rosenstrauch aber, ein klarer Kopf mit verständigen Sinnen antwortet nach einigem Besinnen: „Der Knochen wird seit dem Tode seines Besitzers in der Erde gelegen haben und ist männlichen Geschlechts, denn man sagt: der Knochen."

Ein hübsches Künstlergeschichtchen wird aus Paris gemeldet. In einem der besuchtesten Cafés kam es zwischen einem Musiker und einem jungen Banquier zu einem Auftritt. Der Musiker — ein Concert-Virtuose — sprang auf, riß sein Visitenkartenportefeuille aus der Rocktasche und reichte dem Beleidiger eine Karte, die dieser mit großer Ruhe zu sich steckte. Achtundvierzig Stunden später traf der Musiker den Finanzmann wieder auf der Straße. Er stürzte auf ihn zu: „Mein Herr, Sie haben mir noch nicht Genugthuung gegeben..." „Im vollen Umfange," entgegnete der junge Banquier, „Sie haben mir vorgestern ein Billet zu ihrem gestrigen Concert gegeben, ich habe das Concert besucht, Sie spielen gehört, was wollen Sie noch mehr?" Der Musiker warf dem Banquier einen wüthenden Blick zu, und seinen Eifer verwünschend, der an der Verwechselung der Karten Schuld war, schob er von dannen.

Sehr schmeichelhaft. Zwei junge Burschen gingen in Illinois auf die Jagd. Da sie nach langem Umherlaufen beim warmen Wetter Durst bekamen, traten sie in ein Farmerhaus und riefen der Tochter zu: „Haben Sie Buttermilch?" „Ja, aber wir behalten sie für unsere eigenen Kälber!"

Eine Eisenbahn in weniger als 24 Stunden erbaut. ‚Le Nouveau Temps' (Petersburg) bringt in einer seiner letzten Nummern folgenden Bericht, der ein nicht gerade besonders günstiges Licht auf die russische Verwaltung wirft:

Ein sehr begüterter Grundbesitzer, Herr Oustinoff, beschloß auf eigene Kosten und auf seinem eigenen Grund und Boden eine Eisenbahn zu erbauen, um eine bessere Verbindung mit der nächsten Station (Sossnovka) der Linie Sarasfo-Kosslof zu haben. Da er sich für verpflichtet hielt, dem Minister des Wegebaues, damals Grafen Bobrinsky, seinen Plan vorzulegen, reiste er nach Petersburg und stellte sich persönlich dem Minister vor.

Als dieser ihn aufmerksam angehört, sagte er: „Sehr gut, aber wie willst du die Bahn bauen? mit oder ohne Aktien?" Herr Oustinoff, der diese Frage nicht erwogen hatte, bat sich einige Tage Bedenkzeit aus, und kehrte dann zurück. Der Minister kam ihm sofort entgegen und sagte: „Leider kann ich dir die erbetene Erlaubniß nicht geben, denn wir haben noch kein Gesetz über den Bau einer solchen Bahn, wie du sie auf deinem eigenen Lande und auf eigene Kosten anlegen willst." Trotz aller Mühe, die sich Herr Oustinoff gab, blieb der Minister bei seinem Entschluß und gab ihm den guten Rath, eine Bittschrift einzureichen, um ein Gesetz zu veranlassen, das Jedem erlaubt, auf seinem eigenen Boden und auf eigene Kosten Eisenbahnen zu bauen. Als Herr Oustinoff nach Haus zurückgekehrt war, machte er die Bekanntschaft zweier Ingenieure; er setzte ihnen die Angelegenheit auseinander und bat sie, ihm ihre Meinung zu sagen.

„Bauen Sie die Bahn ohne die Genehmigung des Ministers!" war die Antwort.

Herr Oustinoff fand den Rath gut und sehr praktisch, befolgte ihn, und nach einem Jahre war die Bahn vollendet.

Als der Besitzer sich dem Minister wieder vorstellte, um ihn von der Thatsache in Kenntniß zu setzen, empfing ihn dieser sehr kühl: „Ich habe dich nicht vergessen; du kommst indessen zu früh, das Gesetz ist noch nicht fertig." „Aber die Bahn ist fertig, Excellenz." Der Minister sah aus, als würde ihm bei dieser Nachricht übel, und er ließ den kühnen Unternehmer hart an. „Ereifern Sie sich nicht, Excellenz! Die Bahn hat mich zwar eine halbe Million Rubel gekostet; wenn Sie es aber wünschen, lasse ich sie sofort wieder aufreißen." Eine Zeitlang war der Minister sehr in Verlegenheit, wie er sich mit Ehren aus dieser fatalen Sache herausziehen solle. — Endlich nach reiflicher Ueberlegung beschloß er, Herrn Oustinoff die Erlaubniß zum Bau der bereits vollendeten Bahn zu geben — und 24 Stunden darauf wurde die letztere feierlich eröffnet.

Die Nachwelt wird sich wundern, wenn sie in den Archiven des Herrn Bobrinsky dereinst staubbedeckte Dokumente findet, aus denen hervorgeht, daß eine Eisenbahn in weniger als 24 Stunden erbaut ist.

Die vielen Kranken, welche nach Florida gehen, haben ihre Gesundheit sowohl wie ihr Geschäft im Auge, und ihre Capitalanlagen sind es hauptsächlich, welche die Hauptquellen jenes Staats entwickeln. Jetzt laufen nach allen Richtungen Eisenbahnen und eine neue Küstenlinie nach New Orleans ist soeben fertig geworden, eine andere von Jacksonville nach St. Augustine ist im Bau begriffen, zwei Routen nähern sich der Tempa Bay, eine dritte wird von Jacksonville nach der Südspitze der Halbinsel geplant. Die „Okeechobee Draining Company" macht gute Fortschritte und ist der Ueberzeugung, daß sie Hunderttausende von Ackern für Zuckerplantagen gewinnen wird. Die Orangenzucht nimmt rasch zu und in Orange County sind Tausende von jungen Apfelsinenwäldchen von fünf bis 125 Ackern, die jetzt zu tragen beginnen.

Sehr bequem. In Birmingham wurde in einer Kirche eine Telephonverbindung mit verschiedenen entfernt liegenden Häusern angebracht, um die in denselben wohnenden Personen in den Stand zu setzen, die Predigt zu hören. Der Versuch gelang vollkommen, denn die Bewohner dieser Häuser hörten nicht allein die Predigt, sondern auch die Gesänge und Responsorien der Gläubigen ebenso deutlich, als wenn sie in der Kirche gewesen wären.

Thränen des Nächsten.

Thränen, die du trocknen kannst,
Laß zur Erde nicht gelangen,
Trockne sie mit rascher Hand,
Trockne sie noch auf den Wangen!

Wie viel Leid die Erde trägt,
Sei der Erde selbst verborgen;
Wissen soll nur, wer im Leid,
Daß die Lieb' um ihn in Sorgen.

„Höre 'mal!" sagte ein Grocer zu seinem Milchmann, „ich möchte doch wohl wissen, woher der Satz von weißem Kalk kommt, den ich jetzt stets in meiner Kaffeetasse finde." — „Wahrscheinlich hast du von demselben Zucker gebraucht, den du mir gestern verkauft hast," antwortete der Milchmann mit unerschütterlicher Ruhe.

Gut parirt. Arzt (zu einer Dame, welche über ein gewisses Alter hinaus ist): „Für Sie giebt es nur ein einziges Rezept: Sie müssen heirathen."

Dame: „Sind Sie ledig?"

Arzt: „Allerdings, aber wir Aerzte pflegen die Medikamente wohl zu verschreiben, jedoch nicht selbst einzunehmen."



Frauenzeitung.

Es giebt im Territorium des Sternenbanners ein Gebiet, das sich fast ausschließlich unter weiblichem Regiment befindet; es ist dies der Distrikt der Wyandots, eines der wenigen Indianerstämme, welche der vordringenden Cultur bisher noch erfolgreich Widerstand zu leisten vermochten. Bei diesem Volk nimmt das Weib eine gesellschaftlich hervorragendere Stellung ein als der Mann. Die Suprematie des Weibes hat zur Folge, daß die Rathsversammlung jedes Dorfes aus vier Frauen besteht, welchen ein von ihnen gewählter Mann gewissermaßen als Executivorgan und technischer Beirath zur Seite gesetzt ist. Der Stammesrath wird durch die Vereinigung sämmtlicher Rathscollegien der Dörfer gebildet; er setzt sich demnach aus viermal so viel Weibern als Männern zusammen. Den Sachem (Stammeshäuptling) wählen die männlichen Dorfvorsteher, welche nach den Instructionen der weiblichen Majorität ihres Collegiums zu stimmen haben. Es zeugt für die Einsicht der Frauen, daß sie den freien Männern des Stammes, welche im Kampfe ihre Haut zu Markt tragen, die Wahl der Führer und der Mitglieder des obersten Kriegsraths überlassen. Das Recht der Gemeindeangehörigkeit vererbt sich nicht vom Vater, sondern von der Mutter aus. An jedem Saatenfest treten die Frauen des Dorfmagistrats zur Namengebung für alle im Laufe des Jahrs Geborenen zusammen. Bei dem Tode einer Mutter muß die Schwester oder die nächste Verwandte derselben die Kinder zu sich nehmen und an ihnen Mutterstelle vertreten. Die Cultur des Bodens wird durch die Frauen besorgt, während den Männern der Fischfang, die Jagd und — principiell — die Kriegführung obliegt. Die von ihren Weibern majorisirten Wyandots kommen jedoch seit lange nicht mehr in die Lage, den Kriegspfad zu betreten; ihre kriegerische Dienstpflicht ist eine rein nominelle; ihre Frauen gestatten ihnen die Kriegsspielerei als einen harmlosen Zeitvertreib. Der Wigwam und die Hütte sammt der ganzen Einrichtung gehören dem Weib, welches als eigentliches Familienhaupt betrachtet wird; bei dessen Ableben tritt die älteste Tochter oder die nächste Anverwandte als Erbin ein. Der Hausvater oder, besser gesagt, der Mann seines Weibes, besitzt als Eigenthum nichts als seine Kleider, seine Jagd- und Fischgeräthe. Merkwürdigerweise hat in dieser indianischen Weiber-Republik der Mann das Recht, mehrere Weiber zu besitzen, vorausgesetzt, daß jede aus einer anderen Gemeinde ist, während die Frau sich mit einem einzigen Gatten begnügen muß.

Der Schulrath von Sheffield (England) hat versuchsweise zur Förderung der Blumenpflege, namentlich der Fenstergärtnerei, in den Kreisen der ärmern Klassen und zur Erweckung der Liebe zu den Blumen in den Herzen der Jugend 5000 Stück Topfpflanzen an Schülerinnen und Schüler der Volksschulen vertheilt und zur Aneiferung Preise für die am besten entwickelten und gepflegten Gewächse ausgesetzt. Der Erfolg war ein glänzender. Ueber die Hälfte der Kinder betheiligte sich mit den ihnen anvertrauten Pflanzen an der zu diesem Zweck veranstalteten Ausstellung, die so großes Interesse bei den der Fabrikbevölkerung angehörigen Eltern erregte, daß an einem einzigen Tag gegen 20,000 Besucher erschienen; über 100 Geldpreise wurden an die jugendlichen Blumenzüchter und -Züchterinnen vertheilt. Der Schulrath ist von den erzielten Resultaten in so hohem Grade befriedigt, daß er die häusliche Blumenzucht zunächst in sämmtlichen Mädchenschulen der Stadt einführen wird.

Die bekannte Frauenrechtlerin Mlle. Hubertine Auclert, welcher jüngst das Malheur passirte, daß ihr, als einer alleinreisenden Dame, in den Hotels Rochefort die Aufnahme versagt blieb, erklärte es für eine Pflicht des Staates, durch die Errichtung von Frauenhotels für die Unterkunft alleinreisender Frauen und Mädchen zu sorgen. Die von ihr beantragte Einrichtung functionirt bereits seit langen Jahren in Holland, allerdings nicht als staatliche, sondern als humanitäre Institution. In fast allen großen und mittleren Städten Hollands findet sich nämlich ein Etablissement, welches unter dem Namen „te huis voor vrouwen" (Frauenquartier oder Frauenheim) alleinreisenden Frauen und Mädchen vorübergehende Unterkunft zu billigen Preisen bietet. Diese Frauengasthöfe, welche von Wohlthätigkeitsgesellschaften gegründet und geleitet werden, sind derart eingerichtet, daß sie den Ansprüchen der verschiedenen Kategorien von weiblichen Reisenden entsprechen. Je nach der Bezahlung, welche die Passagierin zu leisten gewillt oder in der Lage ist, erhält sie Räume mit reicherer oder einfacherer, aber stets von behaglicher und musterhaft reinlicher Einrichtung nebst entsprechender Verpflegung. Die Tarife sind so berechnet, daß sie die Regieauslagen decken; die nöthigen Zuschüsse leisten die Gesellschaften aus ihren eigenen Einnahmen. Diese holländischen Frauenquartiere sind für einzeln reisende Frauen und Mädchen eine große Wohlthat in socialer, moralischer und finanzieller Beziehung. Sie erfreuen sich wegen der Annehmlichkeiten, die sie bieten, des eifrigen Zuspruchs nicht nur der minder wohlhabenden, sondern selbst der reichern Klasse.

Gute Antwort. Als die geistreiche Frau Friedrich v. Schlegel's (Tochter von Moses Mendelssohn) einst bei weiblichen Handarbeiten angetroffen wurde und man ihr vorstellte, daß sie eine ihrem Geist mehr angemessene Beschäftigung wählen sollte, entgegnete sie: „Ich habe immer gehört, daß es schon zu viele Bücher in der Welt giebt, aber noch nie, daß es zu viele Hemden giebt."

Das deutsche Kronprinzenpaar erhielt unlängst von einem Industriellen der Provinz Sachsen ein sehr eigenthümliches und kunstvolles kleines Geschenk, ein Puppen-Theeservice aus alten Kupfermünzen. Das 32 mm lange und 24 mm breite Theebrett ist aus einem alten preußischen Dreier gehämmert, die Theekanne aus einem Zweipfennigstück und der Deckel aus einem Pfennig. Das Rahmtöpfchen besteht aus einem sachsen-meiningenschen Pfennig und einem Heller; zu den beiden Tassen und Untertassen wurden alte Pfennige verschiedener deutscher Länder verwendet. Sämmtliche Gefäße sind inwendig sehr sauber verzinnt und so gearbeitet, daß man die Prägung jeder Münze deutlich unterscheiden kann.

Der Ausschuß der internationalen Friedens- und Schiedsgerichtsgesellschaft hat eine Adresse erlassen, in welcher er die Frauen aller Länder und aller Stände auf den Zweck der Gesellschaft: die Zwistigkeiten der Nationen nicht durch den Krieg, sondern durch Schiedsgerichte beizulegen, aufmerksam macht. Es heißt unter anderem: „Dies ist eine wahre Frauenfrage, denn die Mütter und Gattinnen haben unter dem schlimmen und brutalisirenden Einfluß des Krieges am meisten zu leiden. Wir wenden uns daher an die Frauen, um uns ihren Rath und ihre Mithülfe für unser schönes Werk zu erbitten. Wir werden uns glücklich schätzen, die Frauen aller Stände, aller religiösen Bekenntnisse und aller Länder zu Mitgliedern zu gewinnen, damit sie uns den Fortschritt der Humanität fördern helfen."

Auf der im nächsten Jahr zu Jedo in Japan stattfindenden Ausstellung wird die Kaiserin Harko (Frühlingsblüte) als Ausstellerin von selbstgezogener Rohseide figuriren. Im kaiserlichen Palast sind einige Säle zur Zucht einer besondern Gattung von Seidenwürmern eingerichtet. Die hohe Frau und ihre Hofdamen widmen sich emsig der Pflege der Raupen und wickeln eigenhändig die Cocons ab. Das gewonnene Gespinnst wird nach der Ausstellung zu Stoffen verarbeitet, aus welchen Festgewänder für die Souveränin angefertigt werden, welche durch ihre Initiative der für Japan so wichtigen, aber in Verfall begriffenen Seidenraupenzucht einen neuen Aufschwung geben möchte. Ihre Majestät Harko erfreut sich des Rufs, eine treffliche Malerin und eine begabte Dichterin zu sein; in den Kreisen des Hofes circuliren einige Bändchen Lieder der kaiserlichen Poetin.

Eine nahezu ebenbürtige Rivalin des jüngst am Niagarafall verunglückten Kapitäns Webb, der den Titel des Champion of the world im Schwimmen mit Recht geführt, ist Miß A. Beckwith, eine 23-jährige Engländerin. Sie unternahm kürzlich in New York eine Schwimmpartie von der dortigen Sandy Hook Boje nach dem beiläufig 20 engl. Meilen entfernten Hafendamm von Rockaway. Mit der abströmenden Ebbe schwimmend, hatte sie bereits fünf Stunden ohne Pause im Wasser zugebracht, als der Beginn der Fluth sie nöthigte, ihr Vorhaben aufzugeben, das sie, wenn dieser Zwischenfall nicht eingetreten wäre, programmgemäß durchgeführt haben würde, da sie noch über genügende Kraft verfügte, um unter normalen Umständen ihr wenige Meilen entferntes Ziel zu erreichen. Wer aus der außerordentlichen Kraftleistung den Schluß ziehen wollte, daß Miß Beckwith eine Art Mannweib sei, würde stark irren, denn die kühne Schwimmerin ist ein Prototyp graziöser und feinformiger Weiblichkeit. Sie ist übrigens für ihre aquatische Meisterschaft gewissermaßen prädestinirt; ihr Vater war ein professioneller Schwimm-Champion, und ihr Bruder hat wiederholt im Dauerschwimmen sich siegreich mit dem Kapitän Webb gemessen. Die schöne Wassernimphe, welche seit ihrer frühsten Kindheit mit dem feuchten Element vertraut ist, mißt 5 Fuß und ½ Zoll engl. und hat ein Körpergewicht von 130 Pfund über den Wellen zu erhalten.

Ein Zuluhäuptling, der einen Raubzug gegen einen Nachbarstamm unternahm, wurde, wie das Gerücht meldete, im Kampf getödtet. Seine Weiber brachen in das übliche Klaggeheul aus, und eins derselben schnitt sich im Uebermaß des Schmerzes das Haupthaar und die buschigen Augenbrauen ab. Die übrigen beschränkten sich auf vocale Trauermanifestationen im energischsten Fortissimo. Plötzlich erschien der Todtgeglaubte, der glücklicherweise nicht gefallen, ja nicht einmal verwundet worden war, inmitten seiner schmerzversunkenen Ehehälften, deren Klaggeheul sich bei seinem Erscheinen in ein Jubelconcert verwandelte. Da traf sein Auge die Gattin, welche um ihn die große Trauer angelegt, nämlich ihren Haarschmuck auf dem Altar der ehelichen Treue geopfert hatte. Zorn und Wuth leuchtete aus den Augen des Kaffers, denn die zartfühlende Ehehälfte hatte durch die entsagungsvolle Enthaarung die letzten Reste ihrer Reize eingebüßt. Er sah in ihr nicht die Gattin mit dem treuen Herzen, sondern das Weib mit dem entstellten Antlitz. Mit schnödem Undank jagte er sie aus der Hütte und verstieß so die Aermste für ewige Zeiten. Das ist der Liebe und Treue Lohn bei den Kaffern.

Mannes-Recht. Bei fast allen Völkern der Neger-Rasse hat der Mann das Recht, sein Weib beim geringsten Verdacht der Untreue verkaufen zu können, und dieser Gebrauch wird so weit ausgedehnt, daß der Verkauf auch dann stattfindet, wenn das Weib dem Manne nicht mehr gefällt. — Kehrt ein Mandingo nach einer Abwesenheit von zwei oder drei Tagen in sein Haus zurück, so begrüßt ihn sein Weib auf den Knieen liegend, eine Stellung, die es jedesmal annehmen muß, wenn es dem Mann zu trinken reicht. — Unter den Malayen vom Atschin auf Sumatra ist es ganz gewöhnlich, daß ein gemeiner Landmann vier Weiber hat; indem er das eine nimmt, sagt er ihm: „Ich bestimme dich in dem Haushalt zu dem und dem Geschäft" und zum andern: „Du hast das und das zu thun," u. s. w., und da nun jedes der Weiber sein Geschäft kennt, so geht Alles ohne Zank und Streit von Statten. Erhebt aber der Mann eine seiner Frauen über die andere, so kennt die Eifersucht keine Grenzen und die Dienstbarkeit ist alsdann unerträglich. Zuweilen hat die erste Frau eine große Gewalt und sogar das Recht, ihre Genossinnen als Sklaven zu behandeln und selbst zu verkaufen, wie es unter andern bei den afrikanischen Völkern von Ober-Guinea, bei den Samojeden u. s. w. der Fall ist.

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Was sollen wir mit unsern Töchtern anfangen? „Es ist traurig, sehr traurig. Philosophen, Prediger und Schreiber sind ergraut über dieser Frage und waren nicht im Stande, sie zu lösen." So sagt eine amerikanische Zeitung. Eine nette amerikanische Familie wohnt neben uns, mit zwei erwachsenen Töchtern. Der Mann hat eine eigene Heimath und ein jährliches Gehalt von $1600. Die Frau, eine höchst einfache Person, versteht zu arbeiten. Krankheit und Leiden war wenig in dieser Familie, seitdem ich dieselbe kenne, und da sollte man fast denken, diese Heimath und Familie könnte ein kleines Paradies sein. Aber — die Töchter, die dürfen nie anders als fein angekleidet erscheinen und sind deßhalb immer bereit, Gesellschaft zu empfangen, was ihre Zeit meistens in Anspruch nimmt, so daß ihnen nicht einmal die Gelegenheit geboten wird, ihre eigenen Kleider zu machen. Die Hausarbeit wird von Dienstboten besorgt. Nun die Frage: Kann ein Mann, der weiter nichts hat, als sein Jahres-Gehalt, also leben und einen solchen Aufwand machen? Mit nichten. Er geht gedrückt und gebückt einher, und ist nicht vermögend, Taglöhnern oder Arbeitern, die für ihn schaffen, einen ordentlichen Lohn zu geben, so daß es ihm selten gelingt, ein und dieselbe Person zweimal zu dingen. England sagt mit Recht: „Amerika's Reichthum gelangt nicht an den dritten Erben." Einfach, weil ihre Kinder und Töchter nicht arbeiten und haushalten lernen. In Oestreich und auch in manchen Gegenden Deutschlands verkleidet sich das adelige junge Fräulein in einfache Kleider, geht in eine fremde Stadt und dingt sich aus als Köchin in einer ansehnlichen Familie, um das Hauswesen und Kochen gründlich zu lernen. Diese jungen Damen wechseln ihre Namen und verlangen keine bessere Behandlung als ein einfaches Dienstmädchen. Sie sind dann vermögend, wenn sie ihren eigenen Herd gründen, ihrem Hauswesen wohl vorzustehen. Die reiche Tochter des Landmanns folgt ebenfalls dem Beispiel des adeligen Fräuleins und verdingt sich Jahre lang in fremde Häuser. Hier lernt sie: wie man mit Vieh, Butter und Milch umgeht; wie das Feld bearbeitet wird; wie man den Garten bestellt; wie man Flachs zieht, zubereitet, spinnt und webt, und endlich aus diesem selbst verfertigten Linnen, Hemden, Kleider, Tisch- und Bettsachen macht. Kommt dann eine solche Tochter zurück ins väterliche Haus, so ist sie den Eltern ein Schatz; oder gründet sie ihr eigenes Hauswesen, so ist sie ihrem Manne mehr werth ohne Mitgift, als die reiche Tochter, die nie arbeiten lernte.

Ein fester Plan in der Landwirthschaft. Der große Fehler der amerikanischen Farmer ist ihr fortwährendes Verlangen nach Veränderungen. Die Farm wird selten als der Besitz betrachtet, welchen die Kinder während ihrer Lebzeit behalten und dann ihren Nachkommen hinterlassen sollen. Ein zu häufiger Wechsel in den gebauten Ernten findet statt — erst wird das Eine, dann das Andere versucht, und das Resultat ist eine wenig Profit bringende Unbeständigkeit. Für einige Jahre mag die Schafzucht die Hauptsache sein, dann folgt die Aufzucht einer Rindviehherde, oder der Anbau von Hopfen, Tabak, oder selbst Rhabarber. Die allgemeine Bewirthschaftung der Farm sollte ein für allemal geplant werden und nur solchen Veränderungen unterworfen sein, wie sie die verbesserten Methoden mit sich bringen. Die Arbeiten sollten regelmäßig von Jahr zu Jahr vor sich gehen, so daß selbst Mitte Winter der Farmer seine Einrichtungen treffen und die Vorbereitungen für das ganze Jahr vervollständigen kann. Der Mann, welcher die Farm verkaufen will, hat seine Gedanken auf eine andere Gegend oder auf ein anderes Geschäft gerichtet, und wer immer bereit ist, seine Energie einer neuen Ernte oder einer neuen Methode zuzuwenden, ist selten auf dem Wege zum Erfolg. Versuche mit dem Neuen sind wohl zu empfehlen, aber nicht das Aufgeben alter und erprobter Methoden.

Pflügen des Gartens im Winter. Perioden milder Witterung kommen oft im Winter vor und wenn das Pflügen im Herbst unterblieben ist, kann es mit Nutzen später geschehen. Die Einwirkung des Frostes im Lockern und in der Vermehrung der Fruchtbarkeit des Bodens wird nicht genügend gewürdigt. Wird das Feld nach dem Abernten in Erdkämme oder tiefen Furchen gepflügt, ist fast die doppelte Fläche dem Frost ausgesetzt. Das abwechselnde Gefrieren und Aufthauen zerbröckelt die großen Klumpen und macht die darin enthaltenen Pflanzennährstoffe für die Ernten des folgenden Jahres verfügbarer. Pflügen um diese Zeit stört auch viele Insekten aus ihren Winterquartieren auf, so daß der Frost sie tödtet. Der Nutzen der Bodenbearbeitung spät im Herbst und Winter ist beim Sellerieban deutlich sichtbar. Das Lockern der Erde beim Anhäufeln behufs des Bleichens und die rauhe Form, in welcher die Gräben verbleiben, geben Regen und Frost die beste Gelegenheit für ihre nutzbringende Einwirkung. Der Frost lockert den Boden viel vollständiger, als irgend ein Geräth des Ackermannes es kann. Er setzt nicht nur die Pflanzennährstoffe frei, sondern macht den eingepflügten Mist für die nächsten Ernten leichter aufnehmbar.

Der französische Gelehrte Fautrat fand durch sorgfältige Beobachtung, daß auf bewaldetem Lande mehr Regen niederfällt, als auf unbewaldetem Boden, wenngleich der letztere sich in der nächsten Nähe des ersteren befindet. Unter den Bäumen ziehen die Nadelhölzer am meisten die Feuchtigkeit an; zugleich halten ihre Nadeln weit mehr von dem

Regengusse zurück, als die Blätter des Laubholzes, so daß sie auch wieder mehr verdunstende Feuchtigkeit an die Luft zurückgeben. Jedenfalls sollte man auf die Erhaltung der Nadelhölzer und, wo sie fehlen, auf ihre Anpflanzung, ganz besonders bedacht sein. Fast kein Waldbaum ist werthvoller und zugleich anspruchsloser, als unsere amerikanische Ceder (ein baumartiger Wachholder mit ganz ähnlicher Frucht). Ueber mein Land zieht sich ein steinigter Hügelrücken hin (werthvoll dadurch, daß er vortreffliche Bausteine liefert), an dessen Rand ich vor mehr als dreißig Jahren eine Reihe von Cederbäumen, mühsam in der Umgegend zusammengesucht, anpflanzte. Bekanntlich bringen nur einige dieser Bäume Frucht, indem die meisten nur männliche Blüthen hervorbringen. Etwa ein Dutzend dieser Bäume ist schon seit Jahren in jedem Herbst reichlich mit Beeren besetzt, welche begierig von den Vögeln verzehrt werden. Doch diese können nur das Beerenfleisch verdauen und tragen die wieder ausgeschiedenen Samenkerne weit in der ganzen Umgegend umher. Die Folge davon ist ein üppiger junger Cedern-Auswuchs auf meinem eigenen und meiner Nachbarn Lande, gerade an solchen Stellen, wo nichts anderes Werthvolles zu erziehen wäre — zum Segen für die kommenden Geschlechter. Auch das bei uns noch frei umherlaufende Vieh beschädigt gerade diesen jungen Auswuchs nicht, während es ein junges Laubgehölze kaum aufkommen läßt. Alle unsere steinigen Hügelrücken sollten mit Cedern bewachsen sein.

Obst im Keller. Wenn der Obstkeller vom Wohnhause getrennt ist, sollte die Temperatur darin gerade ein wenig über dem Gefrierpunkt sein. Solche Keller erfordern keine Ventilation; aber die unter Wohngemächern müssen sie haben, weil sonst die vom reifenden — und nur zu oft faulenden — Obst abgesonderten Gase die Gesundheit der Bewohner gefährden. In diesem Jahre ist besondere Sorgfalt erforderlich, weil der Ertrag ein so reichlicher war und große Quantitäten in den Kellern sind. Wenn das Haus so gebaut ist, daß eine Oeffnung vom Keller aus in den Schornstein gemacht werden kann, ist die Ventilation eine vollkommene. Durch eine Oeffnung, die man nach Gefallen schließen kann, sollte frische Luft von Außen zugelassen werden.

Kaffeekuchen. 1 Tasse Butter, 1 Pfd. braunen Zucker, 6 Eier, 1 Pfd. Rosinen ohne Kerne, 1 Pfd. Korinthen, 2 Theelöffel voll Zimmet, 1 Theelöffel gestoßene Nelken, 2 Tassen starker Kaffee, 5 Tassen gesiebtes Mehl, 3 gehäufte Theelöffel Baking Powder, mit dem Mehl vermengt eine halbe Muskatnuß. Butter und Zucker werden gut gerührt, dann das gelbe von den Eiern, darauf das Gewürz, dann das Mehl und den Kaffee abwechselnd hineingerührt, zuletzt die Frucht und das Weiße von den Eiern, welches vorher zu Schaum geschlagen sein muß. Man backe den Kuchen bei schwachem Feuer zwei Stunden.

Boston Baked Beans. Man nehme 3 Pint kleine weiße Bohnen, reinige sie und lasse sie über Nacht in reinem Regenwasser stehen. Man gieße das Wasser Morgens ab, thue die Bohnen in kaltes Regenwasser und koche sie eine ½ Stunde, dann gieße man das Wasser wieder ab und stelle die Bohnen abermals mit frischem Wasser zurück an's Feuer. Dann nehme man 3 Pfd. gesalzenes, ungeräuchertes, fettes Schweinefleisch, thue es in den Topf und lasse es mit den Bohnen eine halbe Stunde kochen. Man gießt das Wasser wieder fort und gießt genug kochendes Wasser über die Bohnen, so daß sie immer bedeckt sind. Das Fleisch nimmt man aus dem Topf und schneidet in die Speckschwarte ein, als wären Linien über das ganze Stück gezogen. Man legt es wieder zurück in den Topf und läßt Bohnen und Fleisch weich kochen. Verkocht die Brühe, so gieße man immer wieder kochendes Wasser nach, sonst brennen die Bohnen an. Dann thut man ein wenig Salz hinein, ja nicht zu viel, weil das Fleisch salzig ist. Sind die Bohnen weich, so thut man sie in einen glasirten Topf, das Fleisch mit der eingeschnittenen Seite nach oben, legt man oben auf die Bohnen, welche mit Brühe bedeckt sein müssen, und zuletzt gießt man über die Bohnen einen Eßlöffel voll Molasses. Man deckt die Bohnen zu mit einem Deckel oder Teller und läßt sie im Ofen einige Stunden langsam braten. Hat man einen steinernen Backofen, wie viele Familien im Osten, so kann man sie 4—5 Stunden lang darin stehen lassen.

Gebrannte Mehlsuppe. Man läßt 3 Unzen Butter in einem Topf heiß werden, rührt 3 Eßlöffel voll Weizenmehl darin bräunlich, rührt die nöthige Quantität Wasser, Salz und ein wenig Muskatnuß hinein und läßt die Suppe mit in Würfel geschnittenem Weck oder Weißbrod noch einige Minuten aufkochen.

Griesmehlsuppe von Milch. Das Griesmehl wird unter beständigem Rühren in kochende Milch gethan, mit Salz, ein wenig Butter und Zucker gekocht, bis die Suppe recht sämig ist. Man kann etwas Wasser zu dieser Suppe nehmen. Auf eine Person rechne man ein Pint Milch und eine Unze Griesmehl.

Austernsuppe. Man nimmt ein Pint Wasser und ein Quart frische Milch, läßt es kochen, dann thut man ein Quart frische Austern hinein, läßt es schnell aufkochen, schäumt die Suppe ab und stellt sie weg vom Feuer. Man thut einen großen Eßlöffel voll gute Butter hinein, etwas Salz und Pfeffer, dann thut man nach Belieben in die Schüssel ¼ Pfd. frisch gebröckelte Oyster Crackers und gießt die kochende Suppe darüber.

Gebackene Austern. Man nimmt frische, gestoßene Cracker oder Brod, das einige Tage alt ist, reibt es fein und legt es einen ¼ Zoll dick in eine Schüssel, die ungefähr 2 Zoll tief ist, dann eine Lage frische Austern, ein wenig Salz, Pfeffer und einige Stückchen Butter, man wiederholt dieses viermal, vier Lagen geriebenes Brod und Austern, zuletzt wird eine Lage Brod oben darauf gethan, etwas Salz, Pfeffer und ein wenig mehr Butter und über das Ganze wird etwas von der Austernbrühe gegossen, dann wird die Schüssel in den Backofen gestellt und man lasse es eine halbe Stunde backen.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 6. Januar. Die erste Kirchenversammlung zu Jerusalem. Apostelgesch. 15, 1—11.

1. Und etliche kamen herab von Judäa, und lehreten die Brüder: Wo ihr euch nicht beschneiden lasset, nach der Weise Mosis, so könnet ihr nicht selig werden.
2. Da sich nun ein Aufruhr erhob, und Paulus und Barnabas nicht einen geringen Zank mit ihnen hatten; ordneten sie, daß Paulus und Barnabas, und etliche andere aus ihnen hinauf zögen gen Jerusalem zu den Aposteln und Aeltesten, um dieser Frage willen.
3. Und sie wurden von der Gemeine geleitet, und zogen durch Phönicien und Samarien, und erzählten den Wandel der Heiden, und machten große Freude allen Brüdern.
4. Da sie aber darkamen gen Jerusalem, wurden sie empfangen von der Gemeine, und von den Aposteln, und von den Aeltesten, und sie verkündigten, wie viel Gott mit ihnen gethan hatte.
5. Da traten auf Etliche von der Pharisäer Secte, die gläubig waren geworden, und sprachen: Man muß sie beschneiden, und gebieten zu halten das Gesetz Mosis.
6. Aber die Apostel und die Aeltesten kamen zusammen, diese Rede zu besehen.
7. Da man sich aber lange gezanket hatte, stand Petrus auf, und sprach zu ihnen: Ihr Männer, lieben Brüder, ihr wisset, daß Gott lange vor dieser Zeit unter uns erwählet hat, daß durch meinen Mund die Heiden das Wort des Evangeliums höreten, und glaubeten.
8. Und Gott, der Herzenskündiger, zeugete über sie, und gab ihnen den heiligen Geist, gleich auch wie uns.
9. Und machte keinen Unterschied zwischen uns und ihnen, und reinigte ihre Herzen durch den Glauben.
10. Was versuchet ihr denn nun Gott, mit Auflegen des Jochs auf der Jünger Hälse, welches weder unsere Väter, noch wir haben mögen tragen?
11. Sondern wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden, gleicher Weise wie auch sie.

1. Grundgedanke: „Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden, gleicher Weise wie auch sie." Apstg. 15, 11.

2. Zeit: Um 52 nach Christo.

3. Ort: Jerusalem.

4. Einleitende Bemerkungen: Antiochien, Hauptstadt von Syrien, am Orontes, acht Stunden von der Seeküste.

Judäa, die südlichste der drei großen Provinzen Palästina's.

Barnabas (Sohn des Trostes); ursprünglich Joses, ein Levit aus Cypern (4, 3 ff.), voll heiligen Geistes und Glaubens (11, 24 ff.), später Begleiter des Paulus in Antiochien, von wo aus er mit ihm seine erste Missionsreise macht (Kap. 13 u. 14) und wo er bis zum Beginn der zweiten mehrere Jahre mit ihm zubringt (15, 35 ff.). In diese Zwischenzeit fällt die Lektion.

Phönizien, uralter Handelsstaat am Gestade des Mittelmeeres, nördlich von Galiläa, im Osten begrenzt vom Libanon, mit den Hauptstädten Tyrus und Sidon.

Samaria, die mittlere der drei großen Provinzen Palästina's. Die Sekte der Pharisäer war die streng und übertrieben ängstlich an das „Gesetz" sich haltende und zugleich auch die stolzeste, auf ihre eigene „Gerechtigkeit" eingebildete religiöse Partei unter den Juden, schon zur Zeit Jesu durch ihren Neid, ihre Schein- und Werkheiligkeit seine erbittertsten Feinde.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Der Anlaß des Streites. V. 1 u. 2. V. 1. Von den in V. 5 näher bezeichneten, pharisäisch gesinnten Judenchristen wird hier berichtet: Sie lehrten die Brüder, d. h. die Glieder der meist aus Heidenchristen bestehenden Gemeinde zu Antiochien (11, 20.). Die Beschneidung nach der Weise Mosis soll jetzt noch, wenigstens nachträglich, an ihnen vollzogen werden, weil sie unmittelbar aus dem Heidenthum in die christliche Kirche (durch die Taufe) übergetreten waren, ohne zuvor „Judengenossen" und damit auch „Bundeskinder" geworden zu sein (3, 15.). Damit verpflichteten sie dieselben aber auch zugleich zur Beobachtung des ganzen mosaischen Gesetzes. (Gal. 5, 3.) So könnet ihr nicht selig werden, denn dazu hilft euch der bloße Glaube an Jesus und das Bekenntniß zu ihm als dem Messias (11, 26.) allein noch nicht.

V. 2. Ein Aufruhr; natürlich brachte dies die Gemeinde, deren Mehrzahl ohne Zweifel sich gegen solche unevangelischen Zumuthungen entschieden auflehnte, in Aufregung. Die eingedrungenen Irrlehrer ließen sich nicht einmal durch die vereinte Bemühung und das ernste Zureden des Paulus und Barnabas von ihren der evangelischen Grundwahrheit von der Allgenugsamkeit der im Glauben ergriffenen Gnade widersprechenden Forderungen abbringen. Die hauptsächlich aus diesen Beiden bestehende Deputation wird (wie 13, 1) von den Gemeindevorstehern selbst abgeordnet, und zwar nach Jerusalem, als dem Sitz der Urkirche und der Urapostel. (Gal. 2, 9.) Um dieser Frage willen, damit sie dort nach allen Formen des Rechts als vor der gesetzlich zustehenden Behörde in Glaubenssachen endgiltig entschieden werde.

Die erste Zeit friedlicher Eintracht (4, 32) war längst dahin. In den fünfzehn Jahren seit dem Pfingstfest war die Gemeinde an Umfang gewachsen und hatte viele verschiedenartige Elemente in sich aufgenommen. Die zahlreichen Heidenbekehrungen und die offene Feindschaft der Juden brachte die Gefahr mit sich, daß sich die Kirche in zwei Hälften (Heiden- und Juden-Christen) spalte. Früher hatten sich auch die Judaisten die Taufe der Heiden (10, 47) noch stillschweigend gefallen lassen, weil auch ihnen der heilige Geist geschenkt worden war (10, 44), jetzt aber wollten sie ihnen hintennach doch noch die Beschneidung und das ganze mosaische Gesetz auferlegen, womit das Christenthum einfach zu einer jüdischen Sekte und die Taufe zu einer bloßen Form der Aufnahme ins Judenthum herabgesunken wäre. Man konnte sich hiefür darauf berufen, daß Gott selbst das Gesetz gegeben und Christus es nicht aufgehoben habe; der eigentliche Grund aber war die Verkennung der allgenugsamen Gnade Jesu Christi, und ihrer freien Aneignung durch den Glauben allein ohne die Gesetzeswerke, weil nur er das vollgiltige Verdienst Jesu Christi ergreift, neben dem kein menschliches Selbstverdienst, keine Werkgerechtigkeit, keine todte äußere Gesetzeserfüllung aufkommen darf. Damit drohte zugleich der evangelischen Freiheit eine Gefahr (Gal. 2, 4; 5, 1—3), statt der man die Gewissen wieder in das knechtische Joch des Buchstabendienstes und der Menschensatzungen fangen wollte, und nicht minder stand die ganze Sache der Mission auf dem Spiel, wenn das Evangelium nicht auch den Heiden voll und frei zu Gute kam. Den alten Bund verewigen wollen, das heißt, den neuen nicht aufkommen lassen!

b) Die Reise der Apostel. V. 3 u. 4. V. 3. Die Gemeinde geleitet diese Abgeordneten feierlich zum Zeichen der Wichtigkeit der Sache und ihres ernsten Eifers für dieselbe, eine Strecke weit. Und erzählten den dort ebenfalls schon gegründeten Christengemeinden (8, 5 ff.; 9, 31; 11, 19). Den Wandel, d. h. die auch dort bereits begonnene Bekehrung der Heiden, welcher Bericht allen Brüdern große Freude machte, ohne daß auch nur Eine Stimme sich für die Vorschläge aus Judäa (V. 1) erhob.

V. 4. Wurden sie in ehrenvollster und theilnehmend freundlicher Weise empfangen. Es scheint, daß man in Jerusalem bereits von ihrer Ankunft und dem Zweck ihrer Reise wußte. Vielleicht waren die V. 1 Genannten selbst auf ihrem Rückweg von Antiochien nach Judäa den langsamer reisenden und unterwegs sich aufhaltenden (V. 3) Aposteln vorausgeeilt, in der Absicht, die Entscheidung der Sache zum Voraus zu ihren Gunsten zu bestimmen. Diese feierliche Einholung durch die ganze Gemeinde, selbst die Apostel an der Spitze, beweist aber, daß ihnen dies nicht gelungen ist, sondern daß man unbeirrt von ihren falschen Grundsätzen die Frage unparteiisch, nur nach der Leitung des göttlichen Geistes erledigen will. Die Gemeinde in Jerusalem hatte schon 11, 18 sich zu dem richtigen Grundsatz bekannt, daß auch die Heiden, ohne Vermittelung des Gesetzes und der Beschneidung, allein durch den Glauben in die Gemeinschaft Jesu Christi eintreten können. Nur die Gal. 2, 4 von Paulus ausdrücklich als widerrechtlich eingedrungen bezeichneten „falschen Brüder", verlangten, wie schon früher, die Aufnahme, so auch jetzt wieder, angeblich gestützt auf die Autorität des Jakobus (Gal. 2, 12), die Wiedereinführung der strengsten jüdischen Forderungen auch für die Heidenchristen, namentlich Beschneidung, Speisegesetze, levitische Reinigung u. s. w. Daß aber die Apostel in Jerusalem selbst diesen engherzigen Standpunkt nicht theilten, ergiebt sich deutlich aus dem die Geschichte des Apostelconcils bei Lukas ergänzenden eigenen Bericht des Paulus über die dortigen Verhandlungen, Gal. 2, 1—10. Daß insbesondere Jakobus, auf den sich jene judaistische Partei (11, 2) berufen wollte, ihren gesetzlichen Standpunkt nicht theilte, zeigt vor allem (Kap. 15, 23 ff.) selbst, wo sie in dem, wahrscheinlich von ihm als Vorstand der Gemeinde verfaßten Ausschreiben ausdrücklich als „Irrlehrer" bezeichnet werden, ein klarer Beweis seiner eigenen freieren Richtung. Wie viel Gott mit ihnen gethan hatte, nämlich bei der ersten Missionsreise des Paulus und Barnabas (vgl. 14, 27) unter den Heiden, die unter der einzigen Bedingung der Buße ein Eigenthum Christi geworden waren, ohne zuvor den Umweg durch das Judenthum gemacht zu haben, wie man jetzt verlange.

Diese Reise der Apostel nach Jerusalem war nöthig, denn in Antiochien selbst ließ sich die Sache nicht zum Austrag bringen. Sie gestaltet sich aber unter den Segenswünschen der Heimathgemeinde, durch die Freude der Nachbargemeinden über den Sieg des Evangeliums in der Heidenwelt und beim brüderlichen Empfang der Muttergemeinde selbst schon zum Voraus zu einem trostreichen Triumphzug für die angegriffenen Heidenapostel.

c) Die Forderung der Pharisäer. V. 5 u. 6. V. 5. Etliche von der Pharisäer Sekte, wohl dieselben Leute wie V. 1, die früher dieser Partei angehört hatten und auch jetzt noch, nachdem sie Christen geworden, innerlich ganz und gar vom alten Geiste befangen blieben, während Paulus, früher gleichfalls ein pharisäischer Eiferer (26, 5), seit seiner Bekehrung gründlich damit gebrochen hatte. Man muß u. s. w. schon ihre, wie ein Befehl lautende Sprache zeigt, daß sie von der Unfehlbarkeit ihrer Lehre so vollständig überzeugt waren, daß sie eine Bezweiflung ihrer Richtigkeit, oder gar eine Einsprache dagegen nicht für möglich hielten.

V. 6. Diese Rede der Judaisten (V. 5) zu besehen und zu berathen, ob und in wie weit ihnen Recht zu geben sei, es geht also alles in ruhiger Ordnung seinen Gang. Die Apostel selbst nahmen, wie es scheint, an der blos berathenden Vorverhandlung (V. 5) nicht Antheil, wo man nur den Streitpunkt feststellte, aber die Frage noch nicht endgültig entschied. Dies geschieht erst jetzt und war Sache der Apostel, als der vom heil. Geist erleuchteten Leiter und Hirten der Gemeinde (20, 18), daher sie auch ihren nachherigen Beschluß (V. 28) als ausdrücklich vom heil. Geist eingegeben bezeichnen.

Diese Forderung lautet zwar dem Wortlaut nach milder, als V. 1, sofern sie nicht mehr die Seligkeit von der Beschneidung abhängig machen, sondern sie einfach nur als selbstverständliche, kirchliche Sitte zu fordern scheinen. Dem Sinn nach ist sie aber doch noch anspruchsvoller, denn sie fordern sie nun doch schon als eine unumgängliche religiöse Verpflichtung (man „muß"), in der die Beobachtung des ganzen Gesetzes mit eingeschlossen ist (Gal. 5, 3). Zu beachten ist besonders die Haltung der Apostel (V. 6).

Obwohl vom heil. Geist zu untrüglichem Urtheil erleuchtet, drängen sie sich doch damit nicht eigenmächtig und vorschnell herzu, sondern nehmen auch die Aeltesten, und die ganze Gemeinde (V. 12 und 22) zu genauer Prüfung und gründlicher Untersuchung hinzu. Wie ganz anders machten es später die „unfehlbaren" Päpste und Concilien! Sie wollen die Sache „besehen", sie sahen aber dabei gewiß vor Allem nach dem Herrn, als der Sonne ihres Lebens, nach seinem Wort, als dem Licht auf ihrem Wege, nach seinem Geist, als der Quelle aller Weisheit und Wahrheit (Joh. 14, 16 ff.). Auch hier schon ist „Mündlichkeit und Oeffentlichkeit" der Verhandlung Regel der ältesten Kirche unter brüderlicher Mitwirkung aller Betheiligten, statt bloßer amtlicher Schreibereien und Maßregeln.

d) Die Antwort des Petrus. V. 7—11. V. 7. Lange gezankt oder disputirt; da namentlich die Judaisten ihre Ansicht (V. 10) in stark herausfordernder Weise wiederholten, so kam es natürlich zu einer heftigen Debatte. Petrus selbst betheiligt sich jedoch nicht an ihr, sondern ergreift das Wort zu einem längeren Vortrag, seinem letzten in der Apostelgeschichte überhaupt, wozu er gerade hier das erste Recht hatte, theils als der erste Heidenbekehrer, theils der oberste Apostel unter und neben (nicht über) den Elfen. Ihr Männer, lieben Brüder. Er weist die Gegner nicht stolz zurück, sondern will sie durch Milde gewinnen und überzeugen. Er pocht nicht auf seine apostolische Autorität, um dadurch die Sache von vorn herein zu seinen Gunsten und nach seiner Meinung zu entscheiden, sondern er weist ganz bescheiden, einfach auf Thatsachen hin. Seine eigene, schon lange vor dieser Zeit (etwa 8—10 Jahre früher) und nach ausdrücklicher göttlicher Erwählung geschehene Missionsarbeit unter den Heiden (10, 1—11, 18), die Gott selbst mit reichem Segen begleitet und beglaubigt hat, muß zum Beweis dienen, daß auch jene vollständig gleichberechtigt und ebenbürtig mit den Judenchristen sind. Sie sind nach Gottes Willen Eins mit diesen (Ephes. 2, 14), Schafe des Einen Hirten, wenn auch nicht von Einer Herde (Joh. 10, 16).

V. 8. Gott der Herzenskündiger, der nach 1 Sam. 16, 7 nicht wie die Menschen siehet, was vor Augen, sondern was im Herzen ist und dies auch dort bei den Heiden, die das Wort annahmen, bezeugt, d. h. thatsächlich bewährt hat, daß er den Menschen nicht nach seiner äußeren, sondern nach seiner inneren Herzens-

stellung zur göttlichen Wahrheit ansieht und annimmt (10, 34 ff.). Gleichwie auch uns, also ohne einen parteiischen Unterschied zu machen in Bezug auf die Mittheilung des Heils in Christo Jesu durch seine Gnade, allein durch den Glauben und ohne des Gesetzes Werke.

V. 9. Reinigte ihre Herzen, stellte also innerlich in ihnen die wahre Reinheit her, die ihnen äußerlich durch den Mangel der Beschneidung von Haus fehlte. (10, 15.) Die Voraussetzung zu derselben bildet nach 1 Petr. 1, 18 die Versöhnung durch Christi Blut.

V. 10. Er nennt es ein Gottversuchen, weil sie ihn gleichsam damit auf die Probe stellen wollen, ob er es sich ruhig werde gefallen lassen, wenn sie eine ganz andere Forderung zum Seligwerden aufstellen als er. Das Gesetz selbst nennt er eben wegen dieser drückend harten Forderungen ein Joch auf der Jünger (Heidenchristen) Hälse, nur um so schwerer und unerträglicher, weil es schon von Anfang an nicht gehalten wurde (Gal. 5, 1; 6, 13), nicht einmal von den geborenen Juden selbst. Den Gegensatz dazu bildet das sanfte Joch Jesu. Matth. 11, 29 ff.

V. 11. Gleicherweise wie auch sie, d. h. es giebt auch für die, die aus dem Heidenthum heraus ohne Umweg durch das Judenthum unmittelbar zum Christenthum übertreten, keinen andern Heilsweg, als für die Judenchristen selber, nämlich den, der schon Röm. 3, 28 ff.; 5, 15 gezeigt ist.

Die Rede des Petrus athmet den Geist evangelischer Liebe und Freiheit und eines heiligen Ernstes und Eifers für die Wahrheit, der von einer neuen und anderen Heilsordnung als der alten von Gott selbst eingeführten, von einer Verdrängung der Gnade durch's Gesetz, der Taufe durch die Beschneidung, Christi durch Moses nichts wissen will und „den großen, hohen und fürnehmen Artikel der Rechtfertigung durch den Glauben allein," von dem Luther sagt, „daß man von ihm nicht weichen noch nachgeben solle, es falle gleich Himmel und Erde ein," nimmermehr preisgibt. Er weist ein eigenwilliges Aufladen von Etwas, was Gott nicht verlangt, was Niemand erfüllen kann und keine Seligkeit giebt, sondern nur Unruhe und Unfrieden schafft, einfach ab. Das half ihm aus allem Zweifel und Schwanken heraus, daß er bedachte, daß die Bekehrung der Heiden auch ohne Beschneidung ja das eigene Werk Gottes selbst, und nicht eines Menschen sei. Das hatte er selbst persönlich erfahren, als er das Werkzeug in der Hand Gottes dazu wurde. Somit hatte vor allen menschlichen Entscheidungen Gott selbst bereits thatsächlich entschieden. Weil aber aller Irrthum in religiösen Dingen nicht im Verstand, sondern im Willen und Herzen wurzelt, faßt er die pharisäisch gesinnten Jünger auch beim Gewissen, indem er ihnen theils zeigt, welche Sünde des Gottversuchens sie auf sich laden wollen, theils ihnen das Geständniß abnöthigt, daß sie selbst nicht gehalten haben, was sie andern auferlegen wollen. Durch den Schlußsatz (V. 11) hebt er die religiöse Geltung des Gesetzes nicht blos für die Heiden-, sondern in ganz gleicher Weise auch für die Judenchristen vollständig auf, so daß es nur für die letzteren noch als nationale Sitte von Bedeutung bleibt, wie sich ja selbst Paulus Kap. 18, 18; 21, 23 ff. nur aus diesem Grunde noch daran bindet.

6. Andeutungen zu Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Wie man selig wird.

1) Nicht durch äußerliche Formen. Gott hatte sich den Israeliten geoffenbart, und mit dieser Offenbarung gewisse Ceremonien verbunden, welche dadurch hohen Werth erhielten. Aber die Juden meinten endlich, daß diese Aeußerlichkeiten die Sache seien und sie durch dieselben den Schlüssel zum Himmel hätten. (V. 1—5.) — Dieser Anmaßung widerspricht Petrus. (V. 7—9.)

2) Man wird selig durch die Gnade in Christo. (V. 11.)

3) Und zwar indem diese Gnade als Erfahrung im Herzen lebt. Diese Erfahrung hatten die Heidenchristen gemacht (V. 3, 8, 9), und deßhalb hatten sie Anrecht an die Seligkeit auch ohne die Beschneidung.

Hören und Thun.

Sonntag, 13. Januar. Jakobus 1, 16—27.

16. Irret nicht, lieben Brüder.
17. Alle gute Gabe, und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung, noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß.
18. Er hat uns gezeuget nach seinem Willen, durch das Wort der Wahrheit, auf daß wir wären Erstlinge seiner Creaturen.
19. Darum, lieben Brüder, ein jeglicher Mensch sei schnell zu hören, langsam aber zu reden, und langsam zum Zorne.
20. Denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist.
21. Darum, so leget ab alle Unsauberkeit und alle Bosheit; und nehmet das Wort an mit Sanftmuth, das in euch gepflanzet ist, welches kann eure Seelen selig machen.
22. Seid aber Thäter des Worts, und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrüget.
23. Denn so Jemand ist ein Hörer des Worts, und nicht ein Thäter, der ist gleich einem Manne, der sein leibliches Angesicht im Spiegel beschauet.
24. Denn nachdem er sich beschauet hat, gehet er von Stund an davon, und vergißt, wie er gestaltet war.
25. Wer aber durchschauet in das vollkommene Gesetz der Freiheit, und darinnen beharret und ist nicht ein vergeßlicher Hörer, sondern ein Thäter; derselbige wird selig sein in seiner That.
26. So aber sich Jemand unter euch läßt dünken, er diene Gott, und hält seine Zunge nicht im Zaume, sondern verführet sein Herz, deß Gottesdienst ist eitel.
27. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: Die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt behalten.

1. Grundgedanke: „Seid Thäter des Wortes, und nicht Hörer allein." Jak. 1, 22.

2. Zeit: Das Jahr 50 n. Chr., bald nach dem in der ersten Lektion behandelten Ereigniß.

3. Einleitende Bemerkungen: Schon in früher Zeit fingen die einzelnen Christengemeinden an, die an sie gerichteten Sendschreiben der Apostel und apostolischen Männer zu sammeln, vor Allem die jedenfalls für die zahlreicheren heidenchristlichen Gemeinden besonders wichtigen paulinischen Briefe. In eine zweite, anfangs nicht ebenso allgemein verbreitete Sammlung wurden die noch übrigen sieben Briefe von anderen Aposteln zusammengefaßt, welche man, weil sie nicht wie die meisten von jenen an bestimmte einzelne Gemeinden oder Personen gerichtet waren, als katholische, d. h. allgemein für die ganze Kirche geltende Briefe bezeichnete, welcher Name also mit der späteren römisch-katholischen Lehre nichts zu thun hat. Ein solcher „katholischer" Brief oder ein Rundschreiben war schon das Ausschreiben, das (wahrscheinlich gleichfalls von Jakobus verfaßt) die Verhandlungen des Apostel-Concils abschloß (Apostelg. 15, 22—29), wovon

die letzte Lektion handelte. Daran schließen sich nun in den 3 nächsten Lektionen zunächst einige Hauptstücke aus dem Jakobusbrief an, weil er von manchen Auslegern als eines der frühesten apostolischen Schriftstücke betrachtet wird, ehe im nächsten Monat der Faden der Apostelgeschichte wieder aufgenommen wird.

Der Verfasser des Jakobusbriefs nennt sich selbst nicht einen „Apostel", sondern „einen Knecht Jesu Christi" (Jak. 1, 1), was allerdings noch nicht ausschließt, daß er nicht dennoch einer der Zwölfe gewesen sein könnte, nur nicht der Bruder des Johannes und Sohn des Zebedäus, denn dieser ist nach Apostelgesch. 12, 2 bereits gestorben (schon um's Jahr 44). Dagegen denken manche Erklärer an den zweiten im Apostelverzeichniß genannten Jakobus, den Sohn des Alphäus, der schon Apostelgesch. 1, 13 vorkommt und von dem sie annehmen, daß er derselbe sei, der denn auch nachher wieder 12, 17; 15, 13; 21, 18 genannt, ohne irgend eine Erwähnung, daß damit ein Anderer, als er, gemeint sei. Dann müßte man aber den ihm auch sonst (3, 13; Gal. 1, 19) beigegebenen Namen „Bruder des Herrn" in weiterem Sinn fassen, sofern er zwar mit dem Herrn verwandt, aber eigentlich doch nur sein Vetter war.

Weitaus die meisten neueren Theologen halten unseren Jakobus für einen wirklichen Bruder des Herrn, wie ja auch die Evangelien von solchen leiblichen Brüdern derselben reden (Matth. 13, 55), unter denen sich ausdrücklich auch Einer Namens Jakobus befindet. Nach längerem Unglauben (Joh. 7, 5) durch eine besondere Erscheinung des Auferstandenen (1 Cor. 15, 7) zum Glauben an Jesum gekommen, soll er nach der kirchlichen Ueberlieferung schon frühzeitig ein hohes Ansehen in der Gemeinde zu Jerusalem neben, ja fast über den eigentlichen Aposteln genossen haben (Gal. 2, 9 wird er selbst von Petrus so genannt), und an der Spitze der dortigen „Aeltesten" (Apostelgesch. 11, 3) gestanden sein.

So würde es sich auch am leichtesten erklären, daß Apostelgesch. 12, 17 Petrus nur diesen Jakobus allein nennt und keinen Apostel, weil von da an diese letzteren Jerusalem bleibend verließen und nur noch gastweise, ausnahmsweise und vorübergehend dorthin kamen, nicht aber darf man umgekehrt aus dieser Stelle schließen, der hier genannte Jakobus sei selbst einer der Zwölfe (nämlich der Sohn des Alphäus) gewesen, weil nothwendig ein solcher habe dort zurückgelassen werden müssen. Wegen seiner gesetzlichen Strenge hieß er auch „Jakobus der Gerechte", doch hindert ihn dies nach der vorigen Lektion nicht, in dem Streit über die Aufnahme der Heidenchristen der schroffen, judaistisch engherzigen Pharisäerpartei entgegenzutreten und den freieren Standpunkt des Petrus, Paulus und Barnabas zu theilen, was gerade von Seiten dieses Mannes doppelt wichtig und wirksam war.

4. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die gute Gabe des Worts und seine Wirkung (V. 16—18): Gott kann unmöglich der Urheber der Sünde sein, weil er sonst sich selbst und seinem eigensten Wesen, seiner innersten Natur widerspräche. Der Vater des Lichts kann nicht die Finsterniß lieb haben. Er, bei dem keine Veränderung ist, kann nicht heute das Böse herbeiführen, das er selbst gestern verbot und bestrafte. Zu seinen guten und vollkommenen Gaben kann unmöglich die von ihm selber so oft verurtheilte Sünde, diese Quelle alles Uebels, gehören. Er, der die Wiedergeburt und mit ihr alles Gute in uns wirkt, kann nicht zugleich auch der Urheber der Sünde sein. Für letztere hat man also auch gar keine Entschuldigung. Sie ist lediglich unsere eigene Schuld, nicht aber Gottes Werk, vgl. 2 Kor. 6, 14. Gottes beste Gabe ist sein Wort, denn nur im Wort giebt er uns sich selbst. Er ist Geist, und der Träger und Vermittler des Geistes ist nur das Wort allein; durch seinen Geist werden wir aber seine Kinder (Wiedergeburt), die ihm ähnlich sind.

V. 16. Irret nicht, lieben Brüder, eigentlich: Lasset euch nicht irre führen, nämlich (nach dem Zusammenhang mit dem vorangehenden Abschnitt von V. 13 an) in Bezug auf die richtige Erkenntniß der Versuchung und ihrer wahren Quelle, die nicht in dem heiligen und gütigen, gerechten und wahrhaftigen Gott selbst, sondern nur in der eigenen bösen Lust des Herzens liegen kann. Er will sagen: Glaubet ja nicht, ihr könntet die Schuld der Sünde jemals von euch selber weg und auf Gott schieben. Denn auch, wenn Gott eine Versuchung über uns kommen und uns in Sünde fallen läßt, so geschieht jenes doch nur, um uns auf die Probe zu setzen, denn ein ungeprüfter Glaube macht uns ja nicht selig; dieses aber sehr oft zur Strafe für vorangegangene Sünden (vgl. z. B. Pharao's Verstockung). Unsere eigene Sünde ist also daran Schuld, nicht aber Gott, denn das eigentliche Versucherische in der Versuchung geht nicht von ihm aus, sondern vom Teufel. Er läßt sie nur zu, aber nicht in der Absicht, daß Böses, sondern daß Gutes daraus komme. Von Gott selbst kann uns ursprünglich nur Gutes zu Theil werden.

V. 17. Alle gute Gabe, d. h. nur gute und lauter gute Gabe. Vater des Lichts, oder: der Lichter (Lichtwesen), nennt er Gott nicht als den Schöpfer der Himmelslichter (Psalm 136, 7), sondern wie der Ausdruck „Vater" nicht „Schöpfer" und V. 18 „Zeugen" zeigt, persönlicher Lichtträger. Zunächst ist an den Herrn selbst zu denken, der das Leben und das Licht der Welt ist (Joh. 1, 4; 8, 12) und auch als der Messias des alten Bundes öfters „Licht" heißt (Jes. 49, 6; 9, 2). Ebenso heißt Johannes der Täufer Joh. 5, 35 so, und seine Jünger sollen leuchtende Lichter in der Welt sein (Matth. 5, 14 ff.; Phil. 2, 15), aber sofern sie, wie es nachher (V. 18) heißt, von Gott geboren sind, also sein Lichtwesen an sich tragen müssen. Keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß (kein Schattenwurf). Somit bestreitet Jakobus die falsche Ansicht damaliger Irrlehrer, als ob in Gott, der doch selbst ein lauteres stetiges Licht ist (1 Joh. 1, 5; 1 Tim. 6, 15), abwechslungsweise zweierlei Kräfte, eine gute und eine böse, wirksam sein könnten. Es ist vielmehr ein reines Lichtelement, das ohne Fortrücken und Umwenden in wandellosem Glanze strahlt und leuchtet, wie keine irdische Sonne (vgl. Psalm 139, 12; Hiob 34, 22 und die beständig brennende Feuersäule). Dieser Erhabenheit Gottes über allem Wechsel der Gegensätze als der sich selbst ewig gleich bleibenden Lichtes entspricht nun auch die Erhabenheit seiner Kinder.

V. 18. Nach seinem Willen, d. h. aus freiem Rathschluß seiner Gnade hat er uns gezeugt. Als die größte von allen seinen „guten Gaben" (V. 17) und als den stärksten Thatbeweis, daß von Gott nichts Böses kommen kann, nennt Jakobus unsere Wiedergeburt durch das Wort der Wahrheit, die zugleich aber auch die stärkste Mahnung zu einem Wandel im Lichte ist (V. 19 ff.). Sie ist eine von ihm selbst ausgehende That und Wirkung seiner Liebe, vermittelt durch das Wort der Wahrheit, das von dem wahrhaftigen Gott kommt, zu dem wahrhaftigen Gott führt und selbst nichts als Gnade und Wahrheit enthält. Ihr Zweck aber ist: auf daß wir wären (nicht erst „würden") Erstlinge seiner Kreaturen, wörtlich: eine Art Erstlingsfrucht seiner Geschöpfe. Es erinnert dieser bildliche Ausdruck an die gereichte Erstlingsgarbe und soll besagen, daß der Wille Gottes an

dem alten Israel ein Erstlingsopfer unter den Völkern zu haben, sich im geistlichen, wahren, neuen Israel der gläubig gewordenen Gotteskinder erfüllt. Sie werden es aber nur durch Christus selbst als den rechten Erstling. Nur durch die Geburt von oben kommt der Menschen über die Kreatur zu stehen, weil er selbst göttlicher Natur theilhaftig wird.

b) Das rechte Hören des Wortes und seine Bedingung. (V. 19–21.)

V. 19. Wie Jakobus V. 18 von einem einmaligen Akt der Wiedergeburt durch das Wort weiß, so weiß er auch von einer fortwährenden Erneuerung durch dasselbe Wort. Daher mahnt er jetzt zur willigen Annahme der Gnadenzucht dieses Wortes. Der Grundgedanke des ganzen folgenden Abschnitts bis zum Schluß der Lektion ist: Haben wir ein neues Leben durch das Wort, so lasset uns auch im Worte wandeln, daß dasselbe Blut und Leben in uns werde. Der unwandelbaren Güte des Gottes der Liebe (V. 17) soll auch die ebenso unwandelbare Milde seiner Kinder entsprechen, daher im folgenden (V. 20) namentlich vor dem Zorn gewarnt wird. Zunächst kommt aber eine Ermahnung zum rechten Hören, dann erst (V. 22 ff.) zum rechten Thun des Wortes der Wahrheit (V. 18). Den wahren Christen erkennt man daran, daß er „zwei Ohren hat und einen Mund", d. h. daß er schnell (rasch bereit) ist zum Hören (Matth. 13, 23), während gerade die meisten Menschen dazu sehr träge und unwillig und eben darum auch unempfänglich und unverständig sind. Dagegen langsam zum Reden, was wohl hauptsächlich auch auf das später gerügte, unberufene Hinzudrängen zum Lehramt in falschem Bekehrungseifer (Kap. 3, 1 ff.), paßt. Vgl. die nächste Lektion. Hier handelt sich's, wie der Beisatz: und langsam zum Zorn zeigt, zunächst um namentlich alles unbesonnene, maßlose Reden und Richten (Matth. 7, 1 ff.) und die leidenschaftliche Aufregung im Eifern und Meistern des Nächsten, das Haber erzeugt. (Kap. 3, 16.)

V. 20. Thut nicht, was vor Gott recht ist, wörtlich: Wirket nicht Gottes Gerechtigkeit, d. h. ist kein geeignetes Werkzeug, wodurch Gott seine gerechten Gerichte ausführt, weil sich in den Zorn so leicht etwas Unlauteres, Ungerechtes, Fleischliches einmischt auch beim Strafen Anderer, wo man oft meint, selber die Vergeltung Gottes durchführen, sich rächen oder eigenmächtig Recht verschaffen zu müssen.

V. 21. Darum leget ab, um nämlich jede Versuchung zu einem solchen unheiligen oder scheinheiligen Zorneseifer zu vermeiden. Das „Ablegen", vom Bild eines unsaubern Kleides hergenommen, ist nichts Aeußerliches, sondern etwas Innerliches, ein Abthun oder Fortschaffen (Eph. 4, 22 ff.) der (sittlichen) Unreinigkeit und Unsauberkeit jeglicher Art und aller Bosheit oder Befleckung, Unlauterkeit und Schlechtigkeit (1 Kor. 5, 8), insbesondere, wie aus dem nachherigen Gegensatz erhellt, aller Gehässigkeit und feindseligen Gesinnung gegen den Nächsten. Im Griechischen noch stärker: allen Auswuchs oder Ausfluß der Bosheit, sofern diese Böswilligkeit als eine aus dem bösen Grunde des von Zorn erfüllten Herzens hervorbrechende gedacht ist. Und nehmet das Wort an 2c. Auf das Negative (Ablegen, Wegschaffen) folgt nun das Positive, das Annehmen; jenes geht als nothwendige Grundbedingung von diesem demselben voraus, wie die Buße dem Glauben (Mark. 1, 15). Dieses Aneignen soll geschehen mit Sanftmuth, ohne welche die Kraft des Wortes verloren geht (Matth. 18, 23 ff.). Das in euch gepflanzt ist als Same der Wiedergeburt (1 Petri 1, 23), und zwar zu dem Endzweck der Seelenerrettung. Daher: welches kann (vermögend ist) eure Seelen selig machen, als die „Kraft Gottes" (Röm. 1, 16) ist es hierzu im Stande und dafür ausreichend, statt gegen Andere lieber gegen sich selbst recht scharf zu sein, namentlich aber in stillem und sanftem Geiste sich das Wort innerlich anzueignen, das voll göttlicher Heilungs- und Heiligungskräfte ist. Das schafft denn einen neuen Menschen in uns, der auch Lust zum Thun des Wortes bekommt. Ohne diesen Trieb aber bleibt alles Hören ein unfruchtbares Erkennen unseres eigenen Elends, aber ohne die Erfahrung der göttlichen Kraft. Erst durch Vertiefung in das befreiende Gesetz des Evangeliums (Jer. 31, 33) wird der Hörer zum Thäter und dieses sein Thun für ihn selbst eine Seligkeit.

c) Das willige Thun des Worts und seine Folgen. (V. 22–27.)

V. 22. Diese rechte Aneignung geschieht aber praktisch durch die Befolgung des Wortes Gottes. Damit ihr euch, oder: als die, die sich selbst betrüget, nämlich um diese Seligkeit durch allerlei berückende Selbsttäuschungen und Illusionen, als genüge schon das bloße Hören.

V. 23. Beweisführung für das Vorangehende durch ein Gleichniß, das die aus der genauen, eingehenden Betrachtung des Wortes sich ergebende Selbsterkenntniß veranschaulichen soll.

V. 24. Das blos flüchtige Beschauen und oberflächliche Wahrnehmen hat an sich wenig Werth, wenn darauf alsbald ein Davongehen, d. h. eine ebenso schnelle Abwendung des Gemüths von den empfangenen Eindrücken erfolgt, ohne daß sich diese ernstlich vertiefen können. Denn damit verbindet sich dann sofort das Vergessen, das allmählige Verschwinden des Bildes. Von dem daraus entstehenden Schaden redet er dann V. 26.

V. 25. Schilderung des rechten Hörens und Thuns (Beschauens): Versenkung in das Wort und Beharren in demselben. Es ist der reine Gegensatz zu dem vorigen Gleichniß (V. 23 und 24). Hier erfolgt ein innerliches Sichvertiefen des Betrachtenden in die gehabte Anschauung. Daher ist hier das Hineinschauen sehr stark betont, eigentlich: sich darüber hinbeugen und hinabblicken über den Spiegel, um das Bild darin recht deutlich und genau besehen zu können. Das vollkommene (vollendete) Gesetz der Freiheit ist das Evangelium mit seiner freimachenden Kraft, in welchem das alttestamentliche Gesetz erst recht zu seiner vollen Erfüllung kommt, sofern hier an die Stelle eines äußeren knechtischen Buchstaben-Gesetzes ein innerlich befreiendes, neues Lebensgesetz tritt mit der Kraft der Erlösung. Es ist das Gesetz des Geistes oder des Glaubens oder der Liebe, das nicht wieder Knechte macht, sondern freie Gotteskinder. In seiner That, oder besser: in seinem Thun, aber nicht durch dasselbe, als ob die eigene Werkgerechtigkeit die Quelle der Seligkeit wäre. Unter Umständen kann dieses beseligende Thun auch statt in Werken blos in Worten, z. B. eines offenen und freien Bekenntnisses bestehen. Vgl. Röm. 10, 9 ff.

V. 26 u. 27. Gegenüberstellung der falschen und wahren Religion. Das „Sichdenkenlassen" ist ein irriges Meinen auf einen bloßen Schein hin, ohne sicheren Grund der Gewißheit (vergl. Matth. 24, 44) oder ein bloßer Wahn und (geistlicher) Dünkel (Matth. 6, 7). Er diene Gott; es ist also Einer, der darin sein Wesen sieht, daß er ein (äußerlicher) Gottesdiener sein will, dem in der äußeren Form des Kultus und der Ceremonien die ganze Religion aufgeht und der unter dem „Frommsein" nichts anderes als nur dieses „Mitmachen" versteht. Ueber das Zähmen der Zunge vgl. die folgende Lektion. Son-

dern verführt sein Herz, nämlich zur Sünde, namentlich zu „Zungensünden", stärker als der V. 22 genannte Selbstbetrug, sofern hier die Selbsttäuschung aus der inneren Gedankenwelt der Theorie, der falschen Illusionen und Selbsttäuschungen, bereits in das Gebiet des Praktischen hinübergeht. Ist eitel, ein bloßer Schein ohne Kern und Frucht, ohne Erfolg und Segen für ihn und andere. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst, d. h. wahre, wirkliche und ächte Frömmigkeit nach innen und außen, vor Gott dem Vater, d. h. so daß er vor ihm gilt, vor seinem heiligen Auge und gerechten Gericht bestehen kann. Zu einem solchen gehören keine großen welterobernden Thaten, auch kein vorlauter Eifer für Gottes Ehre, sondern der stille Dienst der Liebe gegen den Nächsten und die Sorge sich selbst innerlich und äußerlich vor allem befleckenden Weltschmutz und der Berührung mit ihm zu bewahren und ferne zu halten. Der Schluß der Lektion darf ja nicht so mißverstanden werden, als ob man mit etlichen Liebeswerken und der Vermeidung grober Sünden schon ein „vollkommener Christ" wäre. Daß man ein solcher nur werden kann durch die zwei großen Haupt- und Grundbedingungen, Buße und Glauben, zeigt das Vorangehende (V. 18) deutlich. Daß man es aber wirklich ist, muß sich im ganzen Wandel zeigen. Hören und Handeln gehören zusammen wie Maria und Martha.

6. Andeutungen zu Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Gottes Wort will gehört, gelernt, behalten und gethan werden.

1) Wollen wir, daß Gott höre, wenn wir mit ihm reden, so müssen wir auch hören, wenn er mit uns redet. (V. 19.)

2) Die Bibel ist ein Brief, den der liebe himmlische Vater an seine Kinder in der Fremde geschrieben; den kann man sich nie genug lesen. (V. 23.)

3) Was hilft es, am Brunnen den Krug zu füllen bis obenan, wenn man im Heimgehen das Wasser wieder verschüttet?

4) Gottes Wort soll nicht sein, wie ein Schlag in's Wasser, vielmehr wie ein Samenkorn, das in ein fruchtbares Erdreich fällt. (V. 22.)

Sonntag, 20. Januar.

Die Macht der Zunge.

Jakobus 3, 1—18.

1. Lieben Brüder, unterwinde sich nicht Jedermann, Lehrer zu sein; und wisset, daß wir desto mehr Urtheil empfangen werden.
2. Denn wir fehlen alle mannigfaltiglich. Wer aber auch in keinem Worte fehlet, der ist ein vollkommener Mann, und kann auch den ganzen Leib im Zaume halten.
3. Siehe, die Pferde halten wir in Zäumen, daß sie uns gehorchen, und lenken den ganzen Leib.
4. Siehe, die Schiffe, ob sie wohl so groß sind, und von starken Winden getrieben werden; werden sie doch gelenket mit einem kleinen Ruder, wo der hin will, der es regieret.
5. Also ist auch die Zunge ein kleines Glied, und richtet große Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an?
6. Und die Zunge ist auch ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Also ist die Zunge unter unsern Gliedern, und beflecket den ganzen Leib, und zündet an allen unsern Wandel, wenn sie von der Hölle entzündet wird.
7. Denn alle Natur der Thiere, der Vögel, und der Schlangen, und der Meerwunder werden gezähmet, und sind gezähmet von der menschlichen Natur;
8. Aber die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Uebel, voll tödtlichen Gifts.
9. Durch sie loben wir Gott den Vater; und durch sie fluchen wir den Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht.
10. Aus einem Munde gehet Loben und Fluchen. Es soll nicht lieben Brüder, also sein.
11. Quillet auch ein Brunnen aus einem Loche süß und bitter?
12. Kann auch, lieben Brüder, ein Feigenbaum Oel, oder ein Weinstock Feigen tragen? Also kann auch ein Brunnen nicht salziges und süßes Wasser geben.
13. Wer ist weise und klug unter euch? Der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke, in der Sanftmuth und Weisheit.
14. Habt ihr aber bittern Neid und Zank in euerm Herzen; so rühmet euch nicht, und lüget nicht wider die Wahrheit.
15. Denn das ist nicht die Weisheit, die von oben herab kommt; sondern irdisch, menschlisch und teuflisch.
16. Denn, wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding.
17. Die Weisheit aber von oben her ist auf's erste keusch, hernach friedsam, gelinde, läßt ihr sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ohne Heuchelei.
18. Die Frucht aber der Gerechtigkeit wird gesäet im Frieden denen, die den Frieden halten.

---

1. Grundgedanke: „Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du gerichtet werden." Matth. 12, 37.

2. Zeit: 50 n. Chr.

3. Einleitung und Zusammenhang: Der Abschnitt schließt sich in seiner ersten größern Hälfte, bis V. 12, ganz an das Wort der letzten Lektion: „langsam zum Reden" (1, 19) an. Dasselbe wird dadurch reich und anschaulich illustrirt, daß namentlich von dem Mißbrauch der Zunge, den Zungensünden, und dem rechten Gebrauch derselben und der Heiligung der Rede, als des Hauptmittels zum geistigen Verkehr der Menschen unter einander, aber auch mit Gott (vgl. V. 9) gehandelt wird. Der Schluß unserer Lektion knüpft dagegen hauptsächlich an die letzten Worte der vorigen, von dem rechten Gottesdienst und Wandel der Gläubigen, an (1, 26. 27), indem als letzte Quelle derselben die rechte himmlische Weisheit mit ihren Früchten des Geistes genannt wird (V. 17 bis 18). Dies schließt aber nicht aus, daß auch der Mensch selbst das Seinige mit beizutragen hat, theils durch die schon im vorigen Abschnitt geforderte innere Reinigung des Herzens (1, 21 ff.), theils durch die hier verlangte Heiligung seiner Werke (V. 13). Zugleich knüpft aber auch schon der Anfang, die Warnung vor falschem Lehr- und Bekehrungseifer, den auch Christus selbst (Matth. 23, 15) und Paulus schon zu tadeln hatten, daran an, daß ein Glaube, der blos Wissen ist und nicht zu gottseligem Leben führt, am meisten geneigt ist, statt der Werke der Liebe, nur auf die „reine Lehre" zu pochen, wovon Jakobus in seinem ganzen 2. Kapitel ausführlich gehandelt hat.

4. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Zung' ist klein und doch so wichtig (V. 1 bis 6). V. 1. Unterwinde sich nicht Jedermann u. s. w., dem Sinn nach zwar richtig übersetzt; wörtlich: Seid, oder: werdet nicht so viele Lehrer! Er meint natürlich nicht, daß es nicht überhaupt viele rechte Lehrer in der kirchlich geordneten Gemeinde geben dürfe, was ja im Gegentheil nur nützlich und wünschenswerth sein kann, sondern nur, daß nicht in ungeordneter Weise alle möglichen, vielleicht ganz unreife und ungeeignete Leute sich zum Lehramt eigenwillig herzudrängen sollen. Es giebt ja auch jetzt noch so Viele, die lieber sprechen als hören, lieber andere lehren als selbst etwas lernen. Dagegen gilt es zu zeigen, wie Liebeswerke in der Stille vollbracht, den einzelnen Christen, wie die ganze Gemeinde Christi mehr zieren, als ein solches übermäßiges Sich-aufwerfen zum Lehren. Mehr Urtheil, d. h. eine größere Verantwortung, wie dies auch schon Jesus selbst hinlänglich bezeugt hatte (Matth. 23, 13).

V. 2. Wir fehlen alle mannigfaltig. Er redet eigentlich etwas milder, blos von „Verstößen",

und kann darum auch sich selbst ebenso gut mit einschließen. **Wer aber auch in keinem Worte fehlet**, gewiß ein sehr seltener Fall! **das ist ein vollkommener Mann**, im Zustand der völligen geistlichen Reife, weil er nämlich daran zeigt, daß er auch die Herrschaft über seinen ganzen Leib gewonnen hat. Dieser Zusatz schon beweist, daß Jakobus sich dies als etwas Mögliches und Erreichbares denkt. Schon hier steht der nachher (V. 8) so stark ausgedrückte Gedanke im Vordergrund, daß gerade die Zunge dasjenige Glied des Leibes sei, das am schwersten zu zähmen ist. Man kann den Satz aber auch noch allgemeiner fassen: Wer seiner Worte recht mächtig ist, der wird auch seiner Werke mächtig sein; die Herrschaft über das Wort ist aber das schwerste.

Das Wort: „Wir fehlen alle manchfaltig“ ist keine leichtfertige Entschuldigung der allgemeinen Sündhaftigkeit, sondern eine ernste Anklage auch gegen die Kinder Gottes, bei denen gleichfalls noch so viele Uebereilungen, Schwachheitssünden, Mängel und Gebrechen vorkommen, wodurch man Anderen Aergerniß giebt. Der Mißbrauch der Zunge ist ein Mißbrauch einer der edelsten und besten Gaben Gottes, daher auch eine so große Versündigung. Das Heer der Zungensünden, namentlich auch in der Kinderwelt: Lüge, Spott, Trotz, Hochmuth, Zorn, Unreinigkeit, „unnütze“ Worte (Matth. 12, 36), „faules“ Geschwätz (Eph. 4, 29); Mittel dagegen: Ps. 19, 15; 141, 3; Jes. 6, 5; Sprüche 16, 32; 18, 21.

V. 3 und 4. In zwei Bildern veranschaulicht Jakobus die Macht und Bedeutung der Zunge. Sie ist nicht bloß das mächtigste unter den Gliedern, sondern selbst das herrschende Glied, mit dessen Bezähmung der ganze Leib beherrscht wird, wie das Roß durch die Zügel, das Schiff durch das Steuerruder. Zunächst ist es freilich der **Geist**, der den Leib beherrscht. Aber das Mittel dazu ist das **Wort**, denn nur im Wort kann sich der Geist offenbaren. Auf das Bild des Rosses führt ihn der schon 1, 26 gebrauchte Ausdruck „zähmen“ natürlich zuerst. Daran schließt sich steigernd das zweite Bild von dem noch weit größeren Schiff, bei dem gleichfalls das verhältnißmäßig so kleine Steuerruder zum Lenken seines Laufes genügt, und zwar schon mit dem leichtesten, leisesten Druck. **Von starken Winden getrieben**, damit meint er in der Anwendung auf den Menschen theils die innere, oft so übermächtige Lust (1, 14), theils die von außen kommende gewaltige Verführung. Beide Gleichnisse kommen auch bei den alten Griechen und Römern öfters vor.

V. 5. **Und richtet große Dinge an**, eigentlich: rühmet sich großer Dinge, d. h. sie vollzieht sie nicht blos, sondern redet auch gerne davon. Wie sie aber das mächtigste Glied ist, so ist sie zugleich auch das verderblichste. **Siehe, ein klein Feuer u. s. w.** Das dritte Bild von der Zunge hebt statt ihrer wohlthätigen, ihre schädlichen Wirkungen hervor, wieder mit Beziehung auf die scheinbare Geringfügigkeit des Worts, das aber wie ein Funke wirken kann, der einen ganzen Waldbrand veranlaßt.

V. 6. **Ist auch ein Feuer**, die Feuernatur der Zunge und des Worts tritt in ihrer **heilsamen** Wirkung sinnbildlich an den „feurigen Zungen“ oder züngelnden Flammen des Pfingstfestes hervor. Hier ist natürlich nur an ihr **verderbliches** Feuerwesen gedacht. Der Vergleichungspunkt liegt in dem leichtbeweglichen, hinreißenden, zündenden Charakter des gesprochenen Wortes. **Eine (die) Welt voll (der) Ungerechtigkeit** nennt er die Zunge, weil sie gleichsam diese ungerechte Welt selbst ist und in sich darstellt, und weil letztere in ihr ihren Sitz oder ihre Spitze hat. Wie die „Welt“ der Inbegriff alles Geschaffenen ist, so ist auch die Zunge der „Inbegriff“ aller Ungerechtigkeit, weil die **Werke** der letzteren vorzugsweise aus den **Worten** der Ungerechtigkeit, der Lüge, Heuchelei 2c. herstammen. **Also ist die Zunge u. s. w.** Das griechische Wort ist noch bezeichnender: So steht sie da unter unseren Gliedern, führt gleichsam unter ihnen die Herrschaft, als das ihnen allen vorstehende, sie durch die Macht der Rede leitende, lenkende, treibende Glied. **Den ganzen Leib befleckend**, man denke dabei namentlich an die Macht der Verführung durch freche, schamlose, lüsterne Worte. Die nächsten schwierigen Worte werden am besten so übersetzt: „entflammend das rollende Rad des Werdens und selber von der Hölle entflammt“. Sie setzt durch die Macht der Rede die ganze Lebensentwicklung des einzelnen Menschen von seiner Geburt an, wie die der gesammten Menschheit und damit den ganzen Kreislauf des Daseins nicht bloß fortwährend in seine unablässig schwingende und rastlos drehende Bewegung, sondern sie setzt auch beide in Brand durch die verderbliche, leidenschaftlich auflodernde Gluth der Rede, hinter der aber etwas Dämonisches, Höllisches, ein teuflischer Feuergeist sein Wesen treibt und durch sie die Welt beherrscht, indem er den Menschen oft bis zu rasender Wuth entflammt.

b) Nur wer sie recht bezähmt, gebraucht sie richtig. (V. 7—12.)

Diese Kunst lernt man aber nur in Gottes Schule, und zum Lernen gehört auch hier Demuth, Sanftmuth, Geduld, beharrliche Ausdauer, fleißige Uebung. Das Reden, wodurch sich der Mensch über die sprachlose Thierwelt erhebt, die keine Worte hat, weil ihr die Gedanken fehlen, dient leider sehr oft dazu, ihn selbst noch unter das Thier zu erniedrigen. Die Zunge des Christen wird nur regiert durch den Zaum des Glaubens und der Liebe (Ps. 116, 10). Auch von den Zungensünden erlöst uns eine aufrichtige Herzensbekehrung (Matth. 12, 33) und die „feurige Zunge“ des heiligen Geistes (Apostelgesch. 2, 3. 4. 11. 38.). Jedes Wort ist ein Samenkorn, ein gutes oder ein schlimmes.

V. 7 und 8. Es folgt nun die Schilderung von der Unbändigkeit der Zunge im Vergleich zu den zwar von Natur wilden, aber doch durch des Menschen Macht und Kunst gezähmten Thieren. (Vierfüßige) **Thiere, Vögel, Schlangen, Meerwunder** (Fische), dieselbe Aufzählung, wie 1 Mos. 9, 2. Wäre in der Zunge bloß eine gewöhnliche natürliche Macht wie in diesen thierischen Geschöpfen, so könnte der Mensch sie mit der Kraft seines überlegenen Geistes ebenso gut bezähmen und beherrschen wie diese. Darin, daß er es aber nicht vermag, liegt der Beweis, daß bei ihr etwas Dämonisches, Teufliches, eine finstere Geistesmacht aus der Hölle (V. 6) mit hereinspielt, die nur durch eine höhere göttliche Macht, die himmlische Weisheit (V. 18) überwunden werden kann. Der höllisch entzündeten und wild gewordenen Zunge steht der Mensch für sich allein machtlos gegenüber. Sie ist ein **unruhiges Uebel** (besser: unruhestiftendes Unheil), d. h. etwas Heilloses, Unheilvolles und Unheilbringendes, das Tod und Verderben bereitet. Daher der Beisatz: **voll tödtlichen (todtbringenden) Giftes**, wie z. B. die Schlange. Vgl. Ps. 58, 5; 140, 4.

V. 9. Dies zeigt sich namentlich auch in der Falschheit (Doppelzüngigkeit) der Rede. Mit ein und derselben Zunge thun wir beides zugleich **Loben** und **Fluchen**, was doch ein **Selbstwiderspruch** ist. Letzterer wird noch verschärft durch den Beisatz: **nach dem Bilde Gottes gemacht**, der also ein Kind **desselben** Vaters, ein Unterthan **desselben** Herrn ist, wie wir. Man kann dies entweder auf den auch im gefallenen Menschen noch vorhandenen Rest des göttlichen Ebenbildes (1 Mos. 1, 26) oder auch

auf das in Christo wiederhergestellte, verloren gewesene Ebenbild beziehen. (2 Kor. 3, 18; Röm. 8, 29.)

V. 10. Es soll nicht also sein, es ist weder gut, noch recht.

V. 11. Sinn: Es wäre dies ebenso unnatürlich und widersinnig, wie wenn eine und dieselbe Quelle gleichzeitig aus ein und derselben Mündung zweierlei, einander geradezu entgegengesetztes Wasser hervorsprudeln ließe. Mit der Quelle ist die innere Gesinnung des Menschenherzens gemeint, aus welcher die Aeußerungen derselben in Worten und Werken hervorgehen (Matth. 15, 19), welche, wie in den übrigen Gliedern des Leibes (Röm. 7, 23), so namentlich in der Zunge gleichsam ihre Wohnstätte und ihr williges Werkzeug finden.

V. 12. Fortsetzung des vorigen Gleichnisses in zwei neuen Naturbildern: Es kann doch nicht ein Feigenbaum Oliven tragen u. s. w. Es giebt in der Natur nichts Unnatürliches, nichts das sich selbst widerspricht, ein solches wäre aber bei der V. 9 geschilderten Doppelzüngigkeit vorhanden. Es folgt also daraus, daß entweder das Eine oder das Andere nicht im Ernst gemeint sein kann. Entweder ist das Loben ein wahres und dann das Fluchen ein blos geheucheltes, oder umgekehrt. In jedem Fall also die Doppelzüngigkeit etwas sittlich Verwerfliches, weil Unehrliches und Unlauteres, wobei es ohne Schein, Lüge und Verstellung nicht abgehen kann. Ganz ähnlich Matth. 7, 16, wo auch von der Frucht auf dem Baum, vom äußeren Wandel auf das innere Wesen, die sittliche Natur und Charakter des Menschen geschlossen wird. Das zuletzt genannte Salzwasser ist ein mit fremden Elementen vermischtes und durch sie getrübtes, untrinkbar gewordenes, Bild eines unrein gewordenen Herzens, woraus gleichsam auch ein ungenießbarer Mensch entsteht.

c) Nur Gottes Weisheit macht uns hierzu tüchtig (V. 13—18). Wie Christus selbst Frieden gemacht und gebracht hat, so verkündigen ihn auch seine rechten Jünger als „Friedensboten". Die Bedingung dazu ist aber, daß wir auch selber alles das thun und treiben müssen, was zum Frieden dient und alles das fliehen und meiden, was bei uns und anderen den Frieden stört. Wer Frieden sät, der erntet Gerechtigkeit!

V. 13 ff. Gegensatz der wahren und falschen Weisheit, d. h. des richtigen und unrichtigen Gebrauchs der Zunge im Reden und zwar nach ihrem verschiedenen Ursprung und Charakter, wie nach ihrer entgegengesetzten Wirkung. Weise und klug (einsichtsvoll) wie in 5 Mos. 1, 13; 4, 6 ff. zusammengestellt. Wer klug und einsichtig zu sein und seine (andern überlegene) Weisheit kund thun zu müssen glaubt, der zeige es durch ein gutes Verhalten, einen sittlich ernsten Wandel, also statt auf einem falschen theoretischen Weg (V. 1), vielmehr auf dem praktischen Gebiet, das allein über den wahren Werth eines Menschen entscheidet. Dieser bestimmt sich weit mehr nach unserem Herzen, als nach unserem Kopf, nach unserem Thun, nicht nach unserem Wissen oder gar blos nach unserem oft so heuchlerischen, betrügerischen, täuschenden Reden. Vor allem nennt Jakobus unter den „Werken", die er schon unter Kap. 2 als die ächten Früchte, Zeugnisse und Beweise des Glaubens bezeichnet hat, als das Wichtigste die Sanftmuth der (nicht: und) Weisheit, d. h. die aus der Weisheit stammende Sanftmuth (1, 19 ff.), in welcher sich jene zugleich bethätigt, welche besonders nöthig, aber auch ganz besonders gesegnet ist (Matth. 5, 5).

V. 14. Bitterer Neid und Zank (Eifer und Hader) war der thatsächliche Zustand seiner Leser und ist es bei jedem natürlichen, unwiedergeborenen und unbekehrten Menschen, denn er kommt unmittelbar aus dem Egoismus, als der Grundwurzel aller Sünde. In eurem Herzen, während ihr doch mit schönen Worten prahlet und eurer Weisheit euch rühmet. Diese stolze Selbstüberhebung gegenüber den Andern bei wirklich vorhandenem, eigenem Mangel an allem sittlich Guten, bezeichnet er als ein hochmüthiges und heuchlerisches Lügen wider die (göttliche) Wahrheit, nicht blos als menschliche Unwahrhaftigkeit, sofern es dabei im Herzen anders steht, als im Munde, also ein Widerspruch zwischen Wesen und Wort, Gesinnung und Rede vorhanden ist. Gerade bei den Streitsüchtigen läuft oft die Zunge von falscher, eingebildeter Weisheit über.

V. 15. Denn das ist nicht die Weisheit u. s. w., wörtlich: denn diese (falsche) Weisheit, die er nur ironisch „Weisheit" nennt, ist nicht die, welche u. s. w., sondern irdisch, nach ihrem Wesen und Ursprung der himmlischen entgegengesetzt, menschlich (wörtlich: seelisch), d. h. sinnlich, im Gegensatz zur geistlichen, daher auch leidenschaftlich und aufgeregt; teuflisch, nicht göttlich, von unten statt von oben her inspirirt, voll finsterer Schwärmerei und kräftigen Irrthümern (2 Thess. 2, 11). Sie ist nicht blos natürlich, sondern sogar unternatürlich, während alles wahrhaft Gute von oben kommt (1, 17).

V. 16. Unordnung (Aufruhr) und eitel böses Ding, d. h. allerei schlechtes Thun und Treiben; der streitsüchtige Parteihader löst überall die Bande der Ordnung auf im kirchlichen Leben, im Staat, in der Familie und im eigenen Herzen.

V. 17—18. Gegenbild: Die Weisheit von oben her. Als Person dargestellt, wie schon in den Sprüchen Salomo's (8, 1; 9, 1), mit sieben heiligen Tugenden und göttlichen Eigenschaften. Diese sind: Gottgeweihte Reinheit, im Gegensatz zur Streitsucht; Friedfertigkeit, Nachgiebigkeit, Geneigtheit, sich auf fremde Ansichten einzulassen und auf Anderer Willen einzugehen; Kraft, das Böse zu überwinden durch gründliches Erbarmen und einen Reichthum an Liebesthaten, während sie allen niederen Einflüssen unzugänglich bleibt und sich von bloßem Scheinwesen fernhält, auch ohne Ansehen der Person richtet. Die Frucht der Gerechtigkeit u. s. w. Die göttliche Gerechtigkeit (1, 20), die wir so gern auch in der Welt zur Herrschaft gebracht sähen, ist eine Erntefrucht, die zuerst sorgsam ausgesät werden muß (Kap. 5, 7) durch Solche, die den Frieden halten (stiften), friedlich gesinnt sind und ihn auch bei Anderen suchen (Matth. 5, 9 die „Friedfertigen").

6. Andeutungen zu Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Dieselben stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Wessen das Herz ist angefüllt,
Davon es sprudelt und überquillt.

1) Rede ist des Gemüthes Bote; denn Zung' und Herz sind nur eine Spanne weit von einander. Das Herz ist die Quelle, die Zunge ist die Rinne.

2) Besitzt der Teufel das Herz, so regiert er auch die Zunge.

Der Schlänglein allergiftigst' sind,
Die's Herz ausbrüt't im Menschenkind.
Die Schlänglein liegen wie ein Lamm,
Als wär' nicht Gift in ihrem Kamm;
Doch thust der Schlängelein du weh,
Gleich springt die Natter in die Höh'. —

3) Die Zungensünden sind so groß an Zahl, weil sie so klein scheinen. Kleine Dinge sind am zahlreichsten.

4) Brauche deine Zunge zum Lobe Gottes, denn es klingt nicht wohl auf der Harfe, wenn man Gott lästert.

Sonntag, 27. Januar. **Der Wandel vor Gottes Augen.** Jakobus 4, 4—17.

7. So seid nun Gott unterthänig. Widersteht dem Teufel, so fliehet er von Euch.
8. Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch. Reiniget die Hände, ihr Sünder, und machet eure Herzen keusch, ihr Wankelmüthigen.
9. Seid elend, und traget Leid, und weinet; euer Lachen verkehre sich in Weinen, und eure Freude in Traurigkeit.
10. Demüthiget euch vor Gott, so wird er euch erhöhen.
11. Afterredet nicht untereinander, lieben Brüder. Wer seinem Bruder afterredet, und urtheilet seinen Bruder; der afterredet dem Gesetz, und urtheilet dem Gesetz. Urtheilest du aber das Gesetz, so bist du nicht ein Thäter des Gesetzes, sondern ein Richter.
12. Es ist ein einiger Gesetzgeber, der kann selig machen und verdammen. Wer bist du, der du einen andern urtheilest?
13. Wohlan, die ihr nun saget: Heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt, und wollen ein Jahr daliegen, und handthieren, und gewinnen;
14. Die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben? Ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, darnach aber verschwindet er.
15. Dafür ihr sagen solltet: So der Herr will, und wir leben, wollen wir dies oder das thun.
16. Nun aber rühmet ihr euch in eurem Hochmuthe. Aller solcher Ruhm ist böse.
17. Denn wer da weiß Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde.

---

1. Grundgedanke: „Demüthiget euch vor Gott, so wird er euch erhöhen."

2. Zeit: 50 n. Chr.

3. Einleitung und Zusammenhang: Am Schluß der letzten Lektion war vom *Frieden* die Rede, und doch ist nicht bloß in der Welt, sondern sehr oft auch in der Kirche noch so viel *Krieg und Streit*. Jakobus zeigt nun zunächst, woher das komme (4, 1—3). *Im Innern* des Menschen selbst ist theils zwischen Geist und Fleisch, theils zwischen seinen bösen Lüsten und Begierden ein fortwährender Kampf, daher kann sich auch nach *außen* nichts anderes als Kampf ergeben, bis jener Unfriede des Herzens weggeschafft ist. So lange der Mensch noch ein Feind Gottes ist, hat er keinen Frieden und keine Ruhe im Herzen, und besäße er die Freundschaft der ganzen Welt (V. 4—6). Wie macht er nun, daß es mit ihm anders wird? Darauf antwortet unsere Lektion: *Durch eine gründliche Bekehrung*, deren Grundzüge nun zunächst V. 7 bis 10 angegeben werden: Das Nahen zu Gott, Reinigung und Heiligung, Trauer, Beugung und Demüthigung vor dem Herrn, während V. 11—17 die nothwendig daraus erwachsenden Früchte der Liebe gegen die Brüder, des Gehorsams gegen Gottes Gebot und eines stillen Wandels in Gottergebenheit und Glaubenszuversicht vor Augen stellt.

4. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Nahet euch zu Gott (V. 7—10). V. 7 und 8. *So seid* (machet euch) *nun Gott unterthänig*, unterwerfet euch ihm als seine rechten Unterthanen, die ihn als ihren rechtmäßigen Herrn anerkennen und sich in seine Führungen und Fügungen mit Geduld zu schicken vermögen. Es ist der *Gegensatz zum Abfall* des Un- und Aberglaubens. *Widerstehet dem Teufel*, der durch euer eigen Fleisch und die weltlichen Lüste euch beikommen möchte (vgl. 1, 14 ff.) und selbst allerlei dämonische Mächte und finstere Kräfte der Hölle dazu benutzt (3, 6. 15). Er, der der Feind Gottes und der Fürst der Welt ist, ist auch ein Feind seiner Kinder und weiß mit „groß Macht und viel List" sich sogar in einen Engel des Lichts zu verstellen. Er ist nur um so gefährlicher, wenn er die von ihm ausgehenden Reizungen zur Sünde als eine Versuchung Gottes hinstellt. Aber darum sind wir doch nicht ganz macht- und willenlos in seine Gewalt gegeben. Die rechte und einzig zureichende Kraft zum Kampfe wider ihn liegt aber in dem *Nahen zu Gott*, das insbesondere durch gläubiges *Gebet*, aber nicht ausschließlich allein durch dieses geschieht. Es ist vielmehr auch die völlige Hingabe an ihn, die Aufopferung und Weihe zu seinem Dienst, mit Einem Wort: die gänzliche *Umkehr* zu ihm in einer aufrichtigen Buße und *Bekehrung* damit gemeint.

So nahet er sich zu euch. Da wo er den rechten Ernst und volle aufrichtige Entschiedenheit von unserer Seite sieht, da gewiß, aber auch *nur* da läßt er sich auch von uns finden, giebt uns sein innerliches Nahesein im Herzen zu fühlen und schenkt in dieser Erfahrung seiner Gemeinschaft uns sich selbst mit der ganzen Fülle seines Heils (2 Chron. 15, 2; Sach. 1, 3). Die unerläßlich nothwendige Vorbedingung hierzu ist aber von Seiten des Sünders das *Reinigen der Hände*, was natürlich nicht auf die bloß *äußere* levitische Reinigung durch die im A. T. befohlenen zahlreichen Waschungen u. s. w. geht, sondern auf die *innere* Reinigung von der Sünde, wovon jene nur das schwache Abbild waren. Die *Hände* sind aber besonders genannt, weil sie die Werkzeuge unseres (sittlichen) Thuns sind. Sie *reinigen* heißt also: sich (zuerst innerlich, dann aber auch äußerlich) scheiden von allen bösen Werken der Ungerechtigkeit, womit die Sünde unser Handeln und Wandeln so oft befleckt, ausgehen und sich absondern („heiligen") von der Welt (vgl. 1, 27). Daß diese innere Erneuerung die Hauptsache ist, zeigt der Beisatz: *machet eure Herzen keusch* (rein), was aber wieder nicht bloß die ungetheilte Hingabe des Herzens an Gott, sondern auch die Heiligung des ganzen Leibes und Lebens zu seinem Dienst in sich schließt (1 Petr. 3, 15 ff.). *Ihr Wankelmüthigen*, Unentschiedenen, wörtlich „Doppelherzigen", die mit sich selbst im Zwiespalt und darum auch mit ihrem Gott nicht im Reinen sind (vgl. 1, 7. 8). Nichts ist so gefährlich als dies böse Schwanken zwischen Gott und der Welt, diese Lauheit im Christenthum (Off. 3, 15. 16), die wie sie schon vor der Welt unmännlich und verächtlich ist, so auch bei Gott, der „ganze Leute" aus uns machen und an uns haben will, keine Gnade findet.

V. 9. *Seid elend* und fühlt euer Elend, eure ganze äußere und innere Noth. Damit ist also die Trauer und der Schmerz der Buße gemeint, die unter Umständen auch äußerlich sich zeigen können und müssen, wie z. B. bei Israel schon durch das Fasten u. s. w., das aber nur, wenn es ein *wahres* Sinnbild des inneren Herzenszustandes ist, nicht eine bloß äußerliche Gewohnheit oder kirchliche Sitte und Brauch, einen *wirklichen* Werth hat. *Trauert und weinet* bezieht sich gleichfalls auf die jüdischen Ceremonien, das Anlegen von Trauerkleidern, das Sitzen in Sack und Asche rc., die aber ebenfalls nur als Vorbilder des ächten evangelischen Leidtragens (2 Kor. 7, 10; Matth. 5, 4) Geltung haben. Dieses Leidtragen über die Sünde und die bisherige Verkehrtheit ist der erste Schritt zum Anderswerden und Besserwerden, aber noch nicht Alles. Die Hauptsache folgt erst.

V. 18: *Demüthiget euch vor Gott*, denn bei aller äußeren Trauer kann doch das Herz noch ungebrochen bleiben. Es ist gemeint die tiefste innerste Beugung der Seele, die dann aber auch äußerlich sich im willigen und geduldigen Tragen des Kreuzes bezeugen muß und sich erst darin ganz bewährt. Sie bleibt aber nicht unbelohnt, daher: *so wird er euch erhöhen*, theils durch die Vergebung der Sünden, um die man trauert, theils durch neue äußere und innere Segnungen, endlich durch die ewige Herrlichkeit.

Jakobus will damit die Wirkungen der sog. „vorlaufenden" Gnade nicht läugnen, noch auch lehren, daß der Mensch von sich aus den ersten Schritt zu Gott thun müsse (oder auch nur könne), damit dieser nun auch gleichsam zur Belohnung sich ihm zuwende, was gegen 1 Joh. 4, 19 stritte; denn man kann sich auch durch die Bekehrung Gottes Gnade nicht verdienen, ebensowenig kann man aber auch diese ohne eine wahre Bekehrung wirklich erfahren. Wo diese aber stattfindet, da muß sie auch eine ganze, ungetheilte sein und alle Halbheit und Zwiespältigkeit muß aufhören (Luk. 11, 38—41). Die wahre Freude wird aus der Trauer über die Sünde geboren. Du hast zu wählen zwischen kurzem Schmerz, auf den einst ewige Freude folgt, oder flüchtiger Lust, die ewige Schmerzen bringt.

b) Liebet euch unter einander. (V. 11 und 12.) Die ächte Liebe wurzelt in der Demuth. Jede Verletzung der Nächstenliebe ist zugleich eine Verletzung Gottes selbst. Die „Bruderliebe" der Grundsatz des Evangeliums und doch wie viel Verläumdung (V. 11) selbst in frommer Gesellschaft und in kirchlichen, ja „christlich" sich nennenden Kreisen!

V. 11. Afterredet unter euch nicht, d. h. verunglimpfet euch nicht gegenseitig, denn wer sich recht vor Gott demüthigt (V. 10), der darf auch die Demuth im Urtheil gegen seinen Bruder nicht verläugnen, der doch auch Gottes Ebenbild ist, wie wir (3, 9). Jedes sich selbst überhebende, hochmüthige Richten über Andere (Matth. 7, 1) ist eine mit der wahren Demuth streitende, stolze Anmaßung und ein Eingriff in das Richteramt Gottes. Und urtheilet seinen Bruder, dies ist noch stärker als das bloße „Afterreden", das übrigens nicht blos in bösem Nachreden, sondern auch in gehässigem, zornigem und zänkischem Widerreden (vgl. V. 1) besteht. Denn während letzteres zunächst nur auf einem falschen und lieblosen Beurtheilen des Nächsten beruht, steigert sich jenes sogar noch zu einem geringschätzigen Verurtheilen desselben. Das hier genannte Gesetz ist wie Kap. 1, 25 und 2, 9 ff. das alttestamentliche Gesetz in seiner neutestamentlichen Erfüllung und Vollendung (Matth. 5, 17 ff.), das vor Allem ein Gesetz der Liebe ist (Joh. 13, 34), das dem Nächsten dienen und Gutes thun, nicht aber ihn verdammen heißt (vgl. 1 Kor. 13, 4—7). Wer dieses Gesetz, dessen Thäter wir sein sollen, durch liebloses Richten verletzt von seinem vermeintlich höheren Standpunkt aus, der wirft sich zugleich eigenmächtig zum Richter über dieses Gesetz selbst auf, stellt sich verächtlich über, statt gehorsam unter dasselbe. Er wird ein Uebertreter, ja ein Widersacher desselben; so sehr er auch sich seines Gesetzeseifers und seiner strengen äußeren Gesetzeserfüllung rühmen mag, verläugnet er doch seinen Geist.

V. 12. Ein einiger Gesetzgeber u. s. w. Gemeint ist natürlich Gott, der als der Herzenskündiger allein auch der gerechte und unparteiische Richter sein kann, der je nach der Herzensstellung des Menschen entweder selig macht oder verdammt (Mark. 16, 16). Wer bist aber du, nämlich du ohnmächtiger Mensch (V. 14) gegenüber dem allmächtigen Gott, dazu selber als Sünder des Gerichts schuldig und der Gnade bedürftig (Röm. 14, 4). Warnender Hinweis auf das Gericht.

c) Rühmet euch nicht eurer selbst. (V. 13—17.) V. 13 folgt noch die Warnung vor falscher, fleischlicher und hochmüthiger Sicherheit, die auf sich selber trotzt und pocht. Die ihr nun saget, d. h. die ihr gewohnt seid, so übermüthig und selbstgewiß zu reden. Wollen (eigentlich: werden) wir gehen (reisen) u. s. w., als ob das Gelingen eines solchen Planes in unserer Macht stände und blos vom eigenen Belieben und Vornehmen abhinge. Daliegen, eigentlich: schaffen, also nicht ein müßiger Aufenthalt, wie schon das folgende „und handthiren"; d. h. Geschäfte, Gewerbe, Handel u. s. w. treiben, zeigt. Also zugleich auch Warnung vor Vielthuerei und Gewinnsucht.

V. 14. Was morgen sein wird. Vergl. Sprüche 3, 28; 27, 1 ähnliche Ausdrücke über die Ungewißheit auch der allernächsten Zukunft und die Flüchtigkeit des Lebens überhaupt. Ein Dampf ist es, besser: Dunst seid ihr, so daß das Bild auf die Person des Menschen selbst geht, wie Kap. 1, 10. Wegen der Aehnlichkeit des Ausdrucks mit Apostelg. 2, 19 und Joel 3, 1—5 ist eher an Feuerdunst als an Wasserdampf zu denken, den auch die Hindeutung auf das „Feuer" in Kap. 5, 3 näher legt. Auch ist derselbe noch flüchtiger als der letztere, der sich in Nebel- und Wolkengebilden länger hält und auch dann, wann er zu Regen wird, doch nicht eigentlich ganz „verschwindet."

V. 15. So der Herr will, werden wir leben u. s. w. (nicht: und wir leben), denn nicht blos das Thun ist abhängig von dem Willen des Herrn, sondern auch schon das Leben selbst.

V. 16 und 17. Nun aber, nämlich statt demüthig so zu denken und zu sprechen, wie V. 15 gesagt ist, rühmet ihr euch mit euren Prahlereien oder falschen Vorspiegelungen, mit eurem stolzen, hochmüthigen und eitlen Großthun, eurer Selbstüberhebung (V. 13). Aller solcher Ruhm, der auf Selbstverblendung ruht, ist eitel, ein leerer Wahn, und eben darum auch böse; dagegen giebt es auch ein ganz anderes heiliges und gutes „Rühmen". Wer da weiß, Gutes zu thun, d. h. recht zu handeln u. s. w. Wer also wider sein besseres Wissen und Gewissen das Thun des Guten unterläßt, obwohl er es recht gut vollbringen könnte (Luk. 12, 47); was z. B. auch vom muthwilligen und leichtsinnigen Aufschieben der Bekehrung als der schlimmsten „Unterlassungssünde" gilt. Jedes Unterlassen des Guten ist ein Vergehen des Bösen. Ein wahrer Christ betreibt auch alle seine irdischen Dinge im steten Gefühl der Abhängigkeit von Gott, gerade im gemeinen täglichen Leben zeigt sich's, ob es ihm Ernst damit ist. Wie vieles Sündige unterbliebe, wenn man mehr an den Tod, das Gericht und die Ewigkeit dächte!

6. Andeutungen zu Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Unsere Stellung zu Gott:

1) Demüthige Unterwerfung unter seinen Willen. Nichts ist dem Herrn ein so arger Greuel als Hochmuth. Um seine Kinder vor Hochmuth zu bewahren, greift er oft zu drastischen Mitteln. Vgl. 2 Kor. 12, 7. (V. 7. 10.)

2) Gott ist Richter, der Mensch ist Knecht; deßhalb: a) mit dem Urtheil nicht eile, hör' zuvor beide Theile; b) fange bei dir selber an; c) verzeih' dir nichts und Andern viel.

3) Unser Leben ist nichtig und flüchtig. In allen Stücken brauchen wir Gottes Hilfe. — Zwei Hände helfen zum Himmel: Meine Glaubenshand und Jesu Gnadenhand. Die Gnadenhand aber ist die stärkere.



Gehoben. **Graben-Hoffmann.**

1. Golden schwebst du wieder nieder, Heil'ge wonnevolle Nacht, Und es tönen Jubellieder, Und es glänzt der Lichter Pracht. Aus der unbekannten Ferne, Aus des ew'gen Friedens Zelt Kam der schönste Stern der Sterne, Kam die Liebe in die Welt.

2. Liebe mit dem Kinderherzen, Die vom Glauben nimmer läßt, Unter Tannenduft und Kerzen Feiern wir dein hohes Fest. Seht, die Dämm'rung sinkt zur Erden, Leise glimmt die Sternenpracht, Alle laßt uns Kinder werden, Diese eine heil'ge Nacht!

3. Horcht! Die Weihnachtsglocken klingen Weither über Wald und Feld, Auf der Töne heil'gen Schwingen Schweben Engel durch die Welt. In den dunklen Schall der Glocken Klingt vom ew'gen Licht ihr Lied, Daß ein Preisen und Frohlocken Rings durch alle Lüfte zieht.

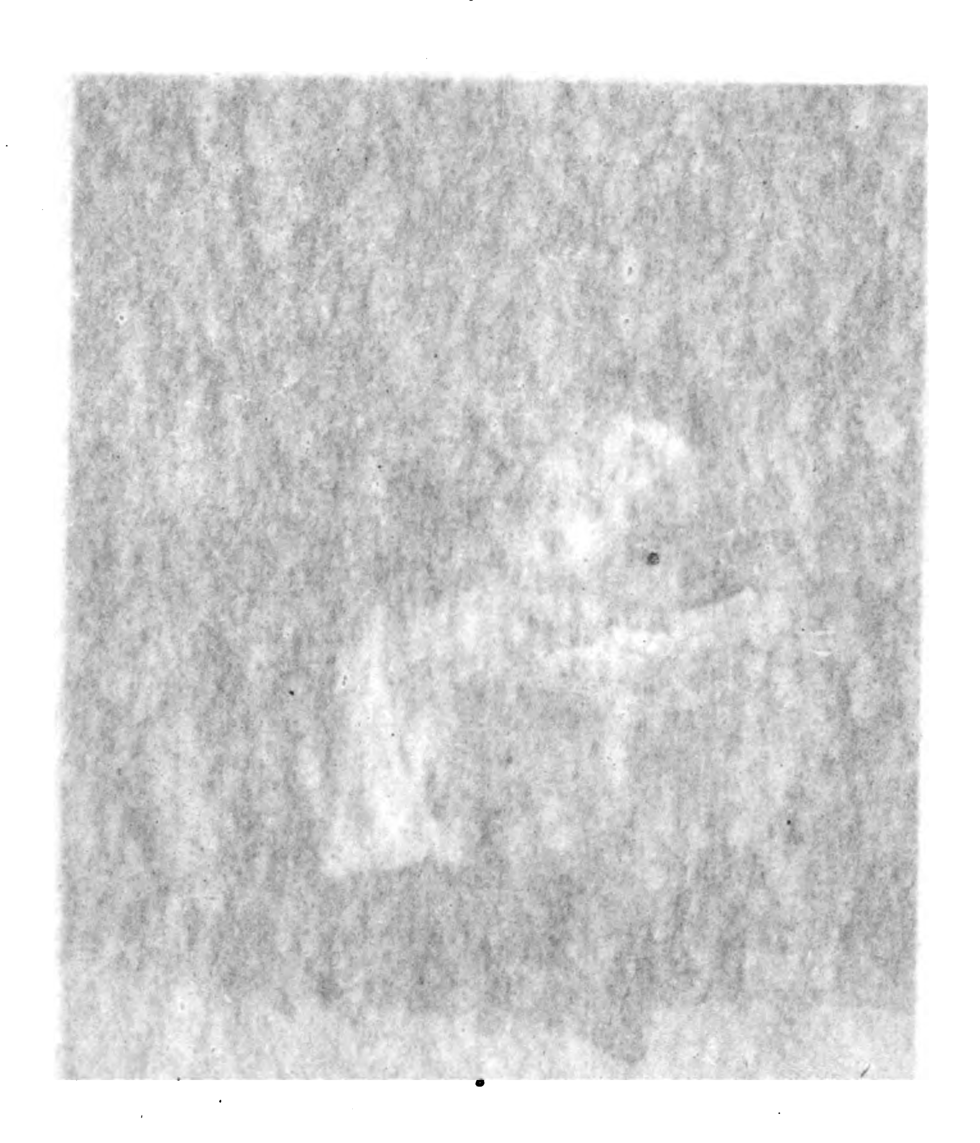
4. Und im Glanz der Weihnachtslichter Strahlt der kleinsten Hütte Raum; Holde Kinderangesichter Jubeln um den Strahlenbaum. Hört! schon naht ein froh Gewimmel— Oeffnet ihm die Pforten weit! Ahnt im Kinder-Erdenhimmel Gottes ew'ge Herrlichkeit!



DIE SCHREIBSTUNDE

Die von dem 18jährigen Jüngling vor seiner Confirmation (8. Juni 1815) niedergeschriebenen Lebensgrundsätze und Gelöbnisse legen ein herrliches Zeugniß ab von herzlicher Liebe zu

Also hat der junge Fürst geschrieben und bezeugt in einer Zeit, in welcher französischer Unglaube und welsche Lüderlichkeit in Deutschland großen Einfluß gewonnen hatten.



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. | Februar 1884. | Zweites Heft.

Kaiser-Worte.

Editor.



Wir gehören nicht zu denen, welche nach jedem christlich klingenden Wörtlein aus dem Munde hoher Herren schnappen, und dann jubelnd ausrufen: „Seht, der und ein anderer Mächtiger hat auch das Christenthum hoch gehalten; es muß doch wahr sein."

Wir sind vielmehr überzeugt, daß das Reich Gottes auch ohne all' die Großen der Welt bestehen kann und siegen wird. Aber in einer Zeit, in welcher der Conflikt zwischen Glauben und Unglauben auf's Aeußerste getrieben, da die religiösen Ansichten der Menschen sich immer entschiedener gegenüber treten und Hunderttausende sich dem Christenglauben widersetzen und ihn als etwas Ueberlebtes, ja Schädliches hinstellen: in solcher Zeit ist es doch wohlthuend, Männer in den höchsten Stellungen zu vernehmen, die in Leid und in Freud, in allen Lagen des Lebens den dreieinigen Gott bekennen.

Zu diesen Männern gehört Kaiser Wilhelm von Deutschland. Zweifelsohne der mächtigste Monarch Europas, könnte er wohl mit besserem Rechte als viele Andere auf seine Macht stolz sein, und die große Menge würde ihm zujubeln, wenn er auf die Bibel herabsähe und Gott verachtete. Er ist jedoch weit entfernt davon, sondern glaubt an Gott, traut auf ihn, und nimmt jede Gelegenheit wahr, seinen himmlischen Meister zu bekennen und für die biblische Wahrheit zu zeugen. Echte Kaiserworte sind es, die er spricht, wenn er von Gott, dem Christenthum und der heil. Schrift redet, und die bedeutendsten derselben sollen hier Platz finden.

I.

Aus der Jugendzeit.

Die von dem 18jährigen Jüngling vor seiner Confirmation (8. Juni 1815) niedergeschriebenen Lebensgrundsätze und Gelöbnisse legen ein herrliches Zeugniß ab von herzlicher Liebe zu Gott und demüthigem Vertrauen auf dessen Gnade. Er sagt in dieser Schrift unter anderm:

„Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat, daß mich Gott in einem hohen Stande hat lassen geboren werden, weil ich in demselben mehr Mittel, meinen Geist und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, außer mir Gutes zu stiften, besitze . . .

„Ich will nie vergessen, daß der Fürst auch Mensch, vor Gott nur Mensch ist, und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat, und daß er, wie die Andern, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden.

„Mir soll alles heilig sein, was dem Menschen heilig sein muß.

„Ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich in diesen Tagen bekenne, immerdar treu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen.

„Mein Fürstenstand soll mich nicht verhindern demüthig zu sein vor meinem Gott.

„Bei allem Guten, welches mir zu Theil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Uebeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtige.

„Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm Alles anheimstellen, und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Muth zu erhalten suchen.

„Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete mit ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag."

Also hat der junge Fürst geschrieben und bezeugt in einer Zeit, in welcher französischer Unglaube und welsche Lüderlichkeit in Deutschland großen Einfluß gewonnen hatten.

II.

Als Prinz-Regent und König.

Durch die schwere Erkrankung seines älteren Bruders, König Friedrich Wilhem IV. von Preußen, wurde dem jetzigen Kaiser 1858 die Regierung übertragen, und er erwiderte den städtischen Behörden Berlins im Oktober desselben Jahres:

„Je schwerer und ergreifender die Veranlassung zu dem zeitweisen Eintritt einer Regentschaft in unserem theuren Vaterlande ist, um so schwerer wird meinem Herzen die eingetretene Pflicht. Aber gerade weil mir eine Pflicht auferlegt ist, wird Gott sie mir tragen helfen, nach dessen unerforschlichem Rathschluß sie mir überkommen sollte. In diesem Gedanken begegnen sich unsere Gefühle, sowie unsere vereinten Gebete unablässig zum Himmel steigen, auf daß unser König und Herr völlig genesen, sein hohes königliches Amt wieder antreten möge."

Und in der Thronrede vom 20. Oktober 1858 sprach er zu den versammelten Mitgliedern beider Häuser des preußischen Landtags die aus dem Innersten des Herzens kommenden Worte:

„In tiefer und schmerzlicher Bewegung, aber mit fester Zuversicht trete ich in Ihre Mitte. Das schwere Leid, welches seit Jahresfrist unseren allergnädigsten König und Herrn getroffen hat, ist ungeachtet der inbrünstigen Gebete seines treuen Volkes, nach dem unerforschlichen Willen des allmächtigen Lenkers unserer Geschicke noch nicht von ihm gewichen.

„Mein königlicher Bruder hat sich demzufolge, und da von den Aerzten ein längerer Aufenthalt im Auslande für nothwendig erachtet worden ist, bewogen gefunden, mich zur Uebernahme der Regentschaft aufzufordern, bis ihm durch Gottes Gnade gestattet sein wird das königliche Amt allerhöchstselbst wieder auszuüben, was meine Wünsche und Gebete — deß ist Gott mein Zeuge — unablässig erflehen."

Nach dem Tode seines Bruders sagt Kaiser Wilhelm in dem Erlaß an das preußische Volk unterm 7. Januar 1861:

„Ich werde mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener gottvertrauende Muth, welcher Preußen in seinen großen Zeiten beseelte, sich an mir und meinem Volke bewähren und dasselbe mir auf meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen! Möge Gottes Segen auf den Aufgaben ruhen, welche sein Rathschluß mir übergeben hat."

Als bei der Krönung König Wilhelm der Königin die Krone aufs Haupt setzte (18. Oktober 1861), da sprach er mit tiefer Rührung aus seinem Herzen heraus:

„Der allmächtige Gott, der Herr des Himmels und der Erden, der Euch die Krone gegeben, stärke Euch in allen christlichen Tugenden, daß Ihr nach diesem zeitlichen und vergänglichen Reiche der ewigen Krone theilhaftig werden möget, die Gott allen Gerechten aufbewahrt hat. Amen!"

Bald folgten schwere Zeiten, Jahre des Conflitts im Innern des Reiches und des Kampfes nach Außen. Der Krieg mit Dänemark und andere Stürme zogen herauf und König Wilhelm kämpfte den Kampf wacker aus, indem er Gott dem Herrn vertraute.

„Ich fühle die schwere Last des Kampfes," sagt er in einem Erlaß aus dem Jahr 1863, „den Gott uns auferlegt hat, aber ich weiß auch, daß ich es meinem Volke und der auf mich vererbten Krone der Hohenzollern schuldig bin, ihn standhaft auszukämpfen; was daher auch kommen möge, ich werde unerschütterlich bei dem beharren, was ich als nothwendig für die Wohlfahrt und die Unabhängigkeit des Vaterlandes erkannt habe. Ich werde von dem von mir eingeschlagenen Wege nicht weichen, und beharren Sie in der angelobten Treue, so wird der endliche Sieg nicht fehlen!"

Am 22. September 1865, als er nach beendigten Truppenübungen am sogenannten Schwedenstein bei Lützen die zu einer Gustav-Adolph-Feier vereinigten Geistlichen und Lehrer traf, die von einer zahllosen Volksmenge begleitet waren, äußerte er auf eine Ansprache des Superintendenten Fröbius u. A.:

„Ich danke Ihnen für die gesinnungsvollen Worte, die Sie an mich gerichtet haben.

„Sie haben Recht gehabt, des fortdauernden Kampfes zu gedenken, den die Religion zu bestehen hat, da ja dies Fundament, auf dem Alles beruht, von gewisser Seite zu untergraben versucht wird. Daß Sie es als Ihre Pflicht anerkennen, das Feld Ihrer Berufsthätigkeit mit Freudigkeit zu beackern, hat Ihr Mund soeben ausgesprochen und doch ermahne ich Sie noch, dieser Arbeit mit allem Ernst und aller Hingebung obzuliegen, denn ich fühle und weiß, daß wir noch einen harten und schweren Kampf zu bestehen haben werden. Aber der Allmächtige, welcher unser Preußen so sichtbar gesegnet und beschützt, wird uns auch diesen Kampf durchfechten und segensreich zu Ende führen lassen. Das walte Gott!"

Und als anno '66 der Krieg mit Oesterreich ausbrach, sagte König Wilhelm am 26. Mai 1866 zum Prinzen Friedrich Karl: „Das Heer ist in sehr gutem Stand, — aber ob wir siegen, liegt in des Herrn Hand. Wenn der Herr nicht hilft, ist's doch vergeblich. Wir wollen auch nicht übermüthig sein, wenn uns der Herr den Sieg giebt."

So zog der König in die Schlachten!

Als er dann ungeheure Erfolge errang, blieb er doch gläubig und demüthig wie zuvor und sagte nach der siegreichen Schlacht bei Königgrätz bei einer Heerschau (30. Juli 1866) auf dem Marchfelde vor Wien zu den Generälen und Feldpredigern: „Es ist Gottes Werk, was wir heute vor uns sehen! Gott allein die Ehre! Wir aber sind Gottes Werkzeug gewesen! Ich weiß, es ist viel gebetet worden daheim und im Felde. Auf den Knieen haben wir Gott zu danken. Darum auch keinen Uebermuth, sondern Demuth."

Gott allein die Ehre! Das ist die Losung des ächt=christlichen Helden. Darum hat er auch bei seiner Rückkunft aus dem Feld in folgenden herzlichen Worten einen Dankgottesdienst angeordnet:

„Wie ich mich bei dem Beginne des Krieges mit meinem Volke gemeinsam vor dem Herrn gebeugt und ihn um Gnade und Beistand angerufen habe, so gebührt uns jetzt, gleichermaßen für die Wohlthat des wieder geschenkten Friedens zu danken. Zugleich wollen wir uns auf's Neue bittend zu Gott wenden und ihn anrufen, daß er die Wunden, welche der Krieg geschlagen hat, heile, uns helfen wolle, den von ihm geschenkten Segen recht zu gebrauchen, und Gnade geben, daß aus der Saat der Thränen eine Ernte erwachse, welche ihm zum Wohlgefallen, uns und allen deutschen Landen zum Heile gereiche. Um solchen Dank und Bitte gemeinsam vor den Thron des Höchsten zu bringen, soll am 11. k. M., dem 24. Sonntage nach Trinitatis, in allen Kirchen meines Landes die Wiederherstellung des Friedens durch einen festlichen Gottesdienst gefeiert werden und beauftrage ich Sie, die zuständigen kirchlichen Behörden zu veranlassen, deshalb das Weitere anzuordnen."

III.

Aus der Kaiserzeit.

In Frieden aber konnte der greise König den Rest seiner Tage nicht vollbringen. Der Krieg mit Frankreich zog herauf und er wankte auch hier nicht.

„Ich bin reinen Gewissens," sagt er in einem Erlaß vom 21. Juli 1870, „über den Ursprung dieses Krieges und der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß. Es ist ein ernster Kampf, den es gilt, und er wird meinem Volke und ganz Deutschland schwere Opfer auflegen. Aber ich ziehe zu ihm aus im Aufblicke zu dem allwissenden Gott und mit Anrufung seines allmächtigen Beistandes. Schon jetzt darf ich Gott dafür preisen, daß vom ersten Gerücht des Krieges an durch alle deutschen Herzen nur ein Gefühl rege wurde und sich kund gab, das der Entrüstung über den Angriff und der freudigen Zuversicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde. Mein Volk wird auch in diesem Kampfe zu mir stehen, wie es zu meinem in Gott ruhenden Vater gestanden hat. Es wird mit mir alle Opfer bringen, um den Völkern den Frieden wieder zu gewinnen. Von Jugend auf habe ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hilfe Alles gelegen ist. Auf ihn hoffe ich und fordere mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge mich vor Gott in Erkenntniß seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß meine Unterthanen und meine Landsleute es mit mir thun. Demnach bestimme ich, daß am Mittwoch, den 27. Juli, ein außerordentlicher allgemeiner Bettag gehalten und mit Gottesdienst in den Kirchen, sowie mit Enthaltung von öffentlichen Geschäften und Arbeit, soweit die dringende Noth der Zeit es gestattet, begangen werde. Zugleich bestimme ich, daß während der Dauer des Krieges in allen öffentlichen Gottesdiensten dafür besonders gebetet werde, daß Gott in diesem Kampf uns zum Siege führe, daß er uns Gnade gebe, auch gegen unsere Feinde uns als Christen zu verhalten, und daß er uns zu einem die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Frieden in Gnaden gelangen lasse."

Von all' den Kundgebungen des Kaisers aus Frankreich soll hier nur eine angeführt werden, das Schreiben, welches er am 3. September 1870 unmittelbar nach der Schlacht von Sedan, dem dramatischen Höhepunkte des großen Krieges, an seine Gemahlin nach Berlin sandte; es lautet:

„Du kennst nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat! Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen.

„Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreiches mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen und in Demuth Gottes Führung und seine Gnade zu preisen."

Nachdem der Krieg ein einiges Deutschland und einen Kaiser geschaffen und nachdem am 10. Mai 1871 der ersehnte und glorreiche Friede zu Frankfurt das einst geraubte Elsaß und Lothringen mit Deutschland wieder vereinigt hatte, gab der Kaiser seinen Gefühlen lebhaften Dankes gegen den allmächtigen Gott, der Alles so herrlich geleitet, einen warmen, ergreifenden Ausdruck in dem Erlaß vom 31. Mai 1871, welcher also lautet:

„Durch Gottes Gnade ist dem schweren, vor

einem Jahre über uns verhängten Kampfe jetzt ein ehrenvoller Friede gefolgt. Was wir bei dem Beginn des Krieges im gemeinsamen Gebete erflehten, ist uns über Bitten und Verstehen gegeben worden. Die Opfer der Treue, der todtesmuthigen Hingebung unseres Volkes auf den Schlachtfeldern und daheim sind nicht vergeblich gewesen. Unser Land ist von den Verwüstungen des Krieges verschont geblieben und die deutschen Fürsten und Völker sind in gemeinsamer Arbeit zu Einem Reiche geeint. Für solche Barmherzigkeit dem Herrn zu danken und das neugeschenkte Gut des Friedens in aufrichtigem und demüthigem Geiste zu seines Namens Ehre zu pflegen, ist jetzt unsere gemeinsame Aufgabe. Ich bestimme, daß am 18. Juni d. J., dem zweiten Sonntage nach Trinitatis, in den Kirchen und Gotteshäusern meines Landes ein feierlicher Dankgottesdienst unter Einläutung mit allen Glocken am Vorabende und mit Absingung des Tedeums gehalten werde."

Auch im kirchenpolitischen Streit, der losbrach, bewahrte der Kaiser dieselbe Gottesfurcht und christliche Liebe.

An den Bischof von Hildesheim schrieb er auf dessen Neujahrswunsch im Januar 1870:

„Es hat mir eine besondere Freude gemacht, daß Sie auch aus der Ferne und gerade von Rom aus in Ihrem und Ihres Kapitels Namen so herzliche Glückwünsche zum neuen Jahre für mich und mein Haus mir ausgesprochen haben. Ich erwiedere sie von Herzen für Sie und Ihre ganze Diöcese und bitte Gott mit Ihnen, daß er das Vaterland segnen und auch über meinen treuen Absichten für das Wohl desselben nach seiner Weisheit walten möge. Ich vertraue darauf, daß Ihre und Ihrer Brüder Wirksamkeit mich dabei unterstützen und helfen werde, das Werk des Friedens zu fördern, der uns überall und besonders auf religiösem und kirchlichem Gebiete so nöthig ist und zu dessen Erhaltung Gott auch die Arbeiten des Konzils, an dem Sie jetzt theilnehmen, hinleiten möge."

Und an den Papst erließ der Kaiser im August 1873 folgendes Schreiben:

„Ich bin erfreut, daß Eure Heiligkeit mir, wie in früheren Zeiten, die Ehre erweisen, mir zu schreiben. Ich bin es umsomehr, als mir dadurch die Gelegenheit zu Theil wird, Irrthümer zu berichtigen, welche nach Inhalt des Schreibens Eurer Heiligkeit vom 7. August in den Ihnen über deutsche Verhältnisse zugegangenen Meldungen vorgekommen sein müssen. Wenn die Berichte, welche Eurer Heiligkeit über deutsche Verhältnisse erstattet werden, nur Wahrheit meldeten, so wäre es nicht möglich, daß Eure Heiligkeit der Vermuthung Raum geben könnten, daß meine Regierung Bahnen einschlüge, welche ich nicht billigte. Nach der Verfassung meiner Staaten kann ein solcher Fall nicht eintreten, da die Gesetze und Regierungsmaßregeln in Preußen meiner landesherrlichen Zustimmung bedürfen.

„Zu meinem tiefen Schmerze hat ein Theil meiner katholischen Unterthanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisirt, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden konfessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht. Leider haben höhere katholische Geistliche diese Bewegung nicht nur gebilligt, sondern sich ihr bis zur offenen Auflehnung gegen die bestehenden Landesgesetze angeschlossen.

„Der Wahrnehmung Eurer Heiligkeit wird nicht entgangen sein, daß ähnliche Erscheinungen sich gegenwärtig in der Mehrzahl der europäischen und in einigen überseeischen Staaten wiederholen.

„Es ist nicht meine Aufgabe, die Ursachen zu untersuchen, durch welche Priester und Gläubige einer der christlichen Konfessionen bewogen werden können, den Feinden jeder staatlichen Ordnung in Bekämpfung der letzteren behilflich zu sein; wohl aber ist es meine Aufgabe, in den Staaten, deren Regierung mir von Gott anvertraut ist, den innern Frieden zu schützen und das Ansehen der Gesetze zu wahren. Ich bin mir bewußt, daß ich über Erfüllung dieser meiner königlichen Pflicht Gott Rechenschaft schuldig bin, und ich werde Ordnung und Gesetz in meinen Staaten jeder Anfechtung gegenüber aufrecht halten, so lange Gott mir die Macht dazu verleiht; ich bin als christlicher Monarch dazu verpflichtet, auch da, wo ich zu meinem Schmerz diesen königlichen Beruf gegen die Diener einer Kirche zu erfüllen habe, von der ich annehme, daß sie nicht minder, wie die evangelische Kirche, das Gebot des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit als einen Ausfluß des uns geoffenbarten göttlichen Willens erkennt."

In allen Lagen seines Lebens bricht der Glaube an Gott und sein Wort beim Kaiser hervor und jede Gelegenheit benützt er, ein Zeugniß dafür abzulegen.

Am 29. Januar 1874 hielt der Vorstand der Brandenburgischen Provinzialsynode eine Ansprache an den Kaiser, welcher als ein rechtes Gotteskind in seiner Erwiederung ebensosehr seinen herzlichen Wunsch nach Frieden, als auch sein festes Stehen im Glauben betonte mit den Worten:

„Ich hoffe, daß das Werk, bei dem auch die Laien für das Wohl der Kirche mitarbeiten sollen, wohl gelingen werde, trotz mancherlei Gefahren, welche die Zeit in sich birgt. Das wird aber wesentlich davon abhängen, daß Sie in Frieden Ihre Arbeit verrichten. Das ist also die Parole, die ich ausgeben muß: Friede!

„— Im Frieden für die Kirche zu arbeiten,

wird Ihnen ja nicht schwer werden, wenn Sie sich auf dem Grunde des christlichen Glaubens, des Glaubens an Gott und die Gottheit Christi halten. Denn freilich, wenn wir daran nicht festhalten, dann sind wir keine Christen mehr. Es sind besonders in der Hauptstadt Bestrebungen hervorgetreten, die auf Leugnung der Gottheit Christi hinauslaufen. Wohin das führt, das haben wir erlebt &c.

„Darum thut es Noth, daß das kirchliche Leben im bestehenden Glauben im Lande gepflegt werde, wie dies auch meine Vorfahren gethan haben."

Gelegentlich der bekannten, in der Reichshauptstadt Berlin ausgebrochenen kirchlichen Streitigkeiten sah sich der treu-christlich gesinnte Consistorial-Präsident Hegel veranlaßt, bei dem Kaiser seine Entlassung einzureichen.

Der Bescheid des Kaisers auf das Entlassungsgesuch des Consistorial-Präsidenten Hegel aber erfolgte am 16. Juni 1877 dahin:

„Auf das Immediatschreiben vom 25. Februar c. gebe ich Ihnen Folgendes zu erkennen: „Als ich nach Erlaß der Generalsynodalordnung den Vorstand der Generalsynode empfing, habe ich mich vor demselben mit den Worten: „Vor Allem kommt es darauf an, daß die Kirche auf dem rechten Grunde stehen bleibt, auf dem Grunde des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Ich stehe auf diesem Grunde, auf dem Glauben, auf welchen ich getauft und confirmirt bin, und nichts kann mich bewegen, davon abzuweichen. Werden mir hiergegen Einwürfe gemacht, so werde ich sie jederzeit zurückweisen —" öffentlich und nachdrücklich zum Apostolicum bekannt, auf welches nicht allein ich für meine Person, sondern auch die Vorfahren und Angehörigen meines Hauses Taufe und Confirmation empfangen. In dem Augenblicke, in welchem, wie kürzlich geschehen, bei einer zu den Organen der evangelischen Kirche gehörenden Synodalversammlung der Hauptstadt die Symptome des Unglaubens und der Glaubensfälschung in einem bis zum Antrage auf Beseitigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses gesteigerten Grade auftreten und an der Oeffentlichkeit erscheinen, kann ich Beamte, deren Festhalten am strengen Glauben bekannt ist, nicht entlassen, ohne in den Begriffen meines Volkes Verwirrung zu erzeugen. Aus diesem Grunde weise ich Ihr Gesuch um Entlassung aus Ihrem Amte hiermit zurück &c. &c."

Am 11. Mai 1878 wurde der vielbesprochene Mordanfall gegen den Kaiser in Berlin ausgeführt. Und als sein Leben dennoch wunderbar gerettet ward, regnete es selbstverständlich Glückwunsch-Adressen auf ihn herab.

Er aber bleibt ruhig und standhaft, Gott ergeben in seinen Leiden und Schmerzen und demüthig bei der Freude seines Volkes.

Seine Antworten auf diese Glückwünsche sind so charakteristisch, daß wir einiges daraus hersetzen.

Den Studirenden sagte er:

„Ich bin dankbar gegen Gott, in dessen Hand wir ja Alle stehen. Freilich, wenn wir von ihm abgehen, wenn wir den Boden der christlichen Religion verlassen, dann sind solche Thaten kein Wunder. Die christliche Religion ist der Grund und Boden, auf dem wir stehen bleiben müssen. Es war ja nicht das erste Mal, daß mir Derartiges passirte. Es scheint überhaupt, als ob keiner der großen Souveraine Europa's davon verschont bleiben sollte. Auch meinem in Gott ruhenden Bruder passirte dasselbe. Gott der Herr hat aber Alles zum Besten gewandt."

Dem Vorstand der brandenburgischen Provinzialsynode antwortete er:

„Es sei in seinem Alter eine schwere und traurige Erfahrung, die er habe machen müssen. Man sehe, wie menschliche Vorsichtsmaßregeln außer Stande seien, Schutz zu gewähren. Dies könnte nur Einer und erkenne er darin die allmächtige Hand der Vorsehung."

Besonders herzlich war die Erwiederung des Kaisers auf die Glückwünsche der vom ersten Obermeister der Schuhmacher-Innung in Berlin geführten Deputation des Berliner Ortsvereins der selbstständigen Handwerker und Fabrikanten am Sonntag, den 26. Mai 1878.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür, daß Sie mir aus Ihrem Stande die Glückwünsche zu meiner Errettung darbringen. Es war nicht Gottes Wille, daß mich die Kugel eines verkommenen Subjektes getroffen hat; jedoch sehr richtig ist von Ihnen gesagt worden, daß mir schon der Versuch des Mordes viel Leid zugefügt hat; die allgemeine Theilnahme wird dies hoffentlich lindern. Es freut mich, Männer aus dem Gewerbestande vor mir zu sehen, welche mit großer und fester Ueberzeugung ihren Stand so würdig vertreten. Auch ist sehr richtig gesagt und auf die Verirrungen hingewiesen, welche sich so leichtfertig zu allerlei Ausschreitungen hinreißen lassen. Ihr Stand ist dazu berufen, diesen Auswüchsen wirksam entgegen zu treten. In diesem Sinne, meine Herren, fahren Sie fort, Ihre Standesgenossen auf ihre bedeutsame Stellung aufmerksam zu machen, und sorgen Sie dafür, daß Sitte, Zucht, Ordnung und christlicher Sinn aufrecht erhalten werde. Die Männer, welche ich jetzt vor mir sehe, geben mir die Bürgschaft, daß dies auch ferner geschehen werde; also nochmals sagen Sie Ihren Auftraggebern meinen Dank."

Im Sieg Gott die Ehre gebend, im Schmerz sich zu ihm haltend, gedenkt der Kaiser auch in den freudenreichsten Stunden des Lebens seines himmlischen Herrn.



Das neueste Lutherstandbild.

Editor.

Das in Eisleben errichtete und am 10. Novbr. 1883 daselbst enthüllte neueste Lutherstand-bild ist ein herrliches Kunstwerk, welches dem berühmten Professor Siemering alle Ehre macht.

Es war dem Meister die Aufgabe gestellt, den kühnen Augustiner in der Stunde darzustellen, da er — auf dem Wege die Bannbulle zu ver-brennen — für immer mit dem Papstthum bricht. Somit mußte vornehmlich der pro-



Das Lutherdenkmal in Eisleben.

testirende und nicht der reformirende Gottesmann zur Geltung und zum Ausdruck kommen.

Und als Protestirender ist Luther in diesem neuesten Denkmal charakterisirt. Kühn und fest hat ihn der Meister hingestellt. Die Rechte zerknittert die Bannbulle. Die Linke drückt das theure Gotteswort an's Herz, und sein Blick ist hinaus in die Zukunft und zugleich hinauf gerichtet zu den Bergen, von wannen die Hülfe kommt.



Sieg der Reformation.

Vorne am Sockel des Denkmals hat der Meister das bekannte Luther-Wappen — das auf Rosen stehende Herz mit dem Kreuze — zu einer höchst sinnigen Allegorie „den Sieg der Reformation" benützt. Besser kann die Charakteristik des Reformators nicht gezeichnet werden, als durch das mit dem Kreuze Jesu verwachsene Herz. Und darin, in der Zusammengehörigkeit mit dem Herrn Jesus Christus ist auch im letzten Grunde der Erfolg Luther's als Protestirender und Reformator zu suchen. Ein Engel ist der Schildträger. Zornig sieht der Engel nicht aus, sondern er faßt im Gegentheil mit ruhig-geduldiger, ächt deutscher Miene seinen Wappenschild und stößt damit den „alt' bösen Feind" zu Boden.

Auf der Nordseite des Denkmals ist in einem Relief wiederum der protestirende Luther dargestellt, wie er mit Eck zu Leipzig disputirt. Dieses Relief ist zugleich Repräsentant anderer mächtiger Protestationen des Reformators, wie z. B. zu Worms. Fein weiß der Künstler die Verschmitztheit, den scheinbaren Triumph der rohen Gewalt und das Sichberufen auf menschliche Erlasse von Seiten des Dr. Eck, und die Macht der Wahrheit, die Berufung auf die Schrift, sowie die unerschütterliche Festigkeit Luthers darzustellen.



Luther und Eck.

Die zwei noch übrigen am Sockel des Denkmals sich befindlichen Reliefbilder gelten Luther dem Reformator.

Das eine zeigt ihn, wie er als Junker Georg die Bibel übersetzt und so seinem Volke den allergrößten Schatz erschließt. An der Wand hängt die Sanduhr und predigt gewaltig von der Flüchtigkeit des Lebens, und auf dem Tische steht Gottes Wort, das da bleibet in Ewigkeit, und welches die ärmlichen Menschenkinder „stahn lassen müssen."



Luther bei der Bibelübersetzung.

Der Sang, welchen der Reformator liebt, floß aus der Gottesminne; die Lust, in welcher er schwelgte, war Himmelslust. Die Liebe zu Gott und das Vertrauen auf sein Wort galt dem Reformator als das Element des ächten Familienlebens und darum durfte man in seinem Hause auch fröhlich und guter Dinge sein.

Eine ächte Künstlerseele weiß aufzufassen und zu gestalten, und Meister Siemering versteht diese große Kunst. Er hat die Charakteristik, das Werk, das Thun, das innerste Wesen Luther's in diesen wenigen Gruppenbildern vollkommen getroffen und plastisch dargestellt und überragt darin durch diese wenigen einfachen Bilder gar manchen Lutherredner, welcher in gewaltig-langer Rede noch lange kein so klares, handgreifliches Bild des Reformators zuwege gebracht.



Endlich schauen wir Luther im Kreise seiner Familie — ebenfalls als Reformator; denn er hat ja nicht bloß gegen das Unding der Priesterehelosigkeit protestirt, sondern es Jedermann vorgemacht, wie man im Kreise der Seinen christlich-fröhlich lebt. Er hat gezeigt, wie das Haus die Burg des ächten deutschen Mannes und seine irdische Glücksstätte zugleich ist; wie er mit der treuen Gattin Freud' und Leid theilt, und die Kinder in Zucht und Vermahnung erzieht und ihnen zugleich volle Liebe eines väterlichen Gemüthes darbringt.

Die Laute fehlt in diesem Familienkreise nicht, denn auf den Gesang hat Dr. Martinus nicht nur große Stücke gehalten, sondern denselben auch sehr fleißig geübt. Aber es sind offenbar keine leichtfertigen oder auch nur wenig bedeutende Lieder, welche da gesungen werden. Die Sänger bringen im Gegentheil in ehrfurchtsvoller Andacht Gott ihren betenden Jubel dar. Diese Freudigkeit in Gott war der Grundton der weltbekannten Fröhlichkeit des Luther-Hauses.



Luther im Kreise der Seinigen.

Die Gefangennahme des Jefferson Davis.

Erzählt von dem Rebellen-Offizier B. R. Harrison, welcher dabei war*. Bearbeitet von J. H. Horst.

Die Unionstruppen bedrohten Richmond. Jefferson Davis, der Präsident der Konföderirten, hatte sich entschlossen, seine Familie an einem sicheren Orte unterzubringen. Als Bergungsort wurde nach reiflicher Ueberlegung Charlotte in Nord-Carolina gewählt. Mir wurde der Auftrag, Frau Davis und die Kinder auf der Reise zu begleiten. Wir verließen Richmond an einem Abend, etliche Tage ehe die Stadt geräumt wurde. Der Präsident begleitete uns an den Bahnhof. Während wir auf die Abfahrt des Zuges warteten, nahm er mich bei Seite und machte mir folgende Mittheilung: „Die späteste Nachricht von Lee lautet, daß Sheridan Befehl erhalten hat, an unserer rechten Flanke vorzurücken und das Eisenbahngeleise aufzureißen. Er soll diese Stellung behaupten, bis ihn Hampton zurückschlägt oder Vorrathsmangel ihn zwingt, sich zurückzuziehen. Sodann soll er sich, wenn möglich, mit Grant vor Petersburg vereinigen, anderufalls sich mit Sherman in Nord-Carolina in Verbindung setzen. Nachdem Sie Frau Davis in Charlotte untergebracht haben, kommen Sie so bald als möglich wieder nach Richmond.“

Vom Präsidenten Abschied nehmend, fuhren wir um 10 Uhr ab. Wir reisten mit einem Spezialzug. Die Reisegesellschaft bestand aus Frau Davis, deren vier Kinder, ihrer Schwester und zwei Dienern. Nebstdem befanden sich die Töchter des Schatzmeisters Frenholm, welche unter Begleitung des Seekadetten Morgan nach Süd-Carolina reisten, in unserer Gesellschaft. Andere Passagiere hatte der aus zwei oder drei Personenwagen bestehende Zug nicht.

Wir hatten etwa 12 oder 15 Meilen zurückgelegt, da stellte es sich heraus, daß unsere Lokomotive nichts taugte. Wir konnten nicht weiter und mußten die ganze Nacht daselbst auf eine andere Lokomotive warten. Dieser Umstand gewährt einen Einblick in den damaligen Zustand der Eisenbahnen und Transportmittel. Der nächste Tag war bereits weit vorgerückt, als wir Burksville Junction erreichten. Von da aus telegraphirte ich dem Präsidenten die eingelaufenen Berichte über das Treffen zwischen Sheridan und Pickett.

Es war Sonntag Morgen als wir in Danville ankamen. Wir mußten bis Mittag warten, ehe wir weiter befördert werden konnten. Erst am Dienstag kamen wir in Charlotte an. Herr Weil, ein Israelite und Kaufmann dieser Stadt, bewirthete uns auf's Gastreichste etliche Tage. In Folge des unterbrochenen Verkehrs hörten wir nichts von der Räumung Richmonds, bis Frau Davis am Mittwoch eine Depesche vom Präsidenten erhielt, in der er die Mittheilung machte, daß er sich zur Zeit in Danville befinde.

Frau Davis und deren Familie in einem ihr zur Verfügung gestellten Hause unterbringend, reiste ich sofort nach Danville zum Präsidenten, welcher mit etlichen Mitgliedern seines Kabinets der Gast des Mayors Sutherlin war. Unterdessen lief die Nachricht in Danville ein, daß die feindliche Kavallerie sich von Westen her der Stadt nähere. Die Hügel um Danville wurden mit den Offizieren und der Mannschaft der Kriegsflotte in und um Richmond besetzt. Admiral Semmes übernahm die Befehligung dieser Besatzung. Aber schon am Nachmittag des Tages, der auf meine Rückkehr nach Danville folgte, empfing der Präsident eine Mittheilung, welche ihn von der Uebergabe der nordvirginischen Armee unter General Lee in Kenntniß setzte. Sofort ertheilte er den Befehl zum Rückzug nach Nord-Carolina. Nun gings an die Arbeit einen Eisenbahnzug in Bereitschaft zu bringen, um die Hauptbeamten und die in Kisten gepackten Dokumente der Regierung weiter südlich zu befördern.

Unter Mitwirkung der Beamten des Quartiermeisters war der Zug trotz aller Schwierigkeiten endlich zur Abfahrt bereit. Die von mir aufgestellte Wache wies alle Personen vom Zuge weg, welche keinen Erlaubnißschein von mir vorzeigen konnten. Selbstverständlich drängten sich Viele heran, welche gern mitgefahren wären. In Folge dessen hatte die Wache vollauf zu thun, um Solchen den Zutritt zu verwehren.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung und dampfend gings nach Nord-Carolina. Wir hielten etliche Tage in Greensboro an, um mit General Joseph E. Johnston, welcher mit seinem Heere dem General Sherman gegenüberlag, zu berathen. Das Volk in jenem Theile Nord-Carolinas hatte die konföderirte Regierung nicht warm und eifrig unterstützt, und während unserem Verweilen in diesem Staate mußten wir wahrnehmen, daß dasselbe in Betreff unseres Schicksals gleichgiltig war. Selten wurden wir zu Gaste geladen. Man war offenbar von der Furcht erfüllt, daß, wenn man uns beherbergte, so würde der heranrückende Feind durch Einäscherung ihrer Häuser es an ihnen rächen.

---

*) Diese Schilderung war ursprünglich nicht für Publikation, sondern nur für die Familie des Schreibers bestimmt und ist der ausführlichste Bericht dieser Begebenheit.

Während unseres Aufenthaltes in Greensboro mußten die Meisten von uns in den sehr unbequemen Eisenbahnwagen logiren. Der Eigenthümer eines großen Hauses in der Stadt, ein reicher und angesehener Bürger, kam allerdings dienstbeflissen an den Zug, nahm aber nur den Schatzmeister Trenholm mit in sein Haus. Diese dem Schatzmeister erwiesene Gastfreundschaft hatte einen bestimmten Zweck. Der betreffende Herr war nämlich im Besitze einer bedeutenden Summe des Papiergeldes der konföderirten Regierung. Er hoffte den Schatzmeister zu überreden, ihm für dieses beinahe werthlos gewordene Geld blankes Gold zu geben. Wir standen nämlich im Rufe, viele Millionen Goldes im Besitz zu haben. Herr Trenholm war unwohl, als er bei seinem Gastherrn einkehrte, und es wird gesagt, daß sich die Symptome durch die Zudringlichkeit des Letzteren bezüglich der Geldangelegenheit verschlimmert hätten.

Der unserm Stabe angehörende Oberst Wood hatte schon früher seine Familie von Richmond nach Greensboro gebracht. Er nahm den Präsidenten in seine Wohnung, sonst hätte derselbe wahrscheinlich auch in einem Eisenbahnwagen logiren müssen. Die Familie Wood bewohnte etliche Zimmer und ging in die Kost. An eine großartige Bewirthung oder besondere Bequemlichkeiten war da nicht zu denken. Die Leute des Hauses bestanden darauf, Herr Davis müsse dasselbe verlassen, da sie nicht geneigt wären, seinethalben vom Feinde überfallen zu werden. Der Schrecken der guten Leute wurde noch bedeutend erhöht, als sie eines Tages in Erfahrung brachten, daß die verschiedenen Mitglieder des Kabinets beim Präsidenten seien und Kriegsrath hielten.

Jene Marschroute durch Nord-Carolina war schon eine geraume Zeit die einzige Verbindungslinie zwischen Virginia und den Golfstaaten. Es wimmelte auf den Straßen und in den Städten von Offizieren und Soldaten, welche der Gefangennahme entronnen waren und sich nun auf dem Heimwege befanden. Da manche der südlich von Greensboro gelegenen Brücken von den Unionstruppen verbrannt und der Eisenbahnverkehr in den Südstaaten allgemein unterbrochen worden war, so waren alle Reisenden bemüht, sich ein Pferd oder einen Esel zu verschaffen. Wenige frugen darnach, auf welche Weise sie zu einem solchen Thiere kamen.

Wer dazumal ein gutes Pferd besaß, der mußte äußerst wachsam sein, wenn er es nicht verlieren wollte. Als wir etliche Tage später nach Charlotte kamen, da erzählte mir Oberst Burnett, Senator von Kentucky, daß er soeben beinahe um seine Mähre gekommen wäre. Er stellte sie auf kurze Zeit in einen großen Stall und fand bei seiner Rückkehr einen durch den Stall schreitenden Menschen, der ein Pferd ums andere mit Kennerblick musterte. Als er die Mähre des Senators erblickte, betrachtete er sie einen Augenblick, rief dann einen Neger herbei und befahl demselben, sein Pferd da zu satteln. Der Neger gehorchte und stand im Begriff, dem Pferde den Sattel aufzulegen; da trat der Senator heran und sprach: „Mein Freund, Sie sind offenbar ein Pferdekenner und ich betrachte es als Compliment, daß Ihre Wahl nach sorgfältiger Prüfung auf meine Mähre gefallen ist.“ Aeußerst gelassen entgegnete der Mensch: „O, ist das Ihre Mähre, Oberst?“ und ging davon.

Nachdem wir etliche Tage in Greensboro verweilt hatten, setzten wir die Reise in südlicher Richtung fort. Der Präsident, dessen Stab und etliche Mitglieder des Kabinets saßen zu Pferd. Andere fuhren auf Kranken- und Armeewagen. Schwere Regengüsse hatten das Erdreich mit Wasser angefüllt. Der Boden war ein zäher, rother Lehm. Die Wege waren stellenweise beinahe unfahrbar, da schwere Artillerie- und Armeewagen sie durchschnitten hatten. Daher konnten sich die Fuhrwerke nur langsam voranbewegen. Man mußte oft in die Felder einlenken und die Passagiere waren nicht selten genöthigt abzusteigen und vermittelst Hebel den Pferden behülflich zu sein, die Wagen aus den Morastlachen herauszubringen.

In einem von alten, abgelebten Schimmeln gezogenen Krankenwagen fuhren mehrere Kabinetsmitglieder, welche das Reiten nicht gewöhnt waren. Unter diesen befand sich Staatssekretär Judah P. Benjamin. Dieser Wagen blieb hinter der Reisegesellschaft etwas zurück, da die altersschwachen Pferde denselben nur mühsam vorwärts brachten. Ich ritt von Zeit zu Zeit zurück, um nach diesem Fuhrwerke zu sehen. Endlich brach die Nacht herein und es wurde finster. Als ich wieder einmal mich nach dem genannten Wagen umsah, da fand ich denselben tief im Morast versunken. Die Pferde bliesen wie zwei rostige Nebelhörner, Herr Benjamin schimpfte den Fuhrmann und der Letztere behauptete mit stoischer Ruhe, daß er die Pferde keinen Schritt weiter bringen könne. Die Vorderräder saßen bis über die Naben im Morast und die hinteren Füße der Pferde staken bis an die Sprunggelenke in derselben Lache. Rings um das Fuhrwerk her war tiefer Schlamm. Die Lage der Insassen war wirklich mitleiderregend. Sie faßten erst frischen Muth, als ich ihnen die Versicherung gab, daß ich nicht rasten würde, bis sie aus dieser unangenehmen Lage befreit wären. Ich ritt sodann hülfesuchend davon und stieß in der Nähe auf ein Artillerielager. Als ich den Zweck meines Kommens

kund gethan hatte, erklärten sich etliche Artilleristen sogleich bereit, mich mit Pferden begleiten und den Wagen aus dem Schlamm heraus- und den Berg hinaufziehen zu wollen. Ich kehrte zum Wagen zurück und fand, daß der Staatssekretär sich mittlerweile eine Cigarre angebrannt hatte. Während die Andern tiefes Schweigen beobachteten, vernahm ich wie er, wahrscheinlich seinen Leidensgenossen zum Troste, Tennyson's Ode auf den Tod des Herzogs von Wellington rhythmisch intonirte. Hätte nur der Laureat sehen können, mit welcher Würde sein Gedicht unter den obwaltenden Umständen vorgetragen wurde, er würde sich gewiß gefreut haben!

Auf der Anhöhe des genannten Berges stand ein Haus, in dem der Präsident und seine Begleiter Herberge gefunden hatten. Auch wir fanden Aufnahme in dasselbe. Hier wurde uns ein ordentliches Mahl aufgetragen, wie wir seit einer Reihe von Tagen keins mehr genossen hatten. Da aber das Haus klein war, so fehlte es an Betten für die zahlreiche Gesellschaft. Nach dem Essen saßen wir um das Feuer, dessen Wärme wohlthuend auf uns einwirkte. Endlich trat ein stämmiger Neger ein, musterte uns mit prüfendem Blick, winkte dann dem General Cooper und führte ihn ehrerbietig in's „Fremdenzimmer". Durch die offene Thüre erblickten wir das weiche Bett und freuten uns, daß der alte Herr seinen, durch die Entbehrungen der letzten Woche erschöpften Körper auf ein solches Lager betten konnte. Der Neger machte die Thüre der Schlafstube zu und ging hinaus, kam aber bald mit einem Arm voll Holz wieder herein. Da frug ihn Einer aus unserer Gesellschaft. „Willst du denn dem Präsidenten kein Bettzimmer anweisen?" „Ja, Herr, ich hab' ihn gethan dahinein," antwortete der Neger, auf die Thüre des „Fremdenzimmers" deutend, wo General Cooper bereits behaglich im Bette lag. Der Schwarze hatte ihn für Jefferson Davis gehalten und durch dieses Versehen war Cooper zu einem guten Nachtlager gelangt. Der Präsident wurde nun anderweitig untergebracht und die übrige Gesellschaft legte sich im geräumigen Wohnzimmer zur Ruhe nieder.

Am nächsten Morgen, nachdem Benjamin und seine Gefährten mit besseren Pferden versehen worden waren, reisten wir weiter. In der folgenden Nacht bivouakirten wir in einem in der Nähe von Lexington gelegenen Hain. Hier ereilte uns eine Depesche von Gen. E. Johnston, die Mittheilung enthaltend, daß er bereit sei mit Gen. Sherman in Unterhandlung zu treten bezüglich der Uebergabe des unter seinem Befehle stehenden Heeres. Herr Davis entsandte sofort General Breckinridge und General-Postmeister Reagan, um mit Johnston die weiteren Schritte zu berathen.

In Lexington und Salisbury fanden wir dieselbe kalte Gleichgiltigkeit beim Volke, welche wir in Greenboro zuerst wahrgenommen hatten. In Salisbury jedoch fand Herr Davis Herberge bei einem Geistlichen. Stoneman's Kavallerie hatte etliche Tage vor unserer Ankunft diese Stadt heimgesucht. Daher übernahm ich es mit etlichen Kameraden das Haus des Geistlichen, in dem der Präsident schlief, in jener Nacht zu bewachen.

Herr Davis war auf dieser Flucht über alles Erwarten heiter. Er schien zu fühlen, daß er schwerer Verantwortlichkeit enthoben und eine drückende Last von seinem Gemüthe genommen sei. Er sprach mit großem Interesse von Menschen und Büchern, namtlich von Walter Scott und Byron. Er unterhielt sich auf lebhafte Weise über Pferde und Hunde, Felder und Wälder, Bäume und Pflanzen, Vögel und Thiere und andere Gegenstände. Seine Bekanntschaft auf dem Gebiete englischer Literatur, seine mannigfachen Lebenserfahrungen, seine Verstandesschärfe und Gedächtnißstärke machten ihn zu einem angenehmen Gesellschafter.

Als wir uns Charlotte näherten, sandte ich einen Eilboten an Major Echols, den Quartiermeister jenes Postens, mit der Bitte, Frau Davis von unserem Kommen zu unterrichten, und Quartiere für unsere Gesellschaft zu besorgen. Der Major kam uns in der Vorstadt mit der Kunde entgegen, daß Frau Davis mit ihrer Familie vor etlichen Tagen in aller Eile die Reise nach Süd-Carolina angetreten habe und er wisse nicht, wo man sie finden könne. Er nahm mich dann auf die Seite und theilte mir mit, daß er ohne alle Mühe für die ganze Gesellschaft Quartiere gefunden habe, ausgenommen für den flüchtigen Präsidenten. Den wolle Niemand beherbergen, indem man gehört habe, daß Stoneman's Kavallerie jedes dem Jefferson Davis Herberge gewährende Haus einäschern würde. Endlich habe er doch einen Mann gefunden, der bereit sei, Herrn Davis aufzunehmen. Dieser Mann heiße Bates, stamme aus dem Norden, sei Lokalagent der südlichen Expreßgesellschaft, führe ein lustiges Junggesellenleben und halte ein „offenes Haus". Es war somit nicht besonders geeignet als Herberge für den flüchtigen Präsidenten. Doch es war das einzige Haus in Charlotte, welchs ihm offen stand und so mußte er nolens volens sich dahin begeben.

Kaum hatten wir dieses Haus betreten, da empfing Herr Davis durch einen von General Breckinridge gesandten Eilboten die Kunde von der meuchlerischen Ermordung des Präsidenten Lincoln. Als er uns diese Trauernachricht mittheilte, da wurde allgemein bemerkt, daß die südlichen Staaten in Lincoln ihre einzige Zuflucht in der gegenwärtigen Bedrängniß verloren hätten. Keine andere Aeußerung als die der Ueber-

raschung und des Bedauerns wurde gemacht. Die Einzelheiten des Verbrechens waren uns derzeitig noch nicht bekannt.

Die Obersten Wood, Johnston und Lubbock blieben in Bates' Hause beim Präsidenten. Mein jüdischer Freund Weil nahm mich und die Herren Benjamin und St. Martin in sein Haus und bewirthete uns auf's Gastfreundlichste. Der nächste Tag war Sonntag. Ein Theil unserer Gesellschaft ging in die Episkopalkirche und hörte eine eindringliche Predigt über den traurigen Zustand des Landes und über die Thorheit und Gottlosigkeit der Ermordung des Präsidenten Lincoln.

Wir machten etliche Tage Halt in Charlotte, um Nachrichten von Johnston's Armee abzuwarten. Der Präsident war unruhig wegen seiner Frau und seiner Kinder. Er hatte von ihrem Aufenthaltsorte noch keine Kunde erhalten und deshalb bat er mich nach Süd-Carolina zu gehen, um sie aufzusuchen. Er war der Ansicht, daß ich sie in Abbeville finden würde; sollten sie dort nicht sein, so müßte ich beim ferneren Forschen nach ihnen meinem eigenen Urtheile folgen. Was ihn selbst beträfe, so werde er so rasch als möglich die unter Kirby Smith stehende Armee zu erreichen suchen. Ich begab mich sogleich auf den Weg nach Abbeville und kam unbehelligt daselbst an. Ich fand Frau Davis und Familie unter dem schützenden Dache eines alten bewährten Freundes der Familie, des Obersten Burt. Auch Herrn Trenholm's Töchter weilten hier im Hause ihres Bruders.

Frau Davis wollte unverzüglich an die Küste flüchten, um von da auf einem Schiffe in's Ausland zu fliehen. Sie befürchtete, daß sie in die Hände von Sherman's Truppen fallen möchte, und es waren ihr schreckliche Geschichten zu Ohren gekommen, wie barbarisch diese „Nordländer" mit den Frauen umgingen. Ich suchte ihr begreiflich zu machen, mit welchen Mühsalen und Entbehrungen eine Reise an die Küste verknüpft sei und daß wir auch auf der Flucht gefangen genommen werden könnten. Ich rieth ihr, ruhig in Abbeville zu bleiben, bis das Städtchen von den Bundestruppen besetzt werde; sie habe durchaus nichts zu befürchten, indem die Offiziere sie vor jeder Unbill schützen würden. Doch sie beharrte bei ihrem Vorsatz, ohne weiteren Verzug die Reise nach der Küste anzutreten. Ich sah mich deshalb nach einem Fuhrwerke um und hatte das Glück, General John S. Williams von Kentucky zu treffen, welcher der Frau Davis seinen geräumigen Wagen sammt den Pferden zur Verfügung stellte, obschon er befürchten mußte, das Fuhrwerk unter den herrschenden Zuständen nie wieder zu Gesichte zu bekommen. Drei junge Kavalleristen, welche zur Zeit in Abbeville weilten, erklärten sich aus freien Stücken bereit, Frau Davis als Schutzwache zu begleiten. Ihr edelmüthiges Anerbieten wurde mit Dank angenommen und so traten wir am zweiten Morgen nach meiner Ankunft in Abbeville die Fluchtreise an. Ehe wir den Savannah Fluß erreicht hatten, vernahmen wir, daß die Blatternkrankheit in jener Gegend grassire. Da eines der Kinder der Frau Davis noch nicht geimpft war, machten wir am Hause eines Pflanzers Halt, der auf unsere Bitte hin das Kind impfte.

In Washington, Georgia, angekommen, sandte ich einem Uebereinkommen gemäß dem General Williams das uns so gütig geliehene Fuhrwerk zurück, ohne jedoch je zu erfahren, ob er's erhalten hat oder nicht. In dieser Stadt verbrachten wir zwei Nächte und einen Tag. In der Nähe der Stadt befand sich das Lager eines Quartiermeisters. Dahin begab ich mich und suchte uns drei Armeewagen und für jeden Wagen vier gute Esel aus. Für jeden Wagen wurde ein Fuhrmann engagirt, indem ich Jedem als Lohn am Endziel der Reise einen Wagen mitsammt den Zugthieren versprach. Unsere Gesellschaft wurde hier verstärkt, da Hauptmann Moody von Port Gibson und Major Maurin von Louisiana sich uns anschlossen. Hauptmann Moody hatte einen leichten, gedeckten Wagen, den er freundlichst der Frau Davis zur Verfügung stellte.

Als wir Washington verließen, schlugen wir den direkt südlich führenden Weg ein. Wir hatten Niemand in unsern Plan eingeweiht; da wir aber bei hellem Tage die Stadt verließen, so kannte Jedermann die von uns eingeschlagene Richtung. Wir hatten nur eine kurze Strecke Weges zurückgelegt, als ein Eilbote uns einholte und der Frau Davis einen Brief von ihrem Herrn Gemahl überreichte, der nur die Nachricht enthielt, daß Herr Davis und seine Begleiter gesund seien und daß derselbe südlich von Washington über den Mississippi setzen wolle. In Folge des Krieges war die Gegend, welche wir nun zu durchreisen hatten, verheert und verödet. Wir mußten daher unser Nachtlager unter freiem Himmel aufschlagen. Am zweiten Tage legten wir eine lange Strecke zurück und schlugen des Abends unser Lager in einem Fichtenhaine auf. Kurz darauf schlenderten einige Besucher in's Lager und ein Fuhrmann theilte mir mit, als er die Esel zur nahe gelegenen Tränke geführt habe, sei ihm gesagt worden, daß während der Nacht der Versuch gemacht werden würde, die Wagen und Esel uns zu entführen. Es wurde sofort berathen, auf welche Weise wir den erfolgreichsten Widerstand leisten könnten. Mittlerweile hatte sich Hauptmann Moody mit den Besuchern, welche zu der den Angriff planenden Bande, laut dem Zeugnisse des Fuhrmanns, ge-

hörten, in eine Unterredung eingelassen und dabei entdeckt, daß der Führer auch ein Freimaurer und ein Mississippier sei wie er selbst. Wir hielten es daher für's Beste, uns ihm anzuvertrauen. Als der Führer hörte, daß Frau Davis mit ihren Kindern zu unserer Gesellschaft gehöre, da näherte er sich derselben und bat auf's Höflichste um Entschuldigung, wenn er ihr irgendwie Angst oder Unruhe verursacht habe. Mit der Versicherung, daß wir nichts von ihm und seinen Leuten zu befürchten hätten, schied er von uns.

Etwa zwei oder drei Tage später wurden wir von einer anderen Streifbande verfolgt. Einer unserer Leute, der etwas hinter der Gesellschaft zurückgeblieben war, wurde überfallen und sein Pferd ihm genommen. Er vernahm, daß man die übrigen Pferde und Esel während der Nacht uns rauben wolle. Es gelang ihm zu entkommen und uns gegen Abend einzuholen. Wir wählten einen offenen, hochgelegenen Fichtenwald zum Nachtlager, schlugen eine Wagenburg und stellten Wache auf. Es mochte etwa Mitternacht sein, da stand ich mit zwei Fuhrleuten an dem nach Norden führenden Wege auf Wachtposten. Plötzlich tönten aus der Ferne, jedoch immer näher hallende Hufschläge auf der Straße. Die Fuhrmänner eilten in's Lager, um unsere Leute zu wecken. Ich trat hinaus auf den Weg, um die Feinde so lange als möglich hinzuhalten. Als sie nahe genug gekommen waren, rief ich ihnen ein „Halt" entgegen. Die Reiter hielten an. „Wer da!" frug ich. Der vorderste Reiter antwortete: „Freunde!" Ich erkannte die Stimme, es war die des Herrn Davis. Diese Entdeckung überraschte mich, da ich keine Ahnung von seiner Nähe hatte.

Auch der Präsident hatte gehört, daß ein Angriff auf eine Reisegesellschaft gemacht werden solle. Die Erkundigungen, welche er über dieselben einzuziehen vermochte, ließen ihn vermuthen, daß wir die Bedrohten seien. Er suchte nun nach uns, um in der Stunde der Gefahr uns Beistand zu leisten, und fand uns endlich um die Mitternachtsstunde, wie soeben geschildert. Herr Davis reiste mit seinen Begleitern nun etliche Tage in unserer Gesellschaft, trotzdem wir ihn wiederholt und dringend ersuchten, doch ohne uns seinen Weg fortzusetzen, da wir mit den Gepäckwagen, den Damen und Kindern nur langsam vorangehen könnten. Am Abend des dritten Tages, nachdem er mit uns zusammengetroffen war, gab er mir das Versprechen, daß er nach genossenem Mahle mit seinen Begleitern mindestens noch zehn Meilen weit reiten wolle, ehr er sein Nachtlager aufschlüge.

Nachdem ich dieses Versprechen vom Präsidenten erlangt hatte, brachte ich die Zelte und Wagen in Ordnung für die Nacht. Da mir schon etliche Tage nicht wohl gewesen war, legte ich mich, ohne etwas zu essen, zur Ruhe nieder und war bald in einen tiefen Schlaf gesunken. Der Morgen graute, als ich durch einen Fuhrmann geweckt wurde, daß der Feind heranrücke. Ich sprang auf. Jenseits dem Bache hörte ich ein prasselndes Gewehrfeuer. Beinahe zur selben Zeit kam Oberst Pritchard mit seinem Reiterregimente im gestreckten Galopp die Straße von Süden her. Sobald der erste Reiter in Schußweite kam, deckte ich ihn mit meinem Revolver. Als ich aber gewahrte, wie überlegen uns die feindliche Macht sei, und daß ein Widerstand unsere Lage nur verschlimmern würde, ließ ich die Waffe sinken. Wir waren von dem Ueberfall so überrascht, daß keiner von uns auch nur einen Schuß feuerte. Oberst Pritchard kam zu mir und mit der Hand über den Bach weisend frug er: „Was bedeutet das? Haben Sie Soldaten bei sich?" In der Meinung, daß unsere Fuhrleute das Gewehrfeuer unterhielten, erwiderte ich: „Versteht sich! Hören Sie nicht das Prasseln der Gewehre?" Diese Antwort schien ihn zu ärgern, denn mit einem donnernden „Charge" führte er seine Reiter selbst über den Bach. Nur ein Reiter war beim Zelte der Frau Davis zurückgeblieben. Ich stand in der Nähe desselben und sah Frau Davis herauskommen und mit dem Reiter sprechen. Ich glaubte den Zweck der Unterredung zu errathen und nahte mich deshalb den Beiden, um der Frau Davis behilflich zu sein. Es gelang uns, den Reiter vom Zelte zu entfernen. Kaum war dieses geschehen, da trat Herr Davis selbst aus dem Zelte und schlug den Weg nach dem Walde ein.

Plötzlich wandte sich der Reiter um und wurde gewahr, daß Jemand aus dem Zelte gekommen sei. Er muß Verdacht geschöpft haben, denn er kehrte zum Zelte zurück, wo ihn Frau Davis in eine Unterredung verwickelte. Bald darauf gesellten sich noch etliche Reiter zu ihm. Einer von ihnen rief dem Davoneilenden ein „Halt" nach, welcher aber nicht darauf achtete. Der Befehl wurde wiederholt mit der Drohung, daß man schießen werde, wenn er nicht gehorche. Darüber erschrak Frau Davis und fing an zu schreien. Herr Davis war 60 bis 80 Schritt weit in den Wald vorgedrungen; als er jedoch das Schreien seiner Frau hörte, eilte er zurück zu ihr. Einer der Soldaten sah sein Gesicht und rief rasch: „Herr Davis, ich erkenne Sie! Sie sind mein Gefangener." Es waren so viele Photographien von ihm verbreitet worden, daß bereits jeder Soldat sein Gesicht kannte. Er hatte, wie es scheint, einen wasserdichten Mantel angezogen, ehe er das Zelt verließ.

Die Anwesenheit des Präsidenten im Lager war eine große Ueberraschung für mich, da ich ihn, seinem Versprechen gemäß, mindestens

10 Meilen weit von uns entfernt wähnte. Erst später erfuhr ich, daß er den Obersten Wood und Thorburn nach dem Abendimbiß gesagt hatte, sobald Frau Davis sich zur Ruhe begeben habe, wolle er weiter reiten. Als jedoch dieser Zeitpunkt gekommen war, da erklärte er ihnen, daß er nicht vor dem nächsten Morgen das Lager verlassen würde. Er schien die ihm drohende Gefahr der Gefangennahme nicht sehen zu können.

Bald nachdem der Reiter den Herrn Davis erkannt hatte, kam Oberst Pritchard mit seinen Leuten von jenseits dem Bache zurück. Er hatte, da es noch nicht völlig Tag geworden war, irrthümlicher Weise einen Angriff auf Bundesgenossen gemacht. Der Irrthum wurde jedoch bald entdeckt.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, wurde angeordnet, daß jeder Gefangene sein eigenes Pferd bis Macon reiten dürfe, ausgenommen Herr Davis, welcher in einem gedeckten und scharf bewachten Wagen fahren mußte. Am zweiten oder dritten Tage stießen wir auf ein Kavallerielager. Hier hörten wir zuerst von der Proklamation, welche $100,000 als Belohnung für die Gefangennahme des Jefferson Davis aussetzte und ihn der Theilnahme an dem mörderischen Complott wider Herrn Lincoln beschuldigte. Oberst Pritchard überreichte dem Herrn Davis eine gedruckte Copie derselben, welcher sie mit großer Ruhe las. Etliche Jahre später wurde das Geld an Pritchard und seine Leute ausbezahlt.

Luthers „Eine veste Burg“ als Soldatenlied.



Hans Michael Moscherosch hat uns in seinen meisterhaften, ganz nach dem Leben gezeichneten Schilderungen aus der schweren Zeit des großen Krieges eine Parallele zu dem herrlichen Lutherliede „Eine feste Burg ist unser Gott“ aufbewahrt, welche es wohl verdient, heutigen Tages den weitesten Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

Im sechsten Gesichte Philanders von Sittenwald, welches die entsetzlichen Rohheiten der verwilderten Soldateska schildert, läßt Moscherosch seinen Helden berichten, wie er bei nächtlicher Beschleichung einer Festung eine Schildwacht beobachtet habe, die „frisch auff trat, vnnd nach einer Viertel-Stunde anfung, ein Lied zu singen, das zwar auff Soldatisch, doch nicht vneben gemacht war,“ welches er dann in seine Schreib-Taffel verzeichnet, als es hie stehet:

1. Gott ist der Christen Hülff vnd Macht,
Ein veste Citadelle.
Er wacht vnd schillert Tag vnd Nacht,
Thut Rond vnd Sentinelle.
JESUS, ist das Wort.
Brust-Wehr, Weg vnd Port,
Der rechte Corpoural,
Haupt-Mann vnd General,
Quartier vnd Corps de Garde.

2. Mit vnser Wacht ist nichts gethan,
Es ist bald vbersehen,
Denn wer's mit Mänschen fänget an,
Vmb den ist's leicht geschehen.
Offtmals Glauben bricht
Ein Freund; drumb wer nicht
Auff Gott trawt gantz allein,
Muß stets in Sorgen seyn
Vmb Leib, Gut, Ehr vnd Leben.

3. Offt der, der vns verfechten soll,
Weiß weder Wehr noch Waffen,
Ligt auff der Haut, ist blind vnd voll,
Thut seine Rond verschlaffen,
Doch, Gott ist nicht weit
Von vns selber Zeit;
Vnd so wir bleiben frumm,
Ihn kindlich bitten drumb,
Die Engel vns verwachen.

4. Vnd seh der Feind noch eins so sawr,
Als wolt er vns verschlingen,
Vnd käme schon biß auff die Mawr,
Soll ihm doch nicht gelingen,
Gott, der mit vns ist,
Entdeckt seine List,
Vnd in eim Augenblick
Stoßt ihn hinab zurück,
Daß er mit Schand muß weichen.

5. Gott Ehr vnd Preiß, der vns zu Gut
Die Feind mit Forcht thut schlagen
Vnd vber vns hat trewe Hut,
Auff seinem Fewer-Wagen.
Sein gantz himmlisch Heer
Rondet vmb vns her;
Lobsingt, lobsinget ihm,
Lobsingt mit heller Stimm:
Ehr sey Gott in der Höhe!

6. Lob, Ehr vnd Preiß sey seiner Macht,
Er ist die Citadelle,
Er wacht vnd schillert Tag vnd Nacht,
Thut Rond vnd Sentinelle.
JESUS ist das Wort,
Brust-Wehr, Weg und Port,
Der rechte Corpourall,
Hauptmann vnd General,
Quartier vnd Cordegarde.

„Vnd muß ich bekennen," fährt die feindliche Schleich-Patrouille fort, „daß ich es mit Schrecken gehöret, vnnd mir im Hertzen vorkame, wie wohl ich nichts mercken ließe, daß wir an diesem Ort wenig ausrichten würden." (Daheim.)

Christoph Blumhardt.

Von F. H. Rey.

Christoph Blumhardt, der Gründer der deutschen „Glaubens-Heilanstalten," wurde am 16. Juli 1805 in Stuttgart geboren, gerade am selbigen Tage, an welchem französische Soldaten die Stadt bezogen und die Bürger in schrecklicher Weise drangsalirten, dazu in einem Hause, in welchem zum großen Leidwesen der Mutter eine Anzahl von ihnen Quartier genommen hatten. Sein Vater, ein frommer und gottesfürchtiger Mann, hatte als Geschäftsführer bei einem Holzhändler zwar ein geringes Einkommen, war aber entschlossen, seinem Sohne die möglichst beste Erziehung zu verschaffen, weshalb er ihn schon mit seinem dritten Jahr in die Schule schickte, und da der Weg sehr weit war, ihn oft auf dem Rücken hintrug, während der Lehrer ihn ebenso oft in gleicher Weise zurück brachte. Eines Tages, nachdem er sich seiner Bürde entledigt, sagte dieser: „Hier ist euer Sohn, den müßt ihr nicht als Handlanger erziehen, sondern studiren lassen, denn er hat ausgezeichnete Gaben und verspricht einstens etwas Großes zu werden." Als der Vater meinte, dazu fehlen die Mittel, war die Antwort: „Die werden schon kommen. Ich bin überzeugt, der Knabe wird noch etwas Großes leisten; studiren muß er, und Gott wird schon für ihn sorgen. Glaube nur!"

Von frühester Kindheit an zeigte Blumhardt eine große Vorliebe zu seiner Bibel und hatte sie, ehe er dreizehn Jahre alt war, bereits zwei Mal von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Auch wußte er sich bald nützlich zu machen, indem er schwere Klötze Holz vom Markte heimbrachte und sie für seine Mutter spaltete; daher denn auch seine kleinen, aber muskulösen Hände im späteren Leben noch Spuren zeigten, daß sie in früheren Tagen sich mit schwereren Sachen als einer Feder beschäftigten.

Nachdem er etliche Jahre freien Unterricht auf dem Gymnasium erhalten, wurde ihm mit seinem vierzehnten Jahre auch eine freie Nomination nach dem theologischen Seminar zu Schönthal gesichert. Auf seiner Reise dorthin traf er zum ersten Mal Wilhelm Hoffmann, seinen nachherigen lebenslänglichen Freund und späteren Hofprediger zu Berlin. Ueber dieses Zusammentreffen wird gesagt, daß Blumhardt in Begleitung eines Freundes in dem Gasthause eines kleinen Dorfes etwas früher ankam als Hoffmann und dessen Vater und sehr bemüht war, sich und seinem Freunde die beste Accommodation zu sichern, worauf der alte Hoffmann in sanftem Tone bemerkte: „Derjenige, welcher Christus ähnlich sein will, nimmt nie das Beste für sich; sondern achtet Andere höher als sich selbst." Diesen Verweis nahm er sehr zu Herzen und suchte sein ganzes späteres Leben dieser Regel zu unterwerfen.

Im Jahre 1824 gingen diese zwei Freunde auf die Universität zu Tübingen, wo Hegel und Schelling die Studenten mit ihrer neuen rationalistischen Philosophie an sich fesselten. David F. Strauß, der ästhetische Vischer und Gustav Pfitzer waren in dem Studentenkreise, der sich um sie sammelte. Hoffmann wurde für kurze Zeit mit fortgerissen, aber Blumhardt's Liebe zur Bibel, seine Beständigkeit im Gebet und sein Mißfallen an allem, was auf bloßer Spekulation beruht, bewahrten ihn vor diesem gefährlichen Irrthum und behielten den zuversichtlichen Glauben seiner Kindheit inmitten der Gefahren dieser rücksichtslosen Kritik und des zunehmenden Unglaubens unerschüttert. Er lag nicht nur mit allem Fleiß seinen eigenen Studien ob, sondern, um seine nun verwittwete Mutter zu unterstützen, gab er auch Privatunterricht, und legte bei der intellektuellen Mannigfaltigkeit des Universitätslebens den Grund zu der herzlichen Sympathie und vielseitigen Bildung, welche ihn später als „Pfarrer von Bad Boll" auszeichnete.

Nachdem er sein Examen in 1828 glücklich bestanden, erhielt er eine Anstellung als Unterpfarrer in Dürmenz-Mühlacker, bei einem seiner früheren Lehrer, Professor Kern. Von dieser Wirksamkeit sagt sein Freund, Dr. Gundert, daß er die Herzen leicht und schnell gewann; aber mehr den Grund zu späterer Arbeit legte, als Bekehrungen unter dem Volke erzielte. Ungefähr um diese Zeit wurde sein Bruder Karl in Basel bekehrt und nicht wissend, daß der heilige Geist ihm schon zuvorgekommen, ermahnte dieser ihn in einem Briefe ernstlich zur Buße und zum Glauben an Christum. Blumhardt war höchst erfreut und machte sich auf, seinen Bruder zu

besuchen. In Basel angekommen, fand er bald seinen Onkel, einen Missionsinspektor, und nahm von ihm mit Freuden eine Lehrerstelle in dem dortigen Missionscollegium an. Obgleich zu Zeiten mit Arbeit überhäuft, war er unter dem Druck doch stets zufrieden und gutes Muths und wurde von Allen, mit denen er in Berührung kam, innig geliebt; selbst Solche, die anfänglich äußerten, die Verwandtschaft habe ihm diese Anstellung gesichert, konnten bei näherer Bekanntschaft ihm ihre Achtung, seiner Talente und seiner Fähigkeiten wegen, doch nicht versagen. Auch machte er öfters eine Predigttour in's Land, wo dann ein junger Postknabe ihn fahren mußte. Als dieser sich eines Tages verspätete und ihm dadurch große Unannehmlichkeiten bereitete, ließ Blumhardt seinem Unwillen in ungebührlicher Weise freien Lauf, hielt aber plötzlich inne, als er auf des Knaben Antlitz zuerst einen Ausdruck von Ueberraschung, dann Verwunderung und endlich gar Verachtung bemerkte. Er gestand, daß er mit seinem Zorn dem Knaben Ursache gegeben, die Achtung vor ihm zu verlieren und fühlte sich, wie er schreibt, „bis auf die Haut" beschämt.

Gleichfalls machte er in Basel die Bekanntschaft seiner künftigen Ehegattin, Johanna Dorothea Köllner, eine stille, bedachtsame Frau, deren Ideen von einer Pastorin jedoch sehr verschieden waren von dem wirklichen Leben der Selbstverleugnung und unaufhörlichen Arbeit, welches ihrer später wartete. Bald nach ihrer Verlobung nahm er eine Stelle an als Unterpfarrer in Iptingen und im nächsten Jahre 1838 folgte er einem Ruf nach dem Kirchspiel Möttlingen, einem Dorfe im Schwarzwald des Königreichs Württemberg, woselbst von seinem Onkel die kirchliche Trauung mit der Dame seiner Wahl vollzogen wurde.

Zu Möttlingen hatten seit Jahren eine Reihe gottseliger Pastoren gestanden, unter welchen sein Freund und Vorgänger, **Dr. Barth**, nicht der geringste war. Trotzdem herrschte daselbst eine auffallende Gleichgültigkeit und fast die ganze Gemeinde schien in einen religiösen Schlaf gesunken zu sein, aus welchem Blumhardt's einfache Predigten diejenigen nicht aufzurütteln vermochten, welche unter den beredten und kräftigen Ermahnungen des Dr. Barth gewohnheitsmäßig geschlafen hatten. Aber nun ereignete sich eine denkwürdige Begebenheit.

Es wohnte nämlich daselbst eine sehr talentvolle und geachtete Schülerin des Dr. Barth, Gottliebin Dittus. Ihre Gesundheit war zerrüttet, und obwohl sie einer armen Waisenfamilie angehörte, hatte Dr. Barth's Einfluß ihr doch stets die beste ärztliche Hülfe gesichert. Die Familie war gerade umgezogen in ein kleineres Haus, als man an der Gottliebin seltsame Gefühle und Erscheinungen beobachtete, dazu im Hause einen unerklärbaren Lärm hörte, welcher mit der Zeit stärker wurde, sowie auch Gottliebin's schreckliche Krampfanfälle und Convulsionen. Da sie eine Abneigung gegen Blumhardt zeigte und er es einer Selbstgerechtigkeit und einem geistlichen Stolz zuschrieb, besuchte er sie nur selten, bis ein Bruder aus der Herrnhuter Gemeinde die Bemerkung machte, es sähe fast aus, als sei kein Seelsorger im Dorfe. Dieses ging ihm zu Herzen und brachte ihn zum Gefühl seiner Verantwortlichkeit vor Gott. Nach etlicher Zeit gewann er die Ueberzeugung, ihr Fall sei eine Art dämonischer Besessenheit; dieses erhöhte sein Interesse, er betete oft und ernstlich für sie und mit ihr, und während sie einmal in einem solchen Anfall allem Anschein nach bewußtlos dalag, gebot er ihr, die Hände zu falten und zu rufen: „Herr Jesus, hilf mir; denn," sagte er, „wir haben nun lange genug gesehen, was der Teufel thun kann, jetzt wollen wir auch sehen, was Jesus zu thun im Stande ist." Plötzlich richtete sie sich auf, rief den Namen Jesu an und der Anfall war vorüber. Dies war ein Wendepunkt in seinem Leben; denn auf solch merkwürdige Weise so zu sagen in einen Zweikampf mit dem Satan geführt, fühlte er nun, er müsse ihn um jeden Preis fortsetzen und entweder siegen oder sterben. Nach einer kurzen Zeit der Ruhe folgten neue und heftigere Anfälle, in denen Gottliebin's ganzer Körper angegriffen wurde und sie Reden hervorbrachte in Stimmen, die der ihrigen ganz unähnlich waren. Zwei seiner Gemeindeglieder standen ihm während dieser ganzen Prüfungszeit getreulich zur Seite und unterstützten ihn in seinem Gebet und seinem Glauben. Bei Tag und bei Nacht wurden diese Drei zu der Kranken gerufen und sie gebrauchten ohne Ausnahme als einziges Heilmittel das gläubige Gebet im Namen Jesu, welches sich auch stets kraftvoll genug erwies. Während einer anderen Ruhezeit von etlichen Wochen erholte sie sich so weit, daß sie umhergehen konnte; aber im August 1842 kehrte das Uebel mit doppelter Heftigkeit zurück. Blumhardt fühlte sich versucht, den Kampf als hoffnungslos aufzugeben, wurde aber wieder angetrieben, im Vertrauen auf den, der Gebete erhört, fortzufahren, indem er sich tröstete: „Der Herr wird gewähren, was er verheißen hat." Nicht lange darnach hatte Gottliebin eine schreckliche Nacht, in welcher sie mehrere Mal Selbstmord begehen wollte; aber wieder siegte das Gebet, bis zum folgenden Abend war sie hergestellt und eins der schlimmsten Symptome ihrer Krankheit von der Zeit an verschwunden. Doch nach etlichen Ruhewochen folgte abermals ein heftiger Kampf, bei welchem Blumhardt für viele Tage aus allen Kräften zum Herrn schrie, daß er, der

alle Dinge aus Nichts geschaffen, doch auch diese Dinge, durch List und Macht des Teufels gewirkt, zu nichte machen wolle. Noch andere ernstliche Krankheiten stellten sich ein, die Gottliebin augenscheinlich dem Tode nahe brachten; ja es hieß, sie läge im Sterben von selbstbeigebrachten Wunden. Eiligst ließ man Blumhardt rufen, aber er warf sich auf die Knie und schrie mit großer Inbrunst zum Herrn und dann, im Glauben stark geworden, sandte er Botschaft: „Gottliebin muß aufstehen und zu mir kommen; im Glauben vermag sie es zu thun." So wurde endlich im Dezember der lange Kampf zum Siege geführt. Am Weihnachtsabend rief sie mit übermenschlicher Stimme in's Freie hinaus: „Jesus ist Sieger; Jesus ist Sieger!" Ein schauerlich heiliges Ehrfurchtsgefühl erregten diese Worte, wie sie so die Stille der Nacht durchschallten, bei Allen, die sie hörten. Aber Gottliebin war damit an Leib und Geist genesen; lebte, an aller Hausarbeit theilnehmend, noch etliche Jahre in der Pfarrwohnung und wurde dann die Gattin des Schultheißen.

Sobald nun die bösen Geister Gottliebin verlassen hatten, begann in Möttlingen auch eine außerordentliche religiöse Auflebung. Während der Predigt am Weihnachtstage über den Lobgesang Maria's (Lukas 2) wurden Viele tief ergriffen, legten dem Pastoren ein Sündenbekenntniß ab und baten um die Versicherung, daß Gott ihnen vergeben habe. Eine ziemliche Anzahl aus der Confirmationsklasse sandten ihm Briefe und bekannten bis dahin verheimlichte Sünden. Am Neujahrsabend erhielt er einen ungewöhnlichen Besuch, indem ein Mann aus der Gemeinde zu ihm ging und ihm bekannte, das Gefühl seiner Sündhaftigkeit habe ihn schon eine ganze Woche lang nicht schlafen lassen; ob Solche, wie er, auch noch Vergebung erwarten dürften. Anfangs war er etwas mißtrauisch, aber als er sich von seiner Aufrichtigkeit überzeugt, kniete er mit ihm nieder zum Gebet. Bald darauf kam er zum zweiten Mal, ersuchte ihn noch dringender um seine Fürbitte und bekannte Sünden, welche Blumhardt in seinem Kirchspiel nicht vermuthet hätte. Für etliche Monate war das Empfangszimmer des Pfarrhauses fast täglich von Morgens sechs bis Abends halb zwölf Uhr mit suchenden Seelen angefüllt, welche nacheinander den Prediger in seinem kleinen Studirzimmer über ihr Seelenheil zu sprechen wünschten. Sogar die Kinder hielten Versammlungen unter sich, in welchen alle der Reihe nach beteten, und bis Ostern hatte sich der Einfluß dieser Auflebung durch das ganze Kirchspiel erstreckt. Ein Freund, der Blumhardt an einem Wochentage nach einem etwas abgelegenen Dorfe begleitete, schreibt darüber: „Sobald die Schulglocke läutete, eilten, obwohl es erst 10 Uhr Morgens war, die Leute mit ihren Karren und andern Geräthschaften vom Felde heim, so daß von den 250 Einwohnern 150 in der Bibelstunde waren. Und welche Freude malte sich auf ihren Angesichtern, welches Licht strahlte aus ihren Augen! Es war das Licht der „neuen Schöpfung", die Freude im heiligen Geist, welche uns aus den sonnverbrannten Gesichtern dieser Männer und Frauen entgegenleuchtete."

Zur selbigen Zeit aber fingen auch die „Krankenheilungen" an, mit welchen Blumhardt's Name so eng verbunden ist; denn Viele empfingen unter seiner Arbeit nicht nur göttlichen Frieden, sondern unerwarteter Weise auch körperliche Gesundheit und in Folge dessen strömten Lahme, Blinde, Schwindsüchtige und sonstige Kranke aus verschiedenen Orten herbei. Ein Bauernknabe kam eines Sonntags drei Meilen weit mit seinem lahmen, verwachsenen Bruder auf dem Rücken; auf dem Heimweg gingen die beiden neben einander, und nicht lange darnach war der Verwachsene gerade und kräftig. Ein junger Mann, als Schwindsüchtiger von den Aerzten für unheilbar erklärt, kam zu seiner Versammlung. Sein glänzendes, freundliches Angesicht bildete einen großen Contrast zu seiner hohlen Stimme. Nach der Predigt zeigte er sich schweigsam, denn ein Pfeil Gottes hatte sein Herz verwundet. „Ich sollte ganz anders sein," sagte er halblaut, und schien seine körperliche Krankheit vergessen zu haben. Reumüthig und still ging er nach dem kleinen Studirzimmer und ehe noch der Abend kam, war er eine „neue Kreatur". Ueberdies kehrte er in guter Gesundheit zu seiner Beschäftigung zurück und ließ die herrlichen Loblieder Gottes nach Herzenslust erschallen.

Als das Consistorium von diesen Ereignissen hörte, verboten sie ihm, Kranke aus anderen Gemeinden zu empfangen, er sollte weder mit ihnen reden noch beten. Eine Zeit lang gehorchte er zwar, doch fanden Heilungen nach wie vor statt schon während seinem einfachen Predigen. Andere feindliche Anschläge wurden gegen ihn gemacht, aber der Herr errettete ihn. Eines Morgens fand man vor seiner Thüre ein Stück beschriebenes Papier des Inhalts, daß der Schreiber in mörderischer Absicht sein Haus betreten und sich unter dem Dach verborgen gehalten habe, um eine günstige Gelegenheit zur Ausführung des Planes abzuwarten. Plötzlich aber sei sein Gewissen erwacht und habe ihn zur Flucht getrieben, ehe er die beabsichtigte That hätte vollenden können.

Die herbeiströmende Zahl der Fremden zu den Sonntagsgottesdiensten wurde so groß, daß die Kirche nicht alle zu fassen vermochte; deshalb ersuchte Blumhardt seine Glieder, diesen ihre Sitze zu überlassen, unter dem Versprechen, daß er

nach der Kinderlehre eine andere Versammlung für sie halten wolle. Sie willigten ein, füllten aber zur selben Zeit den Kirchhof mit ihren Stühlen und nicht selten sah man sie dasitzen im Regen unter ihren Regenschirmen. Jedes Haus in Möttlingen stand diesen Fremden zur Herberge offen, aber viele Frauen mußten sich mit Strohsäcken auf dem Fußboden begnügen und die Männer meistens mit einem Lager auf dem Heuboden oder im Holz. In der Pfarrwohnung stand der Tisch für alle bereit, denen eine einfache Mahlzeit von Suppe, Fleisch und Kartoffeln genügte. Als die Bürger im „Wald" bei einer Gelegenheit in ihrer übergroßen Liebe und ihrem unbegrenzten Vertrauen ihn einstimmig als Abgeordneten zum Reichstage erwählten, gelang es ihm nur mit Mühe, sich dieser unwillkommenen Ehre zu entziehen.

Da die Zahl der Kranken, welche bis zu ihrer Genesung ein Unterkommen bei ihm suchten, beständig zunahm, so daß sein Haus bald viel zu klein ward und die Arbeit in seiner Gemeinde hiermit in Verbindung sich nach und nach als eine zu große Bürde für ihn erwies, fühlte er sich veranlaßt, als Pfarrer in Möttlingen zu resigniren, und kaufte dann mit Hülfe eines Freundes von der Regierung Bad Boll, ein großes Gebäude, nahe einem Schwefel-Brunnen gelegen; wohin er im Jahre 1852 mit seiner Familie übersiedelte.

Dieser Wechsel gab seiner Arbeit ein ganz anderes Gepräge; denn jetzt nicht mehr so viel Pastor als Leiter einer Anstalt, wurde er von Vielen gesucht, die um ihr Seelenheil gänzlich unbekümmert waren und nur körperliche Heilung begehrten, als ob er ein Wunderthäter sei. Aber in solchen Fällen konnte wenig oder nichts geschehen, die meisten von diesen verließen die Anstalt, wie sie gekommen waren und sagten, Blumhardt habe seine Kraft verloren. Sie erwarteten zu viel von seiner Gabe, gesund zu machen, denn sie schauten zu ihm um Hülfe, anstatt auf Gott. Mit nervösen Krankheiten war er bald fertig. Eine Frau, die ihm alle ihre Beschwerden und Symptome umständlich erzählen wollte, unterbrach er bald und sagte: „Liebes Kind, ich habe jetzt gerade keine Zeit. Der Herr segne dich und nehme alle diese Uebel von dir!" Beleidigt — fast böse — verließ sie das Zimmer, aber „diese Uebel" zeigten sich nicht mehr. Eine Andere, die häufigen Anfällen von nervöser Reizbarkeit unterworfen war, ließ ihn nach ihrem Zimmer rufen. Geduldig hörte er sie an und sagte: „Nun, der Herr wird das alles recht machen, ich will ernstlich für dich beten." Damit verließ er das Zimmer. Die Kranke, welche schon so viele Aerzte und Geistliche zu Rathe gezogen hatte, verachtete seine einfache Rede, aber der Paroxismus war fort und kehrte nicht wieder.

Alle Stände des Volkes, von gewöhnlichen Arbeitern bis zu Gliedern fürstlicher und königlicher Familien, sah man neben einander an seiner Tafel sitzen, wo die Unterhaltung stets frei, lebhaft, aber doch im christlichen Geiste gepflogen wurde. Nachdem er seine Zeit am Tage den Kranken gewidmet, besorgte er von 9 Uhr Abends bis 2 Uhr Morgens seine stets zunehmende Correspondenz mit Solchen, die ihn nicht persönlich besuchen konnten, ja sogar mitunter telegraphirten, um in dringenden Fällen seine Fürbitte schnell zu haben. Hier und da wurden seine Geduld und sein Glaube bis auf's Aeußerste geprüft. So fuhr eines Tages eine geschlossene Kutsche nach Bad Boll, und nachdem zwei Personen ausgestiegen waren, sah man etwas unter einer Decke zusammengekauert zurückbleiben. Dieses war ein Knabe von zehn Jahren, ganz nackend, weil er keine Kleider tragen wollte, und eine Sprache führte er, die über alle Beschreibung wild und lästerlich war. Die Mutter blieb mit ihm zurück und ihnen wurde ein geräumiges Zimmer auf dem Hausflur angewiesen.

Blumhardt besuchte ihn häufig, bis der Knabe, dessen Name John war, ihm eines Tages einen solchen Stoß versetzte, daß er längere Zeit daran zu leiden hatte. Darnach übernahm sein Sohn Christoph die Aufsicht und besuchte ihn für lange Zeit täglich drei Mal, ohne jedoch die geringste Aenderung wahrzunehmen. Endlich aber machte John durch das Fenster Freundschaft mit einem Sohn der Gottliebin, welcher ihn mit dem Versprechen von Obst dazu bewegte, Kleider anzuziehen. Zur Belohnung dafür wurde ihm erlaubt, mit seinem Freunde in den Garten zu gehen. Doch es dauerte nicht lange, so fing John an, des Gärtners Sohn zu insultiren und zu mißhandeln, welches diesen in solche Wuth brachte, daß er einen Schlägel ergriff und John bewußtlos damit zu Boden streckte. Der Arzt erklärte, es habe ein Schädelbruch stattgefunden; somit sei nicht mehr zu helfen und der Knabe werde in wenigen Minuten sterben. Aber zwei Stunden lang saßen Blumhardt's schweigend neben ihm, dann zog der ältere sich zurück. Unmittelbar darauf verlangte John einen Trunk Wasser in einem ganz natürlichen Ton. Christoph ging, es ihm zu holen und eilte dann seinem Vater zu sagen: „John ist genesen!" So war es; und schon nach zwei Tagen war er im Stande mit den übrigen Kindern Blumhardt zu begrüßen.

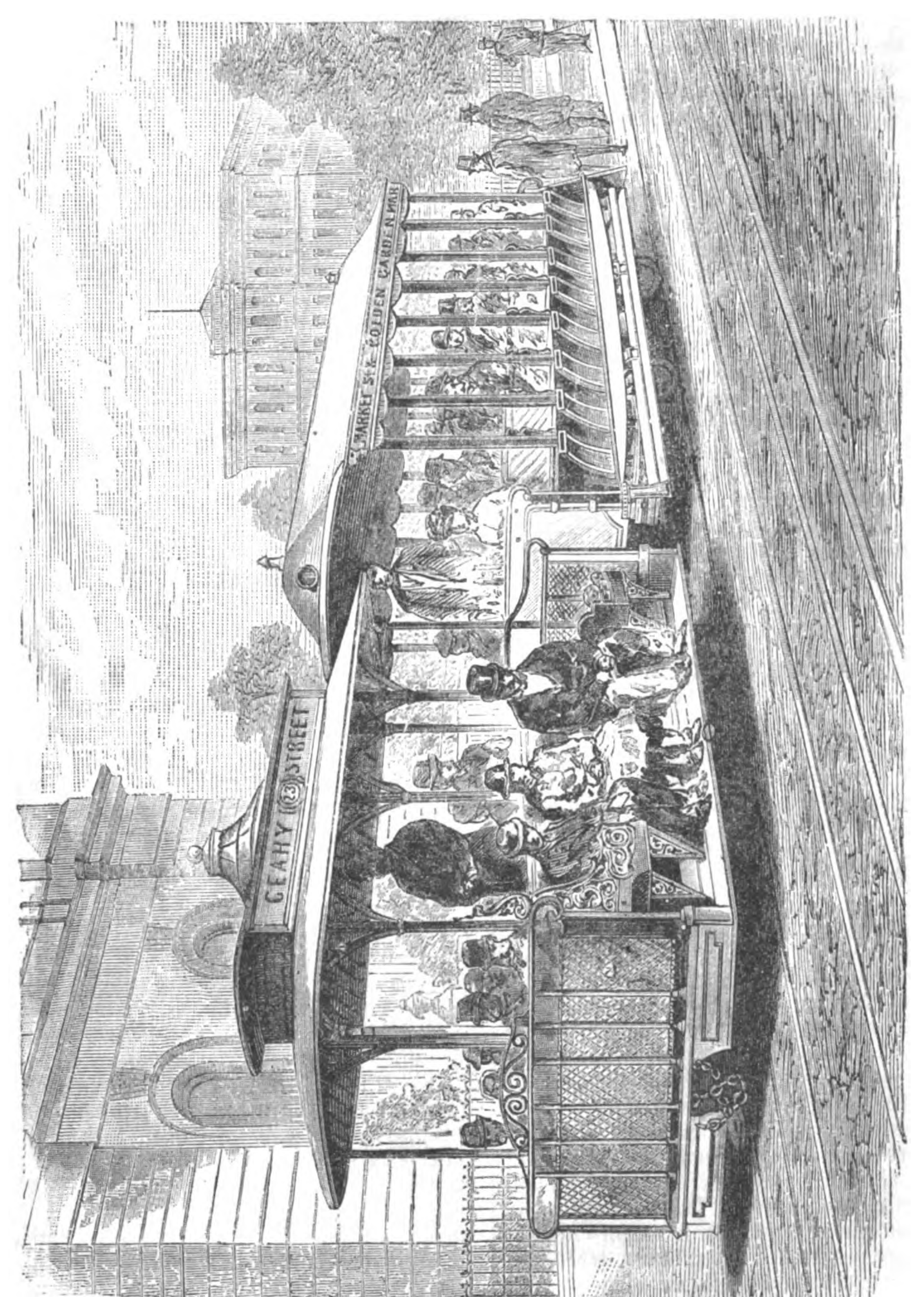
Auch als Autor ist er nicht ganz unbekannt geblieben; denn außer seinen publizirten Predigten, schrieb er ein „Handbuch der Geschichte und Geographie der Missionen", sowie mehrere Gedichte und Gesänge, zu welchen er selbst die Melodien componirte.

Doch endlich nahte auch sein Lebensabend.

Mit dem Anfange des Jahres 1880 schwanden seine Leibeskräfte schnell und trotz seiner wunderbaren Selbstbeherrschung sah man doch deutlich, daß Schmerz und Krankheit sich bei ihm einstellten. Am Sonntag den 15. Februar hielt er seine letzte Predigt über Psalm 27, 7 und 8 und theilte darnach das heilige Abendmahl aus. Am nächsten Samstag stellte eine Lungenentzündung sich ein und doch bestand er darauf, die Bibelstunde am Abend selbst zu leiten über Psalm 46, 1. Diese Anstrengung war jedoch zu viel für ihn und sein Ende nahte nun schnell. Wie er beständig im Leben flehte, so hörte man ihn noch auf seinem Sterbebett, daß der Herr sich aller Menschen erbarmen wolle. Seine Frau lag in einem andern Zimmer selbst so gefährlich krank, daß sie in seinen letzten Augenblicken nicht bei ihm sein konnte und die, welche einander im Leben so theuer gewesen waren, konnten somit im Tode nicht bei einander sein. Seine Söhne segnend, wie ein alter Patriarch, entschlief er sanft und selig im Herrn am 25. Februar 1880.

Die Stellung der Blinden in Japan.

Bis auf die letzte Zeit hatten die japanesischen Blinden nicht wie die unsrigen zu betteln und das Mitleiden der Vorübergehenden zu erregen brauchen, denn sie bildeten eine wirkliche Hierarchie und gelangten zu Ehrenstellen und zu Vermögen. Doktor Northon Whitmer giebt uns in der „Philadelphia Medical Times" interessante Einzelheiten, welche auch in der „Union Médicale" veröffentlicht worden sind, über die Art und Weise, wie die Blinden in Japan es verstanden, sich Renten zu erwerben, indem sie die Leidenschaft ihrer Landsleute für das Kneten und die Nadelpunktirung des Körpers ausbeuteten. In Europa sucht man nach heftiger Anstrengung der Muskeln oder wenn man durch einen langen Lauf ermüdet ist, unmittelbare Ruhe auf und manchmal unterwirft man sich auch einem Douchebade. Dort, in Japan, aber läßt man sich den Leib kneten, welches Geschäft von einem Amna, d. i. einem Blinden, vorgenommen wird. Diese Blinden gehen dort auf den Straßen und öffentlichen Plätzen umher und rufen den Preis eines Knetens mit lauter Stimme aus. Dieses Kneten (massage) hat keinen andern Zweck, als die ermatteten Glieder wieder geschmeidig zu machen, und es wird im genannten Lande auch noch gegen eine Menge von Krankheiten und bei schweren Geburten angewendet — mit einem Worte, das Kneten ist nach den alten Japanesen der „Regulator des Körpers". Die Blinden waren es ebenfalls, welche die Nadelpunktirung betrieben, was in Japan eine sehr alte Sitte ist, und die darin besteht, daß man auf verschiedenen Stellen des Körpers zum Zwecke, Krankheiten zu heilen, mit feinen Nadeln Stiche anbringt. Die Ausübung dieses Nadelpunktirens ist eine vollständige Kunst, denn um sie auszuüben, muß man die Anatomie der oberen Muskeln und ihre Lage genau kennen. Man verlangte deshalb von den Postulanten ein Examen in der Anatomie und eine große Handfertigkeit. Man kann im Museum der Ecole de médecine in Paris einen japanesischen Gliedermann sehen, auf dem mit großer Genauigkeit die zahlreichen Stellen des Körpers angegeben sind, auf denen man die Nadelpunktirung vornehmen kann. Der niederste Titel, den die Examina den Blinden zuertheilten, war der „shibun", welcher ihnen zwei Degen, einen weißen Stock mit einem hölzernen Knopf und bei den Festlichkeiten einen besonderen Anzug zu tragen erlaubte. Auf diesen Titel folgte der „ko-to" oder Musiklehrer. Der Gesetzgeber hatte zweifelsohne vorausgesehen, daß der „shibun" in der Mußezeit seiner Profession als Leibkneter auch noch Musik spielen könnte. Wenn dann der „ko-to" Beweise von seiner musikalischen Kenntniß abgelegt und 5000 Franken entrichtet hatte, wurde er zum „sten-jo" befördert und trat in die Klasse der „berühmten Leute" ein. — Herr Northon Whitmer erzählt, daß ein gewisser Kanava-Kenyia, ein berühmter Mathematiker und großer Bücherkenner, ein in der japanesischen Geschichte rühmlich bekannter Amna gewesen sei. Mit einem wunderbaren Gedächtniß ausgestattet, habe er den Titel, die Seite, den Namen des Verfassers jedwedem angegeben, der ihm einen Satz aus einem der Bücher seiner ungeheuren Bibliothek vorlas. Obschon er blind war, so kannte er doch die Namen, die Gestalt und die Bedeutung des chinesischen Alphabets sehr gut. Und was noch mehr zu verwundern ist, er galt in den Augen seiner Zeitgenossen für einen großen Schriftsteller. Er besaß den Grad eines „so-rohn", und im ganzen japanesischen Kaiserreiche gab es nur — zwei „so-rohn", die der gesammten Hierarchie der Blinden Befehle ertheilten, über die Titel verfügten und die Ehrenstellen und Grade übertrugen. Heutigen Tages ist der Amna seiner Privilegien beraubt. Jetzt darf Jedermann das Handwerk eines Leibkneters betreiben, und wenn die Amnas in Japan, fügt der Berichterstatter hinzu, nicht zahlreiche Anstalten, sie aufzunehmen besäßen, so wären sie schwerlich besser daran, als die Blinden in Europa.



Drahtseil-Straßenbahn. Fig. 1.

Straßenbahnwagen ohne Pferde.

Von Technikus.

Wer schon in Chicago und San Francisco gewesen ist, der hat Straßenbahnwagen gesehen, welche sich ohne Pferdekraft und scheinbar wie von selbst gleichmäßig und ziemlich schnell fortbewegen. Es sind die Drahtseil-Straßenbahnen, und der Dampf ist das „Pferd“.

Das der Anlage zu Grunde liegende Prinzip besteht im Allgemeinen in folgendem: Von einer am Anfangspunkt der Bahn aufgestellten Dampfmaschine wird das zwischen zwei gewöhnlichen Eisenbahnschienen in einer eisernen Röhre unter dem Straßenbahnpflaster befindliche Drahtseil in Bewegung gesetzt. Aus dem auf der obern Fläche der Röhre hinlaufenden Spalt tritt die stählerne Kuppelstange, die mit Hülfe eines eigenthümlichen sinnreichen Mechanismus die Wagen mit dem Drahtseil verbindet, so daß sie mit diesem zugleich fortgezogen werden. Fig. 2 ist eine Seitenansicht der beiden Wagen, welche die Röhre im Längenschnitt und im Innern derselben die Anordnung des Seils sowie die Art der Kuppelung zeigt; in Fig. 3 ist die Röhre mit Drahtseil und Kuppelung im Querschnitt abgebildet. Das aus Stahldraht hergestellte Seil, dessen Länge derjenigen der Bahn entspricht, und das durch ein 1½ Tonnen schweres Gegengewicht die nothwendige Spannung erhält, läuft auf Rollen, die im Innern der Röhre in Abständen von 40 Fuß angeordnet sind. Zur sicheren Führung des Seils in Curven sind horizontale Leitscheiben angebracht, deren Durchmesser zwischen 3,6 und 6,10 Fuß variirt. Die als Motor wirkende Dampfmaschine hat einen Dampfkessel von 4 Fuß Durchmesser und 16 Fuß Länge. Durch die Dampfkraft getrieben, bewegt sich das endlose Zugseil mit einer Geschwindigkeit von 8—10 Meilen in der Stunde von der Anfangsstation aus auf der einen Seite der zweigleisigen Bahn vorwärts, auf der andern Seite rückwärts, wobei auf Steigungen das Eigengewicht der auf dem einen Gleis abwärtsfahrenden Wagen dazu benutzt wird, die auf dem anderen Gleis aufwärtsfahrenden Wagen nach oben zu ziehen.

Damit beim Uebergang von horizontalen Strecken zu Steigungen das Seil nicht gegen den oberen Theil der Röhre schlägt, sind besondere Rollen vorhanden, durch welche dasselbe an den betreffenden Stellen niedergehalten wird. Um das Seil jeden Augenblick auf seine ordnungsmäßige Beschaffenheit prüfen zu können, ist die Einrichtung getroffen, daß dasselbe auf eine gewisse Entfernung frei liegt. Der Längenspalt der Röhre ist etwas seitlich angebracht, einestheils um das Eindringen von Schmutz und Sand in das Innere der Röhre zu verhindern, anderntheils damit der Fuß der Kuppelung über und unter den Rollen hinweggleiten kann und die letzteren zum Zweck der Schmierung leicht zugänglich sind. Die Kuppelung kann erforderlichen Falls vom Lenkwagen aus durch die betreffenden Beamten ausgelöst werden, wodurch das Seil augenblicklich freigegeben wird und so die Wagen zum Stillstand gebracht werden. Außer der durch den Conducteur in Thätigkeit zu setzenden Bremse besitzt jeder Wagen eine selbstthätige Vorrichtung, durch welche im Moment der Gefahr ein Bremsklotz sich auf die Schienen unmittelbar

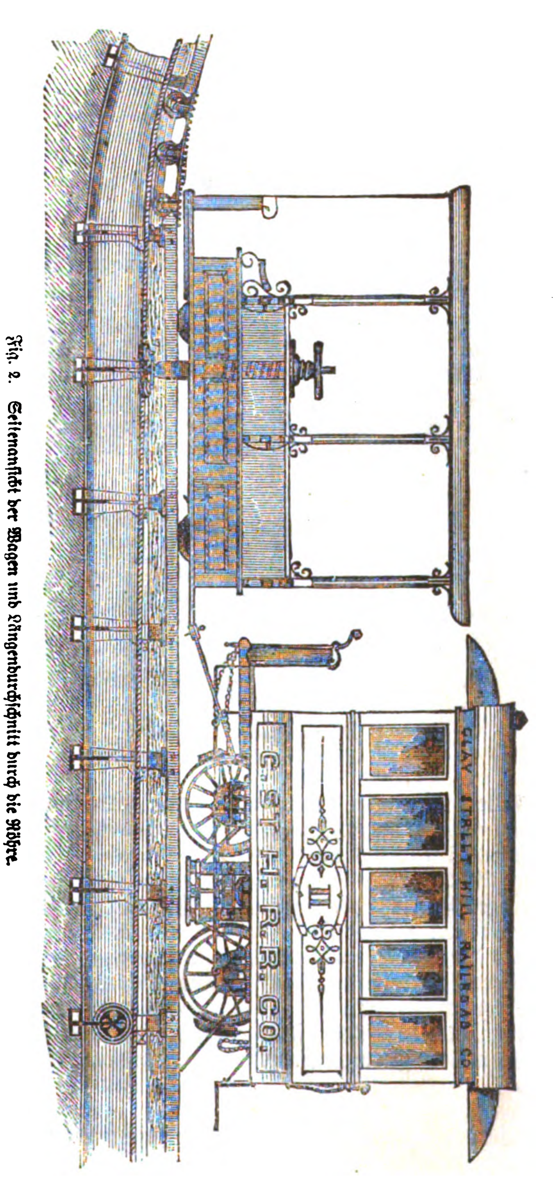


Fig. 2. Seitenansicht der Wagen und Längendurchschnitt durch die Röhre.

unter den Wagen schiebt. Um bei Steigungen das Rückwärtsgehen der Räder zu verhindern, ist eine Sicherung vorgesehen, die im gegebenen Augenblick in den Boden eingreift, beim Abwärtsfahren jedoch selbstverständlich in die Höhe gezogen wird. Sowohl Dampfmaschine als Dampfkessel sind als Reserve für vorkommende

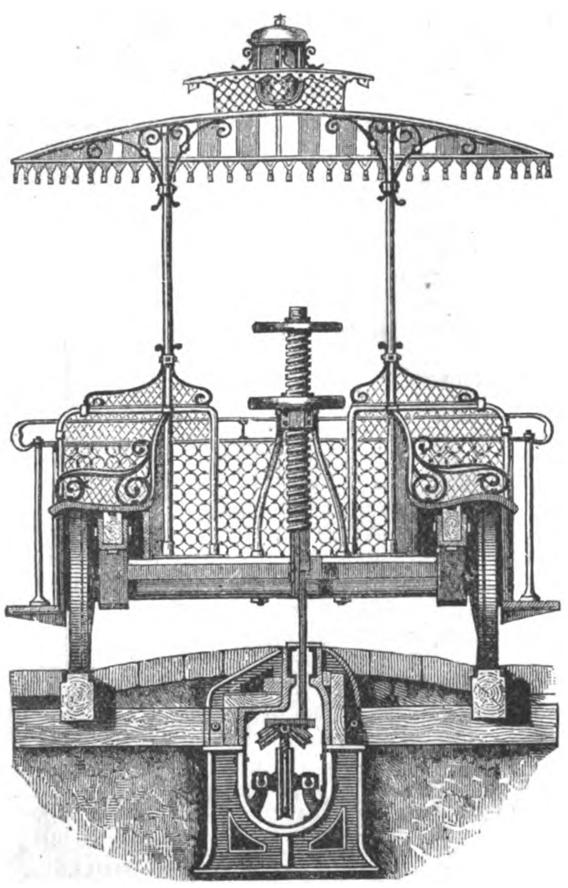


Fig. 3. Querschnitt durch Lenkwagen und Röhre.

Fälle in doppelter Anzahl vorhanden. Obwohl das System der Drahtseilbahnen zu Anfang seines Auftretens ausschließlich für solche Fälle in Betracht kam, in welchen entweder der geringen Breite der Straße wegen für die Transportmittel wenig Raum zu beanspruchen war oder durch die vorkommenden Steigungen der Pferdebahnbetrieb zu sehr erschwert wurde, der Locomotivbetrieb aber aus irgend einem Grund nicht zulässig erschien, so ist doch nach den in San Francisco gewonnenen Erfahrungen das genannte System mit gleichem Vortheil in allen Fällen anwendbar, für welche bisher der Betrieb von Pferdebahnen in's Auge gefaßt wurde, und deshalb sind für den inneren Verkehr dieser Stadt noch weitere Drahtseillinien theils projektirt, theils in Angriff genommen; ja es steht zu erwarten, daß hier in nicht allzu ferner Zeit das Hallidie'sche System die Pferdebahnen ganz verdrängt haben wird.

Für San Francisco werden die Gesammtkosten einer zweigleisigen Drahtseilbahnanlage von 2 Meilen Länge, einschließlich des sämmtlichen Betriebsmaterials auf 210,000 Doll. berechnet, doch darf angenommen werden, daß in andern Städten, wo Materialien und Arbeitskräfte wohlfeiler zu beschaffen und die Bodenverhältnisse günstiger sind, sich die Anlagekosten bedeutend niedriger stellen werden. Abgesehen davon, daß ein von humanitärem Standpunkt vielbeklagter Nachtheil der Pferdebahnen, die Ueberanstrengung der Zugthiere, durch das neue System vollständig beseitigt ist, wird zu Gunsten desselben hervorgehoben, daß die Straßen erheblich geschont werden, vor allem aber, daß der Verkehr weniger Störungen ausgesetzt ist. Im Winter, zu welcher Jahreszeit der Pferdebahnverkehr oft tagelang unterbrochen ist, wird der Betrieb der Drahtseilbahnen weder durch Glatteis noch durch starken Schneefall &c. gehemmt, indem mittelst des zur Verfügung stehenden Dampfes die Röhren erwärmt, somit die umgebenden Eismassen geschmolzen und mittelst des Zugseils Schneepflüge und Bahnräumer ohne Aufwand menschlicher oder thierischer Kraft zu energischer Wirkung gebracht werden.

In unserer Zeit, welche die Forderungen des Verkehrslebens nach jeder Richtung hin zu wahrhaft enormer Höhe gesteigert hat, sollte den in Bezug auf Transportmittel bekannt werdenden Einrichtungen und Erfahrungen naher wie ferner Städte die eingehendste Beachtung geschenkt werden.

Schone die Ruthe zu des Kindes Verderben.

Von J. Bockstahler.

Die Sprichwörter heiliger Schrift sind uns oft dunkel und unverständlich und bedürfen erst der näheren Erklärung, um von uns verstanden zu werden. Nicht so die volksthümlichen Sprichwörter, die als baare Münze unter dem Volke gang und gebe sind. Die bestehen zumeist

in kurzen, sinnreichen, vielsagenden Sätzen, welche der Beobachtung und Erfahrung entstammen, wie z. B. „Das Werk lobt den Meister"; „Ehrlich währt am längsten"; Eine fleißige Hand geht durch's ganze Land" u. s. w. Obiges ist ein englisches und in englischer Sprache viel wohlklingenderes Sprichwort und heißt: „Spare the Rod and spoil the child." Und will eben sagen, wer bei der Erziehung seines Kindes die Ruthe schonet, dasselbe zu des Kindes Verderben thut. Bei der Kindererziehung ist Strenge und Entschiedenheit oft sehr wohl angebracht, weil eben die Kinder nichts lieber thun, als was sie nicht sollen, und nichts ungerner, als was ihnen befohlen wird.

Die Kindererziehung ist eine Aufgabe von unendlicher Wichtigkeit, aber zugleich eine Aufgabe, die nur von wenigen recht verstanden wird.

Es ist schon viel gesagt worden über angeborene Geistesgaben und Ideen. Dem mag da sein wie es will. Eins aber ist dem Kinde von Geburt aus eigen, und das ist Thätigkeit. Unwillkürlich bewegt das Kind Hände und Füße, nur um thätig zu sein. Später hüpft es in der Mutter Schoos und triumphirt über die That. Und wenn es endlich gelernt hat, auf dem Fußboden herumzukriechen und Alles in seinem Bereich in Unordnung bringt, so folgt es nur einem angeborenen Naturtrieb. Nach einigen Jahren geht dieser Trieb der Thätigkeit in ein neues Stadium über und das Kind begehrt Beschäftigung; es möchte etwas thun. Das kleine Töchterlein möchte auch, wie die Mutter, Teig kneten und Brod backen; es begehrt Nähzeug, um, wie es die Mutter thun sieht, zu nähen. Aber wie oft werden da die Kleinen barsch abgewiesen: „Gehe hin und setze dich und sehe, ob du fünf Minuten ruhig sein kannst"; „gehe hin und zähle deine Finger" 2c. Man muß Kindern Beschäftigung geben und diese Beschäftigung muß ihrer Fähigkeit und ihrem Geschmack einigermaßen entsprechen. Sie darf nicht zu anstrengend sein und sollte öfter gewechselt werden, um das Kind nicht zu sehr zu ermüden und langweilen. Eine zweite Gabe im Kinde ist Wißbegierde. Des Kindes ersten Erforschungsreisen in der Stube, wo es die ihm vorkommenden Gegenstände nicht nur betrachtet, sondern auch befühlt, und wenn genießbar, kostet, sind übereinstimmend mit dem Triebe, alles zu erfahren von der Welt in der es lebt. Es fängt an, Fragen zu stellen über Dinge, welche selbst ältere Leute in Verlegenheit bringen. Und wie werden solche Fragen beantwortet? Zu häufig werden sie nur belacht oder durch eine irreleitende Antwort abgewiesen, oder ihm kurzweg gesagt: „Kinder soll man nur sehen, aber nicht hören."

Ich weiß von keinem System, das auf eine so herrliche Weise die Mittel in sich vereinigt, um diese zwei Triebe, den Trieb nützlicher Beschäftigung und den der Wißbegierde, zu nähren, als das durch Fröbel entdeckte Kindergarten-System. Dieses System ist den verschiedenen Entwickelungsstufen des Kindes sehr angepaßt. Es bietet eine große Verschiedenheit des Materials, um ein Kind zu beschäftigen: Papier, aus welchem Matten verfertigt werden, das auf eine elegante Weise zusammengelegt, nach leicht zu erlernenden Formen ausgeschnitten, dann entfaltet, nach symmetrischem Plan arrangirt, durchlöchert und gestickt wird u. s. w.; Klötzchen, womit Häuschen aufgesetzt werden; Lehm, um zu modeln und Griffel und Tafeln, um zu malen. Um gegen Verwirrung zu schützen, wird dem Kinde von dieser Fülle von Allerlei nur ein geringer Theil zur Zeit gegeben, indem darauf gesehen wird, daß die Arbeit gut gemacht, die Holzklötzchen richtig zusammengestellt und das Papier sorgfältig gefaltet wird. Es wird Sorge getragen, eine Arbeit bei Seite zu legen, ehe sie langweilig wird, doch wird darauf gedrungen nach angemessenem Zwischenraum wieder zur begonnenen Arbeit zurückzukehren, daß nicht endlich eine angefangene Arbeit unvollendet liegen bleibe. Dadurch sollen die Kleinen zur harmonischen Thätigkeit erzogen werden. Eine solche Thätigkeit wird nach Belieben Arbeit oder Spiel genannt.

Eine dritte Gabe des Kindes ist unerschütterliches Vertrauen in Eltern und Lehrer als von Gott bestimmten Führern. In manchen Fällen wird ein solches Vertrauen gar bald erschüttert, obwohl das Kind daran festhält, so lange es kann. Wenn einem Kinde dieses Vertrauen geraubt ist, so ist es in der That beraubt. Von seiner Jugend redend, sagt Herr Ruskin: „Wie ein Schiff seinem Steuerruder, so folgte ich dem Wort oder dem gehobenen Finger meines Vaters und meiner Mutter; nicht nur ohne ihnen zu widerstreben, sondern ihr Wort war mir wie ein Lebensbedürfniß. Wie das Gesetz der Schwere im Hüpfen, war mir ihr Wort als ein Gesetz der Nothwendigkeit zu jeder sittlichen That. Mein Glaube an ihr Wort war bald vollkommen, denn es wurde mir nie etwas versprochen, das ich nicht erhielt, mit keiner Strafe mir gedroht, die mir nicht zu Theil wurde und nie etwas gesagt, das nicht wahr war." Es ist ganz in Ordnung zu fragen, wie viel religiöse Zweifelsucht und Unglaube bei erwachsenen Personen zurückzuführen sind auf die Erschütterung des Vertrauens in der Jugend.

Eine vierte Gabe ist eine starke Empfindung bei Lob und Tadel. Durch nichts wird ein Kind so mächtig angespornt, um in der rechten Richtung voran zu gehen, als durch das Gefühl, daß es der Eltern oder des Lehrers Erwartung entspricht und ihr Wohlgefallen erntet. Durch nichts wird es so sehr vom verkehrten Pfade zu-

rückgehalten, als durch die Furcht vor dem Tadel, der meistens in viel größerem Maße gespendet wird, als das Lob.

Wiederum wird dem Kinde mit klarem Kopfe, dem das Lernen eine leichte Sache ist, ein reiches Lob gespendet, während das weniger begabte Kind, dem das Lernen eine schwerfällige Sache ist und vielleicht mehr Fleiß anwandte, als ersteres, keine Anerkennung findet, oder gar getadelt wird, wodurch letzterem Unrecht geschieht und es entmuthigt wird. Um einen rechten Wetteifer zu wecken, wird oft in einer Familie jedes Kind recht angespornt, sein Aeußerstes zu thun, um den Bruder oder die Schwester zu übertreffen; in den Volksschulen ist kein Ziel gesetzt mit einer bestimmten Belohnung für Alle, welche jenes Ziel erreichen, sondern die ausgesetzte Belohnung wird dem besten Schüler. Die Folge hiervon ist, daß der Schüler sich ebenso viel freut über seines Mitschülers Mißlingen, als über seinen Sieg. Und so in der Sonntagschule, wer das meiste Missionsgeld bringt, erntet Lob. Es kann nichts geben, wodurch der Giftpflanze der Selbstsucht größerer Vorschub geleistet wird, als gerade dadurch. Ich denke oft, wenn der Himmel nur denen, die den größten Erfolg haben, zugesagt wäre, so wäre es mehr nach dem Sinn Christi auf die Seite zu treten, um einem Andern den Vorzug zu geben.

Christliche Eltern sollten beherzigen, daß Wetteifer keines der Motive ist, welche durch Christum, dem größten aller Lehrer, gelehrt und empfohlen wurden.

Als fünfte und letzte Gabe möchte ich anführen, des Kindes natürliche Lebendigkeit und Scherzhaftigkeit, an welchen es mit bewundernswürdiger Zähigkeit festhält. Denn es ist einmal zum Frohsinn geboren, das ist sein Element, denn auf junge Schultern lassen sich keine alten Köpfe setzen. Einen Fluß kann man wohl in seinem Bett halten, aber nicht abdämmen, denn dann würde er nur rechts oder links ausbrechen und Schaden anrichten. So darf man auch der Jugend nicht alles entziehen und verbieten. Nur muß man auf der Hut sein, um den jugendlichen Frohsinn und jugendliche Heiterkeit und Freude im rechten Geleise zu halten, um nicht zu strenge und nicht zu nachgiebig zu sein. Denn durch die unmäßige Strenge — und viel häufiger sind Eltern und Erzieher unmäßig strenger, als sie meinen zu sein — wird endlich das Kind wie ein aufgedämmter Strom ausbrechen, auf schlaue Pläne sinnen, um sich der Strenge der Eltern zu entziehen und auf diesem Wege häufiger dem Verderben anheimfallen, als durch zu große Nachgiebigkeit. Viele Eltern erweisen sich zu nachgiebig, ja unverzeihlich gleichgültig, indem sie ihren Kindern die Nachtschwärmerei gestatten. Wie oft treiben sich die Kinder in den Städten bis Nachts 10 und 11 Uhr lärmend auf den Straßen umher. Da ist es, wo bei vielen Kindern durch „die Pestilenz, die im Finstern schleichet“, der Grund zu ihrem moralischen Verderben gelegt wird; da ist es, wo Kinder oft in Ausschweifung und Lüderlichkeit gerathen. Die Schuld aber ruht auf den Eltern, die sich nicht bekümmern, wo ihre Kinder sind und was sie treiben.

Aber ist denn die Ruthe nie zu gebrauchen, ist Strafe nie nothwendig? Gieb dem Kinde immer nützliche Beschäftigung, befriedige seine Wißbegierde durch Gerichte nützlicher Kenntnisse, welche auf eine appetitliche, leicht verdauliche Weise zubereitet sind; erhalte dir sein Zutrauen durch Wahrheitstreue; erwäge wohl alle Aeußerungen von Lob und Tadel; laß deine Kinder recht munter und fröhlich sein und du wirst finden, daß die Nothwendigkeit sie zu strafen, auf ein Minimum reducirt wird. Aber da du dir von dem Kinde unfraglichen und unverzüglichen Gehorsam zu sichern hast, so trage nie Bedenken, einen geplanten und absichtlichen Ungehorsam zu bestrafen; doch vergesse nicht über dich selbst zu wachen, damit du keine Züchtigung im Zorn ertheilst.

Salomo sagt: „Wer seiner Ruthe schonet, der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald.“

Wenn das Kind erkennt, daß die ertheilte Strafe selbst das Elternherz schmerzt, Eltern aber aus Pflichtgefühl nie zurückschrecken, die Strafe zu ertheilen, wenn das Kind sie verdient hat, so wird es die Schönheit und Erhabenheit der elterlichen Gebote schätzen und lieben lernen.

Zwischen solchen Eltern und ihren Kindern wird sich bald ein gegenseitiges Mitgefühl entwickeln, das Kind fühlt für die Eltern, welche die Züchtigung ertheilen müssen und die Eltern fühlen für das Kind, welchem die Züchtigung ertheilt werden muß.

Indem die Jahre verschwinden und das Kind zu alt wird, um die Ruthe anzuwenden — und ein Kind nach obigen Vorschriften erzogen, wird gar bald dieses Alter erreichen — so werden andere Maßregeln, wovon die Ruthe nur ein Vorbild ist, dieselbe überflüssig machen, die Liebe zu den Eltern aber wird inniger und herzlicher, bis das Kind endlich lernt sich selbst zu beherrschen, wodurch das Elternherz beglückt und erfreut wird.

Wintermahnung.



Rings ruht so stumm und stille
In weiße, weiche Hülle
Gebettet Wald und Feld;
Von den entlaubten Höhen
Des Winters Winde wehen,
Sonst schweigt die ganze, weite Welt!

Die Bäume steh'n entblättert,
Von Wintersturm durchwettert,
Auf öder, kahler Flur;
Aus grauer Wolkenschichte
Schaut mit gedämpftem Lichte
Die trübe Wintersonne nur! —

Schon webt der Dämm'rung Schleier
Sich leise um's Gemäuer
Des Kirchleins dort, beiseits
Der schneebedeckten Hütten
Des Dörfleins, wo inmitten
Des Friedhofs einsam ragt ein Kreuz.

Verstehst du, Herz, sein Mahnen,
Wenn Winters Todesahnen
Dir durch die Seele zieht? —
Es redet von dem Leben,
Das, weil von Gott gegeben,
Kein Winterhauch des Tods verweht!

P. H.

Auffi und abi.

Bekanntlich war die Gemahlin des Großherzogs Ludwig III. von Hessen, Mathilde, eine Tochter des Königs Ludwig von Baiern. So lange die Großherzogin lebte, kam der König — besonders wenn er im nahen Aschaffenburg residirte — öfter nach Darmstadt oder auch in's sogenannte Fürstenlager bei Auerbach, einem reizend gelegenen Städtchen an der Bergstraße, um seine Tochter und deren Gemahl zu besuchen. Der König war dann meistentheils sehr heiter und vergnügt und wußte sich in seiner lebhaften Weise gut zu unterhalten. Gelegentlich einer Familientafel erzählte er ein kleines Abenteuer, das ihm in München mit einer Schildwache begegnet war.

Der König ging nämlich im englischen Garten spazieren und traf weit draußen an einer einsamen Stelle auf eine Schildwache, welche, als sie Jemanden kommen sah, schleunigst etwas in den Waffenrock schob. Auch blickte der Soldat mißtrauisch auf den Spaziergänger. Da dieser aber in Civilkleidern, entwölkte sich die Stirn des biedern Kriegers bald wieder, und er sagte gemüthlich zu dem Unbekannten:

„Na, Sie hob'n mich schön erschreckt, Herr!"

„So," sprach der König im Münchener Dialekt, „hoben's S' denn vielleicht a bös G'wiss'n?"

„No, dös grad net," antwortete der Soldat, „aber schau'n S', i bin erst ganz kurz hier in München und kenn no Niemand. Un der König

thut manchmal do 'rausspazieren. No hob' i grad wos g'essen, dös darf der Soldat auf Wacht net, un do hob i's glei' unter die Jacken do geschob'n. Aber jetzt ess' i glei' weiter, denn 's is wos zu Gut's un 's wird jo net wieder Aaner komme, was manen S'?"

„Ich glaab net!" antwortete der König. „No sagen S' aber a mol, wos hob'n S' denn Gut's z'essen?"

„Wissen S' wos, roth'n S' amol," antwortete die Schildwache.

„No," meinte der König, „vielleicht hoben S' aan Schweinsbrot'n?"

„Jo, Schweinsbrot'n! dös is wos Gut's, aber so hoch steig i net; abi!"

„Hob'n S' vielleicht aan Kalbsbrot'n?" fragt der König weiter, den die Treuherzigkeit des Soldaten höchlich amüsirte.

„Is aa wos Gut's, aber abi sog i, roth'n S' weiter!"

„Vielleicht aan Schinken?"

„Schink'n loß i mir schon g'fallen a, aber heut net; abi!"

„Do hob'n S' gewiß aan Schweizerkaas!"

„O geh'n S' mit Ihrm Schweizerkaas?" lachte der Soldat, „was i hob, is viel besser, aber abi, sog' i!"

„No, do hob'n S' vielleicht gar a Radi!" rief der König belustigt.

„I natirli, fast geroth'n, aber zwoa Radi san's; den oanen hob i schon g'gessen, un den andern hob i noch; vielleicht kann i dienen! No nur zug'griffen un net schenirt."

„Dank vielmol," sagte der König, „loss'n S' sich die Radi gut schmecken, i muß jetzt zum Mittagessen un will mir den Appetit net verderben, adje!"

Als der König ein paar Schritte gemacht, rief die Schildwache, welche munter den Rest des ersten Rettig verzehrt hatte, auf einmal: „Sie! hören S' doch amol!"

Der König wandte sich um.

„Woll'n S' net so gut seen un mir sag'n, wer Sie san? Sie war'n so freundlich, da möcht i doch a wisse, mit wem i denn die Ehr' g'habt hab'?"

„Do bleibt nix anderst übrig, als daß S' nach roth'n," sagte der König. „Sie hob'n mich aa roth'n loss'n."

Die Schildwache biß kräftig in den zweiten Rettig, sah den König scharf an und sagte: „Nu, Sie san vielleicht an Kanzlist oder so was?"

„A Kanzlist is wos ganz Schöns, aber höher auffi!"

„Do san Sie am End goar 'n Herr Assessor?"

„Is aa wos ganz Schöns, aber auffi?"

„So san Sie am End goar 'n Herr Direktor?"

„Dös loss' i mir aa g'fall'n," sprach der König; „so 'n Herr Direktor is ganz wos Schönes, aber auffi, sog i!"

„Die G'schicht g'fällt mer," sprach die Schildwache, „un i freu' mi, daß i de' Ehr' hob', so 'n hoh'n Herrn kenn'n z'lerne: drum will i jetzt aber amol was tüchtiges roth'n: Sie san g'wiß 'n Herr Excellenz?"

„Is wos recht Schön's, aber i sog Ihnen auffi!"

„Do — san Sie am End goar der König?" — rief der Soldat und riß die Augen weit auf.

„Richti geroth'n!" antwortete der König.

Der Soldat rief verblüfft: „Do holt'n S' nor glei mol den Radi, daß i präsitir'n kann!"

Der König that's, die Schildwache präsentirte — und vergnügt schieden beide von einander.

Zeitbilder aus Deutschland.

1. Die Lutherfeier.

Könnte man Mitte November eine Correspondenz aus Deutschland schreiben, ohne der Lutherfeier zu gedenken? Unmöglich. Aber wie soll man diese beschreiben? Am bequemsten wäre es, einige Zeitungen in „Haus und Herd" zum Abdruck zu bringen mit einer Unmasse von Berichten aus Städten und Dörfern über die Feier des Luthertages. Aber das wäre doch etwas langweilig. Wir wollen's kürzer machen. Wo Evangelische wohnten, da wurde Luther's Geburtstag gefeiert. Das ganze protestantische deutsche Volk, von seinem Heldenkaiser bis herab zum geringsten Bäuerlein, Alt und Jung feierte mit großer Begeisterung den Tag, an dem vor 400 Jahren der Reformator das Licht der Welt erblickte. Auch die Katholiken ließen ihn nicht gleichgültig vorübergehen. Im „Raphael" von Regensburg und anderen Blättern machte man den Vorschlag, den 10. und 11. November als Sühnungs-, Buß- und Bettag zu begehen. Am 3. November sollte auf Anregung katholischer Männer und unter Gutheißung der geistlichen Behörde eine große Gebetsvereinigung aller katholischen Kinder in Deutschland in's Leben treten. Die Kinder vereinigen sich, heißt es, um für Deutschland und die Wiedervereinigung Aller in der einen wahren Kirche zu beten. „Wie," möchte man fragen, „quillet auch aus einem Munde süß und bitter?" Erst die Ketzer verfluchen, und dann die Kinder

für die Ketzer beten lassen! Gegen das Gebet der Kinder haben wir nichts einzuwenden. Gott erhört Gebet freilich nicht immer in der Weise der unverständigen Beter, aber nach seinem heiligen Liebesrath. So mußten Freunde und Feinde dem Bergmannssohne von Eisleben ihren Tribut darbringen, die einen ihn als den „Befreier“ und „Reformator“ verherrlichend, die andern sich vor ihm als dem leibhaftigen Gottseibeiuns bekreuzend.

Nun, es war ein großartiges Fest, welches das evangelische Deutschland, ja die ganze protestantische Christenheit in den letzten Tagen gefeiert hat, ein gewaltiges Zeugniß von der Einheit des Geistes in der Mannigfaltigkeit der kirchlichen Gemeinschaften. In unzähligen Zeitungsartikeln und in mehr als 700 Festschriften war es vorbereitet worden. Freilich, „gemenschelt“ hat's stark bei diesem Feste. Tausende, die auf dem Markte in den einzigen, großartigen Hymnus einstimmten: „Ein feste Burg ist unser Gott,“ haben kein Verständniß für Luther's im lebendigen Glauben wurzelnde Persönlichkeit. An begeisterte Reden und Predigten schlossen sich Fackelzüge und Commerse. Da läßt man wohl Luther hochleben beim schäumenden Glase, man redet von Einheit und Toleranz, aber vergißt das Beten und Bußethun, den Glauben und die Liebe. Protestantenvereinler und Orthodoxe redeten nach einander von derselben Kanzel, aber man kann doch den protestirenden Luther nicht von dem bekennenden trennen. Ist es uns nach dem, was wir gesehen und gehört, auch nicht möglich zu glauben, daß die Lutherfeier der Anfang einer allgemeinen religiösen Erweckung ist, so ist doch manches gute Saatkorn ausgestreut worden, das sicherlich nicht verloren ist. Eine Lutherstiftung zur Unterstützung von Pfarrers- und Lehrerskindern ist begründet worden, welche in ähnlicher Weise wie der Gustav-Adolf-Verein organisirt werden soll. Die kirchenarmen Städte Berlin und Leipzig sollen Lutherkirchen erhalten*), u. s. w. Auch freuten wir uns über manch kräftig Wort, das den Massen zugerufen wurde, die am 10. und 11. November sich einmal an ihr Christenthum erinnerten. So schloß ein altgläubiger Redner, der nach einem liberalen Geistlichen auftrat, seine Ansprache etwa mit den Worten: „Nach Canossa gehen wir nicht! Fürwahr, das ist ein großes Wort, welches unser größter Staatsmann ausgesprochen hat. Wir Alle sagen mit ihm: „Nach Canossa gehen wir nicht!“ Aber wohin sollen wir denn gehen? Du, o Herr, hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Ja, das ist's. Vom Protestiren, vom Verneinen wird Niemand lebendig. Unser Volk muß zu Jesu zurückkehren, zur lebendigen Quelle, welche Wassers die Fülle hat, sonst gleichen die Luthertage dem schönen Glanze des Herbstes, der in dürrem, fallendem Laub eine kurze Stunde spielt, um dann von dem weißen Leichentuche des Winters zugedeckt zu werden.

Am 12. November ging beim Verlage des Traktathauses in Bremen eine Postanweisung mit fünfzig Mark ein, als Beisteuer zum Bau einer Kapelle in Sachsen. Die Gabe kam von einem „Lutheraner“, der dazu bewogen wurde, „dieweil die Methodisten auch Luther's Geburtstag feierten und bessere Lutheraner seien, denn die sich also hießen.“ Gott fülle die Methodisten Deutschlands mit Luther's Glauben, mit Wesley's Liebe und Whitefield's Eifer, dann werden sie ein Segen sein für das Vaterland.

*) Freilich sind für Berlin bis zum 31. Oktober erst Mk. 66,000 eingegangen, den Verhältnissen nach eine geringfügige Summe.

2. Vagabondenthum und Arbeiterkolonien.

Wie kommst du vom Lutherfest auf's Vagabondenthum zu sprechen, lieber Freund? Das sind doch zwei Dinge, die himmelweit von einander entfernt sind. Nun, einmal, weil ich schon längst über diesen Gegenstand zu schreiben gedachte, aber es wollte sich bisher nicht so recht schicken und fügen, darum ich denn eben die Gelegenheit beim Schopfe nehmen mußte; zweitens aber ist der Gedankensprung durchaus nicht so furchtbar, wenn ich den geneigten Leser und die freundliche Leserin daran erinnern darf, daß Luther von dem wahren, rechtfertigenden Glauben gesagt hat: „O es ist ein lebendig, schäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fraget auch nicht, ob gute Werke zu thun sind; sondern ehe man fraget, hat er sie gethan und ist immer im Thun.“ Die Arbeiterkolonien aber, welche das Vagabondenthum bekämpfen wollen, sind eine Frucht dieses in der Liebe thätigen Glaubens. Nach dieser Motivirung sei es mir nun erlaubt zu bemerken, daß der Bettel und die Vagabondage bei uns zu einer wahren Landplage geworden sind. Mit statistischen Angaben kann ich leider nicht dienen. Allein im Großherzogthum Baden, welches eine Bevölkerung von 1,570,120 Seelen hat, wurden im Jahre 1881 von den Orts- und Landarmenverbänden 39,041 Personen mit einem Aufwand von nahezu 6 Millionen Mark unterstützt, abgesehen von den Gaben, welche die private und Vereins-Liebesthätigkeit zur Linderung der Noth der Armen spendet. Das ist ein Anhaltspunkt für die Berechnung, wie groß die Armuth in ganz Deutschland ist. Neben und außer diesen Ortsarmen, die den Gemeinden und dem Staate zur Last fallen, sollen aber jahraus jahrein

200,000 Vagabonden in unserem lieben Vaterlande arbeitslos umherstreifen! Angenommen, daß jeder täglich nur 50 Pfg. durch „Fechten“ erwirbt, so macht das für's Jahr die ganz respektable Summe von mehr denn 36 Millionen Mk. Welch ein Verlust für unsern nationalen Wohlstand an Kapital und Arbeitskraft! Wie groß aber ist der Schade, den diese armen Jünglinge und Männer an Geist, Seele und Leib erleiden, die also bettelnd umhertreiben! Es sind nicht lauter Schnapsbrüder, arbeitsscheues Gesindel. O nein, viele sind ohne eigene Schuld arbeitslos geworden, auf die Wanderschaft getrieben worden, abgerissen und allmählich immer weiter heruntergekommen, vielleicht in den Herbergen an den Branntwein gekommen, so daß es nun auch ungemein schwer für sie ist, Arbeit zu finden. Viele würden gerne eine helfende, rettende Hand ergreifen, wenn sich irgendwo eine solche ihnen bieten möchte.

Da lebt in Bielefeld ein vortrefflicher Mann, Pastor Bodelschwingh, bekannt durch seine mancherlei Anstalten auf dem Gebiete der inneren Mission. Diesen guten Mann, der ein Herz hat für alle Elenden, für die Epileptischen, Blödsinnigen u. s. w., jammerte auch das Elend der vagabondirenden Handwerksburschen. An ihnen Samariterliebe zu üben, gründete er die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf bei Bielefeld. Etwa 3 Stunden von dieser Stadt, in der Senne, einer Sandebene, liegt die Kolonie, abseits von den großen Straßen und dem Verkehr, in tiefer Einsamkeit. Dort wurden nach und nach drei Bauernhöfe erworben und die herumstreifenden, arbeitslosen Leute, die ein ehrliches Verlangen haben, wieder ordentliche, rechtschaffene Menschen zu werden, eingeladen, nach Wilhelmsdorf zu kommen. Da fänden sie Arbeit, da würde ihnen die Rettershand gereicht, daß sie wieder in die Gesellschaft zurückkehren könnten. Hunderte kamen. An Arbeit fehlte es dort nicht. Denn dem Sandboden muß der Ertrag sehr mühsam abgerungen werden, so daß dort Einer wohl lernen kann, im Schweiße seines Angesichts sein Brod zu essen. Dazu ist kein Wirthshaus in der Nähe, so daß auch die Verführung durch Verlockung und Vorspiegelung fremder, böser Menschen fast ganz ausgeschlossen ist. Die Aufsicht ist eine freundliche, gewinnende. Um dem Neueintretenden den Uebergang zu erleichtern, muß er bei seiner Ankunft ein Bad nehmen, seine alten Kleider werden einem gründlichen Reinigungsprozeß unterworfen, er selbst erhält, wenn er aus dem Bade kommt, neue Kleider, in denen er sich wieder einmal so wohl fühlt, wie vielleicht seit Jahren nicht. Die ersten vierzehn Tage arbeitet er nur für die Kost, dann erhält er täglich fünfundzwanzig Pfennig, nach weiteren vierzehn Tagen steigt sein Lohn auf vierzig Pfennig und noch höher. Nach drei Monaten sind die ihm bei seinem Eintritt übergebenen neuen Kleider, ein Arbeits- und ein Sonntags-Anzug, abverdient und sein Eigenthum.

In der Kolonie herrscht, wie nicht anders zu erwarten, christliche Hausordnung, regelmäßige Morgen- und Abendandacht, Tischgebet, und wenn der Sonntag kommt, gehen die Evangelischen nach Kraks und die Katholiken nach Friedrichsdorf zur Kirche. Eine Bibliothek bietet für die übrigen Stunden Stoff zur Unterhaltung, Belehrung und Erbauung.

Wilhelmsdorf hat bereits gute Resultate erzielt. Vom 1. Dezember 1881 bis 31. März 1883 sind 732 Vaganten aufgenommen worden, darunter 220 Arbeiter ohne ein bestimmtes Gewerbe, 39 Bäcker, 39 Schlosser, 33 Maler, 22 Tischler, Schuhmacher, Schneider, Fleischer, kurz fast alle Handwerke waren vertreten, aber auch Kaufleute, Kontoristen, Techniker, Lehrer hatten hier Zuflucht gesucht. 515 davon waren wieder entlassen worden und von diesen hatten 407 durch Vermittelung des Vorstandes anderwärts Arbeit erhalten. Sicherlich ist es etwas Großes, in einem so kurzen Zeitraum 407 in den besten Jahren stehende Männer von dem Vagabondenleben gerettet und in lohnende Arbeit gebracht zu haben. Viele Dankbriefe sind von ehemaligen Zöglingen in Wilhelmsdorf eingegangen, und viele Arbeitgeber haben sich anerkennend über die Kolonisten ausgesprochen, die nach ihrer Entlassung bei ihnen eingetreten sind.

Nachdem dieser erste Versuch gelungen, sind in verschiedenen Gegenden Deutschlands Arbeiterkolonien zum Theil schon gegründet worden, zum Theil noch im Werden begriffen, in Schleswig-Holstein, Hannover, Sachsen, Hessen u. s. w. Pastor von Bodelschwingh aber gebührt das Verdienst, den Weg gezeigt zu haben, wie auch dieser so verachteten Menschenklasse geholfen werden kann, wenn man das Herz auf dem rechten Flecke hat. Der deutsche Kronprinz, welcher das Protektorat über die Kolonie angenommen hat, sagte in einem Schreiben an den Vorstand: „Wenn es der Wilhelmsdorfer Anstalt gelungen ist, während ihres kurzen Bestehens Hunderte von sittlich verwahrlosten und für die bürgerliche Gesellschaft anscheinend verlorenen Menschen vor vollständigem Untergang zu bewahren und sie der Arbeit und Ordnung wieder zu gewinnen, so darf wohl gesagt werden, daß es sich um eine Einrichtung handelt, welche die Theilnahme und werkthätige Unterstützung aller derer verdient, denen die gesunde Entwickelung unseres Volkes wirklich am Herzen liegt, und daß es einer Sache gilt, die unabhängig von jedem religiösen Bekenntniß und jeder politischen Parteistellung allen denen gemeinsam ist, welche entschlossen sind, die festen Grundlagen unseres Staats-

lebens zu erhalten und vor den auch heute noch demselben drohenden Gefahren dauernd zu schützen." Seine Königl. Hoheit beehrte vor einiger Zeit die Anstalt mit seinem Besuche und sprach sich wiederum sehr anerkennend über dieselbe aus.

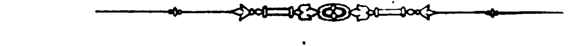
3. Aus der Praxis der Sonntagschule.

In der S.-Straße hatten wir eine Sonntagschule. Eine liebe Schwester sollte die Leitung übernehmen. Sie that es nur ungern. Es wohnte dort ein gottloses Volk, ein rechtes Proletariat. Mit Herzklopfen und Beten ging sie am Sonntag Nachmittag nach der S.-Straße. Aus jedem Hause wurde sie angepfiffen, Worte, die hier nicht wiederzugeben sind, mußte sie hören. Sei nicht feige, sagte sie zu sich selbst, faßte sich ein Herz und trat in das Schullokal. Sie bemühte sich Ordnung zu schaffen, es gelang auch so leidlich. Vor ihr saßen 6—8 große Knaben, welche sich ein Vergnügen daraus machten, ein Liederbuch wiederholt auf die Erde zu werfen. Die liebe Lehrerin hatte sich schon sechs Mal gebückt, es aufgehoben und ohne ein Wort zu sagen auf die Bank gelegt. Aber wieder warf es einer herunter. Da sagte der neben ihm sitzende: „Du, lot dat sin, et is jo schändlich." Die Lehrerin aber sagte, nachdem sie es aufgehoben: „Ich kann noch mehr ertragen, der Herr Jesus hat so viel für mich gethan, daß ich um seinetwillen das ertragen kann." Ihre Stimme zitterte ein wenig.

Unter den Knaben befand sich ein sehr armer Junge. Seine Kleider waren schmutzig und zerrissen. Ein Hemd schien er nicht zu besitzen. Seine Brust war immer bloß. Er war einer von denen, die am meisten Mühe machten. Die Lehrerin hatte Mitleid mit ihm. Von einer befreundeten Familie erbat sie sich eine Weste für ihn. Den kommenden Sonntag ging sie etwas früher nach der S.-Straße. Der betreffende Knabe stand bereits mit andern in der Nähe des Lokales. Da sie seinen Namen nicht wußte, zeigte sie ihn einem Mädchen mit den Worten: „Sage diesem Jungen, er möge einmal zu mir kommen." Die Knaben waren sehr verwundert. Sie glaubten, die Lehrerin wollte ihn züchtigen. Sie ging mit dem Knaben in das Lokal und schloß die Thür zu. „Sieh, mein lieber Junge," sagte sie dann, „ich habe dir da eine Weste mitgebracht, es that mir so leid, daß du keine hast. Geh schnell nach Hause und ziehe sie an; und wenn du kannst, so wasche dich auch ein wenig, ehe du zur Sonntagschule kommst." Der Junge wußte nicht, wie ihm geschah. Mit großen Augen schaute er bald die Lehrerin an, bald die Weste. Endlich begriff er, was er sollte und eilte nach Hause. Nach kurzer Zeit kam er wieder, gewaschen und gekämmt, unter seinem offenen Wamms die neue Weste, bis an den Hals zugeknöpft, so daß der Defekt des Hemdes und die bloße Brust nicht mehr zu sehen waren. Die andern Knaben waren sehr neugierig, was die Lehrerin wohl mit ihm verhandelt hätte. „Wat hett se di seggt?" — „He hett ene afgereten kregen *)." Die Lehrerin aber hatte ihm gesagt, er solle es den andern nicht erzählen, was sie ihm gegeben. Zwei Sonntage bewahrte er sein Geheimniß. Dann aber konnte er dem Drängen der Knaben nicht länger widerstehen. Als die Lehrerin das nächste Mal zur Sonntagschule pilgerte, sagten alle Knaben, an denen sie vorbei kam, zwar leise, aber doch so laut, daß sie es hören konnte: „He hett 'ne Weste kregen! He hett 'ne Weste kregen!"

Die Liebe hat den Sieg behalten. Die Jungens waren fortan sehr aufmerksam und höflich gegen ihre Lehrerin. Ihre Zahl mehrte sich von acht auf zwanzig. Einige kamen am Sonntag Vormittag schon nach der Wohnung der lieben Lehrerin und begleiteten sie nach der Kapelle und wieder nach Hause. Zu jedem Dienst waren sie bereit. Leider ist diese Schule, die für jenes Quartier wirklich ein dringendes Bedürfniß war, später wegen Mangels an Geld zur Bestreitung der Lokalmiethe aufgegeben worden. Die Liebe der Lehrerin aber ist hoffentlich unvergessen bei ihren Schülern! Germanus.

*) Er hat eine (Ohrfeige) abgerissen gekriegt.



Amerika vom fernen Asien aus gesehen *).

Von F. Ohlinger, Foochow, China.

Hier im Ausland führt John Bull das Wort und versteht es sich somit von selbst, daß man alle Berichte und Neuigkeiten von Amerika mit etwas Wermuth gewürzt bekommt.

Mit tiefem Interesse, wenn nicht mit Besorgniß, ruht oft unser Geistesblick auf dem Heimathland. Nicht als sei es uns bange, der tückische Ohio in heimlicher Verschwörung mit dem Mis-

*) In unserem Lande steht die Selbstverherrlichungs-Duselei so sehr in der Blüthe, daß ein ehrlicher Spiegel oft von Nöthen ist. Ed.

sissippi schleppe einmal über Nacht den schönsten Theil der heimathlichen Fluren in den Golf hinunter; nicht als ob wir befürchteten, einer jener schrecklichen Sturmwinde schleudere plötzlich die blühenden Prärie-Staaten mit der Kehrseite nach oben auf das Allegheny-Gebirge; nicht auch endlich, als fürchteten wir, die Armeewürmer zernagten in grenzenloser Freßwuth Berg und Wald, obwohl man neulich auf hiesigem Meerboden einen Wurm entdeckt haben will, der ja wirklich den kupfernen Telegraphendraht sammt dessen eisernen Schutzdrähten — warum nicht am Ende den elektrischen Strahl selbst? — durchbohrt. Nein, das sind nicht die Gefahren, die Amerika besonders drohen. Gegen die Fluth hat man ja Erdhügel aufgeworfen, gegen den Sturmwind sich Höhlen gegraben und aus den Würmern macht man — Medizin.

Wir reden vielmehr von gewissen Erscheinungen im Volksleben. Hier nennen wir zunächst die Zunahme der Ehescheidungen, die Verübung des Lynchgerichts und die täglich vorkommenden Mordthaten. Dabei haben wir immer zu bedenken, daß Alles, nämlich die Statistiken, was wir in dieser Entfernung hiervon zu sehen bekommen, sich zu dem eigentlichen Uebel wie der von Neapel aus gesehene Rauch des Vesuvs zu dessen bodenlosem Feuerschlund verhält. Wir schätzten also die mit Kosten und Mühe gesammelten Riesenzahlen als werthlos? Nichts weniger. Sind sie auch nur Rauch, so ist immerhin zu bedenken, daß jeder Versuch sie zu verringern der Flamme um so viel mehr Luft macht. Im gewissenhaften Verzeichnen und im Vergleichen mit allen Landen und Zeiten liegt ohne Zweifel theilweise das Rettungsmittel.

Daher, ihr Vaterlandsfreunde, nur tapfer an die Fragen: Sind wir gottloser als früher? Sündigen wir mehr als andere Völker? Ueber vieles müssen wir uns wundern — z. B. daß der freie Amerikaner sich noch so oft mit dem Gängelband eines Parteinamens herumführen läßt. Wir erwähnen hier vor allem die Namen D e m o k r a t i s c h und R e p u b l i k a n i s c h. Ist es doch weltbekannt, daß beide Parteien das ehrliche Volk, darunter Doktoren und — E d i t o r e n, wiederholt verkauft haben. Leider glaubt man eben einmal nicht ohne Parteiorganisation — namentlich in einer Republik — fertig werden zu können. Das ist die offene Thür, die dem Schurken entgegenlockt. Denn hat man eine Partei, so muß man auch Führer haben; und wer diese wären? Ei, wer der Partei die größten Dienste leistet. Also bedürfte eine Partei auch der Bedienung? Ja wohl! Man spricht ja vom Betreiben der Parteimaschinerie — von „machine politics" — und eine Maschine, die durchaus keiner Bedienung bedurfte, wurde noch nie erfunden.

Wir haben nur noch eine Stufe zu gehen, so stehen wir an der eigentlichen Quelle politischer Fäulniß — nämlich auf dem, vorgeblich zur Ehrlichkeit gehörenden Grundsatz, daß der, der Partei geleistete Dienst belohnt werden müsse. Welch ein Feld hier für die heranwachsenden Tweeds! Wie verblüfft würden die sogenannten „Bosses" drein sehen, wenn das ehrliche, ordnungsliebende Volk mal so ganz im Stillen auf eigene Rechnung — ohne Partei, Parteinamen, P a r t e i d i e n s t, Parteiführer und all dergleichen Impedimenta — seine Beamten wählte! Wer außer den „Copperheads", hätte sich zur Zeit, da die große Rebellion dem Vaterland drohte, unterstanden von Partei zu reden? Man war entschlossen und sah allen Beamten, vom Bundespräsidenten bis zum Landstraßenaufseher, genau auf die Finger. Der Anklage wegen Pflichtverletzung standen keine P a r t e i i n t e r e s s e n im Wege. Die sich zum Volksdienste Meldenden wußten das zum Voraus. Hinweg denn mit der lästigen Parteiknechtschaft! Lieber unter einem Tyrannen gelebt, der sich Kaiser nennt, als unter einem Dutzend Tyrannen, die sich für Parteiführer ausgeben. Ist man dieser erst ledig, so läßt sich auch der bescheidene, christliche Bürger wieder für das Gemeinwesen einigermaßen begeistern. Das so blindlings Mitlaufen und nachdem man verkauft ist, die Parteiführer mit Druckerschwärze bewerfen, wird man mehr und mehr müde.

Allein der Tag der Freiheit ist noch nicht da. Zu Viele hoffen noch immer, trotz aller bitteren Täuschungen, endlich doch noch auf die längst versuchte Weise ihren Ansichten und Principien Geltung zu verschaffen. Betrug auf Betrug läßt man sich gefallen und fügt sich unter das vermeintlich Unvermeidliche. Wie auch immer die Wahlen diesen Herbst ausfallen mögen, weder in Jowa noch in Ohio wird Prohibition in Kraft und Ausführung treten. Dann wird man eben wieder jammern, daß das Volk noch nicht bereit sei; Prohibition müsse geduldig der Volksmeinung harren. Und auch diese Beschuldigung sollte das arbeitende, nüchterne Volk geduldig hinnehmen müssen? Schon zehn, ja fünfzehn Jahre verlangte der größte und beste Theil des Volkes Prohibition; aber die Parteien, bald die eine, bald die andere, hatten Mittel gegen die praktische Anwendung dieses Wunsches. Wiederholt meinte man den Sieg errungen zu haben, sah ihn aber in letzter Instanz, gerade als man zur Verwerthung schreiten wollte, in Staub zerfliegen.

Aber nicht allein in der Politik, sondern auch noch in vielen anderen Fällen gelten Namen noch immer weit zu viel. Wenn du nur zu den unsern gehörst — z. B. in der Medizin sei ein „Regular"; in der Religion „Missouri"; in

der Theologie „Liberal". Dort hört man: Groß ist der Dagon des Stillstandes! — Hier: Groß ist die Diana des Fortschritts! Nach gründlichem Sachverständniß, nach aufrichtigem Forschen, nach Wahrheit wird da wenig gefragt. Wehe, wenn du dich ein Quacksalber in der Medizin, ein Schwärmer in der Religion, ein „Fogy" in der Theologie mußt schelten lassen. Welche Furcht hat nicht Mancher vor diesen Worten. In der Theologie scheint es nun einmal Mode zu sein, nach dem Ausland zu schauen, und wenn da mal ein Dorner einen eschatologischen Purzelbaum schlägt, so macht es ihm in Amerika eine halbe theologische Fakultät behende nach.

Und im amerikanischen Geschäftsleben? Nun — wer es wagt, frei zu sagen, wie es da aussieht, muß sich darauf gefaßt machen Schwarzseher, Pessimist, genannt zu werden. Dem Geldmachen, dem Reichwerden muß entweder alles aus dem Wege gehen oder zu Hülfe kommen; wenigstens wird alles andere — Religion, Moral und Wissenschaft — in starke Mitleidenschaft gezogen.

Der National-Congreß findet in einer ganzen Sitzung keine Zeit, irgend eine Frage, nebst der Zollfrage, eingehend zu besprechen. Prediger des Evangeliums legen ihr Amt nieder und gehen in Geschäfte. Nur ein ganz geringer Theil der jungen Leute beiden Geschlechts, die jährlich die höheren Lehranstalten absolviren, stellen sich der Kirche zur Verfügung, noch weniger widmen sich lebenslänglich dem Studium. Wo trifft man heutzutage den Geist des großen Agassiz, der auf eine Einladung gewisse Vorlesungen zu geben, welche ihm viel Geld versprachen, die lakonische Antwort gab: Ich habe keine Zeit, Geld zu machen. Unter den Deutschen steht es nicht ganz so, wie unter den englisch redenden Amerikanern — im Ganzen etwas besser — allein wo der Fetisch einmal ein Heiligthum unter ihnen hat, wird ihm so viel eifriger geopfert. Selbst die köstliche Schulzeit der Kinder wird daran gegeben. Man hofft, es werde den Lieben auch ohne große Schulkenntnisse gelingen. So weit kommt es nur selten bei den Amerikanern in dieser Verblendung. Man weiß, daß Fleiß und Ausdauer eben doch ein schlechter Ersatz für Kenntnisse sind. Zu viele Deutschen meinen, wenn sie ihren Kindern nur einmal recht viel hinterlassen können, so wird es schon gut sein und scheinen gar nicht darnach zu fragen, ob die Kinder auch wirklich hinreichende Kenntnisse haben, ein Eigenthum zu verwalten, ob nicht der erste Schwindler, vor dessen Ueberlegenheit sie in Angst zusammenschrecken, ihnen alles wegnimmt. Diejenigen, welche sich einer der sogenannten „learned professions" widmen, sammeln sich zuerst tüchtige Kenntnisse; aber um so weniger nothwendig scheint man das für alle anderen zu halten. Daher der große Abstand zwischen dem deutschen Arzt, Prediger, Advokat u. s. w. und dem gemeinen Volk, dessen Diener sie sind. Es läßt sich einmal nicht leugnen; viele, die es in Deutschland gewissenhaft mit der Schule nahmen, machen es sich zur Tugend in Amerika die Schule zu schwänzen — besonders da, wo es etwas kostet.

Doch — der Mangel an Predigern, Gelehrten, Künstlern u. s. w. ist noch nicht das Schlimmste, das sich gegen die Geschäftswuth einwenden läßt. Sobald eine Industrie übertrieben wird, ist die Versuchung zur Verfälschung vorhanden. Sind zu viele Geschäftsleute, so entstehen „Corners", „Stockwatering" und „Tricks" ohne Zahl. Nicht selten sieht sich der ehrliche Mann genöthigt, sein Geschäft mit Verlust abzuschließen, um nur noch einen Theil seines Vermögens mit gutem Namen zu retten. Der Kirche sagt man dreist in's Gesicht, sie habe ihren Einfluß verloren und thue weislich, über solche Sachen ganz zu schweigen. Die gottlosen Tagesblätter spötteln auf folgende Weise: „Fritz," sagte Vorsteher N. — „netze mal die Kaffeebohnen und mische den Sand unter den Zucker und komme dann zum Gebet." Als die Zeitungen täglich die gotteslästerlichen Rasereien des Guiteau in die Welt hinausposaunten, war Mancher bereit für eine Rückkehr zum steifsten Kirchenthum — wo der Priester die vorgeschriebenen Bibellektionen und die Homilie verliest und es ferner Niemand gestattet ist, auch nur den Mund über Religion aufzuthun. Gott Lob — man erholt sich nach und nach wieder. Pessimist waren wir vielleicht zu Zeiten, sind es aber nicht mehr, theure Leser. Dabei sind wir noch nicht hinreichend genesen, um mit Leibnitz Schritt halten zu können. Ein ewiges Wohlergehen, theures Amerika, wünscht dir stets deiner dankbarsten Söhne einer.

Kaiser, Kronprinz und Diakonissin.

Wer kennt nicht das schöne Bild in der Nationalgallerie zu Berlin, auf dem der Kronprinz einziehend in Jerusalem gemalt ist? Da liegt die „hohe Stadt" vor ihm, die Einwohner eilen ihm entgegen, zum Gruße grüne Palmzweige schwingend. Bei diesem Besuch im Jahre 1869 ging der Kronprinz auch zu den Arbeitsstätten, wo Kaiserswerther Diakonissen an den Armen, Kranken und Kindern in Jerusalem arbeiten. Beim Abschied lud er die Schwestern freundlich ein, ihn zu besuchen, wenn sie einmal wieder nach Deutschland zurückkehrten.

Wohl hat nun manche Diakonissin ihr Arbeitsfeld im heißen Klima verlassen müssen, um sich in der deutschen Heimath neu zu kräftigen, keine aber hat es gewagt, der freundlichen Einladung des Kronprinzen nachzukommen; keine, bis auf eine Schwester, Louise genannt. Diese Schwester, liebenswürdig und unverzagt, bei aller Schüchternheit keck und originell, kehrte vor Kurzem nach 16jährigem Aufenthalt im Orient in ihre Heimath zurück. Da hat sie nun für den Kronprinzen und seine Familie kleine asiatische Geschenke mitgebracht und schickte sich an, der Einladung nachzukommen, wohl eingedenk des Satzes wie ehemals die Weiber von Weinsberg:

An einem Kaiserwort
Soll man nicht dreh'n noch deuteln.

Sie machte sich ohne jede Legitimation auf und ging eines Tages nach dem neuen Palais in Potsdam. Als die Diener sie anhielten, versicherte sie, einer persönlichen Einladung des hohen Hausherrn zu folgen. Das half, ungehindert kam sie zu den königlichen Herrschaften und wurde vom Kronprinzen, der Kronprinzessin und deren Töchtern auf's huldvollste und liebenswürdigste empfangen, und durfte ihnen von der Arbeit in Jerusalem und von ihrer Reise erzählen.

Als sie nun freundlich aufgenommen wurde, wuchs ihr der Muth. Sie sagte zum Kronprinzen, wie sehr sie sich freuen würde, wenn sie doch nur ein einziges Mal den Kaiser sehen könne, wenn auch nur ganz von der Ferne.

Der Kronprinz nickte und ließ sogleich eine seiner Equipagen anspannen, da hinein mußte sich Schwester Louise setzen und zur Parade fahren, wo sie in allernächster Nähe den Kaiser sehen durfte. Es war gerade am Jahrestag der Schlacht bei Gravelotte.

Von seinem Sohn aufmerksam gemacht, hat dann der greise Herrscher unsere Schwester Louise freundlich begrüßt, ihr die Hand gegeben und als Antwort auf ihren Wunsch, ihn noch einmal zu sehen, zu ihr gesagt: „Sie sehen einen Menschen, wie alle Menschen sind.“

Das war richtig, aber auch wieder nicht richtig; deshalb antwortete Schwester Louise: „Erlauben Majestät, in vieler Beziehung doch nicht.“

Da feuchteten Thränen des Kaisers Augen, er dachte all der Wunderwege, die Gott ihn geführt und entgegnete bewegt:

„Sie haben Recht, ich bin ein gesegneter Mann.“

Dies ist ein Kaiserwort, welches das deutsche Volk nie vergessen sollte. Er rühmt nicht seine Macht, seine Siege, seine Erfolge, — nein, er weiß nicht Höheres von sich zu sagen, als daß er ein gesegneter Mann ist. Wenn Jemand sich rühmen will, der rühme sich des Herrn.

Später hat Schwester Louise dem Kaiser einen kleinen Tisch, den sie ihm aus Damaskus mitgebracht, überreichen dürfen, und sie kann nicht genug erzählen, wie warm und innig er ihr dafür gedankt hat.

Ja, der Kaiser ist fürwahr ein gesegneter Mann.

Ein Sterbebett im Kriegssturm.

Es war am 3. Dezember 1870. Unser Regiment hatte die ganze Nacht hindurch einen anstrengenden Marsch gehabt. Gegen vier Uhr Morgens kamen wir in einem Orte unweit Artenay, einige Stunden von Orleans an, wo wir Halt machten, und wo unsere Mannschaft einquartiert wurde, um den Morgen abzuwarten, welcher nebelig und trübe hereinbrach. Am Tage zuvor hatten hier schon einige Gefechte stattgefunden, und heute sollte ein entscheidender Angriff unsrerseits unternommen werden. Es galt, die sich hier gesammelte feindliche Armee von dem Vormarsch nach Paris abzuhalten, und dann auch, Orleans wieder zu nehmen, welches unsre braven bairischen Brüder schon einmal erobert, jedoch der großen Uebermacht wegen nicht hatten behaupten können. Etwa gegen neun Uhr stieß unser Heerführer Prinz Friedrich Carl mit seinem Stabe zu uns, und dies war das Signal zum Angriff. Ueberall mußte der Feind dem kräftigen Andrängen der Deutschen weichen. Jedes Dorf, in welches er sich festzusetzen suchte, wurde von unserer Artillerie mit Granaten überschüttet, und dann von der Infanterie mit Hurrah im Sturm genommen. Ueberall sah man auf der großen Ebene fliehende Truppen, brennende Häuser, umherirrende Frauen und Kinder. Den ganzen Tag hindurch wurde der Feind unaufhaltsam auf Orleans zurückgedrängt, bis die Nacht einbrach und mit ihrer Dunkelheit der blutigen Arbeit für heute ein Ziel setzte.

Nachdem unsere Feldwachen besetzt und die Vorposten ausgestellt waren, rückte die übrige Mannschaft in die zunächstliegenden Ortschaften, um womöglich für die Nacht unter Dach zu kommen. Jedes Haus und jeder Stall wurde von den Soldaten vollgepfropft. Jetzt wurden in aller Eile Kühe geschlachtet und Fleisch und Reis unter die hungernde Mannschaft vertheilt. Fünfzig bis sechzig Mann unsrer Compagnie, darunter auch ich, erhielten ein kleines Gehöft als Quartier angewiesen; als ich aber mit mehreren Kameraden in das kleine Wohngemach trat, bot sich uns hier ein herzzerreißender Anblick dar. In der einen Ecke der Stube stand ein

Bett, worauf ächzend und stöhnend ein Sterbender lag. Es war keiner von den vielen in der heutigen Schlacht so schwer Verwundeten, sondern der Sohn des Hauses, ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren. Abgezehrt und bleich lag er da, und von wilden Fieberphantasien gefoltert, schrie er im Schlafe oft laut auf. Vater und Mutter saßen stillweinend auf dem Bettrand, und neben der Mutter kauerte auf dem Fußboden ein Schwesterchen von etwa sieben Jahren und barg schluchzend das Köpfchen in den Schoß der Mutter. Gern hätten wir bei diesem traurigen Anblick das Zimmer wieder geräumt. Die nachdrängenden Kameraden jedoch ließen sich nicht mehr zurückhalten, weil jeder ein Unterkommen für die Nacht begehrte. So war in einem Augenblick das kleine Gemach von Soldaten vollgepfropft, welche alsbald, da sich gleichzeitig auch der Kochherd darin befand, ein Feuer anmachten und auf dem in der Stube befindlichen Tisch das eben erhaltene Fleisch mit den Säbeln in Stücke hieben; im Nu stand eine Menge Kochgeschirr am Feuer, so daß in kurzer Zeit der kleine Raum mit Qualm, Eßdunst und Tabaksrauch angefüllt war.

Man kann sich einen Begriff von der Angst der armen Familie machen, zumal wenn man denkt, daß am Nachmittag die Schlacht um dieses Gehöft herum getobt hatte. Granaten waren hinüber und herüber durch die Luft gesaust; eine hatte sogar eingeschlagen, zum Glück jedoch nicht gezündet. Die meisten Einwohner waren geflüchtet, aber treue Liebe ließ das vielgeprüfte Elternpaar nicht weichen, sondern hielt es an das Sterbelager ihres Kindes gefesselt. Und nun folgte nach diesem Tag der Angst eine Nacht voller Ungemach.

Nachdem die Soldaten abgekocht und gegessen hatten, war Mitternacht bereits vorüber, und jeder suchte ein Plätzchen zum Schlafen. Jeder Winkel wurde benutzt, und auf dem platten Fußboden lag es Mann an Mann. Selbst der Tisch mußte für zwei Mann als Lagerstätte dienen.

Während sich nun fast alle zur Ruhe begaben, war der katholische Priester des Ortes eingetreten, um dem Sterbenden den letzten Trost und die Segnungen seiner Kirche, die letzte Oelung zu bringen. Mit Aufmerksamkeit und Wehmuth zugleich war ich der priesterlichen Handlung gefolgt, und nachdem der Priester sich wieder entfernt hatte, wollte auch ich mir ein Ruheplätzchen aufsuchen, doch war keines mehr zu finden. Uebrigens spürte ich auch wenig Müdigkeit, die Aufregung des vergangenen Tages und der trostlose Auftritt hier im Krankenzimmer hatten mir allen Schlaf geraubt. Ich suchte mich daher zu den betrübten Eltern hindurchzudrängen und ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Nachdem ich meine Theilnahme bezeugt, sagte der kummervolle Vater, es wären doch allzu traurige Umstände, unter welchen sein Sohn hier so krank liege. Ich erwiderte: „Ich kenne einen, der unter noch weit schmerzlicheren Umständen gelitten hat und gestorben ist, und er war doch der beste aller Menschen." Der Vater meinte treuherzig, dieser Mann sei wohl mein lieber Freund gewesen, den ich vielleicht in der gestrigen Schlacht verloren? Ich antwortete: „Dieser Mann ist allerdings mein bester und treuester Freund, doch in der Schlacht habe ich ihn nimmer verloren, sondern gerade da recht mich mit ihm verbunden." Doch ich merkte bald, daß ich ihm unverständlich blieb, und da mein bischen französisch auch nicht ausreichte, mich ihm deutlich zu machen, so wollte ich schon das Gespräch abbrechen. Aber plötzlich kam mir ein guter Gedanke. „Wenn der Mann nur lesen könnte," dachte ich, „so wäre uns geholfen." In meinem Tornister hatte ich nämlich ein französisches neues Testament, welches ich beim Ausmarsch aus unserer Garnisonstadt R.. von einem lieben Freunde bekommen hatte. Schnell holte ich dasselbe herbei und fragte den Mann, ob er lesen könne. Als er mir diese Frage bejahte, schlug ich ihm das 26. Kapitel im Matthäus auf, welches uns von Jesu Kampf in Gethsemane berichtet und reichte ihm das Buch mit der Bitte, dieses vorzulesen, „denn hier," sagte ich, „steht die ganze Leidensgeschichte meines besten Freundes." Er sah mich etwas zweifelhaft und mißtrauisch an, nahm jedoch das Buch und begann zu lesen, zuerst mit etwas gleichgültigem Ton, dann aber immer inniger, nahm auch ehrerbietig die Kopfbedeckung ab, die er bisher noch aufgehabt und las dann mit tiefbewegter Stimme zu Ende. Dann schlug ich ihm die Geschichte von der Kreuzigung auf, und er las auch diese mit großer Bewegung. Die Mutter hörte ihrem Manne zu, ihre Hände hatten sich wie zum Gebete gefaltet, und die Thränen flossen reichlicher die Wangen herab. Auch der Sterbende, der sich seit geraumer Zeit wieder in bewußtem Zustande befand, schien andächtig zuzuhören. Zwar betrachtete er zuerst mit Befremden den feindlichen Soldaten, welchen er neben den Eltern an seinem Bette stehen sah, doch gewöhnte sein Auge sich nach und nach daran, und man merkte, daß sein Ohr begierig dem Gottesworte lauschte.

Als der Vater mit der Leidensgeschichte zu Ende war, schlug ich ihm Joh. 3, V. 16 auf, den schönsten Spruch der ganzen Bibel, allein für sich schon ein ganzes Evangelium. Der las denselben mit großer Andacht zu Ende. „Car Dieu à tant aimé le monde", sagte der Sterbende mit matter Stimme, und der Vater las das große Wort noch einmal. Dann reichte er mir dankend das Buch wieder hin und sprach seine Freude aus, daß er jetzt selbst einmal ge-

lesen, wovon er sonst nur aus dem Munde seines Priesters gehört. Der Kranke lag, wie es schien, in tiefe Gedanken versunken; dann schlief er wieder ein. Doch lieblichere Bilder mochten jetzt wohl an seiner Seele vorüberziehen, denn statt des vorhin oft lauten Schreiens und Rufens im Schlafe hörte man ihn abgebrochene Worte sagen, die auf das vorhin Gelesene Bezug hatten, ja mitunter schien ein mattes Lächeln sein abgezehrtes Gesicht zu erhellen. Nach einer kleinen Stunde erwachte er wieder. Er schien sehr schwach, und man merkte, daß jetzt die große Scheidestunde für ihn anbrach. Die Augen schienen schon gebrochen, mit Anstrengung suchten sie nochmals die Eltern; dann sagte er leise, kaum vernehmbar die Worte: **La paix! La paix!** (Frieden! Frieden!) Das Haupt senkte sich zurück, er war entschlafen. — Wieder war eine Stunde vergangen, kaum dämmerte der Morgen, da rief die Alarmtrommel uns schon wieder zum Aufbruche und zu neuer, blutiger Arbeit. Noch einmal schaute ich den Todten in das bleiche Gesicht, über welches unverkennbar Spuren jenes Friedens ausgebreitet lagen, den die Welt nicht zu geben vermag. Beim Fortgehen reichten mir die betrübten Eltern die Hände und sprachen die Bitte aus, das schöne Buch als Andenken behalten zu dürfen. Natürlich ließ ich es ihnen gern. In wenigen Minuten war unser Regiment aufgebrochen, ich aber bewegte lebhaft den Gedanken: „Wirst auch du schon heute Abend unter den Todten sein?“ Der treue Gott aber hielt auch diesen Tag seine schützende Hand über mir, und unversehrt konnte ich am nächsten Morgen mit unserem Regiment den Siegeseinzug in Orleans halten.

Dreizehn Jahre sind seitdem verflossen, doch habe ich jenen Abend nie vergessen können, und wenn ich von Sterbebetten hörte, oder bei einem zugegen war, so habe ich je länger je mehr von Herzen für die Segnungen des Friedens, deren wir uns bis zu dieser Stunde erfreuen konnten, danken können.

Aber ich habe es auch je länger je mehr erfahren, daß ein Sterbebett zu einem Siegesbett wird, wenn der Heiland durch Noth und Tod einer Seele zum ewigen Frieden durchhilft.

(Nachbar.)

Der Liebe Sieg.

Eine Weihnachts-Geschichte aus Amerika.

Von Karl Friedrich.

(Schluß.)

IV.

Frau Hedwig war indessen dem Hunde gefolgt. Trotz des schroff aufsteigenden Felsenpfades that sie's mit erstaunlicher Kraft und Sicherheit. Ihre Angst war völlig verschwunden und mit dem unbezwinglichen Willen der Verzweiflung ging sie dem Schrecklichen entgegen, das vor ihrer Phantasie stand. Sie sah den geliebten Mann, irgendwo von einer Steinwand hinabgestürzt, liegen, regungslos hingestreckt, und den Schnee roth um ihn von Blut. Und sie dachte an nichts hinter sich, selbst nicht an ihre Kinder, an gar nichts als ihn allein.

Plötzlich schrack sie zusammen und ein lauter Schrei entrang sich ihrer Brust, als der Hund bellend voransprang und sich mit einem mächtigen Satze mitten hineinschwang in das dichte Gezweig einer vom Sturm niedergeschmetterten Fichte.

„Was ist das — wer schrie da?“ klang eine matte Stimme unter den dunkeln Zweigen hervor. Hedwig wußte nicht, ob sie es wirklich gehört, oder ob es nur eine Sinnestäuschung gewesen. Aber sie stürzte mechanisch vorwärts über das wilde Gestrüpp strauchelnd, fallend und sich wieder aufraffend und rief mit herzbewegender Stimme: „Otto! Otto!“

Da lag er vor ihr, überwirrt und halb verdeckt von dem Gestrüpp des gestürzten Baumes, doch nicht wie ihre Einbildung ihn gesehen, sondern er hob ihr halb den Kopf entgegen und sprach: „Was willst du, Hedwig?“

„Gottlob, du lebst!“ jubelte das überglückliche Weib, und ihr Arm klammerte sich fest um seinen Nacken.

„Ich? Du träumst, liebes Närrchen; ich wollte ja eben in den Wald gehen und küßte dich.“

„Um Gotteswillen, Otto, du redest irre!“ rief sie ängstlich, „du liegst ja im Walde und die Fichte hier ist über dich gestürzt. Wo hat sie dich getroffen?“

Ein Schauder durchrieselte seine Glieder. „Im Wald,“ stieß er wie ein Aufwachender

hervor, „und du bist bei mir?" Dann hielt er inne und fuhr erst nach einer Pause halb murmelnd fort:

„Ja, ich weiß, ich ging im Walde. Da stand er im Dunkel. Er hatte den Baum angehackt und als ich darunter fortging, fiel der Stamm dicht an mir nieder und ein Ast traf mich hier, oder war's das Beil, das er nach mir geworfen?"

Seine Hand glitt deutend über eine hoch aufgeschwollene Beule am Hinterkopf. Doch plötzlich sprang er auf, griff nach seiner Büchse, die ihm noch um Schulter hing, und rief: „Wo ist er, daß er nicht auch dir und den Kindern" —

Glückselig war die junge Frau ebenfalls aufgesprungen. „Du träumst noch, Otto. Der furchtbare Schlag hat dich betäubt und deinen Kopf mit Phantasien gefüllt."

„Glaubst du, Hedwig? Du hast vielleicht recht; es war eine thörichte Einbildung." Er hatte nach und nach die volle Besinnung wieder erlangt und schlang freudig den Arm um sein junges Weib. „Ist heute nicht Weihnachtsabend? Mir ist, als wärest du mir eben erst geschenkt."

Das weckte ihr Gedächtniß. „Die Kinder! Sie werden sich schrecklich im Dunkel ängstigen."

„So laß uns rasch heimgehen!"

Bald nachher traten sie aus dem Waldesdickicht. Aber in demselben Moment schrecken beide jäh zurück.

„Barmherziger Gott, unser Haus steht in Flammen!" rief der Müller, in den Knieen wankend.

Auch die junge Frau hatte im ersten Augenblick einen Schreckensschrei ausgestoßen; dann aber erkannte sie den Irrthum und rief hastig drein:

„Nein, es ist der Weihnachtsbaum! Seine Lichter brennen! Wie ist das möglich?"

Wenige Augenblicke nachher befanden sie sich in dem hellerleuchteten Zimmer und die Kinder jubelten ihnen zu und zeigten ihnen ihre Geschenke.

Es dauerte eine Weile, ehe die Mutter auf ihre Frage, wer denn die Lichter angezündet, aus der emsig beschäftigten kleinen Hedwig die Antwort herausbrachte: „Der fremde Mann, der im Schnee kam, als du mit Cäsar fortliefst, um den Papa zu holen."

„Und wo ist er geblieben?"

„Weg," sagte das Mädchen, nach der Thüre deutend, und da sie das verwunderte Gesicht ihrer Mama sah, setzte sie hinzu: „Er war sehr, sehr traurig und weinte bitterlich, als er fortging."

Da rief Hellmuth im Tone der Ueberraschung: „Georg Reinhard!" und indem er auf den Tisch unter dem Weihnachtsbaume hinstarrte, auf welchem dieser Name mit Kreide in großen unsicheren Buchstaben geschrieben stand, fügte er hinzu: „Es ist kein Zweifel, er war hier, es ist seine Hand."

„Aber wo mag er sein?" fragte Hedwig besorgt.

Der Müller redete eine Weile leise mit ihr. Sie blickte ihn anfänglich zaghaft an, doch als er schwieg, sagte sie: „Nein, du hast recht; auf diesem Wege habe ich keine Angst um dich."

„Er kann in der Nacht nicht weit gekommen sein," fiel er ein. „Es war ein Weihnachtsabend, an welchem ich ihm ohne Willen schlimmes Unrecht that; ich betrachtete es als ein Himmelsgeschenk, wenn's mir bescheert würde, heute davon wieder gut zu machen, was noch möglich ist."

Mit diesen Worten griff er wieder nach seiner Büchse und verließ mit Cäsar das Haus. Der Himmel hatte sich etwas aufgeklärt und durch die gebrochenen Wolken ergoß der Mond sein mattes Silberlicht auf die Erde herab. In dem tiefen Schnee war die Spur des Fremden bald gefunden und der Hund folgte ihr eifrig. Nach einiger Zeit wurden die Schritte im Schnee kürzer und unsicherer. Es war klar, daß der erschöpfte Wanderer sich hier nur noch mühsam fortgeschleppt hatte. Plötzlich schoß der Hund zornig bellend gegen einen Felsblock voran.

„Zurück Cäsar!" gebot sein Herr; doch zugleich stand er selbst, kaltüberlaufen, still. Etwa ein halbes Dutzend Schritte vor ihm lag ein dunkler Körper in den Schnee hineingefallen und hob bei dem Gebell und Anruf des Hundes den barhäuptigen Kopf empor.

„Georg Reinhard, bist du es! — Gott sei Dank, daß ich dich noch zur rechten Zeit gefunden habe!" rief der Müller bewegt.

„Wer bist du? Otto Hellmuth? oder sein Geist? Und was willst du von mir? Hier bin ich, mache meinem elenden Leben ein Ende, wenn's dir gefällt. Ich werde dir dafür danken."

„Was redest du da, Georg? Ich bin deiner Spur gefolgt, weil ich fürchtete, daß dir ein Unglück zustoßen möchte in dieser stürmischen Nacht; und nun danke ich Gott, daß ich dich rechtzeitig gefunden habe, um dich dem sicheren Tode zu entreißen," erwiderte der Müller herzlich.

„Bekümmerst du dich um mich? Was liegt dir daran, ob ein entlassener Sträfling im Schnee umkommt oder nicht?"

„Rede nicht so, Georg," entgegnete Hellmuth, indem er sich theilnehmend zu dem Unglücklichen niederbeugte. Du verkennst mich; ich habe dir ohne Absicht wehe gethan; aber ich habe dich stets geliebt. Komme mit mir, sei unser Gast; meine Frau erwartet dich."

„Es ist umsonst, Otto, ich kann nicht. Laß mich hier bleiben, ich bin so müde," gab Reinhard zurück.

„Unmöglich, du darfst nicht hier bleiben, es

wäre dein Tod," entgegnete Hellmuth, indem er den Freund sanft vom Boden aufrichtete.

Dieser widerstrebte nicht mehr. Auf den Arm des Freundes gestützt, wankte er halb wachend, halb träumend dem Hause zu, wo Frau Hedwig, durch das laute Bellen Cäsars aufmerksam gemacht, mit dem Licht in der Hand, die Kommenden erwartete.

„Richte zu, Hedwig, ich bringe dir einen lieben Weihnachtsgast," sprach der Müller, freudig ihre Hand ergreifend.

Bald dampfte ein einfaches aber kräftiges Abendessen auf dem Tisch der Wohnstube; aber Reinhard schien wenig Appetit zu haben. Nachdem er hastig ein paar Bissen zu sich genommen hatte, legte er Messer und Gabel bei Seite und starrte still und theilnahmlos vor sich nieder. Nur einen Augenblick glitt ein Zug der Rührung und des Verständnisses über sein bleiches Gesicht, als die Kinder ihm einen Theil ihrer Weihnachtsgeschenke aufnöthigen wollten; dann versank er wieder in seine frühere Apathie.

Nach dem Abendessen führte Hellmuth den Freund, der augenscheinlich auf das Aeußerste erschöpft war, in ein kleines, gut durchwärmtes Schlafzimmer, wo ein weiches Bett den Müden zur Ruhe einlud.

Am folgenden Morgen lag Reinhard in heftigem Fieber. Sein durch die lange Gefangenschaft ohnehin angegriffener Körper war den Strapazen und vor allem der furchtbaren Gemüthserschütterung der letzten Tage nicht gewachsen gewesen. Wochen lang schwebte er zwischen Tod und Leben, und Wochen lang saßen Hellmuth und seine treue Gattin abwechselnd an dem Krankenlager des Unglücklichen und lauschten auf seine schnellen unregelmäßigen Athemzüge, wenn er — was meistens der Fall war — in unruhigem Halbschlummer lag, oder auf seine wilden Fieberphantasien, in denen sich oft die Gewissensangst seines schuldbewußten Herzens widerspiegelte.

Eines Abends war der Kranke besonders unruhig. Hedwig, der es bei den wilden Reden des Fiebernden unheimlich geworden war, hatte den Gatten in das Krankenzimmer hereingerufen. Da fuhr der Kranke plötzlich auf und rief mit dem Ausdruck der höchsten Angst im starren Auge: „Warum schaust du mich so furchtbar an? Bist du nicht todt? Ich habe dich getödtet. Ich habe das Beil nach dir geschleudert; ich habe dich stürzen sehen. — Haben Geister Hände? Warum lässest du mich nicht los?"

„Verstehst du, Hedwig, wovon er redet?" fragte Hellmuth die junge Frau, die zitternd neben dem Bette saß.

„Ja, ich verstehe es. Es war also doch seine Rache, der du zum Opfer gefallen wärest, wenn Gott dich nicht wie durch ein Wunder gerettet hätte," antwortete sie, während Dankesthränen in ihren großen blauen Augen glänzten.

Der Kranke hatte sich unterdessen unruhig im Bette umhergewälzt. Plötzlich schrie er wieder laut auf: „Um Gotteswillen helft! Löschet, löschet! Die Küche steht in Flammen! Seht ihr's denn nicht? — — Die armen Kinder! Sie baten mich so herzergreifend, daß ich bei ihnen bliebe. Nun bin ich hier und die Thür ist verschlossen. O wie das brennt! — Entsetzlich! — Ich muß verbrennen!"

„Jetzt," sagte Hellmuth ernst, „wird mir auch klar, warum er das Holz in der Küche aufgeschichtet hat. Er that's nicht zum Vergnügen der Kinder, wie sie in ihrer Unschuld meinten. Er wollte das Haus in Brand stecken."

„Es ist nicht anders," entgegnete die junge Frau schaudernd. „Aber was mag ihn an der Ausführung seines teuflischen Planes verhindert haben? Hat Gott seinen Engel gesandt, daß er die unschuldigen Kinder beschütze, die mir nicht schützen konnten? — O, mein Gott, aus welchen Gefahren hast du uns errettet!"

Sie war aufgestanden und warf sich bleich und zitternd an die Brust ihres Gatten.

Allmählich wurde der Kranke ruhiger und gegen Mitternacht versank er wieder in den ohnmachtartigen Halbschlummer, in welchem er oft ganze Tage lang dalag.

Zu anderen Zeiten waren seine Fieberträume weniger düsterer Art. Er beschäftigte sich dann häufig mit den Kindern und besonders mit der kleinen Hedwig, die er seinen kleinen Engel nannte. Auch vom Weihnachtsfest redete er und von glücklichen Kindern, welche ihn zur Theilnahme an ihrer Freude aufforderten. Dann klagte er wieder, daß er sich nicht freuen dürfe, weil seine Hände roth seien von Blut, welches er sich vergeblich abzuwaschen bemühte.

So flossen der Familie des Sägemüllers seit jenem Weihnachtsabend, an welchem der „fremde Mann" in das Haus gekommen war, die Tage langsam und traurig dahin in steter Unruhe und aufreibender Krankenpflege; aber weder Hellmuth, noch sein herrliches junges Weib wurden des anstrengenden Dienstes am Krankenbette müde; vielmehr schien ihre Aufopferung und Liebe mit der Gefahr des Kranken zu wachsen; und je inniger sie den armen Leidenden, den ein schweres Geschick in Schuld und Schande hineingestürzt hatte, in ihr Herz schlossen, um so zuversichtlicher wurde ihre Hoffnung, daß ihnen Gott die Seele des Verirrten schenken werde.

Drei lange Wochen schwebte der Engel des Todes über dem Krankenlager des „fremden Mannes" und unter seinem glühenden Hauche welkte der Kranke dahin, wie die Blume vor dem Gluthwind der Wüste. Endlich aber trat doch

die lang ersehnte und kaum mehr gehoffte glückliche Krisis der Krankheit ein.

Frau Hellmuth war in die Küche hinausgegangen, um das Abendessen zu bereiten und nur die beiden Kinder saßen am Tische in der Krankenstube und betrachteten ein neues Bilderbuch, welches ihnen das Christkindchen gebracht hatte. Da erwachte Reinhard plötzlich aus einem außergewöhnlich tiefem Schlafe.

„Wo bin ich?“ fragte er, verwundert um sich blickend, und als er die Kinder gewahr wurde, rief er sie zu sich, schaute sie lange prüfend an und sagte dann, während ein Strahl der Erinnerung über seine bleichen Züge glitt:

„Heißt du nicht Georg?“

„Ja, so heiße ich; kennst du mich jetzt wieder.“

„Und du heißt Hedwig, wie die Mama, nicht wahr?“ fuhr er, zu dem Mädchen gewandt, fort. „Ihr seid Hellmuth's Kinder. Aber wo bin ich denn?“

„Bei uns, in unserem Hause,“ sagten die Kinder. „Du bist lange, lange krank gewesen; aber jetzt bist du wieder besser. Die Mama hat gesagt, wenn du wieder besser seist, werdest du uns wieder kennen.“

In diesem Augenblick trat Hellmuth in's Zimmer und sah mit freudiger Verwunderung, daß sich der Kranke mit den Kindern unterhielt. Es war keine Täuschung, das Fieber war gebrochen, die Krisis überstanden. Aber jetzt zeigte sich erst die ganze Verheerung, welche die Krankheit in dem Körper des einst so kräftigen Mannes angerichtet hatte.

Wochen vergingen noch, ehe er wieder von seinem Krankenlager aufstehen konnte. Während dieser Zeit lag meist still und in sich gekehrt da. Es war eine wunderbare Veränderung mit ihm vorgegangen. Sein rauher Sinn schien völlig gebrochen, nie kam eine Klage über seine Lippen und für jeden, auch den kleinsten Liebesdienst zeigte er eine rührende Dankbarkeit; niemals aber berührte er auch nur mit einem Wort die Ereignisse seines früheren Lebens, und auch Hellmuth und seine Gattin hüteten sich, durch alte Erinnerungen seinen Schmerz zu wecken. War doch über sein ganzes Wesen ein so unaussprechlicher Zug der Wehmuth und des Leids ausgegossen, daß die junge Frau nicht selten mit feuchten Augen aus dem Krankenzimmer kam, wenn sie unbemerkt Zeuge seines inneren Kampfes und seiner Thränen gewesen war. Was hätte sie nicht darum gegeben, wenn es ihr möglich gewesen wäre, die Seeleiden zu lindern, unter welchen der arme Kranke augenscheinlich litt.

Am heitersten schien dieser noch, wenn die kleine Hedwig bei ihm war und in ihrer kindlich fröhlichen Weise mit ihm plauderte. Es war dann, als ob die Gegenwart des Kindes beruhigend auf sein Gemüth wirkte, als ob das Glück der Unschuld, das ihr Herz erfüllte, seinen milden Schein auch in die Nacht seiner Seele hinein würfe. Und das Mädchen schien es zu ahnen, daß es ihr gegeben sei, dieses arme Menschenherz glücklich zu machen; denn sie blieb oft halbe Tage lang im Krankenzimmer und beschäftigte sich daselbst mit ihren Spielsachen. Und wo sie dem „fremden Mann“ einen kleinen Dienst erweisen konnte, that sie es mit so sichtlicher Freude, daß dieser Kranke fühlen mußte, dieses Kind hat mich wirklich lieb. Und wie wohl that dies dem Manne, der in seinem Leben sich so oft vergeblich nach Liebe gesehnt hatte!

Eines Morgens saß das Mädchen wieder am Tisch, auf welchem sie ihr Spielzeug ausgebreitet hatte. Reinhard, der sie mit ihren Puppen beschäftigt glaubte, beachtete sie nicht, seine Gedanken weilten wieder, wie fast immer, bei den Verirrungen seines früheren Lebens. Die Liebe, welche er in dem Hause seines Freundes genoß, zerriß ihm das Herz. Und diesen Mann hatte er tödten wollen und die unschuldigen Kinder dem Flammentode preisgeben! Er hätte laut aufschreien mögen in seinem Schmerz; aber er drängte seine Gefühle mit Gewalt zurück. Doch konnte er es nicht hindern, daß sich hin und wieder ein leiser Seufzer aus seiner Brust emporrang und die hellen Thränen über seine Wangen rollten. Da vernahm er ein leises Schluchzen und wie er aufblickte, begegnete er den thränenfeuchten Augen der kleinen Hedwig, welche ihre Puppen bei Seite geschoben hatte und mit schmerzlicher Wehmuth zu ihm herübersah.

„Du weinst, Hedwig?“ fragte er, schnell seine eigenen Thränen trocknend. „Was fehlt dir, liebes Kind? Kann ich etwas für dich thun?“

„Ach nein,“ entgegnete die Kleine verschämt, „du kannst mir nicht helfen.“

„So sage mir doch, was dich so traurig macht?“

Sie zögerte eine Weile, dann sagte sie mit bewegter Stimme: „Du sollst nicht weinen, fremder Mann; sonst muß ich auch weinen.“

Wie ein helles Morgenroth glitt es über das Angesicht des Kranken, dann breitete er seine Arme aus und rief mit halberstickter Stimme: „Komme zu mir, du guter Engel. Du hast recht, ich will auch nicht mehr weinen.“

Die Kleine hatte einen Schemel zum Bett gezogen und sich darauf gesetzt. Reinhard hatte seine Hand auf ihr Haupt gelegt und sah sie lange schweigend an; dann sagte er mit zitternder Stimme: „Ach, daß ich noch einmal jung werden könnte, wie du, Hedwig, dann könnte ich auch glücklich werden; aber jetzt ist's zu spät. Nur gute Menschen dürfen glücklich sein, die bösen nicht.“

„Aber du bist ja so gut, fremder Mann,“ sagte

das Mädchen, „wir lieben dich alle so sehr, auch der Papa und die Mamma."

„Auch der liebe Gott?" fragte er fast unbewußt.

„Ja freilich, auch der liebe Gott. Der liebt ja alle, alle Menschen, selbst die Bösen, wenn sie nur gut werden wollen," sagte das Mädchen zuversichtlich, und ihre Stimme klang wieder so glockenhell wie an jenem Weihnachtsabend, da ihn gerade diese Stimme aus seinem unseligen Sündentaumel aufgeweckt hatte. Aber heute wars nicht mehr Angst und Schrecken, was diese Stimme in ihm wachrief, nein, heute war's der Freudenjubel einer erlösten Seele.

Die dunkeln Wolken des Zweifels waren zerrissen. Wie ein heller Blitz leuchtete die Gewißheit in ihm auf: „Gott liebt mich! Haben gute Menschen mir vergeben können, können sie mich Elenden lieben, kann ein unschuldiges Kind Thränen vergießen über meinen Schmerz: wie sollte Gott mir noch zürnen? Ist es doch, an dessen Liebesgluth die Liebe dieser edlen Menschen sich entzündet hat!"

Von einem unaussprechlichen Gefühle überwältigt, zog er das verwunderte Mädchen an sein Herz und sagte: „Gott selbst hat dich mir gesandt, du kleiner Engel. Du weißt es freilich nicht, was du an mir gethan hast, aber dein Vater im Himmel weiß es, und wird es dir nicht unvergolten lassen."

„Bist du jetzt nicht mehr traurig?" fragte die Kleine, vor Freude strahlend.

„Nein, mein liebes Kind, jetzt bin ich so glücklich, daß ich singen und springen möchte. — — Aber jetzt muß auch alles klar werden. Willst du mir einen Gefallen thun, Hedwig?"

„Von Herzen gerne."

„Nun, so geh' und rufe deinen Vater, ich muß ihn sprechen."

V.

Als Hellmuth einige Minuten später in's Zimmer trat, empfing ihn der Kranke mit den Worten: „Otto, kannst du mir je vergeben, was ich an dir gesündigt habe?"

Verwundert über die plötzliche Offenheit des Freundes und erfreut darüber, daß nun endlich der Bann zwischen ihnen gebrochen war, entgegnete Hellmuth: „Wie magst du nur so fragen, Georg? Habe ich es dir nicht bewiesen, daß ich dich heute noch so innig liebe, wie in den Tagen unserer Studienzeit?"

„Freilich ja, aber du kennst mich nicht. Du weißt nicht, was für einen elenden, erbärmlichen Menschen du in dein Haus aufgenommen hast. Du sollst jetzt alles erfahren, und dann wenn du alles gehört hast und weißt, wie schlecht ich bin, dann sage mir noch einmal, daß du mir vergeben hast und du machst mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne. Ich habe" — — —

„Genug, Georg," unterbrach ihn der Müller, „ich will deine Selbstanklage und deine Bekenntnisse nicht hören; ich weiß alles, was du mir sagen willst. Was du mir gethan hast, und was du hier im Hause thun wolltest, wir wissen alles; du selbst hast es uns verrathen in deinen Fieberphantasien."

„Auch deine Frau weiß es also, und ihr habt mir beide vergeben und habt euch nicht mit Verachtung von dem Elenden abgewandt, den ihr in euer Haus aufgenommen hattet? Otto, du weißt nicht, was ich in diesen letzten Stunden erlebt habe. Ich habe den Glauben an Gott und den Glauben an die Menschen wiedergefunden. Und eure unbegreifliche Liebe ist es, die mir beides wiedergegeben hat."

Ein Engel schwebte durch das Zimmer, in welchem die beiden Freunde, von der Nähe Gottes durchschauert, bei einander waren. Beide schwiegen. Hellmuth dankte Gott im Stillen für die Rettung des Freundes, während Reinhard wie verklärt mit gefalteten Händen auf seinem Bette lag.

So vergingen etliche Minuten, dann ergriff Reinhard wieder das Wort und sagte: „Otto, glaubst du, daß ich heute zum ersten Male in meinem Leben wahrhaft glücklich bin? Ich war von meiner Jugend auf mit meinem Schicksal unzufrieden, ich klagte Gott an und zürnte den Menschen, weil ich mich hinter Andere zurückgesetzt glaubte. Aber die Quelle meines Unglücks lag nicht in den äußeren Verhältnissen, sondern in mir selbst, in meiner Einbildung und meinem Hochmuth. Sie haben mich in Schuld und Schande hineingestürzt. Und wie habe ich unter der Last dieser Schuld gelitten und gekämpft! Seit ich aus meinen wilden Fieberträumen erwacht und wieder eines klaren Gedankens fähig geworden bin, habe ich keine Stunde gehabt, in welcher ich nicht von den Vorwürfen meines Gewissens gefoltert worden wäre."

„Wir haben das geahnt," erwiederte Hellmuth herzlich, „und haben für dich gefühlt und ohne Aufhören für dich gebetet."

„Und Gott hat euer Gebet erhört," fiel Reinhard freudig ein. Und nun erzählte er dem Freunde, was wir bereits wissen, wie er vor wenigen Stunden in namenlosem Schmerz über seine Verirrungen und Sünden geweint und wie ihm unter dem kindlichen Geplauder der kleinen Hedwig der Glaube und die selige Gewißheit der vergebenden Liebe Gottes im Herzen aufgegangen war. — —

Von dieser Stunde an machte die Genesung Reinhard's überraschend schnelle Fortschritte. Es war fast, als ob mit dem kranken Herzen auch der Körper völlig geheilt worden wäre.

Voll und kräftig ergoß sich der Strom des Lebens wieder durch die Adern des Genesenden und in wenigen Tagen schon konnte er das Krankenbett verlassen. Freilich waren die Spuren der Krankheit noch nicht verschwunden. Schwach und bleich wankte er in den ersten Tagen im Hause umher; bald aber kehrte die Kraft der Jugend wieder, und als mit den ersten Frühlingstagen der Schnee geschmolzen war und allenthalben Blätter und Blumen hervorsproßten, da trat er eines Tages vor den Freund und erklärte ihm, daß er nicht länger unter seinem gastlichen Dach wohnen könne, sondern fortziehen müsse, um sich in einer der großen Städte des Westens einen geeigneten Wirkungskreis zu suchen, so schwer es ihm auch falle, das Haus zu verlassen, in welchem er das höchste Glück seines Lebens gefunden habe.

Vergeblich suchte Hellmuth ihn noch länger zu halten. Reinhard blieb bei seinem Entschluß. Nur in ernster Berufsthätigkeit, meinte er, könne sich sein neues Leben in gesunder Weise entwickeln; und hiergegen ließ sich freilich nichts Stichhaltiges einwenden. Dagegen nahm er ein Darlehen, welches Hellmuth ihm anbot, mit herzlichem Danke an.

Unter Thränen schied der „fremde Mann“ aus dem Hause seiner Wohlthäter, denen er längst aufgehört hatte ein „Fremder“ zu sein. Wäre er der nächste Verwandte gewesen, sie hätten die Trennung nicht schmerzlicher empfinden können. Besonders die Kinder konnten sich gar nicht darein finden, daß der Onkel Reinhard, wie sie ihn jetzt nannten, sie verlassen wolle.

Hellmuth begleitete ihn nach M. Der Weg wurde auf Reinhard's besonderen Wunsch zu Fuß zurückgelegt. Das Wetter war entzückend. Und als die Freunde durch den prachtvollen Wald dahinschritten, der eben anfing, sich mit frischem Grün zu bekleiden, und von dem munteren Gesang und Gezwitscher der Vögel wiederhallte, da empfand auch Reinhard etwas von der Berglandschaft, welcher Frau Hedwig ihren Aufenthalt in der Wildniß so märchenlieblich erscheinen ließ.

„Wie schön ist es doch jetzt in diesen Bergen,“ sagte er nach einem längeren Schweigen und setzte dann, mehr zu sich selbst, als zu dem Freunde redend, hinzu. „Als ich vor 3 Monaten hierher kam, war alles Leben erstarrt in Schnee und Eis und die Winterstürme heulten durch Feld und Wald, in meinem Herzen aber wohnten die Hölle und der Haß. Heute jubelt mir die ganze Natur entgegen voll Lust und Leben, und in meinem Herzen wohnt der Himmel und die Liebe.“

„Das ist gewiß eine selige Umwandlung.“

„Die ich vor allem dir, Otto, und den Deinigen zu verdanken habe,“ fiel Reinhard ein.

„Sage besser, dem lieben Gott. Ihm allein gebührt die Ehre.“

„Du hast recht; aber Ihr waret doch die Werkzeuge, deren er sich in seiner Liebe bedient hat,“ fuhr Reinhard fort. „Ihr habt an mir als echte Jünger dessen gehandelt, der von sich selbst sagte, daß er in die Welt gekommen sei, zu suchen und selig zu machen, das verloren war.“ Er schwieg eine Weile. Dann setzte er hinzu: „Höre, Otto, ich bin dir über einen Punkt noch eine Erklärung schuldig, ehe ich scheide. Du weißt, daß eine unsinnige Leidenschaft zu deiner Frau die Veranlassung meines ersten Verbrechens war, und hast dich gewiß schon gefragt, wie es nun mit dieser Leidenschaft stehe. Gott sei Dank, ich habe auch sie überwunden. In einer ernsten, mir unvergeßlichen Nacht, in welcher ich in meinem Bette betend auf den Knieen lag und mit Gott rang, wie ich nie zuvor gerungen hatte, habe ich sie mit meiner Rache und meinem Haß begraben. Ich war ein Thor, daß ich je meine Wünsche zu einem so engelreinen Wesen erhoben habe. Sie hätte als meine Gattin niemals glücklich sein können. Die Beste durfte dem Besten nur gehören.“

„Du thust mir leid, Georg,“ sagte Hellmuth theilnehmend. „Ich hoffe, auch du wirst bald eine Lebensgefährtin finden, welche dir ein so reines Erdenglück bereitet, wie es mir durch meine Hedwig zu Theil geworden ist.“

„Niemals!“ erwiderte der Andere und seine Stimme zitterte leise, als er hinzusetzte: „aber lasse uns nicht weiter davon reden.“

VI.

Der Winter war wieder in's Land gezogen und hatte die Erde in ein weißes Leichentuch gehüllt; der Sturm pfiff durch den kahlen Laubwald und rauschte in den dürren Zweigen der Tannen und Fichten, als flüsterten unheimliche Geisterstimmen von vergangenen Zeiten und Thaten. Es war wieder Weihnachtsabend und in der Wohnstube des Sägemüllers saßen die Kinder und warteten sehnsuchtsvoll auf den Klang des Glöckleins, das sie in die Weihnachtsstube rufen sollte, wo die Eltern eben damit beschäftigt waren, die Lichter am Baume anzuzünden.

In diesem Augenblick fuhr ein Schlitten vor. Ein Nachbar, der soeben aus der Stadt heimkehrte, brachte eine Kiste für den Sägemüller. „Ich dachte, sie möchte Weihnachtsgeschenke enthalten, darum habe ich sie mitgebracht,“ sagte er.

„Willst du nicht einen Augenblick hereinkommen?“ fragte Hellmuth, nachdem er die Kiste in Empfang genommen.

„Nein, es ist bereits dunkel und die Kinder sind gewiß schon ungeduldig, weil ich so lange ausblieb. Glückliche Weihnachten!“

Mit diesen Worten trieb er die Pferde an und jagte, ohne auf Hellmuth's Antwort zu warten, davon.

Drinnen erklang jetzt das Glöcklein und die Kinder eilten zugleich mit dem Vater in die hellerleuchtete Weihnachtsstube.

Als die erste Neugierde befriedigt war, sammelten sich Alle um die geheimnißvolle Kiste.

„Ein Brief von Reinhard," rief der Müller freudig überrascht, sobald er den Deckel abgehoben hatte.

„Ah! von Onkel Reinhard!" jubelten die Kinder, während der Vater rasch das Schreiben öffnete und es dann seiner Gattin überreichte. Diese las, während die Andern mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten: „Lieber Freund! Empfange diese Weihnachtsgrüße für dich und die lieben Deinigen als Beweis meiner endlosen Dankbarkeit. Ich bin gegenwärtig in St. Louis, woselbst ich in der Fabrik der Brüder W. als Geschäftsführer thätig bin. Glücken mir meine Unternehmungen wie bisher, auch in der Zukunft, so bin ich auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden. Aber ich suche den Besitz nicht für mich, denn meine Bedürfnisse sind gering; vielmehr bin ich entschlossen, was mir Gott an irdischem Gute schenkt, dem Wohle meiner Mitmenschen zu weihen, gegen welche ich so schwer gesündigt habe. Grüße dein vortreffliches Weib und deine Kinder, besonders meine kleine Hedwig, und sei selbst auf's herzlichste gegrüßt von deinem Freunde G. Reinhard."

Nun wurde die Kiste ausgepackt. Mit immer neuem Jubel begrüßten die Kinder die Geschenke, welche da zum Vorschein kamen: ein schönes Bilderbuch für Georg und eine prachtvolle Puppe für die kleine Hedwig, sodann verschiedene Geschenke für Hellmuth und seine Gattin und zuletzt eine schön gebundene Familienbibel.

„Dies ist noch das Beste von Allem!" rief Hellmuth, indem er das Buch aus der Kiste nahm und öffnete.

Da stand auf der ersten Seite in Reinhard's großen Schriftzügen: „Meinem Freunde Otto Hellmuth und seiner Familie zur Erinnerung an den 24. Dezember 1840," und darunter: „Jac. 5, 20".

Hellmuth schlug die Stelle auf und las mit bewegter Stimme: „Wer den Sünder bekehret hat von dem Irrthum seiner Wege, der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge der Sünden."

Die Versuchung Christi.

Von Geo. Guth.

I.

Die Nothwendigkeit der Versuchung Jesu Christi geht aus der Thatsache hervor, daß ein jedes freie, vernünftige und mit mancherlei Gaben von Gott geschaffene Wesen eine Prüfung zu bestehen hat, in welcher es sich ein für allemal entscheidet, seine Kräfte nach eigener Willkür zu verwenden oder den Gebrauch derselben dem Willen Gottes anheim zu stellen und ihm die Ehre zu geben.

Gottes Wort lehrt, daß die Engel als rein erschaffene Geister eine solche Probe zu bestehen hatten und daß das erste Menschenpaar ihr unterworfen wurde. Jesus Christus, als wahrer Mensch, befand sich unter demselben Gesetz und konnte daher einer Prüfung nicht enthoben werden. Sein ganzes Leben war ein Leben der Versuchung und des Kampfes. Er hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert zu dem, der ihm von dem Tode konnte aushelfen; und ist auch erhöret, darum, daß er Gott in Ehren hatte.

Wie bei den ersten Menschen die Versuchung sich auf die Anwendung der natürlichen Kräfte bezog, so ist Jesus gewiß auch den von den sinnlichen Trieben ausgehenden Versuchungen ausgesetzt gewesen, aber daß er in diesem Kampf, in welchem Adam unterlag, siegreich bestanden hat, beweist die Geschichte seines Lebens. Der Kampf in der Wüste gehört daher in ein höheres Gebiet, in das Gebiet des Geisteslebens. Es handelt sich hier nicht um die Kräfte des natürlichen Menschen, sondern um die höchste Aufgabe des Lebens, welche dem Menschen in der Person Jesu Christi bei der Taufe mitgetheilt wurde. Der Kampf, den Jesus zu bestehen hatte, war ein Kampf des Geistes. Die Befleckungen des Geistes aber sind die feinsten und gefährlichsten. Die göttlichen Kräfte, welche Jesus bei der Taufe empfangen hatte, mußte daher für ihn geheiliget werden; d. h. sie mußten in seinem innersten Lebensherd ihre Weihe empfangen.

Aus diesem geht hervor, daß ihm Gelegenheit geboten werden mußte, seine Kräfte entweder für seine eigenen oder für Gottes Dienst und Zweck zu gebrauchen. Seine Entscheidung war entscheidend für sein Messiaswerk. Christus oder der Antichrist, das war eine große entscheidende Frage. Es handelt sich hier um mehr als eine bloße Wiederholung der Versuchung Adams. Dort handelte es sich um die Frage, ob der Mensch dem Reiche Gottes angehören werde, hier aber, ob es ein Reich Gottes geben wird, denn, nicht eines seiner Glieder, sondern der Fürst selbst im Kampf mit dem Fürst der Finsterniß.

Es war nothwendig, daß Jesus, ehe er in seinem

Amtsleben seine siegreichen Kämpfe wider das Satansreich begann, den Satan selbst müsse überwunden haben, was nur in einer entscheidenden Probe geschehen konnte. Findet nicht Jesu Gleichniß von der Ueberwindung des Starken durch einen Stärkeren eine Anwendung? Der Starke, Satan, der Fürst dieser Welt, mußte von seinem Gegner, dem Stärkeren, Jesus Christus, in einem persönlichen Kampf überwunden werden, wenn dieser die Festung des Ersteren sollte einnehmen und den Raub austheilen können.

II.

Als Ort der Versuchung wird eine Wüste namhaft gemacht. Diese Lokalität kennen wir nicht näher, man denkt an die sogenannte Wüste Juda, eine felsige Gegend im östlichen Theile von Judäa, die sich, westlich an das Gebirge Juda grenzend, gegen das todte Meer hin erstreckt und bis an das Südwestende desselben ausdehnt. Die menschliche Willensregung Jesu würde vielleicht gewesen sein, nach Galiläa zurückzukehren und sofort mit dem Lehren zu beginnen. Der Geist Gottes aber hält ihn zurück und treibt ihn hinaus in die Wüste. In diesem Ausdruck liegt, daß der Geist die Gedanken Jesu in dem Grad beherrschte, daß die Thätigkeit seiner eigenen Geisteskräfte in Beziehung auf die Außenwelt gleichsam aufgehoben war. Sein Gang in die Wüste war nicht durch die Absicht bestimmt, irgend ein Ziel zu erreichen; sondern es war nur die äußere Umhüllung der Arbeit, die in seinem Innern vor sich ging. Ganz der Beschauung seines ihm jetzt durch die Taufe enthüllten persönlichen Verhältnisses zu Gott und dem Nachdenken über die ihm vorliegende Aufgabe an Israel und der ganzen Welt hingegeben, vertiefte sich sein Gemüth in die innigste Andacht des Gebets und verarbeitete in sich den Inhalt dieser neuen Anschauungen. In dieser menschenleeren Einöde sollte sich Jesus im Verkehr mit seinem himmlischen Vater über die Mittel und Wege klar werden, durch welche er nach Gottes Willen den Beruf, den er nun vertreten sollte, zu erfüllen habe; aber auch hier sollte die Versuchung an ihn herantreten, sich der Erfüllung desselben zu entziehen und die entgegengesetzten Wege einzuschlagen. Dazu gehört freilich nicht, daß eine solche Neigung und Begierde in ihm auftauchen konnte, die nur dem sündhaften Grunde des Menschenherzens entkeimt; wohl aber mußte das Sinnen und Nachdenken über die gottgewollten Wege seiner Berufserfüllung ihm nothwendigerweise auch das Bild der entgegengesetzten Richtung vorführen.

III.

Ist die Zeit der Versuchung ebenfalls von großer Bedeutung. Jesus hatte vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet. Nach Lukas war Jesus während dieser ganzen Zeit von ununterbrochenen Anläufen des Feindes verfolgt. Das heißt, seine innere Arbeit des Geistes wurde durch fremdartige, den heiligen Gedanken, mit denen er beschäftigt war, entgegengesetzten Einflüsterungen gehemmt. Sollte aber der Satan im Stande gewesen sein, einen solchen Einfluß über den Menschensohn auszuüben? — Gewiß. Sein Name, Widersacher, deutet schon diese Stellung zu Gott an. Wohl sind uns die Vorgänge der unsichtbaren Welt verhüllt; das aber steht fest, Satan ist ein mächtiges persönliches Wesen, welches den Heiland angriff und zwar gerade zu einer solchen Zeit, wo Jesus zufolge seiner langen Enthaltsamkeit von allen Speisen und Trank große körperliche Schwachheit und Abspannung fühlte.

IV.

Die Art und Weise der Versicherung bietet uns ein reiches Feld der Betrachtung. Vor Alters und sogar heute noch wird der Bericht von Vielen im buchstäblichen Sinne des Wortes verstanden. Dieser Auffassung gemäß wäre der Teufel in irgend einer leiblichen Gestalt erschienen und hätte sich nach dem Wortlaut des Berichtes „mit Jesu“ auf der Zinne des Tempels und auf einen hohen Berg versetzt. Die einfache Unmöglichkeit, von einem Berge aus alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu erblicken, scheint man ganz außer Acht zu lassen. Sollte Jesus in der Versuchung dermaßen unter dem Willen Satans gestanden haben, daß dieser ihn ohne weiteres auf die Zinne des Tempels zu Jerusalem und wieder zurück in die Wüste hätte führen können? Uns scheint dies eine höchst gezwungene Auslegung zu sein. Ebenfalls ist es sehr bedeutend, daß die Bibel nirgends einer einzigen sichtbaren Erscheinung des Teufels Erwähnung thut, und daß bei dem Kampf in Gethsemane sich die Gegenwart des Feindes der Sinnenwelt nicht kundgegeben hat. Zudem lehrt uns der Verfasser des Ebräerbriefes, daß Jesus versucht wurde wie wir, — und es wird doch Niemanden einfallen zu erklären, daß der Mensch vom Satan in leiblicher Gestalt versucht wird. Aber man wendet ein, die Versuchungsgeschichte erhält erst dann ihre wahre Bedeutung, wenn der Satan Jesu „Person gegen Person“ gegenübertrat, oder „daß der Versucher und die Versuchung unverhüllt und offen auftraten, wie nie zuvor und niemals wieder.“ Eine solche Auffassung dient gewiß nicht dazu, die Versuchung zu erhöhen. Nur der versteckte Bösewicht wird durch das Böse als solches gereizt, sonst aber beruht alle Versuchung darauf, daß das Böse uns in einer Gestalt entgegentritt, in der sein Charakter nicht sofort erkennbar, sondern sich hinter dem Schein des Berechtigten und sogar des Nothwendigen verbirgt. Ferner widerspricht es der sonstigen Lehrform des Herrn durchaus nicht, wenn er diesen innern Vorgang der Versuchung in plastisch bildlicher Form den Jüngern vorgeführt hat. Oft hat er von einem Kommen des Satans geredet, wo er eine innere Versuchung desselben meint. Siehe z. B. Luk. 22, 31 und Joh. 14, 30. Die Vorstellung von einem leibhaftigen Erscheinen des Satans ist dem Neuen Testament durchweg fremd. „Daß die auf satanische Vorspiegelung zurückgeführten Gedanken in die Form einer Ansprache an ihn gekleidet werden, ist doch nichts Anderes, als wenn die auf Gott zurückgeführte Offenbarung als ein von ihm oder seinem Geiste zum Menschengeist geredetes Wort dargestellt wird. Wenn Jesus endlich die Gedanken, mit welchen er die Versuchung überwand, in Schriftworte kleidet, so hat er damit nur gezeigt, daß es keiner besonderen Erleuchtung bedürfte, sondern, daß schon der einfache Gehorsam gegen die Offenbarung Gottes in der Schrift ihn befähigte, jene Abwege als satanische Vorspiegelungen zu erkennen und zurückzuweisen.“

Hier aber wirft sich uns die Frage auf: Konnte Jesus wirklich versucht werden, wenn er heilig

war; konnte er sündigen, wenn er der Sohn Gottes war; konnte sein Werk der Erlösung fehlschlagen, wenn er der von Gott bestimmte Erlöser der Menschheit war? — Wir antworten mit Godet: „Der Heilige konnte versucht werden, weil ein Conflikt entstehen konnte zwischen einem rechtmäßigen Bedürfniß seines Körpers, einem normalen Verlangen seines Herzens und dem göttlichen Willen, welcher ihm für den Augenblick aus höheren Rücksichten die Befriedigung desselben verweigerte. Der Sohn konnte sündigen, weil er seines göttlichen Wesens, der göttlichen Gestalt (Phil. 2, 6) sich entäußert hatte, um in einen dem unserigen ganz ähnlichen menschlichen Zustand einzutreten. Der Erlöser konnte unterliegen, wenn die Frage von dem Gesichtspunkt seiner persönlichen Freiheit aus gestellt wird, obgleich Gott, vermöge seiner Allwissenheit gewiß war, daß er fest bleiben werde und dieses Vorauswissen einer der Faktoren seines Reichsplanes war."

Nach dem biblischen Bericht machte der Satan drei Hauptangriffe an den Herrn. Die erste Versuchung bezieht sich auf seine Person; die zweite auf sein Werk und die dritte auf sein Verhältniß zu seinem Vater im Himmel. Betrachten wir nun dieselben in ihrer Reihenfolge.

In der ersten Versuchung fordert der Satan den Herrn auf, in seiner Person als Sohn Gottes zu handeln. In diesem Sinne lautet das Wort des Satans etwa folgendermaßen: „Da du, wie es wirklich zu sein scheint, der Sohn Gottes bist, so sprich, daß diese Steine Brot werden." Offenbarlich ist dies eine Anspielung auf das Wort des Vaters vom Himmel bei der Taufe. Hier hat es Satan darauf abgesehen, daß er bei Jesu das Gefühl seiner göttlichen Würde mächtig in seinem Herzen erregt, damit er den Contrast zwischen seiner gegenwärtigen Hülflosigkeit in Folge seiner Menschwerdung und dem göttlichen Reichthum, auf welchen er seinem Wesen nach Anspruch hätte, recht fühlbar macht. Und gerade hier lag das Peinliche dieser Versuchung. Jesus war durch die Taufe zum bestimmten Bewußtsein seiner Gottessohnesschaft gekommen, aber sein Zustand als Menschensohn war kein anderer geworden; er war in Allem uns gleich geblieben. Daraus mußte sich für ihn eine Versuchung ergeben haben, seinen Zustand auf die Höhe seines jetzigen Selbstbewußtseins zu erheben.

Wiederum. Handelt es sich nicht so sehr um den Mißbrauch der Wundermacht, als um die Frage, ob er überhaupt im Stande gewesen sei, sich selber helfen zu können. Später erklärte er: „Der Sohn kann nichts von sich selbst thun, denn was er siehet den Vater thun; denn was derselbe thut, das thut gleich auch der Sohn." Joh. 5, 19. Mithin konnte es kommen, daß die Noth rings um Jesu her nach Hülfe schreit und er doch nicht helfen konnte, weil Gott ihn nicht helfen hieß. Es muß für Jesu gewiß schwer gewesen sein, dann auch nicht helfen zu wollen, selbst wenn das natürliche Gefühl, wenn der Wunsch der Menschen um ihn her und seine Liebe zu ihnen auf's dringendste zum Helfen trieb; sondern zu warten, ob und wie Gott ihn helfen heißen werde. Aber von der Lösung dieser Aufgabe hing die Möglichkeit seiner ganzen Berufserfüllung ab, hier lag das Geheimniß seiner Wundermacht. Denn wartete er nicht auf den Wink Gottes; wollte er helfen ohne dessen Geheiß, so konnte er gar nicht helfen; und die Erfahrung der eigenen Ohnmacht mußte ihn zu dem Zweifel führen, ob er denn wirklich der Erwählte Gottes sei. Sollte er in der That der große Helfer seines Volkes sein, so mußte er doch zuerst sich selber helfen können in seiner Noth. Denn er war ja in der Wüste und litt Hunger. Darum hieß es in seinem Innern durch die Einflüsterung des Satans: „Sprich, daß diese Steine Brot werden!" und kannst du es nicht, so bist du auch nicht der Sohn Gottes. Jesus aber erkennt in diesem Gedanken sofort die Stimme des Versuchers. Darum seine Schriftantwort: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, welches hervorgehet durch den Mund Gottes; d. h. das menschliche Leben beruht nicht allein auf Nahrungsmitteln, nach denen das natürliche Bedürfniß verlangt, sondern auf Allem, was Gott den Menschen thun heißt. Dieser Ordnung des allgemeinen menschlichen Lebens ist auch der Messias unterworfen. Macht Gott kein Brot aus Steinen, so soll und kann es auch der Messias nicht; und er bleibt doch der Sohn Gottes, der zum höchsten Berufe berufen ist.

Damit hatte Jesus die Versuchung überwunden und den Grundsatz festgestellt, der ein für alle Mal sein Berufsleben leiten soll. Hätte Jesus der ersten Einflüsterung Gehör gegeben, so hätte er die Grundbedingung des irdischen Daseins aufgehoben, er hätte seinen Stand als Menschensohn verleugnet, um seinen Stand als Gottessohn zu offenbaren; seine Menschheit wäre bloßer Schein gewesen.

In der zweiten Versuchung handelt es sich um das Werk, welches der Sohn Gottes in Ausführung bringen soll. Die Gotteskindschaft, für welche der Mensch bestimmt und geschaffen ist, schließt den Gedanken der freien Verfügung über die göttliche Macht und die die Welt bewegenden Kräfte in sich. Ist Christus Gottes Sohn, dann darf er die Verfügung über das Gesetz der Schwere, sofern es seine Person betrifft, beanspruchen; steht er ja doch unter der speciellen Fürsorge seines Vaters im Himmel! Um seine göttliche Sendung zu bestätigen, flüstert Satan ihm den Gedanken ein, sein Loos in die Hand zu nehmen und zur Zeit einer Volksversammlung sich von der Zinne des Tempels herabzulassen. Hier wagt es der Satan, den Herrn zum geistlichen Hochmuth verleiten zu wollen. Er giebt derselben den Anstrich der Berechtigung durch den Hinweis an die alttestamentliche Verheißung der Hülfe des Vaters. Allein Jesus erkennt sofort diese Versuchung des Satans und antwortet mit dem Schriftwort: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen," d. h. du sollst nicht durch tollkühnes Wagen den göttlichen Wunderschutz eigenliebig herausfordern. Gewiß ist solcher Schutz dem Frommen zugesagt, wo er auf den ihm von Gott gewiesenen Wegen gefährdet wird, aber nicht wo er eigenliebig und eigenwillig handelt. Auch den Messias schützt auf selbsterwählten Wegen die göttliche Verheißung so wenig, wie ihm zu selbsterwähltem Thun die göttliche Wunderhülfe zu Gebote steht.

Zweimal hat Jesus den Erzfeind glänzend geschlagen, noch einmal wagt derselbe einen Hauptangriff. Der nach dem Bilde Gottes geschaffene Mensch verlangt zu herrschen. Dieser Trieb ist in seinem Ausgangspunkte gewiß ein rechtmäßiger.

Im Volke Israel hatte derselbe ein bestimmtes Ziel und Form bekommen durch die Verheißung der Oberherrschaft Israels über alle Völker und durch die messianische Hoffnung. Auch bei Jesu regte sich dieses Gefühl; hatte er ja doch vor Kurzem vernommen, daß er der höchste göttliche Gesandte sei, der Israel erlösen solle. Dieser Aussicht nun bemächtigte sich der Versucher und will dem Heiland die Augen verblenden, um ihn in falsche Bahnen zu leiten. Er spiegelte ihm den Weg des weltlichen Messiasthums vor, den sein Volk von ihm begehrte. Durch eine teuflische Vorspiegelung zeigte der Versucher dem Herrn in unmittelbarer Aufeinanderfolge alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit in einem Augenblick und versprach ihm den Besitz, falls er vor ihm niederfällt in ehrerbietiger Anerkennung. Die Vorstellung von der Herrschaft des Satans über die sichtbare Welt ist vielleicht nicht so grundlos, wie Manche meinen. Jesus selbst nennt ihn den Fürsten dieser Welt. Nach Lukas hätte der jetzt gefallene Erzengel ursprünglich die Erde und das Planetensystem, in das sie gehört, als sein Herrschergebiet bekommen. Dieselbe aber zu vergeben, stand demselben nicht zu. Hier maßt sich der Satan an Weltbesitzer zu sein, als Mensch gehörte Jesus demnach in das dem Satan übergebene Gebiet, welcher bei förmlicher Anerkennung den Herrn als seinen Nachfolger berufen wollte. Der Teufel aber vergaß einen Punkt in dieser Darstellung; daß nämlich das anbrechende Reich des Messias keineswegs eine Fortsetzung des seinigen sei und daß es von einer Uebergabe der Gewalt aus seiner Hand durchaus nicht abhing. Von dem Teufel hatte Jesus schlechterdings nichts zu erwarten oder zu empfangen, folglich auch keine Huldigung ihm zu leisten. Jesus wollte und konnte nicht auf dem Wege der Unterordnung unter den Widersacher Gottes zur irdischen Macht gelangen. Er verzichtete auf alle äußeren, politischen Machtmittel, er brach mit der Messiasidee in der unter dem Volk eingebürgerten Form.

Hier hatte die Versuchung ihre höchste Spitze erreicht, aber auch ihre letzte Entscheidung. Jedes Eingehen in den Willen der Welt um ihn her und des Satans, der sie beherrschte, war ein Eingriff in die Majestätsrechte Gottes, dem allein Dienst und Anbetung gebührt. Mit dieser Erkenntniß war die Versuchung überwunden; daher rief der Herr entrüstet aus: „Hebe dich weg, Satan, denn es stehet geschrieben: Du sollst Gott den Herrn anbeten und ihm allein dienen."

V.

Der Zweck der Versuchung war die Ergänzung der Taufe. In der Taufe erhielt Jesus seine Berufung und die Kraft des Geistes Gottes. Durch die Versuchung wurde er zum klaren Bewußtsein der Klippen gebracht, die er zu vermeiden hatte in der Erfüllung seiner Aufgabe. Es war der letzte Akt seiner sittlichen Erziehung, er wurde dadurch bekannt gemacht mit allen möglichen Verkehrungen des Messiaswerkes. Wenn Jesus in dieser Laufbahn voll Schwierigkeiten vom ersten Schritt an ohne Fehltritt und ohne Wanken den von Gott gewollten Weg eingehalten hat, so ist diese sichere Haltung das Ergebniß der in der Versuchung erstandenen Probe. Nachdem Jesus diese Schule durchlaufen hatte, war ihm klar bewußt, hinsichtlich seiner Person, daß keine seiner Amtshandlungen darauf ausgehen durfte, ihn über seine menschliche Stellung hinauszuheben; hinsichtlich seines Werkes, daß es in keiner Beziehung dem der menschlichen Mächte ähneln durfte; betreffend den Gebrauch des göttlichen Beistandes, daß seine kindliche Furcht nie sich Launen hingeben durfte, auch nicht unter dem Vorwand, für die Sache Gottes das Leben zu wagen. Und diese Grundsätze hat er in der That durchgeführt. Sein physisches Leben wurde durch Liebesgaben erhalten, nicht durch Wunder; sein ganzes Leben war eine fortwährende Erniedrigung. In seiner Arbeit für die Gründung seines Reiches wies er entschieden die Anwendung menschlicher Gewalt zurück und sein ganzes Wirken ging ausschließlich auf geistige Eroberungen aus. Endlich weigerte er sich durchaus, andere Wunder zu thun, als solche, deren unmittelbarer Zweck die Offenbarung der sittlichen Vollkommenheit, die Ehre seines Vaters war. Diese bestimmenden Regeln seiner messianischen Thätigkeit hat er in der strengen Schule des Lehrmeisters gelernt, welchem ihn Gott in der Wüste übergab.

Wir brechen ab. Der Sieg des Menschensohnes über den Teufel war ein vollständiger. Jesus ist versucht worden wie wir, doch ohne Sünde. Auch wir werden in drei Hauptrichtungen vom Feind unserer Seele versucht; nämlich zur Fleischeslust, zur Augenlust und zum hoffärtigen Wesen. Mögen wir wie unser Meister, in jeder Versuchung das Schwert des Geistes, Gottes Wort, in Anwendung bringen, damit wir den Feind in die Flucht schlagen und das Feld behalten! Amen.

Frauenzeitung.

Königin Victoria von England beabsichtigt, als Seitenstück zu dem vor einigen Jahren erschienenen Werk „Das Leben des Prinzgemahls" ein ähnliches Buch über sich selbst unter dem Titel „Das Leben der Königin" herauszugeben, und hat eine ihr warm empfohlene schottische Dame, Miß Keddie, mit der Abfassung dieser mühevollen und verantwortlichen Arbeit beauftragt. Miß Keddie, eine sehr liebenswürdige und kluge alte Dame mit silberglänzendem Haar, feinen scharfgeschnittenen Zügen und lebhaften Augen, welche mit ihrer Schwester in Kensington lebt, beschäftigt sich täglich einige Stunden im Britischen Museum mit Sichtung des vorhandenen reichen Materials und Ausziehen von Notizen, ebenso hat sie von seiten der Königin eine große Anzahl von Briefen und Documenten erhalten, die durchgelesen und geordnet werden müssen, bevor sie an den Beginn ihres schwierigen Werkes geht.

Luther über die Frauen. Es dürfte für unsere deutsche Frauenwelt von Interesse sein, zu hören, wie der große Reformator und tiefe Menschenkenner über die Frauen, die Liebe und die Ehe dachte; wir theilen daher einige seiner weniger bekannten Aussprüche hierüber mit: „Was doch diese Weibervölker für glückselige Creaturen sind, daß sie immer mit einem Fuß in der Kindheit stehen bleiben! Ach, die Weiber, sie sind klug wie die Kinder und reden wie die Kinder und haben kindische Anschläge, darum aber haben wir sie so lieb, und darum hat sie auch Gott lieb, und darum giebt Gott denen, die er lieb hat, solch ein Weib.“ — „Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache.“ — „Ein fromm züchtig Eheweib ist ihres Mannes Augenlust und Herzenstrost.“ — „Ein Weib ist ein freundlicher, holdseliger und kurzweiliger Geselle des Lebens.“ — „Es ist der beste und lieblichste Schmuck einer Jungfrau, wenn sie züchtig mit Geberden ist, die Augen niederschlägt und nicht um sich wirft; das ist lieblicher denn alles Gold, so man mag tragen.“ — „Also muß ich auch von der Putzsucht der Jungfrauen sagen. Warum trachten die Närrinnen den jungen Gesellen zu gefallen? Weißt du nicht, daß ein junger Geselle scheut, dich zu nehmen, wenn er denkt, daß er dich mit so großen Kosten in Kleidung halten soll?“ — Ein fromm Weib soll darum geehret und geliebet werden: erstlich, daß sie Gottes Gabe und Geschenk ist; zum andern, daß Gott einem Weibe herrliche große Tugenden verliehen, welche andere geringe Mängel und Gebrechen weit übertreffen, sonderlich wo sie Zucht, Treue und Glauben halten.“ — „Die Ehe ist nicht ein natürlich Ding, sondern Gottes Gnade, das allersüßeste und keuscheste Leben, wenn es wohl geräth. Da es aber übel geräth, so ist es eine Hölle.“ — „Das Regiment und die Herrschaft bleibt beim Manne, dem das Weib aus Gottes Gebot muß gehorsam und unterthan sein; der regiert das Haus und die Polizei, kriegt, vertheidigt das Seine, pflüget, säet, baut, pflanzet u. s. w. Dagegen muß ein Weib daheim sitzen und an das Haus gebunden sein. Und haben die Heiden die Venus also gemalet, daß sie steht auf einer Schnecke, daß, gleichwie dieselbe ihr Haus mit sich trägt, also soll das Weib stets daheim sein und der Hausgeschäfte warten, als die der gemeinen Aemter und Regierung der Dinge, die draußen und öffentlich sind, beraubt, allein bei den häuslichen Aemtern bleiben muß.“ — „Es ist eine schwere Sache, ein Eidam zu sein in eines Gewaltigen und Reichen Hause, und ist auf Erden nichts unerträglicheres und unleidlicheres, denn ein reiches Weib, das immer regieren will. Denn da muß der Mann seinem Weibe folgen, sich von ihr regieren und Gewalt über sich haben lassen, oder sie überwinden und erweichen, zum wenigsten solche Männer, die in der Liebe gefangen sind. Denn den Weibern, die da wollen Herren im Hause sein, dienen, ist nicht allein verdrießlich, sondern ist auch schändlich.“ — „Die Weiber, so die Gottseligkeit lieb haben, pflegen auch sonderliche Gabe zu haben, Andere zu trösten und ihnen ihre Schmerzen zu lindern, und das Gespräch der Weiber bewegt schier die Menschen mehr als das der Männer. Darum hat Gott im Paradiese dem Adam die Eva zugegeben, daß sie sollte um ihn sein, nicht allein die Hausarbeit auszurichten, sondern auch zum Trost in gemeinem Jammer und Unfall.“ — „Wenn die Weiber die Lehre des Evangelii annehmen, so sind sie viel stärker und brünstiger im Glauben, halten viel härter und steifer darüber denn Männer, wie man siehet an der lieben Anastasia, und Magdalena war herzhaftiger denn Petrus.“

Eine Scene auf der Eisenbahn. In aller Stille fuhren die Reisenden in ihren kleinen Gemächern des Schlafwagens, wie in Blitzesschnelle dahin. Alle schlummerten. Nichts vermochte die müden Wanderer zu stören, bis endlich die klägliche Stimme eines Säuglings sie weckte. Der Vater seinen eigenen Kummer verbergend, that Alles um das Kleine zu beruhigen! Aber vergebens. Der Säugling schrie heftiger, und die klagenden Töne verriethen des Kindes endlosen Kummer. Der Fremde erwachte. Kein Schlaf war ihm mehr vergönnt. Zornig fuhr er auf und fluchend fragte er endlich den Vater des Kindes: „Wo ist seine Mutter?“ Der Vater antwortete dem Fremden mit trauriger Stimme: „Die Mutter des Kindes ist zwar im Zug, aber im Sarg — in einem andern Wagen, und wäre sie hier, das Kind würde nicht weinen.“ Der Fremde verstummte. Rasch stand er auf, nimmt das Kind auf seine Arme, und wachte für den Vater den noch übrigen Theil der Nacht.

Die Amerikanerinnen bilden sich jetzt auch zu Apothekern aus, und zu diesem Zweck wurde Anfang Oktober eine pharmaceutische Schule für das weibliche Geschlecht in Louisville, Kentucky, errichtet. Der Lehrer der Botanik an dieser Schule ist eine Dame; die übrigen Lehrfächer werden jedoch von Männern vorgetragen, bis auf weiteres wenigstens, denn in Amerika wird den Männern bald nicht mehr viel zu thun übrig bleiben. Sie rächen sich dafür, so gut es geht, und ihre empfindliche Rache besteht jedenfalls darin, daß sie immer weniger Lust zum Heirathen zeigen. Die Antwort des Junggesellenclubs zu Louisville auf die Errichtung jener weiblichen Pharmaceutenschule war folgender Toast, der in der Oktobersitzung des Clubs ausgebracht und mit großem Beifall begrüßt wurde: „Ein Hoch auf die Frauen — den Morgenstern der Kindheit, den Tagesstern der Menschheit und den Abendstern des Alters. Gesegnet seien unsere Sterne, und mögen sie stets in teleskopischer Entfernung von uns gehalten werden!“

Wie die deutschen Backfische alles „nett“ finden, so bedienen sich die amerikanischen Backfische als Hauptadjectivum des Wortes „nice“. Ein Vater von sechs Töchtern sprach sich hierüber vor kurzem in folgender Weise aus: „Man muß ein Frauenzimmer ungefähr zwanzig Jahre lang dressiren, ehe man aus ihrem Wörterbuch das Wort „nice“ auszurotten vermag. Die Niagarafälle, die Psalmen David's, der Ocean und Shakespeare's „Othello“, alles das war für meine älteste Tochter nice, bis sie sich verheirathete.“ Ein anderes Wort, welches die amerikanischen Backfische sehr lieben, ist „awful“ (furchtbar). Sie halten es für „an awful nice word.“

Lasker über die amerikanischen Frauen. Der deutsche Reichstagsabgeordnete Lasker, welcher längere Zeit in den Vereinigten Staaten reiste, urtheilt über die amerikanischen Frauen also: „Die Amerikanerinnen habe ich im allgemeinen besser erzogen und gebildeter gefunden als die Männer. Ich bezweifle jedoch, ob dies gut ist, und ob es weise wäre, den deutschen Frauen eine gleiche Erziehung zu geben. Die meisten Männer haben keine Zeit, sich mit Büchern zu beschäftigen; sie haben genug mit dem Brot- und Gelderwerb zu thun, während Frauen und Mädchen viele Mußestunden haben, um sich Bildung anzueignen. Auf diese Weise erlangen diese ein geistiges Uebergewicht über die Männer und gewinnen viel Macht über dieselben. Ich spreche nicht von der Schulbildung, sondern von dem allgemeinen Wissen, das in Amerika viel weiter verbreitet zu sein scheint als in Deutschland. Uebrigens glaube ich, daß die Ueberlegenheit der Frau über den Mann das ausgesprochene Ziel des amerikanischen Erziehungssystems ist."

An der Universität Zürich studiren gegenwärtig 31 weibliche Studenten, unter denen sich nur 7 Deutsche befinden; 20 von den jungen Damen widmen sich dem Studium der Medicin, 10 studiren Philosophie und 1 Chemie. Während der letztverflossenen zehn Jahre, in denen die Universität Zürich ihre Hörsäle beiden Geschlechtern mit gleicher Liberalität geöffnet hat, haben 30 Damen dort ihren Doktorgrad erlangt; davon waren 23 Doktoren der Medicin und 7 Doktoren der Philosophie geworden.

In England macht die Bewegung zu Gunsten des politischen Wahlrechts der Frauen erhebliche Fortschritte. Die Ansicht John Stuart Mill's, daß es ein Widerspruch sei, wenn man die Frauen im Handel und Verkehr gleich den Männern wirkend auftreten lasse, ihnen aber jeden Einfluß auf die Gesetzgebung verweigere, daß man die höchste Staatsgewalt einer Frau als Königin anvertraue, dabei aber das ganze Geschlecht von der Wahlurne ausschließe, scheint starke Propaganda gemacht zu haben, denn vor kurzem sprach sich sogar der Führer der englischen Conservativen, Sir Stafford Northcote, dahin aus, daß wenn dem Land eine Aenderung aufgezwungen und das Wahlrecht allgemein werde, die diesbezüglichen Ansprüche der Frauen in Erwägung gezogen werden müßten. Die große, von über 500 liberalen Vereinen beschickte nationale Reformconferenz, welche Mitte Oktober in Leeds tagte, faßte unter anderem den Beschluß, daß die selbstständigen Frauen zum Wahlrecht zuzulassen seien.

Es wird nicht selten behauptet, früher hätten bei weitem nicht so viele Frauen die Feder geführt, als dies heutzutage zu geschehen pflegt, aber man irrt wohl hierin, wie beispielsweise die Thatsache bekräftigt, daß vor 25 Jahren in Mailand eine Bibliothek zum Verkauf kam, die 30,000 Bände, ausschließlich von Frauen geschrieben, enthielt. Ein Gelehrter machte hierzu die trockene und boshafte Bemerkung: „Es ist eben von jeher ein Fehler gewesen, daß die Frauen so wenig zu thun und so viel zu sagen hatten."

Miß Alice Gardner, die Verfasserin des Buches: „Die Ansichten des Kaisers Julian über das Christenthum" wurde zur Professorin der Geschichte am Bedford College (London) ernannt. Diese Berufung gereicht der noch jugendlichen Dame zu um so größerer Ehre, als sich um diesen Lehrstuhl eine stattliche Reihe männlicher Fachgelehrten beworben hatte.

Ein englischer Philosoph thut folgenden bemerkenswerthen Ausspruch: „Wie die Väter ihre Töchter mehr lieben als ihre Söhne und die Mütter ihre Söhne mehr als ihre Töchter, so fühlen auch Schwestern für ihre Brüder eine weit beständigere Zuneigung und Anhänglichkeit als für ihre Schwestern. Keine der kleinen Eitelkeiten, Liebeleien, Eifersüchteleien, die bei der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur nur allzu leicht in dem weiblichen Herzen entstehen, kann sich zwischen Bruder und Schwester stellen und sie einander entfremden. Beide sind stolz auf den Erfolg des andern, weil sie dadurch in ihren eigenen Interessen nicht beeinträchtigt werden. Wenn es daher ein Familienband giebt, welches nahezu frei von den selbstsüchtigen Flecken ist, die alle andern nur zu oft stören, so ist es das zwischen einer liebevollen Schwester und ihrem Bruder."



Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 3. Februar.

Pauli zweite Missionsreise.

Apostelg. 15, 35—41; 16, 1—10.

35. Paulus aber und Barnabas hatten ihr Wesen zu Antiochien, lehreten und predigten des Herrn Wort, sammt vielen Anderen.

36. Nach etlichen Tagen aber sprach Paulus zu Barnabas: Laß uns wieder umziehen und unsere Brüder besehen durch alle Städte, in welchen wir des Herrn Wort verkündiget haben, wie sie sich halten.

37. Barnabas aber gab Rath, daß sie mit sich nähmen Johannes, mit dem Zunamen Marcus.

38. Paulus aber achtete es billig, daß sie nicht mit sich nähmen einen solchen, der von ihnen gewichen war in Pamphylien, und war nicht mit ihnen gezogen zu dem Werk.

39. Und sie kamen scharf an einander, also, daß sie von einander zogen, und Barnabas zu sich nahm Marcus, und schiffte in Cypern.

40. Paulus aber wählte Silas, und zog hin, der Gnade Gottes befohlen von den Brüdern.

41. Er zog aber durch Syrien und Cilicien, und stärkte die Gemeinen.

1. Er kam aber gen Derbe und Lystra, und siehe, ein Jünger war daselbst, mit Namen Timotheus, eines jüdischen Weibes Sohn, die war gläubig, aber eines griechischen Vaters.

2. Der hatte ein gut Gerücht bei den Brüdern, unter den Lystranern, und zu Ikonien.

3. Diesen wollte Paulus lassen mit sich ziehen, und nahm und beschnitt ihn um der Juden willen, die an demselbigen Ort waren; denn sie wußten alle, daß sein Vater war ein Grieche gewesen.

4. Als sie aber durch die Städte zogen, überantworteten sie ihnen zu halten den Spruch, welcher von den Aposteln und den Aeltesten zu Jerusalem beschlossen war.

5. Da wurden die Gemeinen im Glauben befestigt, und nahmen zu an der Zahl täglich.
6. Da sie aber durch Phrygien und das Land Galatien zogen, ward ihnen gewehret von dem heiligen Geist, zu reden das Wort in Asien.
7. Als sie aber kamen an Mysien, versuchten sie durch Bithynien zu reisen; und der Geist ließ es ihnen nicht zu.
8. Da sie aber von Mysien überzogen, kamen sie hinab gen Troas.
9. Und Paulo erschien ein Gesicht bei der Nacht; das war ein Mann aus Macedonien, der stand und bat ihn, und sprach: Komm hernieder in Macedonien, und hilf uns!
10. Als er aber das Gesicht gesehen hatte, da trachteten wir alsobald zu reisen in Macedonien, gewiß, daß uns der Herr dahin berufen hätte, ihnen das Evangelium zu predigen.

1. Grundgedanke: „Komm hernieder in Macedonien, und hilf uns!" Apstg. 16, 9.

2. Zeit: 50 n. Chr.

3. Ort: Antiochien in Syrien (s. Lektion am 6. Jan.); Cilicien, Landschaft Kleinasiens, im Südosten am Mittelmeer, der Insel Cypern gegenüber; Derbe, Lystra und Iconium, Städte der nördlich davon gelegenen kleinasiatischen Landschaft Lycaonien; Troas, Hafenstadt des Mittelländischen Meeres im Nordwesten Kleinasiens.

4. Zusammenhang und Vorbemerkungen: Auf die Rede des Petrus beim Apostelconcil in Jerusalem (15, 7—11; s. die Lektion vom 6. Jan.) folgt der Bericht des Paulus und Barnabas über den Erfolg ihrer Heidenmission (V. 12) und dann die Antwort des Jakobus, des Vorstehers der Gemeinde von Jerusalem, wahrscheinlich ein leiblicher Bruder des Herrn und Verfasser des Jakobusbriefes (s. Einl. zur Lektion am 13. Jan.). Er hob die noch etwa vorhandenen Zweifel an der Gleichberechtigung der Heidenchristen mit den Judenchristen vollends aus der Schrift und machte einen vermittelnden Vorschlag, wonach die Ersteren zwar nicht zur Beschneidung und Haltung des ganzen mosaischen Gesetzes, wohl aber zur Beobachtung gewisser Gebote und Regeln verpflichtet wurden. Dies wird einstimmig gebilligt und ein wohl von Jakobus selbst verfaßtes apostolisches Sendschreiben dieses Inhalts abgefaßt, das in Erwiderung der Gesandtschaft von Antiochien aus (V. 1) durch hervorragende Brüder dorthin abgesandt wird (V. 22—29). Die beruhigende Ansprache des Briefes, der ausdrücklich auch die beiden Verdächtigten (Paulus und Barnabas) mit besonderer Liebe und Achtung nennt (V. 25), ruft in Antiochien große Befriedigung und eine reiche Blüthe des dortigen Gemeindelebens hervor, woran besonders diese beiden Männer thätigen Antheil nehmen. Mit der Schilderung ihrer Wirksamkeit beginnt die Lektion.

Ueber die Person und Vorgeschichte des Barnabas s. die Lektion am 6. Jan.

Johannes mit dem Zunamen Markus war nach Col. 4, 10 der Neffe oder Schwestersohn des Barnabas, der Sohn einer gewissen, in Jerusalem wohnhaften Frau, Namens Maria (12, 12), und hatte früher schon den Paulus und Barnabas auf ihrer ersten Missionsreise begleitet (13, 5), war dann aber von Pamphilien (dem schmalen, zwischen Lycien und Cilicien gelegenen Küstenstrich am Mittelmeer, im Süden von Kleinasien) aus, statt mit ihnen weiter zu ziehen, wieder in seine Heimath nach Jerusalem zurückgekehrt (13, 13).

Silas, der neue Begleiter des Paulus, mit seinem eigentlichen Namen Silvanus genannt (1 Theff. 1, 1; 2 Cor. 1, 19), war von der Gemeinde in Jerusalem aus mit dem Sendschreiben des Jakobus nach Antiochien geschickt worden und gehörte zu den hochangesehenen Lehrern und Propheten, d. h. geistgesalbten Predigern derselben. Er war nach Ausrichtung seines Auftrages nicht wieder nach Hause zurückgekehrt, sondern in Antiochien geblieben (V. 35), von wo ihn nun Paulus mitnahm.

Timotheus, „Fürchtegott", war nach 2 Tim. 1, 5 der Sohn der Eunike und der Enkel der Lois, beide bekehrte Israelitinnen, aus Lystra gebürtig und wurde von ihnen von Kind auf fromm und gottselig erzogen (2 Tim. 3, 15), trotzdem daß sein Vater im Heidenthum zurückgeblieben war.

Phrygien, kleinasiatische Provinz, ungefähr in der Mitte der Halbinsel gelegen, westlich noch an's Mittelmeer grenzend.

Galatien, landeinwärts nordöstlich davon gelegen. Dagegen lag die Landschaft Mysien noch weiter nördlich von Phrygien, und wieder weiter nördlich von Mysien die Landschaft Bithynien, die bereits an's Schwarze Meer grenzt.

Die Landschaft Macedonien, einst der Ausgangspunkt des Weltreichs Alexanders des Großen, umfaßt die größere (östliche) Hälfte des nördlichen Theils von Griechenland.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Arbeit des Paulus und Barnabas (V. 35 und 36). Diese geht zunächst noch ganz im alten gewohnten Geleise, die Hauptsache dabei war und blieb die Predigt des Worts. Die vielen anderen Gehülfen sind nicht mit Namen aufgeführt, wie viel Gutes mag auch jetzt noch von Menschen ungekannt und ungenannt in aller Stille geschehen! Der Menschenruhm und glänzende äußere Erfolge verderben und schaden oft mehr, als sie nützen und Gutes schaffen. Genug, daß der Herr unsere Namen kennt und in sein Buch des Lebens schreibt. Er, der die Gaben austheilt, wie er will, verlangt nicht mehr als Treue, belohnt aber gewiß die Treue auch im Kleinen. Der Gedanke an eine neue Missionsreise stammte sicherlich nicht bloß aus Pauli eigenem Geist, sondern vom Geist Gottes, wie nachher der reichgesegnete Erfolg zeigt; Paulus und mit ihm Barnabas folgten aber gehorsam seinen Winken.

V. 35. Hatten ihr Wesen, d. h. hielten sich noch länger dort auf, etwa noch ein halbes Jahr lang, wie zuvor schon anderthalb Jahre (14, 28). Sammt vielen Andern, wie ja die Gemeinde in Antiochien von jeher gut mit Lehrern und Predigern versorgt war. Das Lehren und Predigen des Evangeliums als der frohen Botschaft vom Heil in Christo Jesu unterscheidet sich so, daß sie theils in den engeren Kreisen der schon Bekehrten und Erweckten wirkten, indem sie sie in christlicher Erkenntniß und frommem Wandel zu fördern, theils auch in weiteren Kreisen der noch Unbekehrten Buße und Glauben zu wecken suchten, also eine Verbindung von innerer und äußerer Mission unter Christen und Heiden. Und zwar wurden sie bei dieser Fortsetzung ihrer früheren Thätigkeit in dieser Stadt diesmal von den Judaisten, der pharisäisch gesinnten Partei (V. 1 u. 5, s. Lektion am 6. Jan.) nicht wieder behelligt. Dagegen brach nun statt der äußeren Anfeindung ein innerer Zwist aus, der zuletzt zur Trennung des Paulus und Barnabas führte.

V. 36. Sprach Paulus zu Barnabas. Der Anstoß zur zweiten Missionsreise geht also diesmal von Paulus selbst, nicht wie bei der ersten von der Gemeinde (13, 1 ff.) aus. Und unsere Brüder besehen. Der Zweck derselben war also zunächst nur eine Inspektions- oder Visitationsreise durch die früher schon gegründeten Gemeinden Kleinasiens zum Behuf kirchlicher Aufsicht und Leitung, nach Gottes Rath sollten sich aber noch weit wichtigere Folgen, die Gründung ganz neuer Gemeinden in einem ganz neuen Erdtheil (Europa) daran anknüpfen. Die sich halten,

äußerlich und innerlich. Er fühlt sich verpflichtet, auch weiter für ihr geistliches Leben zu sorgen.

b) Die Wahl des Markus und Silas (V. 37 bis 41).

V. 37. Barnabas erklärt sich sofort zu dieser gemeinsamen Besuchsreise bereit, will aber sein Geschwisterkind noch als jüngere frischere Kraft mit zu dem Werke heranziehen.

V. 38. Paulus aber geht nicht darauf ein, denn er sah mit Recht eine Missionsreise mit allen ihren Opfern, Leiden und Anstrengungen als eine Auszeichnung an, deren sich Markus durch sein früheres ohne Zweifel aus Kreuzesflucht und feiger Bequemlichkeit stammendes Betragen (13, 13) unwürdig gemacht hatte; wovon er jedoch später nach Col. 4, 10 und 2 Tim. 4, 11, wieder geheilt wurde. Während also Barnabas seinen Verwandten gegenüber mehr die natürliche Milde und Gutmüthigkeit walten ließ, die auch einen Fehler übersehen, zurechtlegen und entschuldigen kann, tritt Paulus mit der ganzen Schärfe und Strenge der Wahrheit auf, die von keiner Nachgiebigkeit und Schonung wissen will. Beides war dem Markus ohne Zweifel nöthig und nützlich; diese um ihn zu beugen, jene um ihn wieder aufzurichten.

V. 39. Kamen scharf aneinander, da es bei diesem Streit ohne heftige Gemüthserregung nicht abging und wahrscheinlich Beide in ihrer einseitigen Auffassung befangen, zu weit gingen. Die Schrift verhehlt auch die Fehler der Kinder und Männer Gottes nicht (Beispiele). Dies dient theils zur Stärkung unseres Glaubens, theils zur Demüthigung unseres natürlichen Hochmuths, zur Warnung vor falscher fleischlicher Sicherheit, zum Trost bei unserem eigenen Fehlen und Fallen und endlich zur Verherrlichung Gottes, der selbst durch der Menschen Sünde hindurch alles so herrlich hinausführt (1 Mos. 50, 20). Daß sie von einander zogen. Diese Scheidung war für sie selber schon das Beste, denn so nur konnte bei zwei so scharf ausgeprägten Naturen die gegenseitige Liebe bewahrt bleiben, die sich z. B. in der späteren freudigen Anerkennung des Barnabas durch Paulus ausspricht (1 Cor. 9, 6). Aber auch für das Werk des Herrn, weil so das Wort Gottes gleichzeitig 2 offene Wege nach verschiedenen Richtungen fand, auf denen sich diese beiden ungleichen Charaktere zugleich freier und ungezwungener bewegen konnten. Barnabas nimmt den Markus zu sich, ging also wahrscheinlich zuerst schnell nach Jerusalem, um ihn dort (13, 13) abzuholen und reist mit ihm, wohl von der nächstgelegenen Hafenstadt Cäsarea aus nach seiner eigenen Heimath Cypern (4, 36), wo er ja auch früher schon zugleich mit ihm gewirkt hatte (13, 4—12).

V. 40. Silas war nach Vers 34 noch in Antiochien. Seinem römischen Namen nach zu schließen, war auch er wie Paulus selbst römischer Bürger (16, 37) und schon darum dem Apostel besonders werth und für sein Missionswerk geeignet. Der Gnade Gottes befohlen 2c. 2c. 2c. scheint darauf hinzudeuten, daß die Gemeinde dem Paulus Recht gab, da ja doch er der eigentliche Apostel, Barnabas mehr nur sein Gehilfe war, dessen getrennt fortgesetzte Reise man auch mehr nur als ein Privatunternehmen, denn als eigentliche Gemeindesache betrachtete.

V. 41. Syrien und Cilicien sind besonders erwähnt, weil die Reise ja auch hauptsächlich den Zweck hatte, die richtige Ausführung der Beschlüsse des Apostelconcils zu überwachen und zu reguliren, die nach Vers 23 ausdrücklich auch diesen Gemeinden galten, die wahrscheinlich frühe schon von Antiochien aus gegründet worden waren. Statt der bisherigen Gehilfen Markus und Barnabas, bekommt Paulus zwei andere, jüngere, tauglichere: Silas und Timotheus. An Markus, der zwar Anfangs willig war zum Dienst des Herrn, dann aber, innerlich den Schwierigkeiten derselben nicht gewachsen, sich wieder zurückzog und schon bei der ersten Probe sich nicht bewährte, mag man lernen, daß man nicht zurücksehen darf, wenn man die Hand an den Pflug gelegt hat und des Herrn Werk nicht lässig treiben soll. Bloße flüchtige, wenn auch noch so gut gemeinte, aber oberflächliche Begeisterung allein reicht nicht aus, sie kann auch sich im Sand verlaufen und ein bloßes rasch aufloderndes und ebenso schnell wieder verzehrtes Strohfeuer sein. Die wesentlichste und nöthigste Haupttugend des Christen ist die Beharrlichkeit.

c) Die Reise mit Timotheus (Kap. 16, 1—7).

V. 1. Paulus wollte zunächst seine alten kleinasiatischen Gemeinden besuchen (15, 36), wählte aber diesmal wohl absichtlich nicht den Seeweg von Antiochien (und seiner Hafenstadt Seleucia) aus, sondern den Landweg, um auch Syrien und Cilicien zu bereisen. Von hier ging es dann nordwestlich über das Taurusgebirge, über dessen Alpenpässe damals eine wohlerhaltene (römische) Heerstraße von 18 Meilen Länge führte, nach Derbe und Lystra, wo er schon 14, 6 ff. gewirket hatte. Wahrscheinlich war damals schon die Familie des Timotheus bekehrt worden und ebenso dieser selbst, daher ihn Saulus seinen (geistlichen) „Sohn" nennt 1 Tim. 1, 2; 1 Cor. 4, 17. Er war vielleicht ein Augenzeuge jenes Aufruhrs gegen den Apostel gewesen (14, 19 ff.), wenigstens zeigt 2 Tim. 3, 11, daß er der früheren Trübsale derselben noch treulich gedachte.

V. 2. Ein gutes Gerücht als ein ächter „Jünger" voll lebendigen Glaubens. Vielleicht hatte der damals etwa 20jährige Jüngling auch schon als Lehrer (Evangelist) gewirkt, denn nach 1 Tim. 4, 14 wurde er ausdrücklich zu diesem Amte geweiht. Auch an sein „gutes Bekenntniß" (1 Tim. 6, 12) darf erinnert werden. Selbst bis nach dem noch weiter nach Nordwesten gelegenen Ikonien war sein Ruf gedrungen, denn auch dort gab es schon zahlreiche Christengemeinden (Kap. 14, 1 ff.; V. 21).

V. 3. Mit sich ziehen als Gehilfen und Begleiter wollte Paulus gerade ihn am liebsten lassen, theils weil er mit ihm so ganz Eines Sinnes war (Phil. 2, 20), theils weil er, als von einer jüdischen Mutter stammend, für die Arbeit unter den Juden, an die sich ja Paulus selbst in Heidenländern immer zuerst wandte, besonders tauglich schien. Aus diesem Grund allein beschnitt er ihn auch, gleichsam als „geistlicher" Vater an ihm nachholend, was sein leiblicher Vater als Heide versäumt hatte und ihm doch als einem Sohn Israels nach dem Fleische, wenigstens von der Mutter Seite her, gebührte. Um der Juden willen, damit diese, die bisher noch nicht dem Evangelium sich zugewendet hatten, an der Predigt derselben durch einen Unbeschnittenen keinen Anstoß nehmen. Also kein Selbstwiderspruch des Apostels gegen die von ihm beim Apostelconcil in Jerusalem vertretene Freiheit der Heiden-Christen von der Beschneidung oder seiner eigenen Praxis mit Titus (Gal. 2, 3). Letzterer stammte überhaupt gar nicht aus Israel, sondern war ein „Grieche," also von Geburt ein Heide. Von den Heiden aber sollte die Beschneidung nicht gefordert werden, als Bedingung zur Seligkeit (15, 1 vergl. die Lektion am 6. Jan.) Etwas ganz anderes war es aber hier, wo sie in einem einzelnen Ausnahmefall besonderer Umstände wegen auch nicht verweigert werden durfte, um den Zweck, die Mission unter Israel, besser und sicherer erreichen zu können. Hier durfte in einer bloß äußern Nebensache freiwillig nachgegeben werden, um der Hauptsache willen; nicht aber in dem Fall mit Titus, wo es sich um das Festhalten am Prinzip

handelte und ein Ausweichen des Apostels leicht als Schwäche mißdeutet werden konnte.

Nachdem einmal der Grundsatz festgestellt und allgemein anerkannt war, daß für die Heiden die Beschneidung nicht nothwendig sei, konnte Paulus um der Liebe willen und um sich nicht von vornherein den Eingang bei Israel zu versperren, „den Juden ein Jude werden“ (1 Cor. 9, 19), denn nur so vermochte er sich gegen spätere Vorwürfe (wie 21, 21) zu verwahren.

V. 4. Durch die Städte, nämlich die oben genannten bis gegen Antiochien in Pisidien hin (14, 20 ff.)

V. 5. Die doppelte Frucht der Reise: Nach innen Wachsthum im Glauben (vgl. 15, 31 ff.), nach außen an Zahl. Sonst geht nicht leicht beides Hand in Hand. Nimmt die Zahl nach außen zu, so nimmt gar oft das geistliche Leben nach innen ab, weil auch unlautere Glieder sich eindrängen und man leicht mehr Werth auf's Aeußere als auf's Innere legt und über dem raschen Wachsthum des Umfangs der Kirche, ihre Ausdehnung und ihren blühenden Zustand nach außen, die treue, sorgsame und gewissenhafte Pflege ihres inneren Glaubensstandes versäumt. Diese geht freilich viel langsamer und ist viel mühsamer als glänzende und schnelle äußere Erfolge. Dafür ist sie aber auch um so heilsamer und dauerhafter.

V. 6. Da sie aber (von Antiochien in Pisidien aus) durch Phrygien und das Land Galatien zogen und zwar ohne diesmal auch das südlicher gelegene Perge in Pamphilien (14, 24 ff.) zu berühren, weil hier noch keine alte Gemeinde zu besuchen war. Die Reise geht also direkt nach Norden. Hier durfte nun Paulus neue Gemeinden gründen. Die bedeutendsten sind die in Galatien, an welche etwa 3 Jahre hernach der wichtige Galaterbrief geschrieben wurde. Es geschah unter großer leiblicher Schwachheit, aber auch ebenso großer geistiger Freudigkeit von beiden Seiten. Hier zeigte sich's recht, wie gut es gewesen war, die Beschneidung von den Heiden nicht zu fordern, denn dies hätte sicherlich auch hier den Siegesgang des Evangeliums nur gehemmt, während so vielleicht noch in keinem anderen Lande bisher die Predigt derselben so rasch und einmüthig aufgenommen wurde. Von hier wollten sie ursprünglich wahrscheinlich durch Lydien westwärts bis Asien, d. h. das sog. prokonsularische Asien, die unmittelbar am Mittelmeer gelegenen Küstenländer Kleinasiens vordringen, wohin das Wort und Reich Gottes aber erst 18, 10 und 19, 1 drang und dringen sollte. Jetzt mußten sie zunächst nach Europa hinüber. Gemahnt vom heil. Geist, sei's durch eine innere Stimme oder ein äußeres Hinderniß, das ihnen einen entscheidenden Wink gab.

V. 7. Die Reise geht nun durch Mysien und Bithynien, also gegen Nordosten hin, aber auch hier erfolgt dieselbe Weigerung Gottes, so wenden sie sich also wieder gerade umgekehrt, nach Südwesten.

An der Geschichte des Timotheus kann man lernen den Segen einer gottseligen Jugend. Wie viel kann eine christliche Frau und Mutter, auch wenn der Vater ein „Heide“ oder ein unbekehrter und unwiedergeborener bloßer Namenchrist ist, Gutes an ihren Kindern thun! Timotheus, das Vorbild eines christlichen Knaben und Jünglings: Gut gezogen, in der Schrift bewandert, von fleckenlosem Wandel und Ruf, willig, dem Ruf des Herrn zu seinem Dienste zu folgen, gehorsam und bescheiden dem älteren und erfahreneren Paulus sich unterordnend. (Weitere Beispiele frommer Mütter.)

d) Der Hilferuf zu Troas (V. 8—10).

V. 8. Troas war der nächstgelegene Ueberfahrtshafen nach Europa, jene klassische Stelle, wo etwa 1200 Jahre vorher um das alte Troja gekämpft worden war.

V. 9. Ein Gesicht (vgl. 9, 10; 10, 3; 18, 9) bei der Nacht, die er wahrscheinlich in Gebet und stille Betrachtung versunken zubrachte (V. 25; 10, 30 ff.). Es war also kein bloßer Traum, sondern eine wirkliche Erscheinung in deutlich sichtbarer leiblicher Gestalt, an der dem Paulus schon von dem verkehrsreichen Tarsus her wohlbekannten Tracht als Macedonier kenntlich, ebenso an den deutlich hörbaren, in griechischer Mundart gesprochenen Worten: Komm hernieder (herüber über's Meer) und hilf uns (zum Heil der Seelen)! Der Mann redet in der Mehrzahl als Repräsentant der ganzen Heidenwelt Europas.

V. 10. Da trachteten wir, von hier an schließt sich Lukas, der Verfasser der Apostelgeschichte, wieder selber mit in die Erzählung ein. Er hatte sich vielleicht bis dahin als Arzt in Troas aufgehalten, bleibt aber von jetzt an der treue Reisegenosse des Paulus bis zum Schluß der Apostelgeschichte. Gewiß, daß uns u. s. w., sie folgerten dies aus der zweimaligen Abweisung (V. 6 und 7) und gingen nun frisch an's Werk und muthig in den Kampf auf dem von Gott ihnen angewiesenen Arbeits- und Schlachtfeld, auch wenn ihr eigener Sinn einen anderen Weg gewählt hätte.

Man muß auch auf die Hindernisse in seinem Lebensweg genau achten, denn die „Umstände“ sind oft Gottes Boten.

Gehts gleich nicht immer nach unserem Willen, wenn nur Gottes guter, heiliger, gerechter und seliger Wille allezeit an uns und durch uns geschieht! Komm herüber! Wie dieser Hülferuf damals von Europa herübertönte, so klang er später nach Ost aus der Heidenwelt nach Europa hinüber und geht heute noch durch alle Christenländer und an alle Christenherzen (Aufforderung zur Mission). Die Grundbedingung seiner Erfüllung aber ist, daß der Ruf „komm hernieder und hilf uns“ auch zum Himmel emporschalle, von wo allein alle Hülfe kommt (Ps. 121, 1. 2).

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Der Hülferuf.

1) Es ward ihnen gewehret, 16, 6. Also geht es auch uns oft auf unseren Lebenswegen. Wir möchten Hütten bauen und es wird gewehret. Was wollen wir da thun? Trotzig zwingen, was nicht sein kann? Muthlos klagen über vereitelte Wünsche? Nein — „Ihn, ihn laßt thun und walten.“

2) Das Gesicht, Kap. 16, 9. Ohne Zweifel war Paulus schon bei Tage am Meer gestanden und hatte hinübergeschaut nach Griechenland und gedacht — solltest du nicht hinüber? Aber zu einem Ja oder Nein war es nicht gekommen. Da kam der Herr zu Hülfe im Gesicht. Das war ein Gesicht von Gott und in diesem macedonischen Mann stand gleichsam das ganze heidnische Europa vor dem Apostel. Auch unsere Vorfahren, die alten Deutschen standen gleichsam hinter jenem Mann und riefen: Komm herüber und hilf uns. — Noch heute ertönt dieser Nothruf aus der Heiden- und Christenwelt. Wollen wir helfen? O, daß man überall helfen könnte!

3) Auf nach Europa! Das ist eine gar wichtige Reise für uns. Und wenn der Herr uns ruft, wie dort den Paulus, so wollen wir nicht zögern, nach China, Indien oder Afrika zu ziehen, um dort das Evangelium zu verkündigen.

Sonntag, 10. Februar. Die Bekehrung der Lydia. Apostelg. 16, 11—24.

11. Da fuhren wir aus von Troas; und stracks Laufs kamen wir gen Samothracien, des andern Tages gen Neapolis.

12. Und von dannen gen Philippi, welches ist die Hauptstadt des Landes Macedonien, und eine Freistadt. Wir hatten aber in dieser Stadt unser Wesen etliche Tage.

13. Des Tages der Sabbather gingen wir hinaus vor die Stadt an das Wasser, da man pflegte zu beten, und setzten uns, und redeten zu den Weibern, die da zusammenkamen.

14. Und ein gottesfürchtig Weib, mit Namen Lydia, eine Purpurkrämerin, aus der Stadt der Thyatirer, hörete zu; welcher that der Herr das Herz auf, daß sie darauf Acht hatte, was von Paulo geredet ward.

15. Als sie aber und ihr Haus getauft ward, ermahnete sie uns, und sprach: So ihr mich achtet, daß ich gläubig bin an den Herrn, so kommt in mein Haus, und bleibt allda. Und sie zwang uns.

16. Es geschah aber, da wir zu dem Gebet gingen, daß eine Magd uns begegnete, die hatte einen Wahrsagergeist, und trug ihren Herren viel Genuß zu mit Wahrsagen.

17. Dieselbige folgte allenthalben Paulo und uns nach, schrie und sprach: Diese Menschen sind Knechte Gottes des Allerhöchsten, die euch den Weg der Seligkeit verkündigen.

18. Solches that sie manchen Tag. Paulo aber that das wehe, und wandte sich um, und sprach zu dem Geist: Ich gebiete dir in dem Namen Jesu Christi, daß du von ihr ausfahrest. Und er fuhr aus zu derselbigen Stunde.

19. Da aber ihre Herren sahen, daß die Hoffnung ihres Genusses war ausgefahren, nahmen sie Paulum und Silam, zogen sie auf den Markt vor die Obersten.

20. Und führeten sie zu den Hauptleuten und sprachen: Diese Menschen machen unsere Stadt irre, und sind Juden.

21. Und verkündigen eine Weise, welche uns nicht ziemet anzunehmen, noch zu thun, weil wir Römer sind.

22. Und das Volk ward erreget wider sie; und die Hauptleute ließen ihnen die Kleider abreißen, und hießen sie stäupen.

23. Und da sie sie wohl gestäupet hatten, warfen sie sie in das Gefängniß, und geboten dem Kerkermeister, daß er sie wohl bewahrete.

24. Der nahm solch Gebot an, und warf sie in das innerste Gefängniß, und legte ihre Füße in den Stock.

---

1. Grundgedanke: „Welcher that der Herr das Herz auf, daß sie darauf Acht hatte, was von Paulo geredet ward." Apostg. 16, 14.

2. Zeit: 52 n. Christo unmittelbar den Vorgängen der letzten Lektion folgend.

3. Ort: Philippi, Hauptstadt der Provinz Macedonien, durch Kaiser Augustus zur römischen Kolonie (Pflanzstadt) gemacht und mit bedeutenden Rechten und Freiheiten versehen. Sie hatte ihren Namen von dem alten macedonischen König Philippus, dem Vater Alexander des Großen, der von dort aus vor etwa 450 Jahren sein Weltreich gründete. Berühmt war sie durch die große Schlacht (42 nach Christo) und den Sieg des Antonius, womit die Freiheit der alten römischen Republik zu Ende ging und das Weltreich der römischen Kaiser begann.

4. Einleitende Bemerkungen: Troas, Hafenstadt am Hellespont (griechischen Inselmeer), gerade Europa gegenüber.

Samothrace, nordöstlich davon gelegene Insel, im ägeischen Meer, hat ihren Namen davon, daß sie ursprünglich von Thracien, im Norden von Griechenland, aus bevölkert war als dem ihr nächstgelegenen Küstenland, später aber von den Bewohnern der Insel Samos erobert wurde; dort wurden im Alterthum die berühmten Geheimgottesdienste der Ceres und Proserpina gefeiert.

Neapolis (Neustadt), Hafenplatz von Macedonien, aber noch auf thrazischem Gebiet, 4 Stunden südlich von Philippi.

Lydia ursprünglich kein eigentlicher Personenname sondern Bezeichnung der Heimath: aus Lydia einer kleinasiatischen Landschaft am Mittelmeer, stammend.

Thyatira, östlich von Pergamum, war eine macedonische Kolonie in Lydien, wo die Purpurfärberei und Wirkerei, sowie der Handel mit fertigen Purpurtüchern schwunghaft betrieben wurde (vergl. Off. 2, 18).

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Paulus und die Purpurkrämerin (V. 11—15).

V. 11. Stracks Laufs, weil ein günstiger Wind wehte, der die Schnelligkeit des Schiffs förderte, (21, 1); sie fuhren also auf dem kürzesten und nächsten Weg auf das von Gott angewiesene Ziel los.

V. 12. Gelangten wir, jetzt auf dem Landweg, nur etwa 2½ Meilen lang. Die Hauptstadt, eigentlich: die erste Stadt, d. h. der Lage nach die Vorderste, wenn man vom Meeresufer herkam, zugleich die erste auf macedonischem Boden selbst. Etliche Tage — dieser Aufenthalt erklärt sich am einfachsten daraus, daß sie nicht sogleich Gelegenheit zum Predigen unter dieser ihnen völlig neuen unbekannten Bevölkerung fanden.

V. 14. Des Tages der Sabbather, jedenfalls gleich am ersten Sabbath, den sie dort zubrachten. An das Wasser, die Gegend war sehr reich an Quellen, gemeint ist vielleicht das Flüßchen Ganges, das in unmittelbarer Nähe der Stadt vorbeifließt. Da man pflegte zu beten; es scheinen nicht genug Juden dort gewesen zu sein, um eine eigentliche und eigene Synagoge zu halten, vielleicht gehörten, da nachher nicht von anwesenden Männern die Rede ist, blos einzelne Frauen, die an Heiden verheirathet waren, zu Israel. Für solche gab es dann an derartigen Orten wenigstens Gebetsstätten oder Versammlungsplätze, entweder in einem Gebäude, oder wie hier im Freien, am liebsten unter schattigen Bäumen und an einem Bach wegen den üblichen heiligen Waschungen. Und setzten uns, nachdem die Andacht vorüber war, etwa noch zu vertraulichen religiösen Gesprächen nieder. An ein solches ist bei den Worten „und redeten u. s. w.", jedenfalls allein zu denken, nicht an einen eigentlichen Lehrvortrag, sondern an eine freie Ansprache und erbauliche Unterredung.

V. 14. Ein gottesfürchtig Weib, d. h. eine Proselytin, von heidnischer Geburt, die sich aber an den Gott Israels und die jüdischen Gottesdienste angeschlossen hatte (13, 50). Purpurkrämerin war sie, dazu aus einer reichen und üppigen Handelsstadt stammend, wo man das Bedürfniß nach Religion und frommer Gottesfurcht fast kaum hätte vermuthen sollen. Und doch hört sie zu, in lebendigem Heilsverlangen. Die Andern hörten zwar wohl auch, aber nur mit leiblichen Ohren, wobei das Wort sehr oft zu einem Ohr hinein- und zum andern wieder hinausgeht, aber nichts im Herzen bleibt. Ihr dagegen that der Herr (selbst und zwar durch seinen Geist) das Herz auf, denn von Natur ist jedes Menschenherz gegen die Wahrheit verschlossen und verriegelt, bis die Gnade Gottes die Hindernisse wegräumt; dann erst wird es zum reichen, empfänglichen, guten und fruchtbaren Lande. Diesem vorbereitenden Werk des heil. Geistes und der vorlaufenden Gnade, die uns weckt, rührt, erleuchtet, anfaßt, bewegt, oder auch straft, warnt, beugt und ermahnt, belehrt und tröstet, demüthigt und ermuthigt, soll man ja nicht widerstreben. Hier kommt alles auf die rechte Treue und den Gehorsam gegen diese stillen und doch so mächtigen Gnadenzüge Gottes an.

V. 15. Zum ersten Mal in der Apostelgeschichte kommt hier und gleich nachher V. 33 wieder eine Taufe vor, die sich auf eine ganze Familie erstreckt. Dabei ist aber zu beachten, daß sie an schon bekehrten Familienhäuptern geschieht, wobei also wenigstens eine gewisse Bürgschaft vorhanden war, daß durch ihren Einfluß der Segen eines christlichen Familienlebens auch

auf die noch unbekehrten Familienglieder wenigstens vorbereitend einwirke. Sodann sind auch diese Stellen für sich allein streng genommen noch kein absolut zwingender Beweis, weder für die apostolische Praxis der Kindertaufe, noch auch, ja sogar noch viel weniger, für eine bereits vollständig wiedergebärende Kraft und Wirksamkeit der letzteren, für welche vielmehr der Glaube als die freie, bewußte Selbstentscheidung zur Annahme des Heils in Christo die nothwendige Grundbedingung ist. Merkwürdig ist jedenfalls, daß erst hier, auf europäischem Boden etwas Derartiges vorkommt, wo das Familienleben überhaupt erst seine wahre Bedeutung, seinen rechtlichen Schutz und seine sittliche Wirkung bekam. So ihr mich achtet, was sie ja eben durch die Zulassung zur Taufe, die sie als Zeichen der Aufnahme in die christliche Kirche ohne Zweifel selbst begehrt hatte (8, 36), thatsächlich an den Tag legten. Und sie zwang uns (Luk. 24, 29) mit dringlichen und angelegentlichen Bitten, denn die Sache hatte doch auch etwas Bedenkliches an sich. Daher hatten die Apostel gezögert, um nicht den Schein zu erregen, als suchten sie Irdisches, vielleicht auch, um den guten Ruf der Lydia nicht zu beschädigen durch etwaigen schlechten Verdacht.

Bei der Verpflanzung des Christenthums nach Europa tritt das Senfkornartige seines Wachsthums bedeutsam hervor: Paulus findet nur eine einzige Frau als willige und aufmerksame Zuhörerin, aber auch sie hält er nicht für zu gering, so wenig als Jesus die Samariterin (Joh. 4, 6 ff.). Jedoch aus diesem geringen Anfang erwuchs später die große blühende Gemeinde in Philippi, die der Apostel seine „Freude und Krone" nennt (Phil. 4, 1). An Lydia kann man sehen, wie keinerlei Stand und Beruf ein Hinderniß der Bekehrung ist; auch nachher gebietet ihr Paulus nicht, ihren Kleiderhandel aufzugeben. Es erfüllt sich an ihr das Wort Luk. 11, 27; aber beim bloßen Hören darf es nicht bleiben, es muß auch zu einem Bewahren des Wortes, einem Bewegen im Herzen und einem Befolgen im Wandel kommen. „Dem Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen." Auch Lydia war treu gewesen mit dem ihr anvertrauten Pfund, darum erfährt sie: „Wer da hat, dem wird gegeben." Segen eines christlichen Familienlebens; wo Josua's Wahlspruch gilt: „Ich und mein Haus u. s. w.", da wird das Haus eine „Hütte Gottes bei den Menschen." Der Herr that Lydia das Herz auf, dafür öffnet sie ihm und seinen Worten das Haus: Der wahre Glaube ist auch thätig in der Liebe, dankbar gegen Gott selbst und seine Werkzeuge.

b) Paulus und die Prophetin (V. 16—24). Wenn der Teufel das Reich Gottes nicht mit Gewalt hindern kann, so greift er zur List und sucht mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, um es wenigstens zu beflecken, aber wenn er sich fromm stellt, ist er am allerärgsten und gefährlichsten. Gerade hier beim Betreten eines ganz neuen, großen und vielversprechenden Missionsgebietes unter den Heiden lag die Versuchung doppelt nah, dem heidnischen Wesen Concessionen zu machen; und der Teufel fängt es dabei gar fein an: er beginnt mit Schmeicheleien. Das Warten Pauli mit dem Austreiben beweist, daß auch diese Wundergabe den Aposteln nicht zu willkürlicher freier Verfügung nach ihrem eigenen Ermessen und Gutdünken, also überhaupt nicht zu willkürlichem Gebrauch gegeben war. In der Anklage wird der wahre Grund, die Selbstsucht, klüglich versteckt und zum Schein die Sorge um das allgemeine Beste vorgeschoben. Paulus wehrt sich nicht gegen das erfahrene Unrecht, denn man muß sich nicht immer sogleich aller Hülfs- und Schutzmittel bedienen, sondern Gott es anheim stellen und ihn walten lassen.

V. 16. Neben Lydia, in welcher die große Empfänglichkeit der Heidenwelt für das Evangelium hervortritt, stellt sich gleichsam als ihr dämonisch finsteres Gegenbild und als Beweis, daß es auch hier an heißem Kampf wider die feindlichen satanischen Mächte nicht fehlen wird, die Magd mit dem Wahrsagergeist (vgl. 1 Sam. 16, 14). Es geschah aber, wahrscheinlich an einem späteren Sabbath, wo sie wieder an demselben Betort, wie V. 13, waren. Derlei Wahrsagerinnen gab es im heidnischen Alterthum viele. Wörtlich übersetzt heißt es eigentlich: „den Geist des Python oder der Schlange zu Delphi, welche der griechische Gott Apollo erlegt haben soll und nach der auch das bekannte delphische Orakel durch die wahrsagende Pythia sich nannte. Paulus weiß zwar wohl, daß alle heidnischen Götter, also auch dieser weissagende Apollo, nichts sind (1 Cor. 8, 4). Aber dahinter steckt doch ein finsteres Etwas, ein teuflischer Geist aus der Hölle (1 Cor. 10, 20), der diese Magd (Sklavin) in Besitz genommen (vgl. die „Besessenen") hatte und in seiner Gewalt hielt. Viel Genuß, Nutzen und Vortheil, denn er ließ sich für ihre Aussprüche reichlich bezahlen. In sehr vielen Fällen beruhten übrigens diese angeblichen „Inspirationen aus der höheren Geisterwelt", gerade wie auch in unseren Tagen auf bloßem Betrug und auf ganz natürlichen Zuständen, Künsten und Fertigkeiten (Bauchrednerei, magnetisches Hellsehen u. s. w.).

V. 17. Allenthalben, auf dem Weg zu jenem Betort und wieder zurück. Diese Menschen u. s. w., vgl. ganz ähnlich Matth. 8, 29; Mark. 1, 25; 3, 11; Luk. 4, 41. Der Geist in ihr wurde also ganz unwillkürlich zur Ehrfurcht vor den Aposteln genöthigt.

V. 18. Manchen Tag, bei öfters sich wiederholender Gelegenheit ähnlicher Gänge. That das weh, daß nämlich Christus und Belial sollten solche Gemeinschaft haben (2 Cor. 6, 15); und schon gleich das erste Mal fühlte er sich davon verletzt, wie er aber der Sache entgegentreten solle und könne, erfuhr er wohl erst später, nach längerem Nachsinnen mit Gebet und Fasten (Matth. 17, 21). Endlich aber mußte doch ein entscheidender Schritt geschehen. Und sprach, vermöge der von Christo seinen Aposteln verliehenen Vollmacht (Mark. 3, 15; 16, 17). Im Namen Jesu, nicht in seinem eigenen, vgl. Kap. 3, 6; 12, 16. Diese Austreibung war nöthig, Paulus will so wenig wie Jesus sich aus unreinem Munde loben lassen; auch wurde die Sache des Herrn befleckt und die Meinung genährt, als hätte der Geist, der aus Paulo redete, ebenfalls mit solchen Dingen Etwas zu thun.

V. 19. Paulus und Silas als die Hauptpersonen, während Lukas und Timotheus, als weniger unmittelbar bei der Sache betheiligt, frei ausgingen. Sie sahen also die wunderbare Heilung als unberechtigten Eingriff in ihre Rechte an. Aehnliches geschah auch später (Kap. 19, 23 ff.) in Ephesus wieder. Auf den Markt, wo im Alterthum die Gerichts- und andere öffentliche Verhandlungen stattfanden, und auch die Obersten, d. h. die Stadtrichter, ihr Amt verwalteten.

V. 20. Zu den Hauptleuten, eine noch höhere Behörde. Jene glaubten eine auf Aufruhr gegen die römische Staatsgewalt lautende Klage nicht allein entscheiden zu können und brachten sie daher bei der römischen Obrigkeit selbst an, bei den sog. „Prätoren", die in den Colonialstädten der Provinzen die höchste Civil- und Militärgewalt begleiteten. Und sind Juden. Die Einführung neuer Religionen war im römischen Reich gesetzlich verboten und die Juden ohnehin verhaßt, ja nach 18, 2 von der Hauptstadt ausgeschlossen. Die Anklage ist also zunächst eine politische, auch ist dies die erste Verfolgung der Christen auf heidnischem Boden. Bisher hatten sich nur die Juden

aus *religiösem* Interesse gegen sie gekehrt. Die wahre Veranlassung derselben war freilich die Gewinnsucht (V. 19).

V. 21. *Weil wir Römer sind.* Dies heben sie gegenüber den verachteten „Juden“, zu denen sie die den israelitischen Gesichtsausdruck tragenden Apostel schon wegen V. 13 und 16 rechneten, mit besonderem Stolz hervor. Zugleich liegt darin eine Andeutung ihrer loyalen Gesinnung gegen den römischen Staat — gute Unterthanen, gehorsame Bürger.

V. 22. *Das Volk* (der Pöbel) *ward erregt.* Es kam also zu förmlichen Straßenexzessen. *Und ließen ihnen die Kleider abreißen,* zum Zweck der Geißelung wurde der Rücken vom Obergewand befreit. Es geschah dies hier ohne vorangehendes Verhör und Urtheil (V. 37), um keinen Protest aufkommen zu lassen; also mit absichtlicher Eile und mit Umgehung aller gesetzlichen Rechtsformen. Die Strafe geschah durch die Liktoren (Stadtknechte, V. 35).

V. 23. Die ebenfalls widerrechtliche Einkerkerung geschah, um sie vor der Volksjustiz zu sichern, falls noch eine weitere Strafe, in diesem Fall: Hinrichtung, über sie verhängt würde. Die ganze Mißhandlung ließen sie sich geduldig und stillschweigend gefallen, ohne sich hier schon auf das römische Bürgerrecht zu berufen, was erst nachher (V. 37) gleichsam zur Vollendung des durch Leiden erkauften Sieges geschieht. Auch 2 Cor. 11, 25 ff. verzichtete Paulus darauf, anders Apostelgesch. 22, 25. Jedenfalls gehörten auch diese schmerzlichen und schmählichen Ruthenschläge und Peitschenhiebe (1 Thess. 2, 2) des nicht weniger als acht Mal gegeißelten Apostels (2 Cor. 11, 24 ff.) zu seinen ruhmvollsten Ehrenzeichen und „Malzeichen des Herrn Jesu Christi“ (Gal. 6, 17).

V. 24. Der Kerkermeister will das Gebot recht genau und streng erfüllen und ergreift daher in seinem Diensteifer eine doppelte, verschärfende Maßregel: Zuerst die Verwahrung in einem mehr als die übrigen Gefängnisse im Innern des Kerkers befindlichen Arrestlokal, sodann die Einbringung der Gefangenen *in den Stock* oder das Fußholz, ein schwerer Block, worein die ausgespreizten Füße eingeschlossen und eingespannt wurden, damit die Verhafteten nicht durchgehen, ja nicht einmal sich regen konnten.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

I. *Die Werkzeuge zu ihrer Bekehrung.*

1) Das menschliche Werkzeug. Paulus redet zu einem kleinen Häuflein Weiber, in einfacher, ernster Sprache, die wohl dem sehr ähnlich war, was wir in der Sonntagschule oder von der Kanzel hören.

2) Die göttliche Gnade. Der Herr that ihr das Herz auf, nicht durch ein Extrawunder, sondern mittelst der göttlichen Einflüsse, welche heute noch wirken. Diese Einflüsse waren auch nicht unwiderstehlich. Aber das göttliche Licht erleuchtete ihren Geist und zog in ihr Herz, und das will der Geist Gottes noch heute thun mit jedem Zuhörer.

3) Ihr eigener Wille. Sie hätte widerstehen und den Eingebungen ihrer Vorurtheile folgen können. Aber sie hat *Acht* auf das Wort, ließ dasselbe ihren Geist erleuchten und nahm es in's Gewissen und in's Herz auf.

II. *Die Folgen ihrer Bekehrung.*

1) Sie bekannte ihren Glauben, indem sie sich taufen ließ.

2) Sie ist um ihr Haus, um ihre Familie besorgt.

3) Sie übt Gastfreundschaft, thut Gutes.

4) Sie verleugnet die Apostel nicht in der Gefahr (V. 40).

Sonntag, 17. Februar.

Die Bekehrung des Kerkermeisters.

Apostelg. 16, 25—40.

25. Um die Mitternacht aber beteten Paulus und Silas, und lobten Gott. Und es höreten sie die Gefangenen.

26. Schnell aber ward ein großes Erdbeben, also, daß sich bewegten die Grundvesten des Gefängnisses. Und von Stund an wurden alle Thüren aufgethan, und aller Bande los.

27. Als aber der Kerkermeister aus dem Schlaf fuhr, und sahe die Thüren des Gefängnisses aufgethan, zog er das Schwert aus und wollte sich selbst erwürgen; denn er meinete, die Gefangenen wären entflohen.

28. Paulus aber rief laut, und sprach: Thue dir nichts Uebels; denn wir sind alle hier.

29. Er forderte aber ein Licht, und sprang hinein, und ward zitternd, und fiel Paulo und Sila zu den Füßen,

30. Und führete sie heraus und sprach: Liebe Herren, was soll ich thun, daß ich selig werde?

31. Sie sprachen: Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.

32. Und sagten ihm das Wort des Herrn, und Allen, die in seinem Hause waren.

33. Und er nahm sie zu sich in derselbigen Stunde der Nacht, und wusch ihnen die Striemen ab; und ließ sich taufen, und alle die Seinen alsobald.

34. Und führete sie in sein Haus, und setzte ihnen einen Tisch, und freuete sich mit seinem ganzen Hause, daß er an Gott gläubig geworden war.

35. Und da es Tag ward, sandten die Hauptleute Stadtdiener, und sprachen: Laßt die Menschen gehen.

36. Und der Kerkermeister verkündigte diese Rede Paulo: Die Hauptleute haben hergesandt, daß ihr los sein sollet. Nun ziehet aus, und gehet hin in Frieden.

37. Paulus aber sprach zu ihnen: Sie haben uns ohne Recht und Urtheil öffentlich gestäupet, die wir doch Römer sind, und in das Gefängniß geworfen, und sollten uns nun heimlich ausstoßen? Nicht also; sondern laßt sie selbst kommen, und uns hinausführen.

38. Die Stadtdiener verkündigten diese Worte den Hauptleuten, und sie fürchteten sich, da sie höreten, daß sie Römer wären:

39. Und kamen, und ermahneten sie, und führeten sie hinaus, und baten sie, daß sie auszögen aus der Stadt.

40. Da gingen sie aus dem Gefängniß, und gingen zu der Lydia. Und da sie die Brüder gesehen hatten, und getröstet, zogen sie aus.

---

1. Grundgedanke: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig und dein ganzes Haus.“ Apostelgesch. 16, 31.

2. Zeit: 52 n. Chr., unmittelbar den Vorgängen der letzten Lektion folgend.

3. Ort: Philippi, s. vor. Lektion, ebenso zu den

4. Einleitenden Bemerkungen.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Befreiung der Apostel (V. 25—28): Der Herr beweist sich auch hier als der „Durchbrecher aller Bande“, zuerst im *Leiblichen*, dann auch beim nächsten Abschnitt im *Geistlichen*. In der über sie ergangenen Trübsal finden wir die Apostel nicht etwa kleinmüthig, muthlos und verzagt; sie wissen ja, daß der Herr selbst sie hierher geführt hat, daher können sie es ihm getrost überlassen, auch ferner für sie zu sorgen. Ja, im freudigen Bewußtsein, nur um seinetwillen zu leiden, nicht um eigener Sünde willen (Kap. 5, 41), *ertragen* sie das Kreuz nicht blos geduldig und willig, sondern *rühmen* sich sogar ihrer Trübsal (Röm. 5, 3; 8, 35 ff.). Auch in der seligen Ewigkeit werden einst die herrlichsten Lobgesänge von denen gesungen werden, die aus Noth und Angst gerettet sind (Offenb. 2, 8 ff.; 8, 1 ff.; 7, 14—17).

V. 25. Unmittelbare Fortsetzung der letzten Lektion. *Und lobeten Gott,* wahrscheinlich durch das vorangehende Gebet selbst, etwa Ps. 121 ff. Gottes Antwort auf diese Bitte und Lobgesang war das darauf fol-

gende Erdbeben. Höreten, wohl mit Verwunderung und Theilnahme.

V. 26. Und Aller Bande los, also auch die der übrigen Gefangenen in den anderen Zellen; doch hielt eine geheime Macht sie zurück, daß sie diese seltene Gelegenheit nicht zur Flucht benützten, denn auch der Kerkermeister hatte sich, da er seine Arrestanten so sicher eingesperrt wußte (V. 26), ruhig dem Schlaf überlassen. Das wunderbare Erdbeben selber (ähnlich wie Matth. 27, 50 und Apostg. 4, 23) war jedenfalls kein bloßes gewöhnliches Naturereigniß, sondern es waren wohl auch hier wie 12, 7 ff. höhere Geisteswesen mit dabei thätig. Die Gefangenen wurden frei gemacht durch übernatürliche göttliche Kraft, zugleich aber auch durch sie wieder gebunden ihrem Willen nach, daß sie die Erlösung nicht eigenmächtig mißbrauchen. Fliehen wie gemeine Verbrecher durften die Apostel schon um ihrer eigenen, und noch vielmehr um Gottes Ehre willen nicht: aber werden durch Gottes weitere Leitung der Umstände dennoch in der ehrenvollsten Weise aus ihrer Haft befreit. Jetzt bekennt sich Gott selbst zu ihnen, nicht bloß ein falscher Wahrsagergeist (V. 17).

V. 27. Aus dem Schlafe fuhr, geweckt von der Erschütterung des Gefängnisses und dem Lärm und Getöse beim Aufspringen der Thüren und beim Abfallen der klirrenden Ketten; natürlich stellte er jetzt sofort eine genaue Untersuchung sämmtlicher Kerkerräume an in großer Angst und Furcht. Das Schwert gehörte zu seiner militärischen Ausrüstung. Er wollte sich nach heidnischer Sitte, die den Selbstmord nicht für ein Laster sondern für Tapferkeit und Tugend hielt, damit tödten, aus Furcht vor einer noch härteren Todesstrafe, denn nach römischem Recht mußte, wenn ein Gefangener entkam, sein Wächter dafür mit dem eigenen Kopfe büßen (Kap. 12, 18 ff.)

V. 28. Rief laut, weil er in der innersten Zelle lag. Wir sind alle hier, somit hatten sich auch die übrigen in ihrem Schrecken weiter nach Innen geflüchtet.

b) Die Bekehrung des Kerkermeisters (V. 29 bis 34).

V. 29. Er forderte ein Licht, von den gleichfalls wachgewordenen und herbeigeeilten Hausgenossen und übrigen Gefängnißwärtern, durchschritt eiligen Laufs sämmtliche Kerkerzellen und fiel, trotzdem er wirklich alles in Ordnung fand, noch immer vor Aufregung zitternd, ihnen zu den Füßen, um ihnen das angethane Unrecht abzubitten (10, 25). Zugleich erkennt er nun in ihnen die Schützlinge der Gottheit, denen er ehrfurchtsvoll naht.

V. 30. Führte sie heraus aus dem inneren Gefängniß in den vorderen geschlossenen Hofraum. Liebe Herren, eine merkwürdige Anrede, bisher war es vielmehr umgekehrt, er selbst ihr unumschränkter Herr und Gebieter gewesen, der sie völlig in seiner Gewalt hatte. Es ist möglich, daß vielleicht schon frühere Gespräche, jedenfalls aber der gegenwärtige Anblick derselben einen so gewaltigen Eindruck auf ihn machte. Auch der Wunsch, selig (gerettet) zu werden, deutet auf eine Bekanntschaft mit V. 17 hin, er wußte also, oder ahnte wenigstens doch, daß sie Knechte Gottes waren, dazu gesandt den Philippern und somit auch ihm den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Die Frage: „Was soll ich thun" ꝛc. Die allerwichtigste Frage, aber auch die allerernsteste, denn es handelt sich nicht bloß um ein Wissen, sondern um ein Thun, und zugleich die allerentschiedenste, denn nach ihr bestimmt sich des Menschen ewiges Schicksal.

V. 31. Glaube an den Herrn ꝛc. Die „Herren" weisen ihn sofort auf den rechten Herrn. Er fragt nach dem Thun, sie aber legen ihm nicht erst allerlei schwere Werke auf, sondern weisen ihn einfach und direkt auf den Glauben hin, weil dieser selbst das beste und innerste Werk eines Menschen, seine eigenste und persönlichste That ist. Ebenso weisen sie sein geängstetes und verlangendes Herz geradezu und ohne alle weitere Umschweife und fremde Vermittlungen auf den Heiland selbst hin. Ist einmal das Gewissen geweckt und getroffen, so kann man mit wenig Worten viel sagen.

V. 32. Und sagten ihm ꝛc. ꝛc. Erst jetzt erfolgt noch eine längere und ausführlichere Belehrung, da er jene kurze Weisung allein kaum schon ganz verstehen konnte. Und alle die in seinem Hause waren; er selbst hatte zunächst (V. 30) nur an sich allein gedacht, sie erweitern das verheißene Heil sofort auch auf seine ganze Familie, als auch dieser, natürlich unter derselben Bedingung (V. 31) geltend. Seine Hausgenossen muß man sich als theilweise wenigstens mit anwesend denken.

V. 33. Er nahm sie zu sich, nunmehr als hochgeehrte Gäste, in seine eigene (wahrscheinlich im gleichen Gebäude befindliche Amts-Wohnung). Ließ sich taufen alsobald, auf der Stelle, anders bei Lydia (V. 15 f. die vorige Lektion). Er wusch, und wurde gewaschen, gleichsam in Erwiderung seines Liebesdienstes.

V. 34. Jetzt erst führte er sie (aus dem Kerker heraus und) in sein (außerhalb derselben gelegenes Privat-)Haus und zu einem brüderlichen Fest- und Liebesmahl, theils um sie nach der ausgestandenen Plage (V. 23) und Entbehrung leiblich zu erquicken, theils um sich selbst und die Seinen noch weiter von ihnen durch geistlichen Zuspruch erquicken zu lassen (Luk. 5, 29). Damit überschritt er seine Amtsbefugniß nicht, denn das wußte er sicher, daß diese Männer gewiß nicht entfliehen.

Der Kerkermeister wird gleichsam wie ein Brand aus dem Feuer gerettet; daher auch der äußere Unterschied dieser Bekehrung, wobei Alles wie ein Sturm, plötzlich und mit einem Ruck und Sprung, der zugleich ein gewaltiger und gewaltsamer Bruch mit der ganzen Vergangenheit ist, vor sich geht, von der der Lydia in der letzten Lektion, die eine mehr stille langsame und allmähliche Entwickelung des Glaubenslebens zeigt. Dem inneren Wesen nach muß freilich jede ernste und wirkliche Bekehrung der anderen darin gleich sein, daß es sich bei Allen darum handelt, daß ein in Sünde verlorener Mensch durch Gottes Gnade gerettet und wiedergeboren wird. Aber die Art und Weise, wie dieß geschieht, kann nach den einzelnen Individuen, ihrer persönlichen Lebensführung, ihrer sonstigen Natur, Temperament und Charakter nach, sehr manchfaltig sein, denn Gottes manchfaltige Weisheit hat allerlei Mittel und Wege, um den Menschen herumzuholen vom Verderben. Die große und wichtigste Hauptsache ist, daß dieß thatsächlich geschieht. Auf die entscheidende Gewissens- und Lebensfrage (V. 30) antwortet hier Paulus einem Heiden gegenüber ganz das Gleiche, wie einst Petrus den Juden gegenüber (Kap. 2, 37 ff.) Hier steht der macedonische Mann (vrgl.) in leibhafter Wirklichkeit vor seinen Augen.

c) Die Berufung auf Rom (V. 35—40).

V. 35. Die Hauptleute (V. 22) machten sich über ihr eigenmächtiges und grausames Verfahren nun doch einige Unruhe und wären der ganzen Sache gern wieder los gewesen. Entweder war das Erdbeben auch sonst in der Stadt gespürt worden, oder hatte man ihnen jedenfalls von den sonderbaren Vorfällen dieser Nacht Bericht erstattet; sie fühlten wohl auch selbst ihre Uebereilung, oder hatten von der wahren Ursache der Anklage gegen die Apostel (V. 19), und der Unschuld derselben

sich überzeugt, vielleicht hatte auch eine Mittheilung des Kerkermeisters sie umgestimmt, kurz ihr Gewissen war getroffen worden (Röm. 2, 15). Seine Knechte litten und schwiegen, aber der Herr führt ihre Sache, jedenfalls war ihr Verfahren auch für den Kerkermeister eine Stärkung seines noch schwachen Glaubens. Die Stadtdiener sind dieselben Leute, welche die Geißelung hatten vornehmen müssen (V. 22). Und sprachen, d. h. ließen dem Kerkermeister sagen: Laß diese Menschen (verächtlich!) gehen, also dieselben, die man erst gestern ihm so streng zur Bewachung anbefohlen hatte (V. 23). Man sieht, sie wollen sie in aller Stille aus der Haft entlassen, ohne Aufsehen zu erregen, aber auch ohne ihrer Amtswürde etwas zu vergeben.

V. 36. Verkündete es Paulo, natürlich mit großer Freude über seine Befreiung. Jener hatte sich also mit Silas aus dem Haus des Kerkermeisters (V. 34) wieder freiwillig in's Gefängniß zurückbegeben, um ihn nicht ohne Noth einer Strafe auszusetzen, und dieser hatte es, wenn auch ungern, geschehen lassen müssen. Gehet hin in Frieden! Natürlich, um ihr Werk in der Stadt ungehindert fortzusetzen.

V. 37. Oeffentlich gestäupet, noch eine Verschärfung der Strafe, aber auch des Unrechts. Da wir doch Römer sind, also auch Silas, (vgl. die sachliche Vorbemerkung zur Lektion am 3. Febr.). Nach römischem Recht durfte Niemand ohne Verhör und Urtheil gestraft werden, eine solche widerrechtlich vorgenommene Hinrichtung galt sogar als Mord und wurde mit dem Tode bestraft. Ferner war die körperliche Züchtigung eines römischen Bürgers ausdrücklich durch mehrere Gesetze auf's Strengste untersagt; es lagen also sehr bedeutende Rechtsverletzungen vor. Das römische Bürgerrecht besaß Paulus nach 22, 25 von Geburt, zwar nicht als Bürger von Tarsus, das keine „Freistadt" war, sondern weil sein Vater oder sonstiger Vorfahre es sich entweder durch Kauf erworben oder als Belohnung für irgend ein Verdienst um den Staat erhalten und auf ihn vererbt hatte. Heimlich, als hätten sie es statt mit ehrlichen Leuten mit hergelaufenem Gesindel zu thun. Nicht also u. s. w. Leicht hätte ohne eine solche Ehrenerklärung die öffentliche Beschimpfung der Apostel dem Evangelium Schaden bringen können; auch hatten die ungerechten Richter diese Demüthigung als Strafe für ihre Willkür, wie als heilsame Warnung für künftige Fälle wohl verdient.

V. 38. Fürchteten sich vor einer Klage bei ihrem Vorgesetzten, dem römischen Statthalter oder Landpfleger. Hier ging es also anders als einst beim Hohen Rath Israels, vor dem sich Jesus ebenfalls, doch umsonst, auf sein gutes Recht berufen hatte (Joh. 18, 23). Das strenge Staatsrecht der Römer hatte also doch auch etwas Gutes.

V. 39. Und kamen in eigener Person (V. 37) und ermahneten sie, das erfahrene Unrecht doch diesmal vergeben und vergessen zu wollen. Hätte ein Engel sie herausgeführt, wie 5, 19 ff.; 12, 7 ff., so wäre zwar Gottes Macht, der da herrschet mitten unter seinen Feinden (Ps. 22, 29; 110, 2), ebenfalls verherrlicht worden, doch nicht so, wie hier, wo um seines Wortes und Reiches willen selbst des römischen Reiches Obrigkeiten Engeldienste thun mußten. Und baten sie u. s. w., ebenso thöricht, wie Matth. 8, 34.

V. 40. Gingen sie u. s. w., mit dieser Genugthuung zufrieden. Das sie, statt wir (16, 10), heißt, daß Lukas selbst in Philippi zurückblieb, wahrscheinlich auch Timotheus, der erst 17, 14 wieder vorkommt und der einstweilen ohne Zweifel am Weiterbau der Gemeinde fortarbeitete; Lukas ist nach etwa 5 Jahren immer noch dort (20, 3 ff.), vielleicht als Arzt ansässig.

Der Abschiedsbesuch im Hause der Lydia, wo die noch schwache und kleine Christengemeinde ihre Wiege und Heimath hatte und ohne Zweifel für die Befreiung der Gefangenen heiße Gebete aufstiegen (vgl. 4, 23 ff.; 12, 12 ff.), galt vor allem der Stärkung und Ermahnung der Neubekehrten, sich durch solche Erfahrungen am Glauben nicht irre machen zu lassen, wie der Herr dem Paulus selbst gleich von Anfang an gesagt hatte, was auf ihn warten würde (9, 16). Gerade durch die ausgestandene Noth wurde eben diese Gemeinde mit Paulus inniger, als irgend welche andere, verbunden (vgl. Phil. 4, 15).

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Dieselben stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Wunder der Gefängnißnacht.

1) Das Gebet (V. 25). Es ist Nacht; alles in Schlummer begraben. Ein finsteres Gebäude; eine Behausung der Nacht — Kerker. Aber in der Gefängnißzelle Licht — inneres Glaubenslicht, darum Gebet und Lobgesang.

2) Die Erschütterung (V. 26—29). Das Erdbeben erschüttert nicht blos Kerkermauern, sondern auch das Herz des Kerkermeisters. Freilich zuerst eine Erschütterung der Angst und Verzweiflung. Aber die ewige Liebe wacht und waltet.

3) Die große Frage und die einzige Antwort darauf (V. 30. 31). Diese Frage ist nicht ganz unvermittelt. Das Gebet der Apostel brachte Ahnung von etwas Himmlischem, vielleicht auch frühere Erfahrungen. Die Erschütterung zeitigte die Saat. Wie selig die Apostel sein müssen, daß sie nicht geflohen. Was muß ich thun, daß auch ich so selig werde? Antwort —.

4) Die erste Liebe (V. 33 u. 34).

5) Die plötzliche Freilassung (V. 36—40). Der Herr, welcher Menschenherzen lenkt, wie Wasserbäche, hatte den Sinn dieser gestrengen Herrn über Nacht zur Milde gestimmt. Die Apostel hatten nichts dazu gethan. Also hilft der Herr noch heute.

Sonntag, 24. Februar.

Thessalonich und Beroe.

Apostelg. 17, 1 — 14.

1. Da sie aber durch Amphipolis und Apollonia reiseten, kamen sie gen Thessalonich; da war eine Judenschule.
2. Nachdem nun Paulus gewohnt war, ging er zu ihnen hinein, und redete mit ihnen auf drei Sabbathen aus der Schrift;
3. That sie ihnen auf, und legte es ihnen vor, daß Christus mußte leiden und auferstehen von den Todten, und daß dieser Jesus, den ich (sprach er) euch verkündige, ist der Christ.
4. Und etliche unter ihnen fielen ihm zu, und geselleten sich zu Paulo und Sila, auch der gottesfürchtigen Griechen eine große Menge, dazu der vornehmsten Weiber nicht wenige.
5. Aber die halsstarrigen Juden neideten, und nahmen zu sich etliche boshaftige Männer Pöbelvolks, machten eine Rotte, und richteten einen Aufruhr in der Stadt an, und traten vor das Haus Jasons, und suchten sie zu führen unter das gemeine Volk.
6. Da sie aber sie nicht fanden, schleiften sie den Jason und etliche Brüder vor die Obersten der Stadt, und schrieen: Diese, die den ganzen Weltkreis erregen, sind auch hergekommen.
7. Die beherberget Jason; und diese alle handeln wider des Kaisers Gebot, sagen, ein Anderer sei der König, nämlich Jesus.
8. Sie bewegten aber das Volk, und die Obersten der Stadt, die solches höreten.
9. Und da sie Verantwortung von Jason und den Andern empfangen hatten, ließen sie sie los.
10. Die Brüder aber fertigten alsobald ab bei der Nacht Paulum

und Silam gen Berda. Da sie darkamen, gingen sie in die Judenschule.

11. Denn sie waren die Edelsten unter denen zu Thessalonich: die nahmen das Wort auf ganz williglich, und forschten täglich in der Schrift, ob sich's also hielte.

12. So glaubten nun viele aus ihnen, auch der griechischen ehrbaren Weiber und Männer nicht wenige.

13. Als aber die Juden zu Thessalonich erfuhren, daß auch zu Beröa das Wort Gottes von Paulo verkündiget würde, kamen sie, und bewegten auch allda das Volk.

14. Aber da fertigten die Brüder Paulum alsobald ab, daß er ging bis an das Meer; Silas aber und Timotheus blieben da.

1. Grundgedanke: „Sie waren die Edelsten unter denen zu Thessalonich; die nahmen das Wort auf ganz williglich und forschten täglich in der Schrift, ob sichs also hielte." Apostg. 17, 11.

2. Zeit: 52 nach Christo, unmittelbar den Vorgängen der letzten Lektion folgend.

3. Ort: Thessalonich, die Hauptstadt des ganzen Landes Macedonien, Sitz der römischen Oberbehörde, lag am thermaischen Meerbusen, etwa 20 Meilen südwestlich von Philippi entfernt, heutzutage Saloniki mit 70,000 Einwohnern. Beroe nur etwa halb soweit von hier in derselben Richtung landeinwärts.

4. Einleitende Bemerkungen und Zusammenhang: Die Reise ging auf einer der berühmtesten, alten Römerstraßen am Meeresufer hin zunächst nach Amphipolis am Flusse Strymon, Hauptstadt der östlichen Provinz Macedoniens, ursprünglich eine Colonie der Athener unter Perikles, dann von König Philipp befreit, später von den Römern wieder erobert. Etwa 6 Meilen südlich davon lag Apollonia in der Provinz Mygdonia, von Corinth aus gegründet, bedeutende Hafen- und Handelsstadt. Auch Thessalonich selbst gehört zu den ältesten Städten Europas.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Der Aufruhr in Thessalonich (V. 1—9). Nach 1 Theff. 2, 2, kam Paulus trotz der traurigen Erfahrungen in Philippi (letzte Lektion) dennoch „freudig in seinem" Gott nach Thessalonich; die rechte innere Herzensverfassung, womit ein Knecht des Herrn aus einer Arbeit in die andere und aus einem Kampfe in den andern hinübergehen soll, dann aber auch von einem Sieg zum andern, von einer Frucht zur andern kommt.

V. 1. Der Marsch von Philippi bis Thessalonich mochte mindestens 5—6 Tage in Anspruch nehmen. Die Judenschule (Synagoge) der letzteren Stadt scheint eine der gesammten jüdischen Bevölkerung des nördlichen Macedoniens gemeinsam gewesen zu sein, da selbst in einer so bedeutenden Stadt wie Philippi nur von Gebetsorten im Freien die Rede ist (16, 13). Die jüdische Bevölkerung war (und ist noch heute) in diesen dem Seeverkehr mit Asien so nahen Handelsstädten eine sehr zahlreiche. Erst hier bei der Synagoge machen sie wieder einen längeren Halt. Dieß zeigt die Treue des Apostels im Suchen der verlorenen Schafe aus dem Hause Israel, wobei es aber auch ohne viel Kreuz nicht abging. Diese Judenschulen waren für ihn rechte Geduldschulen.

V. 2. Nachdem er gewohnt war, dem Beispiel Christi folgend (Luk. 4, 16). Und redete mit ihnen, ungehindert durch allen ihren Widerspruch, auch hierin ein treuer Nachfolger des Herrn (Hebr. 12, 3) aus der Schrift d. h. so, daß diese den Ausgangspunkt und Hauptinhalt aller seiner öffentlichen Lehrvorträge bildete. Aber auch an der nöthigen Privatseelsorge, namentlich bei solchen, die durch seine eigentliche Predigt schon gewonnen oder doch angeregt worden waren, aber noch weiterer Erleuchtung, Stärkung und Unterweisung bedurften, wird er es in den zwischen die 3 Sabbathe fallenden Wochentagen nicht haben fehlen lassen. Uebrigens verschaffte er sich nach 1 Theff. 2, 9, auch hier schon seinen Unterhalt mit Zeltmachen (Teppichweber vrgl. 18, 3), denn er nahm, wie es scheint, nicht mehr an, als die freie Herberge bei einem gewissen Jason (V. 5).

V. 3 schildert das Lehrverfahren des Paulus näher. Es bestand darin, daß er den Juden den eigentlichen Kern der Schrift öffnete d. h. die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen von dem Messias, namentlich als dem „leidenden Gottesknecht" (wie Jes. 53), in Jesu Christo als dem Gekreuzigten, aber auch Auferstandenen nachzuweisen suchte. Sein Tod als Lösegeld für die Sündenschuld der Menschheit und seine Auferstehung als Thatbeweis seiner göttlichen Herrlichkeit und Anfang seiner himmlischen Verklärung sind und bleiben die eigentlichen Haupt- und Angelpunkte aller evangelischen (und apostolischen) Predigt. Zu diesem Aufthun der Schrift (Luk. 24, 27) gehört dann aber freilich auch das Oeffnen des Herzens (16, 14), das nur Gottes Geist allein zu wirken vermag. Das Oeffnen des richtigen Verständnisses (Luk. 24, 45) ist für sich allein noch nicht genug, so nöthig und wichtig es auch an sich ist, es muß dazu noch der Glaube, die warme und freie Hingabe des Herzens (Luk. 24, 32) kommen. Da gilt es oft, zuerst manches Hinderniß und Aergerniß wegzuräumen.

V. 4 folgt nun die Wirkung seiner Predigt: Dieselbe war nach 1 Theff. 1, 8 ff. sehr groß, es kam zu einer Erweckung, die überall Aufsehen machte. Zunächst sind es Einzelne, Juden, die ihm zufielen (28, 34) gleichsam als die ihm vom Herrn geschenkte Beute, und sich zu ihm gesellten, als seine beständigen Begleiter und Jünger; darnach kommen aber auch noch Viele, eine große Menge, von den gottesfürchtigen Juden, namentlich auch aus der Zahl der besonders empfänglichen vornehmen Frauen von wahrhaft edler Gesinnung und Herkunft. Wie sie Alle das Wort mit heilsbegierigem Herzen und gläubigem Vertrauen aufnahmen, ist 1 Theff. 1, 9; 2, 13 gesagt.

V. 5. Nun kommts zur Verfolgung, denn je kräftiger sich die Macht der Wahrheit regt, desto stärker wird auch der Widerstand des Unglaubens. Die halsstarrigen Juden d. h. Diejenigen, die sich von Paulus nicht hatten überzeugen lassen, dem Evangelium zu folgen, neideten dem Apostel seinen Anhang. Und nahmen zu sich zur Verstärkung, um einen vernichtenden Schlag gegen beide zu führen. Pöbelvolk, eigentlich Bummler, die sich auf dem Markt und den Straßen müßig umhertreiben; wo solches Gesindel sich sammelt, giebt es leicht Rotten und Aufruhr, da es zu jeglichem Bubenstück bereit ist. Zu solchen Mitteln griff man, wie früher schon in Antiochien (13, 45), so jetzt auch in Thessalonich, statt dem Beispiel der gläubig gewordenen Heiden (Röm. 11, 11) nachzufolgen. Das Haus Jasons nach V. 7 die Herberge des Paulus und Silas. Der Name, den schon in der Maccabäerzeit mehrere Juden führten, scheint eher darauf hinzudeuten, daß Jason, der jedenfalls ein Christ geworden war, ursprünglich nicht zu den Proselyten (V. 4), sondern zu den wenig gläubig gewordenen Juden gehörte, wie ja der Apostel auch sonst stets bei Israeliten gewohnt zu haben scheint (Kap. 9, 43; 18, 2 ff.), auch war nur die Bürgschaftsleistung eines Juden (V. 9) für die Behörde in diesem Falle brauchbar und an einen Griechen hätte man sich schwerlich so zu vergreifen gewagt wie V. 6. Es kommt Röm. 16, 21 wieder vor. Unter das gemeine Volk, damit dieses seine Lynchjustiz an ihnen übe (14, 19). Die Welt braucht heute noch das Pöbelvolk nach ihrem Belieben: Fällt es

Christo zu, so wird dieser verachtet und verspottet, wie Joh. 7, 47 ff., widerspricht es ihm, so gilt es für höchst „gebildet".

V. 6. Nicht fanden, nämlich bei der Haussuchung, weil er sie in edler Selbstaufopferung versteckt hielt. Vor die Obersten (der Stadt), vgl. 16, 19 in der vorigen Lektion, um sie nicht der Volkswuth preiszugeben, was sie mit den Aposteln selbst gern gethan hätten. Den ganzen Weltkreis erregen, nämlich mit ihren Umsturzbewegungen (25, 8); in Wahrheit aber waren sie selbst eben jetzt in hellem Aufruhr begriffen. Die Anklage ist auch hier, wie früher in Philippi (16, 28), eine politische und lautete auf Hochverrath, ganz so wie einst schon gegenüber von Jesus selbst (Joh. 19, 12), als hätte er wollen ein irdisches Reich aufrichten und sich gegen die Römer empören (Luk. 23, 2).

V. 7. Handeln wider des Kaisers Gebot, der eben solche Auflehnung gegen seine Oberherrlichkeit mit der Todesstrafe bedroht hatte. Damals regierte Kaiser Claudius, von 41—54 nach Christo, der aus ähnlichen Gründen ein Dekret gegen die Juden in Rom hatte ausgehen lassen (Kap. 18, 2), das ihnen die Ansiedelung in Italien verbot. Nach 1 Theff. 2, 14 ff. scheint es, daß damals zugleich auch in Judäa eine gleiche Verfolgung der Christen ausgebrochen war und man von Jerusalem aus etwa durch das Synedrium befohlen hatte, den Paulus aus den Synagogen auszuweisen. Es drohte also doppelte Gefahr: entweder in die Hände der religiös fanatisirten Juden oder der politisch eifersüchtigen Heiden in Thessalonich zu fallen, denen es darum zu thun war, die alten griechischen Vorrechte und Freiheiten ihrer Stadt nicht zu verlieren, und die deshalb glaubten sich der römischen Obrigkeit besonders dienstwillig erzeigen zu müssen durch Auslieferung aller des Aufruhrs und Hochverraths verdächtiger Leute. Das treibende Motiv war also auch hier, wie 16, 19 ff., der Eigennutz.

V. 8. Sie bewegten das Volk und versetzten es in große Unruhe und Aufregung durch Vorspiegelung, als drohe eine förmliche Revolution. Freilich sind sie später (Kap. 25, 19) ebenso leicht wieder beruhigt. Jedenfalls war die Behörde hier vorsichtig, sie verlangt einfach eine Kaution (etwa mit Jason's Haus V. 5 oder dem Vermögen der übrigen Christen, auf das man Beschlag legte).

V. 9. Verantwortung, d. h. Bürgschaft, Sicherheitsleistung, daß ein Attentat gegen die römische Staatsgewalt weder vorliege, noch drohe, weil die Angeklagten keine Rebellion im Schilde führen.

b) Die Aufnahme in Beroe (V. 10—14).

V. 10. Fertigten sie ab, um alle weiteren derartigen Auftritte zu vermeiden.

V. 11. Da sie dar kamen, die Reise dauerte etwa 2—3 Tage. Von dort gingen die sie begleitenden „Brüder" (V. 10) wieder nach Thessalonich zurück. In die Judenschule (Synagoge), also wahrscheinlich wieder am Sabbath. Paulus hatte ohne Zweifel ursprünglich im Sinn, so bald als möglich das unterbrochene Werk in Thessalonich nun wieder aufzunehmen (1 Theff. 2, 18), wurde aber dann von Gott einen anderen Weg geführt. Doch hatte er dort namentlich an Aristarchus einen tüchtigen Gehülfen gewonnen. Vielleicht blieb auch Timotheus, der V. 10 nicht mehr mit erwähnt ist, dort zurück, ähnlich wie früher Lukas in Philippi (16, 40). Paulus wollte hier in Europa eben überall einen möglichst sicheren und bleibenden Grund legen. Daß seine eigene Entfernung von Thessalonich die dortigen Feindseligkeiten der Juden und Christen nicht auf die Dauer hinderte, zeigt 1 Theff. 2, 14 deutlich. Daher wird auch später Timotheus, der von Beroe aus ihm nach Athen nachgereist war (V. 14 ff.), von hier aus wieder nach Thessalonich zurückgeschickt, um die Haltung der Gemeinde zu prüfen (1 Theff. 3, 2).

V. 12. Die Edelsten unter denen zu Thessalonich ist von Luther unrichtig übersetzt, weil man voraussetzte, Beroe habe auch noch zum Gebiet (natürlich nicht zur Stadt) von Thessalonich gehört; es heißt eigentlich: edler als die zu Thessalonich, d. h. sie hatten einen edleren, besseren Sinn. Sie besaßen nicht blos eine todte jüdische Rechtgläubigkeit, die ungeprüft alles verwarf, was von Christo gelehrt wurde, weil es mit den bisherigen Meinungen und Vorstellungen stritt, sondern eine rechte Gläubigkeit, ein aufrichtiges Wahrheits- und Heilverlangen. Mit dieser Gläubigkeit nahmen sie die neue Lehre auch nicht blindlings nur auf Treu und Glauben an, öffneten ihr aber Herz und Gewissen demüthig und lernbegierig, und prüften sie selbstständig am einzig unfehlbaren Maßstab des göttlichen Worts. Ihr tägliches Forschen beweist überdies, daß ihnen nicht, wie sonst gewöhnlich, das Geldmachen die Hauptsache war.

V. 12. Viele aus ihnen (aus diesen Juden), während es in Thessalonich nur wenige gewesen waren (V. 4), ebenso auch von den ehrbaren, d. h. den höheren Ständen angehörigen (13, 50) Griechen. Von dieser Gemeinde in Beroe finden wir sonst nirgends mehr eine Spur, auch hat Paulus keinen eigenen Brief an sie gerichtet. Wahrscheinlich galt sie als eine Art Filial der großen Hauptgemeinde im nahen Thessalonich (1 Theff. 5, 27).

V. 13. Kamen sie, natürlich um hier ebenfalls sein (besonders unter den Juden, V. 12) begonnenes Werk zu hintertreiben, mit denselben Mitteln wie in Thessalonich, einem fanatisirten Pöbel. Sie erreichten aber nur, daß Paulus desto früher noch Athen kam.

V. 14. Bis ans Meer, nach dem nur 3½ Stunden entfernten Hafenplatz Dion. Wie sehnsüchtig und liebevoll Paulus auch in dem glänzenden Athen noch an seine Gemeinden in Thessalonich und Beroe zurückdachte, zeigt 1 Theff. 2, 17—20).

Beroe ist ein Vorbild vom rechten Gebrauch des göttlichen Wortes in williger Annahme, fleißiger Forschung und lebendigem Glauben. „Suchet in der Schrift!" (Joh. 5, 39; Jes. 34, 16). Der Hauptgrundsatz des ächten Protestantismus und der evangelischen Gewissensfreiheit in der Ausübung des allgemeinen Priesterthums gegenüber allem blos äußeren auch kirchlichen Autoritätsglauben. Der Sinn für die Wahrheit, ein Beweis eines edlen Sinnes, denn die gemeine und schlechte Gesinnung ist vor allem darum so gemein und schlecht, weil ihr alles Höhere, Göttliche, Ewige nichts gilt (moderner Materialismus). Edle Geburt kein Hinderniß für's Christenthum: auch vornehme Leute können recht demüthige Jünger Jesu werden; ja sie sind oft die allerempfänglichsten: ermüdet von Glanz und Lust der Welt und übersättigt von ihrer stolzen Eitelkeit, fühlen sie sich oft leer und arm, und diesen Mangel kann nur der reiche, hohe Herr vom Himmel stillen und erfüllen, wenn er sich selbst der Seele schenkt.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Suchet in der Schrift.

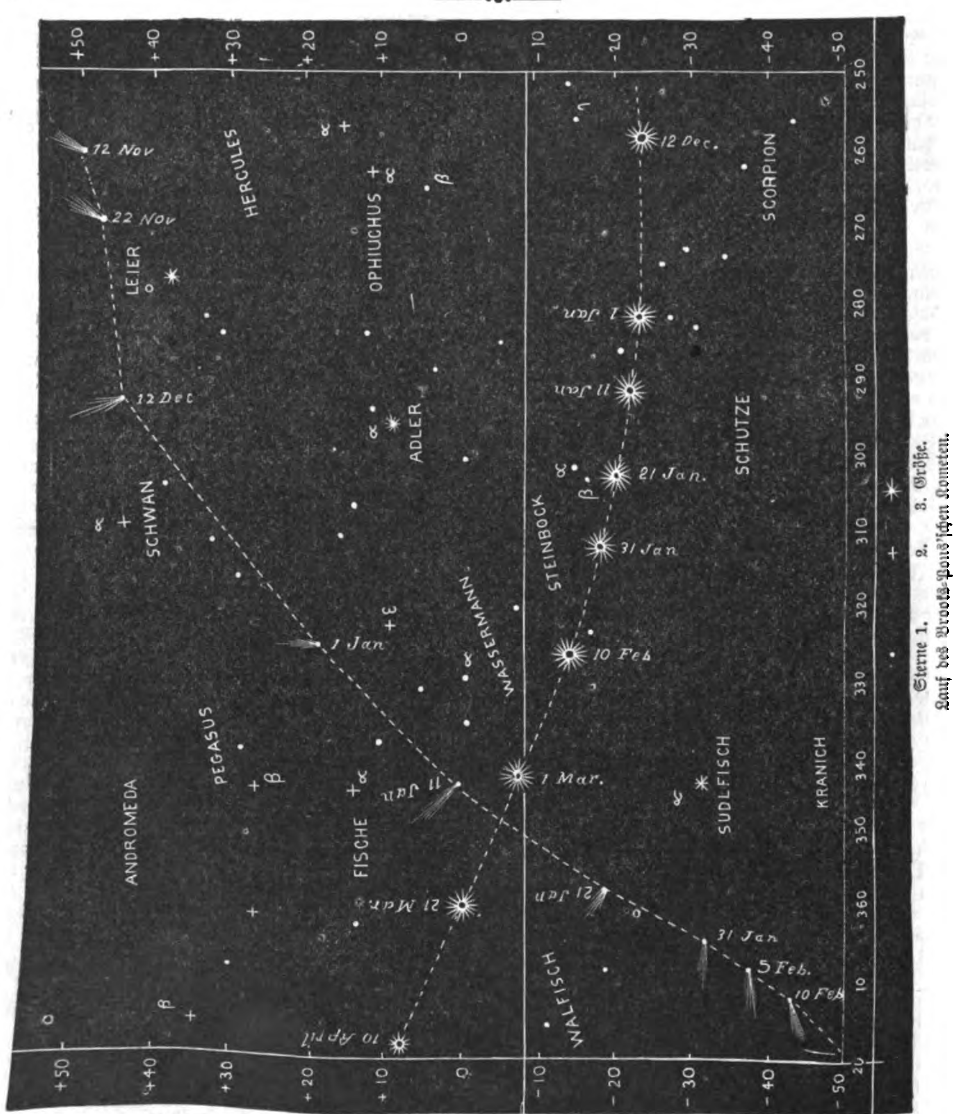
1) Verwerfung ohne Untersuchung ist Thorheit. Also machten es die Juden zu Thessalonich. Pauli Predigt gründete sich auf das den Juden bekannte alte Testament. Anstatt nun zu forschen, zu untersuchen, ob er auch wahr rede, schreien sie in ihrer Thorheit — fort mit ihm — gerade wie heutzutage noch viele junge

und alte Leute immer schreien, die Bibel enthalte die Wahrheit nicht: aber dieselbe nie lesen und erforschen.

2) Glauben ohne Forschen ist Blindheit. Gott fordert keinen blinden Glauben. Er sagte uns — Suchet in der Schrift. Wer ein Geldstück einnimmt, der prüft es, ob es auch ächt sei; warum denn nicht auch den Glauben, dessen Schaden, wenn er falsch erfunden wird, nach der Zeit unersetzlich ist? Das ist ein recht edles Gemüth, das seinen Glauben nicht auf Menschen, sondern auf Gottes Wort gründet. Also thaten die Beroenser.

3) Das Forschen, welches den Glauben verachtet, geht fehl. Wer nur das als wahr gelten läßt, was er mit seinen Sinnen und dem nutürlichen Verstand ergreifen und begreifen kann, wird über Göttliches im Irrthum bleiben. Das Forschen soll zum Glauben und dieser wird zu Gott führen. Solches war bei den Beroensern der Fall.

Chronik der Gegenwart.



Der Komet von 1812 gehört doch auch zur Chronik, wenn er nämlich **da ist.** Und die Astronomen sagen, er sei schon längst da. Anno '12 **hat er** — wie die Leute sagen — dem Napoleon den Untergang prophezeit. Was wird der Komet von 1884 wohl bringen? Die Kometen sind sehr unstäte Himmelsgäste, und von den wenigsten

(Fortsetzung auf der 3. Seite des Umschlags.)



Engd by F. E. Jones. Cin.

REV. J. M. WALDEN, LL.D.

Senior Agent des Westlichen Buchverlags der Bisch. Meth. Kirche

eft.

he.

Wander=

h aufhal=
elften bis
chwerliches
voll in die
ick.
erade keine
ist als ein
dürftigsten
n auch Ge=
rte, Schul=
der Wissen=
in Buch um
den muthig
die meisten
vier Jahre
enen und
gebra übte,
n lebhaften
nd, in wel=
iten einander

doch dieses so
ohn nunmehr
, und das erst
r mit einem

ge nabe unter
gläubigen Fa=
rschaft wohnte
huldigte. Das
üchtiger Müh=
rhaupt ein ge=
gewann solche
erlaubte von
zu machen,
hab, daß der
s brauchbar
zog er die
bald ein,

es rer — daheim zu sein. Die Oheime öffnen zwar ihr Haus und der wieder verheirathete Vater nimmt den Knaben auf, aber die rechte Heimathluft weht daselbst nicht. Von dem von Thomas Moore so schön geschilderten Heimathstraum weiß der Knabe wenig und erst als Mann verspürt er wieder, was

denn wenn diese Freunde anfänglich ihren Unglauben auch vor dem Kinde nicht aussprachen, so kam derselbe doch nach und nach zu Tage, so daß John noch vor seinem fünfzehnten Jahr in der Literatur und den Anschauungen der Skeptiker als gut bewandert gelten konnte.



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. | März 1884. | Drittes Heft.

J. M. Walden, LL. D.

Senior Agent des Westlichen Verlags der Bischöflichen Methodistenkirche.

Editor.



Die Familie Walden ist englisch-welscher Abkunft. Ursprünglich in Culpepper County, Va., daheim, finden wir unter den ersten Ansiedlern in Boone's Station, Ky., einen James Walden, dessen Sohn Benjamin 1804 nach Ohio wanderte und sich daselbst in Hamilton County, bei Pleasant Run, auf einem Landgut niederließ, das heute noch Besitzthum der Familie ist. Sein Sohn Jesse ist der Vater von J. M. Walden, welcher am 11. Februar 1831 das Licht der Welt erblickte. Auf Eiderdaunen ward der Kleine nicht gebettet und die Reichen und Großen dieser Welt leisteten ihm keine Pathenschaft. Seine Eltern wohnten in einem gemietheten, dem Arbeitsgeber des Vaters gehörenden Hause, welch letzterer als geachteter Mann seine Familie mit seiner Zimmermannskunst, die er zwar ursprünglich nicht gelernt, aber doch praktisch ausübte, ernährte, und um seines Fleißes und seiner Rechtschaffenheit willen hoch geschätzt war.

Auch hat weder Chas. Wesley noch Luther dem kleinen John die Wiegenlieder gesungen. Sein Vater trat nie förmlich in den Verband einer Kirchengemeinschaft ein, obwohl er sich in späteren Jahren den Methodisten zuneigte, während seine Mutter der nunmehr beinahe erloschenen alten calvinistischen Baptistenkirche angehörte.

Ja — es glänzten über dem Wieglein nicht einmal die Glückssterne, die nach menschlicher Ansicht zum erfolgreichen Lebenslauf von Nöthen sind; denn kaum hatten sich die Eltern vom Miethhaus auf einem kleinen Grundbesitz niedergelassen, so starb die Mutter des erst zweijährigen Knaben mit dem Zeugniß einer gewissen Hoffnung des ewigen Lebens auf den Lippen.

Das Waislein findet bei den Großeltern ein Heim. Bald aber starben auch diese und in seinem zehnten Jahr steht John heimathlos in der kalten Welt und hat seit jener Zeit, auch nie während seiner ganzen Jugendzeit, so recht empfunden, was es sei — daheim zu sein. Die Oheime öffnen zwar ihr Haus und der wieder verheirathete Vater nimmt den Knaben auf, aber die rechte Heimathluft weht daselbst nicht. Von dem von Thomas Moore so schön geschilderten Heimathstraum weiß der Knabe wenig und erst als Mann verspürt er wieder, was es heißt: Daheim zu sein nach langen Wandertagen.

Oefters bei Fremden als zu Hause sich aufhaltend, führte der Waisenknabe von seinem elften bis achtzehnten Jahre ein freudenloses, beschwerliches Dasein, blickte aber zugleich hoffnungsvoll in die Zukunft und klagte nie über sein Geschick.

In den ersten Schuljahren sind nachgerade keine großen Fortschritte zu verzeichnen. Erst als ein ächter Lehrer, der sich nicht mit den nothdürftigsten Elementarfächern zufrieden gab, sondern auch Geschichte, Naturgeschichte und Algebra lehrte, Schulmeister ward, kletterte John den Berg der Wissenschaft etwas schneller hinan, absolvirte ein Buch um das andere, hielt mit den älteren Kameraden muthig und erfolgreich Schritt und ließ endlich die meisten dahinten, bis er zuletzt mit einem um vier Jahre älteren Schüler, dem Sohn eines angesehenen und wohlhabenden Landwirths, sich in der Algebra übte, und mit diesem vor der Schule einst einen lebhaften Wettkampf in dieser Wissenschaft bestand, in welchem die beiden jungen, eifrigen Studenten einander nichts nachgaben.

Widrige Umstände unterbrachen jedoch dieses so versprechende Schulleben, welchem John nunmehr sieben Jahre lang Valet sagen mußte, und das erst der achtzehnjährige Jüngling wieder mit einem Collegial-Cursus zu beginnen vermochte.

Dazu kam noch, daß der zwölfjährige Knabe unter den überwiegenden Einfluß einer ungläubigen Familie gerieth, welche in der Nachbarschaft wohnte und den Lehren des Thomas Paine huldigte. Das Haupt derselben war nicht bloß ein tüchtiger Mühlenbauer bei Profession, sondern überhaupt ein geschickter Holz- und Eisenarbeiter und gewann solche Vorliebe zu John, daß er demselben erlaubte von Werkstatt und Werkzeugen Gebrauch zu machen, was denn auch mit so gutem Erfolg geschah, daß der Knabe sich bald als Gehilfe des Meisters brauchbar erwies. Wie nicht anders zu erwarten, sog er die antireligiösen Meinungen der Familie bald ein, denn wenn diese Freunde anfänglich ihren Unglauben auch vor dem Kinde nicht aussprachen, so kam derselbe doch nach und nach zu Tage, so daß John noch vor seinem fünfzehnten Jahr in der Literatur und den Anschauungen der Skeptiker als gut bewandert gelten konnte.

Außer diesen Büchern kamen ihm in jener Zeit noch einige Novellen in die Hand, welche der wissensbegierige Knabe eifrigst verschlang, ein Zeitvertreib, welcher jedoch bekanntlich noch bei Niemanden eingesogene Ideen des Unglaubens gelockert hat.

Sintemal aber weder die Werke Paines noch der Novellenschatz für Speise, Trank, Kleidung und Obdacht sorgten, und keineswegs so leicht auf dem Land immer Beschäftigung gefunden werden konnte, so verlegte John seine Zukunftspläne — gleich vielen anderen Jungens vom Lande — nach der Stadt, wo er dann und wann Arbeit fand und einst auch bei Cincinnati als sechszehnjähriger Knabe sogenannte Flachboote bedachen half, eine schwere Arbeit, welche beweist, daß er muthig und fleißig angriff, wo immer es etwas zu thun gab. Suchte er auch jeden Abend mit wunden Händen und todtmüden Gliedern sein hartes Lager auf, der nächste Morgen fand ihn jedesmals jene ganze Session wieder munter bei der Arbeit, und wenn er seinen in drei Dollars per Woche bestehenden Lohn erhielt, so schaute er so selbstbewußt auf den sauer erworbenen Schatz wie ein König auf sein Land.

Nach dieser schweren Schule darf die darauf folgende Gehilfen-Arbeit in einem Spezereiladen (Grocery) eitel Spielwerk genannt werden. Keine fromme Mutter stand ihm während dieser Zeit bei, kein treuer Vater bot die leitende Hand, kein lieber Freund wies zum Himmel. Was Wunder denn, wenn der vom Zweifelgeist angesteckte und in Novellen verliebte Jüngling jeden Samstag Abend seine Schritte ins Theater lenkte. Was Wunder, daß der Schauspieler in seinen Augen gleich einem Helden glänzte, Bühnensterne erste Größe ihm als Ideal alles menschlichen Strebens galten, und er nichts sehnlicher wünschte, als selbst auf den Brettern, „welche die Welt darstellen" (?), erscheinen zu dürfen, und deßhalb auch die gebotene Gelegenheit ergriff und sich für eine Kleinigkeit engagiren ließ, jeden Abend mit den stummen Statisten zu erscheinen. In dieser höchst bescheidenen Rolle schaute er mit noch größerer Bewunderung zu den Bühnengestirnen auf und nahm deßhalb mit wahrhaftigem Entzücken den Antrag des Theaterdirektors an, auch in Sprachrollen einen Versuch zu wagen. Jedoch — die Vorsehung Gottes wachte. Sie schafft Umstände, durch welche der junge Mann aus der Stadt wieder aufs Land kömmt und mit ehrlicher Zimmermannsarbeit sein Brot verdient, in welchem Handwerk er seiner Vorkenntnisse wegen bald erfreuliches Geschick an den Tag legt. Immer noch besucht er seinen ungläubigen Freund, den Mühlenbauer, und immer noch beeinflußt ihn dieser.

Obwohl aber ohne Gott und sein Wort, behütete der treue Herr den Knaben doch vor offenbarem Laster und Elend und schenkte ihm große Vorliebe für Tugend und Recht. Schon im Jahr 1847 unterzeichnete er, durch die Trunksucht einiger Zimmerleute erschreckt, das Temperenzgelübde, und im selben Jahr findet in einer Temperenzversammlung auf Aufforderung der Anwesenden sein erster rednerischer Versuch statt.

Zunächst finden wir am Ende des Sommers John M. Walden mit einem halben Dollar in der Tasche und einen einzigen Anzug auf dem Leibe in Union Co., Ind., woselbst er, nachdem die Zimmermannsarbeit eingestellt werden mußte, einen Platz in einem Kaufladen gefunden.

Hier begegnete dem Waisenknaben ein wirklicher Wohlthäter. Derselbe kam aus dem Süden und besaß eine zahlreiche, gute Bibliothek, welche er dem Jungen nicht nur zur Verfügung stellte, sondern ihm gut gewählte Bücher in den Laden brachte und später über deren Inhalt catechetische Uebungen hielt. Es waren keine streng religiöse Werke, aber doch Bücher gesunden Inhalts — wie Scott's Gedichte, Goldsmith &c., welche anderes Kaliber boten, als die Schund-Novellen, und auch sogleich ihren Einfluß geltend machten, der sich unter anderem auch darin äußerte, daß der Jüngling einige geographische und andere Räthsel verfaßte und zum Druck beförderte.

Um diese Zeit wurde das Union College eröffnet und von vielen der früheren Schulkameraden besucht. „Hast schon einmal mit ihnen erfolgreich um den Preis gerungen," sprach John zu sich, „könnte es nicht wieder geschehen? Dein Lohn ist zwar erbärmlich gering, wenn du aber noch besser sparst als bisher, könnte es am Ende doch gelingen, das „lange" Semester mitzumachen."

Gesagt, gethan. Wir finden ihn im Union College, wo er mit charakteristischer Zähigkeit sieben Fächer auf einmal studirt, sich dabei aber auch auf dem Spielplatz tummelt, einige Preise davon trägt, selbst Gedichte schrieb, die im Druck erschienen! — und zu Ende des Semesters ein ausgezeichnetes Examen besteht, wodurch er die Aufmerksamkeit des Präsidenten der Anstalt auf sich zieht. Und all das für weniger als einen Dollar per Woche, wobei sämmtliche Ausgaben mitberechnet sind.

Je schwindsüchtiger die Börse aussah, desto mehr stieg der Durst nach Wissen. Um jener aufzuhelfen ward deßhalb eine Zeitlang Schule gehalten, und wenn etwas verdient war, ging es wieder in's Collegium, wo unter Entbehrung, fortwährend energischer Anstrengung und der Hilfe des Präsidenten im Juni 1852 eine ehrenhafte Promotion errungen wurde, und es ist ein Ehrenzeugniß für den jungen Mann, daß er gleich nach der Promotion in demselben College angestellt wurde.

Wie nun Gott der Herr mittelst seiner Vorsehung für die intellektuelle Ausbildung des Jünglings Sorge trug, so wies ihm der treue Erzhirte auch den Weg zum Heil. Eines Sonntag Nachmittags wandert der damalige Schulmonarch von Black Bottom, der zeitweise das „Scepter" schwingt, um Mittel für weitere Studien zu erwerben, von einem Besuche seinem Kosthaus zu. Da begegnet ihm ein einsamer Reiter auf der Straße. Ein Wort giebt das andere und endlich sagt der Reitersmann, er sei der Prediger James S. Peregrine, und ladet den Pädagogen ein zum Gottesdienst in der nächsten Methodistenkirche. Der jedoch hat nicht im Sinn so ohne weiteres zu folgen, geht aber doch, einem innern Impuls nachgebend, und hört eine so ernste, ins Gewissen dringende Predigt, wie er sie schon lange Zeit nicht mehr vernommen. Das Wort erfaßt ihn, wie kaum je zuvor, denn obwohl er die im College gehaltenen Gottesdienste besuchte, so ließen dieselben keinen bleibenden Eindruck zurück, noch zerstörten sie die skeptische Anschauungsweise. Noch tiefer wird er in dem des Abends abgehaltenen Erweckungsgottesdienst ergriffen, und geht gedankenvoll heim, hat aber durchaus noch keine Sehn-

sucht nach dem geoffenbarten Heil. Doch kommt er nächsten Abend wieder zur Kirche, verspürt die Kraft des Evangeliums mehr und mehr, und kniet auch auf das an Alle gerichtete Gesuch des Pastors zum ersten Mal während des Gebets. Der Geist Gottes wirkt an Herz und Gewissen und thut ihm sein Verlorensein kund, und als die Einladung an wandernde Menschenkinder ergeht, zum Heiland zu kommen, da tritt der skeptische Schulmeister vor. Es befinden sich Glaubens- und Gebetshelden in jener Landkirche, welche das suchende Herz zum Gnadenthron tragen, und etwa um 10 Uhr am Abend des 11. Dezembers 1850 kommt der Herr zu diesem ruhelosen Geiste und spricht sein „Friede sei mit dir" zu ihm.

Nun beginnt der Waisenknabe seine methodistische Laufbahn. Am 24. Dezember 1851 erhält er Ermahnerlizens, am 3. Juni 1854 wird er Lokalprediger und trug sich mit dem Gedanken in's Reisepredigtamt einzutreten, ließ sich aber — wie so mancher andere vor ihm und nach ihm — durch seine von den Zeitschriften publizirten Arbeiten zu dem Gedanken verleiten, er sei zum Herausgeber bestimmt. Eine Zeitung war zu kaufen und wurde erstanden. Später wollte er alsdann mit in jeder Hinsicht besserer Ausrüstung in's Predigtamt eintreten. Da aber mit dieser Einrede wohl der Kopf, nicht aber das Gewissen befriedigt war, so wurde das Unternehmen mit beschwertem Herzen unternommen, ein Umstand, welcher nebst der festen von dem jungen Redakteur gegen die grassirende Unmäßigkeit eingenommenen Stellung und seinen offen ausgesprochenen politischen Ansichten wohl viel dazu beitrug, daß die Herausgabe des Blattes nach einjährigem Kampf um die Existenz, trotz einer erfreulichen Abonnentenzahl, aus Mangel an anderweitiger Unterstützung eingestellt werden mußte. Ein wahrer Schuldenberg starrte dem gewesenen Redakteur entgegen und schob sich zwischen ihn und seine Pflicht.

In Cincinnati nimmt er das Literatenleben als Gehilfe am Commercial wieder auf. Welch glänzende Stellung er hier anfänglich einnahm, das geht daraus hervor, daß sein Gehalt oft per Woche ganze zwei Dollars betrug. Als er jedoch nach achtzehnmonatlichem Wirken an dieser Zeitung sich entschloß, wiederum weiter zu wandern, da bot ihm der Eigenthümer der Zeitung ein sehr ehrenvolles Salarium an.

Politische Meinung, sowie Energie trieben den Zeitungsmann jedoch hinaus nach Kansas, wo damals darum gerungen wurde, ob dieser Staat als freier oder Sklavenstaat in den Verband der Union eintreten sollte. Schon am Wahlkampf, in welchem Fremont als Präsidentschaftskandidat figurirte, hatte sich der junge Walden betheiligt, und z. B. unter anderem die erste in Kentucky zu Gunsten Fremont's gehörte Rede gehalten, und als jetzt die Geister im fernen Westen aufeinanderplatzten, da mußte er hinaus zu seinen Gesinnungsgenossen, um in Quindaro, Kans., einer 10 Meilen oberhalb Kansas City gelegenen blühenden Ortschaft, eine Zeitung zu gründen, welche Vertreterin der Freistaat-Idee sein sollte. Dort kämpfte er 17 Monate lang in den vordersten Reihen, war nicht bloß Mitglied aller Freistaats-Conventionen, sondern gehörte auch der Topeka Legislatur an, und wurde von der in Leavenworth gehaltenen Convention, welche die Staatsconstitution entwarf, dazu ernannt, eine Adresse an das amerikanische Volk zu verfassen, welcher Aufgabe er sich in so ausgezeichneter Weise erledigte, daß die Presse dieses Dokument sehr enthusiastisch aufnahm. So sagt die in Leavenworth herausgegebene Daily Times z. B. unterm 5. April 1858 von demselben, daß es ein ausgezeichnetes, ernstes, ruhiges und überzeugendes Schriftstück sei, welches die Würde sowohl als das Feuer der Revolution von 1776 in sich berge.

Nachdem das Volk die zu Leavenworth verfaßte Constitution adoptirt, wurde Walden mit anderen Staatsbeamten zum Superintendenten der Staatsschulen erwählt, und als die Prosklaverei-Partei die sogenannte Lecompton-Constitution der von Leavenworth entgegenstellte, betheiligte er sich lebhaft an der darauf folgenden Debatte.

Obwohl aber politisch, wie literarisch vielfach beschäftigt, widmete er der Kirche damals so viel Kraft und Zeit als möglich. Hatte er früher „Freiheit" auf sein Banner geschrieben, so lautete seit seiner Wiedergeburt das Motto: Religion und Freiheit, und seine Handlungsweise entsprach seiner Gesinnung. Muthig und fest, wie in allen Dingen, trat der damalige Kämpe bürgerlicher Freiheit auch in christlichen und kirchlichen Fragen auf, was einmal ein Prophet des Unglaubens, welcher in Lawrence, Kans., öffentlich zur Widerlegung der von ihm aufgestellten Argumente aufforderte, zu seinem Leidwesen erfahren hat; denn so jugendlich Walden auch aussah und so sehr seine Freunde zitterten, als er den hingeworfenen Handschuh aufnahm, schlug sich der ungläubige Maulheld in kurzer Zeit in die Büsche, um nicht so schnell wieder jene Stadt zu belästigen.

In diese Zeit (Frühjahr 1858) fällt ein Besuch, den Bischof James dem jungen Redakteur abstattete, wobei ersterer mit letzterem über den Eintritt in's Predigtamt sprach und ihm später auch brieflich eine Gemeinde in Kansas City antrug. Es zog Walden jedoch nach dem Heimathland Ohio, und nachdem der Kampf in Kansas zu Gunsten der Freiheit beendet war, bot er sich, die besten Aussichten für eine erfolgreiche, politische Laufbahn dahinten lassend, der Cincinnati Conferenz an, in deren Grenzen er zuerst als Hilfsprediger unter der Leitung erfahrener Männer diente und sodann von 1860—1866 in der Yorkstraßengemeinde, Cincinnati, und der Cincinnati Stadtmission wirkte. Während er diese Mission superintendirte, nahm er sich mit andern auch der damals so zahlreichen flüchtigen Sklaven an, erhielt bald die Leitung der Westlichen Gesellschaft für befreite Sklaven, und sandte in dieser Eigenschaft die ersten Lehrer unter die „Contrabands" des Mississippi-Gebiets. Im Jahr 1866 wurde er zum Sekretär der neu organisirten Freedmens Aid Society der Bisch. Meth. Kirche erwählt, in welcher Eigenschaft er bis Spätjahr 1867 mit Auszeichnung diente, sodann auf Bischof Clark's Wunsch den Ostcincinnati Distrikt übernahm, und in diesem Amt bis Frühjahr 1868 verblieb, zu welcher Zeit er von der General-Conferenz zum Buchagenten des Westlichen Verlags erwählt wurde, welches Amt er seither durch jedesmalige Wiederwahl bekleidet.

Schon im Jahr 1868 ist Walden als 37jähriger

Mann Mitglied der General-Conferenz geworden und wurde seitdem jedesmal wiedererwählt.

Aus obiger biographischen Skizze ist es unschwer, den Charakter, die Gesinnung des Mannes zu entziffern.

Da finden wir denn vor Allem von Jugend auf festen, auf das vorgesteckte Ziel gerichteten Willen, der durch keinerlei Hindernisse sich abhalten läßt und mit um so größerer Zähigkeit festhält, je mehr Schwierigkeiten sich aufthürmen.

Sodann tritt uns ein seltener Fleiß und seltene Benützung jeder Gelegenheit, scheine dieselbe auch noch so gering, entgegen.

Diese beiden charakteristischen Eigenschaften, verbunden mit bedeutenden administrativen und anderen Gaben, haben denn auch unter dem Beistande Gottes nicht bloß den Erfolg dieses Lebens überhaupt bewirkt, sondern dem Doktor in seiner jetzigen so verantwortlichen Stellung einen wohlverdienten Ruf verschafft. Und so wie der Knabe und der Jüngling unablässig thätig gewesen und die Zeit, wie jede gebotene Gelegenheit auf' Treulichste auskaufte, so benutzt der gereifte Mann jeden Moment, nicht nur zur Erfüllung der Pflicht, sondern auch zu vielerlei Hilfsleistungen aller Art, die nicht gerade innerhalb der Amtsgrenzen liegen.

Ferner geht aus obiger Skizze hervor, daß Dr. Walden seiner Grundgesinnung, seiner Erziehung und seinem ganzen Sein nach unmöglich von dem öffentlichen Leben unberührt bleiben und dasselbe ohne Einwirkung lassen kann. Was die Menschheit betrifft, das berührt auch ihn. Er hält es nicht mit denen, welche da behaupten, das Predigtamt hätte mit dem öffentlichen Leben reinweg nichts zu thun, sondern vielmehr mit dem ächt republikanischen Zwingli, der da sagt, daß er den Bürgerrock unmöglich mit dem Theologentalar wegschleudern könne. Darum gehen selbst alle politischen Fragen, so weit sie die sittliche Wohlfahrt des Volkes betreffen, den Doktor nicht nur an, sondern er betheiligt sich auf's Energischste an denselben. Jede Reformbewegung sieht ihn in den vordern Reihen; in der Temperenzsache ist er ein Kämpe. Fast jedes Committee kommt zu ihm um Hilfe und Rath, so daß seine Kräfte nicht selten übermäßig taxirt werden. Religion und Freiheit steht heute noch als Motto auf seiner Flagge und nur dann geht ein Applikant unverrichteter Sache von des Doktors Pult, wenn es ihm unmöglich ist zu helfen.

Wie er nun gegen sich selbst in der Pflichterfüllung und Kraftanwendung unerbittlich ist, so fordert er auch von andern Treue und Fleiß. Wer aber aus seinem bestimmten Geschäftston, mit welchem er leitet und entscheidet, auf ein innerlich barsches, hartes Wesen schließen wollte, der wäre im Irrthum, denn wir kennen kaum einen sympathievolleren Mann und ein gefälligeres Menschenkind als den Doktor. Ein deutsches Sprichwort sagt:

„Willst du wissen, wer der Mann,
Zieh mit ihm zum Meer hinan."

Nun — wir sind nicht allein zum Meer, sondern auch über's Meer mit ihm gezogen und haben ihn in allen Lagen als treuen Freund, hilfreichen Philanthropen und sympathievollen Gefährten kennen gelernt, der selbst wildfremden Menschen oft beigesprungen und Dienste geleistet hat.

In seinen Schriftstücken, Reden, Vorträgen und Predigten schlägt nicht sowohl schwungreiche Rhetorik, als die Gewalt der Thatsachen durch, welche in logischer Zusammenfügung dargestellt, die Leser und Zuhörer überzeugen und nicht selten entscheidende, gewaltige Wirkung hervorbringen. Wo er geht und steht, sammelt der Doktor solche Thatsachen. Er ist heute noch ein Lernender und darum ein Wissender, der in's volle, reiche Menschenleben hineingreifend, Hundertfaches sieht und benutzt, was Manche gar nicht gewahren.

Und nun, mein lieber Leser — nennst du dich vielleicht ein armes, allein stehendes Waisenkind? Sieh die Vögel unter dem Himmel an — bist du denn nicht viel mehr denn sie? Verspürst du den Durst nach Wissen und Ausbildung? Willenskraft — Wege schafft. Suchst du in tausend Zweifeln und Grübeleien nach Wahrheit? Gott läßt es den Aufrichtigen gelingen. Bist oft müde und im Ringkampf entmuthigt? — Selbst ein Elias sitzt wenigstens einmal in seinem Leben unter dem Wachholderstrauch und auch nach ihm hat noch kein strebender Gottesmann steinlose Pfade gefunden. Kommst du dir so gar gering, unbedeutend und unberücksichtigt vor? Siehe, des Herrn Auge siehet auf die, so ihn fürchten; deine Seele harre auf den Herrn; er ist deine Hilfe und dein Schild.

Das Strandlicht.

Es war ein Sonntag Abend. In einem kleinen Dorfe im Westen Englands, wo man an stillen Tagen das sanfte Gemurmel der Wellen hören konnte, die sich kräuselnd am Strande brachen, herrschte heute wilder Sturm, der die großen Bäume hin- und herbog und den unermeßlichen Ocean wüthend peitschte, so daß die schäumenden Wogen sich tosend an den scharfen Klippen brachen. Durch den pfeifenden Sturm und das brausende Meer tönten die klaren, beruhigenden Töne der Kirchenglocken, die Arm und Reich, Alt und Jung des Dorfes in's Gotteshaus riefen. Als die Freunde und Nachbarn an der Kirchenthür zusammentrafen, redeten sie über die Wildheit des Sturmes, und wie mancher wohl auf offener See den Gefahren desselben ausgesetzt sein möchte. Viele unter den Versammelten mischten in die Töne der Orgel Seufzer und Gebete für alle diejenigen, die während dieser Nacht in Gefahr schwebten, und in der That, es mußten harte Herzen sein, die nicht ernstlich in das Lied „für die zur See" einstimmten, mit welchem in diesem unscheinbaren Stranddorf der Gottesdienst oft geschlossen wurde.

Die Gemeinde zerstreute sich. Als der Geistliche seinen Weg über den Gottesacker nahm, fesselte plötzlich ein ferner Laut sein Ohr; er horchte schärfer, in der Erwartung, daß er sich wiederholen werde; aber er vernahm nur das Stöhnen des Nachtwindes und das Rollen der an die Küste donnernden Wogen. Er meinte sich geirrt zu haben und ging weiter, blieb aber dann unentschlossen stehen. Warum? Was bewegte ihn? Es war der Gedanke, ob das Strandlicht wohl angezündet sei? „Du kannst vielleicht brave Männer vor einem Wassergrab retten," sprach eine leise Stimme in ihm. Aber Selbstsucht flüsterte dagegen, es sei ja nicht sein

Amt, das Licht anzustecken, und warum er deshalb seine Rückkehr in ein warmes, behagliches Zimmer verzögern solle? Aber nur ein Augenblick des Schwankens war es, dann erblickte man vom Leuchtthurm herab einen langen Lichtstreifen, der weit in's Meer hineinfiel, vielleicht um Menschen vom Tode zu erretten, die sonst am nächsten Morgen die Augen für diese Welt nicht mehr geöffnet hätten.

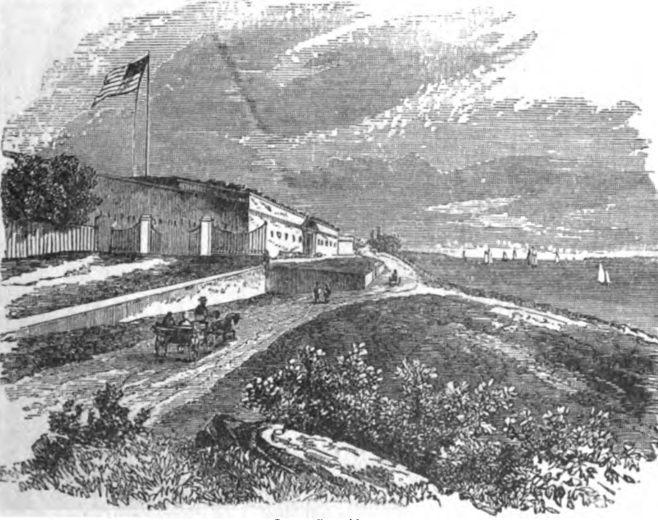
Monate waren seitdem vergangen. Oft noch hatte der Geistliche an den fernen Laut gedacht, den er an jenem Abend zu hören geglaubt, als er eines Abends einen Amtsbrief erhielt, mit der Anfrage, wer damals das Licht des Leuchtthurms angezündet habe? Das Antwortschreiben gab die gewünschte Auskunft, und nach einiger Zeit bekam der Geistliche ein ansehnliches Geschenk von keiner geringeren Person, als dem jetzigen Kaiser von Deutschland! Ein Begleitschreiben dankte ihm für seine That der Menschlichkeit und erklärte auf diese Weise den Laut, der damals seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Durch das Anstecken der Lampe war ein deutsches Schiff von gänzlichem Untergange gerettet worden.

Am Hudson.

Von P. Quattländer in New York.

In der Wildniß der Adirondack-Berge hat er seinen Ursprung. Dort schäumt und tobt er zwischen Felsen und Thalschluchten hindurch, wird aber, das Gebiet des Staates New York durchschneidend, mit zunehmender Größe ruhiger und friedliebender, und mündet endlich, ein gewaltiger Strom geworden, in das atlantische Meer. Die Indianer nannten ihn Schatemuck (Flußmeer); die Spanier tauften ihn nach seinen bergigen Ufern, den „Fluß der Berge"; die Holländer gaben ihm den Namen Mauritius. Hudson nannten ihn die Engländer, nach Hendrich Hudson, dem ersten Europäer, der ihn beschiffte. Am 3. September 1609 ankerte er im „Halbmond" bei Sandy = Hook. Auch er hielt die Mündung des Flusses zuerst für einen Arm des Meeres, wie der Spanier Verrazanno, der schon im Jahre 1524 an derselben vorüberkam. Hudson belehrte sich jedoch bald eines Besseren, indem er, stromaufwärts segelnd, bis über das jetzige Albany hinauskam.

Der Hudson ist unstreitig Amerikas schönster, wenn auch nicht größter Strom. Von Albany aus, wo er bereits in merkbarer Ebbe und Fluth den Pulsschlag des Weltmeeres fühlt, bricht er sich, in königlicher Pracht einherschreitend, durch herrliches Wald- und Bergland seine Bahn, um endlich zwischen Weltstädten, grünen Hügeln und Inseln in die Arme des Atlantic zu sinken. Die Scenerie seiner Mündung ist unvergleichlich schön. Welcher Einwanderer, der im Sommer oder Herbst, nach ermüdender und zuletzt so eintönig gewordener Seereise, durch die „Narrows" New York entgegenfuhr, und nun rechts und links die grünbedeckten Hügel, die prächtigen Landhäuser und Villen, die Dörfer und Vorstädte, vor sich aber die New Yorker Bucht mit ihren zahllosen Fahrzeugen, und endlich die Riesenstädte selber, die Ziele so vieler Hoffnungen, sah — welcher Einwanderer hätte je den Eindruck, den dieses entzückende Panorama auf ihn gemacht, vergessen können! Links liegt das prächtige, waldumrahmte Staten Island (Eiland), rechts Long Island, das von seiner südwestlichsten Spitze, dem berühmt gewordenen Coney Island bis zu seinem nordöstlichen Ende in einer Länge von 113 Meilen neben dem Festlande herläuft und für drei Staaten der Union Vorpostendienste thut. Wenige Meilen nördlich


Fort Hamilton.



Aussicht auf Washington Heights.

eine Schilderung des Hudson bietet, können wir uns natürlich nur Andeutungen gestatten. Setzen wir uns auf das Vorderdeck eines jener prachtvollen und höchst luxuriös ausgestatteten Dampfer der „Albany Linie" und fahren stromaufwärts. Am linken Ufer schließen sich, dem bereits genannten Jersey City die, beinahe ausschließlich von Deutschen bewohnten Städte Union-Hill, Weehawken, West-New York und Guttenberg an, während die Metropole der neuen Welt in einer Länge von 17 Meilen das östliche Ufer deckt. Der geneigte Leser betrachte das beigefügte Bild (2) von Washington Heights, zwischen der 180ten und 185ten Straße liegend, und vergegenwärtige sich dann, daß das nur eine verschwindend kleine Partie einer meilenlangen, immer wechselnden, aber immer schönen und fesselnden Landschaft ist, daß so, weit über das Stadtgebiet hinaus, Villa an Villa grenzt, hier über die wogenden Gipfel der Bäume herübernickend, dort im Halbdunkel derselben versteckt, oder mitten aus einem kleinen Blumenwald hervorschauend, und er wird sich einen annähernden Begriff von dem untern Theile des rechten Hudsonufers machen.

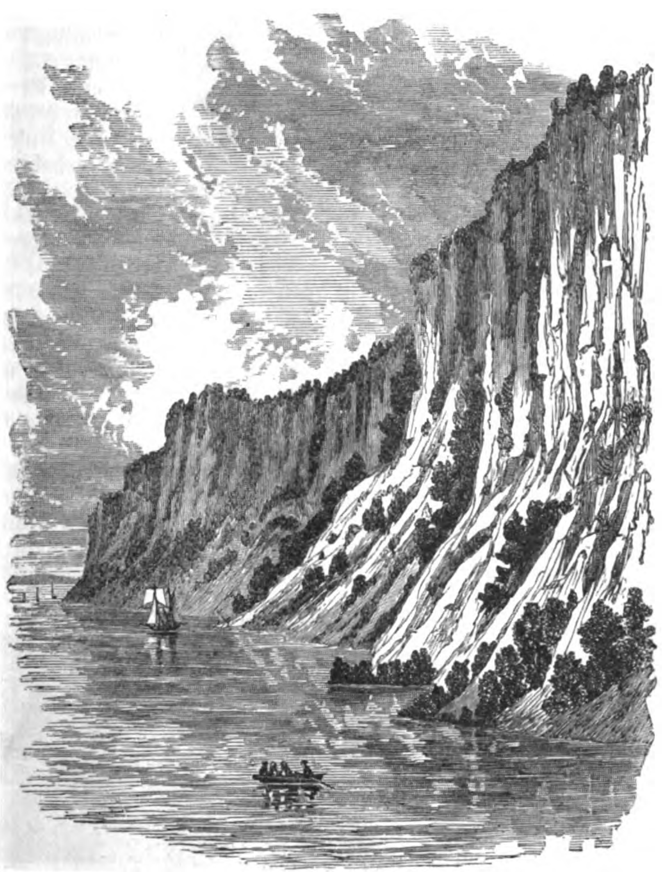
von Long-Island liegen die Festungen Lafayette und Hamilton. (Siehe von letzterem Bild 1.) Und nun treten dem Auge rasch New York in der Mitte, Brooklyn auf der rechten und Jersey City auf der linken Seite entgegen, während die kleinen Inseln: Governors-, Bedloes- und Ellis-Island — ersteres mit Festungswerken versehen — an demselben vorüber gleiten, und eine angenehme Unterbrechung bilden. Wir sind im Hafen von New York, den ein deutscher und in Amerika keineswegs verliebter Schriftsteller also schildert: „Es ist jener stolzeste Hafen der Welt, ein Verein von Städte-, Landschafts- und Marinescenerien, wie sie sich, in solcher Massenhaftigkeit verschmolzen, nirgends wieder finden."

In dem beschränkten Raume, den uns „Haus und Herd" für



Spuyten Duyvel Creek.

Washington Heights (Höhen) sind geschichtlich denkwürdig. Hier versuchte General Green die naheliegende Festung gegen die Engländer zu vertheidigen, während Washington von der am linken Ufer liegenden Festung Lee aus dem Kampfe, von dem er abgerathen, zusah, und über das Niedermetzeln seiner Soldaten geweint haben soll. Einige Meilen über Washington Heights fließt der sogenannte Harlem River, den Hudson und East River verbindend, in den ersteren. Dieses kleine, aber oft wild genug tobende Wasser wird auch Spuyten Duyvel Creek (Trotz dem Teufel-Bucht) genannt (Bild 3). Es ist dies der erste Punkt am Hudson, den die Sage schmückt. Hier soll Anton van Corlear, mit einem wichtigen Auftrag betraut, angekommen sein, als die Wasser, gerade von einem heftigen Sturme gepeitscht, ihm die Fortsetzung seiner Reise wehrten. Einige Augenblicke sei er wie ein ungeduldiger Geist am Ufer hin und her gegangen, habe dann, nach einem kräftigen Zug aus seiner Flasche, gerufen, daß er trotz dem Teufel hinüber schwimmen würde. Kaum die Mitte des kleinen Flusses erreichend, habe ihn jedoch der Böse hinabgezogen, nachdem der unglückliche Anton noch einmal in sein Horn geblasen, daß man es weithin vernommen habe.



Bei den Pallisaden.

Aber da drüben am linken Ufer sind ja schon die Pallisaden, diese jäh in den Fluß fallende, drei- bis sechshundert Fuß hohe Felsenwand, die sich in einer Länge von 15 Meilen ununterbrochen fortzieht, dann aber ihre eigenthümliche Charakteristik verliert und sich gegen Norden und Nordwesten in Hügelland auflöst. (Siehe Bild 4 und 5). Es ist dies eine der schönsten Partien des Hudson. Etwa an einem Abend im Schatten dieser mächtigen Felsenwand auf stolzem Dampfer über diese schimmernden, von tausend Fahrzeugen durchfurchten Wasser zu gleiten, jetzt — fast furchtsam — an diesem gewaltigen Felsenbau hinauf- und dann hinüberzublicken zu jenen prächtigen, im Abendrothe glühenden Parkanlagen, Landhäusern und Dörfern — das gehört zu dem Schönsten und Fesselndsten, was Amerika dem empfänglichen Auge bietet.

Von Irvington bis zu seinem Ausflusse in die New Yorker Bucht — ungefähr 22 Meilen — hat der Hudson eine gleichmäßige Breite von etwas über einer Meile. Oberhalb Irvington ist er jedoch beträchtlich breiter und mißt in dem sogenannten Tappan See und der Haverstraw Bay von Ufer zu Ufer nicht weniger als 3 Meilen. Eine Meile nördlich von Irvington liegt Sunnyside (Bild 6), die ehemalige Heimath Washington Irvings, dessen großes Verdienst es ist, den Hudson und seine Umgebung mit jenen gemüthlichen Erzählungen geschmückt zu haben, die anerkannt das Beste sind, was die amerikanische Literatur bis jetzt in diesem Genre erzeugt hat. Diedrich Knickerbrockers Geschichte von New York hat den Hudson zum Rhein Amerikas gemacht. Sunnyside selbst war die Heimath der lebenslustigen Katharine van Tassel, die so unbarmherzig mit dem Herzen des unglücklichen Schulmeisters, Ichabod Crane, spielte.

Zwei Meilen nördlich von Sunnyside liegt Tarrytown, in dessen Nähe Major Andre, der mit Arnold unterhandelnde britische Spion, in



Jeffreys Hook.

1780 gefangen genommen wurde. Tarrytown und Umgegend bilden gewissermaßen den Mittelpunkt des New Yorker Gebietes, um das sich die beiden Armeen im Befreiungskriege Amerikas stritten. Nach Irwing sollen sich hier jene Räuberbanden, die Skinners und Cowboys des Revolutions-Krieges gebildet haben.

Sechs Meilen weiter nördlich erblicken wir Sing Sing, das Staatsgefängniß (Bild 7), mit seinen weißen Mauern und vergitterten Fenstern, und seinen unglücklichen Insassen. Oberhalb Sing Sing mündet der Croton Fluß, aus dem die Stadt New York ihr Wasser erhält, in den Hudson; auf der linken Seite derselben liegt der Rockland See, aus dem sie ihren Eisbedarf für den Sommer zu beziehen wähnt.

Wir erreichen nun einen der schönsten und anziehendsten Theile des Flusses — die sogenannten Highlands (Hochland). 43 Meilen von New York mündet der Peekskill, neben der gleichnamigen Stadt in den Hudson und trägt das Seine bei, den letzteren hier zu einem kleinen See zu machen. Oberhalb der Peekskill-Mündung aber, und bis weit über West Points hinaus, ist dieser stolze Fluß zwischen Klippen und Bergen eingeengt, von denen viele eine Höhe von 1000—1500 Fuß erreichen, und wälzt sich, kaum eine halbe Meile breit, in wilder Hast der Haverstraw-Bucht entgegen. Inmitten der Highlands, am westlichen Ufer liegt West Point (Bild 8), die Militärakademie der Vereinigten Staaten, und während dem Befreiungskriege das Gibraltar des Hudson. Auf einem etwa 200 Fuß über dem Flußspiegel erhabenen Plateau befinden sich die Gebäude der Kriegsschule und 396 Fuß höher schauen die Ruinen der Festung Putnam herab auf die Lehrer und Schüler in der Kunst des Massenmords. West Point hat eine herrliche Lage. Oestlich von dem Hudson und westlich aus einem tiefen Thal herauffsteigend, gewährt es eine Aussicht, wie man sie nicht leicht wieder findet. Einige Meilen oberhalb Peekskill erhebt sich Anthony's Nose (Anton's Nase), 1228 Fuß hoch, und der Dunderberg am linken Ufer, 1098 Fuß hoch. Am Fuße des Dunderbergs ist Kidd's Point, so genannt nach dem berüchtigten Piraten William Kidd. Hier



Sunnyside.

soll er sein Schiff versenkt haben und mit seinem Raube in die Wälder geflohen sein. Wiederholt grub man in der Umgegend nach Kidd's vermeintlichen Schätzen, selbst für die Hebung seines Schiffes wurden Versuche gemacht. Gegen Norden begegnet das Auge den Bergen Crows Nest, 1418 Fuß, Taurus, 1439 Fuß, und Stormking (Sturmkönig), 1800 Fuß hoch. Und zwischen diesen Bergen und Hügeln liegen die fruchtbaren Thäler der Orange- und Putnam-Counties, mit ihren Dörfern und Farmhäusern; zu beiden Seiten des Flusses aber, wie am unteren Hudson, die Landhäuser der Reichen. Da ist kein Punkt, keine Richtung, die nicht fesselt, und wenn der Beobachter so glücklich ist, dieses vielseitige und doch zur schönen Einheit verschmolzene Bild bei gutem Lichte betrachten zu können, wird er sich für die Mühe des Bergesteigens reichlich belohnt finden. Innerhalb eines Radius von 10 Meilen — von West Point — finden sich nicht weniger als 40 kleinere Seen. Kein Wunder, daß denn auch alljährlich hier Künstler zusammenströmen, um ihre Mappen zu füllen, und mehr als ein Dichter dieses herrliche Stück von unseres Gottes Erde besungen hat.



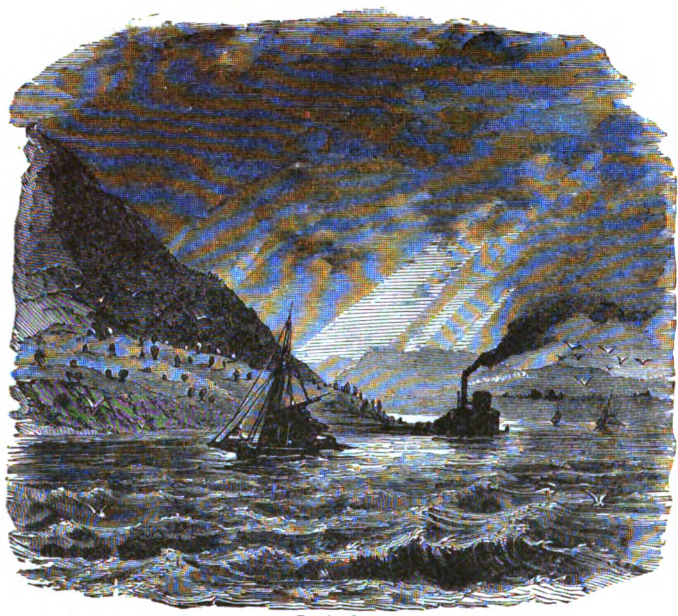
Staatsgefängniß zu Sing Sing.

Die Berge Stormking auf der linken und Breackneck auf der rechten Seite des Flusses sind die nördlichen Wächter der Highlands (Bild 10). Geologen nehmen an, daß hier einmal eine ununterbrochene Bergkette gewesen sei, daß die Wasser des Hudson einen großen See gebildet, sich aber im Laufe der Jahrtausende Bahn gebrochen und ihren Weg hinabgefunden hätten in's Meer. Sonderbar genug stimmt eine indianische Sage mit dieser Ansicht zusammen. Die Highlands — so erzählten die Indianer — seien einmal das Gefängniß rebellischer Geister gewesen. Hier hätten sie, von dem mächtigen Manito mit Ketten gebunden und eingeklemmt zwischen gespaltenen Fichten oder begraben unter mächtigen Felsen, Jahrtausende nach Erlösung geschmachtet, dieselbe aber erst erlangt, als das große Flußmeer das Felsengefängniß zertrümmert, seine Wasser triumphirend durch die Ruinen hindurch und dem Ocean entgegengeführt habe.



Parade in West Point.

Der Hudson ist oberhalb dieser Berge wieder bedeutend breiter. An seinem linken Ufer erblicken wir nun, 61 Meilen von New York entfernt, das 20,000 Einwohner zählende Newburgh, und 14 Meilen weiter, am rechten Ufer, die kleine Königin des Hudson, das schöne Poughkeepsie. Hochgelegen, gewährt es eine herrliche Fernsicht der Highlands gegen Süden und der Catskill Berge, diesem Traumland des Rip van Winkle im Westen und Norden. Poughkeepsie hat 25,000 Einwohner, liegt halbwegs zwischen New York und Albany und ist die größte Stadt am Flusse zwischen diesen beiden.



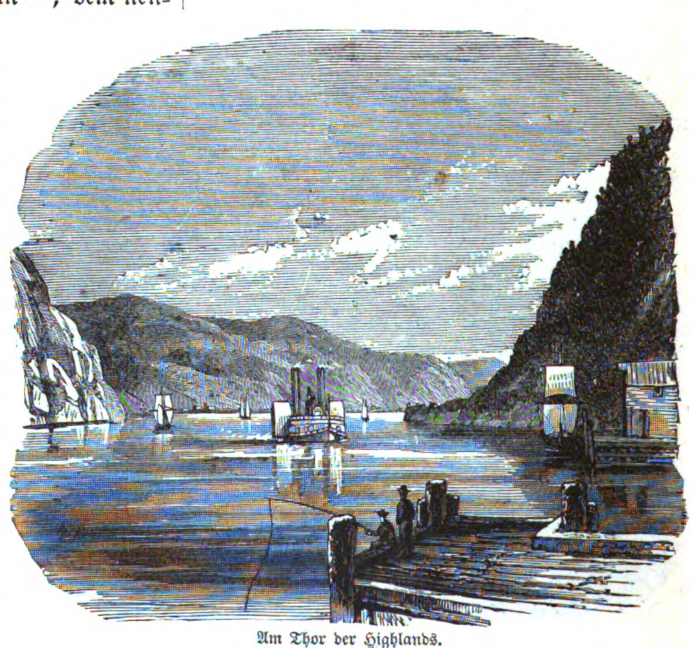
Dunderberg.

jährigen Geschichte tragen, und diese Geschichte kann der intelligente Tourist nicht vom deutschen Strom trennen. Der Hudson hat keine Geschichte. Ebenso wenig können die modernen und gewiß zum Theil prachtvollen Wohnsitze am Hudson Ersatz bieten für die alten Schlösser, Burgen und Ruinen des Rheins. Und so lassen sich auch die wenigen indianischen Sagen und Irving'schen Legenden, deren Werth und Schönheit wir durchaus nicht unterschätzen wollen, nicht vergleichen mit dem Sagenreichthum, der sich fast an jede Scholle kettet, die der Rhein umspült. Aber größer, majestätischer und in seiner Scenerie wechselvoller ist der Hudson. Andere Ströme mögen ihn in Einzelnem übertreffen, aber kein Strom der Erde bietet dieselbe Combination von Schönheit und Großartigkeit wie unser Hudson.



Auch das Schönste ermüdet und man muß den Hudson nicht an einem Tage ganz sehen, aber auch nicht in einigen wenigen Blättern beschreiben wollen. Nachdem man fünf bis sechs Stunden stromaufwärts gefahren, fängt das Interesse an dem immer noch interessanten Flusse an zu erkalten. Man bringt dem schönen Rheinbeck — soll aus Rhein und Beek (Hügel), also Rheinhügel, zusammengesetzt sein —, dem nennenswerthen Kingston oder Rondout, Saugerties, dem halb deutschen Städtchen Hudson und anderen Plätzen, die das Ufer zieren, nicht mehr die rechte Stimmung entgegen. Man ist übersättigt und froh in Albany oder Troy landen zu können.

Der Hudson ist schon oft der „amerikanische Rhein" genannt worden; man muß jedoch die beiden Ströme nicht vergleichen wollen. Wenn sie auch vieles Aehnliche haben, so bieten sie doch der bestimmten Gegensätze noch viel mehr. Alles in Allem sind sie unstreitig die schönsten Ströme der Welt; aber trotzdem grundverschieden. An den Ufern des Hudson erblicken wir die Erzeugnisse der allerneuesten Civilisation, während die Gestade des Rheins den Stempel einer dreitausend-



Am Thor der Highlands.

Prediger-Bibliothek.

Editor.



Der in einer früheren Nummer veröffentlichte Artikel über Gebrauch und Mißbrauch homiletischer Hilfsmittel hat so viele Zuschriften und Anfragen über die Anlage und den Gebrauch der Bibliothek des Predigers hervorgerufen, daß ich dem in manchen dieser Zuschriften ausgesprochenen Wunsche gern willfahre und einen Artikel über Prediger-Bibliothek folgen lasse.

Aber auch hier kann ich nicht versprechen, in jedem Falle Gültiges aufzustellen, sondern werde mich nur bemühen, das, was sich mir durch Erfahrung und Beobachtung aufdrängte wiederzugeben, es dem Einzelnen überlassend für Sondergeschmack und Sonderumstände Sorge zu tragen.

I. Ausgangspunkte.

1. Von so bedeutendem Nutzen eine große, gut gewählte Bibliothek auch sein mag, darf doch nie vergessen werden, daß der bloße Besitz der Bücher, falls nichts anderes dazu kommt, den Geist noch lange nicht bereichert, und daß die manchmal grassirende Vielleserei ohne Weiteres keine weise Menschen schafft. Ein Buch ist uns nur in so weit von Nutzen, als es uns Material bietet, welches in uns haften bleibt und zugleich Geist und Herz so fördert, daß ersterer besser vergleichen, unterscheiden, also denken lernt, und unser sittliches Wesen gehoben wird. Es soll also das Buch die Stelle eines guten Schulmeisters ausfüllen, welcher die materiale, formale und sittliche Vervollkommnung anstrebt, woraus vorweg schon hervorgeht, daß Bücher nicht bloß beschafft, sondern auch gelesen werden müssen, sollen dieselben ihrem Zwecke entsprechen und daß der Besitzer einer sehr großen Bibliothek möglicherweise ein sehr geistes- und herzensarmer Mensch sein kann.

Ja, nicht einmal dadurch, daß beispielsweise Jemand alle 3,000 Bände seiner Bibliothek gelesen und wieder gelesen hätte, wird er *innerlich reich*, was nur in so weit stattfindet, als er seinen Besitz wirklich in sich aufnimmt und zur rechten Zeit den richtigen Gebrauch davon macht.

Wie schnell nun dieser Aneignungsprozeß vor sich geht und der richtige Gebrauch bewerkstelligt wird, das hängt von der Individualität des Einzelnen ab. Der eine mag seiner Vorbildung und Geistesübung gemäß den Inhalt eines Buches in einem einzigen Tag in sich aufnehmen, wozu ein anderer eine Woche bedarf; der eine weiß im gegebenen Fall fast augenblicklich wohin er unter seinen 500 Bänden zu greifen hat, während der Nachbar vielleicht Mühe hat, unter 50 Büchern die Quellen zu finden. Daraus ergiebt sich, wer eine größere oder kleinere Bibliothek am nutzbringendsten zu handhaben versteht.

Während aber nun demgemäß der erste Ausgangspunkt nicht in dem Seufzer liegen soll, *wenn ich nur 5,000 Bände hätte!* — ein Streben, das, ganz abgesehen von anderem, schon manchen in schwierige Finanzlagen gebracht — so erfordert es der hohe, heilige Beruf eines Predigers auch, daß er sein Ziel nicht zu nieder stecke. Er kann und darf nicht zufrieden sein mit einigen alten, verjährten Werken, die von rechtswegen zur Makulatur gehören, und wird sich eher Beschränkungen und Selbstverleugnungen auferlegen, als die Quellen seiner Geistes- und Herzensbereicherung versiegen lassen. Wenn jeder gute Handwerker darnach strebt, das beste und schärfste Handwerkszeug zu erhalten, um wie viel mehr wird ein Mann, welchem Gott das allerhöchste Amt anvertraut, wahrhaftiglich darnach ringen, das zu erhalten, was nothwendig ist zu seiner Tüchtigmachung.

2. Dieser letzte Satz führt uns zu einem weiteren betreffs einer Prediger-Bibliothek zu beachtenden Ausgangspunkt, welcher darin besteht, zuvörderst und vor allem *das Nothwendige* im Auge zu haben. Es ist z. B. recht nützlich, ein gutes Tagblatt im Hause zu haben, wenn aber Zeit- oder Finanzverhältnisse derart wären, daß durch mein Abonnement auf dasselbe ich abgehalten würde, mir das zu beschaffen, was ich *haben muß*, um im Riesenkampf mit Finsterniß und Hölle nur halbwegs als ein Arbeiter zu bestehen, der sich nicht zu schämen braucht, so beginge ich ein Unrecht an mir und eine Sünde an meinem Beruf und es wäre besser, ich holte mir die Tagesgeschichte aus meiner religiösen Wochenschrift. Die Klassiker sind nicht zu verachten und mögen, wenn mäßig und richtig gebraucht, nützlich gemacht werden. Aber tausendmal nothwendiger ist es doch, daß ich als Prediger in den das Reich Gottes betreffenden Fragen nach und nach kapitelfest werde, daß ich lerne, die Jugend wie das Alter anzufassen und zu leiten und mich in meinem von Gott und der Kirche übertragenen Berufe so zu Haus finde, wie es meine Individualität ermöglicht.

3. Muß man, falls das Geld nicht per Handvoll zu haben ist, nicht alle „Neuigkeiten" im Markt (Novitäten) aufkaufen wollen. Ist die

Anpreiserei billigen und neuen „Stoffes“ dem Käufer gewöhnlich durchaus schädlich, so wird mir auch der legitime Buchhändler von seinem Standpunkt aus recht geben, wenn ich sage, daß kaum etwas anderes dem reellen Buchgeschäft mehr geschadet hat, als die wunderbaren Novitäten, welche man um einen Spottpreis an das „leidende (?) Predigtamt“ losschlagen will. Denn durch solches gewöhnlich gewissenlose Verfahren wurden viele strebsame Prediger verlockt, ihr gutes mühsam erspartes Geld für neu aussehende, alte und nicht selten leichte Waare auszugeben, und zögern jetzt, wenn der legitime Buchhandel etwas wirklich Gutes anbietet.

Wer also nicht einen reichen, guten Onkel, eine große Erbschaft oder eine mächtige Goldader sein eigen nennt, der hüte sich vor Wunder-Novitäten, und allermeist vor quacksalberischen Buchfabriken. Giebt es doch genug berühmte Autoren und haben wir doch Zeit, ein wenig zu prüfen und zu warten, so daß kein Grund vorliegt, den oft mit Selbstverleugnung erlangten Sparpfennig für die nächste beste Novität an einen unbekannten Händler zu verschleudern.

Fassen wir das, unter „Ausgangspunkte“ Gesagte zusammen, so ergiebt sich, daß nach einem geregelten, den Einnahmen und anderen Verhältnissen angemessenen System jedes Jahr eine bestimmte Summe zur Anschaffung neuer Bücher ausgesetzt werden sollte, daß die meisten zufrieden sein müssen, ihre Bibliothek langsam zu vermehren, daß man vorsichtig zu Werke zu gehen hat, daß einmal in die Bibliothek eingereihte Bücher kaum je wieder verkauft werden sollten, und jedes Werk zu benützen, zu assimiliren ist. Also — zuerst das Nothwendige, dann das Nützliche und sodann das Schöne.

II. Was soll ich kaufen?

Kann auch auf diese so oft an mich gerichtete Frage keine in jedem Einzelfalle gültige Antwort gegeben werden, und bin ich mir wohl der Lücken bewußt, welche nothwendigerweise entstehen müssen, so soll doch in Beantwortung der Frage wenigstens ein Versuch gemacht werden.

Und da drängt sich mir vor allem auf, gleich oben hin in gesperrter Schrift zu schreiben, daß ein **deutscher** Prediger eine gute Auswahl **deutscher** Bücher besitzen und dieselben gut benützen sollte. Wohl wissend, daß diese Auswahl in manchen Zweigen des kirchlichen Bekenntnisses und der denominationellen Anschauungen wegen nicht so gar leicht zu treffen, und deßhalb Widerspruch zu gewärtigen ist, halte ich nach langjähriger Erfahrung und vielfacher Beobachtung dennoch unverbrüchlich an diesem Satze fest.

Deutsche Prediger sind berufen, den hiesigen deutschen Emigranten und ihren Kindern das liebe Evangelium zu bringen. Dazu gehört nun nicht bloß, daß man sich im Deutschen in etwas verständlich machen kann, sondern es ist die Handhabung eines kräftigen, kernigen, urdeutschen Styles, voller germanischer Idiome, welcher das deutsche Ohr so zu sagen packt, und zum deutschen Herzen spricht, nöthig. Niemand bilde sich ein, daß die Gabe des Heiligen Geistes alles und auch dieses ersetze und ausfülle. Ausnahmsweise mag das der Fall sein, im allgemeinen aber gilt der alte Satz, daß Gott uns nicht helfen und beistehen wird, so wir nicht streben, die Bedingungen des Erfolgs zu erfüllen, deren Erfüllung in unserer Macht steht. Dazu rechne ich die Aneignung eines kernigen idiomatisch-deutschen Styls. Was auch ausnahmsweise geltend gemacht werden mag und wie viele Erfolge „im Anfang des Evangeliums in Amerika“ auch da und dort — trotz alledem — errungen wurden: heutzutage sind es der evangelischen Prediger ächt deutscher Zunge so viele, der deutschen Lehrer eine so bedeutende Zahl und der deutschen Bücher, Zeitungen und Einwanderer dermaßen die Menge, daß wer nicht strebt, das deutsche Element mittelst des urthümlichen Deutsch zu erreichen, eben einfach dahinten bleibt und seinem Berufe nicht gerecht wird. Denn jene Redensart: „Bah, hierzulande verdirbt jedem sein Deutsch; man kann's nicht helfen“ — hält nicht Stich und ist außerdem grundverdorbenes Deutsch. Das deutsch-amerikanische Volk schätzt und sucht das ächte Deutsch, nicht etwa auf Grund des deutschen „Knownothingismus“, sondern weil die Sprache bei jedem Menschen etwas wesentlich Eigenthümliches ist, und er geistig durch nichts anderes Menschliches mehr erfaßt wird, als durch die Sprache. Dies ist unsere einzige, unsere einzig — menschliche Waffe, mit der wir vor das Volk treten und wir sind verpflichtet, dieselbe — ohne uns mit Schönrednerei abzuplacken — so wirksam zu machen als möglich.

Wie können wir nun inmitten einer englisch redenden Bevölkerung uns in dieser Hinsicht für unsern Beruf tüchtig machen? Ein dem Zweck entsprechendes Mittel besteht in der Beschaffung und Benützung guter deutscher Bücher. Wer da glaubt, immerdar englische Schriften lesen, stets mittelst des Angelsächsischen denken und doch einen gesunden, urthümlichen deutschen Styl im Reden und Schreiben gebrauchen zu können, ist in Selbsttäuschung befangen. Vom Hörensagen weiß ich, daß der eine und der andere eben so gut idiomatisch Deutsch rede, schreibe und predige als englisch; habe aber selbst noch gar wenig von dieser wirklich großen Kunst gesehen und gehört, denn sie bedingt im letzten Grunde — da „der Styl der Mann“ ist — den Besitz zweier Wesenthümlichkeiten und den plötzlichen Wechsel derselben.

Unsere Aufgabe besteht darin, das innerste Wesen des deutschen Volkes mittelst des Evangeliums zu erfassen, wozu wir uns einerseits durch das Lesen deutscher Schriften tüchtig zu machen haben, was hierzuland einem deutschen Prediger nicht genug empfohlen werden kann. Indem ich letzteres aus voller Ueberzeugung thue, weiß ich mich frei von allem deutsch-partikularistischen Sinn, sondern schreibe diese Zeilen mit genauer Fixirung unserer großen, von der Kirche gestellten Aufgabe, welche in nichts anderem besteht, als in der Evangelisirung der **Deutschen.** Auch weise ich zum Voraus den etwaigen Einwurf, daß hier auf eine Nebensache und deren Handhabung — die Sprache — zu viel Gewicht gelegt werde, ab; denn nächst dem Worte Gottes und dem dasselbe begleitenden heiligen Geiste kommt als eine der Hauptsachen — die Sprache. Luther, Zwingli, Wesley, Whitefield und andere haben so mächtig gewirkt, weil sie nebst anderen Bedingungen auch — den Styl hatten; und sie besaßen denselben, weil sie in ihrer Sprache lasen und sich darin übten.

Wohl weiß ich, daß es gilt, wegen des Bekenntnisses, der biblisch-kirchlichen Anschauung und mancherlei anderer Verhältnisse, auch der englischen Literatur gerecht zu werden und befleißige mich selbst, auch hierin auf dem Laufenden zu bleiben. In diesem Doppelverhältniß findet sich eine der dem Deutsch-Amerikaner begegnenden Schwierigkeiten, welche zugleich eine Quelle reicher Geistesbefruchtung werden mag. Rücksicht nehmend auf dieses Doppelverhältniß sind in folgender Angabe englische Werke genannt, wo dieselben aus obigen Gründen nothwendig erscheinen, während grundsatzmäßig die deutsche Literatur gut vertreten ist.

Wir sehen von den Studienbüchern, welche während der Studienjahre oder des Cursus angeschafft wurden, ab, bezeichnen dieselben sämmtlich mit „gut" und fragen — was zunächst?

Ueber die homiletische Literatur haben wir uns in einem früheren Artikel ausgesprochen und seither keine Ursache gefunden, etwas dazu zu setzen oder davon zu thun.

Das Erste, was ein Prediger wohl braucht, ist eine gute Bibel-Erklärung, einen Commentar, wobei gewiß zu rathen, lieber längere Zeit zur Beschaffung eines tüchtigen Werkes zu verwenden, als weniger Geld für ziemlich werthlose Sachen auszugeben. Erklärungen über einzelne Bücher sind oft eingehender geschrieben und werthvoller, (wenn man nach und nach Commentare über die ganze heilige Schrift sammelt), kommen aber endlich sehr hoch und man setzt sich der Gefahr aus, zuletzt doch Unvollständiges zu besitzen. Wir beginnen daher mit großen Sammelwerken.

Der nach meiner Ansicht beste Commentar über das alte Testament, aus welchem alle Welt und alle Zunge schöpft, ist der von Delitzsch und Keil. Derselbe ist aber ebenso ausführlich als theuer. — Wer hierzu noch Meyer oder Olshausen übers neue Testament kauft, der hat einen Schatz biblischer Schrifterklärung, welcher jedoch zugleich auch den Börsenschatz in Anspruch nimmt.

Das schon seit Jahren verkäuflichste deutsche Commentarwerk ist das von Lange. Und welcherlei auch die dagegen gemachten Einwände sind und so sehr bei gewissen Stellen auch die sichtende Hand erforderlich ist, muß doch gesagt werden, daß dieses Werk im Ganzen seine Popularität verdient und dem Prediger in verschiedener Hinsicht sehr behilflich ist.

Dieses Werk ist auch in einer von Dr. Schaff besorgten englischen Ausgabe zu haben. Da deutsche Prediger jedoch das Original lesen können, so sehen wir nicht ein, weßhalb sie das englische kaufen sollen.

Wer Einzel-Commentare über das neue Testament besitzt oder anschaffen will, kann sich Dächsel über das alte Testament anschaffen, welches Werk nicht theuer kommt. Auch ist Dächsel über die ganze heilige Schrift zu haben und ein zwar einfacher, aber recht praktischer Commentar.

Eine ziemlich billige und zugleich recht gute Zusammenstellung kann auch dadurch bewerkstelligt werden, daß man Dächsel über das alte und Lange über das neue Testament bestellt.

Von den englischen vollständigen Commentaren ist der von Dr. Whedon, welcher bald vollendet ist, jedenfalls einer der besten.

Dr. Clark's Commentar wird in einer neuen, von Dr. Curry bearbeiteten englischen Ausgabe herausgegeben, von welcher der erste Band erschienen ist, und welche wir der alten Edition dieses berühmten Werkes vorziehen.

Was Einzelwerke der Bibelerklärung betrifft, so ist das gründliche, von Dr. Nast verfaßte Werk über Matthäus, Markus und Lukas wohl in aller Hände und verdient eine noch immer größere Verbreitung.

Zunächst nennen wir Stier's Werke — die Reden Jesu (abgekürzt: Worte des Wortes), Hebräer-, Epheser-, Jakobi-Brief und anderes, alles Werke erster Klasse, die ruhig empfohlen werden können. Nur müssen blos gute Hebräer seinen Jesaias und seine Psalmen kaufen.

Godet ist ein Neuester unter den Neueren und hat bis jetzt ausgezeichnet über Lukas, Johannes, den Römerbrief und das alte Testament commentirt.

Praktische und billige Bibelerklärungen sind die von Heubner und Stark.

Zum Zweiten finden wir auf dogmatischem Gebiete außer dem in den Cursus aufgenommenen „Sulzberger", das ausgezeichnete englische, von Dr. Pope verfaßte Werk. Wer diese 3 Bände kauft, hat einen dogmatischen Schatz.

Gute lutherische Dogmatik — Martensen; reformirte — Ebrard.

Was die zunächststehenden Hilfswissenschaften betrifft, so kenne ich über Psychologie kein besseres Buch für Prediger als „System der biblischen Seelenlehre" von F. Delitzsch. (Manches zu sichten.) Ueber Ethik will Dr. Paulus ein gutes Werk verfassen. Einstweilen — Martensen. (Sichtend zu benützen.)

In der Apologetik hat außer Luthardt auch Ebrard ein äußerst werthvolles Werk geschrieben. Hierher gehören auch die von Dr. Nast herausgegebenen sehr guten Bücher — Christologie und das neueste — Biblisches Christenthum und seine Gegensätze. Auch Auberlen, Zetschwitz und Godet sind zu nennen. Englische Werke — Joseph Cook, Bunsen, „God in History" (Letzteres auch in deutscher Sprache). Ebrard's berühmte Evangelien-Kritik gehört ebenfalls hierher.

In der Homiletik, das heißt der Kunst, Predigten zu bereiten und zu halten, gehe ich immer noch am liebsten zu dem alten Großmeister „Vinet" in die Lehre, dessen Pastoraltheologie jedem Prediger zugänglich sein sollte, die ich aber in keinem deutsch-amerikanischen Büchercatalog verzeichnet finde. Im englischen Buchhandel ist dieselbe zu haben.

Eine gute Weltgeschichte sollte in keiner Prediger-Bibliothek fehlen. Die von Weber verfaßte ist in ihrer größeren Ausgabe ($7.00) Allen zu empfehlen, welche mit dem Geld rechnen müssen. Sie enthält zugleich auch das Wichtigste der Literatur- und Kulturgeschichte und ist ein anerkanntes Muster- und Lehrbuch. Wer mehr Geld verausgaben will, schaffe sich Dittmar oder Schlosser anstatt Becker an, denn was auch an Schlosser immerhin ausgestellt wird, so ist er doch ein ächt philosophischer Geschichtsschreiber, Becker aber ein Chronist.

Die besten Kirchengeschichten sind: Kurtz (größere Ausgabe), Hagenbach und Neander. Erstere ist billig. Auch auf diesem Gebiete hat sich Ebrard ausgezeichnet, und wenn er sich des ruhigen Styles beflisse, welchen man bei einem Geschichtsschreiber sucht, nicht so gar „kratzbürstig" wäre, und Andersdenkende unparteiischer beurtheilte, so hätten wir seine Kirchen- und Dogmengeschichte obenan gestellt. Hunt hat ein gutes, in englischer Sprache geschriebenes Werk verfaßt. — Hagenbach's Dogmengeschichte ist klassisch; Dorner's Protestantismus weltberühmt.

Als gute, vom christlichen Standpunkt aus geschriebene deutsche Literatur-Geschichte empfehle ich die von Dr. R. König, welche man auch der Jugend des Hauses in die Hand geben kann und die nicht sehr theuer ist. In der theologischen Lexikographie stehen Herzog in deutscher und McClintock und Strong in englischer Sprache oben an.

Unter den allgemeinen Conversations-Lexika ziehe ich, so viele Vorzüge Meyer auch hat, immer noch Brockhaus vor. Wer jedoch ein billiges derartiges Werk haben möchte, schaffe sich Meyer's Handlexikon an. Auch Brockhaus publizirt eine billige Ausgabe. Der Deutsch-Amerikaner „Schem" ist fast werthlos und uns gereut nur der Einband, den wir auf ihn verwendeten.

Ueber Concordanzen, Handbücher und Einzelfächer sei hier nichts bemerkt. Jedermann muß, namentlich auf diesem Gebiet, nach Geschmack und Umständen wählen. Aber die oben empfohlenen Werke sind sämmtlich mustergiltig und ihr Geld werth.

Wie aber steht es mit den Klassikern, der besten Belletristik und Poesie; soll all dies aus dem Predigerhaus ausgeschlossen sein? Mit nichten. Ich erinnere mich zwar eines Freundes, welcher vielleicht Nachfolger haben dürfte und mit dem ich vor vielen Jahren manche lebhafte Diskussion über diese Frage führte. Er war nämlich auf Thatsachen dermaßen versessen, daß man ihm auch mit dem herrlichsten Gedicht vom Leibe bleiben mußte. Dabei verschleuderte er gar viel köstliche Zeit in der Jagd nach den nichtssagendsten Tagblatt-Thatsachen, welche er bis in's Polizeiamt auf's Gewissenhafteste (!) verfolgte. Jahre lange Erfahrung hat ihn eines Besseren belehrt. Er liest jetzt in Feierstunden Frau und Kind aus der Christoterpe und derartigen Blättern vor, erfrischt seinen Geist nach gethaner Arbeit an einem schönen Gedichte Gerock's, hat Geschmack an Milton's verlorenem Paradies gefunden, bezieht eine Sammlung des Besten, was die Klassiker geliefert, und ist heute ein viel erfolgreicherer Prediger als vor Jahren. In ähnlicher Weise dürfen und sollen wir von der Poesie, den Klassikern und der Belletristik kosten.

III. Wie benutze ich meine Bibliothek?

Zum ersten immer systematisch, denn wenn ich in ungeordneter Zerfahrenheit heute nach dem und morgen nach einem anderen Werke griffe und darin blätterte, so könnte solches Verfahren wohl Vernutzung, aber keine Benutzung genannt werden.

Zum zweiten kann ich auf zweierlei Weise systematisch verfahren.

Ich mag mir vornehmen, diesen Monat Geschichte, den nächsten Dogmatik und den dritten etwas anderes zu lesen.

Oder aber kann ich über die so zu sagen gerade in der Luft schwebende Frage, oder über das Thema, das mich betreffs der Kanzelvorbereitung bewegt, alles das in meiner Bibliothek

aufsuchen und lesen, was dieselbe über den betreffenden Gegenstand bietet.

Ein tüchtiger, an System gewöhnter Forscher wird Gelegenheit finden, beiderlei Methoden in Anwendung zu bringen.

Zum dritten wird die Anlage eines Bibliothek-Inhaltverzeichnisses (common-place book) von großem Nutzen sein. Vornen befindet sich ein alphabetisches Register, in welchem Themata, sowie die Seitenzahlen genannt sind, auf welchen Seiten weiteres über den Gegenstand gesagt ist. Auf einer dieser Seiten steht z. B. Glaube — guter Artikel in dem und jenem Werk S. so u. so. Auf diese Weise bekömmt man nach und nach die ganze Bibliothek so zu sagen in die Hand und kann sie in kurzer Frist über irgend welchen Punkt zur Verwerthung bringen. Ein solches vor vielen Jahren angelegtes Verzeichniß thut mir heute noch gute Dienste und sobald einmal eine Woche Zeit abfällt, werde ich das noch nicht Eingereihte im Verzeichniß einreihen.

Zum vierten benütze ich meine Bibliothek, indem ich gar nicht darin suche, noch lese, sondern — schreibe. Zum Beispiel: Irgend welche Frage hat die Gemüther bewegt und ist schriftlich oder mündlich discutirt worden. Ich habe, ohne mich vielleicht an der Besprechung zu betheiligen — gehört, gelesen und meine Bibliothek über das betreffende Thema consultirt. Material wurde gesammelt, eigene Gedanken, Anschauungen und Begriffe sind entstanden. Wenn ich nun in den zum Lesen bestimmten Stunden diese meine Ideen ordne und niederschreibe, so heiße ich dies eine mustergiltige Benutzung der Bibliothek. Wird aber das so entstandene Produkt sonst auch noch Gutes wirken, indem es im Vortrag oder mittelst Publikation das Licht der Welt erblickt? Vielleicht nicht. Große Geister—Mozart, Schiller und andere haben gar oft keinen Verleger gefunden und so manches geschaffen, was nie ans Tageslicht kam. Was thuts zur Sache, wenn ich und du nicht jedesmal in den Druck oder vor die Oeffentlichkeit kommen, so oft wir schreiben? Oder bekömmt es den Autoren wohl wirklich gut, welche für alle ihre Produkte Druckerschwärze fordern und erhalten? Wenn du aber, mein Lieber, deine Bibliothek benützest, indem du fleißig schreibst, so kannst du vor allem innerlich reich werden. Ein Sichtungsprozeß geht vor sich, die Gedanken klären, die Begriffe scheiden sich. Was thut's dann, so das Manuscript auch im Kasten vergilbt? Tritt die gleiche Frage oder eine ähnliche wieder einmal an dich heran, so bist du darin zu Haus. Und trittst du in der Predigt, im Vortrag oder im Druck bescheidentlich vor die Oeffentlichkeit, so wird's den Menschenkindern wohl werden; ihr Gewissen wird ihnen sagen—es muß besser mit uns werden und die Engel im Himmel werden sich darüber freuen, daß du deine Bibliothek so gut benützest.



Vor dem spanischen Blutrath.

Historische Erzählung von Georg Hiltl.

„Wie der Herzog in die Stadt rückte, war es, als sei der Himmel mit schwarzem Flor überzogen und hänge so tief herunter, daß man sich bücken müsse, um nicht daran zu stoßen."

Mit diesen treffenden Worten hat Goethe die Stimmung geschildert, welche am 22. August 1561 sich der Einwohner von Brüssel bemeistert hatte, als Ferdinand Alba, Herzog von Toledo, mit seinen Scharen in die Stadt rückte.

Finster schien es geworden in allen Gassen trotz des hellen Sonnenlichtes, welches auf den Helmen und Stahlkappen, den Harnischen der Reiter und den Hellebardenspitzen der Fußknechte, von den Läufen der Musketen und den Röhren der Geschütze spielte und blitzte. Die Tritte der spanischen Soldaten schallten dumpf durch die engen Straßen, das Wirbeln der Trommeln, die mit großen Schlägeln gerührt wurden, das Rasseln der Waffen, das helle Wiehern der Pferde — alles galt den Brüsseler Bürgern als eine grausige Musik, welche das blutige Drama einleitete, das sich nun innerhalb der alten Stadt abspielen sollte.

Nur wenig Leute waren zu sehen. Der Schrecken hielt die meisten in ihren Häusern festgebannt. Hier und da erschien ein kleines Häuflein an der Ecke einer Gasse, um angstvoll zu lauschen — aber verschwand schnell, als die spanischen Soldaten festgeschlossen, lautlos in die Gasse rückten.

Auf den Plätzen glich es bald einem Kriegslager. Die aufmarschirten Truppen des schrecklichen Herzogs setzten ihre Wehren zusammen, die Kommandorufe verstummten, und damit hatte der Dienst vorläufig sein Ende erreicht — die Soldaten traten aus den Gliedern, ein lautes Gespräch ward begonnen, der Wein wurde herumgereicht, und Gesänge ertönten.

Es waren wilde Haufen dort beisammen. Gebräunte Gesichter, welche Narben zeigten; die dunklen Bärte und Haare umrahmten diese stren-

gen Züge und streckten sich unter den Sturmhauben hervor. Da waren die gefürchteten Knechte des Julian Romero, die Neapolitaner, welche man die „Tertianer“ nannte, die Lombarden unter Londongo und viel anderes Kriegsvolk, das im Felde gealtert oder herangewachsen, keine andere Beschäftigung kannte, als Fechten und Beute machen, und zwischen diesen gerüsteten Schaaren bewegten sich die Feldobersten, die Offiziere, die Feldwebel und eine Menge von Troßbuben und Marketendern. Mit diesen zugleich eine abscheuliche Schar gemeiner Weiber, und wenn dies alles sich in die Massen der Krieger hinein verloren hatte, dann erschien ein Zug asketischer, dreinschauender Mönche, die gefürchteten Dominikaner vor allen, die Ketzerrichter, die nur auf den Moment des Einzuges gelauert hatten, um auch ihre Beute in Empfang zu nehmen.

Den Höhepunkt erreichte der Schrecken, als der Herzog selbst sich hoch zu Rosse zeigte. Er war von seinem Stabe umgeben und ritt ein schwarzes Pferd. Im vollen Harnisch saß er im Sattel, sein Helm hing von der Seite des Sattelbogens, und er trug einen kleinen spanischen Hut, recht als ob die entsetzten Bürger sein furchtbares Antlitz erschauen sollten, in dessen Zügen sich kein Fünklein von Erbarmen erkennen ließ, und wie er so lautlos dahinritt auf dem schwarzen Pferde, wie er seine lange hagere Gestalt reckte, falteten die hinter den Fenstervorhängen angstvoll lauschenden Einwohner Brüssels die Hände und sendeten ein Stoßgebet empor, daß Gott sie vor dem Furchtbaren schützen möge.

Die Ereignisse hatten sich schnell entwickelt. Alba verdrängte die Regentin und setzte alles ab, was nur im leisesten Verdacht einer Opposition gegen die spanische Herrschaft stand.

Was von den Bürgern und Einwohnern Brüssels, Gents, Antwerpens und ähnlicher Städte fliehen konnte, das war geflohen. Mit Weib und Kind hatten sich die Kompromittirten geflüchtet in die Wälder von Westflandern, in entferntere und abgelegene Orte. Da war ein buntes Gemisch zu finden: Prediger und Bilderstürmer, dreiste Advokaten und abtrünnige Räthe, die Menge der geächteten Edelleute, welche dem schwer angeklagten Bunde der Geusen zugehört hatten, und eine große Zahl von Bürgern, die beschuldigt waren, den aus Deutschland gekommenen Predigern zugehört und deren Reden verbreitet zu haben.

Albas Auftreten wurde durch die furchtbarste Strenge bezeichnet. Schon trugen einige Bäume an der Landstraße die Körper der Gehenkten, und auf dem Markte zu Brüssel war das Blut Gerichteter geflossen, aber noch hielt der Herzog seine Krallen nur gegen die Kleinen ausgestreckt, es sollte aber niemand verschont werden, denn zu ihrem Schrecken und Entsetzen vernahm die Bürgerschaft, daß der Herzog kraft seines Amtes ein neues Tribunal errichtet habe, welches den furchtbaren Namen: „Der Blutrath“ führte.

Es war, als ob mit diesem Rathe, dem anfangs Herzog Alba selbst präsidirte, die letzte Schranke gefallen sei, welche die spanischen Wütheriche noch von dem Angriffe gegen die Wehrlosen zurückgehalten hatte. Sobald der Blutrath sich konstituirt hatte, begann die Jagd. Die Beherbergung oder Aufnahme eines Geächteten war allein genügend, den Hehler in dieselbe Strafe fallen zu lassen, welche dem Verfolgten zutheil wurde. Wer dem Rathe Angaben machte, spionirte und zur Ergreifung der Ketzer, der Aufständischen, insbesondere der Geusen behilflich war, der konnte auf große Belohnung rechnen.

Versetzen wir uns in das Jahr 1567 zurück, in jene Tage, welche auf den Einmarsch des Herzogs folgten.

Wir befinden uns in einem Hause der Sankt Antoniusstraße zu Brüssel. Es ist eines jener großen umfangreichen Häuser, an denen die alte Stadt noch heutigentages so reich ist. Das Gebäude war bereits zur Zeit Philipps des Kühnen errichtet worden und zeigte über seinem mit einem gedrückten Bogen versehenen Hauptthore das Wappen der Familie von Sterebeck, eines alten niederländischen Geschlechts. Die Fenster des Hauses waren unregelmäßig aus der Mauer gebrochen, Erker und kleine Seitenthürmchen sprangen unsymmetrisch hervor; je nachdem Bedürfniß oder Laune geschaltet und gewaltet hatten, war der Ausbau des Hauses fortgesetzt worden.

Die Gemächer des Hauses zeugten von Wohlhabenheit, ja von Reichthum, aber in allen Sälen und Zimmern sah es öde und traurig aus. Die tiefste Stille herrschte überall, und wenn einer der wenigen Hausbewohner durch die Korridore schritt, dann hallte es dumpf, und die Gefäße auf den Simsen klirrten unheimlich.

Woher diese Oede, diese Leere? Der Besitzer des Hauses, der Herr von Sterebeck, gehörte zu denen, welche geflüchtet waren vor der Gewalt des Spaniers, vor dem langen, dürren, schrecklichen Herzog, der gekommen schien, alles Lebende in der Stadt Brüssel zu vernichten. Adolf von Sterebeck hatte dem Bunde der Geusen angehört, hatte sich an allem betheiligt, was wider die spanische Herrschaft unternommen worden, und galt als einer der eifrigsten Vertheidiger der neuen kirchlichen Lehre, die den Papisten ein Greuel war. Auf das schwerste kompromittirt, hatte er so eilig wie möglich die Flucht ergreifen müssen, als die Spanier in Luxemburg ihren Einzug hielten, ohne seine Familie mitnehmen zu können.

In einem der kleinsten Zimmer des Sterebeckschen Hauses saß Anna, die Freiin von Stere-



Paulus in Athen. (Siehe Lektion für 2. März.)

beck mit ihren Kindern und der alten Amme bei dem Schein der Lampe. Sie hatte vor wenig Stunden ein Schreiben ihres Gemahls erhalten, er war verzweifelt fast über das Elend des Vaterlandes, und sein Herz wollte — so schrieb er — brechen, daß er fern von den Seinen bleiben mußte, er war bereit, heimzukehren, sich dem Gerichte zu stellen, die Klagen wider seine Person zu vernehmen, zu erwarten, ob man es wagen werde, ihn anzutasten.

Freifrau Anna von Sterebeck fürchtete die Ausführung dieses Entschlusses. Sie lauschte ängstlich auf jedes Geräusch, denn sie meinte ihren Gatten eintreten zu sehen, und seine Ankunft bedeutete zugleich seine Verhaftung, denn die Spione des Herzogs schlichen umher in der Stadt und lauerten auf neue Opfer. Die Kinder selbst schienen gedrückt und ängstlich. Sie kauerten zu den Füßen der Mutter und fuhren empor, wenn draußen von der Gasse her ein Signal der spanischen Soldaten erschallte oder wenn der schwere Tritt der vorbeiziehenden Runden sich vernehmen ließ. Da pochte es an die Thür, die Familie erhob sich erschrocken, bleich wurden die Gesichter, Frau Anna öffnete, ein alter Mann trat in das Zimmer. Es war Jan Ostenrick, der Diener des Hauses, und er bebte vor Erregung, als er die Thür wieder hinter sich geschlossen.

„Aus — alles vorüber!" sagte er, sich auf einen Sessel niederlassend, „es ist geschehen. Der Herzog Alba hat die Grafen Egmont und Hoorn verhaften lassen, sie sind in sicherem Gewahrsam und werden heute noch auf die Festung gebracht."

Anna und die Alte stießen einen Schrei aus.

„Der letzte Anker ist gebrochen," rief die Freifrau. „Jetzt ist alle Hoffnung dahin. Wenn sie nach solchen Herren die Hände ausstrecken, so sind wir alle des Lebens nicht mehr sicher!"

Dumpfer Trommelwirbel ließ sich vernehmen.

„Hört Ihr?" flüsterte Jan. „Es sind die spanischen Soldaten, die sich sammeln, denn man besorgt einen Aufruhr, weil Egmont der Liebling des Volkes ist — hört Ihr?"

Alles horchte gespannt, das Lärmen wurde heftiger, man vernahm wildes Lachen, dann wurde es allmählich ruhiger, und endlich trat die vorige grausige Stille ein.

„Sie ziehen fort," sagte Anna, „vielleicht endet mit diesem Gewaltstreich des Herzogs Zorn, er hat zwei stattliche Opfer."

„Irrt Euch nicht, hohe Frau," entgegnete Jan. „Ich bin seit heute Morgen auf den Beinen. Ich war am Cuilenburgschen Palaste. Sie sitzen droben zum Blutgerichte versammelt; eine Menge hoher Herren, kleiner Bürger, Weiber selbst und Kinder sind hinaufgeschleppt und haben ihr Urtheil empfangen, die Henker haben vollauf zu thun."

Anna faltete die Hände. „Wir müssen uns dem Allmächtigen befehlen," sagte sie, „noch dürfen wir hoffen. Mein Gemahl ist in Sicherheit und dieses Haus birgt keinen Feind des Herzogs mehr, man wird uns in Frieden lassen."

„Ich fürchte Unheil," sagte Jan. „Der Weg führt mich heute schon zweimal hier vorüber. Der Freiherr war zu gütig, zu vertrauend."

„Wie meint Ihr das?" fragte Anna. „Es ist keiner, der ihm übel will in der Stadt."

Jan schüttelte das Haupt. „Ich habe es immer gemißbilligt, daß der Freiherr den Wallonen in Dienst nahm."

„Klaus Ryssel?" rief die alte Amme. „Ihr redet mir aus der Seele."

„Er kam mit seinem Weibe krank in die Stadt," sagte Anna. „Die Bilderstürmer hatten ihn übel zugerichtet, da er für einen eifrigen Papisten galt, und sie hatten ihn so jämmerlich geschlagen. Mein Gemahl nahm beide auf, erwies ihnen Gutes, sie werden nicht wider ihr Gewissen handeln, sie können nicht so teuflisch sein."

Jan erhob sich. „Fürchtet diesen Klaus und sein Weib," rief er. „Zweimal sah ich ihn heute das Haus umschleichen, weshalb ist er fort von hier? Wo ist sein Weib? Wäret Ihr auf dem Markte gewesen, so würdet Ihr gelesen haben, was der Herzog verspricht. Jeder, der die Feinde des Spaniers verräth, der die Flüchtlinge ausliefert oder ihren Versteck anzeigt, wird reich belohnt. Ich blieb auf dem Markte, ich sah Klaus Ryssel mit den Spaniern verkehren; als ich jetzt auf das Haus zuging, glaubte ich ihn wieder zu erkennen, und ich meine, er lauert auf uns, denn er schlich durch die Nacht in Begleitung eines Mönches."

Die Freifrau athmete schwer. „Es ist, als läge Unheil über uns," sagte sie — „diese beiden führen Böses im Schilde, mir sagt es eine innere Stimme; wir wollen wach bleiben, bis der Morgen anbricht."

Mehrere Stunden waren den Versammelten in banger Stimmung verronnen. Plötzlich wurde drunten am Hausthore der schwere metallene Klopfer gerührt, daß es schauerlich durch das öde Haus schallte. Entsetzen ergriff die Freifrau.

„Sie kommen," stöhnte sie, „sie kommen."

„St!" machte Jan, „laßt mich sehen."

Er schlich in das dunkle Seitenzimmer und öffnete leise das Fenster — das Klopfen am Hauptthor wiederholte sich. Jan kehrte zur Freifrau zurück.

„Es stehen zwei Männer drunten am Thore, laßt mich gehen. Ich will das Thor öffnen, bleibt hier derweil, wir wollen sehen, was es ist." Er zündete eine Kerze an und schritt mit derselben durch die Zimmer, die Treppe hinab in

den weiten Flur. Freifrau Anna und ihre Amme hatten schon einige Zeit, dicht aneinander gepreßt, gewartet, als sich die Zimmerthür wieder öffnete. Ein hochgewachsener Mann trat ein und warf seinen Mantel ab — mit lautem Schrei sank Anna an seine Brust. „Adolf, mein Gatte," rief sie, „du bist hier? Du gehst in dein Verderben."

Es war in der That der Freiherr Adolf von Sterebeck.

„Fasse dich, geliebtes Weib," sagte er mit fester Stimme. „Ich vermochte nicht länger fern zu bleiben. Des Herzogs Aufruf ist gestern zu uns gekommen, es wird des Königs Wort gegeben, daß alle, die sich stellen, ein ehrliches Gericht erhalten sollen; darf man dem Worte des Königs nicht trauen? Ich baue fest darauf und will meinen Richtern gegenübertreten, sie sollen mich anklagen, aber meine Vertheidigung vernehmen — ich kann nicht fern von euch weilen, komme was da wolle."

„Unglücklicher!" rief die Gattin, „so weißt du nicht, was vor wenig Stunden geschehen? Graf Egmont ist verhaftet, Hoorn mit ihm — hatte er nicht des Königs Wort? Hatte er nicht den Freibrief? Der entsetzliche Herzog schont keinen, fliehe, mein Gemahl, sie werden dich sonst morden, wie sie so viele Edle gemordet — wenn Egmont ein Gefangener ward, wer wird noch geschont werden?"

Der Freiherr war bei dieser Nachricht erschrocken zurückgetreten. Sie machte ersichtlich auf ihn einen erschütternden Eindruck. „Das — das hatte ich nicht erwartet. So schamlos glaubte ich die Tyrannei nicht. Wohlan, wir wollen fliehen, habe ich euch doch wieder einmal ans Herz gedrückt, ich bin zufrieden. Diese Nacht nur will ich hier bleiben im Hause meiner Väter, ich mit meinem Gefährten."

„Wie, du hast Begleitung?"

„Ein würdiger Geistlicher ist mit mir. Der Herr Friedrich Tempis, ein Deutscher, der nach Antwerpen zu kommen sucht, wo er seine kranke Mutter noch einmal sehen will — tretet ein, mein Freund, ihr sollt bei uns Obdach finden."

Noch ehe Freifrau Anna ihrer schweren Besorgniß Worte leihen konnte, trat der Gerufene aus dem dunklen Nebenzimmer, in welchem er mit Jan gestanden hatte, ein.

„Verzeiht, hohe Herrin," sagte er mit wohlklingender Stimme. „Verzeiht, daß ich hier eindringe und vielleicht neue Sorge auf euch wälze, aber es war eures edlen Herrn Wille, daß ich ihm folgen solle."

Er blickte auf die schlummernden Kinder, über welche der Freiherr sich jetzt mit Thränen in den Augen gebeugt hatte. „Dort sind eure Kinder," sagte er. „Sie sind bei euch, ihr dürft sie sehen, liebkosen. Die kranke Mutter, welche zu Antwerpen ihrer letzten Stunde entgegensieht, will mich, den Sohn noch einmal an das Herz drücken — gedenkt dessen und zürnt dem Kinde nicht, welches alles wagte, die sterbende Mutter noch einmal zu küssen."

Die Freifrau reichte ihm stumm die Hand. „Ihr seid uns willkommen," sagte sie. „Komme was da wolle, Gott hat es verhängt, wir müssen alles tragen, er leihe uns seine Hilfe."

„Amen!" sagte Friedrich.

Die Freifrau beeilte sich, einige Erfrischungen herbeizuschaffen; die kleine Gesellschaft saß bald an dem Tische, und man begann zu erwägen, wie die Flucht des Freiherrn und seines Begleiters zu ermöglichen sei.

Wenn Freiherr von Sterebeck die Hoffnung hegte, daß er ohne bemerkt worden zu sein in sein Haus gelangt sei, so täuschte er sich leider. Was Jan gefürchtet, war eingetroffen. Der mit Wohlthaten überhäufte Diener Klaus Ryssel war längst im Solde der Spanier.

Fast zu derselben Zeit, als der Freiherr mit Tempis vorsichtig durch die Gassen schritt, welche auf den Platz vor seinem Hause ausmünden, waren unbemerkt von ihm zwei Männer den Wanderern gefolgt. Es waren Klaus Ryssel und einer jener Dominikanermönche, welche die Spionage, die Verleitung zum Treubruch als Handwerk trieben, ein Mitglied des kuttentragenden Richterpersonals, welches die Armee des Herzogs Alba nach den Niederlanden begleitete. Eine große Anzahl dieser schrecklichen Priester und Mönche war schon vor der spanischen Okkupation in den Niederlanden und zwar unter allerlei Verkleidungen gewesen, um für künftige Zeiten eine Auswahl der Opfer zu treffen. Sie waren es, welche namentlich die Gelder für die Verräther verausgabten, und sie zeigten sich besonders eifrig bei dem schändlichen Handel.

„Sie sind in der Falle," kicherte Klaus, als die Thür des Hauses sich hinter Sterebeck und Tempis schloß. „Jetzt schnell zum Gubernador, daß sie uns nicht etwa entschlüpfen."

Die Flüchtlinge waren endlich in sanften Schlaf gesunken. Sie wollten den folgenden Tag in dem Hause bleiben und zur Nachtzeit ihre Flucht aus Brüssel bewerkstelligen. Die Freifrau und die Kinder sollten zurückbleiben, der Freiherr sah keine Möglichkeit, sie ohne Aufsehen aus der Stadt zu schaffen.

Der Tag brach an und warf seine Strahlen durch die hohen Fenster des Sterebeck'schen Hauses. Der Freiherr und sein Schützling waren bald munter. Jetzt erst beim Frühtrunke vermochte Sterebeck seine Kinder an's Herz zu drücken, es war eine kurze glückliche Zeit — die Kinder liebkosten den Vater, die Familie empfand es mit tiefem Schmerz, daß die Stunde der Trennung bald wieder schlagen werde.

Jan hatte Sorge dafür getragen, daß die Fenster des Hauses durch die Vorhänge geschlossen blieben. Die Thüren wurden nur den hinlänglich Bekannten geöffnet und jeder im Hausflur abgefertigt. Wie immer in den letzten Wochen, so blieben auch heute Straßen und Plätze leer — Jan und die alte Amme lauschten zuweilen hinter den Fenstergardinen — es ließ sich nichts blicken, und die zehnte Vormittagsstunde rückte heran, ohne daß ein unheilverkündendes Zeichen bemerkt wurde; da plötzlich brachen aus den Gassen die spanischen Soldaten hervor.

„Es gilt uns!" rief der Freiherr. „Sie rücken auf das Haus zu, es unterliegt keinem Zweifel, wir sind verrathen."

„Erbarme dich, o Gott!" jammerte die Freifrau. Die Kinder drängten sich wie kleine vom Stößer bedrohte Vögel um den Vater. „Verbirg dich, Adolf," bat die Freifrau. „Das Haus ist groß und weit, sie finden dich nicht — zur Nacht ist Rettung möglich."

„Nimmermehr!" rief der Freiherr entschlossen, „wie Gott will, so geschehe es. Ich werde nicht weichen, sie mögen mich vor ihr Tribunal schleppen, bessere Männer wie ich haben dort gestanden; was mich schwer und schmerzlich ergreift, ist nur, daß ich euch, mein Freund, in das Verderben ziehe."

Er reichte Tempis die Hand. „Es ist höherer Wille," sagte der Geistliche. „Ich gehorche ihm. Ich werde nicht suchen zu entfliehen, ich will mit euch gehen, Herr von Sterebeck, sie sollen sehen, daß ein Diener des Wortes Muth und Kraft hat wie ein Kriegsmann."

„Ich trenne mich nicht von dir," rief Anna. „Ich geleite dich hinauf zu dem Blutrath. Sie sollen uns alle vernichten — die Kinder werden sie schonen — was soll geschehen? Ha — horch!"

Gewichtige Schläge dröhnten gegen die Hausthür. Der Freiherr eilte zum Fenster. Der ganze Platz vor dem Hause war mit Soldaten des spanischen Regiments Ulloa und mit einer Menge neugierigen Volkes besetzt.

„Oeffne, Jan!" gebot der Freiherr. „Ihr alle bleibt um mich, die spanischen Hunde sollen uns beisammen finden." Jan ging hinweg; einige Minuten verstrichen, keiner der Bedrohten sprach ein Wort. Klirrende Tritte ließen sich vernehmen, die Thür ward aufgerissen, ein spanischer Hauptmann erschien, hinter ihm fünf bis sechs Hellebardierer der spanischen Truppe. Als der Hauptmann die Gruppe vor sich erblickte, trat er fast erstaunt einen Schritt zurück.

„Ihr braucht nicht weiter zu fragen," begann der Freiherr vortretend. „Ich bin es, den ihr sucht: der Freiherr Adolf von Sterebeck; dieses ist Friedrich Tempis, ein Geistlicher und mein Freund, dies meine treue Gattin."

„Befehl des Herzogs von Alba," erwiderte der Hauptmann, „euch, Freiherr von Sterebeck, sammt eurer Gattin, dem Geistlichen und euren Kindern vor den hohen Rath zu führen."

„Auch die Kinder?" rief der Freiherr außer sich. „Was haben die gethan? Weshalb sollen diese kleinen armen Wesen vor einen Richterstuhl geschleppt werden?"

„Befehl des Herzogs!" lautete die Antwort.

„Gehen wir!" sagte der Freiherr.

Von dem Hauptmann und den Wachen begleitet, schritt die unglückliche Familie durch die Zimmer des Hauses, die Treppen hinab, auf den Platz. Bei Sterebecks und der Seinigen Erscheinen ertönte ein lauter Ruf des Bedauerns aus der Menge. „Stellt die Hellebarden!" kommandirte der Hauptmann. Im Nu wurden von den Truppen die Waffen auf das Pflaster des Platzes gestoßen. Ein zweites Kommando: „Schließt euch!" ertönte. Die Soldaten nahmen die Gefangenen in die Mitte. Der Freiherr führte seine Gemahlin, Tempis hatte zwei der Kinder an der Hand, das dritte ging mit der Amme, die ihre Herrschaft nicht verlassen wollte. Jan war im Hause als Wächter geblieben.

Der Zug ging vorwärts, umringt von einer großen Menschenmenge, welche noch mehr anwuchs, je näher man dem Euilenburgischen Palast kam. Zwar waren dergleichen Transporte den Einwohnern Brüssels keine neue Schauspiele mehr; aber die Kunde von der Verhaftung Sterebecks, eines der angesehensten Männer, eines Geusen, den jeder in Sicherheit glaubte, hatte doch eine außergewöhnliche Menschenzahl in die Straßen gelockt. Schon von weitem sahen die Gefangenen, wie sich die Masse vor dem Palast zusammenballte. Ein buntes Gemisch von Soldaten aller Waffengattungen, von Weibern, Priestern und Mönchen, Bürgern jedes Alters, dann erschienen zuweilen einige schwarz gekleidete Schreiber, dann wieder Haufen von Gefangenen, welche bereits von dem Tribunal zurückgebracht wurden. Geschoben von ihren Wachen, von der Masse umfluthet, wurden Sterebeck und seine Begleitung in das Portal des Palastes geführt. Hier herrschte ebenfalls ein wildes Drängen. Die Treppe war bis zum Sitzungssaal hinauf mit Soldaten besetzt. Eine herzzerreißende Szene folgte der anderen. Man sah, wie Verwandte und Freunde, Vater und Sohn, Mutter und Tochter von einander Abschied nahmen; während mit den Sterebecks zugleich neue Gefangene hinaufgeführt wurden, stiegen andere, von den Wachen geleitet, hernieder. Droben angelangt, befanden sich die Sterebecks in einem großen Vorzimmer, welches mit Personen jedes Geschlechts und Alters, jedes Ranges und Standes angefüllt war. Auch hier schreckliche Szenen aller Art.

Bald ein Kreischen der Angst und des Entsetzens über das gefällte Urtheil, bald laute Zornesrufe und Verwünschungen, klägliches Bitten und Wimmern, dazwischen die barschen Befehle der Soldaten. Wer vor das Tribunal geführt ward, dem wurde es durch einen Aufruf seines Namens angezeigt. Dann öffnete sich schnell die Thür zum Sitzungssaal, und der Geforderte wurde eingelassen. Tiefe Stille herrschte einige Minuten; man versuchte zu hören, aber nur einzelne Töne schlugen an die Ohren der Horcher, bis der Eingelassene wieder erschien, um den Wachen übergeben zu werden, denn selten lautete das Urtheil auf Freisprechung.

Sterebeck und die Seinen mußten lange warten; endlich erschallte aus dem Munde des Aufrufers der Name des Freiherrn und des Ketzerpriesters Tempis. „Fassung, Ruhe!" flüsterte der Freiherr. „Seht auf mich, meine Theuren." Die Gerufenen mußten sich mühsam durch das Gedränge bis zur Thür arbeiten. Hier gab es noch einen Aufenthalt; eine Frau war ohnmächtig niedergesunken. Während man bemüht war, sie fortzuschaffen, drängte sich ein Mann an den Freiherrn: „Gott mit Ihnen!" flüsterte er. „Nehmen sie alle Kraft zusammen. Der Herzog Alba präsidirt heut selbst dem Gericht." Diese Kunde war schrecklich genug, um die Freifrau schwanken zu machen. „Ich sterbe!" flüsterte sie. „Adolf, wir werden das Licht der Sonne nicht wiedersehen — o, die Kinder!"

Aber schon ward die Thür geöffnet. „Tretet ein, ihr Angeklagten!" rief eine Stimme, und von den Soldaten geschoben, befanden sich die Sterebecks und Friedrich Tempis im Rathszimmer. Es war ein mächtiges, hohes, getäfeltes Gemach, welches mit Stuckarbeit reich verziert erschien. Eine lange Tafel war quer vor den Kamin gestellt. Sie war mit Schriften und Büchern bedeckt. Hinter derselben saßen: Luis del Rio, Juan de la Porta und Adam Viere, ein Niederländer, den man zum Schein der Unpartheilichkeit als Beisitzer gewählt. Hochaufgerichtet stand der elende Vargas, der die Anklageschrift in der Hand hielt; hinter ihm zwei Dominikanermönche, die Fratres Athanasius und Elianus. Rechts oben an der Tafel saß in großem Lehnsessel Ferdinand Alba, Herzog von Toledo. Er trug eine halbe Rüstung. Seine Beine steckten in schweren Lederstiefeln, an denen goldene Sporen klirrten. Seinen langen breiten Degen hielt er zwischen den Knieen; um den Hals trug er die goldene Kette des Ordens vom Vließ. Sein Hut aus schwerem Sammet lag auf der Tafel.

Er maß den Freiherr mit finsteren Blicken; aber Adolf von Sterebeck hielt diesen Blick aus. Er hatte seinen Sohn vor sich genommen und legte seine Hände auf die Schultern des Kindes. Fritz Tempis stand dicht vor der Tafel. Er hielt ein Buch in der Hand, eine lutherische Bibel, und schaute, ohne eine Miene zu verziehen, die Richter an. So fest die Männer waren, die Frauen vermochten den Basiliskenblick des Herzogs nicht zu ertragen. Anna sank in die Knie, ihr Töchterchen flüchtete in ihre Arme, während die ältere mit der einem Kinde eigenen ängstlichen Neugierde den gefürchteten Herzog anstarrte.

„Ich bin betrübt," hob Alba mit dumpfem Tone an, „Euch, Adolf von Sterebeck, hier zu sehen — als einen Freind des Königs."

„Ich war niemals ein Feind der Majestät," entgegnete der Freiherr ruhig und mit Würde. „Ich floh, um nicht der Ungerechtigkeit in die Hände zu fallen."

„Ihr vergeht Euch schon dadurch, daß Ihr an der Gerechtigkeit der königlichen Richter zweifelt," sagte der Herzog. „Aber es ist genug, daß Ihr einer von den Geusen seid — oder seid Ihr es nicht?"

„Ich gehöre dem Bunde an," lautete des Freiherrn Antwort.

„Weiter!" sagte Alba in spanischer Sprache zu Vargas.

Dieser räusperte sich und begann die Anklage vorzulesen. Sie lautete genau so wie alle dergleichen Aktenstücke. Feindliche Gesinnung gegen das Königshaus, Betheiligung am Geusenbunde, Hinneigung zu dem Ketzerglauben 2c.

„Was habt ihr darauf zu entgegnen?" fragte Vargas.

„Nichts, als daß die Beschuldigung, ich sei ein Feind des Königs unwahr ist. Ich zog den Degen gegen die Tyrannei der Häscher und Schergen — denselben Degen, welcher für den König bei Saint Quentin focht."

Alba winkte mit der Hand. „Die alten Ausflüchte," sagte er. „Weiter, Vargas." Nun kam Tempis an die Reihe. Er war einfach der Ketzerei angeklagt.

„Hier ist mein Hort!" rief der Priester, die Bibel erhebend. „Wie der, welchen dereinst Eure Vorgänger mit Feuertod bedrohten, so rufe auch ich: Widerlegt mir das, was hier drinnen steht, und ich werde Buße thun; ist es aber gerechtes Wort, was hier gepredigt wird, so hat kein Herrscher der Erde die Macht, uns zu verbieten, dieses Wort zu verkünden."

„Und doch kommt Ihr gegen den Willen der Obrigkeit in dieses Land," sagte Alba, der den Priester mit fürchterlichen Blicken maß, „da doch in der Bibel, die Ihr hoch haltet, geschrieben steht: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat! Euer Lutherus wird diesen Spruch wohl nicht fortgelassen haben."

„Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen!" rief Tempis.

„Höret, ihr Richter!“ schrie jetzt der Dominikaner Elianus, „höret ihn! Das ist es, womit er den Aufruhr predigt. Es ist einer der Schlimmsten; ich hörte ihn reden auf der Wiese vor Gent, als ich in Verkleidung dieses unglückliche Land durchreiste. Richtet ihn strenge und den, mit dem er geflohen, der ihm fortgeholfen hat!“

„Wenn Ihr den Herrn dort meint,“ sagte Tempis, „so irrt Ihr. Ich kenne ihn nicht. Wir trafen erst gestern zusammen, ich trat in sein Haus, ohne zu wissen, wer er war, woher er kam.“

In diesem Augenblick erschien hinter der Tafel zwischen Vargas und del Rio ein häßlicher Kopf, diesem folgte ein zweiter. Der erste war ein Manns-, der zweite ein Weiberkopf. Beim Anblick derselben fuhr Sterebeck erschrocken zurück, und die Freifrau stieß einen Ruf des Entsetzens aus; sie griff hinter sich, als wolle sie nach einer Stütze suchen. Die Amme faßte die eiskalte Hand der Herrin. Die Sterebecks hatten Klaus Ryssel und seine Frau erkannt. „Wir sind verloren!“ murmelte der Freiherr. „Der nichtsnutzige Diener ist der Ankläger.“

Unterdessen hatte Vargas die Klageschrift gegen Tempis vorgelesen; als er zu Ende war, erhob sich del Rio und sagte:

„Euer Gnaden,“ hierbei wendete er sich zu Alba, „dieser brave Mann und gute Katholik hat soeben Zeugniß abgelegt wider den Freiherrn und dessen Gattin. Der Ketzerpriester log, denn der Zeuge hat ihn in Gemeinschaft Sterebecks kommen sehen. Er hat gehört, indem er beiden nachschlich, wie sie sprachen, als wären sie lange alte Freunde. Auch der hochwürdige Bruder Elianus wird bezeugen, daß der Mann die Wahrheit sprach.“

„Ich zeuge für ihn!“ schnarrte Elianus. „Ich war in des Mannes Gesellschaft, als die beiden dort ankamen.“

„Bube!“ donnerte Sterebeck. „Du wirst deinen Lohn empfangen! Ich habe ihn aufgenommen, als die Bilderstürmer ihn mißhandelt hatten; er lohnt es durch schnöden Verrath. Welch Ansehen, Herr Herzog, kann ein Tribunal haben, das solche Zeugen aufruft?“

„Ihr lästert des Königs Richter!“ rief Alba sich erhebend. „Ihr könnt die Anklage nicht widerlegen — Ihr Herren Richter, ich bin gewillt, diesen Mann dort und diesen Priester der Strafe zu übergeben!“

„Gnade!“ rief die Freifrau. „Gnade für ihn!“

„Sorgt um euch und eure Kinder!“ donnerte Alba. „Ihr Richter, ich erwarte den Spruch!“

In solch empörender Weise wurde stets das erste Verhör beendet. Man führte die Gefangenen dann in die Haft, ließ sie hier eine Zeit lang schmachten und dann durch zwei folgende Termine gehen, die stets mit der Verurtheilung endeten. Man nannte diese Termine „die Audienzen“ und hielt sie nur, um sich den Schein gesetzmäßigen Verfahrens zu geben. Das Geschick der Angeklagten war stets schon im ersten Termin entschieden.

Als der Herzog die Worte: „Ich bin gewillt!“ ausgesprochen hatte, waren die feigen Richter keines Widerspruchs mehr fähig. Sie bestätigten die Schuld; das Urtheil lautete: „Haft bis zum nächsten Termin.“

Die ganze Familie nebst Tempis ward in den Kerker des Stadthauses geführt. Es galt noch als eine besondere Milde des Herzogs, daß sie beisammen bleiben durften und daß bis zu ihrer Verurtheilung Jan ihnen die Kost bringen durfte. Die Sterebecks und Tempis hatten sich schnell genug an den Aufenthalt im Kerker gewöhnt. Sie versuchten während der wenigen Wochen, welche ihnen bis zum zweiten Termin blieben, einen Advokaten zu erlangen, aber vergebens. Es fürchtete sich jeder, die von Alba selbst Verurtheilten zu vertheidigen.

Die Tage schwanden. Eines Abends jedoch, als der Freiherr und seine Gattin am Fenster des Kerkers saßen, als die Kinder stumm und beklommen zu den Füßen der Eltern kauerten und Tempis gedankenvoll, die Stirn gegen die Gitterstäbe gedrückt, in den Hof des Gefängnisses schaute, welchen der Posten, ein ältlicher Mann, dessen Antlitz tiefe Narben zeigte, durchschritt, geschah etwas Seltsames.

Der Soldat hatte seit dem Antritt seines Wachtdienstes die höchste Gleichgültigkeit gezeigt. Er blieb auch vollkommen theilnahmlos, bis die Runde vorüber war, der er seinen Rapport machen mußte.

Sobald diese ihn verlassen hatte, sahen die Gefangenen, wie der Mann plötzlich ein Zeichen machte. Er senkte seine Hellebarde und befestigte ein Stück Papier an die Spitze der Waffe; dann hob er diese empor bis zum Fenster, hinter welchem Sterebeck mit seiner Gattin saß. Das Papier kam dem Freiherrn so nahe, daß dieser es ohne alle Mühe greifen konnte. Alles war so schnell gegangen, daß die Gefangenen keine Zeit zu weiteren Forschungen hatten; auch sahen sie, wie der Soldat sofort nach Abgabe des Zettels wieder im Hof erschien, aber den Fenstern des Kerkers den Rücken zuwendete.

Die Gefangenen traten schnell zusammen. Sterebeck sah sogleich, daß der Zettel mit Schrift bedeckt war. Er las folgende in französischer Sprache geschriebenen Zeilen:

„Als das Getümmel der Schlacht von St. Quentin im vollen Gange war, fiel ich, Ruiz la Ronde, schwer verwundet zu Boden. Die Feinde drangen auf mich ein, und ich war nahe daran,

von ihren Spießen durchbohrt zu werden, als ein Reiter sich den Wüthenden entgegenwarf und den Spieß, der mich durchbohren sollte, zur Seite schlug. Der Mann, welcher mich gerettet, ließ mich aus dem Getümmel schaffen; ich genas von meinen Wunden und erfuhr, daß der, welchem ich mein Leben dankte, der Niederländer Freiherr von Sterebeck, ein Offizier in der Armee des Grafen Egmont sei. Ich habe meinen Retter erst wiedergesehen, als er zum Tribunal geführt wurde, und von diesem Augenblick an darauf gesonnen, wie ich ihm vergelten könne, was er an mir gethan.

„Fragt, forschet nicht weiter. Heute Nacht wird der Kerker offen bleiben. Die Gänge sind nur von zwei Posten bewacht. Einer derselben bin ich, Ruiz; der andere ist mein Waffenbruder. Der Freiherr nütze die Zeit; Morgen ist alles zu spät. Wenn er mit den Seinen glücklich aus dem Hause gelangte, so wende er sich rechts in das Gäßchen von St. Severin.' Er findet dort seinen Diener Jan, der ihm alles weitere berichten wird. Eilt, eilt! Keinen Dank, wenn ich auf Posten bin."

Der Freiherr faltete gerührt die Hände. „Ich gedenke des Mannes wohl," sagte er. „Ich rettete ihn und noch zwei andere seiner Genossen. Wir wagen die Flucht, meine Lieben."

„Wenn es eine Falle wäre?" sagte Tempis.

„Ich traue dem Mann," entschied der Freiherr. „Haltet euch alle bereit."

Der Gefängnißwärter brachte das Abendessen. Er schien sehr eilig, während er doch sonst mit den Gefangenen plauderte. „Euer Diener hatte heut viel zu besorgen," sagte er, „daher bringe ich euch das Abendbrot. Gehabt euch recht wohl!" Er machte dabei ein Zeichen nach der Thür hin, welches dem Freiherrn auffiel. Zwar rasselte er, draußen angekommen, mit den Schlüsseln; aber Sterebeck schien es, als sei die Pforte nicht verschlossen worden.

„Es ist richtig," flüsterte er. „Wir können befreit werden."

Einige Zeit harrten die Gefangenen noch aus; dann gebot der Freiherr, die Flucht zu versuchen. Er schritt voraus. Die Freifrau mit der ältesten Tochter folgte, dann die Amme mit dem jüngeren Kinde, Tempis machte den Schluß, er führte den Knaben. Die Thür war in der That offen. Die Flüchtlinge schritten den Gang entlang. Sie sahen einen Posten im erleuchteten Gange; es mußte Ruiz sein. Er winkte leicht mit der Hand. Der zweite Posten hatte sich gegen die Wand gekehrt, er schien die zahlreiche Gesellschaft nicht zu bemerken; noch wenige Schritte, und die Flüchtenden waren vor dem Eingang angekommen. Das Erdgeschoß des Stadthauses, welches ursprünglich gar nicht zu Gefängnissen diente, sondern nur in der Eile dazu hergerichtet worden war, weil die eigentlichen Kerker überfüllt waren, mündete in eine kleine Sackgasse aus. Ein Posten war in der That genügend, hier den Dienst zu versehen.

Wieder einige Schritte vorwärts — die Flüchtlinge waren im Freien. Der erhaltenen Weisung gemäß wendeten sie sich rechts in das Severinsgäßchen. Sie hatten aber noch keine fünf Schritte vorwärts gethan, als ein Mann ihnen entgegentrat.

„Jan!" sagte der Freiherr.

„Mein theurer Herr!" lautete die Antwort.

„Gelobt sei Gott!" jubelten die Kinder.

„St!" machte Jan. „Kein Wort weiter — auf und davon!"

Die Flüchtlinge erblickten nun zwei Wagen. Jan nöthigte die Befreiten einzusteigen. In fieberhafter Eile wurde dies bewerkstelligt; die Wagen rollten davon. — „Der zweite Wagen wird von meinem Vetter geführt," sagte Jan zu dem neben ihm sitzenden Freiherrn.

Immer weiter ging die Fahrt, bis endlich am Ufer des Kanals gehalten wurde. „Aussteigen!" gebot Jan.

Alle gehorchten. Der Diener schritt voran über eine Brücke aus Brettern; sie führte auf eines der vielen im Kanal liegenden Schiffe. Alle waren beisammen; der Freiherr drückte sein Weib, seine Kinder ans Herz. Tempis reichte ihm die Hand und preßte sie dann vor seine thränenfeuchten Augen; er gedachte der Mutter, die sicher heimgegangen war, ohne den Sohn noch einmal erblickt zu haben. Um Mitternacht verließ das Schiff mit den Geretteten den Kanal, um in die Senne und von da in die Nordsee zu zu steuern. Zehn Tage später landete der Capitän Hessels mit der Barke „Dorothea" und den Geretteten an der englischen Küste.

Der Freiherr hatte durch Jan erfahren, daß der Soldat zu jenem gekommen war und ihm den Rettungsplan mitgetheilt, ihn auch beordert hatte, mit den Wagen an der bestimmten Stelle bereit zu sein. Das war aber alles, was Jan berichten konnte. In welcher Weise es dem wackeren Mann gelungen war, seinen einstigen Retter zu befreien, welche Mittel er zur Befreiung verwendet hatte, das blieb unbekannt; denn als später in glücklicheren Zeiten die Sterebecks ihr Vaterland wiedersahen, war Ruiz la Ronde verschollen, und dem Freiherrn gelang es nicht, jemals wieder die Spur seiner Retters aufzufinden.

Wenn es in London Frühling wird.

Von M. Schweitzer.

> Die linden Lüfte sind erwacht;
> Sie säuseln und weben Tag und Nacht;
> Sie schaffen an allen Enden.
> O frischer Duft, o neuer Klang!
> Nun armes Herze sei nicht bang,
> Nun muß sich Alles, Alles wenden!

Wie froh und zuversichtlich, wie belebt von neuer Hoffnung ertönen diese Worte Uhland's, und wie treffend hat der Dichter in denselben die Empfindungen der Menschenbrust wiederzugeben verstanden! Die ersten Frühlingsboten sind gekommen! Weich und schmeichelnd wehen die Lüfte um unser Haupt; freier athmet die kranke, müde Brust. Die Knospen schwellen an den Bäumen; duftig und grün wird Alles um uns her. Die kahlen nackten Bäume, wie sie plötzlich dastehen im zarten weißen oder röthlichen Blüthenschmuck, — und immer üppiger, immer schwellender wird diese Fülle — dies Blühen will nicht enden! Butterblumen und Gänseblümchen, Maßliebchen und Ehrenpreis, alle unsere lieben trauten Jugendbekannten erscheinen auf's Neue so lieblich, bescheiden und anspruchslos; die Lämmer springen auf der Weide; Alles scheint verjüngt, belebt, voll Lust und Lebensfreude. „Und ich sollte noch trauern und zagen, ich allein sollte den Muth sinken lassen und die Hoffnung in dieser Mitte von Lebensübermuth und Lebenskraft?" Bewußt oder unbewußt — kein Mensch kann sich des belebenden Einflusses dieses gesegneten Himmelsboten, des holden Lenz entziehen — und dennoch giebt es Menschen, die von all dieser Herrlichkeit, von all dem göttlich Schönen, das das Wiedererwachen der Natur mit sich bringt, kaum eine Ahnung haben. Wo sie zu finden sind? In London, in der großen Weltstadt von 4¼ Millionen Einwohnern. Und dort nicht nur in dem Quartieren der Armuth und in den Plätzen, wo Müssiggang und Laster betteln gehen, sondern manche gute und respektable Familie kann in Verhältnisse kommen, daß Blumenpracht und Vogelsang, Waldesrauschen und Blüthenduft für sie zwar ersehnte, aber ungenossene Freuden bleiben. Und wenn überhaupt in den großen Städten das Sehnen des Menschen: Hinaus in's Freie! Auf das Land! An die See oder auf die Bergeshöhen? — seine Berechtigung findet in den innersten Bedürfnissen des physischen und psychischen Lebens — wie viel mehr dann in London, wo diese Millionen von Menschen athmen und wo also das eigentliche Element eines gesunden Blutes, das Ozon (Sauerstoff im aktiven Zustande), in sehr bescheidenem Maße vorhanden sein muß? Und hier bedürfen es sicherlich diejenigen am meisten, die ihr Leben Tag aus, Tag ein, Monat nach Monat und Jahr nach Jahr in den feuchten Kellerstuben und den elenden Dachkammern verbringen. Ach, und diese jämmerlichen Wohnungen, in die Wind, Schnee und Regen durch Fensterfugen und Dachschäden oft ungehindert Zutritt erhalten, werden ja in so vielen Fällen nicht nur von einer Person oder einer Familie bewohnt, sondern oft theilen sich zwei, drei oder auch vier Familien in einen solchen Raum und jede begnügt sich mit einer Ecke desselben. Wer sehen will, was Luft- und Lichtmangel, zu denen freilich so oft noch Schmutz und Laster hinzutreten, aus einem Menschen machen kann, der braucht nur die Quartiere der Armuth in London aufzusuchen, denn schwerlich werden einem in irgend einer anderen Stadt der Welt so abschreckende Gestalten und Physiognomien entgegentreten, was sowohl die Kinderwelt, als die Erwachsenen anbetrifft. Und wenn wir auch ganz absehen wollen von der großen Anzahl derer, die dem Laster in seinen verschiedensten Gestalten fröhnen, und denen dasselbe auch dafür seinen Stempel auf die Stirn gedrückt hat, so ist immerhin die Anzahl derjenigen noch unendlich groß, die verschuldet oder unverschuldet in diese Armuth hineingerathen sind und deren bleiche, eingefallene oder aufgedunsene Gesichter, die hohlen oder hektisch glänzenden Augen, das ganze, nicht zu beschreibende schlottrige „Sichgehenlassen" Zeugniß ablegen von dem Zustande, in dem sich diese Armen befinden.

„Und," wird vielleicht Mancher fragen, „geschieht denn nichts, um dieser Menschenklasse ihr Loos erträglicher zu machen und auch Theil nehmen zu lassen an den Segnungen des Frühlings, der doch allen Menschen gehört?" Nun, sie genießen dieselben auch nach ihrer Manier. Sie brauchen nun in der Nacht nicht mehr so dicht zusammenzutriechen, und sich auf diese Weise gegen die Kälte zu schützen, die leicht durch ihre dünnen Lumpen dringt. Sie können wieder an den Straßenecken und auf den Thürschwellen hocken im Sonnenschein, und zum Hungern kommt wenigstens nicht mehr das Frieren hinzu. Gewiß, wenn irgendwo, so geschieht in England und London viel, um dieser schlimmsten Armuthsklasse ihr Loos zu erleichtern, oder sie auch demselben ganz zu entreißen. Wenn wir auch zugeben müssen, daß in gar vielen Fällen die rechte Hilfe nicht die rechten Leute trifft, so ist

doch immerhin die Anzahl derer groß, die entweder als Fremde zurückgeschickt werden in ihre Heimath, denen man es möglich macht, sich in auswärtigen Colonien, manchmal auch in England selbst, auf dem Lande anzusiedeln, oder denen man einen zeitweiligen Aufenthalt an der Meeresküste oder auf dem Lande verschafft, wenn besondere Krankheiten diese Veränderung nöthig machen. Bemerken müssen wir aber, daß schon in vielen Fällen die Betreffenden sich geradezu weigerten, London zu verlassen oder bald dahin zurückkehrten. Das Straßenleben ist ihnen zur zweiten Natur, zum Lebenselement geworden, ohne das sie nicht mehr bestehen können. Sie leben wie die Spatzen, frieren und hungern wie dieselben im Winter und amüsiren sich auf ihre Art wie diese in den wärmeren Monaten des Jahres.

Außer dieser besitzlosen Armuth giebt es denn auch eine andere Klasse von Leuten, die manchmal einen ganz guten Verdienst haben und sich für besondere Fälle schon etwas zurücklegen könnten, aber sie leben von der Hand in den Mund, und wenn auch in ihnen das Frühlingssehnen erwacht, da wissen sie oft gar gut die zahlreichen Hilfsgesellschaften in Anspruch zu nehmen und sich für einige Zeit aus London hinaus an die See oder auf das Land schaffen zu lassen. Hier ist es in der That oftmals der Fall, daß Leute mit einer rechten Unverschämtheit oder einer guten Zunge weiter kommen als solche, die es vielleicht nöthiger hätten, aber bescheiden und zaghaft sind, denn bei dem besten Willen ist es diesen Hilfsgesellschaften doch nicht immer möglich, die einzelnen Fälle genau zu untersuchen. Und gerade diese bescheidenere Art von Leuten, die bei allem Mangel doch ihre Respektabilität nicht verlieren mögen, sind es, an denen der Frühling und der Sommer oft ohne Gruß und ohne Klang vorüberziehen, es sei denn, daß es ihnen einmal vergönnt ist, einen der vielen, prächtigen Parks in London zu besuchen und sich dort für einige Stunden zu ergötzen.

Und zum Schlusse wollen wir noch der wirklich Leidenden und Kranken gedenken, die sicherlich jährlich in reicher Anzahl den verderblichen Einflüssen der Großstadt zum Opfer fallen würden, wenn nicht die Menschenliebe in so hilfreicher Weise eingriffe. Was wollte London mit seinen Kranken machen, wenn es nicht die herrlichen Seebäder an der Küste Englands hätte? Da ist Brighton, Hastings, Folkestone, St. Ives, die herrliche Isle of Wight für die Lungen- und Halsleidenden, Margate, Ramsgate, Yarmouth für die Nervenkranken und Scrophulösen, Dover für Reconvalescenten aller Art u. s. w. Und überall hat man Institute gegründet, in denen unbemittelte Kranke entweder ganz unentgeltlich oder gegen eine sehr mäßige Entschädigung Aufnahme und Verpflegung finden. So ist es denn kein Wunder, wenn so ziemlich alle Klassen dieser Millionen von Menschen dem Erscheinen des Frühlings mit Freuden entgegensehen und ein Jeder sich auf seine Art zu ergötzen und zu erholen sucht, ehe auf's Neue die trüben Tage kommen und die dichten Nebel einen Schleier ziehen über Leid und Freude, Reichthum und Armuth, Glück und Ungemach.

Das Stück Seife.

Frei bearbeitet von Wilhelmus.

Die Bibel lehrt uns, daß des Menschen Zorn nicht thut, was recht ist vor Gott. Doch giebt es gar viele Leute, welche recht zornig werden können, und oft über ganz geringfügige Sachen. So sagt man von Manchem: Der ärgert sich über jede Fliege an der Wand — und mit Recht.

Folgende Geschichte zeigt uns, wie thöricht es oft ist, zornig zu werden, indem der Mensch sich hinreißen und vom Zorn so beherrschen läßt, daß er Dinge thut, worüber er sich nachher schämt.

Es war am frühen Morgen, als Herr M. sich nach einer etwas unruhigen Nacht zum Frühstück rüsten wollte. Er fand so weit alles in guter Ordnung und an seinem Platze. Wasser, Seife, Kamm, alles zur Hand; nur mit ihm war etwas nicht nicht richtig, darum ging diesen Morgen alles schief. Mit übler Laune trat er an den Waschtisch, um sich zu waschen; als er das Stück Seife ergreift, will es sein Mißgeschick, daß es ihm aus der Hand gleitet und hinter den Behälter fällt. Das schon gefiel Herrn M. gar nicht und unwillig schaute er hin, um zu sehen, wohin es gefallen sein könnte. Er sah es liegen zwischen der Wand und dem Behälter, und meinte, es ging doch immer Alles verkehrt, aber er würde sich mit einem lumpigen Stück Seife nicht lange herumärgern, im Augenblick würde er es wieder haben. Das sagend beugte er sich über den Behälter die Seife zu holen, doch konnte er sie nicht erreichen. Er sah noch einmal hin, ob er sich getäuscht, doch nein, da lag sie ja, als wollte sie seiner spotten; wie sehr er sich auch reckte und streckte, er konnte das Stück nicht erreichen. Er schimpfte über sein Mißgeschick, daß zu allem Aerger auch noch dieses passiren müsse, dann aber drohte er mit geballter Faust, er werde das Stück Seife doch bekommen, koste es was es wolle.

Da, als er ganz rathlos dastand, kam ihm ein glücklicher Gedanke; er wollte es einmal versuchen, ob er es nicht erreichen könne, wenn er

sich auf die Seite legt. Schneller als gedacht, führt er seinen Plan aus, und aus Leibeskräften strengt er sich auf's neue an, das Stück Seife zu erfassen. Er ist auch wirklich etwas näher gekommen, so daß er sie mit der Fingerspitze berühren kann, aber auch nicht mehr. Alles Aechzen und Stöhnen, als ob die Last des ganzen Hauses auf ihm läge, oder als ob es gälte, ein Menschenleben zu retten, durch eine verzweifelte Anstrengung aller Kräfte, half nichts, er kam nicht näher als er war. Er richtete sich wieder auf, um zu sehen, ob sie sich noch auf demselben Platze befände. Richtig, da lag sie noch ganz still und schien ihn anzugrinsen, so erfaß mich doch, wenn du kannst. Ich kriege dich doch, eiferte Herr M., und wenn der ganze Tag darauf geht.

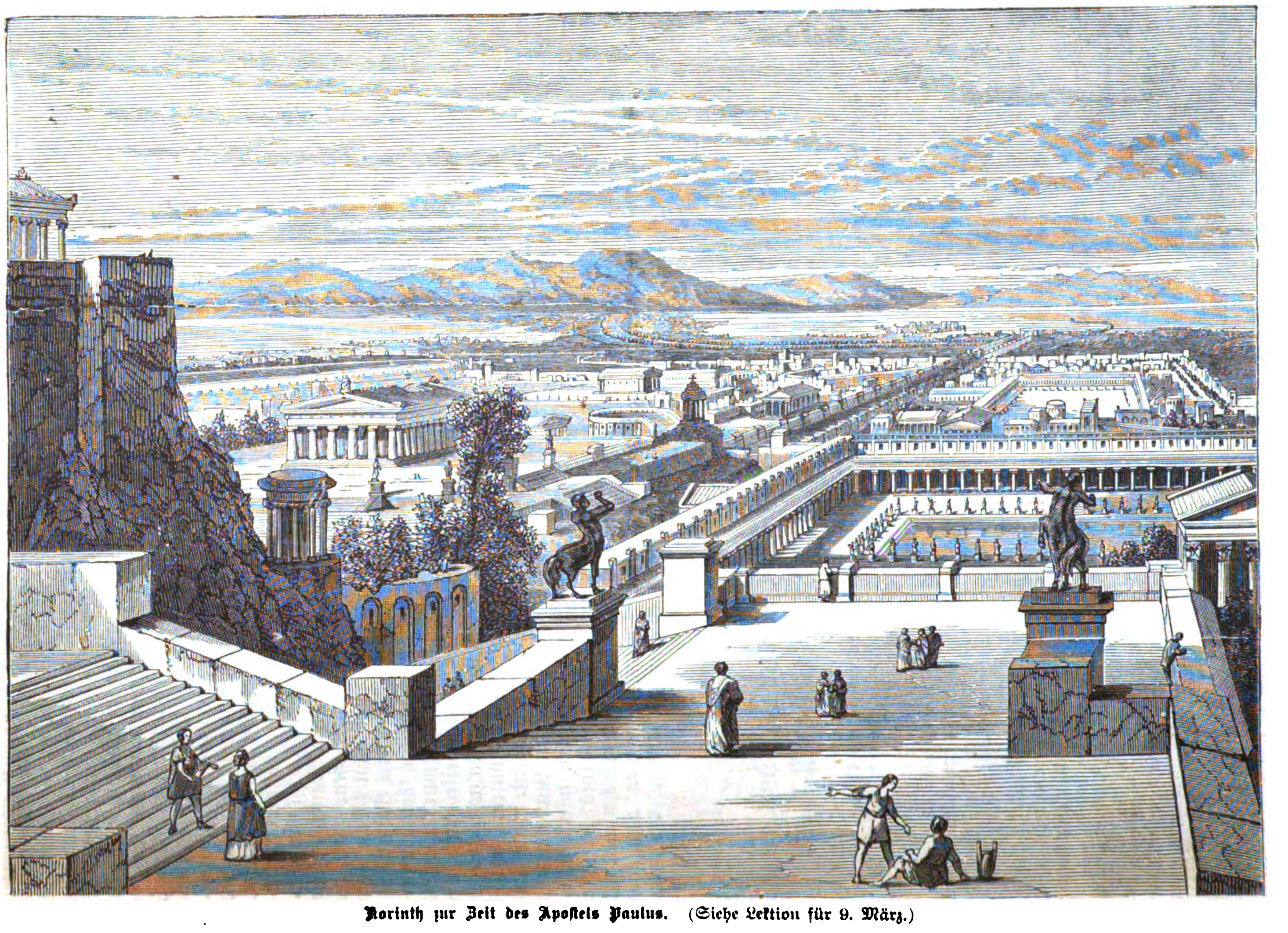
Wieder überlegte er, was zu thun sei. Nun es gilt eben einen andern Versuch, dachte er, und damit legte er sich auf den Rücken, aber so hart er sich auch anstrengte, er konnte die Seife nicht einmal berühren, wie lange er sich auch hin- und herrückte, so daß ihm das Blut in Kopf stieg, daß er aussah wie ein gereizter Welschhahn; ja große Schweißtropfen perlten auf seinem Angesicht, so daß er endlich ganz erschöpft aufhören mußte. Aufhören für eine kurze Zeit um auszuruhen, aber aufgeben? Nein, nie und nimmer! Das war seiner Ehre doch zu viel, daß ein Stück Seife ihn zum Narren haben sollte. Doch was thun, die Lage schien ihm doch kritisch zu werden. Aber der Mensch ist ja ein erfinderisches Geschöpf, und Herr M. pries sich glücklich, zu denen zu gehören, die nie in Verlegenheit kommen, so daß sie sich nicht zu helfen wüßten. Noch einmal sah er ganz genau hin, wo das Stück Seife lag, dann trat er etwas zurück, entschlossen das Aeußerste zu versuchen, und dann warf er sich mit voller Kraft darauf, er war jetzt seines Sieges gewiß, er berührte es auch wieder mit seiner Fingerspitze mit solcher Gewalt, daß es noch weiter zurückflog. Doch jetzt war auch das Unglück fertig, Herr M. war in seinem Eifer zu weit gegangen. Es gab einen gewaltigen Ruck, Kopf und Wand kamen auf eine empfindliche Weise mit einander in Berührung, so daß Herr M. zurücktaumelte, Waschschüssel, Behälter und Alles hinter ihm her. Der Inhalt der Waschschüssel ergoß sich über ihn, der kleine Schubladen öffnete sich, und aus demselben fiel Zahnpulver, Haaröl und andere Gegenstände, welche alle wie Verbündete über ihn herfielen, und unter welchen Herr M. stöhnte, als sollte es ihm das Leben kosten.

Da in seinem großen Jammer schaut er sich um, ob kein Helfer da sei, und erblickt zu seinem Verdruß das Stück Seife, welches ganz ruhig daliegt und seiner spottet. Ha, du bist Schuld an all dem Unglück, keuchte er unter seiner Last. Miserables Stück Seife, du bist zu weiter nichts nütze, als ein Schwein zu waschen, niederträchtiges Stück Seife du! Irgendwo kann ich ein viel besseres Stück für 5 Cents kaufen als du bist. Viele andere böse Reden führte Herr M. noch, als sich plötzlich die Thür aufthat und Frau M. vor ihm stand, kaum wissend, was sie sagen soll. Endlich fand sie Worte und fragte, ei lieber Mann, was hat denn das zu bedeuten? So ein Heidenlärm, und solche Unordnung und Durcheinander! Warum kommst du nicht zum Frühstück; das Essen wird kalt und ungenießbar. Ich kann es nicht erreichen, stöhnte Herr M. Was kannst du nicht erreichen? frug seine Frau ängstlich, in der Meinung ihrem Manne, sei wohl etwas Ungewöhnliches zugestoßen. Ei, das Stück Seife, siehst du es denn nicht? Dort hinter dem Behälter liegt es ja. Frau M. hatte indessen alles wieder in Ordnung gebracht, und schaute jetzt hin an den bezeichneten Platz, wo das Stück Seife lag, und fragte, wolltest du es denn haben? Gewiß will ich es haben und werde es auch kriegen. Wie kommst du mir vor, das kann ja leicht geschehen, das sagend rückte Frau M. den Behälter etwas von der Wand ab, nahm das Stück Seife und gab es ihrem Mann, der sie erstaunt und zugleich verlegen ansah. Daran hatte er nicht gedacht. Und doch wie einfach, das hätte er ja auch thun können, und all der Aerger wäre nicht gewesen.

Seine Frau begriff das Ganze. Mit der Bemerkung: Männer wissen sich aber auch gar nicht zu helfen, jetzt mach, daß du zum Frühstück kommst, war sie zur Thür hinaus. Mit ihr war sein guter Engel verschwunden, und er sollte noch schlimmeres erfahren. Erst hatte er beschämt dagestanden, dann aber fiel sein Blick auf das Stück Seife, das an allem Schuld war, und sein böser Geist gewann wieder die Oberhand, was ihm immer viel Unheil brachte.

Er wollte jetzt Rache üben, die Ursache seines Aergers vertilgen, hätte er sie sonst wo gesucht! Doch er wähnte, es sei das Stück Seife, und mit Gewalt warf er es auf den Fußboden, um es dann breit zu treten. Er erhob seinen rechten Fuß, stampfte sodann aus Leibeskräften auf das arme Stück Seife, daß es mit Gewalt gegen die Wand flog, und Herr M. sich im nächsten Augenblick auf dem Fußboden wälzte.

Wie lange er dagelegen, weiß er selber nicht. Die Stimme seiner Frau brachte ihn zur Besinnung, welche rief: kommst du endlich zum Frühstück! Er hinkte etwas mit dem einen Bein, doch eilte er so gut er konnte zum Eßsaal, wo alles gespannt seiner wartete. Bald jedoch entschuldigte er sich damit, daß er keinen Appetit habe, und war froh, als er endlich im Freien allein war, und seinen Geschäften nachgehen konnte.



Korinth zur Zeit des Apostels Paulus. (Siehe Lektion für 9. März.)

Er hat das Stück Seife seitdem nie vergessen, und immer wenn bei ihm eine Regung zum Zorn kam, dachte er daran, und im Augenblick war er abgekühlt. Ob es wohl nicht noch andere Leute giebt, die auch abkühlen sollten, bei Ausbrüchen von Zorn, wenn sie daran denken, wie viel Unheil schon daraus entstanden. Nicht die vielen Gegenstände, die wir täglich handhaben, sind die Ursache unseres Aergers, suche sie in deinem verdorbenen Herzen.*)

Ein Land, wo Niemand zu Fuß geht.

Einem unter dem Titel „Die Deutschen im Brasilischen Urwalde. Von H. Zöller" erschienenen hochinteressanten Buche (Stuttgart bei Spemann, 2 Bände, 16 M.), das als Bericht einer im Auftrage der „Kölnischen Zeitung" unternommenen Reise des Verfassers nach den deutschen Kolonien in den Südprovinzen Brasiliens anzusehen ist, entnehmen wir folgenden „Kirchgang einer deutschen Familie": Die deutschen Kolonisten haben sich mit bewundernswerther Geschmeidigkeit in die von ihrer Heimath so sehr verschiedenen Verhältnisse Brasiliens hineingefunden; sie leben in palmenbeschatteten Häusern, sie pflanzen Zuckerrohr und Reis, als ob sie das von Jugend auf gewohnt wären. Am auffallendsten ist jedoch in einer Gegend, wo man weder zum Menschentransport bestimmte Gefährte, noch außerhalb der Ortschaften jemals einen Fußgänger erblickt, ihre Anbequemung an die landläufigen Verkehrsmittel. Und diese Verkehrsmittel sind in der That eigenartig genug, um eine kleine Abhandlung zu verdienen. Als ich nach dem Eintritte besseren Wetters aufs neue in die Landschaft hinaustrabte, da saß ich auf einer „Mule", wie die deutschen Bauern zu sagen pflegen, und befand mich in Begleitung eines liebenswürdigen „Musterreiters" als besten und landeskundigen Führers. Es war ein thaufrischer Sonntagmorgen, und Hunderte von Leuten, die zur Kirche ritten, Männer, Greise, Weiber, Kinder, zogen freundlich grüßend an uns vorüber. Unter den typischen Figuren erregte ein altes Bäuerchen, das schon in gereifteren Jahren herübergekommen, und dem es nicht ganz leicht geworden sein mochte, aufs Pferd hinaufzuklettern, meine besondere Theilnahme. Daneben ritt eine junge Frau mit aufgespanntem Regenschirm, mit einem Kinde auf dem Arme, mit einem zweiten, das sich an ihrem Kleide festhielt, mit einem dritten auf hinterdrein trabendem Maulthier, dessen Zügel sie in der Hand hielt. Dann folgten zwei junge Dirnen, dann eine Mula, die an jeder Seite einen rohgezimmerten Holzkoffer trug, wie ihn bei uns die Mägde besitzen, dann zu dreien oder vieren auf je einem Reitthier die jüngere Generation und schließlich würdevoll hinterdrein auf klapperdürrer Mähre der Vater mit Sonnenschirm und unbestrumpften, pantoffelbekleideten Füßen. Seine Stiefel, die zeitweilig als Reisetasche benutzt wurden, hingen an den Hinterbeinen des Thieres herunter, was einen höchst komischen Eindruck hervorrief. Uebrigens sitzen die Leute sehr fest im Sattel, namentlich die jüngere Generation, die in einem Alter, wo die Kinder bei uns das Gehen erlernen, auf sattellosen, bloß mit einem Strick aufgezäumten Pferden in wilder Carriere umherjagen. Hierzulande reitet eben alles, selbst die Bettler, deren es glücklicherweise nur wenig giebt. Dabei haben die Deutschen ganz und gar das brasilische Reitzeug angenommen, das von dem unsrigen ziemlich verschieden ist. Der brasilische Sattel liegt nicht wie der englische gleich einem flachen Teller auf, sondern hängt deckenartig zu beiden Seiten des Perdes herunter. Darüber nun schnallt man einen Schafpelz, und das Gange wird dadurch so breit, daß, wer nicht daran gewöhnt ist, den Sitz sehr unbequem findet.

Was ein Deutscher über das amerikanische Mannsvolk sagt.

Es muthigt mich immer ganz wohlig an, wenn ich unter dem Gerümpel der tausendfach gedruckten Reisecorrespondenzen mit ihrem — jetzt haben wir gegangen und konnten essen, und dann gelaufen, und hernach wurden wir gefahren, und darauf getrunken und hernach geküßt, und endlich bewundert oder bedauert — auch hier und da auf ein Menschenkind stoße, das vermöge seiner Einsicht und Umsicht, seiner ganzen Geistes- und Herzensbildung, sowie seiner Darstellungsgabe, wirklichen und nicht bloß eingebildeten Beruf hat, zu erzählen, was die Reis' an ihm gethan. Derartige Reiseeindrücke sind ebenso bildend als unterhaltend, aber auch so rar wie die Perlen.

Dr. Mohr, ein Mitarbeiter der Kölnischen Zeitung, welcher die von Herrn Villard zur Eröffnung der Nord-Pacificbahn veranstaltete Excursion mitmachte, gehört zu diesen lesbaren Reisecorrespondenten und summirt seine Eindrücke über das amerikanische Mannsvolk in einem trefflichen Artikel, welchen wir mittheilen.

Die Deutsch-Amerikaner kommen jedoch dabei nicht gar gut weg, und müssen auf den Doktor nachgerade nicht den Eindruck gemacht haben, als ob in ihnen — wie sie oft wähnen — die Kulturträger Amerikas zu suchen und zu finden seien, wobei nicht zu vergessen ist, daß Dr. Mohr sich ausschließlich in den deutsch-ameri-

*) Ja wohl, und ein Sprüchlein der Bibel oder zwei thun noch bessere Dienste als die Erinnerungen an ein Stücklein Seife. Z. B. „Zürnet und sündiget nicht." „Offenbar sind die Werke des Fleisches — Zorn." „Alle Bitterkeit, Zorn sei ferne von euch" 2c.

kanischen Kreisen bewegte, die mit souveräner Verachtung auf die Unkultur des Christenthums herabsehen und in sich (incl. Bier und Wein) die Spitze der amerikanischen Civilisation erblicken.

Ich las jene Stelle über die Deutsch-Amerikaner ein-, zwei-, dreimal, und mußte gestehen, daß im großen Ganzen in's Centrum getroffen sei, will jedoch dem Urtheil meiner Leser nicht vorgreifen, sondern den Artikel einrücken. Dr. Mohr schreibt: Editor.

„Die Amerikaner stehen vor meiner innern Anschauung als ein schlankes, mit feinen, aber festen Knochen begabtes, klaräugiges Geschlecht; durch ozonreiche Luft mit ungeheurem Lebens- und Schaffenstrieb erfüllt; nicht nervös — wie wir Deutschen, die wir über unsere eigenen Zustände nicht hinauszusehen vermögen, vielfach glauben und sagen — sondern ruhelos, voll gährender Triebkraft, unfähig, je zu feiern und wiederkäuend zu genießen. Und zwar unfähig dazu schon aus physischen Gründen, nicht allein weil es ihrer Volksseele an aufgespeicherten alten Kulturelementen fehlt, von denen der Europäer in müßigen Stunden zehrt; dabei gesund im innersten Kern, voll Selbstbeherrschung und kalten Blutes im Bewußtsein ihrer Kraft und ihrer Herrschaft über die Außendinge. Die deutsche Art hat im Vergleich damit einerseits etwas Schwerfälliges und Träges, anderseits etwas Unruhiges, Ueberspanntes, Turbulentes: die auch in Italien bestens bekannte „furia tedesca".

„Man kann das schon ersehen, um ein kleines Beispiel anzuführen, aus der verschiedenen Art, wie deutsches und amerikanisches Publikum in abgehende Eisenbahnzüge einzusteigen pflegt. Das geht in der neuen Welt alles ruhig und sachte, auch in der letzten Sekunde, denn man hat seinen richtigen Fahrplan und seine richtig zeigende Uhr und ist also Herr der Lage. Dabei wird weder gerufen noch geläutet, noch gepfiffen, noch gedrängt: lautlos, im bestimmten Zeitpunkte setzt sich die Wagenreihe in Bewegung, und Aufregung ist weder im Dienstpersonal noch im Publikum. Mir scheinen deshalb die Nordamerikaner äußerlich und innerlich die meiste Aehnlichkeit zu haben mit den Norditaliern, doch will ich eine vielleicht minder rosige Ansicht nicht verschweigen, nach der sie alle aussehen wie alte Juden. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte, oder dort irgendwo in der Nähe.

„Die politische Freiheit, in der eine amerikanische Menschenfrucht emporwächst, möchte ich nicht in einen für uns gar zu unvortheilhaften Vergleich mit derjenigen stellen, die gegenwärtig ein deutscher Bürger genießt; ich finde da in der neuen Welt viel Selbstüberhebung und Unkenntniß unserer deutschen staatlichen Verhältnisse, und auch die allerdings der unsrigen weit überlegene gesellschaftliche Freiheit des nordamerikanischen Lebens hat ihre ganz artigen Dämpfer und Drücker. Aber unsere nationale und politische Größe und Freiheit ist neu, die der Amerikaner sitzt ihnen seit Generationen bereits in Fleisch und Blut, und dazu matscht und panscht jenes Volk in einer großen, einstweilen noch unerschöpflichen Schüssel, während wir uns in Ueberzahl um einen armen Teller drängen und einander die Fersen abtreten. Da haben sie's freilich leicht, großartig zu sein und leben und leben zu lassen, den Mitbewerber zu vernichten und ihm dann mit eigenen Mitteln wieder auf die Beine zu helfen, jede auswärtige Kraft gastlich zu empfangen, weil sie den Nationalwohlstand mehrt, statt wie bei uns die Bissen noch kleiner zu machen. Wo so viele ungehobene Schätze liegen, braucht Niemand kleben zu bleiben, der einmal auf seinen Sitz gefallen ist, und jeder hilft ihm gern auf. Dagegen ist freilich das eingewanderte deutsche Element, bei allen sonstigen Vorzügen, eine etwas verkrüppelte und kleinliche Gesellschaft, voller Neid und Schmähsucht, am meisten hassend und verlästernd, wer von ihnen in die Höhe kommt, und stets bereit, dem, der fällt, noch einen Tritt zu versetzen. Wir kommen eben aus einer engen und dunstigen Stube heraus und finden uns nicht gleich zurecht in der scharfen, freien Luft.

„Im Vergleich damit ist der Nordamerikaner durchschnittlich wirklich ein guter Kerl, „a good fellow", mit schlichtem Sinn und gutem Herzen, und ich selbst habe das bei der Reise durch jenes Land tausendfach erfahren. Der gesellschaftliche Ton ist unter den Amerikanern in der That ein viel besserer als bei uns, und wenn das noch so wenig bekannt ist und so vielfach noch das gerade Gegentheil davon geglaubt wird, so mag das zum Theil daher kommen, daß zwischen dem einheimischen und dem eingewanderten Element in Nordamerika eine ziemlich scharfe Trennung besteht und daß die eingewanderten Deutschen sich sehr und lange gegen den erforderlichen Umwandlungsprozeß zu sträuben pflegen. Die besten deutschen Gesellschaften drüben sind für den amerikanischen Geschmack doch immer noch zu formlos und zu laut.

„....Das Reden ist die Würze der amerikanischen Geselligkeit, wie bei uns das Bänkellied zu Bier und Wein, und ich meine, daß in jener amerikanischen Weise viel mehr Geist und Leben steckt. Denn um jeden Augenblick in der öffentlichen Rede seinen Mann stehen zu können, genügen nicht Uebung, Gewohnheit und Unverfrorenheit allein; es ist ein geistiges Turnier, in dem man nicht ohne klares Wissen und große Herrschaft über sein Denkvermögen bestehen kann. Es heißt eben hier, wie in allen Dingen: „Selbst ist der Mann," und es hilft nichts, eine europäische Berühmtheit, ein Dichter, ein großes Thier zu sein, wenn man nicht bei jeglicher Gelegenheit und zu jeder Stunde mit Ehren den

Mund aufthun kann — gerade wie der amerikanische Geschäftsmann oder Fabrikant sich durchaus nicht um alle Empfehlungen und Zeugnisse kümmert, sondern dem, der Beschäftigung sucht, einfach sagt: „Setze dich hier und zeige, was du schaffen kannst."

„Nur ein Künstler ist der Yankee nicht, und das hat seine guten Gründe. Er liegt doch noch in zu zartem Ringen mit der ungebändigten Natur, und der Kampf, den er um's Dasein führt, ist zwar glorreicher und ergiebiger, aber auch unendlich schwerer als der unsrige. Dieser Kampf, in dem er nicht rastet und erlahmt, erfüllt ihn mit einem hohen Gefühl von Selbstachtung, und er giebt dieser Selbstachtung äußerlichen Ausdruck in Benehmen und Kleidung. Auf letztere legt der Amerikaner unendlich viel mehr Werth als der Deutsche und selbst der Engländer. Und nicht der Dollar ist, wie man um so häufiger hört, weil es unrichtig und schief ist, das Ideal des Amerikaners (denn derselbe wird verschleudert, unermüdlich auf's Spiel gesetzt und in Unsummen für öffentliche Zwecke verschenkt), sondern der Erfolg, der success: die Genugthuung, etwas erreicht zu haben, ersetzt den Amerikanern unsere feineren Genüsse in Kunst und erhöhter Geselligkeit, für die sein Gaumen noch zu hart ist und für deren Ausbau seine Bildung nicht ausreicht. Sein ganzes Denken und Sein geht auf in dieser Jagd nach dem Erfolge; diesem opfert er Wohlbehagen, gesicherten Besitz und Genuß, selbst die Genußfähigkeit."

Ein spanisches Stiergefecht.

Von H. Mann aus der Pfalz.

Der deutsche Kronprinz, Friedrich Wilhelm, machte bekanntlich vor kurzer Zeit dem König von Spanien einen längeren Besuch, der den Politikern viel zu denken gab. In der That der deutsche Fürstensohn wurde auf großartige Weise in dem Lande „wo die Citronen blühn" empfangen und beherbergt. Unter anderen Ehrenbezeugungen ward auch ein echt spanisches Volksfest ihm zur Ehre veranstaltet, ein Stiergefecht. Was ist das: ein Stiergefecht? Dem werthen Leser geht es vielleicht wie mir. Ich hätte schon längst gerne einmal eine wahrheitsgetreue Schilderung eines solchen Festes gehabt. Die Gelegenheit hierzu sollte mir werden. Einer meiner Bekannten, Herr Pfarrer Fleischmann aus K., der vor noch nicht langer Zeit in Spanien reiste, wohnte einem solchen Feste in der spanischen Stadt Sevilla bei und erzählt darüber folgendes:

„Die eigentliche Saison der Stiergefechte war bereits vorüber, und fanden an den Sonntagen im September, in welchem Monate ich Spanien bereiste, höchstens kleine Corridas zwischen geringwerthigen Stieren, deren Hörner mit Kugeln versehen sind, und sogenannte afficionados, d. h. vornehmen jungen Herren statt, welche diesen Sport als Liebhaberei betreiben. Nur der Umstand, daß große Messe gehalten wurde und dem Lande Spanien soeben eine Infantin geboren war, verschaffte uns den Anblick eines Stiergefechtes im großen Style. Hierzulande mag vorkommen, was da will, Revolution, Restauration, Fröhliches, Trauriges, Kirchliches, Weltliches, es wird gewiß durch ein Stiergefecht gefeiert.

Die Bewegung in der Stadt, ob des bevorstehenden Ereignisses war gewaltig. An der Wirthstafel, auf der Eisenbahn, überall hörte man nichts, als das Wort „toro" (Stier). Extrablätter wurden auf den Straßen ausgeboten und reißend abgesetzt, welche den Lebenslauf des berühmten Matadors, genannt „el gordito", enthielten. Ich kaufe auch ein solches und kann versichern, daß man bei uns dem Leben eines großen Staatsmannes oder Schriftstellers nicht so genau nachforschen und nicht solche Bedeutung beilegen würe, wie hier dem eines Stierkämpfers. Haarklein war erzählt, bei wem er die hochberühmte Kunst erlernte, wo er zuerst auftrat, wie er bekannt wurde, wie er einstmals eine schwere Wunde davontrug, aber zum Glücke Spaniens dem Lande erhalten blieb, und wer unter vielen Bewerberinnen die Ehre hatte, die Erkorene des großen Mannes zu werden. Man berichtete mir, im Carlistenkriege sei ein tüchtiger General todtwund nach Madrid gebracht worden. Allein kein Mensch bekümmerte sich um den braven Soldaten, denn ganz Madrid war in Anspruch genommen durch die Fürsorge für einen verwundeten Matador, den Liebling der Damen; die Minister ließen sich jeden Morgen nach seinem Befinden erkundigen und das Volk schleppte Stroh auf die Gasse, um allen Lärm von den Ohren des armen Kranken fern zu halten. —

Schon am Abend vor dem Stiergefecht bemerkte ich, daß die Landleute vor einem Lokal, in dem Billete verkauft wurden, sich beinahe todt drückten, und war deshalb froh, daß wir gesicherte Plätze hatten. Nach 3 Uhr betraten wir den Stierplatz, ein gewaltiges, monumentales Gebäude, ganz genau wie die alten römischen Amphitheater, z. B. das Colosseum in Rom, gebaut. Die Arena ist sehr groß, kreisrund, mit festgestampftem Sand bedeckt, der kurz vor dem Gefecht noch einmal genäßt wird. Rings umher laufen hohe Barrieren, hinter denen sich das bei der Vorstellung betheiligte Personal und die begünstigten Liebhaber, die habitués unserer Coulissen, herumtreiben. Sodann steigen immer in weiteren Ringen steinerne Sitzreihen auf, auf welchen man in der Weise Platz nimmt, daß man seine Füße hinter den Rücken des Vordermannes stellt. Der Stierplatz zu Sevilla mag 18,000 Menschen fassen, aber er ist der größte in Spanien noch lange nicht. Auf der Sonnenseite des Circus befinden sich die billigen, auf der Schattenseite — ombra — die theuren Plätze; hier steht auch die schöngeschmückte Loge des Governador, der das Stiergefecht entweder selbst leitet oder einen hohen Beamten damit beauftragt. Auch Sperrsitze finden sich auf dieser Seite, die durch eine Bedachung vor Sonne und Regen geschützt ist.

Die zum Auftreten in der Arena brauchbaren

e werden in Andalusien — gerade wie bei uns
ngen Hengste in Gestüten — mit großer Sorg=
züchtet und allmählig von den Feiglingen ge=
, da man nur die wildesten, unbändigsten
verwenden kann. Die Unternehmer der
fechte — oft eine Aktiengesellschaft — besehen
erde und suchen sich die, welche ihnen am
gen, selbst aus. Das Veranstalten dieser
e geht gewöhnlich von Privatunterneh=
die einen Theil ihres Reingewinns der
abtreten müssen. Sind die Stiere ein=
oder feig, oder hat der Unternehmer nicht
de zur Hand, um sie durch den wüthen=
mbringen zu lassen, so setzt er sich der
gesteinigt zu werden. Das Wuthge=
ange, bis man in der Nähe irgend=
pferde ausgespannt und herbeige=
lben mögen kosten was sie wollen.
waren die Plätze auf der Sonnen=
gefüllt; man sah da Kopf an Kopf,
her; die Leute harren oft Stunden
ähhitze, um ihres Platzes sicher zu
lig füllte sich auch unsere Reihe —
en in weißen Mantillen fehlten nicht —
waren die Sitzreihen und Gänge so dicht
ß kaum eine Stecknadel zur Erde hätte
nen. Zur Aufrechthaltung der Ordnung
den Eingängen blaue Husaren und im
Infanterieabtheilungen aufgestellt. Drei
, worunter eine Marinekapelle, wechselten
en Vorträgen ab; allein ich kann nicht sagen,
r die spanische Militärmusik — einige wilde
elle Märsche abgerechnet — besonders gefallen
.. Schlag 4 Uhr war der Präsident der corrida auf seinem Ehrensessel, von verschiedenen Tuschen der Musik begrüßt. Ich kam mir vor, als ob ich verzaubert und um 2000 Jahre zurück unter die Römer versetzt sei, so seltsam und fremdartig war Alles, was um mich vorging. Ich hätte gerne meinen Nachbar gebeten, mich in den Arm zu zwicken, ob ich wirklich wach und lebendig sei, allein derselbe konnte sich auf seinem engen Sitze und bei dem fürchterlichen Gedränge selbst nicht rühren.

Nun galoppirte ein Reiter in altspanischer Tracht — spitzer schwarzer Hut mit Feder, große weiße Halskrause, schwarzer Radmantel, seidene Strümpfe und Degen — vor die Tribüne des Governadors, um mit tiefer Verbeugung den Schlüssel zu den Thoren der Arena zu erbitten. Der Präsident wirft ihn herab und der Reiter hat ihn, wenn er nicht ausgepfiffen werden will, im Hute aufzufangen, was ihm diesmal glücklich gelang.

Nun öffnete sich ein Thor und in glänzendem Zuge, von ungeheurem Beifall begrüßt, trat das ganze Personal, das bei dem Gefecht in Wirksamkeit kommen sollte, auf den Schauplatz, um sich in feierlichem Rundgange dem Publikum vorzustellen. Voraus schritten mit stolzer Grandezza die drei Matadore (von matas, tödten), wunderschöne Gestalten von einem Ebenmaß der Glieder, wie ich nie Gleiches gesehen. Ihre Kleidung war die prächtigste, die man sich denken kann. Auf dem Kopfe ein kleiner dreieckiger Hut, unter dem der bekannte kleine Zopf hervorsieht, an dem man jeden Stierfechter sofort erkennt, ein rothes, enganliegendes Wams, auf den Schultern, an der Brust, an den Nähten über und über mit feiner Goldstickerei bedeckt, feine Spitzen am Hals und an Manschetten, enganliegende kurze weiße Hosen, lange feine Strümpfe und Schuhe mit blitzenden Schnallen, über der Schulter ein mit Stickereien bedeckter Mantel von Seide oder Sammet, ein leichter graziöser Schritt und ungemein stolze Haltung. Das ist das Bild eines Matadors, der in Spanien von den Damen vergöttert wird, den man in allen Bilderläden ausgehängt sieht, dessen Händedruck dem jungen Granden erster Classe nicht wenig schmeichelt. In zweiter Reihe schreiten die Banderilleros, so genannt von den Bando's, kurzen, mit Widerhaken versehenen Stäben, die sie dem Stiere in den Nacken stoßen, ebenfalls schöne, mit bunten Wämsern und vielen Stickereien geschmückte Gestalten, die Matadore der Zukunft. Dann kommen die Picadores (von picas, mit der Pike stechen), die traurigsten Figuren des Zuges, ganz in Leder gehüllte, an den Beinen geschienelte Figuren, die mit einer Lanze auf einem elenden Klepper (mageres, altes Pferd) hangen, dem man auf 1000 Schritte alle Rippen im Leibe zählen kann. In früheren Zeiten spielten die Picadores die erste Rolle, die von den Rittern, ja von Kaiser Carl V., übernommen wurde. Da galt es mit dem gewandten, feinen Araber oder dem stolzen Andalusier dem wilden Stiere zuzusetzen, ihn zu überwinden und dabei doch allen seinen Stößen behende auszuweichen; da konnten Roß und Reiter sich im höchsten Glanze zeigen, und was jetzt ein ekelhaftes Schauspiel ist, mag damals ein etwas gefährliches Ritterspiel gewesen sein.

Der Zug verschwindet. Ein Trompetenstoß verkündet den Beginn des Schauspiels. Ich bemerke, daß bei jeder gewöhnlichen Corrida 6, bei königlichen Vorstellungen 8 Stiere getödtet werden. Jeder dieser 6 Akte zerfällt in 3 Aufzüge, in dem ersten wird der Stier durch die Picadores gereizt, im zweiten durch die Banderillos abgehetzt, im dritten durch den Matador erstochen.

Ein Thor gegenüber der Präsidentenloge öffnete sich, ein prächtiger Stier mit abstehenden, spitzen Hörnern springt in die Arena, beschaut sich mit großen, funkelnden Augen die gewaltige Menschenmasse, die ihn mit Zuruf begrüßt, scharrt zornig mit dem Fuße den Sand auf und stoßt ein kurzes, dumpfes Gebrüll aus. Nun kommen auf der andern Seite 5—6 Picadores mit ihren elenden, dem Tode geweihten Kleppern zum Vorschein. Diese Lanzenmänner haben die bedenklichste Rolle; wenn der Stier einigermaßen den gehegten Erwartungen entspricht, so werden sie mindestens zur Erde hingeworfen, daß ihnen die Rippen krachen. Zweimal mußten an diesem Tage solche Gestalten, denen die Beine zerbrochen waren, weggetragen werden. Bald zeigte sich nun, von welcher Rasse der Stier ist, ob ein Held oder ein Feigling (nämlich in den Augen des Spaniers, der denselben mit Beifall und Mißfall, wie die anderen Mitspieler behandelt). Langsam nähert sich ihm der Picador mit vorgehaltenem Spieße, das Pferd zittert gewöhnlich, der Stier steht unbeweglich und schaut den nahenden Ritter von der traurigen Gestalt verächtlich an. Plötzlich senkt er den Kopf, stürzt auf das Pferd zu, bohrt ihm das Horn in die Weiche, daß es mitsammt seinem Reiter zu Boden stürzt. Schnell eilen andere Gehülfen hinzu, um die Aufmersamkeit des wüthenden Thieres von dem erlegten Feinde auf sich zu lenken, denn

sämmtliches Personal versteht es vortrefflich, einander in der Noth beizuspringen. Ist das Pferd tödtlich verwundet, was nur zu wünschen, so erhält es den Gnadenstoß, wo nicht, so wird es aufgerichtet, und noch ein, zwei, dreimal dem Horn des Stieres entgegengestoßen. Man bindet ihm die Augen zu, man stopft ihm Werg in die Wunde, allein ich sah, wie arme Thiere ihre Därme nachschleiften und sich mit den Füßen darein verwickelten. Hätte in diesem Augenblick das ganze spanische Volk ein Gesicht gehabt, ich hätte ihm mit Wollust vor Entrüstung hineingespuckt. Der Stier, durch die Lanzenstöße immer wilder geworden, wendet sich den andern Pferden zu und bereitet ihnen in wenigen Minuten dasselbe Loos, wie ihren Kameraden. Der fünfte unter den auftretenden Stieren, ein gewaltiges Thier, das einmal mit einem Riesensprunge über die Barriere wegsetzte, hatte in fünf Minuten sämmtliche Pferde in der Arena todt in den Sand gestreckt, wofür ihm ungeheurer Beifall lohnte. Ich sah, wie er ein Pferd mitsammt dem Reiter auf das Horn nahm und 10 bis 15 Schritte weit forttrug. Der dritte Stier dagegen war ein ausgesprochener Feigling, der schon vor dem ersten Picador scheu zurück wich, was von dem Publikum mit Hohngeschrei aufgenommen wurde. Er krebste immer mehr, ein Picador wagte es, dem Thiere mit dem Spieß über den Rücken zu schlagen und nun brüllte die Masse: "los perros, los perros", d. h. der Präsident solle das armselige Thier durch Hunde aus der Arena hetzen lassen. In welcher Weise das Thier wegen seines mangelnden Muthes gestraft wurde, davon später. Sind die sämmtlichen Pferde von ihrem Gegner erlegt, oder zeigt sich, daß die Lust zum Angriffe bei dem Stiere nachläßt, so kündigt ein Trompetentusch den Schluß des ersten Aktes an. Die noch bewegungsfähigen Picadores verlassen die Arena und nun treten die Banderilleros, schmucke, reichgekleidete Gesellen, auf den Plan. Es sind ihrer drei und jeder trägt zwei buntbemalte, etwa 50 Centimeter lange mit Widerhaken versehene Stäbe in der Hand, die er von vorn dem Stiere in den Nacken stoßen muß. Die Aufgabe erscheint kitzelig genug und doch ist sie nicht so gefährlich, als die der Picadores, welche auf ihren elenden Schindmähren den ersten Ansturm des wilden Thieres auszuhalten haben, das mit frischer Kraft auf sie losrennt. Jetzt beginnt ein Kampf der körperlichen Gewandtheit mit der rohen thierischen Kraft. Während im ersten Akte — wie er jetzt in Folge der Verwendung von steifen Rosinanten an Stelle arabischer Hengste geworden ist — der Stier die angreifende Rolle hat und der Picador sich mehr defensiv verhalten muß, rückt nun der Banderillero keck dem Thiere entgegen, von dem er allerdings manchmal mit Windeseile über die Barriere weggejagt wird. Durch das Hin- und Herrennen läßt die Kraft des Thieres allmählig nach. Nun ersieht der Banderillero den rechten Augenblick und während der Stier auf ihn losrennt, weicht er mit einem Seitensprunge dem Stoß ein wenig aus, hat aber dabei die beiden Widerhaken links und rechts tief in den Nacken gestoßen. Das Thier brüllt vor Wuth, das Publikum vor Freude. Das Thier wirft sich hin und her, um die Sperre los zu werden, das Publikum wirft dem Helden Cigarren, Hüte, ja den Wamms in die Arme. Ich habe schon erwähnt, wie feig sich der dritte Stier benahm, weßwegen er denn im zweiten Akte seine Strafe erhielt. Es wurden ihm nämlich Widerhaken aufgesteckt, die mit explodirenden Stoffen gefüllt waren, und durch ihr Zischen und Brennen und Knallen das Thier in derartige Alteration versetzten, daß es wirklich in Zorn gerieth und nach spanischer Ansicht (daß Gott sich über ein solches Volk erbarme! H. M.) noch ganz anständig sein Leben beschloß.

Bei dem fünften Stiere, einem prächtigen Thiere, von dessen Kraft ich schon erzählte, mußte der berühmte Matador, el gordito, ein Bravourstückchen ausführen. Das Volk schrie unaufhörlich: "la silla, la silla", bis endlich ein Strohstuhl gebracht und in die Arena gestellt wurde. Der Matador setzte sich auf den Sessel und wartete gemüthsruhig ab, was der gewaltige Gegner nun zu beginnen gedächte. Der Stier blieb plötzlich stehen, schaute vor sich, als traue er seinen Augen nicht. Der Matador winkte ihm lächelnd mit einem seiner Stäbe heran; nun stößt das Thier ein Wuthgebrüll aus und stürzt auf den Verwegenen los. Der kühne Mann bleibt ruhig sitzen, bis sein Feind fast vor ihm war, nun folgte ein blitzschneller Seitensprung, ein Stoß und der Sessel lag zwar in Trümmern, allein der Stier hatte die Haken richtig im Nacken. Das Volk war wie toll vor Begeisterung über dieses Stück, zu welchem allerdings ein außerordentlicher Grad von Kaltblütigkeit und Gewandtheit erforderlich ist. Hat das Thier endlich seine sechs Widerhaken an Ort und Stelle, so zeigt ein zweiter Trompetenstoß an, daß auch dieser Akt geschlossen sei und der Matador die Schlußarbeit zu beginnen habe. Er tritt mit stolzem Schritt in den Kreis, salutirt den Präsidenten und dann den Stier und sucht nun diesen, der schon ziemlich ermattet ist, in eine Stellung zu bringen, worin er ihm den Todesstoß versetzen kann. Ueber seinem Degen hängt ein rothes Tuch, mit dem er den Stier anlockt und dessen Stöße parirt. Einige Male gelang es dem Thiere, den Matador mit Hinterlassung des Tuches aus der Arena zu jagen, wofür es gebührenden Beifall davon trug. Endlich steht es einmal still, neigt den Kopf etwas vorwärts und starrt den Gegner an, der langsam herantritt, den Degen hochhebt und ihn in blitzschnellem Schwunge dem Stiere tief in den Nacken hineinstößt. War der Stoß richtig geführt, dann beginnt das Thier alsbald zu zittern und zu wanken, es stellt die Füße breit nach außen, dann bricht ein Blutstrom aus dem Halse, die Hinterfüße sinken und ein Gnadenstoß mit einem Knicker macht dem erlöschenden Leben ein rasches Ende. In solchem Falle ist der Beifall, den der Matador erntet, ungeheuer, die Musiken spielen und die wahnsinnige Menge schleudert ihm Alles herab, was es in die Hände bekommt. Er dankt vornehm, wirft Mützen, Hüte, Fächer u. s. w. über die Barrieren zurück, steckt Cigarren und dergleichen in die Tasche und verläßt stolz den Kampfplatz. Wurde der Stier nicht richtig getroffen, dann mag der Matador seine Haut salviren, um der Wuth des ergrimmten Gegners zu entrinnen. An einem mußte der Stoß dreimal wiederholt werden, ehe er Widerstand und Leben aufgab. Ist der Stier todt, so öffnen sich zwei Pforten, aus welchem mit rothen Trodbeln geschmückte Maulthiere herausrennen, um nach der einen Seite die Leiche des Thieres, nach der andern die gefallenen Pferde wegzuschleifen. Die Blut-

spuren werden verwischt und der alte Tanz beginnt auf's Neue, bis 6 Stiere der Wuth des Volkes zum Opfer gefallen sind. Die Sonne vergoldete den Prachtbau der gegenüberliegenden Giralda, als das blutige Schauspiel zu Ende ging.

So weit der wahrheitsgetreue Bericht meines Freundes. Er fährt dann fort und schließt wie folgt: Welchen Eindruck es auf mich machte? Als der erste Stier gefallen war, hätte ich gerne das Haus verlassen, wenn es möglich gewesen wäre. Man gewöhnt sich aber an Alles, auch an Blutvergießen und Unmenschlichkeit. Doch empörte sich mein Gefühl tief gegen derartige Schauspiele, die ein Volk verrohen oder wenigstens in seiner wilden Grausamkeit erhalten müssen. Können wir aber den Maßstab unserer Civilisation an das spanische Volk legen, ein Volk, dem römisches und arabisches Blut in den Adern rollt, über dessen schönste Gefilde noch der Halbmond herrschte, als bei uns (in Deutschland) Luther geboren wurde? Ein Volk, das seine vielen Bürgerkriege und seinen Verzweiflungskampf gegen Napoleon mit unmenschlicher Grausamkeit geführt hat? Und wie soll es anders werden, wenn die erziehenden Gewalten solche Spiele dulden, ja begünstigen? Wenn Königin Isabella, die mit der Tugendrose geschmückte, die Stierfechter und die Stiergefechte gleich heiß liebte, wie soll man es der Provinzdame verübeln, wenn sie sich zu einem solchen Schauspiele wie zum höchsten Kirchenfeste schmückt? Und hätte die früher allmächtige katholische Kirche nur halb so viel Energie auf Abstellung der Stierkämpfe gewendet, wie auf die Ausrottung der Ketzer, sie wären schon lange verschwunden. So aber bestehen sie und zwar nicht als verächtliches Possenspiel, das im Aussterben begriffen ist, sondern als die Blüthe des spanischen Volkslebens, als der höchste Genuß und das liebste Vergnügen, welches der Spanier kennt. Ein Städtchen, das keinen Stierplatz hat, wird verspottet, wie ein zweites Schilda und Liebhaber aus den höchsten Ständen, die nach einem Lobeswort des Matadors lechzen, ahmen an den freien Sonntagen dessen gefährliches Spiel in ungefährlicher Weise nach. Der Eindruck eines Stiergefechtes verschwindet nicht rasch. Extrablätter verkünden auf den Gassen genau den Hergang, schildern jeden Stier, wie er aussah, wie viel Pferde er erlegte und wie er geendet. Und an allen Wirthschaftstafeln hört man nur die Worte toro und corrida, denn von nichts Anderem sind alle Gemüther erfüllt. Vorwürfe mache ich dem spanischen Volke nicht, daß es auf einer anderen Culturstufe steht und eine andere Erziehung erhielt als wir, aber es sind solche Spiele doch ein häßlicher, dunkler Fleck in seinem Charakter, der mir sonst so wohl gefallen hat."

Wir fügen dem bei: Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. Spr. Sal. 12, 10. Noch kennt das spanische Volk dieses Schriftwort nicht, weil es die Bibel nicht kennt. Aber die Morgenröthe ist angebrochen. Eine, wenn auch noch kleine Anzahl evangelischer Missionare sind in diesem sonst so schönen Lande thätig und von Jahr zu Jahr gewinnt das Evangelium an Boden, trotz der immer noch mannigfach beschränkten Religionsfreiheit. Volk Gottes! flehe ernstlicher: Herr, dein Reich komme!

Die Gottesgerichte im Mittelalter.

Von G. Hautzer.

Die Rechtspflege wurde von den Künstlern des Mittelalters mit dem Bild einer Frauengestalt mit einer Binde um die Augen und einer Wage in der einen und einem Schwert in der andern Hand dargestellt. Mit dieser Binde um die Augen wollten sie ohne Zweifel anzeigen, daß der Richter in seinem Urtheil gegen allen Eigennutz, Parteilichkeit und Bestechlichkeit blind sein und nur nach Recht und Wahrheit handeln soll. Das Bild zeigt jedoch auch zugleich, wie das Ideal der Gerechtigkeit im Gerichtswesen selbst in den finstersten Zeiten bis zu einem gewissen Grade sich immer geltend machte. Freilich ist auch unser heutiges Justizwesen, die Frucht einer langjährigen Saat, noch lange nicht das, was es sein soll: Selbstsucht, Herrschsucht, Gewinnsucht und wie die „Suchten" alle heißen, ranken gleich Schmarotzerpflanzen an dem Baume hinauf und verkümmern seine Früchte, die er zum Schrecken der Verbrecher und zum Trost und Schutz der Unschuldigen tragen soll.

Im Mittelalter, wo die Schutzwehr vernünftiger Gesetze noch nicht recht vorhanden war; wo keine Gerichtshöfe mit Geschwornen, welche Kläger und Verklagte vernehmen, waren; wo Aberglaube und Barbarismus nicht selten auf dem Richterstuhl saßen, standen die Dinge in einem solch kläglichen Zustand, von denen wir heute uns kaum noch einen richtigen Begriff machen können; ja wir versöhnen uns gerne mit dem heutigen Verfahren beim Gericht, mit ihren langen Voruntersuchungen, Verhören, Protokollen und Vertheidigungen im Hinblick auf jene Zustände, wissen wir doch, daß trotz allem dem oft noch ganz bedeutend mit dem Urtheil neben das Ziel geschossen wird.

Im Mittelalter durfte sich jeder vor Gericht auf Gottes Ausspruch berufen; konnte nun nicht gleich entschieden werden, wer schuldig oder unschuldig sei, so unterwarf man die Parteien einer Probe, durch die Gott, meinte man, selbst den Ausspruch thue. Dergleichen Proben nannte man Ordalien oder Gottesurtheile und sie bestanden vornehmlich in der Feuerprobe, der Wasserprobe, der Kreuzesprobe und dem gerichtlichen Zweikampf. Vor dem Bestehen einer solchen Probe nahm man das Abendmahl und unterwarf sich noch verschiedenen Ceremonien. Wer die Probe glücklich bestand, wurde dann immer für unschuldig erklärt.

Die Feuerprobe bestand darin, daß der Angeklagte zwischen zwei nahe neben einander angezündeten Feuern hindurch ging oder 4½ Schritte mit einem glühenden Eisen auf der Hand laufen mußte. Dann wurde die Hand verbunden und versiegelt. Wenn nach 3 Tagen keine Wunde zu sehen war, so hielt man den Angeklagten für unschuldig. Die Probe mit kochendem Wasser erforderte, daß der Angeklagte die Hand in siedendes Wasser oder Oel steckte und einen Ring oder ein Geldstück vom Boden des Gefäßes herauf holte. Dabei verfuhr man wie bei der Feuerprobe; man nannte dies auch den Kesselfang. Die kalte Wasserprobe bestand darin, daß man den Angeklagten an Händen und Füßen gebunden in's Wasser warf.

Sank er unter, so wurde er mit einem Stricke, der um den Leib gebunden war, geschwind wieder herausgeholt und losgesprochen; schwamm er aber, so war er schuldig.

Die Kreuzprobe bestand darin, daß beide Theile, der Kläger wie der Verklagte, sich mit ausgebreiteten Armen an ein Kreuz stellten. Wer in dieser Stellung am längsten aushielt, hatte Recht, der andere wurde bestraft. Alle diese Proben aber hielt der Mann, welcher das Recht hatte, die Waffen zu führen, seiner unwürdig und unterwarf sich lieber dem gerichtlichen Zweikampfe. Die Probe war die gefährlichste, thörichteste und unsittlichste, weil dabei der eine Theil gewöhnlich das Leben einbüßte und Schuld oder Unschuld von der Stärke der Faust oder von der Gewandtheit des Körpers abhängig gemacht wurde. Dennoch war der Zweikampf das gewöhnlichste Mittel, die Unschuld zu beweisen. Daraus entstanden die noch in manchen Ständen vorkommenden Duelle, die also den barbarischen Zeiten ihren Ursprung verdanken.

Unser deutsches Vaterland ist besonders reich an solchen Gottesurtheilen, die im Mittelalter so häufig in Anwendung kamen. Zwei sollen hier ihren Platz finden:

Unter der Regierung Ludwig des Stammlers wurde die Gräfin von Gatianois beschuldigt, ihren Gemahl vergiftet zu haben und die gegen sie sprechende Beweise schienen so klar wie möglich. Die Verwandten und Freunde, ja alle Welt verließ sie. Sie sah sich nun auch gezwungen zum Zweikampf ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Leben zu retten. Doch auch hier stieß sie auf Widerwärtigkeiten; ihr Ankläger Guntram, Bruder ihres Gemahls, war so gefürchtet, daß keiner in den Schranken sich mit ihm zu messen wagte. Schon zweimal war auf dem, von einer zahlreichen Volksmenge besuchten Turnirplatz der Aufruf erklungen, der Herold sollte die Signale angeben — umsonst — kein Kämpfer stellte sich ein und die unglückliche Gräfin, bleich und zitternd, sah flehenden Blickes hinüber zu der Menge, mit Seelenangst harrend, daß für ihre Sache ein Streiter erscheine. — Zum dritten Mal erscholl der Ruf der Trompete und Guntrams Gesicht strahlte vor teuflischer Freude, denn er wollte seines Bruders Weib verderben. Da plötzlich trat ein schöner junger Mann, kaum achtzehn Jahre alt, in die Schranken, Ingegler, der Sohn eines Edelmannes,— und Guntram maß ihn mit verächtlichem Blick, wie einst Goliath den Knaben David.

Der Kampf begann; beide Streiter thaten Wunder der Tapferkeit. Guntram besaß große Stärke, Ingegler große Gewandtheit, durch diese parirte er zwanzig Mal die wuchtigen Hiebe seines Gegners und entging dadurch dem sicheren Tod. Endlich jedoch führte Guntram einen Streich, welcher seinen Gegner verwundete und zurückwarf. Er schien besiegt und mitleidvoll pochten die Herzen der Menge, welche der edle Jüngling für sich gewonnen hatte; dennoch, obgleich sein Blut den Boden röthete, raffte Ingegler sich wieder auf, er sah den günstigen Augenblick, bei dem indessen sicher gewordenen Gegner und — tödtete ihn.

Ein anderes Gottes-Urtheil von eigener Art, wenn auch nicht ein Zweikampf, wurde einmal in Frankfurt a. M. über einen Mann verhängt.

Wer Anfangs der sechziger Jahre mit dem Schreiber die Eschenheimerstraße entlang nach der Promenade gegangen wäre, wie er dies oft zu thun pflegte, hätte oben auf einem Thurme, der seiner Zeit zur Stadtmauer gehörte, eine Art Wetterfahne gesehen mit verschiedenen Löchern. Die Geschichte sagt hierüber Folgendes:

In diesem Thurme, der einst als Gefängniß diente, saß ein berüchtigter Wilddieb, der seinem Urtheil entgegen harrte. Er war als ein vortrefflicher Schütze bekannt, und wenn man ihm auch gerade keine schändliche That nachsagen konnte, so war ein Wildfrevel in jenen Tagen doch schon genug, das hochpeinliche Gericht zu bestimmen, ihn unschädlich zu machen.

Düster und niedergeschlagen saß der Gefangene in seiner Zelle in jenem Thurm und drehte dem Sonnenstrahl den Rücken, der durch das vergitterte Fenster in sein Gemach geschlichen kam und ihn hinauslocken wollte in die grünen Fluren, wo Alles so geschäftig und belebt des wärmenden Strahles sich freute; die Sonne und der Schütze kannten sich und waren alte Freunde, und als Letzterer gar nicht sich umdrehen wollte, bleichte der Strahl sichtbar ab und zog sich langsam und traurig die Wand hinauf durch das Fenster zurück.

Mißmuthig über sich und die ganze Welt, warf der Gefangene sich auf seine Pritsche und versuchte zu schlafen; indessen aber öffnete sich seine Kerkerthür und der Rathsdiener weckte ihn mit einem rohen Stoße aus dem Schlafe, aus dem er halb trunken und ohne sich gleich erinnern zu können, wo er sich befand, auffuhr.

Bald jedoch sollte er Letzteres inne werden, denn zwei Gesandte des hohen Rathes standen vor ihm und verlasen ihm das Urtheil, welches auf Tod lautete, Tod durch den Strang.

„Das ist eine Sünde, ihr Herren,“ ergriff der Schütze das Wort, nachdem er das Urtheil gehört hatte, „denn ich habe nichts gethan, als die von Gott uns gegebenen Thiere geschossen, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Das Thier ist immer doch ein Thier und einen Menschen darum tödten zu wollen, ist eine schwere Sünde, die Gott strafen wird.“

„Ihr seid als ein gefährlicher Schütz bekannt,“ entgegnete ihm einer der Urtheilsverkünder, „und eure Schützengenossen und die löbliche Schützengilde klagen euch des Bundes mit dem Bösen an, und daß er euch zu Freikugeln verhelfe.“

„Das ist gelogen und zum Beweis erbiet' ich mich mit meiner Büchse, vor aller Augen und mit Pulver und Blei, das gesegnet ist, in die Wetterfahne des Thurmes neun Kugeln zu schießen, die eine Zahl bilden müssen.“

„Ei, wenn ihr das vollbringen könnt, so schlagt ihr freilich den Hauptgrund eurer Verurtheilung nieder. Bedenkt aber wohl, daß ihr damit den Höchsten herausfordert, der sich nicht spotten läßt.“

„Ich kann's,“ entgegnete der Schütze stolz, „denn ich bin unschuldig und außer einigen tollen Streichen mich keines Verbrechens vor ihm bewußt.“

Die Kunde dieses Vorfalls drang blitzschnell durch die Stadt und die Bürger sowohl, die schon Antheil genommen hatten an dem Schicksale des kühnen Schützen, und sich für sein wundersames Vertrauen auf seine Geschicklichkeit interessirten, drangen in den Rath und forderten, daß man den Schützen be-

gnadigen solle, wenn es ihm gelänge, seine Behauptung zu verwirklichen.

Dem Schützen wurde mitgetheilt, daß der Rath seine Geschicklichkeit sehen wolle und wenn es ihm gelänge, seine Behauptung zu bewahrheiten, soll er begnadigt und aller Strafe los und ledig sein. Träfe aber nur eine Kugel nicht oder schlösse sie sich nicht an die andere zur Bildung der Zahl an, so müsse er unfehlbar sterben.

Der Schütze war damit zufrieden und der andere Tag wurde bestimmt, seine Geschicklichkeit zu beweisen.

Eine ungeheure Volksmenge drängte sich an dem andern Morgen um den Fuß des Thurmes in der Eschenheimergasse, der damals noch mit dem Stadtwall verbunden war, von dem aus man in denselben schritt; die Schützengilde stellte sich auf dem Walle auf und der Schützenmeister bereitete sich vor, die Kugel zu gießen, welche über das Leben des Gefangenen entscheiden sollten.

Dieser wurde endlich selbst herausgeführt und nochmals von einem Pater angesprochen, der ihm in das Gewissen redete, Gott nicht zu versuchen, wenn seine Geschicklichkeit nicht in ihm, sondern in der Hilfe des Herrn läge.

„Habt nur Geduld, ehrwürdiger Pater," sprach der Schütze, „mit Gott und St. Huberts Hilfe schreib' ich die Antwort dort auf die Blechtafel der Fahne."

Unter seiner Anordnung lud jetzt der Schützenmeister die Radbüchse des Gefangenen und händigte sie ihm ein.

Lautlose Stille herrschte über der versammelten Menge, als er die Büchse nahm und anlegte; als aber nach dem Knall das krächzende Herumfahren der Fahne verkündigte, daß er getroffen und auch ein Loch in der Tafel der Fahne schimmerte, machte sich die Spannung in einem jubelnden Geschrei Luft, und Mützen und Hüte schwenkten sich über den Köpfen der Menge.

Der Schütze legte wieder an; es war stille. Die Fahne drehte sich nach dem Knall herum und ein zweites Loch schimmerte herab und wurde wieder mit unendlichem Jubel begrüßt.

Neunmal schoß der Schütze und neunmal schmiegte sich die Kugel auf die Bahn, die der kundige Waidmann ihr durch sein Rohr zu geben wußte. Als mit der letzten Kugel die 9 fertig war, sank er auf die Knie und alle Anwesenden entblößten die Häupter und beteten mit ihm aus der Fülle des Herzens.

Reich beschenkt schritt am Abend dieses Tages der Gerettete durch das Thor, das Zeuge seiner Schießprobe gewesen, und von da an soll er ein braver und und allgemein geachteter Forstwart geworden sein. Nie mehr aber kehrte er nach Frankfurt zurück, denn diese Stadt war ihm zum Entsetzen geworden.



Die ewige Verdammniß der Gottlosen,

oder

Gründe, warum der Mensch keine Probezeit nach dem Tode zu hoffen hat.

Von F. Kinder.

Die Ansicht, daß den Menschen, welche in ihren Sünden sterben, eine zweite Probezeit in jener Welt beschieden sei, hat von Zeit zu Zeit ihre Vertreter gefunden und ist vornehmlich in jüngster Zeit von rationalistisch angehauchten Theologen wie Canon Farrer und H. Ward Beecher mit großer Keckheit vor das Publikum gebracht worden. Die alte Bibellehre, daß mit dem Tode die Probezeit ein Ende habe und das Schicksal des Menschen nun ein- für allemal entschieden sei, wird von den Vertretern einer zweiten Probezeit als eine finstere, grausame Verordnung Gottes, welche der gesunden Vernunft, den edelsten Gefühlen des Herzens, der Güte und Gerechtigkeit Gottes durchaus widerspreche, mit großer Heftigkeit als eine himmelschreiende Ungerechtigkeit verworfen. Sollte der Gott der Liebe dem Menschen nur diese einzige Gelegenheit, nur diese kurze Probezeit gegeben haben, und in dem kurzen Problem dieses Lebens die unabänderliche Entscheidung unseres ewigen Schicksals abhängig machen? Man behauptet, daß diese Annahme eine Lästerung der Güte und Weisheit Gottes sei! Es müßte scheinen als wäre uns diese Probezeit nur zum Fallstrick gesetzt, damit wir gefangen würden! Wir beginnen, sagt man, ja dieses Leben in kindlicher Unwissenheit und sind kaum durch Erfahrung zu der nöthigen Erkenntniß gelangt, wie wir unser Leben weislich einrichten mögen, wenn uns der Tod schon wieder plötzlich dahin rafft. Wenn Gott wirklich die Absicht hat, das Beste für den Menschen zu thun, warum sollte er uns nicht eine zweite Probezeit, eine längere und vielleicht günstigere Gelegenheit geben, damit wir vergangene Fehler vermeiden und das Unrecht der ersten Probe wieder gut machen könnten? Sollte der Mensch in seiner ersten Probe nicht vieles gelernt haben und durch das Eintreten in jener Welt, durch den Tod, nicht solche Erkenntniß erlangt haben, die er nun unfehlbar zu seinem Heil anwenden würde? Wäre es nicht wahrscheinlich, daß alle, aus einer zweiten Probezeit, in der sie ihr Leben gleichsam wieder überleben, aber unter vermehrter Erkenntniß und günstigeren Verhältnissen, als erneuerte und völlig erlöste Wesen hervorgehen würden? Die Lehre von der ewigen Verdammniß der Gottlosen ist eine schauerlich ernste; sie erfüllt die Seele mit Schrecken und erregt zu Trauer und Mitleid. Unter allen Räthseln der göttlichen Regentschaft ist sie das schrecklichste! Wird denn Gott ewiglich verstoßen und den Verlornen in der Hölle keine Erlösung mehr gewähren? Die schmerzlichsten Zweifel und Kämpfe mancher Theologen sind über diese Lehre entstanden und die verschiedenartigsten Lehren sind im Laufe der Zeit erfunden worden, welche zwar alle eine Bestrafung nach dem Tode annehmen, aber die ewige

Dauer derselben verwerfen. Die Lehre vom Fegefeuer, die Theorie der Universalisten, die Wiederbringung aller Dinge, die Vernichtungstheorie und endlich die jetzt beliebte zweite Probezeit oder die „ewige Hoffnung“ auch aus der Hölle erlöst zu werden, sind lauter Versuche, die ewige Dauer der Höllenstrafen abzuschaffen.

Es ist aber nicht zu verkennen, daß alle Argumente gegen diese Lehre weder in der Bibel, noch in der Vernunft, oder der Natur der Sache, sondern in einer weichlichen Sentimentalität ihren Grund haben! Wir wollen daher die Gründe angeben, warum es eine weise und gütige Verordnung Gottes ist, daß er dem Menschen nur diese Eine Probezeit gegeben hat, und warum er keine Probezeit nach dem Tode und keine Erlösung aus der Hölle zu erwarten hat.

1. Die heil. Schrift lehrt, daß der Mensch nur eine Probezeit hat und diese endet mit dem Tode. „Es ist dem Menschen einmal (ein für allemal) gesetzt zu sterben und darnach dies Gericht.“ Ich führe das biblische Argument hier zuerst an, weil die „ewigen Dinge“ uns nur durch die Offenbarung bekannt sind und daher die Lehre der Schrift in dieser Frage die entscheidende Autorität ist. Es muß nun jedem Unbefangenen klar sein, daß die Bibel einstimmig den Menschen auffordert, dieses Leben als seine einzige Gelegenheit wohl auszukaufen, denn hier muß er seine Wahl treffen; hier bestimmt er sich für Himmel oder Hölle. Diese eine Probezeit genügt für jeden Menschen. Ist sie dahin, so ist sein Schicksal entschieden, unwiderruflich, für ewig entschieden. Man hat dagegen eingewandt, ob es sich mit der Güte und Weisheit Gottes vereinigen lasse, daß er dem Sünder nur eine Gelegenheit gebe und von den paar kurzen Jahren dieses Erdenlebens sein Schicksal für alle Ewigkeit abhängig mache? Wäre es eine erwiesene Thatsache, daß mehr als eine Probezeit dem Sünder unfehlbar zum ewigen Heil gereichen müßte, so würde Gott in seiner Güte nicht nur eine zweite, sondern so viele als nöthig wären, aller Heil zu bezwecken, verordnet haben. Aber es sprechen viele Gründe dafür, daß das Resultat keineswegs ein günstiges sein würde, sondern daß sich vielmehr die Güte und Weisheit Gottes viel herrlicher offenbart, darin, daß er dem Sünder nur eine Probezeit verliehen hat, als wenn er eine ganze Anzahl verliehen hätte.

a) Denn wir haben gegründete Ursachen zu der Annahme, daß der Mensch, welcher die erste Probezeit so schnöde mißbrauchte, auch die zweite mißbrauchen würde. Es ist ein Grundirrthum anzunehmen, daß die vermehrte Erkenntniß und Erfahrung, welche der Tod und das Eintreten in jene Welt bringen, absolut zur Besserung führen müßten. Das bloße Wissen bessert weder hier noch dort! Und die bittersten Erfahrungen machen Millionen Sünder hier weder weise noch fromm. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß die günstigste Zeit zur Besserung hier nicht das Alter, die Zeit vermehrter Erkenntniß und viel bitterer Erfahrungen ist, sondern vielmehr die Zeit der Jugend, der geringeren Erkenntniß und Erfahrung. Die Grundbedingung in der Erneuerung einer Menschenseele ist nicht das Wissen, durch sündige Erfahrung erworben, sondern die edleren Gemüthsanlagen, Gefühle, Aspiration und Prinzipien des Herzens. Der Mensch kann leider von der Erkenntniß und Erfahrung im Bösen zu viel erlangen, welche er zu theuer erworben hat mit verderblichen Lastern und selbstruinirenden Gottlosigkeiten. Was kann aber solch traurige Erkenntniß, die wie ein Brandmal der Sünde sich dem Geiste aufgeprägt, der Seele zu ihrer Besserung nützen? Ist nicht gerade die wirkliche Ursache, warum so viele hier nie wahre Gottesmenschen werden wollen und können, weil sie in der Erkenntniß des Bösen zu weit vorangeschritten und ihr Wissen zu theuer erkauft haben? Ihre Erkenntniß hat sich wie ein Gift in ihr Inwendiges gefressen und alle noblen Regungen, welche ihm von Gott verliehen, waren als Grundkapital und Möglichkeit einer besseren Zukunft — zerstört!

b) Aber selbst wenn eine zweite Probezeit wahrscheinlich wäre, würde sie unter viel ungünstigeren Umständen angetreten werden und darum dem Menschen viel weniger Aussicht auf einen glücklichen Ausgang bieten, als die erste Probezeit. — Es ist vor Allem zu bedenken, daß er die zweite Probeperiode da anzutreten hätte, wo die erste endete! Es wäre eine Unmöglichkeit, die zweite Probe, wie die erste, im Stande der kindlichen Unschuld zu beginnen! Es ist vielmehr die in Sünden gereifte und versteckte Seele mit all ihren Sünden, Lastern, Brandmalen und Gewohnheiten, womit sie aus dieser Welt schied. Es ist kein neues unschuldiges „Ich“, sondern die alte, sünde- und fluchbeladene Persönlichkeit, mit der ganzen Geschichte einer vergeudeten Probezeit auf dem Gewissen! Die erste Probe begann er als Kind der Unschuld unter der Rechtfertigung des Lebens, mit zartem Gemüth, als Schützling der Engel, über den die Verheißung des Himmelreichs schwebte! Die zweite Probe tritt er an als Kind der Verdammniß, mit verstocktem Gemüth, in der Gemeinschaft böser Geister. Kann es eine so verwegene Vernunft geben, die aus einem solchen Anfang ein glückliches Ende zu folgern wagt?

c) Sollte nun aber auch die zweite Probe ebenso erfolglos enden, wie die erste, würde nicht der Fluch und die Verdammniß eine zwiefach größere sein?

2. Eben so bestimmt lehrt die Bibel, daß die Strafe der Gottlosen ewig dauert. In unzweideutigen Worten lehrte Jesus, der „treue Zeuge“, daß an jenem Tage die Gottlosen in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben. Diese Bibelstelle kann nicht mißverstanden werden, hätte der Herr weiter nichts über ewige Dinge gelehrt, so würde diese Stelle allein unwiderleglich die ewige Fortdauer der Verdammniß lehren.

Es wird dem feinsten Kniffer einer rationalistischen Auslegung niemals gelingen, diesen Worten einen anderen Sinn beizulegen, als eine endlose Fortdauer der Seligkeit der Gerechten und der Verdammniß der Gottlosen. Aber unser Herr hat bei vielen Gelegenheiten mit großem Ernst und Nachdruck gepredigt, daß der breite Weg zur Verdammniß führe, und zwar zu der Verdammniß, wo ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöschet, wo vielmehr der Rauch ihrer Qual aufsteigen wird von Ewigkeit zu Ewigkeit; das ewige Ver-

derben vor dem Angesichte Gottes, welches ist der andere Tod. Mit diesen ernsten Worten bestätigt und versiegelt der Sohn Gottes, als der „treue und wahrhaftige Zeuge", die Lehre von der ewigen Verdammniß.

Man erhebt gegen diese ernste Lehre den Einwand: Es vertrage sich nicht mit dem Charakter Gottes, als Vater, einen Theil seiner Kinder auf ewig zu verstoßen. Die Lehre sei eine Entehrung seines Charakters und eine Beleidigung seiner Güte und Weisheit! Gott sei die Liebe, er wolle die Glückseligkeit all seiner Kinder, er sei allmächtig und werde seinen Zweck erreichen. Darauf müssen wir erwidern:

3. Die Güte und Weisheit Gottes hat hier alle Mittel und Wege erschöpft, ohne die Glückseligkeit aller zu bezwecken oder ihre Verdammniß verhindern zu können. Welchen Grund haben wir zu der Annahme, daß die Bemühungen der Güte und Weisheit Gottes in einer zweiten Probezeit erfolgreicher sein würden? Vielmehr würde die Annahme, daß die Güte und Weisheit Gottes dort kräftigere und absolut erfolgreiche Mittel anwenden wird, eine schwere Anklage gegen Gott sein, daß er nicht solche Mittel hier schon angewandt, daß er also nicht alles gethan habe, was seine Güte und Weisheit vermochte, um hier die Glückseligkeit aller zu bezwecken und ihre Verdammniß zu verhüten. Aber die Schrift erklärt, daß Gott alle Mittel der Gnade und Liebe aufs Aeußerste angewandt und noch im Scheiden von dem Gottlosen bezeugt er bei seinem eigenen Leben: „Ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen!" Die Verdammniß ist des Menschen eigene Wahl! Der Gott der Liebe kann diese Wahl nicht mit Gewalt verhindern, — er müßte denn die Freiheit des Menschen aufheben! So wenig wie er dem Selbstmörder wehrt, den Giftbecher zu nehmen, kann er dem Sünder wehren, sich in die Verdamniß zu stürzen. Die Güte, Liebe und Weisheit Gottes steht daher ebensowenig im Widerspruch mit der ewigen Verdammniß, wie die Liebe und Güte eines Vaters, welche er an einen „verlorenen Sohn" vergeblich anwandte, damit im Widerspruch steht, daß der Sohn endlich Selbstmord begeht. Der Gottlose fährt in die Verdammniß, nicht weil Gott ihn dahin verstößt, sondern weil er allen göttlichen Mahnungen und Warnungen zuwider gewaltsam dahin wollte. Gott verdammt Niemand! Die Sünde ist es, die Verdammniß zu ihrem Lohn hat. Der Sünder fährt in die Hölle, welches der Ort ist, wofür er sich mit seinen Sünden vorbereitet, wo er sein Element und seine Genossen findet, wohin er mit Gewalt gestrebt hat. Der Richter giebt es an jenem Tage nur zu, daß der Mensch in die Verdammniß fahre, wofür er sich hier mit Fleiß vorbereitet hat! Es ist keine Strafe, welche willkührlich und gewaltsam von Gott audiktirt wird, es ist vielmehr die natürliche Folge seiner Unbußfertigkeit, der Lohn seiner Werke, die Ernte seiner Sünden-Saat. Der Mensch selber hat seine Wahl getroffen, der Richter der ganzen Welt kann nicht anders, er kann den Frommen nicht verdammen, er kann den Gottlosen nicht selig machen.

4. Eine zweite Probezeit ist ferner deshalb unmöglich, weil es nach den dem menschlichen Geiste anerschaffenen Eigenthümlichkeiten selbst in jener Welt keine andere Mittel zur Erlösung geben kann, als hier schon angewandt wurden. Die Erlösungsbedürftige Natur der Seele und die Erlösungsmittel stehn in unveränderlicher Beziehung zu einander, — wie hier, so auch dort! Oder sollten dort vielleicht neue, außerordentliche Mittel angewandt werden, so müßte zuvor eine Neuschöpfung der Seele — etwa durch den Tod? — stattfinden, damit die neuen Mittel sie beeinflussen könnten. Nach der gegenwärtigen Beschaffenheit der Seele sind uns nur zwei Mittel denkbar, nämlich Drohung und Verheißung, Gesetz und Evangelium. Und eine Erneuerung der Seele, die allein vom Bösen befreit, ist nur auf dem Wege der Buße, des Glaubens, der Wiedergeburt möglich! Oder sollte dort vielleicht eine neue Gnadendispensation beginnen und den Verlornen ein neues Evangelium der Erlösung verkündigt werden? Ja, wenn es denkbar wäre, daß der Gott der Liebe ein neues Golgatha mitten in der Hölle errichten würde, könnte er einer mächtigeren, herzgewinnenderen Ausdruck seiner Liebe geben, als er es bereits hier gethan? Darum verkündigt auch die Schrift im heiligen Ernst: „Es ist in keinem andern Heil" und „so Jemand den Sohn Gottes verachtet, giebt es hinfort kein anderes Opfer mehr für die Sünde, sondern ein schreckliches Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird."

5. Die Hoffnung, daß die Schrecken der Ewigkeit und die Qualen der Verlornen sie endlich zur Umkehr bewegen und den Ausgang einer zweiten Probe mit Sicherheit zu einer glücklichen machen würden, ist eine gänzlich unbegründete. Die Natur der Sache und die Erfahrung bezeugen das Gegentheil! Können Millionen Jahre der Höllenpein Liebe zu Gott erzeugen? oder die Qualen der Hölle den Sünder bekehren? Es wird zwar behauptet: alle Strafe habe nur den einen Zweck — zu bessern, also müßten auch die Strafen der Hölle den Zweck haben, die Verlornen zu Gott zurück zu führen. Die Strafe sei immer nur ein Mittel zur Besserung, nie aber bloßer Zweck. Daher könne Gott unmöglich die Verlornen quälen, nur um sie zu strafen, sondern er müsse Besserung und darum Erlösung im Sinne haben. Aber die Absichten Gottes möchten immerhin die allergnädigsten sein, wie sie es ja hier auch waren, — die Frage tritt uns hier entgegen: Kann Gott seine Absichten erreichen? werden die Verlornen seinen Absichten entsprechen? werden die Leiden der Verdammniß unfehlbar zur Erlösung führen? Die Erfahrung lehrt uns, daß hier Strafen, Leiden, Pein, Gefängnisse u.s.w. die aller erfolglosesten Besserungsmittel sind. Unsere Strafanstalten, Correktionshäuser und Gefängnisse müßten die erfolgreichsten Bekehrungsmittel sein, wenn die obige Ansicht guten Grund hätte! Leider lehrt die traurige Erfahrung, daß die Bekehrung und Besserung in Strafanstalten eine große Seltenheit ist und wenn sie einmal vorzukommen scheint, sich im späteren Leben doch als unächt, als Nothbesserung erweist, die unter den Versuchungen der Freiheit bald spurlos verschwunden ist. Die Reue, welche im Augenblick des Ertappens und der Gefängnißstrafe vorhanden sein mag, ist bald vergessen in der Lust der Freiheit, und die große Mehrzahl der Verbrecher werden in kurzer Frist wieder in ihren alten Sünden gefangen und hinter Schloß und Riegel gebracht! Ebenso wenig sind die Bekehrungen durch Noth oder aus Furcht des Todes echte, wahre Herzensänderungen,

wie Erfahrung zur Genüge lehrt. Strafe, Pein und Qual an und für sich kann niemals eine evangelische Sinnesänderung erzeugen. Denn die Strafe und Pein ist Gewaltmaßregel, Nothwendigkeit, ist zwingender Absolutismus, wodurch möglicherweise der hartnäckige Wille gebrochen werden kann, aber noch niemals ein Wille aus seiner Ohnmacht erhoben und zu einer freien Bestimmung zum Guten bewogen wurde! Uebereinstimmend damit lesen wir in der Offenbarung, daß, als ein Engel seine Zornschale ausgoß, die Menschen lästerten Gott ob solcher Plagen.

6. Würde eine zweite Probezeit vergeblich sein, weil die Verlorenen nicht mehr erlösungsfähig sind. Nur auf einem Wege könnte der Mensch aus dem ewigen Verderben erlöst werden: Durch die gründliche Erneuerung seiner Natur! Denn der Sünder ist nicht nur am Ort des Verderbens, sondern das Verderben wohnt auch in der Natur der Verlorenen! Alle, welche eine endliche Erlösung aus der Verdammniß lehren, nehmen daher an, daß sie endlich eine Sinnesänderung erfahren und sich zu Gott wenden würden. Also eine Wiedergeburt in der Hölle! So seltsam diese Theorie auch klingt, ist sie aber doch die einzig denkbare Weise, wodurch sich die endliche Erlösung erklären ließe.

Die Verdammniß ist auf die verderbte, verstockte Natur des Sünders begründet. Weil er sich durch Sünde und Unbußfertigkeit mit der Hölle verwandt gemacht, ja das Höllenreich in sich aufgenommen hat, so muß er auch die Hölle außer sich, als sein Natur-Element, haben. Die Verdammniß in der Seele läßt keine Seligkeit von außen zu. Der Fluch ist in sein Inwendiges gefahren, das ganze Sein des Menschen ist davon durchdrungen. So lange nun dieser Naturzustand dauert, muß auch die Verdammniß dauern. Aber sollte denn eine Erneuerung seiner Natur nicht mehr möglich sein? Wir müssen es entschieden verneinen, weil weder die Schrift, noch die Natur der Dinge einen Raum zur zur Hoffnung lassen. Sie scheint weder denkbar noch möglich! So wenig das Unkraut in edler Weise verwandelt werden kann; so wenig der Dornstrauch sich zum Feigenbaum veredeln läßt; so wenig wie der Teufel selbst ein seliger Engel werden kann, werden die Verlorenen je in selige Wesen verwandelt werden können. Hier erfüllt sich nun das Wort der Off.: „Wer böse ist, sei immerhin böse!" Die verstockte Natur ist nun gleichsam stereotyp geworden. Das Verderben ist in ihnen völlig gereift; die Sünde hat das ganze Wesen völlig durchdrungen; der Mensch ist ganz, durch und durch „Mensch der Sünde"! Der Abfall von Gott ist nun vollendet, — er ist Gott völlig abgestorben im anderen Tod! Aber auch die Verwandtschaft mit Satan und Hölle nun vollendet. Das Ebenbild Gottes ist nun nicht mehr blos getrübt, sondern gänzlich zerstört; der Mensch ist nicht mehr göttlichen, sondern teuflischen Geschlechts. Daher muß er auch verflucht sein an den Ort, der nur für den Teufel und seine Engel bereitet war. Die Gnade aber kann bei einer solchen Natur keinen Anknüpfungspunkt mehr finden. Der letzte Funke der meist so heilsempfänglichen Seele ist erstorben; der Verlorene ist nicht mehr erlösungsfähig. Damit verschwindet der letzte Hoffnungsschimmer, — Verderben und Verdammniß behalten das Feld. Giebt es ja doch hier sogar schon Menschen, welche vom Geiste Gottes verlassen sind; Menschen, welche ihre Verdammniß schon versiegelt haben. Wie viel mehr wird dies der Fall sein, wenn nun das Maß der Bosheit voll ist und ihre Verdammniß auf ewig versiegelt.

7. Endlich ist eine zweite Probezeit und eine Erlösung aus der Hölle unmöglich, weil das Schicksal der Verlorenen eins ist mit der Verdammniß des Teufels und seiner Engel. In dem ewigen Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln, wird der Weltenrichter sie an jenem Tage verbrennen. Gott aber ist nicht ungerecht. Wenn die Strafe der Verlorenen gleich ist mit der Strafe der Teufel, so muß diese Gleichheit ihren gerechten Grund finden in der Gleichheit ihrer Naturen. Darum werden die Gottlosen in der Schrift auch Kinder des Teufels genannt, weil sie Bild und Natur des Argen an sich tragen. Sind sie Kinder, so sind sie auch Erben, nämlich Satans Erben, und Miterben der gefallenen Geister, deren Erbe ist das Dunkel der Finsterniß in Ewigkeit.

Dante, der Dichter der göttlichen Komödie, hat diesen ernsten Gedanken ausgedrückt, indem er über das Eingangsthor der Hölle die Inschrift setzt:

„Durch mich geht man hinab zur Stadt der ewigen Strafen,
Durch mich geht man hinab zur ewigen Pein,
Durch mich geht man zu den verlornen Schafen,
Wer hier eingeht, muß ewig ohne Hoffnung sein."

Ein Kirchgang im Innern Brasiliens.

Ich war schon einige Monate auf einer Fazenda (Pflanzung) im Innern der Provinz Sao Paulo. Bereits kannte ich jede Negerstätte, jedes Ochsengespann mit den dazu gehörigen entsetzlich kreischenden Karren, hatte alle Anpflanzungen von Zuckerrohr, schwarzen Bohnen, mandioca*) und Tabak abgestreift und war allmählig zum Bewußtsein dessen gekommen, was es so recht eigentlich heißt, „im Innern Brasiliens" zu leben, als eines Sonnabends eine kleine Cavalkade in den Hof sprengte, die ich mit einer Freude begrüßte, wie etwa ein Monate lang eingeschneiter Alpenbewohner im Frühling die ersten Menschen draußen erblickt. Es waren Amerikaner*) von einer einige Meilen entfernten kleineren Baumwollpflan-

*) Eine mehlige und sehr nahrhafte Wurzel.

*) Unter „Amerikaner" versteht man in Brasilien nur Nord-Amerikaner aus den Vereinigten Staaten.

zung, Mr. H. mit Schwester, Bruder, Schwager und ältestem Töchterchen, alle zu Pferde, die Herren in weißen brasilianischen Staubmänteln, die Damen in waschbaren Reitkleidern und großen amerikanischen Sonnenhüten. Mit Genugthuung hörte ich wieder einmal englisch sprechen, wo einem indo-germanischen Ohr doch immer verwandter klingen will, als das Portugiesische, und mit einem eigenthümlichen Gefühl der Zusammengehörigkeit, was gerade hier in Brasilien vielleicht mehr als irgendwo alle Fremden zu einander zieht (wahrscheinlich wegen der Reserve, mit welcher der Brasilianer alle „estrangeiros", wenn auch mit verschiedenen Nüancen, behandelt) war ich mit Brother Jonathan bald sehr gut Freund.

„Wollen Sie morgen mit uns zur Kirche?" hieß es plötzlich.

„Zur Kirche?" wiederholte ich in erstaunlichem Ton. „Wo?"

„Oh, hat man Ihnen noch nicht von unserer Kirche erzählt? Nun, ein Prachtgebäude ist sie freilich nicht, aber wir können so doch jeden dritten Sonntag im Monat unsern Gottesdienst haben. Kommen Sie mit uns und bleiben Sie die Nacht bei uns, wir reiten dann morgen alle zusammen hin, wenn Sie wollen."

Ob ich wollte! Endlich eine Unterbrechung in dem „ewig Gestrigen" meines Daseins! Schnell war ein Pferd gesattelt, und vergnügt galoppierten wir die zwei Meilen bis zu Mr. H.'s Pflanzung zurück.

In den Hängematten sitzend, deren hier immer mindestens eine im Zimmer angebracht ist, verplauderten wir den Rest des Abends; dann aber hieß es: „zur Ruhe!" denn wer den Sattel nicht gewohnt ist, hat morgen einen heißen Tag vor sich.

Am andern Morgen um 9 Uhr standen eine ganze Reihe Pferde gesattelt vor der Thür (noch einige Herren aus dem nächsten Städtchen waren hinzugekommen), wir Damen zogen unsere Reitkleider über (eigentlich lange Röcke) — und in wenigen Augenblicken saß alles im Sattel und fort ging's. So lange der Weg auf dem Terrain der Pflanzung lag, war er nicht allzu schlecht, obgleich man sich unter dem Worte „Weg" auch nichts weiter als einen gerade für ein Pferd hinreichenden Pfad vorstellen darf; dann wurde er jedoch stellenweise schlecht, daß man drüben wahrscheinlich überhaupt davon abgestanden wäre, ihn zu passiren. Aber hiesige Pferde sind etwas gewohnt; unbeschlagen gehen sie doch sicher ihren Weg, und man kann es ihnen meist ruhig überlassen, sich denselben auszusuchen. Recht seltsam malerisch nahm sich unsere kleine Gesellschaft aus, die hellen Kleider und Hüte der Damen, die weißen Staubmäntel der Männer und die großen meist auch weißen Sonnenschirme, alles hellglänzend, beschienen von einer bereits recht brennend werdenden Sonne, und hin und wieder verschwindend und auftauchend zwischen den hohen Farren, die die Pferde in scharfem Trabe durchschritten.

Jetzt ging's durch eine große, einem kleinen See ähnliche Pfütze, die Pferde gingen bis an den Bauch im Wasser, so daß die Damen ihre Reitkleider in die Höhe ziehen mußten.

Heiß und heißer brannte die Sonne, immer trockener wurden die Kehlen von dem feinen rothen Staub, der dicht und erstickend die Luft erfüllte, und der gänzlich kahle Weg bot, so weit das Auge reichte, nicht den Schatten eines einzigen Baumes, einzelne lange Palmen abgerechnet, deren graziöse aber undichte Kronen sich auf dem Sand zwar abzeichneten, aber keine Kühlung boten. Wer es nicht schon einmal mitgemacht hat, macht sich keinen Begriff von der Erschlaffung, die einen schon selbst nach einem nur dreistündigen Ritt unter der Tropensonne befallen kann. Aber diese Erschlaffung war deutlich genug zu erkennen in den erhitzten Gesichtern, deren Ausdruck nach und nach unverkennbar mehr oder weniger verstimmt geworden war, und in der Einsilbigkeit unserer Unterhaltung, die schließlich ganz verstummte. Da zeigte sich uns bei einer Biegung des Weges plötzlich ein ziemlich langes, strohbedecktes Lehmgebäude.

„Wer kann sich denn hier auf der roça (das ungerodete Feld) eine Scheune gebaut haben, so abgelegen von allen Pflanzungen?" fragte ich erstaunt.

„Das ist die Kirche," sagte Mr. H. mit halbem Lächeln und bog zugleich in einen kleinen Seitenweg ein, dem Gebäude zu.

Mein Erstaunen grenzte an Entsetzen — — dies eine Kirche, diese „Scheune" mit den durchlöcherten Lehmwänden, dem Strohdach, den Fensterluken ohne Rahmen, geschweige denn Fenster! Aber ich konnte nicht länger zweifeln, unsere Gesellschaft ritt auf, die Herren sprangen von den Pferden, halfen den Damen herunter und befestigten die Thiere an einigen Bäumen neben dem Gebäude. Jetzt bemerkte ich auch eine Anzahl anderer Pferde und Maulthiere, die rings umher standen, und deren Reiter und Reiterinnen, die hier und da im Schatten oder bereits in der „Kirche" selbst saßen, und meine Freunde jetzt begrüßten.

„How do you do?" erklang es von allen Seiten und dann wurden die Neuigkeiten ausgetauscht, die sich seit dem letzten „dritten Sonntag im Monat" in dieser Zurückgezogenheit ereignet hatten.

Nachdem man die Bänke mit einem dazu vorhandenen Besen abgefegt und wir uns an einem Trunk aus der nahen Quelle etwas erfrischt, genossen wir alle dankbarlichst der kühlen Stille dieser „Kirche", während sich allmählich 50 bis 60 Personen ansammelten, fast ohne Ausnahme Amerikaner, die von ihren Pflanzungen oder der Colonie Santa Barbara kamen. Durch ein größeres Loch in der Lehmwand neben mir beobachtete ich die Scene draußen, wie sie sich immer bunter gestaltete durch neu aufreitende Personen, ihre Pferde und Maulesel, die rings umher grasten, und die in die Bäume gehängten hellen Reitkleider der Damen.

Nach einer Weile kam der Prediger und der Gottesdienst begann. Ein noch junger Mann ohne Talar oder sonstiges geistiges Abzeichen trat vor den hölzernen Altar (eine Kanzel war natürlich nicht vorhanden) und, nur ein Testament in der Hand, hielt er eine sehr durchdachte schöne Predigt über Christi Antwort auf die Frage des Täufers: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?" Es war ganz besonders eindrucksvoll die Bibelworte, die wir Zivilisationsmenschen gewohnt werden, mit der „Katechismus-Stunde" oder den geheiligten Hallen unserer Kirchen zu verbinden und sie gewissermaßen unwillkürlich dahin zu bannen, diese Bibelworte hier in dieser Lehmhütte in der fremdartigen, tropischen Umgebung erklingen zu hö-

ren. Und sie klangen in sich selbst doch nicht anders als daheim, nicht weniger ernst oder heilig als in geschmückten Kathedralen. Ich war lange nicht in einer Kirche gewesen, aber ich zweifle, ob die glanzvollste Messe in St. Peter's Dom nur nahezu den Eindruck auf mich gemacht hätte, wie unser einfacher Gottesdienst in einer Lehmhütte auf diesem verlorenen Posten im Innern Brasiliens. Der Gedanke der Allgegenwart Gottes und die Predigt: „Gott wohnet nicht im Tempel von Menschenhänden gemacht" drängt sich hier mit gewaltiger Unmittelbarkeit und einer gewissen rührenden Größe auch denen auf, die einen solchen Eindruck nicht suchen.

Die Hitze hatte allmählich nachgelassen, ein leichter Wind machte sich auf und plötzlich sah ich durch mein Wandloch einzelne große Regentropfen langsam herabfallen. O weh, die Sättel! Rasch wurde der Regen stärker, sodaß man die Reitkleider und Sättel hereinholen mußte, wollte man sich nicht einen höchst unangenehmen Heimweg schaffen. Sättel und Reitkleider fanden in einem Winkel der Kirche ein Unterkommen und lächelnd mußte ich daran denken, wie sich, was hier ganz natürlich erschien, wohl in der alten Heimath in einer ernsten Kirche ausnehmen würde.

Plötzlich, wie er gekommen war, hörte auch der Regen wieder auf, und als der Gottesdienst beendet war und man sich gegenseitig Lebewohl gesagt für die nächsten drei Wochen, machten auch wir uns auf den Heimritt.

Wie Kaiser Wilhelm lebt.



In einer Correspondenz aus Berlin wird die Lebensweise des greisen deutschen Kaisers also geschildert:

In der letzten Zeit sind in auswärtigen Blättern Schilderungen über den körperlichen Zustand des greisen Kaisers Wilhelm veröffentlicht worden, die hier viel Lärm erregten. Es wurde erzählt, der alte Herr könne nur noch mit Hilfe eines leichten eisernen Panzergestells sich auf dem Pferde aufrecht erhalten. Das ist einfach nicht wahr.

Der deutsche Herrscher ist bald 87 Jahre alt und die Gebrechlichkeiten des Alters sind ihm nicht fremd geblieben. Aber sie haben ihn bis jetzt noch verhältnißmäßig verschont. Vor zwei Jahren sah er viel hinfälliger aus, als heute. Es ist richtig, daß ihm eine Bequemlichkeit bereitet wird, ehe er zu Pferde steigt. Vorher reitet ein höherer Hofbeamter oder auch einer der kaiserlichen Adjutanten das Leibroß des Kaisers erst warm, bevor der Kaiser selbst es benutzt. Obgleich für den Gebrauch des greisen Herrn selbstredend nur die lammfrommsten Pferde des Marstalls bestimmt sind, geschieht es aus doppelter Vorsicht, das jeweilig zu benutzende Roß erst eine Zeitlang zu tummeln und ein wenig zu ermüden, damit es, wenn der Kaiser selbst im Sattel sitzt, nicht etwa noch vom Hafer gestochen wird.

Ebenso ist es richtig, daß auf dem Manöver- oder Paradefelde eine kleine Erderhöhung aufgeworfen wird, damit der Kaiser bequemer in den Sattel gelangen kann. Das ist aber auch das Ganze. Auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin, dem Hauptparadeplatz der Garden, ist zu dem Zweck für den Kaiser sogar eine kleine Steinraupe angebracht worden, die bis zur Höhe der Steigbügel reicht. Von einem Panzergestell, in welchem der Kaiser während des Reitens sitzt, ist keine Rede. Und mancher viel jüngere Stabsoffizier huldigt derselben Bequemlichkeit, von einer Erderhöhung aufs Roß zu steigen, ohne — wie der Kaiser — einen leidenden Fuß zu haben.

Man weiß, daß der Kaiser wiederholt das Unglück hatte, auf dem glatten Parkettboden des Schlosses auszugleiten und sich empfindlich am Knie zu verletzen. Die Wunden sind geheilt aber eine gewisse Schwäche ist zurückgeblieben, welche dem bejahrten Herrscher oftmals einen Krückstock zur Stütze in die Hand zwingt. Deshalb vermag er auch viel eher das Reiten als das Gehen zu ertragen.

Ein wirklich körperliches Leiden, welches indeß nicht beängstigender, sondern nur peinigender Natur ist, ist eine leichte Disposition zum Harngries. Sie plagt öfters den hohen Achtziger. Ebenso soll ein leichter Herzklappenfehler ihn hin und wieder etwas geniren, ohne aber irgend welche Bedenken einzuflößen. Im Gegentheil, die kaiserlichen Leibärzte sind mit dem Gesundheitszustand und der Rüstigkeit ihres Pflegebefohlenen außerordentlich zufrieden.

Im Frühjahr und im Herbst gilt es allerdings, stets auf der Hut zu sein, um eine gewisse Disposition des Kaisers zu katarrhalischen Beschwerden zu überwinden. Seitdem aber die Aerzte mit Erfolg darauf gedrungen haben, daß sich der Kaiser in jenen Jahreszeiten bei den täglichen Ausfahrten mehr nach der Witterung richtet, als es ihm früher gefiel, ist auch diese Sorge geschwunden.

Die unverwüstliche Rüstigkeit des Kaisers Wilhelm gründet sich zum bedeutendsten Theil auch auf die überaus einfache und nüchterne Lebensweise des Monarchen. Ein Glas alten Rheinweins bei Tisch, höchstens einmal noch bei besonders festlichen Gelegenheiten ein Glas Champagner, das ist das Ganze, was der Kaiser selbst aus dem berühmten Weinkeller des Berliner Schlosses genießt. Nur bei der Tafel giebt es eine Speise, wegen welcher der Kaiser mit seinen Aerzten öfters in Widerspruch geräth. Der alte Herr liebt leidenschaftlich Hummer und Hummersalat, während die Aerzte ihm diesen Genuß nicht gern gestatten wegen der Schwerverdaulichkeit.

Bis vor Jahresfrist kannte Kaiser Wilhelm aus

eigener Erfahrung nicht die Annehmlichkeit eines Schlafrocks oder der Schlafschuhe. Sein bequemer Hausrock war die Interims-Uniform, also der festanliegende militärische Gehrock. Während der Kaiser diesen Waffenrock im Verkehr mit anderen stets geschlossen trägt, pflegte er ihn, wenn er es sich zu Hause recht gemüthlich machte, aufzuknöpfen. Darin bestand der höchste Grad der Bequemlichkeit. In Schuhen sahen die nächsten Familienglieder niemals den Monarchen einhergehen. Er liebt den festanliegenden Stiefel. Vergeblich baten auch die nächststehenden Verwandten damals, als der Greis auf dem Parquettboden ausgeglitten war und sich verletzt hatte, er möge doch fortan Filzsohlen am Schuhwerk tragen.

Von der spartanischen Einfachheit seines Lagers giebt das kaiserliche Schlafzimmer in dem Lieblingsschloß Babelsberg bei Potsdam Kunde. Ein einfaches hartes Feldbett mit starker Wolldecke, ein ebenso einfacher Toilettentisch, das ist die ganze Schlafzimmer-Ausstattung. Geringes Schlafbedürfniß, viel Aufenthalt im Freien und gesunde Bewegung, ein streng geregeltes, nüchternes, arbeitsames Leben haben dem greisen Monarchen die wunderbare Frische erhalten, die er jetzt noch besitzt.

Es giebt jetzt freilich Stunden der Abspannung, wo man sieht, wie sein ganzer Körper zusammensinkt und ein müder, greisenhafter Zug sein Antlitz einfallen läßt. Aber diese Stunden sind noch ziemlich selten, und selbst die nähere Umgebung wird den Kaiser nur durch Zufall dabei überraschen; denn in ihm lebt noch eine außerordentlich starke Energie, nicht alt, d. h. nicht hinfällig sein zu wollen, und dieser Wille ist es, der den 86jährigen mit solcher Spannkraft aufrecht erhält. Dieser Wille zwingt den greisen Leib, daß er ohne jede künstliche Beihülfe stundenlang stramm im Sattel sitzt, daß die Stimme noch immer laut und klar ertönt in der Unterhaltung wie auf dem Manöverfeld."

So weit der Berliner Correspondent. Natürlich vergißt er bei der Schilderung dessen, was den Kaiser so lange frisch und gesund erhält, die Hauptsache: nämlich Gottes besondere Güte. Wir glauben auch, daß Kaiser Wilhelm selbst dieser vor allem die Fristung und Erhaltung seines Lebens zuschreibt.

Am Kamin.

Eine Waldenserkolonie in Württemberg. Im Jahre 1880 durchwanderte Dr. Alban Rösiger Schwaben, wobei er in der Gegend von Böblingen einen Scherenschleifer traf, der ihm erklärte, er komme aus dem „welschen Dörfle", nämlich aus Neu-Hengstett, wo noch viele Leute französisch sprächen. Da gehst du auch hin, sagte sich der in den romanischen Sprachen gründlich bewanderte Gelehrte und er führte den Vorsatz aus, studirte die „welsche" Sprache jener württembergischen Bauern, außerdem die Kirchenbücher und noch manche andere Schriften und beschenkt uns nun mit einer Schrift, die den Titel führt: „Neu-Hengstett, Geschichte und Sprache einer Waldenserkolonie in Württemberg" (Greifswald, Julius Abel, 1883). Die kleine, namentlich für den Sprachforscher berechnete Arbeit enthält aber so viel wichtigen anderweitigen Stoff, daß wir gerne unsere Leser damit bekannt machen, zumal es sich hier um eine Bevölkerung handelt, die um des Glaubens willen vertrieben, in Deutschland gastfreundliche Aufnahme fand und hier, nachdem sie lange an ihrer romanischen Sprache und Sitte fest gehalten hat, in unseren Tagen allmählich ganz germanisirt wird.

Als durch die in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in Savoyen wüthenden Religionskriege mehr und mehr aus ihren Wohnsitzen in den Thälern der Nebenflüsse des oberen Po vertrieben wurden, wandten sie sich vorzugsweise an die protestantischen französischen Kantone der Schweiz, wo sie liebreich und freundlich aufgenommen und jahrelang mit größter Opferwilligkeit verpflegt und beschäftigt wurden. Von der Schweiz aus sind dann Waldenser weiter nach Deutschland gelangt und 1687 begannen Verhandlungen wegen ihrer Aufnahme in dem damaligen Herzogthum Wirtemberg. Nachdem der Widerspruch der Tübinger theologischen Fakultät beseitigt war, welche in den Verfolgten eine calvinistische Sekte erblickte, fand 1699 die Zutheilung von Ländereien an die Waldenser statt und es entstanden die Gemeinden Groß- und Klein-Villars, Schönenberg, Nordhausen, Pinage, Serre, Perouse, Corres und Neu-Hengstett, die noch heute bestehen.

Neu-Hengstett, mit zweihundert Waldensern besetzt, liegt in der Gegend von Calw in der Nähe von Alt-Hengstett, von dem es den Namen erhielt, auf rauher Höhe, die durch schlechten Boden berüchtigt ist. Von den Einwanderern wurde es Bourcet, nach ihrer alten Heimath, benannt. Mit Armuth und zeitweiligem Mangel hat die Gemeinde fortwährend zu kämpfen gehabt und arm ist sie heute noch. Schule und kirchlicher Unterricht waren lange Zeit nur ermöglicht durch die noch immer andauernden Zuschüsse Hollands und Englands. Holland bezahlte z. B. bis 1745 den Geistlichen.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hörte der Zusammenhang und der innige Verkehr der Waldenserkolonien unter einander auf; das Interesse, welches man früher für einander hatte, schwand; zu gemeinsamem Vorgehen in irgend einer Sache, zu gemeinschaftlicher Hilfe waren die Kolonien nicht mehr zu bewegen. Diese Verflachung des Bewußtseins vom gemeinsamen Interesse und dieses Vergessen der Zusammengehörigkeit hat die Umwälzung, welche später den Untergang der alten Heimathsprache bedingte, bedeutend gefördert. Die Germanisirung mußte erfolgen.

Der immer noch arme Ort ist regelmäßig gebaut und zeugt heute zwei Hauptstraßen, welche die romanischen Namen lu gabaret und la barakka führen. Neu-Hengstett besitzt Kirchlein, Schule, Pfarrhaus

und Gemeindehaus. Die Bevölkerung zählt vierhundertachtundvierzig Seelen und die meisten Bewohner zeigen noch echt romanischen Typus, was dadurch begreiflich wird, daß nach ihren alten Privilegien kein Deutscher in das Dorf ziehen durfte. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts kamen Mischheirathen mit Deutschen vor und seitdem ist vieles anders und besser geworden, der alte Aberglaube schwand und in Sitte und Tracht paßt man sich den deutschen Umwohnern an.

Am zähesten, bis auf unsere Tage, erhielt sich die alte romanische Sprache, der Dialekt, welcher in den oberen Pothälern gesprochen wird. Männer im Alter von unter fünfundzwanzig Jahren sind selten mehr im Stande „welsch" zu reden. Der Zwang nach außen zu gehen und in der Fremde Brot zu suchen, beförderte namentlich den Untergang des Romanischen, was auch daraus erhellt, daß mehr Frauen und Mädchen — die zu Hause bleiben — der alten Sprache mächtig sind als Männer. Die alten Kirchenbücher sind französisch geführt, französisch wurde gepredigt, und in Petitionen an die Regierung bedienten sich die Waldenser bis in dieses Jahrhundert der französischen Sprache — gewiß ein großes Zeichen von Duldsamkeit von seiten einer deutschen Regierung. Doch war selbst das Französische für die Waldenser eine fremde Sprache, die ihrem Patois allerdings verwandt war und zu diesem etwa so stand wie das Hoch- zum Plattdeutschen.

Das virginische Farmhaus. Ein altes Farmhaus in Virginia hat mit den Bauerhäusern in Westphalen, Theilen von Norddeutschland und Ostfriesland unverkennbare Aehnlichkeit. Eine einzige und breite Halle — Diele — nimmt das ganze Haus ein, der Fußboden ist glänzend weiß gescheuert, die Wände sind in ihrer halben Höhe mit Holz getäfelt und darüber weiß getüncht. Die Geweihe von Hirschen, die vor 50 Jahren in den dichten Waldungen der Umgegend die Beute des Besitzers wurden, oder solcher Thiere, die der Jäger noch heute auf gelegentlichen Jagdausflügen nach den Alleghanies erlegt, sind an den Wänden befestigt, und an ihnen hängen die alten Schrotbeutel und Pulverhörner neben den modernen Patronengürteln herab. Eine andere Wand nimmt eine Karte des County, eine Abbildung der Universität von Virginia oder des Kapitols in Richmond ein. Daneben prangen unter Glas und Rahmen die schriftlichen Anerkennungen, die der Farmer auf landwirthschaftlichen Ausstellungen davongetragen hat. In irgend einer Ecke ist ein Verschlag, der das für den Farmer reservirte Zimmer umschließt, häufig aber auch als Familienstübchen dient. Hier nimmt noch der alte, mit massiven Messing-Zierathen geschmückte Kamin die mächtigen Holzscheite auf, und im Winter deckt ein Teppich den Boden. In altmodischen Truhen werden hier die Familienschätze aufbewahrt, und die Wand schmücken die Protráts derjenigen Männern, die der Virginier vom alten Schrot und Korn am höchsten verehrt. Natürlich fehlt Washington nie und nächst ihm findet sich Jefferson am häufigsten. Auch dem großen amerikanischen Redner Patrick Henry begegnet man in keinem Staate so häufig, als in Virginia. Die große Halle ist das gewöhnliche Versammlungslokal für alle Personen, die zu der Farm gehören, hier werden die Mahlzeiten eingenommen und die Abende verbracht. Im hinteren Theile der Halle ist ein großer Theil der auf der Farm gewonnenen Früchte aufbewahrt, dem steinernen Herde ist der eiserne Kochherd gefolgt, und statt des Loches im Dache, durch welches früher der Rauch abzog, ist jetzt das eiserne Ofenrohr in den neu errichteten Schornstein geführt. In einem Punkte ist jedoch das Farmhaus von dem Bauerhause verschieden: die Stallungen befindet sich im ersteren nie unter demselben Dach.

Ein Menschentarif aus dem Jahre 1791. Die nordamerikanische Regierung gab sich am Ende des vorigen Jahrhunderts außerordentliche Mühe um die Kolonisation der großen unbebauten Distrikte Nordamerika's und bezahlte daher für jeden nach Nordamerika auswandernden Europäer an dessen Schiffskapitän eine bestimmte Summe, wovon dieser die Ueberfahrtskosten deckte. Der offizielle Tarif vom Jahre 1791 giebt den deutschen Kolonisten den höchsten Preis, nämlich 20 bis 26 Pfund Sterling, ein Franzose galt 15 bis 16 Pfund, dann folgte der Schotte, mit 12 Pfund und der Engländer mit 11 Pfund; den geringsten Preis bezahlte die Regierung für den Irländer, denn für ihn waren nur 7 bis 9 Pfund ausgesetzt.

Wie ein Schwein die Ursache der Kriegserklärung der Ver. Staaten an England in 1812 wurde, wird neuerdings so erzählt: In dem Städtchen Cranston, R. I., hatte in jemandes Garten ein Schwein arge Verwüstungen angerichtet. Damals war Herr James Burrill Kandidat für den Ver. Staaten-Senat und gegen einen Krieg mit England. Als bald darauf die Stimmen in den Senatorenwahl abgegeben wurden, fehlte einer von Burrills Freunden, weil er in einem Prozeß, welches des Schweines wegen eingeleitet worden war, als Anwalt zu fungiren hatte. Infolge dessen war die Stimmenzahl gleich. Der Sprecher schlug mit seinem Votum Herrn Burrill und J. B. Howell wurde statt seiner erwählt. Die Kriegserklärung in dem Ver. Staaten-Senat erfolgte mit einer Mehrheit von einer Stimme, nämlich dem Votum von Howell.

Was New York gekostet hat. Das Eiland, auf welchem die Stadt New York steht, verkauften im Jahr 1668 die Indianer an die Holländer für 10 Hemden, 30 Paar Strümpfe, 10 Gewehre, 30 Kugeln, 30 Pfund Pulver, 30 Beile, 30 Kessel und eine kupferne Bratpfanne und beide Theile glaubten einen guten Handel gemacht zu haben. Der eine Theil hat entschieden Recht gehabt.

Fatal! In England pflegen die Geistlichen ihre Predigten abzulesen; in Schottland aber wird es nicht gern gesehen, wenn der Geistliche etwas Schriftliches auf die Kanzel nimmt. Dessen ungeachtet hatte sich neulich ein Prediger die verschiedenen Theile seines Themas auf besondere Zettel geschrieben. Im Eifer der Rede warf er aber unbemerkt No. 3 über den Rand der Kanzel. Als er nun anfing: „Drittens" und dabei nach seinem Zettel sah, konnte er ihn nicht finden. Er wiederholte daher voll großer Verlegenheit: „Drittens, Drittens", da rief eine Frau aus der Gemeinde: „Herr Pastor, Drittens ist vor einer Viertelstunde von der Kanzel geflogen!"

Die Kunst der Aerzte ist noch in vielen Fällen, trotz der großen Fortschritte, welche die Heilwissenschaft gemacht hat, durch folgenden Vergleich zu charakterisiren: Die Natur kämpft mit der Krankheit. Ein Blinder mit einer Keule, nämlich der Arzt, kommt hinzu, um den Streit zu schlichten. Zuerst versucht er Frieden zu machen; wenn er aber dies nicht zu bewirken vermag, so erhebt er die Keule und schlägt auf gut Glück zu; trifft er die Krankheit, so vertreibt er sie, trifft er die Natur, nun so erschlägt er die Natur.

Ein Marginalreim Kaiser Josephs. Eine Dame in Steiermark, Namens Kember, bat den Kaiser Joseph, ihm ihre Gedichte widmen zu dürfen und sandte diese im Manuscript ein. Der Kaiser schrieb eigenhändig an den Rand der ersten Seite:

„Meine werthgeschätzte Kember,
Mach' Sie, statt der Verse, Hember!"

Ein Mann in Michigan hat testamentarisch einen Dollar hinterlassen, für welchen sich sein Schwiegersohn einen Strick kaufen soll, um sich daran aufzuhängen. Bis jetzt hat der also Bedachte von der freundlichen Einladung noch keinen Gebrauch gemacht.

Ein Menschenkenner sagt: Jeder Mensch hat drei Charaktere, den, welchen er zeigt, den, welchen er besitzt, und den, welchen er zu besitzen glaubt.

Abgefertigt. Ein naseweiser junger Mensch befand sich in Gesellschaft Schleiermachers und prahlte mit seiner Freigeisterei. Schleiermacher stand in seiner Nähe und hatte schon mehrfach über die absonderlichen Reden des Renomisten gelächelt. Endlich brach derselbe mit offenbarer Wendung nach Schleiermacher hin in die Worte aus: „Und ich glaube an keinen Gott, denn ich habe ihn noch nie gesehen." — „Thun auch ganz recht daran," nickte ihm Schleiermacher freundlich zu. „Ebenso wird man auch nie an Ihren Verstand glauben können, weil man ihn noch nicht gesehen hat."

Edison's Sprechmaschine verkauft sich nicht, die Männer brauchen sie nicht, die Frauen gewiß nicht. Wenn der gute Mann nur eine Denkmaschine erfunden hätte, für eine solche fände er reichlichen Absatz.

Eine „sonst gute" Tochter. In einem schlesischen Blatte erläßt ein offenbar gutherziger Vater folgendes Inserat: Ich warne hiermit jeden Menschen, meiner sonst guten Tochter (Auguste W., einmal entführt, jetzt wiederum fortgelaufen) etwas zu kreditiren, da ich für „Nichts" aufkomme. Lauth. F. W.

„Ich will kein Handwerk lernen," schrie ein Bauernjunge zu seinem Vater, aber es währte nicht sehr lange, da mußte er doch eines lernen und zwar in Sing-Sing, im Staatsgefängniß.

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Verschönerung der Umgebung unserer Farmhäuser. Die unmittelbare Umgebung der Farmhäuser ist meistens keineswegs von so gefälligem Aussehen, wie sie es leicht sein könnten. Die Plätze vor den Häusern sind auf dem Lande weniger schön und interessant, wie die der Leute in denselben allgemeinen Umständen in Ortschaften und Städten. Bei den letzteren sind die Rasenplätze gut gepflegt und schöne Zierbäume, Sträucher und Blumen findet man dort häufiger, wie in den Vorgärten auf dem Lande. Es giebt keinen stichhaltigen Grund dafür. Das für die Verschönerung Erforderliche kann in der Stadt nicht leichter erlangt werden — gerade das Gegentheil. Der Farmer besitzt die Gespanne, Geräthe und den Dünger, um seinen Boden in besten Zustand für das Anpflanzen mit Ziergewächsen zu bringen; die Arbeitskräfte auf dem Lande sind so billig wie in der Stadt, während das Rasenlegen auf dem Lande weniger kostet. Die Bäume und Pflanzen sind ebenso billig, während in vielen Gegenden die besten zur Verzierung der Anlage geeigneten nur für das Graben im Walde erlangt werden können.

Es giebt viele Punkte, in denen das Leben auf dem Land das Angenehme des Stadtlebens entbehrt; aber in Betreff der gefälligen Umgebung des Hauses ist der Farmer sicher selbst zu tadeln, wenn der Städter ihn übertrifft. Oft wundert man sich, daß das Landleben nicht Anziehendes genug bietet, um die Knaben auf der Farm zurückzuhalten, und daß letztere sich nach der Stadt sehnen. Wenn der Verschönerung der unmittelbaren Umgebung des Hauses mehr Beachtung geschenkt würde, hätte man sich weniger über diesen Uebelstand zu beklagen. In allen solchen Fällen wird jedes richtige Bemühen von der Frau unterstützt, während für die Kinder es nichts Natürlicheres giebt, als willig mitzuhelfen. Solche Verbesserungen bedingen freilich etwas Geldausgabe, aber diese kann sich nur als vortheilhaft erweisen. Jeder Dollar, in verständiger Weise hierfür ausgegeben, kommt vielfach im erhöhten Werthe des Platzes wieder ein, sollte es wünschenswerth erscheinen, das Besitzthum zu verkaufen, der größeren Zufriedenheit und Liebe zum Heim, die dadurch gefördert wird, gar nicht zu erwähnen.

Jetzt, wo die langen Abende Muße gewähren, sollte die Sache besprochen werden. Pläne für das Auslegen der Fuß- und Fahrwege, Blumenbeete, Strauchgruppen, Rabatten und anderer Verschönerungen können gemacht und auf einer Karte verzeichnet werden, lange ehe der Winter vorüber ist, so daß, wenn der Frühling beginnt, die Arbeiten in intelligenter Weise und ohne Unterbrechung vor sich gehen können.

Ein Mann kaufte sich eine Heimath in der Nähe einer kleinen Stadt im Staate Ohio. Der Platz hatte eine hohe wellenförmige Lage, aber nur ein kleines unansehnliches Haus, welches ein wenig zurückstand. Er bepflanzte den Garten mit Cedern und Tannenbäumen, die wuchsen in einigen Jahren zu einer ansehnlichen Höhe, ein wohlgepflegter Rasenplatz und einige Blumenbeete umgaben das Haus, welches er weiß anstreichen ließ und von Ferne wie ein kleines Schloß durch die grünen Bäume schimmerte. Er hielt sein Besitzthum in schönster Ordnung. Andere wurden bewogen sich in seiner Nähe anzukaufen. Die Stadtgrenzen wurden weiter verlegt. Das Eigenthum stieg und wurde werthvoll, und gar Mancher beneidete den Mann um seine schöne Heimath.

„Er hatte Glück," hörte ich Jemand sagen. Ja — aber auch recht vielen gesunden Verstand. Ein Anderer hat das nämliche Stück Land, aber er setzt sich hin und denkt: Jede Stunde ist unnütz verbracht, die er verwendet zur Verbesserung und Verschönerung der Heimath.

Vorbereitung für den Winter auf der Farm ist eine Hauptsache. Was an Aufräumen und sonstigen Arbeiten geschehen in einer Stunde, ist in der geschäftigen Zeit des Frühlings viel erspart, es sollte nicht unterbleiben.

Süßkartoffeln halten sich am besten im trocknen Sand; man nimmt ein Faß oder eine Kiste, bestreut den Boden mit einer Lage Sand, legt die Kartoffeln, nachdem sie getrocknet, hinein und füllt die Zwischenräume mit Sand. Sie halten sich besser in einem kühlen Nebenzimmer als im feuchten Keller.

Rüben und andere Erdfrüchte in Gruben sollten mehr bedeckt werden, wenn die Witterung beständig kalt ist. Bretter auf das Stroh, Laub oder anderes Bedeckungsmaterial gelegt, gestatten, daß man jederzeit zum Inhalt der Gruben gelangen kann. Rüben in warmen Kellern sollten mit trockener Erde bedeckt werden, um deren Einschrumpfen und Welken zu verhüten.

Kühe. Wenn die Witterung kalt wird, nimmt die Milchproduktion ab, außer es wird reichlich des besten Futters verabreicht. Geschnittene oder zerstoßene Runkelrüben mit Heu- oder Haferstroh-Häckfel gemischt und Maismehl zugegeben ist ein ausgezeichnetes Futter für Milchkühe. Eine Hand voll Salz täglich mit etwas Kleie gemischt in einem Eimer lauwarmen Wassers hilft viel. Es ist von großer Wichtigkeit, daß der Milchfluß Anfangs Winter nicht nachläßt, denn Milch und gute Butter bringen dem Farmer im Winter einen viel höheren Preis als im Sommer.

Dann sollte sich der Farmer gute Bücher anschaffen, die ihm zur Belehrung des Farmwesens und des Obstgartens dienen. "Barry's Fruit Garden" beschreibt die Arbeiten in der Baumschule ausführlich, sowie auch die verschiedenen Obstarten. "The American Fruit Culturist" von J. J. Thomas ist ein vorzügliches Buch, während Downing's "Fruit and Fruit Trees" seit lange in der Beschreibung obenansteht.

Praktische Gedanken für junge Männer. S. H. Eastman, Prinzipal der Eastman Business University von Poughkeepsie, N. Y., hielt neulich eine Rede vor seinen Studenten und gab ihnen in kurzer, bündiger Weise Anleitung, wie im Leben erfolgreich zu sein. „Ihr seid die Architekten Eurer eigenen Zukunft, daher verlasset Euch auf Eure eigene geistige Stärke. Nehmt für Euren Stern Fleiß, Selbstvertrauen, Glaube und Ehrlichkeit. Schreibt auf Euer Banner: Glück ist ein Narr, Muth ist ein Held.

Ernsthafte Bemühungen in einer Richtung ist der sichere Weg zum Wohlstand und zur hohen Stellung. Fleiß und Ausdauer ist die gewinnende Hand. Holt nicht zu viel Rath, bleibt selbst am Ruder und steuert Euer eigen Schiff. Gedenket, die große Kunst zum Regieren ist, selbst einen Theil der Arbeit zu übernehmen. Geht an die Arbeit — nehmt Eure Stellung ein.

Es ist das Rütteln und Schütteln, welches große Männer an die Oberfläche bringt. Man thue Kartoffeln in einen Karren und fahre über einen rauhen Weg, so werden bald die großen oben sein. Thut man ein Floß Baumstämme in einen Fluß, so verschwinden die kleinen von der Oberfläche. Schießt höher als das gesteckte Ziel. Energie, unüberwindlicher Vorsatz mit einem rechten Motiv sind die Hebel, welche die Welt bewegen.

Trinkt nicht, kaut nicht, raucht nicht, flucht nicht, täuscht nicht und lest keine Romane.

Seid im Ernst. Habt Selbstvertrauen. Seid edelmüthig. Es sind zwei Schalen an jeder Waage. Gefälligkeiten, die in eine Seite geworfen werden, werden auf der andern Seite gespürt. Seid freundlich. Seid anständig. Es ist ein thörichter Mensch, der nicht weiß, daß Molasses mehr Fliegen fängt, als Essig. Leset die Zeitungen, sie sind die großen Belehrer des Volkes. Zeigt Euer Geschäft an. Geht mit Euch selbst zu Rathe und verwaltet selbst Euer Geschäft. Verdienet Geld und thut Gutes damit. Liebet Euren Gott und Eure Nebenmenschen. Liebet die Wahrheit und Tugend. Liebet Euer Vaterland und beobachtet die Gesetze.

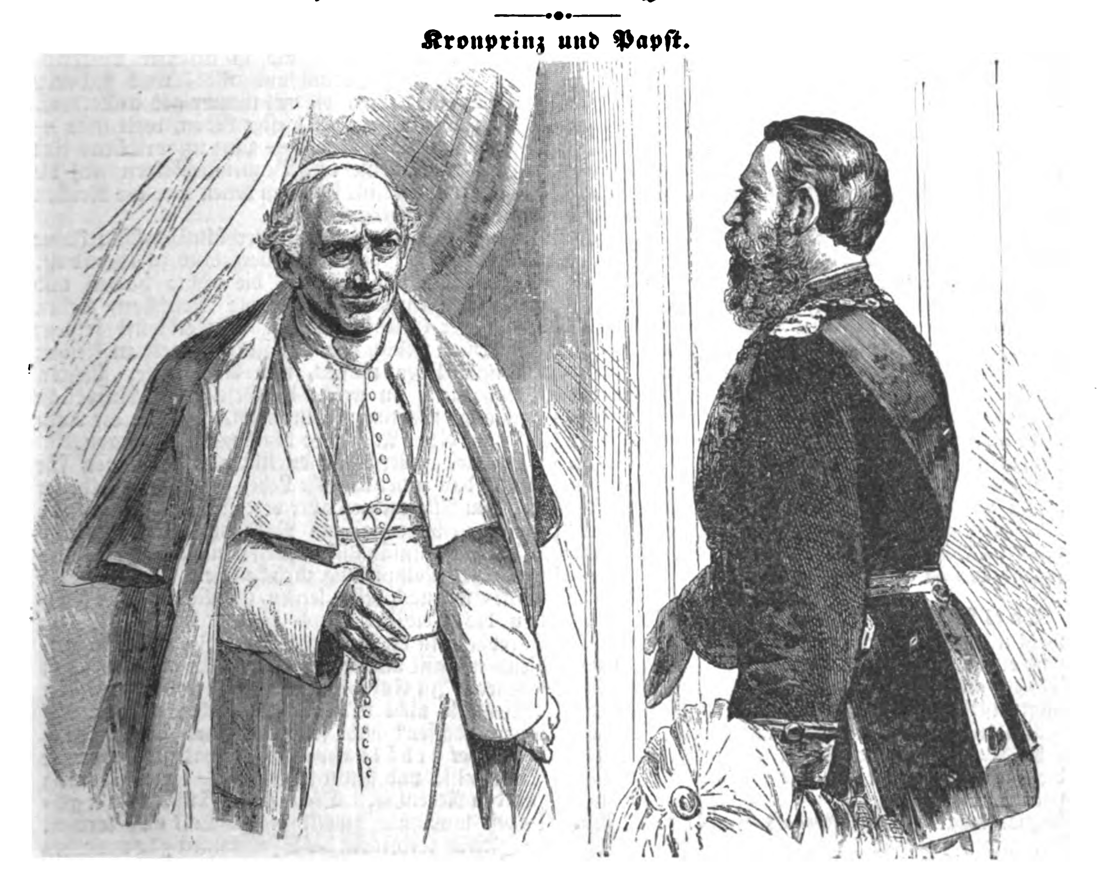
Mutter und Sohn. „Geh fort! du machst mir mehr Arbeit als du werth bist." So sprach eine Mutter zu ihrem siebenjährigen Sohne. Frau Barton hatte ihren kleinen Sohn hereingerufen, der draußen im Garten emsig mit Spielen beschäftigt war. Er kam willig und munter herein und sollte ihr etwas Garn wickeln helfen. Aber er vergaß sich, — der Ballen entfiel seinen Händen und das Garn gerieth in Verwirrung. Die Mutter, aufgebracht über die doppelte Arbeit, schickte ihn fort mit obigen Worten, und da ihre Gedanken mit dem Garn beschäftigt waren, bemerkte sie es nicht, wie der Kleine langsam und traurig zur Thür hinausging. Hätte die Mutter in das Herz ihres Kindes sehen können, würde sie nicht erschrecken über die Folgen jener unachtsamen Worte? Der arme Willie! Das Spiel war ihm verdorben. Er ging in den Garten, warf sich auf das Gras und sagte traurig: „Ich mache der Mutter mehr Arbeit als ich werth bin: ist es wahr? Ich versuche ihr doch zu helfen so viel ich kann; ich wiege das Baby, ich hole Milch, Fleisch und andere Sachen, ich hole die Briefe von der Post, ich trage Spähne nach Hause, um das Feuer damit

anzumachen und bitte sie beinahe alle Tage um das Küchengeschirr abzutrocknen, und wenn ich alles dieses gethan habe, dann sagt sie nie, daß ich brav oder daß ich die Arbeit recht machte; wenn ich aber etwas verkehrt mache, wie mit dem Garn, dann sagt sie es gewiß. Ach! es ist umsonst zu probiren." Und der arme Willie endete seine traurigen Gedanken damit, daß er bitterlich zu weinen anfing. Nun die Frage: Sind nicht viele Mütter der Frau Barton ähnlich? und giebt es nicht viele Kinder in der Welt, die fast ihr ganzes Leben lang nie ein freundliches Wort hören von der Mutter, vom Vater oder von ihren Lehrern, als nur Tadel und Unzufriedenheit? Man denke sich die eisige Luft, in der diese jungen Pflanzen heranwachsen sollen und endlich die Gewissensbisse, sollte der Tod endlich eins oder das andere von unsern Kindern von uns nehmen. Die Kleinen sind uns (vielleicht) nur für eine kurze Zeit anvertraut, in dieser Zeit sollen wir als christliche Mütter versuchen ihren Geist zu bilden und sie hinweisen auf den großen Kinderfreund, auf daß, wenn sie von uns genommen werden und wenn endlich auch unsere eigene Arbeit gethan ist, wir vom Herrn hören mögen: „Wohlgethan! du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude."

Buttermilchsuppe. Man nimmt ein halbes Pint süße Milch, einen Eßlöffel voll gesiebtes Mehl und rührt es gut durcheinander, setzt es ans Feuer in einem neuen Blech oder glassirten Kessel, dann gießt man ein Quart frische Buttermilch hinein und läßt es am gelinden Feuer zum Kochen kommen, während man es beständig mit einem langen hölzernen Löffel rührt, um das Gerinnen zu verhüten. So bald es kocht, thut man in die Suppe ein wenig Salz, einen Eßlöffel voll Zucker, ein wenig Muskatnuß oder Zimmet nach Belieben. In der Suppenschüssel rühre man ein Eidotter mit ein wenig kaltem Wasser an, dann nehme man eine runde eiserne Pfanne, thue einen großen Löffel voll gute Butter hinein, lasse es heiß werden, schneide zwei Scheiben Weißbrod in kleine Stücke und lasse sie recht braun rösten, thue es in die Schüssel und gieße die kochende Suppe darüber, während man es beständig umrührt.

Chronik der Gegenwart.

Kronprinz und Papst.



Kronprinz und Papst. Die Romfahrt des deutschen Kronprinzen hat nicht wenigen Leuten viel Kopfzerbrechens gemacht. „Also geht es doch nach Canossa," sagen die einen, „das gerade nicht," meinen die andern, „aber ich liebe diese Liebäugelei doch nicht."

Der Chronikschreiber findet in dieser Romreise weder eine Canossa-Fahrt, noch Liebäugelei. An den im Bußgewand vor dem mächtigsten Papst liegenden Heinrich IV. erinnert der deutsche Fritz wahrlich nicht, und so gar liebäugelnd wird er nachgerade auch nicht geblinzelt haben. Er kommt nach Rom, um seinen Freund, den König von Italien, zu besuchen. Dicht neben diesem Potentaten wohnt der Papst, an welchem der Kronprinz hätte zwar vorbeigehen können. Daß er's nicht gethan hat, darin handelte er klug, und wer weiß, ob dies nicht im Rathe Bismarck's beschlossen war!

So ein großer Herr hat eben mehr Rücksichten zu nehmen, als unsereiner. Da leben z. B. nach neuester Zählung in Preußen 9,206,283 Katholiken, und in ganz Deutschland 16,234,475 Katholiken. Denen ist der Fritz auch Kronprinz, nicht bloß den 28,333,652 deutschen Protestanten. Die deutsche Regierung fordert von diesen Katholiken Unterthanentreue und kann nicht so mir nichts dir nichts an der Thür dessen vorbeigehen, den jeder gute Katholik als den geistlichen Potentaten der Welt betrachtet.

Sodann müssen sie drüben in Europa immer am Bündnißmachen sein und wer die meisten Verbündeten hat, die wenigstens den Rücken decken, der ist Meister. Deutschland hat gegenwärtig die meisten und will immer noch mehr erwerben. Es steht auf gutem Fuß mit Oesterreich und Italien. Zwischen diesen beiden Mächten aber ist immer noch nicht Alles so richtig, wie wünschenswerth. Der Kaiser von Oesterreich hat immer noch nicht den Wiener Besuch des italienischen Königs (1881) erwiedert, denn der österreichische katholische Monarch hätte nicht recht gewußt, wie sich drehen und wenden zwischen Papst und italienischem König! Jetzt geht der deutsche, protestantische Kronprinz hin und bereitet den Weg, indem er zeigt, wie man auch als Gast des italienischen Königs den Papst besuchen kann.

Auch in Spanien macht Fritz sein Compliment. Ein Nachkömmling des Kurfürsten von Brandenburg im Lande Philipps II.! Tempora mutantur! seufzte als mein conservativer lateinischer Professor, wenn wieder etwas passirt war, das nicht in seinen Kram paßte. Ja wohl, die Zeiten ändern sich. Und wenn die Leute jetzt in die Angsttrompete stoßen, wird sich Bismarck in Varzin die Hände reiben und sagen: Wartet noch ein Weilchen.

Ob es bald Krieg giebt in Europa? So schnell wohl noch nicht. Wer sollte auch kriegen? Frankreich etwa? Das hat für den letzten Krieg ('70—'71) die ungeheure Summe von Eintausend siebenhundertsiebenundzwanzig Millionen Dollars bezahlen müssen. Das dürfte immer noch ein friedliches Nachgefühl erwecken, und wir glauben, daß die französische Regierung und das französische Volk keinen Krieg wollen, wie sehr auch die Pariser Presse schreien mag. Oder will Rußland schlagen? Das hat genug zu thun mit seiner zerrütteten Finanzwirthschaft und den Nihilisten. Deutschland aber will ernstlich Ruhe, und dazu hat ja der Kronprinz die Friedensreise gemacht. Wer sollte nun losschlagen?

Blut aber muß auf dieser armen Erde immer vergossen werden. Im afrikanischen Sudan, südwestlich von Egypten, wüthen die fanatischen Schaaren des El Mahdi, des falschen Propheten, und draußen in Asien giebt die französische Regierung den kampflustigen Franzmännern blutige Beschäftigung.

Die Klage eines christlichen deutschen Herzens kommt aus dem alten Vaterlande, und als wir dieselbe lasen, dachten wir wieder einmal — warum doch so viele Leute so sehr schimpfen, wenn man „Arbeiter" unters deutsche Volk sendet! Dr. Max Frommel, Generalsuperintendent in Hannover, schreibt: „Wer noch träumen will von dem gesunden Mark und Kern unseres Volkes, der träume, wer schminken will, der schminke, und wer lügen will, nur um die eigene Partei am Ruder zu erhalten, der lüge — wer aber sein Volk brünstig lieb hat, der sage die Wahrheit: Unser Volk ist krank, tief krank vom Scheitel bis zur Sohle. Soll ich den tiefen Schaden mit einem Wort nennen, so sage ich mit dem Apostel Paulus: „Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen."

Das Leben ist zu theuer. Das ist hier in Amerika wahr und auch nicht wahr, wie man's nimmt. Die Nahrung ist im Allgemeinen nicht theuer, und vielfach nicht so theuer als in andern Ländern. Aber Kleidung, Obdach und alles, was fabricirt wird, das ist theuer, oft viel theurer als anderswo. Theuer aber kommt das hiesige Leben, weil man — ohne daß man's recht will — ganz unversehens eine Menge Bedürfnisse und Bequemlichkeiten auf die Nothwendigkeitsliste setzt, von denen nur die Reichen in andern Ländern wissen.

Im Ganzen ist es nur eine verhältnißmäßig kleine Klasse, für die das Leben hierzuland zu theuer ist. Es sind dies die Wittwen, die nichts haben und nichts verdienen können; arme Menschen, denen Kraft oder Gelegenheit zum Brotverdienst fehlen; alte Leute, welche von den Zinsen eines zu kleinen Kapitals leben müssen, und Angestellte, Lehrer, Prediger 2c., an welche die Gesellschaft Ansprüche nach allen Richtungen hin macht, ohne für die Ausführung dieser Ansprüche hinlänglich zu sorgen.

In diesen vier Rubriken sind alle bezeichnet, für welche das amerikanische Leben wirklich zu theuer ist. Im Allgemeinen aber verdient man hierzuland immer noch genug, um Nahrung, Kleidung und Obdach in hinlänglicher Weise zu beschaffen, und noch einen Nothpfennig zurückzulegen. Eines jedoch müssen wir noch besser lernen, nämlich das Erhalten des Verdienten und können hierin bei den Europäern in die Schule gehen. In Amerika verdient, erschafft und errafft man; aber man erhält seltener. In Europa rennen und laufen die Geschäftsleute nicht halb so sehr wie hier und die Arbeiter „schaffen" nicht so schwer; wer aber möglich kann, der erhält etwas; man hat nicht so viele Bedürfnisse und findet schließlich — einen Pfennig für den Regentag. Diese große Erhaltungskunst muß unser amerikanisches Volk noch lernen. — Freilich vertheuern die Spekulanten gar manchen

Artikel, der von rechtswegen billiger verkauft werden sollte. Auch giebt es selbstsüchtige Fabrikherrn, welche den Arbeitslohn mehr und mehr herunter drückten, stände es in ihrer Macht. Trotz all dem aber muß zugegeben werden, daß die meisten Leute in unserem Lande gute Nahrung, warme Kleidung und anständiges Obdacht nebst einem Sparpfennig erwerben können.

Die Streitkräfte Chinas zu Land und zur See. Die Streitkräfte Chinas befinden sich seit einigen Jahren in einem Uebergangsstadium, dessen leitendes Princip die Umbildung des alten feudalen Gefolgschaftswesens zu europäischen Heeresformen ist. Wie weit dieser Umbildungsproceß vorgeschritten, darüber gehen die Angaben auseinander; als feststehend ist aber zu betrachten, daß, dank den fortgesetzten eifrigen Bestrebungen einsichtiger und einflußreicher Männer, die Centralisation der militärischen Gewalt in der Hand eines Kriegsherrn, ferner eine taktische Gliederung nach europäischem Muster, einheitliche Bewaffnung, Ausrüstung, Ausbildung der Massen zum Zweck der Landesvertheidigung die Grundzüge der Reorganisation bilden. An die Stelle der früher bestandenen acht Banner, die sich aus Mongolen, Mandschuren und Chinesen zusammensetzten, sind nunmehr drei große Armeen getreten, die nach strategischen Rücksichten so vertheilt sind, daß dadurch die ausgedehnte Grenze gegen Rußland im Norden und Nordwesten, die Küsten der mittlern Provinzen, namentlich des Golfs von Petschili nebst der Hauptstadt Peking und das Innere des Reiches Schutz erhalten haben. Die gegen Rußland aufgestellte Armee, etwa 30,000 Mann, welche von den Chinesen als unabkömmlich angesehen wird, hält mit einem Drittel die Amurlinie in der Mandschurei besetzt; das zweite deckt die Straßen, welche, von Sibirien her durch die Mongolei kommend, die Sandwüste durchschneiden und sich an dem strategisch und commerziell wichtigen Knotenpunkt von Kalgang vereinigen. Die irregulären Truppen der Mongolei im Nordwesten der Wüste bilden die Vorhut dieses auf 20,000 Mann geschätzten Heeres gegen Angriffe von der Landseite. Das letzte Drittel in der Stärke von 40,000 Mann steht Turkestan gegenüber zum Schutz der sogenannten Kaiserstraße, längs welcher Truppen nach Kuldscha und seitwärts nach Kaschgar bis zur russischen Grenze vorgeschoben worden sind.

Die etwa 100,000 Mann starke Armee, welche von Peking aus die Küsten der benachbarten Landestheile deckt, ist am weitesten in ihrer Organisation und Ausbildung vorgeschritten. In ihr haben unter dem Einfluß des europäischen Neuerungen und Umgestaltungen zugänglichen Vicekönigs Lihung-tschang Reformen im Geiste der Zeit am meisten Eingang gefunden. Am deutlichsten tritt dies bei der Bewaffnung und Ausrüstung hervor. Nach der Absicht des genannten Vicekönigs und Heerführers soll diese Armee den Kern bilden, an den sich die übrigen Theile des alten Heeres bei ihrem Uebergang zu dem neuen Wehrorganismus anschließen.

Noch mehr als in der Armee hat China in der Organisation und Ausbildung seiner Marine sich an Deutschland ein Vorbild genommen. Bekannt ist der Bau der beiden Panzercorvetten Ting-Yuen (Ewiger Friede), Chen-Yuen (die Wacht in der Ferne), denen der kürzlich vom Stapel gelaufene Tsi-Yuen (der Helfer) gefolgt ist. Alle drei weilen zunächst noch in deutschen Häfen. Sie kommen an Stärke etwa den deutschen Panzercorvetten der Sachsenklasse gleich, haben aber vor diesen den Vortheil der größern Schnelligkeit und bessern Panzerung voraus, da sie mit Compoundplatten bekleidet sind. Mit europäischen Seeleuten bemannt, waren diese Panzerfregatten leistungsfähige Schiffe und den französischen Panzercorvetten weit überlegen. China zählt außerdem noch an combattantem Flottenmaterial: 2 Panzerkanonenboote, 2 Schraubenfregatten, 9 Schraubencorvetten, 11 Schraubensloops, 11 Küstenkanonenboote, 10 Torpedoboote und ein Dutzend Kanonenboote. Die Panzerboote entstammen der Werft zu Shangai und sollen ihrer Stärke und Ausrüstung nach nur als Flußkanonenboote zu benutzen sein; die Fregatten, Corvetten und Sloops sind von zu leichter Bauart und darum den Panzerschiffen gegenüber nicht gewachsen; von den Sloops können zwei, die mit Stahlrammen und Torpedos versehen und große Fahrgeschwindigkeit (16 Knoten) haben, den Franzosen sehr unbequem werden. Die Kanonenboote sind nur im Stande, sich bei Vertheidigung der Küsten und Flußmündungen nützlich zu machen; endlich zählen die bisher erst verwendungsfähigen drei Torpedoboote von zehn zu gefährlichen Gegnern Frankreichs.

Den Chinesen fehlt es sonach nicht an brauchbaren, kriegstüchtigen Fahrzeugen, wohl aber gehen ihnen die Offiziere und Befehlshaber ab, die geeignet sind, Schiffe in einem Gefecht zu commandiren, sowie die Matrosen, um sie zu besetzen.

Frauenzeitung.

Ein ärztlicher Wink für junge Damen. In manchen Familien ist in den letzten Jahren eine Sitte dermaßen eingerissen, daß man füglich von einer Unsitte sprechen könnte: sowie eine der Töchter sich ungefähr ein Jahr lang von den Qualen der höheren Töchterschule am warmen Herd des Hauses erholt hat, wird sie, falls sie nicht zu dumm ist — und das ist eine höhere Tochter ja nie — unter allerlei Vorstellungen genöthigt, sich zum Lehrerinnenexamen vorzubereiten. In der Blüthe ihrer Jahre unterwerfen sich unsere jungen Damen den kolossalen Anstrengungen, die das ihnen aufgezwungene Ziel erheischt — oft um nichts! Denn nur ein sehr kleiner Prozentsatz kommt in die Lage, die Frucht bitterer, schwerer Arbeit in dem bitteren, schweren Berufe einer Lehrerin pflücken zu müssen; die meisten bleiben ihrem eigentlichen Berufe — dem, einen Mann glücklich zu machen, erhalten, und dabei ist

ihnen die erworbene Würde nur hinderlich; denn der liebende Jüngling, der von der erprobten Weisheit seiner Auserwählten hört, sieht sie sich darauf hin noch einmal ganz genau — und nicht ohne Mißtrauen an; er nimmt sie zwar schließlich doch, aber nur unter der schnöden Bedingung, daß sie nie und zu keinem von ihren errungenen Lorbeeren sprechen darf.

Es liegt mir indeß fern, die Gewissenhaftigkeit eines Vaters, der für den Fall seines plötzlichen Todes die Tochter versorgt wissen will, zu bespötteln, ich möchte nur unsere jungen Damen auf einen anderen Beruf aufmerksam machen, den sie, wie auch immer ihr Lebensweg sich gestalten möge, werden ausüben können und müssen, und der ihnen — wenn nöthig — auch pekuniäre Unabhängigkeit sichert; ich meine den Beruf einer Krankenpflegerin.

Hast du einmal, liebe Leserin, am Krankenbette eines geliebten Verwandten, Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester gesessen, unfähig seine Qualen zu lindern, ängstlich des Arztes harrend? — Und endlich kam der Arzt; kurz und bestimmt sind seine Anweisungen; treue, sorgsame Pflege macht er zur lebensrettenden Bedingung. Er geht — und läßt dich zurück mit dem beglückenden Gefühl, pflegen, helfen, retten zu dürfen. Aber ach, wie bald erkennst du das Schwere, Unerfüllbare der übernommenen Pflicht; jedes Stöhnen des Patienten, den du ungeschickt aufzurichten, umzubetten versuchtest, dringt dir wie ein schneidendes Schwert durch die Seele — und schließlich wirst du blutenden Herzens fremden Händen den theuren Kranken anvertrauen müssen. —

Wie anders, wie glücklich ist das Mädchen daran, das eines ihrer Jugendjahre geopfert hat, die Krankenpflege systematisch zu erlernen; heirathet sie später, dann wird es Gottes Hand ihr nicht ersparen, im eigenen Hause die erlernte Wissenschaft zu üben; bleibt sie ledig, so kann sie viel Leiden lindern helfen, und an manchem Krankenbett eine Wegweiserin zum Himmel werden.

Die originellste und großartigste Hochzeitsreise, welche jemals unternommen wurde, ist die eben in dem ersten Stadium der Ausführung begriffene des Afrikaforschers Holub, welcher unmittelbar nach seiner Trauung in Gesellschaft seiner jugendlichen Gattin seine auf vier Jahre berechnete Entdeckungsfahrt nach dem Süden und Centrum des dunkeln Welttheils angetreten hat. Während Dr. Holub mit den Vorarbeiten dieser Expedition beschäftigt war und für nichts anderes Sinn zu haben schien als für die Aufbringung der Geldmittel, die Zusammenstellung seiner Ausrüstung, die Anwerbung und Schulung seines Personals und seine Ausbildung in allerhand Specialwissenschaften, faßte in seinem Herzen die Neigung zu einer hübschen Wienerin Wurzel. Die junge Dame ist die Tochter des Inspektors der Rotunde im Prater, in welcher dem Forscher von der Regierung Räumlichkeiten zum Wohnen und zur Aufstapelung seiner riesigen Ausrüstungsobjekte zur Verfügung gestellt waren. Die anfängliche Scheu, mit welcher das Mädchen zu dem berühmten Manne emporblickte, der sich zu einem romantischen Wagniß, zum abenteuerlichen Entdeckungszug in ferne Länder rüstete, verwandelte sich allmählich in warme Theilnahme und schließlich in innige Liebe. Es mag sich da die Geschichte von Desdemona und dem tapfern Mohren von Vendig abgespielt haben. Beide dürften so viel miteinander über das Land der Schwarzen gesprochen und fabulirt haben, bis sie sich in der Stille entschlossen, die Fahrt dorthin in Gemeinschaft zu unternehmen. Allgemein war die Ueberraschung, als sich kurz vor der Abreise Holub's die Kunde von seiner Verlobung mit Fräul. Hoff verbreitete; noch größer war das Staunen, als wenige Tage später in den Zeitungen zu lesen war, daß das interessante Paar sich am Vorabend einer vierjährigen Trennung die Hand zum ewigen Bunde gereicht habe. Nun erst wurde es auch außerhalb des engsten Freundes- und Familienkreises bekannt, daß die jungen Eheleute vereint die gefährliche Afrikafahrt unternehmen werden. Es dürfte schwer sein, zu entscheiden, ob bei diesem Entschluß sich der Mann heroischer gezeigt hat oder die Frau. Das Holub'sche Ehepaar wurde von dem Kronprinzen Rudolf und dessen Gemahlin in einer längeren Abschiedsaudienz empfangen und mit herzlichsten Glückwünschen entlassen. Die Abreise am Nordwestbahnhof gestaltete sich zu einer warmen Ovation für den Forscher und seine muthige Frau. Durch die Betheiligung einer Dame gewinnt die Holub'sche Afrikareise ein erhöhtes, romantisches Interesse. Möge das junge Ehepaar glücklich und reich an Erfolgen von seiner vierjährigen Hochzeitsreise aus dem Dunkeln Continent heimkehren.

Der „Leitfaden für junge Mädchen beim Eintritt in die Welt" von Malwine v. Steinau (Wien, Hartleben's Verlag) erhält in der Fülle trefflicher Anweisungen für flügge werdende Dämchen auch die wahrscheinlich vielen willkommene Aufklärung des oft gebrauchten, aber in seiner Herleitung nur wenigen bekannten Ausdrucks „Backfisch", der in der Regel, aber mit Unrecht, in etwas spöttischem Sinne gebraucht und von den mit ihm Bezeichneten als eine respektwidrige Titulatur entschieden perhorrescirt wird. Nach der erwähnten Quelle stammt diese Benennung von den Fischergestaden der Ostsee. Dort sondert der Fischer die in seine Netze gegangene Beute je nach der Qualität in verschiedene Abtheilungen seines Bootes. Die halb ausgewachsenen Fischlein, der jugendliche Nachwuchs der Salzfluth werden in den Theil des Fahrzeuges geworfen, welcher die „Back" heißt; in diesem ungemüthlichen Purgatorium hangen und bangen sie in schwebender Pein der Entscheidung über ihr Schicksal entgegen. Fällt nämlich ihr Fang reichlich aus, so werden sie wieder in's Meer geworfen; ist die Beute gering, so wandern sie mit den übrigen auf den Markt und von dort wegen ihrer Kleinheit in der Regel in die Backpfanne. Die armen Fischchen in der Back wissen also zur Zeit noch nicht, was eigentlich aus ihnen werden soll, ob sie wieder zu den Gespielen in die blaue Fluth zurückkehren, oder ob sie als guter Fang betrachtet und verspeist werden. Der Backfisch ist somit das Symbol eines Wesens, welches noch nicht weiß, wohin es eigentlich gehört; dem Mädchen im Uebergangsstadium zwischen Schule und Gesellschaft geht es genau wie dem Fischlein in der Back, es ist eben ein richtiger „Backfisch".

Sonntagschul-Lektionen.

Paulus in Athen.

Sonntag, 2. März. — Apostelg. 17, 22—43.

22. Paulus aber stand mitten auf dem Richtplatze, und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe euch, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid.

23. Ich bin herdurch gegangen, und habe gesehen eure Gottesdienste, und fand einen Altar, darauf war geschrieben: Dem unbekannten Gotte. Nun verkündige ich euch denselbigen, dem ihr unwissend Gottesdienst thut.

24. Gott, der die Welt gemacht hat, und alles, was darinnen ist, sintemal er ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnet er nicht in Tempeln mit Händen gemacht.

25. Seiner wird auch nicht von Menschenhänden gepfleget, als der Jemandes bedürfte; so er selbst Jedermann Leben und Odem allenthalben giebt:

26. Und hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf den ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen.

27. Daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar ist er nicht ferne von einem Jeglichen unter uns.

28. Denn in ihm leben, weben, und sind wir; als auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts.

29. So wir denn göttlichen Geschlechts sind; sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Gedanken gemacht.

30. Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen. Nun aber gebietet er allen Menschen an allen Enden Buße zu thun;

31. Darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit, durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat, und Jedermann vorhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferwecket.

32. Da sie höreten die Auferstehung der Todten, da hatten es etliche ihren Spott; Etliche aber sprachen: Wir wollen dich davon weiter hören.

33. Also ging Paulus von ihnen.

34. Etliche Männer aber hingen ihm an und wurden gläubig; unter welchen war Dionysius, einer aus dem Rathe, und ein Weib, mit Namen Damaris, und andere mit ihnen.

---

1. **Grundgedanke:** „In ihm leben, weben und sind wir." Apstg. 17, 28.

2. **Zeit:** 52 n. Chr.

3. **Ort:** Athen, Hauptstadt Griechenlands (Achaja's), zwar nicht in politischem Sinn, wohl aber als der weltberühmte Sitz griechischer Bildung, Kunst und Wissenschaft, sowie des feinsten Lebensgenusses (das damalige Paris), wo auch die vornehmsten Römer jener Zeit die Philosophie studirten. Es lag auf der nach Süden hin immer schmäler werdenden Halbinsel Attika, an deren Westseite und am Flusse Ilystus, nahe dem saronischen Meerbusen, etwa eine Meile vom Hafenort Piräus entfernt, von wo aus man zwischen zwei langen Mauern nach dem mit einer Säulenhalle umgebenen Markt (V. 17), dem Sammelplatz des gesammten Verkehrs der gewerblichen, geselligen und gelehrten Welt, kam.

4. **Einleitende Bemerkungen und Zusammenhang:** Paulus benützte nach seiner Flucht aus Beroe (V. 15) die erste Zeit seines Alleinstehens bis zur Ankunft des Silas und Timotheus dazu, das neue wichtige Arbeitsfeld näher kennen zu lernen, wo nun zum erstenmal die göttliche Thorheit des Evangeliums mit der vermeintlichen menschlichen Weisheit, die aber dennoch in Wahrheit nur Thorheit ist, siegreich auf den entscheidenden Kampfplatz treten sollte. Deßhalb predigt er hier nicht nur regelmäßig am Sabbath in den Synagogen zu den Juden und Proselyten (V. 17), unter denen er von vornherein in dieser heidnischen Weltstadt auf keinen besonders großen Erfolg rechnen konnte, sondern versuchte sich auch mit den heidnischen Bewohnern selbst in religiöse Gespräche und belehrende Unterhandlungen einzulassen, ähnlich wie schon Sokrates gethan hatte.

Die Epikurer und Stoiker, zwei nach Alexander dem Großen entstandenen Philosophenschulen, entsprechen ungefähr den Sadducäern und Pharisäern, jene machten die sinnliche Lust, diese den Tugendstolz zum höchsten Gute des Lebens; Beide läugneten den lebendigen persönlichen Gott, die Einen gleichen dem modernen Materialismus, die Andern dem Pantheismus.

Der Richtplatz, Areopag oder Hügel des Mars (des Kriegsgottes), ein nördlich vom Markt gelegener schmaler Felskegel, nur vom Süden aus auf einer breiten Freitreppe zugänglich, war ursprünglich der höchste Gerichtshof Athens, wo über Tod und Leben abgeurtheilt wurde, später der Ort, wo die wichtigsten öffentlichen Verhandlungen politischer, philosophischer &c. Art stattfanden. Von dort aus konnte man den Sprechenden weithin sehen und hören (V. 19).

5. **Zur Erklärung und Erbauung.**

Paulus predigt in Athen, a) von Gott (V. 22—25). Zu dieser Predigt im Ganzen ist zu bemerken, daß hier Paulus nach seinem Grundsatz, „Allen Alles zu werden, um Etliche (für Christus) zu gewinnen", auch den Athenern ein Athener wird, aber in christlichem Geiste. Sein Wort ist ebenso weise bedacht, als fein angelegt und kunstvoll durchgeführt, des Ortes würdig, wo es erschallt, denn auf dieser berühmtesten Rednerbühne des Alterthums sprach einst sein berühmtester Redner, Demosthenes, etwa 400 Jahre früher. Er spricht mit ebenso viel schonender Milde, um nicht unnöthig zu verletzen, als mit entschiedenem Ernst und eindringlicher Kraft, die keine Wahrheit verschweigt und keinen Irrthum beschönigt.

V. 22. Ihr Männer von Athen! Eine kurze, männliche, würdige und die Zuhörer sofort gewinnende Anrede. Allzuabergläubig, besser: gottesfürchtiger, religiöser (als Andere); das Wort (eigentlich: andächtig) hat hier ebenso wenig eine schlimme Nebenbedeutung als Kap. 25, 19. Mit großer Liebe und ebenso großem Geschick knüpft hier Paulus an das Fünklein des Guten, Edlen und Wahren auch in diesem verdorbenen Volke noch an.

V. 23. Eure Gottesdienste, oder: Heiligthum d. h. die Gegenstände der religiösen Verehrung: Tempel, Altäre, Bildsäulen u. s. w., wovon Athen voll war (V. 16). Paulus hat bei seiner Durchwandrung der Stadt alle diese Denkmäler klassischer Schönheit nicht ignorirt, sondern angesehen, genau betrachtet, aber freilich mit dem Auge eines Christen, nicht eines Heiden Dem unbekannten Gott; wörtlich: „Unbekanntem Gott!" Auch dies enthält zunächst noch keinen Vorwurf, er will nicht mit einem Tadel beginnen, sondern mit einem Zeichen seines verständnißvollen Eingehens auf ihre Bedürfnisse. Zwar treibt sie zunächst nur die Neubegier, noch nicht die Heilsbegier (V. 21), aber doch benützt er jene, um sie zu dieser zu führen, und zeigt zugleich, daß er nicht blos ein eitler leerer „Schwätzer" ist (V. 18), sondern wirklich Etwas zu sagen hat, wovon selbst sie, die gelehrten Griechen nichts wissen.

Einst soll Epimenides von Athen während einer Pest, die dort wüthete, eine Heerde Schafe vom Areopag haben auslaufen und wo eines derselben sich niederließ, einen Altar haben bauen lassen, um dem betreffenden

Gott, den man sich als den Urheber der Seuche dachte, ein Sühnopfer zu bringen und so das Ende der Krankheit herbeizuführen. Es gab also wohl viele solche Altäre mit dieser geheimnißvollen Inschrift. Paulus zeigt aber, daß dieser „unbekannte" Gott der Eine, wahre, lebendige sei, dem sie, ohne es zu wissen, bereits dienen, den sie suchen und anrufen, und nach dem sie, ohne es nur zu ahnen, verlangen. Die Heiden waren bei all ihren vielen Götzen doch nie ganz ruhig, ob sie nicht doch noch irgend einen Gott vergessen hätten. Dieses Gefühl, das sie selbst nicht deutlich verstanden, legt ihnen der Apostel aus als eine noch ungestillte Sehnsucht nach dem persönlichen Gott.

Gott, der die Welt gemacht hat. Schon diese erste grundlegende Religionswahrheit, von der man glauben sollte, sie liege schon in der Vernunft selber, nämlich die Lehre von der Weltschöpfung Gottes war dem Heidenthum verborgen oder doch in ihm entstellt und verkehrt. Die Meisten lehrten, die Welt sei aus Zufall entstanden, oder man dachte sie sich als einen Ausfluß aus der Gottheit, glaubte also höchstens an eine unwillkührliche, von selbst sich machende Weltentwicklung, nicht an eine Weltschöpfung, als Akt eines selbstständig schaffenden göttlichen Willens.

V. 25. Von Menschenhänden gepflegt, wie er keiner Wohnung bedarf, so auch keines menschlichen Priesterdienstes mit Opfer und Altar. Leben und Odem giebt, s. Ps. 50, 9 ff.

b) Vom Menschen, (V. 26—29.)

V. 26. Paulus fährt fort mit dem ersten Glaubensartikel und geht nun von Gott dem Schöpfer über zum Menschen als Geschöpf und Ebenbild Gottes. Von Einem Blut (Paar, vrgl. Joh. 1, 13) ausgehend oder abstammend jegliche Nation wohne über das ganze Angesicht der Erde hin, vrgl. 1 Mos. 11, 18. Darin liegen drei Grundwahrheiten: 1. alle Menschen sind von Gott geschaffen, stammen also nicht aus dem Urschlamm oder vom Affen ab (Darwin); 2. Alle Menschen sind als Söhne eines Paares Brüder und also gleichberechtigt und gleichgeachtet vor Gott, nicht jedes Volk für sich allein entstanden und vor den andern bevorzugt. Also haben die Schranken des heidnischen Völkerhasses und die Ketten der Sklaverei zu fallen. Nach heidnischer Vorstellung hatte jede Nation, wie ihre eigenen Götter, so auch ihren eigenen Ursprung. Paulus dagegen lehrt: Wie nur ein Gott, so ist auch nur eine Menschheit, mit gleicher Natur, gleicher Schuld, gleichen Bedürfnissen, jeder Mensch ist ganz ebenso erlösungsbedürftig, aber auch erlösungsfähig wie der andere. Und hat Ziel gesetzt u.s.w., d.h. nach seinem Rathschluß genau vorherbestimmt, wo jedes Volk wohnen und wie lang es sein Land behalten soll. Also 3. alle Menschen stehen unter gleicher göttlicher Leitung, Gott hat keine Lieblingsnation, die allein die gottgeliebte wäre, wie selbst Israel sich einbildete, während die Griechen alle andern Völker neben sich blos für „Barbaren" hielten. Gott, der allmächtige Weltschöpfer, ist auch der heilige, weise und gerechte Weltregent. Ziel und Zweck seiner Weltregierung ist aber das Reich Gottes.

V. 27. Daß sie den Herrn suchen sollen, jedes nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit, seiner nationalen Art und Weise. Zweck und Ziel der Völker und der Einzelnen ist also: Gott zu suchen und zu finden.

V. 28. Denn in ihm, gleichsam als dem uns alle gemeinsam umschließenden Raum oder dem unser ganzes Dasein bedingenden Element, leben und weben (bewegen uns) und sind wir, d. h. außerhalb Gottes giebt es für uns überhaupt gar keine Möglichkeit einer Existenz. Der Satz ist nicht pantheistisch, als ob Gottes Wesen und Leben in dem der Welt aufginge, sondern im Gegentheil theistisch: ohne ihn existirt sie überhaupt gar nicht, er ist also der außer und über ihr stehender persönlicher Träger ihres ganzen Daseins. Etliche Poeten, nämlich Aratus aus Cilicien, also ein Landsmann des Paulus, dessen Schriften er also wohl von dorther kannte, und ähnlich ein gewisser Kleanthes, wohl Nachklänge der göttlichen Uroffenbarung. Freilich hatten die Griechen gerade es umgekehrt: die Götter sind Menschen (14, 11.).

V. 29. Sollen wir nicht meinen, dieser besseren Einsicht (V. 28) zuwider. Die Gottheit (Gott nach seinem eigenen inneren Wesen) sei gleich solchen Dingen, die nicht einmal unserer menschlichen Natur gleichkommen, sondern bloßer, wenn auch noch so kunstvoll verarbeiteter, Stoff sind.

c) Vom Gottmenschen (V. 30—34). Nun erst kommt Paulus auf den zweiten Glaubensartikel zu sprechen, hebt aber aus demselben nur die zwei Hauptpunkte, Christi Auferstehung und Wiederkunft, hervor, als die zwei wichtigsten Beweise seiner Gottheit. Mild und ernst zugleich verkündigt er den Heiden den Anbruch einer neuen Zeit. Alles, was bisher, wenn auch mit Verläugnung des eigenen besseren Wissens, gesündigt worden, nennt er blos eine „Unwissenheit", wie Christus selbst thut. Dabei predigt er aber eindringlich genug allen Buße und Bekehrung als den einzigen Weg zur Rettung und zeigt ihnen auf dem menschlichen „Gerichtshof" (V. 22) den unausbleiblichen göttlichen „Gerichtstag", vor welchem sie wunderbar genug nur in der Person des Richters selbst Schutz und Hilfe finden können. An diesen zu glauben hat aber Gott allen Menschen eben durch seine Auferweckung möglich gemacht.

V. 30. Die Zeit heidnischer Verwirrung bezeichnet er als eine Zeit göttlichen „Uebersehens", da bis hieher die Sünde noch unter göttlicher Geduld stand (14, 17 und Röm. 3, 25), womit aber nicht die Schuld derselben geläugnet oder nur als eine verzeihliche Schwäche entschuldigt wird. Auch ist dies Uebersehen der Unwissenheit noch lange nicht soviel als ein Vergeben der Sünde, die eben erst durch Buße und Glaube möglich wird.

V. 31. Mit Gerechtigkeit, wo denn also kein solches Uebersehen mehr stattfindet, sondern Alles nach dem Maßstab des strengsten Rechtes geht. Man muß also eilen, diesem Gericht zu entgehen. Durch einen Mann (Joh. 5, 25 ff.). Ganz absichtlich hebt er hier den Menschen vergötternden Griechen die wahre Menschheit Jesu so stark hervor. Und Jedermann vorhält ꝛc. sollte eigentlich heißen: den er für Jedermann (als Richter) auch beglaubigt und damit den Glauben an ihn nahe gelegt oder eröffnet hat und zwar durch seine Auferweckung (Röm. 1, 4.).

Einer, dem Gott selbst das Weltgericht übertragen hat über alle anderen Menschen, kann unmöglich selbst blos ein gewöhnlicher Mensch sein, der ebenfalls wie sie durch Unwissenheit wenigstens fehlt und also die Buße und Gnade gleichfalls bedarf.

V. 32. So lange er von allgemeinen Religionswahrheiten redete, hörten sie ihm gerne zu; wie er aber aufs Herz und Gewissen dringt und Ernst macht mit der strengen sittlichen Forderung an den Einzelnen persönlich, da ist ihre Geduld erschöpft. Die (eine) Auferstehung ganz wie V. 19 ff. Vielleicht dachten sie dabei an eine weibliche Gottheit „Anastasis" neben der männlichen „Jesus". Etliche spotten, wahrscheinlich die Philosophen (V. 18) als die „starken Geister", sie dachten: Vor einem solchen Richter, der von den Todten aufersteht, ist uns nicht bange. Die Anderen sind wohl die Gleichgiltigen und Oberflächlichen, die nur eine Neuigkeit hatten hören wollen (V. 20 ff.).

V. 33. Also, nach so wenig versprechender Auf-

nahme seines Wortes, *ging er von ihnen* und kam nicht wieder. Lieber hatte er es mit ernsten Feinden zu thun, die wenigstens Interesse zeigten und ließ sich von ihnen sogar Bitteres gefallen (9, 22), als mit oberflächlichen lauen Herzen (Off. 3, 15 ff.), die unentschieden sind und bleiben *wollen*, oder gar zu den Verächtern gehören (Matth. 7, 6).

V. 34. Ganz ohne Frucht blieb aber seine Predigt nicht. Einen Sieg, wenn auch vorerst nur einen kleinen, erfocht die Wahrheit doch auch hier. Aus diesem geringen Keim erwuchs aber später eine große Gemeinde, aus der namentlich die frühesten eigentlich wissenschaftlichen Schriften über den christlichen Glauben hervorgingen. *Hingen ihm an* und suchten weitere Belehrung, und zwar Leute aus vornehmem Stande, obwohl es ungewiß ist, ob *Damaris* die eigene Frau des *Dionysius*, eines Mitglieds des höchsten Gerichtshofs in Athen, eben des Areopags selbst, war. Merkwürdig ist, daß auch hier eine Frau unter die ersten Anhänger der Lehre Christi zählt.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Luther in Rom, Calvin in Paris, Wesley in London — das sind spannende Bilder der Geschichte. Aber hier ist mehr: *Paulus in Athen*. Welche Empfindungen müssen's gewesen sein, die den Apostel auf seinem Gang durch die Stadt bewegten! Er schaut, welche Denkmale der Menschengeist geschaffen, dringt aber tiefer und erkennt das furchtbare Verderben unter glänzender Oberfläche. Er ergrimmt.

Seine Predigt handelt:

1) Von Gott und der Schöpfung (22—25). Damals wie noch heute gab es Menschen, welche da sagten und sagen, die Welt sei von selbst entstanden (Naturalismus), dagegen betont der Apostel, daß die Welt *geschaffen* sei. Und zwar von einem *persönlichen* Gott, nicht, wie manche Weltweise damals und jetzt annehmen, durch eine alles belebende Weltseele (Pantheismus).

2) Von den Menschen und der Sünde (26—29). Auch der Mensch ist von Gott erschaffen und hat den Ewigen als *Sünder zu suchen*. Das Wesen der Sünde ist *Abtrennung* von Gott. Das geht wider den Rationalismus.

3) Vom Gottmenschen und seinem Kommen (30—34). Alles Vorhergehende ist geoffenbart durch Jesum Christum. Jetzt aber ist die Zeit, Buße zu thun. Denn es ist in keinem andern Heil, und die Rechenschaft wird von allen gefordert werden. Das geht wider die Selbsterlösungs-Theorie.

Sonntag, 9. März. **Paulus in Korinth.** Apostelg. 18, 1—17.

1. Darnach schied Paulus von Athen, und kam gen Korinth.
2. Und fand einen Juden, mit Namen Aquila, der Geburt aus Pontus, welcher war neulich aus Welschland gekommen, sammt seinem Weibe Priscilla (darum, daß der Kaiser Claudius geboten hatte allen Juden, zu weichen aus Rom).
3. Zu denselbigen ging er ein; und dieweil er gleichen Handwerks war, blieb er bei ihnen, und arbeitete; sie waren aber des Handwerks Teppichmacher.
4. Und er lehrete in der Schule auf alle Sabbather, und beredete beide, Juden und Griechen.
5. Da aber Silas und Timotheus aus Macedonien kamen, drang Paulum der Geist, zu bezeugen den Juden Jesum, daß er der Christ sei.
6. Da sie aber widerstrebten, und lästerten, schüttelte er die Kleider aus, und sprach zu ihnen: Euer Blut sei über euer Haupt; ich gehe von nun an rein zu den Heiden.
7. Und machte sich von dannen, und kam in ein Haus eines, mit Namen Just, der gottesfürchtig war, und desselbigen Haus war zunächst an der Schule.
8. Crispus aber, der Oberste der Schule, glaubte an den Herrn mit seinem ganzen Hause; und viele Korinther, die zuhöreten, wurden gläubig, und ließen sich taufen.
9. Es sprach aber der Herr durch ein Gesicht in der Nacht zu Paulo: Fürchte dich nicht, sondern rede, und schweige nicht.
10. Denn ich bin mit dir, und Niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden; denn ich habe ein groß Volk in dieser Stadt.
11. Er saß aber daselbst ein Jahr und sechs Monate, und lehrete sie das Wort Gottes.
12. Da aber Gallion Landvogt war in Achaja; empörten sich die Juden einmüthiglich wider Paulum, und führeten ihn vor den Richtstuhl.
13. Und sprachen: Dieser überredet die Leute, Gott zu dienen, dem Gesetz zuwider.
14. Da aber Paulus wollte den Mund aufthun, sprach Gallion zu den Juden: Wenn es ein Frevel oder Schalkheit wäre, lieben Juden, so hörete ich euch billig.
15. Weil es aber eine Frage ist von der Lehre, und von den Worten, und von dem Gesetz unter euch, so sehet ihr selber zu; ich gedenke darüber nicht Richter zu sein.
16. Und trieb sie von dem Richtstuhl.
17. Da ergriffen alle Griechen Sosthenes, den Obersten der Schule, und schlugen ihn vor dem Richtstuhl; und Gallion nahm sich's nicht an.

---

1. Grundgedanke: „Ich bin mit dir, und Niemand soll sich unterstehen dir zu schaden; denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt." Apostelg. 18, 10.

2. Zeit: 52 n. Chr., unmittelbar den Vorgängen der letzten Lektion folgend.

3. Ort: *Korinth*, politische Hauptstadt der römischen Provinz Achaja und Sitz der höchsten Behörde, blühend durch Handel, Reichthum und Wohlleben bis zum raffinirtesten Luxus. Es lag westlich von Athen in der südöstlichen Ecke des korinthischen Meerbusens auf dem „Isthmus", d. h. der schmalen Landenge zwischen jenem und dem saronischen Meerbusen, also zwischen dem jonischen und ägäischen Meer. An letzterem lag die Hafenstadt *Kenchreä* (V. 18). Unter Cäsar wurde die Stadt von Römern stark bevölkert, daher die vielen lateinischen Namen (V. 2, 7, 8, 12); sie hatte in ihrer damaligen Blüthezeit mindestens 3—400,000 Einwohner.

4. Einleitende Bemerkungen.

Pontus, nördlichste Provinz Kleinasiens, unmittelbar am schwarzen Meer (2, 9).

Welschland, so viel als: Italien.

Kaiser Claudius (11, 28) bestieg den römischen Kaiserstuhl etwa 40 Jahre nach Christi Geburt und regierte bis 54. Weil das Wort von Christo unter den in Rom ansässigen Juden allerlei Unruhen anrichtete, erließ er im Jahre 52 wegen einer großen Hungersnoth, die man ihnen schuld gab und um den Zorn der Götter zu sühnen, ein Dekret, wonach anfänglich nur ihre Zusammenkünfte beschränkt, später aber ihnen der Aufenthalt in der Stadt ganz verboten wurde.

Gallion war ein Bruder des bekannten Philosophen Lucius Annäus *Seneka*, ein auch sonst durch seine Milde und Gerechtigkeit hoch angesehener Mann. Er hieß ursprünglich Junius Annäus *Novatus*, wurde aber von dem Redner Gallio adoptirt und trug daher später *seinen* Familiennamen.

Landvogt (Landpfleger) bezeichnet wie 13, 7 das Amt des römischen Proconsuls, also die höchste Obrigkeit in der ganzen Provinz.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Paulus auf dem Handwerk (V. 1—3).

V. 1. *Darnach*, also mit unmittelbarem Anschluß an die letzte Lektion. *Schieder*, wohl ziemlich niedergeschlagen wegen des geringen Erfolgs in Athen, vergl. 1 Kor. 2, 1—3, wo die Gemüthsstimmung des Apostels



beim Eintritt in Corinth und unter den ersten Eindrücken daselbst geschildert ist. Auch hier ließ sich fürs erste ebensowenig, als dort erwarten. Der Eingang und Anfang Pauli war also auch hier sehr bescheiden und demüthig; aber er erfuhr auch dort die Kraft der göttlichen Gnade in all' unserer menschlichen Schwachheit reichlich (2 Cor. 12, 9. 10). Und kam, der Weg über den Isthmus erforderte etwa zwei Reisetage. Auf die Ankunft der in Beroe zurückgelassenen (17, 14) Timotheus und Silas wartete er nicht länger (17, 16).

V. 2. Und fand, natürlich suchte der landfremde Ankömmling zuerst bei seinen Volks- und alten Glaubensgenossen eine Bekanntschaft zu schließen. Aquila (Adler) war von Geburt ein Jude, führte aber seit seiner früheren Ansiedlung in Italien einen römischen Namen. Er und seine ebenso fromme als eifrige Gattin Prisca (Priscilla ist die lateinische Verkleinerungsform, wie Hans, Hänschen) hatten der Vertreibung aus Rom ihre Bekehrung durch Paulus zu verdanken. So führt Gott die Seinen oft durchs Unglück, erst zu ihrem wahren Glück. Aus 1 Cor. 16, 15 folgt nämlich nicht nothwendig, daß Beide schon vor seiner Ankunft in Corinth bekehrt gewesen sein müssen. Aber selbst wenn es der Fall war, so diente ihnen doch der vertraute, längere Umgang mit Paulus zur Belehrung und Stärkung. Später (V. 26) sind sie bereits in Ephesus thätig und haben in ihrem eigenen Haus eine Gemeinde (1 Cor. 16, 19).

V. 3. Ging er ein, um Herberge zu nehmen (17, 5 ff.). Und arbeitete, um sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Bei den Juden war es Sitte (früher sogar Vorschrift), daß die herumziehenden Rabbiner (Lehrer, Prediger) in der Regel neben ihrer Wissenschaft auch irgend ein Handwerk trieben, um sich im Nothfall damit forthelfen zu können (Mark. 6, 3). Teppichmacher, eigentlich: Zeltschneider, d. h. sie verfertigten den hauptsächlich aus Filz, besonders aus den hochgeschätzten dichten Haaren der cilicischen Ziegen gemachten Stoff zu den im Morgenlande so viel gebrauchten leichten Zelten. Merke: Ehrliche Arbeit ist keine Schande, nicht einmal für einen Apostel. Wie Paulus seinem Zunftgenossen bei seinem Erwerbszweig half, so gewann er an ihm und seiner Frau andererseits auch wieder ein rühriges Gehilfenpaar, das ihm in Rom und Ephesus Eingang bereitete, ja ihn dort zum Dank für seine geistlichen Gaben selbst mit ihrem eigenen leiblichen Leben retteten.

b) Paulus in der Synagoge (4–11).

V. 4. Die Woche über arbeitend, am Sonntag nach Gewohnheit lehrend (17, 2; 10, 17) beredete er Juden und Griechen (Proselyten), d. h. suchte sie von der christlichen Wahrheit zu überzeugen und für sie zu gewinnen, wenn auch fürs Erste mehr nur in vorbereitender Weise und ohne großen Erfolg (V. 6.). Die Juden sind auch hier zuerst genannt, weil er ihnen vor allen dienen wollte.

V. 5. Jetzt erst kamen die Gehilfen aus Macedonien (Beroe) endlich an. Mit ihrer tüchtigen Unterstützung dringt er nun aber auch um so ernster und eifriger auf Bekehrung zu Christo, den er mit aller Entschiedenheit als den längst verheißenen Messias Israels bezeugt.

V. 6. Sie widerstreben wie anderwärts so auch hier diesem nun unverhüllt hervortretenden Zeugniß für Christum, und lästerten ebendamit diesen selbst, nicht etwa blos den Apostel. Schüttelte er die Kleider aus, d. h. den Staub aus den Kleidern und von den Füßen als Zeichen des entschiedenen Bruchs mit der Synagoge. Euer Blut sei über Eurem Haupt, d. h. die schwere Schuld und Verantwortung Eurer ewigen Unseligkeit treffe Euch selbst. Rein, ohne Vorwurf, als ob ich an Eurem Verderben mit schuldig wäre; also nichts von ihren Schmähungen und ihren spöttischen Lästerungen darf an ihm hängen bleiben. Zu den Heiden, für die er ja zumeist, wenn auch nicht zunächst zum Apostel gesetzt war.

V. 7. Von dannen, nämlich aus den Synagogen. Mit Namen Just (oder Justus d. h. der Gerechte). Sonst kommt derselbe nur als Beinamen vor. Der gottesfürchtig war, also von Geburt zwar ein Heide, wie schon der römische Name andeutet, aber ein Proselyt (13, 43), der an Jehovah gläubig geworden war. In seinem Haus hielt Paulus wahrscheinlich fortan seine Predigt; zunächst an der Schule (Synagoge), dieß beweist einerseits, wie gern er in dieser geblieben wäre, andererseits aber auch, wie das Reich Gottes bereits von den Juden genommen und den Heiden gegeben ward (Matth. 22, 43).

V. 8. Der Oberste der Schule, d. h. der Synagogenvorsteher (Matth. 9, 18), den der entscheidende Schritt des Paulus (V. 6) selbst zur Entscheidung trieb. Glaubte an dem Herrn, wandte sich im Glauben ihm zu, bekannte ihn als den Messias und ließ sich zum Zeichen seiner Zugehörigkeit zu ihm und seiner Gemeinde auf seinen Namen taufen, und zwar mit seinem ganzen Haus. Die zuhörten, nämlich seiner Predigt im Hause des Justus (V. 7). Dazu gehörten nach 1 Cor. 1, 14 u. 16 auch Gajus und Stephanas. Diese drei hervorragenden Männer taufte Paulus selbst, die Anderen wohl Silas, Timotheus und Aquila.

V. 9. Hatte uns V. 2—4 nur den schüchternen Anfang seiner Predigt in Corinth, V. 5—8 ihren, trotz aller Entmuthigung (V. 6) dennoch muthigen Fortgang berichtet, so folgt nun ihr gesegneter, über alles Erwarten herrlicher Ausgang. Durch ein Gesicht, wie früher ähnlich wohl wie in der Erscheinung bei Damaskus (3, 9 ff.). Es geschah dies wohl unmittelbar nach V. 6, denn das „Fürchte dich nicht!" bezieht sich am natürlichsten und einfachsten auf jene gewaltsamen Versuche der Juden, ihn zu verdrängen. Rede ohne alle Scheu, und zwar gerade das von ihnen so verachtete Wort vom Kreuz. Und schweige nicht, blos um des äußeren Friedens willen aus feiger Nachgiebigkeit und ängstlicher Schwäche.

V. 10. „Ich bin mit dir!" welch ein Trost und kräftige Stärkung sowohl in innerer Noth als in äußerer Gefahr, zum Schutz gegen die Feinde der Wahrheit und ihre Widersacher. Ein großes Volk Solcher, die zum ewigen Leben verordnet sind (13, 48) und deren Berufung zu Buße und Glauben nichts verhindern soll.

V. 11. Saß daselbst, nahm seinen festen Wohnsitz, wahrscheinlich wie V. 3. Und lehrte sie (oder: unter ihnen) ohne Zweifel im Haus des Justus (V. 7). So lange war Paulus bisher noch nirgends seßhaft gewesen in seinem ganzen Wanderleben als Heidenapostel und Missionar, wo er jede Stunde gleichsam bereit stehen mußte, durch einen plötzlichen Wink von seinem Posten abgerufen zu werden.

c) Paulus vor Gericht (V. 12—17).

V. 12. Trotz der großen und gesegneten Wirksamkeit während des langen Zeitraums, deren Spuren 1 Cor. 1, 1—8 in den reichen Erfolgen derselben noch heute zeigt, war doch der Abschied von Corinth kein friedlicher, sondern ein stürmischer, kein freiwilliger, sondern ein gezwungener, gerade wie einst in Lystra, Thessalonich und Beroe. Doch zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit nur um so deutlicher, daß der Herr der Schirm und Schutz seiner Knechte ist und selbst die heidnische Obrigkeit hiezu als Werkzeug benützt.

V. 13. Gott zu dienen, nämlich in seiner



Weise, die dem Gesetz Mosis, das im römischen Reich für die Juden allein galt, zuwider und somit als eine unerlaubte Religionsübung strafbar ist.

V. 14. Paulus ist bereit sich zu verantworten, aber diesmal bedarf es des Vertheidigungswortes aus seinem Munde gar nicht einmal, ein Anderer, ein Heide, ein Rechtsgelehrter selbst übernimmt seine Sache. Denn bei diesem ächten Römer waren die boshaften Juden an den unrechten Mann gekommen.

V. 15. So sehet ihr selber zu, wie ihr nämlich den Prozeß ausfechten wollt, damit will er sich geschickt die unangenehme Sache vom Hals schaffen, also wohl nur aus Bequemlichkeit oder Menschenfurcht und Menschengefälligkeit. Nicht Richter zu sein, weil es nicht zu meinem Amt gehört, sofern der Staat nur Rechtsfragen, keine Lehrfragen zu untersuchen hat.

V. 16. Dem Apostel also geschah nicht nur nichts, sondern gerade seine Ankläger mußten auch noch unverrichteter Sache mit Schanden abziehen.

V. 17. Ja sie haben sogar noch Schaden, denn nun werden die Angreifer des Paulus zu den Angegriffenen, die Juden müssen der stärkeren Macht der Griechen weichen. Letztere ergreifen den Sosthenes, den Obersten der Schule, wahrscheinlich seit des Crispus Uebertritt zum Christenthum und darauf erfolgter Amtsentsetzung, der, wie es scheint, der Hauptwortführer der jüdischen Opposition war. Wenn er derselbe ist, den Paulus 1 Kor. 1, 1 als seinen Gehilfen nennt, so haben die hier empfangenen Schläge Gutes gewirkt.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Dieselben stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Das Evangelium eine Gotteskraft.

1) Es giebt Kämpfe auszufechten, wenn sich das Evangelium als Kraft bewähren will. Die Juden verursachten dem Apostel viel Kampf. Savonarola, Luther, Calvin, Wesley. Der sittliche Zustand der Heiden war ein schrecklicher, was schon der wollüstige Dienst der Aphrodite beweist. Heute dieselben Mächte unter anderem Namen: Formalismus, Aberglauben, Unglauben ꝛc.

2) Man braucht Stärkung des Muthes. Widrige Umstände entmuthigen; es tauchen Feinde auf, wo man Freunde zu finden hoffte; die Sünde der Leute beschwert das Herz; in Athen wurde wenig sichtbarer Erfolg errungen, und dies drückte Paulum vielleicht. — Die Hilfe für solche Entmuthigung kommt von Gott. Hier liegt das Geheimniß der christlichen Ausdauer. Der Herr kommt und sagt: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir ꝛc. Sein Wort offenbart uns die Gewißheit seiner Hilfe mehr als alle Gesichte, und verheißt der Treue großen Lohn.

3) Es werden Siege errungen. Juden und Heiden glauben; Reformen werden durchgesetzt; Gemeinden gegründet.

Sonntag, 16. März.

Das Kommen des Herrn.

1 Theff. 4, 13—5, 8.

13. Wir wollen euch aber, lieben Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seid, wie die Andern, die keine Hoffnung haben.
14. Denn so wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist: also wird Gott auch, die da entschlafen sind durch Jesum, mit ihm führen.
15. Denn das sagen wir euch, als ein Wort des Herrn, daß wir, die wir leben, und überbleiben in der Zukunft des Herrn, werden denen nicht vorkommen, die da schlafen.
16. Denn er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und Stimme des Erzengels, und mit der Posaune Gottes hernieder kommen vom Himmel, und die Todten in Christo werden auferstehen zuerst.
17. Darnach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit denselbigen hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also bei dem Herrn sein allezeit.
18. So tröstet euch nun mit diesen Worten unter einander.
1. Von den Zeiten aber und Stunden, lieben Brüder, ist nicht noth euch zu schreiben.
2. Denn ihr selbst wisset gewiß, daß der Tag des Herrn wird kommen, wie ein Dieb in der Nacht.
3. Denn wenn sie werden sagen: „Es ist Friede, es hat keine Gefahr;“ so wird sie das Verderben schnell überfallen, gleichwie der Schmerz ein schwanger Weib, und werden nicht entfliehen.
4. Ihr aber, lieben Brüder, seid nicht in der Finsterniß, daß euch der Tag wie ein Dieb ergreife.
5. Ihr seid allzumal Kinder des Lichts, und Kinder des Tages; wir sind nicht von der Nacht, noch von der Finsterniß.
6. So lasset uns nun nicht schlafen, wie die Andern; sondern lasset uns wachen und nüchtern sein.
7. Denn die da schlafen, die schlafen des Nachts, und die da trunken sind, die sind des Nachts trunken.
8. Wir aber, die wir des Tages sind, sollen nüchtern sein, angethan mit dem Krebs des Glaubens und der Liebe, und mit dem Helm der Hoffnung zur Seligkeit.

---

1. Grundgedanke: „Denn so wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch, die da entschlafen sind durch Jesum, mit ihm führen.“ 1 Theff. 4, 14.

2. Zeit: 52 nach Christo.

3. Einleitende Bemerkung: Die 13 (mit Einschluß des Hebräerbriefs 14) Briefe des Apostels Paulus sind mit Ausnahme der sog. Pastoralbriefe (an Timotheus und Titus) und des kurzen Gelegenheitsschreibens an Philemon, lauter an (7) einzelne bestimmte Gemeinden gerichtete Lehrschriften. Es ist nicht auszusprechen, welchen Schatz wir an diesen, meist in kürzester Zeit und nur für die unmittelbarste Gegenwart, oft mitten in Kampf und Arbeit niedergeschriebenen Mittheilungen des Apostels besitzen, der dabei nicht entfernt an eine eigentlich schriftstellerische Thätigkeit dachte, sondern zunächst nur für das praktische Bedürfniß der augenblicklichen Verhältnisse seiner ersten Leser sorgen wollte. Dennoch haben sie durch die Gotteskräfte, die in ihnen leben und weben, eine ewige Bedeutung für die ganze Kirche aller Zeiten erhalten.

Der Reihenfolge der Zeit nach bilden die erste, schon während der zweiten Missionsreise entstandene Gruppe derselben die beiden Briefe an die Thessalonicher, worin er die plötzlich abgebrochene Missionsthätigkeit daselbst durch sein mündliches Zeugniß, nun schriftlich fortzusetzen und zu ergänzen beabsichtigt. Für uns sind sie besonders wichtig durch die darin behandelten Fragen nach der Zukunft des Reiches.

Was die Abfassungszeit des ersten Briefes betrifft, so fällt sie ungefähr ein halbes Jahr nach seiner Vertreibung von dort, also etwa in den Anfang seines anderthalbjährigen Aufenthalts in Korinth (Apstg. 18, 11).

Die Zustände der Gemeinde in Thessalonich selbst waren kurz folgende: Sie bestand aus jüdischen Proselyten mit Heiden gemischt (1 Theff. 1, 9), vorwiegend aus Frauen vornehmen Standes, daneben aber wie es scheint auch Handelsleuten und Handwerkern. Die gesteigerte Feindschaft der erbitterten Juden, die ihn angeklagt hatten, als reize er durch seine Predigt von Christo zu einem Abfall vom Kaiser und an die er deutlich noch 1 Theff. 2, 14 ff. erinnert, trieb ihn nach Beroe; schon von hier aus hätte er die Gemeinde gerne noch einmal besucht. Aber er wurde verhindert und sandte statt

seiner von Athen aus den Timotheus nach Thessalonich, der unbeschrieener dort auftreten konnte; während er selbst nach Korinth ging. Dort empfing er nun die erfreuliche Nachricht des Timotheus vom Stande der Dinge in Thessalonich, dies ermuthigt und drängt ihn nun zum Schreiben.

Der nächste Anlaß des Briefes war also, die Gemeinde weiter zu belehren, zu ermuntern und zu trösten, aber auch zu warnen und zurechtzuweisen, vor Allem aber, durch innigen Herzenserguß das Band der Gemeinschaft mit ihr zu erneuern und zu befestigen.

4. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Erweckung der Todten und die Entrückung der Gläubigen (V. 13—18): Was den Zusammenhang der Lektion betrifft, so hat schon Kap. 3, 10 Paulus trotz aller dankbaren Freude über den guten Zustand der Gemeinde nach außen und innen, wovon ihm Timotheus berichten konnte (V. 6), sich der Erkenntniß noch vorhandener Mängel ihres Glaubenslebens und ihrer christlichen Erkenntniß nicht verschlossen, die er nun eben in diesen Briefen, weil er es persönlich nicht thun kann (2, 18), zu berichtigen sich angelegen sein läßt.

Er kommt nun dabei an denjenigen Hauptpunkt, dessen Klarstellung ihm nach der, durch des Timotheus Nachrichten gewonnenen Ueberzeugung schon jetzt als besonders dringend nothwendig erscheint, nämlich an die Lehre von der Wiederkunft Christi und die damit zusammenhängende christliche Hoffnung.

V. 13. Nicht verhalten, d. h. euch nicht darüber in Ungewißheit lassen (1 Kor. 10, 1). Die da (ent-) schlafen, gestorben sind oder noch im Tod entschlafen werden, ehe der Tag der Wiederkunft Christ, auf die ihr euch freuet, herankommt. Auf daß ihr nicht traurig seid, aus irriger Meinung, als ob sie damit etwas eingebüßt hätten, daß sie diese große Stunde nicht mehr auf Erden mit erleben dürfen. Da die Thessalonicher diese als unmittelbar nah bevorstehend gedachte Wiederkunft Christi selber in der allernächsten Zukunft noch zu sehen hofften, so waren sie in Sorge, wie es denn denjenigen Gliedern ihrer Gemeinde gehen werde, die dann bereits gestorben sind, ob sie dadurch nicht etwa verkürzt würden und ihnen nichts von der zu hoffenden Herrlichkeit der Auferstehung entgehe. Nun, trauern und sorgen darf man wohl, nur nicht heidnisch. Darum fügt er bei: wie die Andern, die überhaupt gar keine Hoffnung des ewigen Lebens haben, sondern sich vorstellen, mit dem Ende des irdischen Lebens sei überhaupt Alles aus (Eph. 2, 12).

Daran zweifelten natürlich die Thessalonicher nicht, daß es auch für die bereits vor dem Kommen des Herrn Entschlafenen eine selige Auferstehung gäbe, sonst hätte Paulus ganz anders mit ihnen geredet. Wohl aber fürchteten sie, der Segen seiner Wiederkunft zur Erlösung seiner hart bedrängten Gemeinde möchte den schon Gestorbenen nicht mehr in eben demselben Maß als den noch Lebenden zu Theil werden.

V. 14. Es ist, will er sagen, gar kein Grund zu solcher Befürchtung der Verstorbenen wegen vorhanden, denn wie sie schon jetzt bei Jesu sind, so werden sie dereinst auch mit ihm sein. Allerdings ist für sie hierzu erst eine vorangehende Wiedererweckung nothwendig, welche für die dann noch auf Erden Lebenden natürlich als überflüssig wegfällt. Dies macht aber keinen wesentlichen Unterschied. Auch jene werden ja dann nur ganz genau dasselbe erfahren, was Christus selbst erfuhr, nämlich ihr schon geschehenes Sterben, das die Bürgschaft in sich schließt auch für ihr erst bei seiner Wiederkunft noch geschehendes Auferstehen.

V. 15. Denn das sagen wir euch, damit ihr nämlich diese Behauptung, wonach die Entschlafenen gegenüber den noch Lebenden nicht nur nicht im Nachtheil, sondern gewissermaßen im Vortheil (vgl. V. 17: „Darnach (erst) wir“ u. s. w., also erst später, als jene) sind, nicht etwa für eine bloße selbstgemachte und darum nicht unbedingten Glauben verdienende Schlußfolgerung haltet, als ein Wort des Herrn. Allerdings giebt es keinen derartigen wörtlichen Ausspruch aus dem Munde Christi selbst, sondern Paulus hat diese Wahrheit ohne Zweifel erst jetzt durch eine besondere unmittelbare Offenbarung Christi empfangen, wie das Wort 1 Kor. 7, 16. Es ist also nicht nöthig, an ein nur in der mündlichen Ueberlieferung, nicht aber in der heil. Schrift selbst aufbewahrtes Wort Christi zu denken, wie Apostelgesch. 20, 35. Immerhin aber schließt sich derselbe an Stellen, wie Matth. 24, 29 ff., wenigstens mittelbar an, auch ist darin nur die nothwendige Consequenz von dem ausgesprochen, was Paulus selbst 1 Kor. 15, 52 gelehrt hat. Wir die wir leben ist ganz allgemein zu verstehen, von allen jetzt und also vielleicht auch bei der baldigst erwarteten (1 Kor. 15, 51 ff.) Wiederkunft Christi noch Lebenden überhaupt. Man darf also durchaus nicht schließen, Paulus habe sicher und mit Bestimmtheit erwartet, daß er selbst jedenfalls diese Zukunft Christi noch erleben werde, worin er sich aber thatsächlich getäuscht habe. Er stellt es bei sich wie bei seinen Lesern zunächst nur als möglich hin, daß sie zu diesen Aufbehaltenen gehören können, ob dies aber wirklich geschieht oder auch nur wahrscheinlich ist, läßt er völlig unentschieden. Ja an anderen Stellen (1 Kor. 6, 14; 2 Kor. 4, 14) stellt er sich selbst sogar mit denen zusammen, die nicht zur Verwandlung, sondern zur Auferstehung gelangen, also nach Apostelgesch. 24, 15 ff. bereits gestorben sein müssen. Nicht vorkommen, sondern im Gegentheil gewissermaßen erst nachfolgen nach der auch 1 Kor. 15, 52 aufgestellten Ordnung oder Reihenfolge der Auferstehung.

V. 16. Mit einem Feldgeschrei (Feldherrnruf), dem Weckruf Christi (Joh. 5, 28), womit er den Entschlafenen in ihren Gräbern ihre Neubelebung ankündigt. Es liegt darin zugleich das Plötzliche des Erfolgs, wie auf das Kommandowort sich sofort die ganze Armee bewegt. Die Stimme des Erzengels oder Heerführers von Engelschaaren bringt den Befehl hinab in die Gräber; dagegen die Posaune Gottes führt ihnen die Kraft zu, denselben zu befolgen. Diese letztere, gleichsam das Signal des des ganzen Vorgangs, erinnert auch an die Ereignisse am Sinai. Die Todten in Christo, die im Glauben an ihn selig Entschlafenen. Zuerst. Schon im A. Test. (Dan. 12, 2) findet sich die erste Spur von einer solchen Lehre einer doppelten Auferstehung, der Gerechten und der Ungerechten, wie sie unzweifelhaft auch von Paulus 1 Kor. 15, 23, vielleicht auch von Jesus selbst (Luk. 14, 14), namentlich nach dem Muster der späteren jüdischen Theologie bei den Rabbinern vorgetragen und bestätigt wurde.

V. 17. Darnach, wie lange hernach ist nicht gesagt, jedenfalls aber erst, nachdem die 1 Kor. 15, 51 ff. und 2 Kor. 5, 4 angedeutete Verwandlung und Verklärung schon vor sich gegangen ist. In den Wolken, die sie der gegenwärtigen, dem Untergang preisgegebenen Erde entrücken. Also auf Wolken thronend, ähnlich wie der Herr selbst bei seiner Himmelfahrt (Apostelgesch. 1, 9). Wie also die V. 14 genannten Entschlafenen ihm nach seiner Auferstehung ähnlich werden, so diese Verwandelten und Entrückten nach seiner Himmelfahrt, worin wiederum liegt, daß beides auch zeitlich getrennt sein wird, wie die Auferstehung und Himmelfahrt selber. Jene Zwischenzeit hätte dann eine

gewisse Aehnlichkeit mit den 40 Tagen zwischen diesen beiden letzten Thatsachen. Dem Herrn entgegen in der (besser: die) Luft, der Ausdruck ist ähnlich mit Eph. 2, 2; es ist also jedenfalls ein Hinausgenommensein über den Gesammtbereich dieser irdischen vergänglichen Welt. Christus kommt also selber nicht ganz auf die Erde herab, wie man sich etwa nach Sach. 14, 4 denken könnte. Persönlich kommt er erst auf die neue verklärte Erde (Offenb. 20, 11; 21, 1; 2 Petr. 3, 12 ff.); zunächst aber holt er seine Gläubigen (Joh. 14, 2 ff.) zu sich in sein himmlisches Reich (2 Tim. 4, 18). Damit sie bei dem Herrn seien allezeit.

V. 18. Mit diesen Worten als mit Worten des Herrn (V. 15), nicht mit selbstgemachtem Menschentrost.

b) Der Tag des Herrn und der Wandel am Tage (V. 1—8). Es erfolgt eine weitere wichtige Belehrung über einen zweiten Punkt der in Thessalonich hauptsächlich zu treibenden Zukunftsfragen: War bisher die Rede vom künftigen Schicksal der Gläubigen, so geht der Apostel nun über zum kommenden Tag des Herrn selber und wie dort seine Lehre endigte mit einer Aufforderung zu gegenseitigem Trost, so hier mit einer Warnung vor falscher fleischlicher Sicherheit und einer Mahnung zu steter ernster Bereitschaft.

V. 1 u. 2. Von den Zeiten aber und Stunden, Zeiträumen und Zeitpunkten, die noch zu erwarten sind bis zum wirklichen Eintritt der Zukunft Christi. Ist nicht noth, euch zu schreiben, weil euch das, was zur Seligkeit zu wissen noth ist, ja ohnehin schon längst mündlich bekannt gemacht worden ist, daß nämlich Gott sich diese Zeit selber vorbehalten hat (Matth. 24, 36; Apostelg. 1, 7). Wie ein Dieb in der Nacht, ein auch von Christo selbst sehr häufig gebrauchtes Bild. Also ebenso unversehens, unvorbereitet und Schrecken erregend, plötzlich überfallend und mit Verderben heimsuchend.

V. 3. Wenn sie sagen werden mit einer gewissen Selbstbefriedigung und einer Art von sicherem Wohlbehagen, als hätte es gar keine Gefahr. Auch das Bild von dem Schmerz des Weibes kommt sonst öfters vor.

V. 4. Ihr seid nach eurem Christenstande nicht mehr, wie die Weltkinder, in der Finsterniß der Sünde, in einem nach Wissen und Wandel gottentfremdeten Zustand, in der Feindschaft wider das richtende Licht der Wahrheit.

V. 5. Ihr seid u. s. w., nämlich in Kraft ihrer Berufung zur Gemeinschaft Jesu Christi, sofern sie aus seinem Licht ihr Leben haben durch den Glauben an ihn.

V. 6. Nicht schlafen im geistlichen Sinne des Wortes Eph. 5, 14. Wie die Andern, die Ungläubigen (4, 13), d. h. nicht stumpf und träg das Heil versäumen, sondern befreit und ernüchtert vom Taumel der Welt sein.

V. 7. Denn die da schlafen u. s. w. ist zunächst im natürlichen leiblichen Sinn gemeint: Nachts schlafen sie und berauschen sich, ziehen daher die Nacht dem Tage vor und verwandeln endlich den Tag in Nacht.

V. 8. Die wir des Tages sind, wieder im geistlichen Sinn: dem Tag angehören, wo das Licht herrscht und am Tage, im Licht der göttlichen Wahrheit und Heiligkeit wandeln auf den großen Tag der Herrlichkeit hin, die Werke der Finsterniß aber meiden und mit der Macht der Sünde und des Irrthums nichts mehr zu thun haben wollen. Angethan, denn Wachende sind auch bekleidet und Kämpfende sind auch bewaffnet. Mit dem Krebs (Brustpanzer, Jes. 59, 17) des Glaubens und der Liebe, d. h. der durch die Liebe thätige und wirksame lebendige Glaube (keine todte Rechtgläubigkeit blos) wehrt jeden Angriff ab; vergl. Eph. 6, 14. Wo „Gerechtigkeit" genannt ist, nämlich die, welche aus solchem Glauben kommt. Helm der Hoffnung, denn die Hoffnung einer gewissen und ganzen Errettung macht Muth, daß man das Haupt froh und frei emporheben kann (Luk. 21, 28); diese lebendige Hoffnung dürfen aber nur die Christen und nur sie allein haben.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Unsere Zukunft.

In den Catacomben Roms zwei Inschriften. Die erste: „Ein ewig Heim und ewiger Schlaf." Die andere: „Hier schläft in Frieden unser Bruder, welcher schauet das Angesicht des Herrn." Erstere ist heidnischen, letztere christlichen Ursprungs. Diese Inschriften bezeichnen die Hoffnungslosigkeit des Unglaubens einerseits, und die glorreiche durch Christum geoffenbarte Zukunft andererseits.

1) Christus schenkt uns eine gewisse selige Hoffnung (Kap. 4, 13—15). Keine ewige Vernichtung; keine trostlose Unwissenheit, noch phantasievolle Träumerei über unsern künftigen Zustand, sondern wohlbegründete Gewißheit, daß das Kind Gottes in Jesu Armen entschläft und seine Seele in's Paradies geht. Es giebt keinen Seelenschlaf, denn Gott wird die da entschlafen sind durch Jesum, mit ihm führen, erst die Seele, alsdann den Leib (2 Kor. 4, 14 ff.) — Keine verzweifelnde Traurigkeit, obwohl der Christ weinen darf am Grabe der Lieben. — Abraham, Joseph, Jesus. Aber die Trauer des Kindes Gottes ist nicht heidnisch, sondern ein hoffnungsreicher Schmerz. — Der Grund dieser Hoffnung. — Christus, mit welchem der Gläubige unauflöslich verwachsen, daß auch der Tod diese Vereinigung nicht trennt, sondern zum Leben führt, und zwar bei Allen — ob sie vor tausend Jahren entschlafen sind oder heute sterben.

2) Gottes Wort offenbart das Nöthige über unsere Zukunft (Kap. 4, 16—18). Nicht alle Fragen werden beantwortet, nicht alle Einzelheiten beschrieben; wir sind aber nicht im Dunkeln gelassen. Wir wissen (1), daß der Herr kommt und Gericht halten wird (Ps. 172, 2—19); und (2) daß wir Theil haben werden an seinem Kommen.

3) Darum wachet (Kap. 5, 1—8). So viel auch geoffenbart ist, die Zeit wissen wir nicht. Er kommt aber und zwar plötzlich. Und da wir das Licht dieser Offenbarung haben, so lasset uns wandeln in diesem Licht.

Sonntag, 23. März. **Der Fleiß der Christen.** 2 Thess. 3, 1—18.

1. Weiter, lieben Brüder, betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe, und gepriesen werde, wie bei euch.
2. Und daß wir erlöset werden von den unartigen und argen Menschen. Denn der Glaube ist nicht Jedermanns Ding.
3. Aber der Herr ist treu, der wird euch stärken und bewahren vor dem Argen.
4. Wir versehen uns aber zu euch in dem Herrn, daß ihr thut und thun werdet, was wir euch gebieten.

5. Der Herr aber richte eure Herzen zu der Liebe Gottes, und zu der Geduld Christi.
6. Wir gebieten euch aber, lieben Brüder, in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr euch entziehet von allem Bruder, der da unordentlich wandelt und nicht nach der Satzung, die er von uns empfangen hat.
7. Denn ihr wisset, wie ihr uns sollt nachfolgen. Denn wir sind nicht unordentlich unter euch gewesen.
8. Haben auch nicht umsonst das Brod genommen von Jemand, sondern mit Arbeit und Mühe, Tag und Nacht haben wir gewirket, daß wir nicht Jemand unter euch beschwerlich wären.
9. Nicht darum, daß wir deß nicht Macht haben; sondern daß wir uns selbst zum Vorbilde euch geben, uns nachzufolgen.
10. Und da wir bei euch waren; geboten wir euch solches, daß, so Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen.
11. Denn wir hören, daß etliche unter euch wandeln unordentlich, und arbeiten nichts, sondern treiben Vorwitz.
12. Solchen aber gebieten wir, und ermahnen sie, durch unsern Herrn Jesum Christum, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigen Brod essen.
13. Ihr aber, lieben Brüder, werdet nicht verdrossen, Gutes zu thun.
14. So aber Jemand nicht gehorsam ist unserm Wort, den zeichnet an durch einen Brief, und habt nichts mit ihm zu schaffen, auf daß er schamroth werde.
15. Doch haltet ihn nicht als einen Feind, sondern vermahnet ihn als einen Bruder.
16. Er aber, der Herr des Friedens, gebe euch Frieden allenthalben und auf allerlei Weise. Der Herr sei mit euch allen!
17. Der Gruß mit meiner Hand Pauli. Das ist das Zeichen in allen Briefen; also schreibe ich.
18. Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen.

---

1. Grundgedanke: „Werdet nicht verdrossen Gutes zu thun." 2 Thess. 3, 13.

2. Zeit: 53 nach Christo.

3. Einleitende Bemerkung: Ueber das Allgemeine vergl. die vorige Lektion. Was insbesondere die Abfassungszeit dieses zweiten Briefes betrifft, so fällt sie etwa in die Mitte jenes anderthalbjährigen Aufenthalts Pauli in Korinth. Zusammenhang dieser Lektion mit der letzten. Das fürwitzige Grübeln über die Zukunft Christi hatte noch immer nicht aufgehört; Einige behaupteten sogar durch besondere Offenbarung (2, 2) zu wissen, daß sie ganz nahe bevorstehe, und da dies zu der Aussage des Apostels im ersten Brief (5, 1) nicht zu passen schien, zeigte man einen erdichteten Brief von ihm vor, der gerade das Gegentheil lehrte. Auch hatten nun ausbrechende Verfolgungen die Aufregung noch gesteigert (Kap. 1, 4). An die Stelle der früheren Unruhe über die Todten, die von Paulus im ersten Briefe (4, 13 ff.) beschwichtigt worden, war eine krankhafte Unruhe der Lebenden, eine unordentliche, berufslose Vielgeschäftigkeit getreten.

4. Zur Erklärung und Erbauung.

(Ein Christ soll fleißig sein: a) im Gebet zu Gott (V. 1—5).

V. 1. Betet für uns, vgl. schon 1 Thess. 5, 25. Es ist eine Pflicht, aber auch ein Vorrecht der Kinder Gottes, daß sie nicht bloß für sich selbst, sondern auch für einander beten und eben durch diese Fürbitte auch persönlich an den großen Angelegenheiten des Reiches Gottes Antheil nehmen (Matth. 9, 38). Daß des Herrn Wort laufe, schnell und ungehindert sich ausbreite nach außen, aber auch nach innen verherrlicht werde durch seine geistlichen Früchte.

V. 2. Und daß wir erlöset werden aus der gegenwärtigen Bedrängniß in Korinth von den unartigen, aller göttlichen und menschlichen Ordnung zuwiderhandelnden und argen Menschen, die geradezu bösartig gesinnt sind. Gemeint sind die fanatischen Juden, die Paulo so viele Noth machten. Denn der Glaube u. s. w., damit begründet er, warum er auch von Solchen reden müsse, weil es eben auch so Viele giebt, die sich durchaus nicht zum Glauben wollen bringen lassen (2 Tim. 3, 8). Der Satz ist also keine leichtfertige Ausrede, sagt auch nicht, daß nicht Alle, sondern nur Einzelne, von Gott durch einen ewigen Rathschluß zum Glauben erwählt seien, die Anderen aber nicht (Prädestinationslehre); sondern er enthält eine schwere Anklage.

V. 3. Aber der Herr ist treu. Im Griechischen heißt das Wort „Glaube" (V. 2) auch „Treue", der Zusammenhang ist also: Ist es auch erfahrungsmäßig und leider nicht jedes Menschen Sache, Treue gegen den Herrn zu zeigen, so ist es doch seine Sache, sich den Seinen gegenüber allezeit treu zu beweisen und zu bewähren.

V. 4. Nachdem er gesagt, wessen er sich des Herrn gegenüber den Lesern versieht, sagt er nun auch, wessen er sich der Leser in dem Herrn versieht, nämlich ihres Gehorsams auch da, wo er etwas zur Sprache bringen muß (V. 6 ff.), was ihnen nicht sehr angenehm sein wird, und ihnen eine schwere Last auferlegt. Zu dem Herrn, dem Beide angehören (Gal. 5, 10); selbst guten Menschen darf man nur im Blick auf ihn ganz vertrauen. Was wir euch gebieten, weil es für euer christliches Glaubens- und Gemeindeleben durchaus nothwendig und dringend erforderlich ist.

V. 5. Der Herr, in dessen Namen ich zu euch spreche, nicht in meinem eigenen. Zu der Liebe Gottes, entweder: zur Liebe gegen ihn, daß ihr dann auch gern seinen Willen thut, oder wohl besser: zur Erinnerung der großen Liebe Gottes gegen euch, so daß das dankbare Andenken daran auch zum Gehorsam gegen ihn, zur Gegenliebe treibt. Und zur Geduld Christi, auch dies kann doppelt gefaßt werden: daß ihr um Christi willen ebenso geduldig leidet, wie er für euch gelitten hat, oder: zu der Geduld, womit er euch bis jetzt noch trägt trotz all eurer Sünde; diese schonende Langmuth wird euch dann am besten davor bewahren, durch eigene Ungeduld (V. 12) ihn zu betrüben.

b) In der Arbeit des Berufs (V. 6—12).

V. 6. Gebieten euch im Namen des Herrn (1 Kor. 5, 4), die schon 1 Thess. 4, 11; 5, 14 gegebene Ermahnung wird wiederholt und zugleich gesteigert zu einem Befehl Christi selbst, kraft seiner apostolischen Vollmacht. Entziehet, zurückziehet, durch Meidung des Umgangs Gal. 2, 12. Also Diejenigen, bei denen jene sanfteren Worte nichts fruchteten, sollten durch Abbrechen des vertrauten brüderlichen Verkehrs, das erste Beispiel von strengerer Kirchenzucht in jenen Gemeinden, zur Besinnung gebracht werden.

V. 7. Denn ihr wisset u. s. w. Niemand kann sich also mit Unwissenheit in Bezug auf den von ihm verlangten Wandel nach göttlicher Ordnung (1 Thess. 4, 1 ff.) entschuldigen. Wie ihr uns sollt nachfolgen, selbst wenn keine ausdrückliche mündliche oder schriftliche Belehrung und Vorschrift darüber gegeben wäre, könntet ihr es auch ohne eine solche „Satzung" oder Gesetz an meinem eigenen Beispiel und Vorbild bei meiner persönlichen Anwesenheit unter euch gelernt haben (vgl. Apostelg. 18, 3).

V. 8 und 9. Umsonst das Brod genommen, d. h. uns von Andern ernähren lassen, statt selbst für unseren Lebensunterhalt zu sorgen. Tag und Nacht, bei Tag predigend, bei Nacht webend.

V. 10. So Jemand nicht will arbeiten &c., vgl. 1 Mos. 3, 19. Er hat also wohl nach Sitte der jüdischen Schriftgelehrten seine Mahnung in die Form eines leicht zu behaltenden Sprichworts eingekleidet, woran er sie nun hier erinnert. In dem „will" liegt ausdrücklich, daß den Erwerbsunfähigen, der nicht oder nicht mehr arbeiten kann, kein Vorwurf trifft, wohl aber z. B. die faulen Bäuche der alten katholischen Bettelmönche. Solche Art ist aber auch heute noch nicht ausgestorben, gerade solche schwärmerische, arbeitsscheue Menschen, die statt still das Ihre zu thun, sich in allerlei fremde Dinge mischen, unter dem Vorwand einer Thätigkeit für's Reich Gottes, dünken sich gar oft noch als die Eifrigsten, Frömmsten und Heiligsten und bilden sich ein, die Verachtung und Unterlassung der äußeren Arbeit, das Versäumen ihrer nächsten Berufspflicht, um angeblich dem inneren „Beruf" nachzukommen und für's allgemeine Beste zu wirken, oder auch nur zu schwatzen, das sei ächtes wahres Christenthum!

V. 11. Denn wir hören u. s. w., haben also guten Grund zu nochmaliger nachdrücklicher Warnung. Treiben Vorwitz in allerhand Geschäften, die ihnen nicht zukommen und sie nichts angehen, 1 Tim. 5, 13; Jak. 3, 1. Ganz unthätig sind sie also zwar nicht, aber sie thun das, was sie nicht sollen, und auch das nennt die Schrift Müßiggang.

V. 12. Solchen gebieten wir; jetzt wendet er sich also an diese Müßiggänger selbst mit scharfem Ernst, während er bisher noch zur ganzen Gemeinde geredet hat, sonderlich zu denen, die noch empfänglich waren (V. 4). Aber auch Jene werden für's Erste noch brüderlich ermahnt (vgl. V. 15) durch Jesum Christum, oder: um seinetwillen, dessen Gnade und Gemeinschaft ihnen doch noch etwas gilt.

c) In der Liebe zum Nächsten (V. 13—18).

V. 13. Werdet nicht verdrossen oder matt im Gutesthun, lasset euch durch solche Erfahrungen an müssigen Schwärmern nicht müde und irre machen, wirklich Bedürftigen zu helfen.

V. 14. Unserem Wort, das in V. 12 geschrieben steht, denn die Worte „durch einen Brief" gehören zum Anfang des Verses: unserem, euch nun auch brieflich, nicht blos mündlich, bekannten Befehl, nicht aber zu dem: den zeichnet an, was sich wohl nur darauf bezieht, daß sie ein Uebereinkommen treffen sollen, ihn zu meiden (V. 6), bis er sich gebessert hat. Auf daß er schamroth werde, wenn er so öffentlich dasteht als ein von der Gemeinde Gemiedener. Doch soll dies kein völliger Bruch sein.

V. 15. Sondern vermahnet ihn, um ihn womöglich wieder zu gewinnen; gerade darin zeigt und vollendet sich am besten die wahre Bruderliebe. Sie hat es ja nicht blos auf das leibliche Wohl und Fortkommen des Nächsten abgesehen, sondern vor allem auf sein Seelenheil; auch ist jenes (V. 13) genannte „Gutesthun" nicht blos auf die Wohlthätigkeit im engeren Sinn einzuschränken, sondern bezeichnet den ganzen Stand guter Werke (Tit. 3, 8. 14). Hierin stand es wenigstens beim Kern der Gemeinde noch gut, aber es war Gefahr da, daß auch er durch die müßigen Schwärmer angesteckt würde.

V. 16. Der Schlußwunsch an die Gemeinde ist absichtlich von allem als ein Friedens-, nicht blos ein Segenswunsch bezeichnet, weil ihr innerer und äußerer Friedensstand stark verletzt und getrübt war, ähnlich Phil. 4, 9; 1, 18; Col. 3, 15. Mit euch allen, auch den Irrenden. Eben der ernste Kampf gegen diese und alle Unlauterkeit in der Gemeinde soll zum Frieden derselben dienen.

V. 17 und 18. Paulus fügt dem diktirten Brief noch einen eigenhändigen Schluß bei, als Zeichen seiner Aechtheit (2, 2).

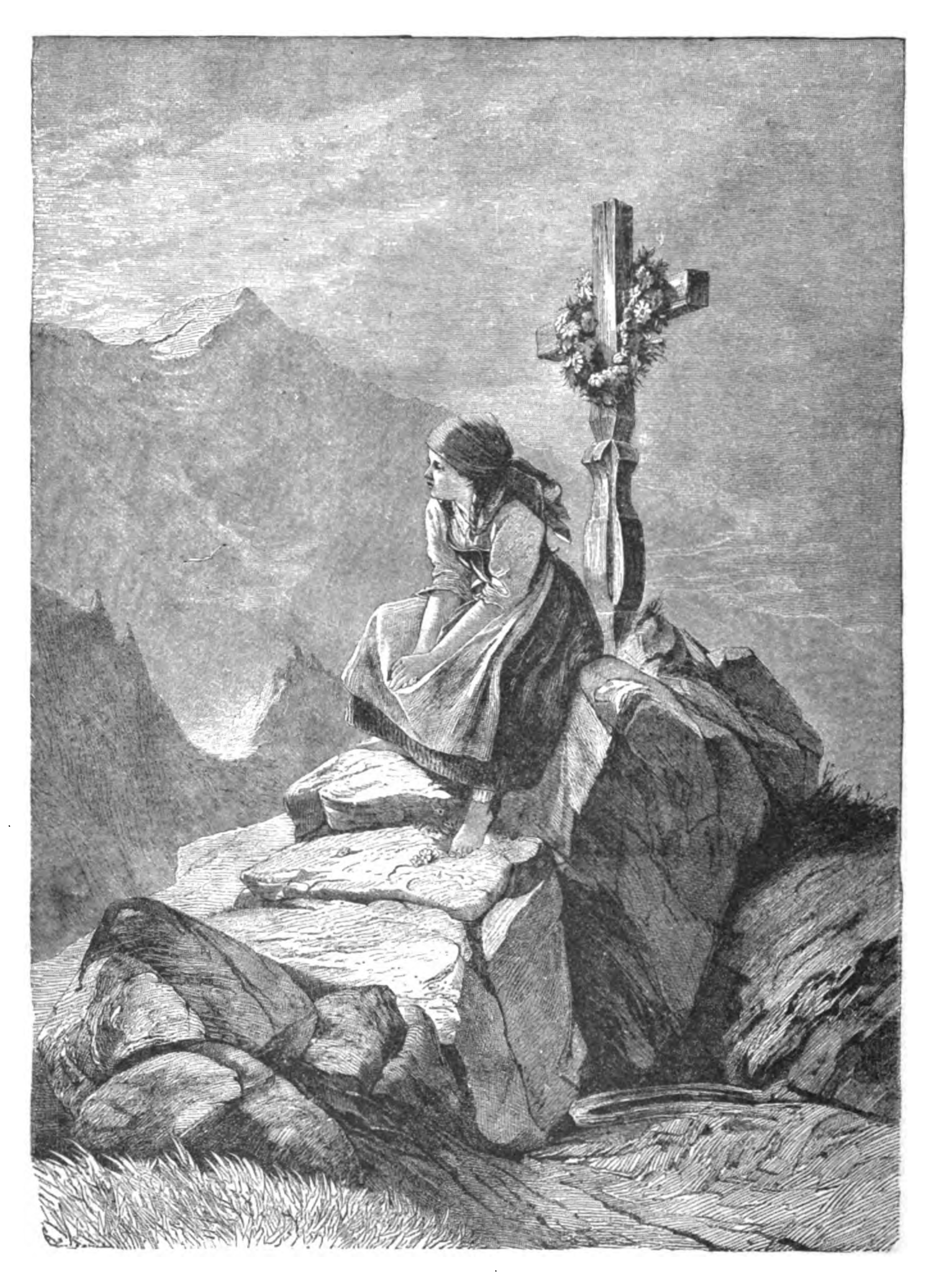
5. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)
Wir gebrauchen obige Texteintheilung.

Ein Christ soll fleißig sein.

1) Im Gebet zu Gott (V. 1-5).
2) In der Arbeit des Berufs (V. 6—12).
3) In der Liebe zum Nächsten (V. 13—18).





In keinem Schmerz läßt dich das Kreuz verzagen;
O lern' die Kunst den Schmerz an's Kreuz zu schlagen.

Haus und Herd.

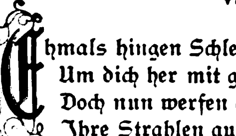
Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. **April 1884.** **Viertes Heft.**



Das Kreuz.



Ehmals hingen Schleierwolken
Um dich her mit goldnem Ranfte,
Doch nun werfen alle Sonnen
Ihre Strahlen auf dich hin.

Ja, du trägst die Macht des Heilands,
Der da wog die Kugelhälften:
Sieh — und Nacht umfloß die nicht'ge,
Die gewichtige Morgenroth.

Ausgespanute Mittelarme
Schwebten zwischen Erd' und Himmel;
Ihm zu Haupte saß der Vater,
Ihm zu Füßen lag die Welt.

Laß mit warmen Liebesarmen
Mich dein dürres Holz umflechten:
Immer mehr wirst du, o Sinnbild,
Grünen und in Blüthe steh'n.

A. P.

Ein Ostergang.

Editor.



Wenn um die Osterzeit Frühlingsluft durch die Welt zieht, thu' ich gern einen Gang — hinaus nach dem Friedhof, wo sie so sanft ruh'n, die Seligen, und die von Gott gesäete Saat geborgen ist bis zum Tage der Garben.

Solche Wanderungen durch unsre Gottesäcker mögen recht licht- und segensreiche Gänge werden, wenn wir nämlich, anstatt uns kleingläubiger Empfindelei hinzugeben, Betrachtungen anstellen, uns erheben vom Staub zum Gotteslichte und ernste Fragen an's eigene Herz stellen.

Eine dieser Fragen, die sich mir dort draußen auf dem stillen Kirchhof immer wieder aufdrängt, kann ich in den vier Worten bezeichnen — H o f f n u n g o d e r k e i n e H o f f n u n g?

Es nimmt mich gar nicht Wunder, daß so viele, die in Staub und Moder das wirkliche Ende des Menschenlebens erblicken, die Welt und das ganze Erdendasein als ein zu scheuendes Trauerspiel behandeln. Denn stünde über allen Gräbern geschrieben — k e i n e H o f f n u n g — so wäre das Leben trotz allen seinen Herrlichkeiten und hohen erstrebten Gütern, doch kaum werth gelebt zu werden.

Und in dieser vollkommenen Hoffnungslosigkeit gingen und gehen viel Tausende zum Grabe. Das alte Heidenthum siechte o h n e E w i g k e i t s h o f f n u n g zum Grab; und das moderne, mit christlicher Politur überzogene Heidenthum bringt es auch zu keiner lebendigen Hoffnung, und phantasirt höchstens von einem Schattenreich der Todten, wo alles so kalt und flüchtig und schattenmäßig ist, daß der Grieche Odysseus, der sich der Sage nach während seines Lebens einmal in dieser Jammerwelt verlor, ausgerufen habe: „O, ich wag es nicht länger, an diesem Ort des Grauens zu weilen, sondern kehre zu meinen Gefährten um, froh, vorerst zu den Lebendigen zu gehören."

Wenn der geneigte Leser einmal nach Rom kommt, vergesse er ja nicht den ältesten Kirchhof dieser alten Stadt zu besuchen, die Catacomben, diese unterirdischen Grabhöhlen, welche die Ueberreste der heidnischen und christlichen alten Römer bergen.

Wie auf Gängen durch unsere modernen Kirchhöfe, so können wir schon in jener altehrwürdigen Grabstätte aus den Gedenk-Inschriften herauslesen, weß Geistes Kind die Denkmalsetzer waren. Alle heidnischen Inschriften der Catacomben zeugen von der trostlosen, wahrhaft bankerotten Hoffnungslosigkeit des Heiden-

thums; alle christlichen jubeln uns selige Hoffnung zu.

Da läßt eine heidnische Mutter auf den Sarg ihres einzigen Sohnes meißeln: „Er ist dahin, mein Einziger, und ich wein' ihm nach, bis daß auch ich in's Nichts versinke." Dort steht über einer Grabhöhle geschrieben: „Er ist gegangen, unser Freund, wohin, das wissen wir nicht; wir wissen nur, daß auch wir gehen werden"; und hier erhebt sich ein römischer Weiser ein wenig höher und redet in der seiner Lieben gewidmeten Gedenkschrift vom düstern Schattenreich, in das sie gezogen.

Nicht weit davon haben die ersten Christen Roms einen der ihrigen begraben und auf sein Grab geschrieben: „Hier schläft unser Bruder, der da einging zu der Freude seines Herrn, unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi."

Die ersten Christen hießen die letzten Ruhestätten ihrer Lieben überhaupt nicht Grab, sondern Schlafkammern. Sie meißelten dieselben in die Felsen der Catacomben und wußten sie mit den bedeutsamsten Sinnbildern zu schmücken. Auf den ältesten dieser Schlafkammern findet man oft nichts als den ersten griechischen Buchstaben des Namens Christi, und das ist wahrhaftiglich genug. Späterhin meißelte man häufig einen Anker oder einen Fisch oder das Wort Fisch ein. Fische waren im Alterthum nämlich eine Hauptspeise, und in diesem Sinnbild ist also der Herr Jesu dargestellt, der sich selbst zur Nahrung und Erhaltung des inwendigen Menschen dahingiebt. Aber der griechische Name Fisch enthält auch ein Wortspiel. Derselbe enthält die Anfangsbuchstaben: „Jesus Christus, Gottes Sohn und Heiland." Auf andern christlichen Gräbern in den Catacomben findet sich die Darstellung Christi unter dem Bilde des guten Hirten; oder die Taube mit dem Oelzweige, die da zeigt, daß der Verstorbene im Frieden Gottes dahingeschieden ist und in demselben ruht. Außerdem treffen wir auf andere schöne, theils dem Pflanzen- und Thierreiche, theils heiligen Geräthen entlehnten Bilder: Der Hahn ist der Verkünder des ewigen Tages in der Auferstehung; der Adler die zum Himmel aufschwebende Seele; der trinkende Hirsch Sinnbild der heilsbegierigen und heilfindenden Seele; die Palme bedeutet den Sieg des gläubig Entschlafenen über Sünde und Tod; der Kranz war das Zeichen des Sieges bei den Wettkämpfen; Lampe und Leuchter bilden das ewige Licht ab; die Waage aber ist die Gerechtigkeit, die jedem das Seine giebt u. s. w.

Unsere modernen Gottesäcker liefern so viel Beweise von der Nichthoffnung oder dem kalten Schattenreiche der christlichen Heiden, als die Catacomben Zeugen sind von der elenden Hoffnungslosigkeit der alten heidnischen Römer.

Da finde ich auf meinem Ostergang durch den Friedhof viel schales, kaltes Zeug auf die Grabsteine geschrieben von einem unbestimmten Jenseits, in das der Liebe ging, von dem Andenken, in dem er fortlebt, von den Thaten, in denen er ewig leben wird. Und ich frag' mich jedesmal — ist da lebendige Hoffnung oder keine Hoffnung?

Andere Inschriften nehmen sich sogar recht kleinlich, fast lächerlich an solch' ernster Stätte aus. Da weiß z. B. Jemand nichts besseres als den Reim:

„Vergnügt und ohne Sorgen
Ging er am frühen Morgen
Auf seine Arbeit aus.
Da traf ihn eine Eiche.
Und ach! als eine Leiche
Kehrt Abends er betrübt nach Haus."

Ein anderer schreibt auf das Grab eines Kindes:

„Du warst zu gut für diese Erde,
Du warest engelgut und rein,
Du solltest bald ein Engel werden,
Um unser Schutzgeist dort zu sein."

Und auf einem, einer rationalistischen Pfarrfrau gesetzten Grabstein kann man lesen: „Wie und wo mag die Gotteskraft, die diesen hier beigesetzten Staub 63 Jahre 11 Monate und 1 Woche beseelt hat, jetzt nun wirksam sein?"

Was soll ich zu dem Allem sagen, das mir auf meinem Gang vor Augen tritt? Das — daß offenbarlich gar Viele trotz all des berühmten Fortschritts noch nicht über das alte, ganz hoffnungslose oder sehr verschwommene Heidenthum hinaus gekommen sind.

Jedoch — Jesus der Herr lebt im Himmel, sowie unter uns in den Menschen auf Erden, und richtet sich Tausende zu, daß sie nicht zu trauern brauchen wie die, welche keine Hoffnung haben.

Ich werd' auf meinem Ostergang durch die Gräber auch wahrhaftig erfrischt und oft reich gesegnet durch ächte Christus-Inschriften. Da lese ich auf einem kleinen, bescheidenen Denkmal: „Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem"; auf einem andern: „Dein Wille geschehe"; auf einem dritten, einem herrlichen Denkmal: „Selig sind, die reines Herzens sind"; auf einem vierten: „Ruhe in Jesu Armen"; auf einem fünften für ein junges Mädchen:

„Breit' aus die Flügel beide,
O, Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein auf."

Und auf dem Grabe einer Ehefrau und Mutter die Anfangsworte des schönen Liedes:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden."

So lebt denn neben erbärmlicher tödtender Hoffnungslosigkeit viel ächte Christus-Hoffnung in der Welt und ich jauchze in den Ostermorgen hinaus: Es muß doch Frühling werden.

Nahe bei Hamburg liegt der kleine Flecken Wandsbeck, wo Mathias Claudius, der Wandsbecker Bote gelebt und gewirkt hat. Als ich noch nicht sehr lange her in jener großen Seestadt gewesen, konnte ich mir es nicht versagen, hinaus zu fahren nach Wandsbeck, denn so ein ächter deutscher frommer Mann, wie der Claudius gewesen, für den hab' ich ein besonder warmes Fleckchen im Herzen. Diese Fahrt sollte mir zu einem ächten Ostergang werden, obwohl es damals Spätsommer war. Die Wandsbecker Kirche liegt nach Art unserer Altväter mitten im Gottesacker, der deßhalb mit Recht Kirchhof heißt. Hinter der Kirche unter zwei schönen Linden befinden sich zwei Gräber mit einfachen eisernen Kreuzen. Es ist die Ruhestätte des Boten und seiner Ehefrau, der treuen Rebekka.

Ueber Rebekka's Grab leuchtet sinn- und glaubensvoll die Inschrift:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe."

Auf des Wandsbecker Boten Grab aber ist zu lesen:

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

„Nur ein Bibelspruch," schreibt ein hochweiser Verfasser eines Reisehandbuchs, „steht auf des weltbekannten Boten Grab."

Ja wohl — nur ein Bibelspruch! der aber tausendmal kräftiger und gewaltiger klingt als alles Menschenwort, denn er verkündet das Höchste und das Theuerste, was es für Menschen giebt, er singt in die kalte, abgestorbene Welt hinaus die göttliche Hymne des Ostertages: — Die Hymne vom **ewigen Leben.**

„Ewiges Leben! O herrliches Wort!
Blühende Blume, die nimmer verdorrt!
Glänzende Sonne, die nimmer erbleicht!
Dauernder Himmel, der nimmer entweicht!

„Ewiges Leben, du herrliches Wort!
Blühende Blume, die nimmer verdorrt!
Wohnt der Erlöser durch Glauben in mir!
Bin ich hienieden schon völlig in dir!"

Das ist auch mein Sang auf meinem Ostergang. Und der deine, mein lieber Leser?

Das Osterfest in Rußland.

Von C. S.

Das Osterfest wird in Rußland in einer ganz eigenthümlichen Weise gefeiert. Es ist nicht allein ein großes Kirchenfest zur Erinnerung an die Auferstehung Christi, sondern Ostern wird in ganz Rußland zugleich als ein großes Volksfest betrachtet. — Um jedoch einen rechten Begriff von dem russischen Ostern zu erhalten, muß man in Moskau gewesen sein, in jener alten Czarenstadt, denn in dem modernen, internationalen St. Petersburg haben westeuropäische Sitten zum großen Theil die slavischen verdrängt.

Da ich das Osterfest im Jahre 1880 in Moskau verlebte, so bin ich im Stande, als ein Augenzeuge hierüber zu berichten.

Die Nacht auf den ersten Ostertag ging ich mit einem russischen Freund in den Kreml, um Zeuge von den Ceremonien an diesem Fest zu sein. Obgleich es stark regnete, hatte sich trotzdem eine ungeheure Volksmenge in und außer der Kirche versammelt. Diese Menge war sehr gemischter Art. Hier standen der geduldige, bärtige Mushik (Bauer) in seinem abgetragenen Schafpelz; der reiche, selbstzufriedene Kaufmann in seinem langen, schwarzglänzenden Rock; der Adelige mit dem modernen Ueberrock und Regenschirm; dürftig gekleidete alte Frauen, welche vor Kälte zitterten; blauäugige, junge Mädchen, dicht in einen warmen Pelz gehüllt; weißhaarige Männer mit Bündeln auf dem Nacken und einem Stock in der Hand, und Knaben und Jünglinge mit einem Ausdruck der Erregung im Gesicht — alle geduldig der Verkündigung der frohen Botschaft: „Er ist auferstanden!" harrend. Da Mitternacht nahte, verstummte nach und nach das Summen von Stimmen, bis die Uhr zwölf schlug; da plötzlich begann die Glocke Iwan des Großen mit ihrem tiefen Klang zu läuten, und sofort fielen alle Glocken Moskaus ein. Der Metropolit, der den Gottesdienst versieht, ruft mit lauter Stimme: "Jesos voschress!" (Jesus ist auferstanden!) Darauf wiederholen Bischöfe, Diakonen und Popen diese Worte, und zuletzt stimmen alle, welche zur Stelle sind, in diese freudige Botschaft ein: "Jesos voschress!" Jeder hält in der Hand eine brennende Wachskerze, und diese tausenden von Kerzen bringen in dem dunkeln Gebäude einen eigenthümlichen Beleuchtungseffekt hervor.

Das Läuten der Glocken nimmt fortwährend zu, aber als ob es nicht hinreichend sei, wurden große Kanonen, welche batterieartig in unmittelbarer Nähe der Kirche standen, abgefeuert. Den Schluß des Gottesdienstes bilden die Osterbrote, in deren Mitte je ein Wachslicht brennt, welche vor der Kathedrale geweiht werden.

Ein anderer sonderbarer Gebrauch am Osterfeste besteht in dem Bruderkuß, den man austheilt und empfängt. Der Theorie nach soll man jeden der Anwesenden umarmen und sich umarmen lassen, um hierdurch anzudeuten, daß wir alle Brüder in Christo sind. Doch die Verfeinerung einer modernen Lebensweise hat hierin eine Aenderung geschaffen, und beschränken daher die meisten das Küssen nur auf ihre Anverwandte, Freunde und Bekannte.

Wenn zwei Freunde sich in jener Nacht oder am folgenden Tage begegnen, so sagt einer von ihnen: "Christos voschress!" (Christus ist auferstanden!) und es antwortet alsdann der andere: "Vo istine voschress!" (Er ist wahrhaftig auferstanden!) Darnach küssen sich beide dreimal, abwechselnd auf der rechten und linken Wange. Dieser Brauch wird genau von allen, ja sogar vom Kaiser selbst befolgt. Es erinnert mich an eine Anekdote, welche man sich vom Kaiser Nikolaus erzählt. Als er nämlich an einem Ostermorgen aus seinem Kabinet trat, sagte er der Schildwache, welche vor seiner Thür Wache stand, die übliche Begrüßungsformel: „Christus ist auferstanden!" aber anstatt der gewöhnlichen Bekräftigung des Grußes lautete die Antwort: „Keineswegs, Eure Kaiserliche Majestät!" Der Kaiser, ob dieser Aeußerung überrascht und verwundert, verlangte augenblicklich eine Erklärung derselben. Der Gefragte entgegnete, er sei ein Jude und könne in seinem Gewissen die Auferstehung nicht einräumen. Die Antwort gefiel indessen dem Czaren und er beschenkte den Mann.

In den Regimentern wird dieser Brauch sehr streng befolgt. Am Ostermorgen stehen sämmtliche Kompagnien ohne Schießgewehr und Seitengewehr vor der Kaserne aufmarschirt. Die Kompagniechefs, von den Premier- und Sekondelieutenants gefolgt, begeben sich zu ihren respektiven Kompagnien, begrüßen die Mannschaft wie gewöhnlich; hierauf begiebt sich der Kompagniechef zu dem rechten Flügelmann und sagt: "Christos voschress!" Der Mann antwortet: "Vo istine voschress!" Dann küßt ihn der Chef dreimal, worauf er sich zum Nächsten begiebt, mit welchem er dieselbe Ceremonie vornimmt, und so die ganze Kompagnie durch. Nach ihnen gehen die Premierlieutenants und darnach die Sekondelieutenants durch die Reihen. Zwar ist dies nun eine sehr ermüdende Ceremonie, doch was soll man dazu sagen, wenn man bedenkt, daß der Kaiser, oder wenn dieser nicht in Petersburg anwesend ist, alsdann einer von den Großfürsten alle Gardeoffiziere küssen muß, welche zu diesem Zweck in voller Galauniform zu erscheinen und im Winterpalais sich einzufinden haben.

Die Russen im allgemeinen und die Moskowiten im besonderen sind ohne Zweifel ein religiöses Volk. Es knüpft sich aber an ihre Ceremonien ein starker Aberglaube; und es ist leider nicht viel davon zu sehen, daß der Glaube an Jesum Christum, den Auferstandenen auch ihnen eine Kraft des neuen Lebens geworden wäre.

(Nachbar.)

Sprechende Zahlen.

Von Dr. Gustav Warneck.

Die Zahlen stehen in dem Rufe, daß sie trocken und langweilig sind. Mit Unrecht; es kommt nur darauf an, ob man die Sprache versteht, die sie reden. Es steckt viel Inhalt in den Zahlen, und wenn man diesen Inhalt herausholt, dann werden sie lebendig. Auch in der Geschichte des Reiches Gottes spielen die Zahlen eine Rolle, und das Missionsbuch des Neuen Testaments, die Apostelgeschichte, enthält manche statistische Angaben. Es ist wahr, im Reiche Gottes wird gewogen, aber es wird auch gezählt. Unsere Haare auf dem Haupte sind alle gezählet und wie Gott die Zahl der Sterne kennt, so heißt es auch in Bezug auf die Menschen: „Gott der Herr hat sie gezählet, daß ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl." Wir dürfen also auch zählen; nur müssen wir uns bewußt bleiben, daß unsere Zählungen Fehler enthalten, und dürfen die Zählung niemals an die Stelle der Wage setzen.

Wie die Gelehrten berechnet haben, giebt es heut 1434 Millionen Menschen auf der Erde. Da es weite Ländergebiete gibt, in denen niemals eine amtliche Volkszählung stattgefunden hat, so ist diese Zahl freilich nicht ganz sicher. 1434 Millionen, was ist das für eine riesige Zahl! Wollte man die Menschen alle neben einander stellen, so würden sie eine Linie bilden, die wenigstens 100,000 Meilen lang wäre, also etwa 20 mal rund um die ganze Erde herumliefe. Und alle diese 1434 Millionen hat unser Herrgott täglich zu Kostgängern und von jedem einzelnen dieser 1434 Millionen kennt er und leitet er alle seine Wege, — wenn man darüber nachdenkt, was für einen Respekt bekommt man dann von der göttlichen Fürsorge und Weltregierung! Und alle diese



Weg, Wahrheit und Leben.

Kennst du den Weg zur ew'gen Sabbathruhe,
Den Weg durch Wogenschlag zum Friedensport?
Hier steht ein Kreuz; — o ziehe aus die Schuhe,
Denn diese Stätte ist ein heil'ger Ort!
Ein Kreuz! Das ist des rechten Weges Zeichen,
Wenn Dornen auch an seiner Seite stehn;
Der steile Weg muß an den Himmel reichen,
Und Palmen werden dort dich kühl umwehn.

Kennst du die Wahrheit? O von süßerm Klange
Ertönt kein Wort in dieser Welt des Scheins!
Es schwillt das Herz in mächt'gem Sehnsuchtsdrange:
Ein Licht, das nie verlöscht, — wo giebt es eins?
Vernimm's! Es blinkt ein Stern am dunklen Himmel,
Und keiner gleicht an Glanzesfülle dem:
Der Stern der Wahrheit führt dich durchs Gewimmel
Des wirren Lebens hin nach Bethlehem!

Kennst du das Leben? Hier, wo Todeslüfte
Mit eis'gem Hauch dich schauerlich umwehn,
Wo alles welkt und selbst die Blumendüfte
In den Geruch von Moder übergehn?
Kennst du das Leben? Komm, die Gräber schweigen —
Doch giebt's ein Grab, das jenes Schweigen brach:
Gottlob, dies Grab ist leer, und Engel zeigen
Dem Todesüberwinder betend nach!

Kennst du den Mann, dem alles ward gegeben,
Und der dir alles, alles geben kann?
Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Was du gesucht, du hast's in diesem Mann!
Drum hin zu ihm! dann wirst du selig wallen
Die Bahn durch dieses Lebens Labyrinth,
Bis dir die ewgen Sabbathglocken schallen
Und bis dein Fuß der Heimath-Thor gewinnt.

Adolf Krummacher.

1434 Millionen liebt Gott und von jedem Einzelnen will er, daß ihm geholfen werde und er zur Erkenntniß der Wahrheit komme.

Wie viel von diesen 1434 Millionen Menschen das Heil, das in Christo Jesu ist, wirklich gefunden haben, das ist freilich Gott allein bewußt. Wir können nur diejenigen zählen, welche durch die Taufe Glieder der Christenheit geworden sind und durch christlichen Unterricht den Weg des Heils einigermaßen kennen gelernt haben, ihrer sind es heute gegen 400 Millionen. Unter dieser Zahl sind viele bloße Namenchristen; aber immerhin ist es eine Thatsache von großer Bedeutung, daß es heute keine andere Religion auf der ganzen Erde giebt, welche so viel Anhänger hat, als das Christenthum. Verfolgt man die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums von den kleinen Anfängen an, die wir im Neuen Testament finden, bis auf den heutigen Tag, so muß man doch sagen: wahrlich, der christliche Glaube ist der Sieg geworden, der viel Welt überwunden hat! Aber freilich, 400 Millionen Christen — das ist noch nicht der dritte Theil der Menschheit. Mehr als 1000 Millionen Menschen kennen den Weg des Heils noch nicht einmal. Von diesen 1000 Millionen sind etwa 7 Millionen Juden, 176 Millionen Mohammedaner und über 800 Millionen Anhänger des Brahmanismus, Buddhismus, Confucianismus bis zum rohesten Heidenthum herunter, dem Fetischismus. Da muß man doch sagen, es ist des Landes noch sehr viel übrig einzunehmen. Es giebt noch viel durch die Sünde verschuldetes Elend innerhalb der Christenheit, — aber wie massenhaft ist erst das Elend unter den 1000 Millionen Nichtchristen, die den Durchbrecher aller Bande und und den Stiller alles Haders noch gar nicht kennen! O, wenn wir all dieses Elend auf einem Haufen sehen könnten, — wir müßten ja kein Herz im Leibe haben, wenn es uns nicht jammern und dieser Jammer uns nicht treiben sollte, diesen unglücklichen Millionen den Heiland zu bringen.

Und was thut heute die evangelische Christenheit, um die Heiden auf den Weg des Heils zu führen? Aus sehr kleinen Anfängen ist es im Laufe unseres Jahrhunderts nach und nach zur Gründung von 72 selbstständigen Missions-Gesellschaften gekommen, welche zusammen gegen 3000 männliche Missionsarbeiter und ebensoviele weibliche Gehülfinnen, also zusammen 6000 Menschen im Missionsdienste unterhalten und eine Jahreseinnahme von mehr als 32½ Millionen Mark aus lauter freiwilligen Beiträgen beziehen.

72 Missionsanstalten — das ist leicht gesagt; aber was für eine Fülle ergreifender, göttlicher Gnadenführungen und wunderbarer Durchhülfen erzählt die Geschichte der Gründung und Erhaltung, des Wachsthums jeder dieser Gesellschaften, wenn man sie einzeln durchgeht. 6000 Missionsarbeiter und Arbeiterinnen — allerdings noch immer eine kleine Zahl, wenn man sich die 1.000 Millionen vorstellt, unter denen zerstreut sie das Werk des Herrn treiben. Aber was für ein Kapital von Glauben und Liebe, von Selbstverleugnung und Heldensinn, von Leidensfreudigkeit und Geduld steckt in dieser Zahl! Man muß sie nur in ihre Einheiten zerlegen und die Einzelgeschichte aller dieser Männer und Frauen durchgehen. 32½ Millionen Mark — freilich eine geringe Summe für das Werk der Evangelisirung der Welt, und wir wollen ja kein Rühmens davon machen, zumal darunter mancher Beitrag ist, der nur durch den Stecken des Treibers eingebracht wird. Aber es steckt auch ein großes Kapital von fröhlichem Opfersinn und selbstloser Liebe in dieser Summa und es wird einmal ein erbauliches Geschäft werden im Himmel, über diesen vielen Scherflein der Wittwe Gott zu preisen.

Und was sagen die Zahlen über den Erfolg der heutigen Missionsarbeit? Nun, auf dem gesammten Missionsfelde, das sich über alle 5 Erdtheile erstreckt, giebt es heut 2,283,700 Heidenchristen, von denen 570,000 volle Kirchenglieder sind, die das Recht haben, zum heiligen Abendmahl zu gehen. Das ist wieder eine sehr inhaltsreiche Zahl. Wohl steckt das Christenthum der meisten dieser jungen Heidenchristen noch sehr in den Kinderschuhen; und doch — wie viele ergreifende Einzelgeschichten von wundersamer Lebensführung, von Kraftwirkung des Evangelii, von reeller Bekehrung, von kindlichem Gebet, zuversichtlichem Glauben, heldenmüthigem Leiden, fröhlichem Opfersinn schließt diese Zahl von 2¼ Millionen ein! Wie viel Mühe hat es gekostet, wie viel Widerstände haben überwunden werden müssen, wie viel Geduld des Glaubens ist geübt worden, bis diese Zahl erreicht worden ist!

Es ist kein Raum da, um auszuführen, wie weit zerstreut diese 2¼ Millionen Heidenchristen leben und wie sie sich auf die verschiedenen Missionsgebiete vertheilen. Aber darauf muß ich noch kurz hinweisen, wie viele Sprachen von ihnen gesprochen werden. Seit Anfang der heutigen Missionsperiode sind allein 265 Bibelübersetzungen in heidnischen Sprachen zu Stande gekommen und verkündigt wird das Evangelium in noch viel mehr Sprachen und Mundarten! Welche Mühe hat das gekostet, alle diese zum Theil recht schweren und vorher ganz unbekannten Sprachen so zu erlernen, daß in ihnen die göttliche Wahrheit verständlich gemacht werden konnte! Und welchen Segen auch für das irdische Leben hat das gebracht. Denken wir nur an die vielen Schriften, welche die Missionare

in diesen vielen Sprachen geschrieben, und an die vielen Schulen, in denen sie bisher ganz ungebildete Völker erst in den elementaren Fächern und dann auch in allerlei Wissenschaft unterrichtet haben. Auf allen Gebieten der evangelischen Heidenmission giebt es in Summa wenigstens 12,000 Schulen der verschiedensten Grade, die etwa von ½ Million Schülern und Schülerinnen aus allen Ständen besucht werden. Wie viel Belehrung und Zucht ist durch diese stattliche Anzahl von Missionsschulen weithin über die Erde verbreitet worden! Aus diesen Schulen gehen auch die Jünglinge und Männer hervor, welche aus den Eingebornen Mitarbeiter der Missionare werden, und deren Zahl heute etwa 25,000 beträgt, unter ihnen 1700, welche ordinirte Pastoren sind.

Und nun laßt mich zum Schluß noch einmal auf die 2,283,700 Heidenchristen zurückkommen. Das ist ja freilich im Verhältniß zu den 100 Millionen Nichtchristen noch eine kleine Zahl. Aber diese Zahl wächst mit der Länge der Missionszeit. Auf der Goldküste zählte die Baseler Missionsgesellschaft nach dreißigjähriger Arbeit 1857 erst 367 Christen, 1867 waren es schon 1,505, 1877: 3,355 und 1881: 4,780. In Indien und Ceylon gab es 1861: 213,370 Christen; 1871: 318,363, 1881: 528,590. Das sind doch redende Zahlen, denn sie zeigen uns in unwiderleglicher Weise, daß es in der Mission mit jedem Jahrzehnt vorwärts geht, und das zu sehen ist ermuthigend für uns, es stärkt den Glauben, es macht Lust zur Weiterarbeit. Darum verachtet mir auch die Zahlen nicht, sie sind ein Text, über den unser Herrgott auch seine Predigten hält, Predigten, die sehr lehrreich und erbaulich sind und für die wir dankbar sein wollen.

(Aus dem Ev. Missions-Kalender f. 1884.)



Die stille Zeit.

Von W. C.

Ein besonderer Theil des täglichen Lebens in dem Haushalt einer unserer höheren Töchterschulen ist die sogenannte „stille Zeit" des Morgens und Abends. Am Anfang und Ende eines jeden Tages verkünden Glockenschläge die Stunde, da es im ganzen Haus stille wird. Jede Schülerin befindet sich auf ihrem Zimmer. Keine Unterhaltung findet statt. Keine Schritte werden vernommen in den Gängen. Es ist in dem großen Haus so ruhig, als ob seine 500 Bewohner alle im tiefsten Schlafe lägen. Zwar giebt es keine bestimmten Regeln, wie diese stillen Augenblicke in den Zimmern zuzubringen sind, aber es wird erwartet, daß Alle, deren Herzen so gesinnt sind, diese Zeit dem Gebet, andächtigem Lesen und Forschen widmen. Der Zweck dieser Einrichtung, als eines Theils von dem täglichen Leben in der Schule, ist, Gelegenheit für Andachtsübungen zu geben, und durch die feierliche Stille Allen die Schicklichkeit, die Nothwendigkeit und den Nutzen solcher Zeiten der Gemeinschaft mit Gott einleuchtend zu machen. Nicht blos zur Ruhe ruft der Glocke Schall, sondern auch zum Beten und Forschen, und selbst die Gleichgültigsten werden durch ihren regelmäßig wiederkehrenden Ton ergriffen.

Jeder Christ bedarf täglich solcher „stillen Zeit", da Alles um ihn her ruhig, das geschäftliche Treiben aufhören und das Herz Umgang haben sollte mit Gott. Was dem Christenthum unserer Tage noth thut, ist mehr „stille Einkehr". Unser Zeitalter pflegt mehr der Arbeit als des Gebets; es neigt sich mehr zu angestrengter Thätigkeit, als zu ruhigem Sitzen zu des Erlösers Füßen. Wir haben auch eine solche Weihe, aber es ist ein Sichselbstdarlegen zum Opfer in ernstem Wirken. Ueberall fordert man auf zur Arbeit. Und das ist gut. Denn es ist wenig Grund vorhanden zu der Befürchtung, daß wir je zu viel arbeiten für unsern Herrn.

Freilich mit Andacht allein ist's nicht gethan. Petrus wünschte auch, auf dem Berg der Verklärung bleiben zu dürfen, und nicht mehr in die kalte leere Welt zurückkehren zu müssen; aber nein, drunten am Fuß des Hügels schreien Leiden und Elend aller Art nach dem Helfer und Arzt und der Meister, sowie der Jünger müssen den Kreis himmlischer Gesellschaft verlassen und eilen, um zu dienen. So ist es immer. Während wir im Genuß der Nähe Gottes uns befinden, dringen die Hilferufe einer nothleidenden, elenden Menschheit durch's verschlossene Thor an unsere Ohren.

Der Schlüssel zu gesundem, geistlichem Leben liegt also in aufopfernder Thätigkeit für den Herrn. Die andere Seite ist aber ebenso wahr. Ehe ein starker, gesunder, Früchte tragender Baum wird, der Sturm, Hitze und Kälte ertragen kann, muß eine wohlgepflanzte und gutgenährte Wurzel da sein; und ehe ein starkes, lauteres und durchhaltendes geistliches Leben existiren kann, in der Welt, trotz Versuchung, unerschütterlich in Proben, voll guter Früchte,

in unverwelklichem Schmuck, — muß ein inniges, verborgenes Leben mit Gott statthaben.

Wir alle brauchen solche stille Stunden in unserem Leben, wo wir mit Christo allein sind, persönlich mit ihm verkehren, seinen Worte lauschen und Kraft schöpfen aus seiner Fülle. Geschäftsleute brauchen solche Zeiten, denn in den Tagen der Unruhe, der Sorgen und des Kampfes wird ihre innere Stärke aufgezehrt. Fleißige Frauen haben's nöthig, denn es giebt gar Vieles in ihrem täglichen Haushalt und gesellschaftlichen Leben, wozu sie der Gnade bedürfen. Die Sorge für ihre Kinder, tausenderlei Kleinigkeiten stellen ihre Geduld auf die Probe; die mannigfaltigen Versuchungen zu Unaufrichtigkeit, Verstellung, ja sogar zur Lasterhaftigkeit, Faulheit, Eitelkeit und Weltsinn — machen es jeder ernsten Frau zur Nothwendigkeit, jeden Tag wenigstens eine Stunde Zeit zu gewinnen, um, wie Maria zu des Heilands Füßen sitzend, für ihre eigene Seele Ruhe und Nahrung zu finden.

Prediger, Lehrer, überhaupt Reichs-Gottes-Arbeiter, bedürfen derselben sehr. Welcher kann stehen in des Herrn Haus, sein Wort zu Menschen reden, ohne erst vor ihm liegend aus seinem Munde die Botschaft empfangen zu haben? Wie kannst du die Kinder im Weg des Lebens unterrichten, ohne erst von Gott gelehrt zu sein? Wie könnt ihr bedürftigen Seelen göttliche Segnungen bringen, wenn ihr nicht zuvor dieselben aus Gottes Schatzkammer geholt habt?

Ein christlicher Mann von starkem Unternehmungstrieb und energischer Thätigkeit wurde auf das Krankenbett gelegt. Der, welcher nie seine Arbeit unterbrochen hätte, kam nahe an den Tod. Er war so schwach, daß er kaum ein Wort sprechen konnte. In einer Unterredung mit einem Freund über den Contrast zwischen seinem jetzigen Zustand und wie er vorher sein großes Geschäft betrieben hatte, sagte er: „Jetzt bin ich im Wachsen. Während meiner Wirksamkeit ließ ich meine Seele oftmals Noth leiden. Jetzt nehme ich zu in der Selbsterkenntniß und in vielen Dingen, welche mich sehr nahe angehen."

Ohne Zweifel giebt es Viele, die in unausgesetzter Geschäftigkeit keine Zeit für den Umgang mit Gott finden. Daher kann auch Krankheit oder ein Hinderniß irgend welcher Art, das uns Halt gebietet und für eine kleine Zeit die Arbeit aus der Hand nimmt, von Segen sein.

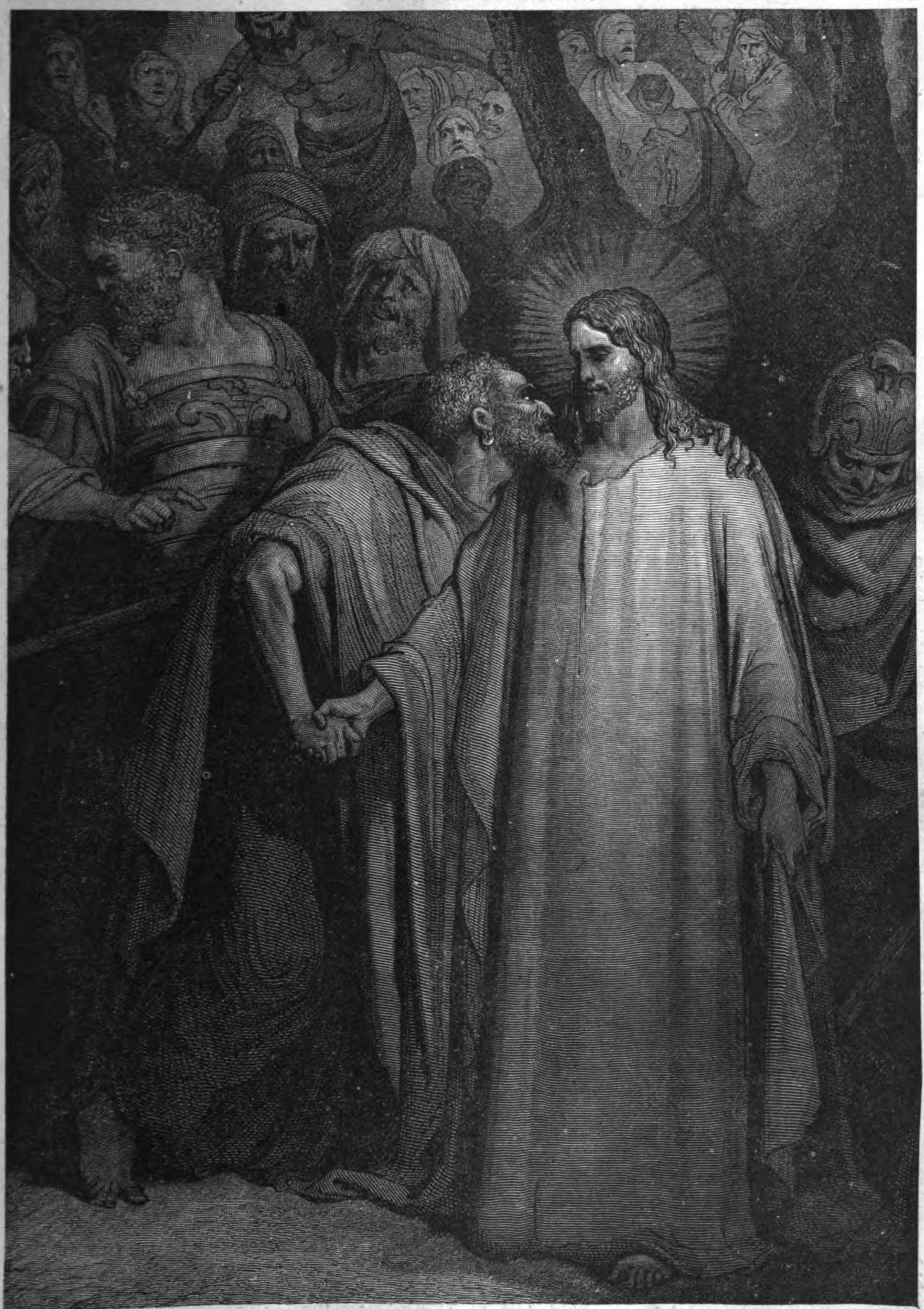
Aber warum warten, bis Krankheit oder Unglück zur Einkehr in der Stille nöthigt? Warum sollten wir es uns nicht zur Pflicht machen, jeden Tag eine gewisse Zeit in der Einsamkeit zuzubringen, zurückgezogen von der Welt, in das Herz Gottes und in unser eigenes zu schauen, Dinge zu lernen, die uns noth thun, und Kraft und Leben aus der Quelle, die Gott selbst ist, zu schöpfen? „Durch Stillesein und Hoffen werden wir stark." „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt, daß sie wandeln und nicht müde werden."

Verräthers-Kuß.

(Zum Bild.)

Sieh — Judas, lächelnd, gleißend, naht sich ihm;
„Gegrüßet seist du, Rabbi!" spricht er laut
Und küßt ihn. „Juda," spricht der Herr, „und du
Verräthst des Menschen Sohn mit einem Kuß?"
O Heuchelschein! Du ärgste Schlinge, die
Der Teufel auswirft durch die Christenheit, —
So senget sich, wie Feuer Stoppeln frißt,
Das Wort des Herrn einst hin. Sein Sonnenblick
Durchschaut dich schon, und dein Gericht ist da.





Verräthers = Kuß.

Ungehorsam und Dank.

Von G. Baum.



Albrecht Dürer, einer der ausgezeichnetsten Maler Deutschlands, wurde am 21. Mai 1471 zu Nürnberg geboren und genoß im Verein mit seinen beiden Brüdern und seiner einzigen Schwester eine gute Erziehung. Sein Vater, Joseph Dürer, einer der besten Goldschmiede seiner Zeit, war nicht nur wegen seiner Kunstfertigkeit in seinem Gewerbe, sondern auch wegen seiner edeln Charaktereigenschaften weit und breit berühmt und bekannt.

Da die älteren Brüder schon frühzeitig das elterliche Haus verlassen hatten und in fürstliche Dienste getreten waren, so war es des Vaters sehnlichster Wunsch, daß sein jüngster Sohn sein Handwerk erlernen und das Geschäft nach seinem Tode fortführe. Hiezu freilich hatte Albrecht wenig Lust, um so mehr aber zu der Malerei. Davon wollte sein Vater, der ohnehin dieses Metier für eine brodlose Kunst hielt, nichts wissen und so mußte denn der talentvolle Knabe, der dazu bestimmt war, auf dem Gebiete der schönen Künste, ganz besonders aber auf dem Felde der Malerei einen völligen Umschwung hervorzurufen, mir nichts, dir nichts, die Schürze des Goldschmiedlehrlings umbinden und mit Löthkolben und Feile handtiren.

Erst der Fürsprache einsichtsvoller Hausfreunde, welche Albrecht's Talente erkannt hatten, gelang es, den Vater zu bestimmen, daß er endlich den 15jährigen Jüngling zu dem trefflichen Nürnberger Maler, Michael Wohlgemuth, in die Lehre gab. Bald hatte der Schüler den Meister überflügelt und alle gehegten Hoffnungen über Erwarten glänzend erfüllt. Mächtig entfaltete der erwachende Genius seine Schwingen und eilte im kühnen Fluge seinen Zunftgenossen voraus. Die herrlichsten Gemälde gingen aus seinem Atelier hervor und bezauberten durch ihre wundervolle Farbenpracht alle Kunstkenner. Und mit gerechtem Stolze blickten die Nürnberger auf das jugendliche Kraftgenie ihrer Vaterstadt.

Seinem heißen Verlangen, eine Reise nach Italien und den Niederlanden machen zu dürfen, trat sein Vater ablehnend entgegen, weßhalb der junge Künstler hinter dem Rücken seines Vaters das Elternhaus verließ und dem Lande seiner Sehnsucht zueilte. Zu dem Aerger des Vaters über des Sohnes Ungehorsam und heimliche Flucht gesellte sich im Laufe der Zeit ein neuer Verdruß. Seine Tochter war nämlich an einen reichen Kaufherrn zu Lübeck verheirathet. Dieser hatte durch gewagte Spekulationen sein großes Vermögen verloren und war mit Hinterlassung einer beträchtlichen Schuldenmasse entflohen. Diese Schmach glaubte der ehrenhafte Mann nicht auf sich und seinen Enkelkindern ruhen lassen zu dürfen und entschloß sich daher, da sein Baarvermögen nicht ausreichte, seine angesammelten Kunstschätze zum Verkauf auszubieten und so kam es, daß eines Tags im Oktober des Jahres 1498 an dem Anschlagebrett des Rathhauses folgende Bekanntmachung zu lesen war:

„Joseph Dürer, Goldschmied in hiesiger Stadt, macht seinen Mitbürgern hiermit bekannt, daß er seine sämmtlichen Kunstarbeiten in Silber, Gold und Edelsteinen heute Nachmittag um vier Uhr in seiner Bude am Uhrenplatz einer öffentlichen Versteigerung aussetzen wird."

Punkt vier Uhr wurde des Goldschmieds Magazin geöffnet. Die Menge der Neugierigen und Kauflustigen drängte sich hinein und die öffentlichen Ausrufer und Schreiber nahmen ihre Sitze ein, um den Verkauf zu beginnen.

Schüsseln, Teller, Kannen, Krüge in Gold und Silber wurden zuerst ausgeboten. Dann kam die Reihe an die Prachtarbeiten, an die Meisterstücke des Künstlers; es waren werthvolle, reiche Tabernakel von der höchsten Vollendung, kleine, gothische Bauwerke und maurische Kapellchen wie aus den feinsten Spitzen geschnitten, große silberne Becken mit Darstellung aus dem alten Testament in Relief, dann ganze Figuren dem Alterthum entlehnt und wunderschön gearbeitet.

So lange den Käufern nur die gewöhnlichen, ohne Kunstaufwand gearbeiteten Gegenstände ausgeboten wurden, war der Goldschmied still und ruhig in seiner Werkstätte geblieben, als er aber die Namen seiner Meisterstücke ausrufen hörte, als er vernahm, wie die öffentlichen Verkäufer in banalen Phrasen Verdienst und Schönheit jener Werke belobten, die seinen Ruf so allgemein gemacht hatten, da war es zu Ende mit seiner stillen Entsagung. In der heftigsten Aufregung und von einer unsichtbaren Macht fortgezogen, trat er schnell hervor und wie die Mutter um die Wiege eines kranken Kindes, so schritt er unruhig bald dahin, bald dorthin, zu den mannigfachen Herrlichkeiten, die noch verkauft werden sollten.

„Sechs Statuetten!" rief es eben. „Antik — in Gold und Silber!"

„Eintausend Dukaten!“ bot eine Stimme.
„Eintausend und fünfzig!“ bot eine andere.
„Eintausend einhundert!“ die erste.

Niemand wagte zu überbieten und die Statuetten wurden zugeschlagen.

Der greise Goldschmied vermochte kaum zu athmen. Sein Gesicht war fast so weiß wie seine Haare, und ein krampfhaftes Zittern befiel seine Glieder. Doch er bestand darauf, daß man ihn neben dem Beamten stehen lasse, der die Käufer aufzeichnete.

Als Alles, Alles verkauft war, da blickte der Greis furchtbar erschüttert um sich her. Der schreckliche Augenblick nahte heran. Es war der, wo der Käufer alle die Reichthümer davontragen sollte, die alt geworden mit dem Goldschmied, die seinen Augen die Götter seines Hauses waren, die ihm für ein zweites Leben galten.

Der Gerichtsschreiber forderte Diejenigen, denen die dreiundzwanzig letzten Gegenstände zugeschlagen seien, auf, vorzutreten.

„Die alle hat nur ein Mann gekauft!“ rief eine Stimme.

„So trete er vor, nenne seinen Namen und bezahle!“ herrschte der Gerichtsschreiber in die Menge.

Und ein Mann von sechs= bis siebenundzwanzig Jahren mit sanftem, schönem Gesicht trat an den Tisch. Er war prächtig nach französischer Mode gekleidet und ein spanischer Kappenmantel von Gold= und Silberstickereien strotzend, hing nach Künstlerart über seinen Schultern. Am Halse trug er eine kostbare, goldene Kette, an welcher eine Medaille mit dem Bilde des Kaisers Maximilian prangte. Sein Hut war tief in die Stirn gedrückt und seine langen, duftigen Locken fielen auf eine Halskrause von weichen Mechelner Spitzen.

„Da ist der ganze Betrag für Alles, was ich erstanden,“ sagte der junge Mann mit bebender Stimme. „Zählt nach, wenn's euch beliebt.“

Der Gerichtsschreiber zählte, fand Alles in Richtigkeit und wandte sich dann an den jungen Ritter:

„Euer Name, gnädiger Herr . . . ., damit ich ihn in die Register eintrage.“

Unterdessen saß der alte Goldschmied stumm und düster in der Ecke, mit Verzweiflung den Augenblick erwartend, daß ein Wort, eine Miene des Käufers das Zeichen geben sollte, welches ihm, dem Trostlosen, seine unersetzlichen Reliquien wegführen sollte.

„Schreibt — —“, sagte der junge Mann stotternd zu dem Gerichtsschreiber, „schreibt — — Albrecht Dürer!“

Bei diesem Namen sprang der alte Goldschmied auf, als wenn er erst fünfzehn Jahre zählte, und in weniger als einer Sekunde lag er in den Armen seines Sohnes.

„Albrecht,“ rief er, „mein armer Albrecht! — Bist du es wirklich, den ich wiedersehe —, den ich an mein Herz drücke? — O, komm', daß ich dich noch einmal umarme! — — Komm', mein Sohn, der seinen alten Vater nicht vergessen hat — —. Nicht wahr, du grollst ihm nicht mehr?“

„Euch grollen, Vater?“ rief der Jüngling erschüttert und warf sich auf die Kniee nieder. „Nein —, ich will euch ja um Vergebung bitten für meinen Ungehorsam.“

„O, mein Sohn,“ sprach der Greis, indem er ihn aufrichtete. „Wie könnte ich dir einen Fehler vergeben, der mir das Leben wiederschenkt! — — Albrecht, ich verzeihe dir.“

„Die jungen Männer,“ erwiderte dieser, „täuschen sich oft in der Wahl ihrer Laufbahn und es bedarf sorgfältiger Prüfung, um festzustellen, auf welchem Felde zu arbeiten sie von der Vorsehung berufen sind. Eure Strenge hatte ihre Quelle in eurer Klugheit. Ihr dachtet, ein Handwerk hat seinen goldenen Boden und ist besser, als halbe Kunst. Ihr hattet Recht, Vater, aber ich hatte vielleicht nicht Unrecht, so zu thun, wie ich wirklich gethan.“

„Ja, du hast ganz recht gethan, Albrecht,“ fiel plötzlich eine Stimme mitten aus der Menge ein. Es war der berühmte Hupse Martin, der dem jungen Knaben den ersten Unterricht in der Malerei gegeben und ihn beständig ermuntert hatte die künstlerische Laufbahn zu wählen. — „Dank dem Himmel für eures Sohnes Ungehorsam,“ fuhr Hupse Martin zu Joseph Dürer gewandt fort, „denn euer Albrecht ist jetzt im Besitz aller Kunstgeheimnisse und ragt schon über die berühmten Künstler Deutschlands hinaus. Er ist nicht nur ein Maler aus der ersten Reihe, er ist auch ein geschickter Graveur, ein bedeutender Architekt und ein ausgezeichneter Ingenieur. Der Kaiser Maximilian hat ihn zu seinem ersten Maler ernannt; er beschäftigt abwechselnd seinen Pinsel und sein Grabstichel. Die Republik Venedig will ihm die Erbauung einer Festung in ihren Staaten des Festlandes anvertrauen und Ludwig XII., der König von Frankreich, hat ihn zu sich nach Paris gebeten, damit er einige Baudenkmäler der Hauptstadt verschönere. Was sagt ihr dazu, Meister Joseph? Wollt ihr vielleicht noch mehr?“

„Große Geistesanlagen,“ behauptete der Goldschmied, indem er seinen Sohn von Neuem umarmte, „deuten auch immer auf eine edle Gesinnung. Das hat mir mein Albrecht heute bewiesen!“

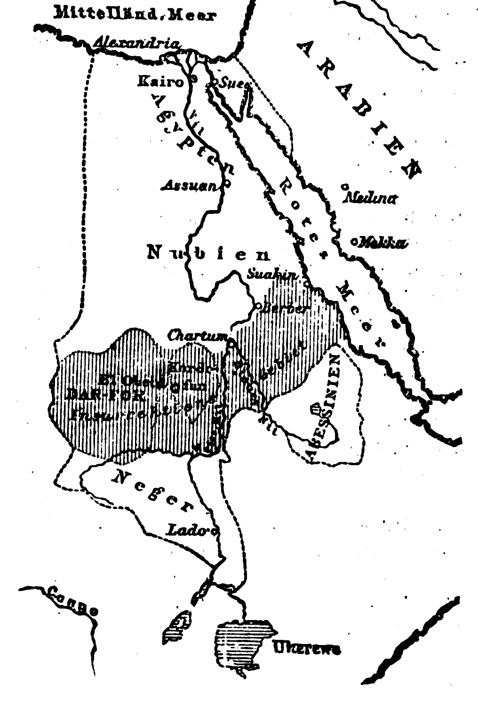


Der falsche Prophet.

Editor.

Von El Mahdi, dem falschen Propheten, welcher in Egypten den großen blutigen Aufstand erregt hat, haben wohl schon alle unsere Leser in den Zeitungen gelesen. Es freut uns, getreue Illustrationen aus jenem Aufstand liefern zu können, nebst einer Uebersichtskarte Egyptens und der aufständischen Gegenden.

Wer aber aus dem kleinen Kärtchen auf den geringen Umfang Egyptens schließen wollte, der hätte fehlgeschossen. Egypten ist vielmehr ein sehr umfangreiches Land, und wurde vornehmlich in den letzten zwanzig Jahren nach Süden hin sehr vergrößert. Es umfaßt mehr Flächenraum als ganz Europa, und da Europa etwas größer ist als die Ver. Staaten, so übertrifft Egypten die Ver. Staaten bedeutend an Umfang. Freilich wird es daselbst weder mit den Grenzen noch mit der Botmäßigkeit der unterworfenen Stämme sehr genau genommen. Solche Unregelmäßigkeiten gehören mit zur türkisch-egyptischen Wirthschaft.



Den südlichen Theil Egyptens nennt man Sudan, dessen Hauptstadt Chartum ist. Es wird jedoch dieser Name auch für die weiter südwestlich gelegenen Provinzen gebraucht.

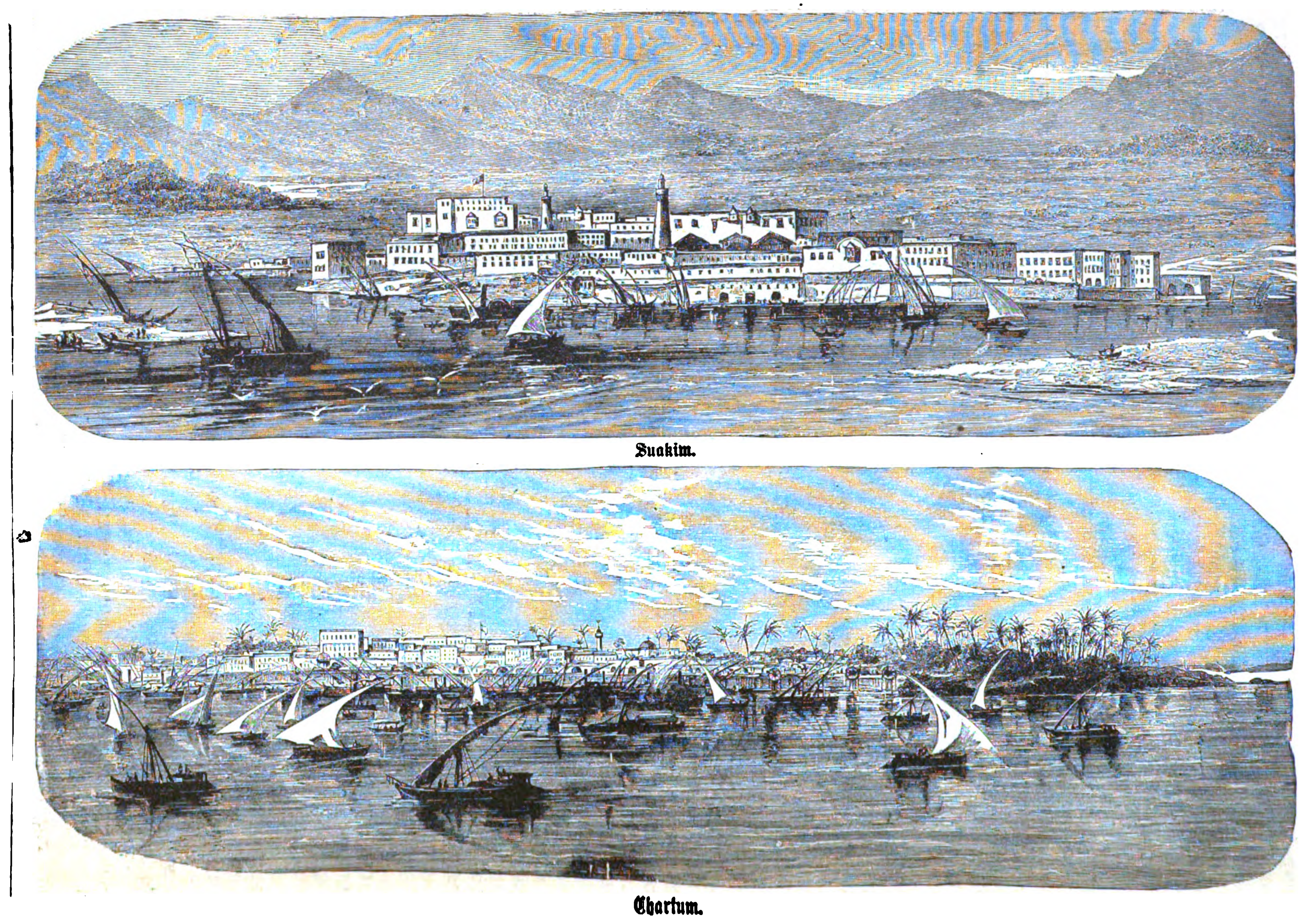
Die Hauptstadt Chartum liegt am Zusammenfluß des blauen und weißen Nils in einer ungesunden Gegend, und war vor 50 Jahren noch eine elende, von Mohamed Ali gegründete Militärstation. Durch den Handel mit Sklaven und Elfenbein ist die Stadt reich geworden, hat gegenwärtig 50,000 Einwohner und ist der Sitz der europäischen Consulate. Trotzdem aber bietet sie im Ganzen einen ziemlich ärmlichen und unsauberen Anblick dar.

Das ebenfalls zum egyptischen Sudan gehörende Suakim liegt am rothen Meer, war früher türkisches Besitzthum, wurde aber 1865 an Egypten abgetreten und hat sich seither sehr gehoben. Es besitzt einen vortrefflichen Hafen, treibt bedeutenden Handel, ist Ueberfahrtsort für die aus dem Süden nach Mekka ziehenden Pilger und zählt gegen 10,000 Einwohner.

Die südlichste und zuletzt eroberte Provinz Egyptens ist von heidnischen Negern bewohnt und nicht im Aufstand begriffen, denn hier finden die fanatischen Mohamedaner keinen Grund und Boden. Hier wurden früher die schrecklichen Sklavenjagden von muhamedanischen und christlichen (?) Händlern veranstaltet und die armen Neger sind dankbar, daß diesem Elend durch die Vermittlung Englands ein Ende gemacht wurde. Dr. Schnitzler, ein Deutscher, der dort draußen Emin Bei heißt, führt als Gouverneur dieser Negerprovinz ein festes und zugleich mildes Regiment. Er kam 1875 als Arzt in den Sudan und rückte seiner Tüchtigkeit wegen zur Gouverneursstelle hinauf, die er mit solchem ausgezeichneten Erfolg bekleidet, daß die Unterthanen ruhig und zufrieden leben, die Sicherheit nirgends gestört ist und die egyptische Regierung Einkünfte aus dieser Negerprovinz zieht.

Ganz anders ist die Sachlage in den weiter nördlich gelegenen Provinzen Darfur, Kordofan und weiter hin gen Chartum, im eigentlichsten egyptischen Sudan. Dort besteht die Bevölkerung häufig aus einem arabisch-nubischen Mischvolk, bei dem der Islam tiefe Wurzeln geschlagen hat. Aus dieser Klasse gehen die „Dschellaba" oder Sklavenhändler und die „Fakis", oder Wanderpriester des Mohamedanismus hervor, die auf die Leichtgläubigkeit der Neger spekuliren und in Behaglichkeit oft in großen Geruch der Heiligkeit gelangen.

Zu diesen Leuten gehört El Mahdi, der falsche Prophet, der dem König von Egypten den dritten Theil seines Reiches entrissen hat. Er ist von Profession ein Zimmermann, arbeitete früher in Chartum und vertiefte sich in den Feierstunden in den Koran, das Religionsbuch der Mohame-



Suakim.

Chartum.

daner. Dadurch entstand der Wunsch in ihm Fakir zu werden und für die Ausbreitung des Islams zu wirken.

Schon als Zimmermann predigte er die Vernichtung der Franken, womit die Anhänger des Islams alle Christen bezeichnen, und erwies sich als fanatischer Mohamedaner.

Als es ihm wegen der Nähe der egyptischen Macht zu heiß wurde, zog er aus Chartum und ließ sich zuerst nördlich von dieser Stadt und später südlich von derselben auf der Nilinsel Aba als Fakir nieder.

Wie Mohamed, so bereitete sich Achmed, das ist der ursprüngliche Name des Propheten, in tiefer Einsamkeit auf den vermeintlichen Prophetenberuf vor. Er nannte sich nunmehr Mahdi, das heißt: der von Gott auf den richtigen Weg Geführte, und that in allen Stücken so recht geheimnißvoll, so wie es die abergläubischen Menschen jener Gegenden lieben.

Die Mohamedaner haben den Glauben, daß ein Prophet erstehen werde, welcher dem Halbmond noch zu nie gesehenem Glanze verhelfen werde. Diese Prophetenrolle wollte der Mahdi spielen. Bereits im Jahre 1881 gelang es ihm, einige Araberstämme für sich zu interessiren, denen er sich als der von Mohamed selbst vorausgesagte Prophet der Hilfe offenbarte.



Krieger des falschen Propheten.

Das abergläubische, fanatische Volk glaubte und strömte dem Mahdi zu.

Der egyptische Gouverneur in Chartum dachte, als man ihn auf den Fanatiker aufmerksam machte, er habe nichts zu thun, als einen Beamten zu senden, der den „Verrückten der Insel“, wie man den Mahdi nannte, einfach nach dem Stadtgefängniß in Sicherheit bringe. Aber da kam der Gouverneur schön an. Mitten unter seiner Leibwache stehend und mit königlicher Würde empfängt der „Prophet“ den Abgesandten und spricht: „Ich gehe mit nichten nach Chartum, und wenn ihr Soldaten nach mir schickt, so wird sie Gott vernichten.“

Jetzt merkte die egyptische Regierung, daß es größeren Ernst gelte. Man schickte Soldaten aus; aber sie wurden niedergemacht. Selbst ein Kriegsdampfer (?) kehrte unverrichteter Sache zurück.

Durch diese Vorgänge gewann der Mahdi Ansehen und Macht, und als er am 8. Dezember 1881 einer größeren gegen ihn gesandten Truppenabtheilung am Berge Gedir eine vernichtende

Niederlage beibrachte, da fielen ihm nicht allein viel gute Waffen in die Hände, sondern der schlaue, kühne Fanatiker hatte auch so weit sein Ziel erreicht, daß alle benachbarten Stämme die Fahne des Aufstandes aufpflanzten. Der vom Mahdi errungene Erfolg war auch kein geringer, wenn man bedenkt, daß seine Schaaren damals außer einem langen Wurfspieß keine andere Waffen hatten. Aber sie warfen sich ungeachtet aller Verluste einfach auf den Feind und vernichteten ihn.



Erste Kämpfe des falschen Propheten.

In kurzer Zeit fielen alle Stämme zwischen dem blauen und weißen Nil, sowie Kordofan und Darfur dem Mahdi zu. Die egyptische Regierung bekämpfte damals mit Hilfe der Engländer Arabi Pascha in blutigem Ringen, mußte aber dennoch auch im Süden einschreiten, zumal da der Mahdi auch ein großes Gebiet zwischen dem Nil und dem rothen Meer zum Aufstand bewog. Hier in diesem Gebiete wurden im Spätjahr 1881 die Egypter wiederum von den Aufständischen geschlagen. Und als Jussuf Pascha im Juni 1882 und seine bedeutende Truppenmacht am Berge Gion überfallen und von dem Mahdi gänzlich aufgerieben wurde, da erkannte Egypten endlich, daß es wohl seiner ganzen Macht zur Niederwerfung dieses Aufstandes bedürfte. Der falsche Prophet aber hatte sich in den erwünschten massenhaften Besitz europäischer Waffen gebracht.

Jetzt zog er auf die Hauptstadt Kordofans, El Obeid, zu, die er zu erobern gedachte. Die Stämme nannten ihn nun den wahren Propheten, zu dem sie aufschauten als dem Erretter aus der Franken Hand. Der erste Sturm der Aufständigen auf die befestigte und mit Kanonen vertheidigte Stadt schlug fehl. Der Mahdi zog sich aber nur zurück, um Verstärkungen an sich zu ziehen, und stand bald wieder vor Kordofans

Hauptstadt, die ihm nun nicht länger mehr zu widerstehen vermochte.

El Obeid hat etwa 35,000 Einwohner und liegt auf einer wellenförmigen, schräg zulaufenden Ebene, was während der Regenzeit ein großer Vortheil ist. In einiger Entfernung südlich hinter der Stadt ziehen sich mehrere große Hügelgruppen hin, zwischen denen das übermächtige Heer des falschen Propheten die Armee Hicks Paschas überrumpelt hat, wovon wir sogleich reden werden. Die Häuser der Eingeborenen in El Obeid sind durchweg runde, zeltförmige, mit Schilf gedeckte Hütten aus Lehm, und die Stadt besteht aus fünf bis sechs verschiedenen großen Häusergruppen, deren jede durch einen andern Volksstamm bewohnt wird. In dem einen Stadttheil hausen die Dongolari und die fremden Kaufleute, in einem andern die Ansiedler aus Burnon, Burgon und Bagirma, im dritten die Eingeborenen von Darfur. Der vornehmste Stadttheil Il Orta enthält die Regierungsgebäude und die Wohnungen der egyptischen Beamten und Kaufleute; hier befinden sich auch vier kleine Moscheen und eine größere, das einstöckige Haus des Gouverneurs, die Militärbaracken, ein Pulvermagazin, ein Hospital und eine Filiale des katholischen Missionshauses von Chartum. Der Marktplatz enthält zwei Budenreihen, wo Früchte und Gemüse, Getreide, saure Milch und ein bierartiges Getränk, Namens Marissa, feilgeboten werden, ebenso Fettkugeln, die als Pomade dienen und viel begehrt sind. Hunderte von Weibern jeder Farbe, von ebenholzschwarz bis zu hellgelb, suchen hier ihre Waaren los zu werden, und in den Lehmhütten, welche den Bazar vorstellen, verkaufen egyptische und europäische Händler Taback, Schmucksachen Kleiderstoffe. Auch ein Kaffeehaus fehlt nicht an dem Marktplatz, wo die Beamten und Kaufleute, welche jetzt alle todt oder gefangen sind, früher behaglich ihren Kaffee zu schlürfen und ihre Partie Schach zu spielen pflegten. Die bedeutendsten Handelsartikel sind Gummiarabicum, Elfenbein und Straußenfedern; daneben wird fortwährend ein schwunghafter Sklavenhandel betrieben.



Hicks Pascha.

Die egyptische Regierung war gezwungen, die größten Anstrengungen zu machen, die Hauptstadt Kordofans wieder zu erobern. Sie bat England, tüchtigen englischen Offizieren Urlaub zu ertheilen. Dieselben sollten eine egyptische Armee gegen den Mahdi führen. England ging auf das Gesuch ein und sandte Offiziere. Den Oberbefehl erhielt General Hicks, welcher in der Nähe von Chartum ein Heer sammelte, das hauptsächlich aus alten Kriegern des Arabi Pascha bestand.

Er hatte Anfangs September 1883 etwa 11,000 Mann beieinander, meistens Infanterie, 120 Dragoner, 300 berittene Baschi-Bozuks und 30 Geschütze. Diesen schloß sich ein ungeheurer Troß an: Sechstausend Kameele, viele Kühe, Maulthiere, Negersklaven, Sklavinnen u. s. w. Dieser schwerbewegliche Zug mußte durch ein menschenarmes Land, durch eine wahre Wüste geschafft werden. El Obeid liegt beinahe 300 Meilen von Chartum entfernt, um aber die Armee mit Wasser versorgen zu können, mußte ein großer Umweg eingeschlagen werden. Jedoch waren die Truppen wohlgemuth und General Hicks telegraphirte, daß Alles recht gut ginge.

Er muß Ende Oktobers in der Nähe von El Obeid angekommen sein. Hier aber wurde er in den Hügelketten, die sich südlich von der Stadt hinziehen, von dem Mahdi zwischen dem 2. und 5. November 1883 mit Uebermacht überfallen und die ganze egyptische Armee vernichtet. Ob ein einziger Mann mit dem Leben davon gekommen, weiß man heute noch nicht. Die Egypter lassen so wenig Neuigkeiten aus dem Sudan als möglich in die Welt kommen, und hätten die Niedermetzelung jener Armee am liebsten todtgeschwiegen. Es ließ sich jedoch nicht allzulang verbergen und bald stand es fest, daß keiner dieses Heeres zurückgekommen, um den gräulichen Untergang desselben zu berichten.

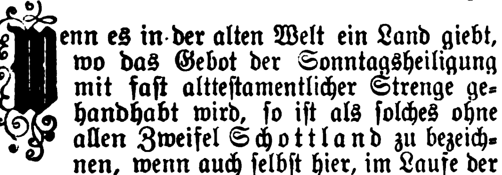
Weder England noch Egypten können es dulden, den Mahdi wirthschaften und Herr sein zu lassen. Sie rüsten andere Züge unter anderen Führern aus, und wenn sie das Werk mit allem Ernst anfassen, so kann es nicht fehlen, daß der Mahdi schließlich niedergeworfen wird. Jedoch

muß dies geschehen, ehe sich der Aufstand noch mehr verbreitet und noch mehr fanatische Mohamedaner-Stämme erfaßt. Sonst möchte ein nicht leicht zu löschender Brand entstehen, der namentlich allen Christen und allen christlichen Missionen im Osten Afrikas gefährlich werden dürfte.

Anfangs Februar 1884 marschirte Baker Pascha von Trinkitat aus mit 3,500 Mann gegen den falschen Propheten, der ihn dermaßen auf's Haupt schlug, daß 2,000 Mann auf dem Platze blieben und die übrigen 1,500 in unordentlicher Flucht das Leben retteten. Unter den Geretteten befinden sich Baker Pascha. Somit handelte es sich bis dahin nur um die Frage, wer von den gegen den Mahdi Ausgesandten mit dem Leben davon komme oder nicht. Von einem auch nur geringen Erfolge der Egypter ist keine Rede.

Der Sonntag in Schottland.

Von Hans Tharau.



Wenn es in der alten Welt ein Land giebt, wo das Gebot der Sonntagsheiligung mit fast alttestamentlicher Strenge gehandhabt wird, so ist als solches ohne allen Zweifel Schottland zu bezeichnen, wenn auch selbst hier, im Laufe der Zeit, die puritanischen Härten milderen Formen gewichen sind.

Freilich sind die am Sonntage fahrenden Eisenbahnzüge auf ein Minimum reduzirt, Zeitungen erscheinen nicht, Briefe werden nicht ausgegeben, und Gäste bei sich zu sehen, einen Spaziergang zu machen, Briefe zu schreiben und abzusenden, gehört, in der christlichen Welt, nicht zum guten Ton, ja, wir vermögen unser eigenes Augenzeugniß dafür abzulegen, daß es Pfarrhäuser giebt, wo die streng auf Ordnung und Sitte haltenden Dienstboten, aus freien Stücken, am Sonnabend Abend den Abtreter von der Hausthüre entfernen, um ihn am Montag früh erst wieder an seine Stelle zu setzen, jedenfalls um zu beweisen, daß man in der Zwischenzeit keinen Besuch erwarte noch wünsche. Daß auch die wenigsten christlichen Familien sich zum Besuch der Kirche ihrer Wagen und Pferde bedienen, versteht sich von selbst.

Dennoch sind die Tage vorüber, in denen der, in Bezug auf geistliche Speise unersättliche Schotte sich nicht mit weniger als einer zwei- bis dreistündigen Predigt begnügen wollte, und zwischen den lang ausgedehnten, schwerfälligen Gottesdiensten, seinem Körper kaum die mindeste Ruhe vergönnte.

Es sind mancherlei Wandelungen vor sich gegangen, sowohl in der schottischen Staatskirche selbst, wie in jenen mächtigen Freikirchen, welche, gleichviel ob unter dem Namen United Presbyterian, Freechurch, Congregationalists, Independants u. s. w., die Mutterkirche längst üppig überwuchern.

Im eigentlichen Hochlande allerdings, wo die Bevölkerung eine zerstreute ist, so daß sie den langen Weg zur Kirche nicht zweimal machen kann, bleibt die Gemeinde in der kurzen Pause zwischen den Gottesdiensten in der Kirche oder auf dem Kirchhofe beisammen und die zweite Predigt schließt sich so zu sagen unmittelbar an ihre Vorgängerin an, damit das kluge, theologisch stark ausgebildete, von seinen großen Hunden auch zur Kirche stets begleitete, Schäfergeschlecht genügende geistige Nahrung empfangen möge.

In den Städten dagegen haben manche Gemeinden den zweiten Gottesdienst auf den Abend verlegt, um Geist und Körper Zeit zu lassen, sich in der Zwischenpause neue Kräfte zu sammeln. Wollen wir uns aber ein Bild dieses, der christlichen Thätigkeit wie der Erbauung gewidmeten Tages machen, so glauben wir in Folgendem diesem gerecht zu werden:

In den meisten größeren Städten wird während der Wintermonate in irgend einer großen, öffentlichen Halle, schon um 8 Uhr Morgens, der bedürftigsten Volksklasse ein „freies Frühstück" geboten, und das nicht allein, um die Hungernden mit Nahrung zu versehen, sondern zugleich, um jene große Schaaren „Non Churchgoers", deren es sogar in dem mit Kirchen überreich versehenen Schottland so viele giebt, das Evangelium nahe zu bringen. Ueberall finden sich eine große Anzahl christlicher Arbeitskräfte beiderlei Geschlechts bereit, sich an diesen Versammlungen zu betheiligen, sei es durch mehrstimmigen Vortrag der so beliebten „Sankeylieder", sei es durch Ansprachen oder durch Austheilen der Speisen u. s. w.

An manchen Orten kommen auch die Sonntagschullehrer und die Mitglieder der christlichen Jünglingsvereine im Laufe des Vormittags zu gemeinschaftlichem Gebet zusammen. Um elf Uhr füllen sich die Gotteshäuser, die oft in so naher Nachbarschaft stehen, daß eine Stadt von nur 2000 Einwohnern, deren ein Dutzend aufzu-

weisen hat. Jede erdenkliche Denomination sieht man vertreten, von der stolzen Kathedrale der schottischen Episcopalkirche, die es im Kirchenschmuck und in Priestergewändern, mit der Einführung der Ohrenbeichte, der ewigen Lampe und der täglichen Communion, den Ordenshäusern und Nonnentrachten, bis zu der äußersten Grenze des Ritualismus gebracht hat, — von jener ab- (oder sollen wir sagen auf?) wärts sich stufend, durch alle die mannigfachen Schattirungen presbyterianischer Kirchenordnungen und Dissenterverbindungen, bis zu jener alle wissenschaftlich-theologische Bildung, wie überhaupt das geistliche Amt selbst, verwerfende Exclusivität der „Plymouth Brüder", — eine Exclusivität, die nur zu oft ein geistiges Pharisäerthum heranbildet, welches wenig mit den, gerade von dieser Gemeinschaft aufgestellten Principien von Demuth und christlicher Brüderlichkeit harmonirt. Wie dem auch sei, über geistiges Darben braucht in Schottland Niemand zu klagen, Jeder kann das finden, was ihm behagt. In den wenigsten Kirchen dehnt sich heute der Gottesdienst über anderthalb Stunden aus, die Predigtweise hat sich auch in sofern geändert, als die alte Generation dogmatisirender Theologen kaum noch einige Vertreter aufzuweisen hat. Die heutigen Kanzelredner schlagen einen neuen Ton an, und statt dogmatische Streitfragen aufzuwerfen, statt, wie ihre Vorgänger, unsichtbare Gegner mit geistlichen Keulenschlägen zu bearbeiten, bieten sie ihren Hörern die Früchte einer vielseitigen Bildung und ausgedehnter Kenntnisse. Ob sie bei deren Erwerbung nicht ein gut Theil der Geisteskraft und Gemüthswärme ihrer Vorgänger eingebüßt, ob sie in Willensstärke und Selbstentäußerung die völlig ebenbürtigen Söhne jener Väter sind, die, unter Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten und weltlichen Vortheile, der Staatskirche und der eigenen gesicherten Stellung, um Gewissenswillen, den Rücken kehrten, und im Jahre 1733 die Freikirche der Sessionisten (jetzt United Presbyterianer) und über ein Jahrhundert später die Free Church of Scotland gründeten.

Wenn auch diese Frage unbeantwortet bleiben muß, so ist unstreitbar die jüngere Generation der älteren in allgemeiner Bildung, wie in theologischer Wissenschaft voraus; auch die Form, in welche sie diese einkleiden, ist eine ansprechendere und verständlichere. An Stelle der Abtheilungen und Unterabtheilungen in den wuchtigen Kanzelreden der Alten ist jetzt mehr eine Art populäre Exegese getreten, ein Erklären fortlaufender Schriftabschnitte, unter Hinzuziehung aller Hilfsmittel moderner Quellenforschung. Die bedeutendsten Redner der verschiedenen Denominationen bedienen sich meist bei den Vormittagsgottesdiensten dieser Form; am Nachmittage, wie bei den Abendgottesdiensten tritt mehr das erweckliche und erbauliche Element hervor.

Auch die extemporirten Gebete haben in den letzten Jahrzehnten große Modification erfahren; die langen, schwerfälligen Anreden an die Gottheit, bei denen der Betende nur zu häufig in einen Predigtton verfiel und die Gemeinde nur mit Mühe den Gedankengang zu verfolgen vermochte, sind einer kürzeren und knapperen Sprachweise gewichen, vor allem aber sind sie einfacher und persönlicher geworden. Auch der Gesang, der sich früher auf ein näselndes, lang hingezogenes Vortragen der metrischen Psalmen beschränkte, hat durch die Einführung schöner Sammlungen geistlicher Lieder neuen Aufschwung erfahren. Ein Kirchengesangverein findet sich überall, und in vielen Kirchen ist auch die langverpönte Orgel eingeführt.

Am Schlusse des Nachmittagsgottesdienstes beginnen die Sonntagschulen ihre Thätigkeit. Am Abend folgen Gottesdienste in den Kirchen, evangelische Versammlungen in Theatern und sonstigen Räumlichkeiten. Letztere werden zum größeren Theil von Laien, wenn auch öfters unter Mitwirkung von Geistlichen gehalten. Diese Laienkräfte gehen aus allen Ständen hervor und schließen den hochstehenden Officier wie den schlichten Handwerker in ihre Reihen ein.

Wie bei den Morgenversammlungen handelt es sich auch am Abend darum, die "Nonchurchgoers" — die kirchenscheue Menge — herbeizuziehen, Personen, denen es aus Mangel reiner Wäsche oder sonstiger Kleidungsstücke an Muth gebricht, sich den Reihen anständig gekleideter Kirchgänger anzuschließen und für deren Begriffsvermögen die einfachen Ansprachen jedenfalls angemessener sind, als die sorgsam ausgearbeiteten Kanzelreden der Theologen.

Auch die Heilsarmee hat in verschiedenen Städten Schottlands Standquartier aufgeschlagen, allein ihre Erfolge sind hier geringer als jenseits des Tweed. Der schottische Charakter, der neben vielen großen und edlen Zügen, eine starke Beimischung von Vorsicht und Mißtrauen besitzt, ist jeglicher sensationeller Gefühlsäußerung abhold, vor allem auf religiösem Gebiet. Außerdem wird hier die schärfste theologische Kritik geübt und über allem, was den gemachten Anforderungen nicht entspricht, erbarmungslos der Stab gebrochen.

Doch einen gewissen Anhang findet die Armee überall und solchen finden auch die Straßenprediger, die man überall in den großen Handelspunkten, wie in den kleinsten Provinzialstädten antrifft und auf den öffentlichen Verkehrswegen ihre bunte, eigenthümlich zusammengewürfelte Zuhörerschaar in oft nicht sehr gewählter Sprache haranguiren hört.

Unter so vielerlei Reden und Redenden darf an dieser Stelle auch der predigenden Frauen nicht vergessen werden, welche heut zu Tage in immer wachsender Zahl ihre Stimme unter den Verkündigern des Heils erschallen lassen. Es gehört das zu den eigenthümlichen Erscheinungen unserer Zeit, daß Frauen aus den gebildeten Ständen aller Orten redend zu hören sind, und das nicht allein um irgend ein Liebeswerk, eine Wohlthätigkeitssache zu vertreten oder über ein Gebiet christlicher Wirksamkeit Rechenschaft abzulegen, sondern geradezu, um die Hörer zu erbauen und zu ermahnen. Die Einwendungen, welche man gegen derartiges, doch unbestreitbares Heraustreten aus den Grenzen des weiblichen Berufs vorbringt, werden durch die Begünstiger der Sache dahin beantwortet, daß es in Christo „weder Mann noch Weib" gebe, daß der Apostel sogar Anweisungen betreffs der Kleidung des Weibes giebt, wenn sie die Andacht der Gemeinde leitet, und daß nur dem Lehren, nicht aber dem Erbauen und Ermahnen sein „Ich gestatte nicht" gilt.

So giebt es auch in Schottland verheirathete und unverheirathete Frauen, welche nicht allein in kleineren Kreisen ihres eigenen Geschlechts, sondern vor großen Männerversammlungen Ansprachen halten. Viele von ihnen wirken unzweifelhaft in großem Segen, so unterdrückt man manches tadelsüchtige Wort, wenn auch ernste Bedenken in Betreff derartiger Vorgänge sich nicht so leicht unterdrücken lassen.

Auch das Gebiet der Sonntagslektüre ist ein ausgedehntes. Jedes Kindesalter hat seine Sonntags- oder sonstigen religiösen Blätter — meist mit hübschen Illustrationen — welche einen Ersatz bilden für die Spielsachen und sonstigen Zeitvertreibe, welche in allen streng christlichen Häusern am Sonnabend Abend weggeräumt werden, um erst am Montag wieder zu erscheinen. Auch jede weitere Altersstufe ist mit Zeitschriften und Büchern wohlbedacht.

Der Sonntag Abend findet meist seinen Abschluß am flackernden Kaminfeuer, die Eltern von den Kindern umgeben, die ihre Bibelabschnitte und Liederverse hersagen, oder in vertrautem Kreise gleichgesinnter Freunde zu gegenseitiger Erbauung und Förderung um das Wort Gottes sich sammelnd. „Es ist des Predigens, Lesens und Betens zu viel," denkt man da vielleicht, und das behaupten die Vertreter der liberalen kirchlichen Richtung, die auch im bibelgläubigen Schottland sich Bahn zu brechen sucht, und das Oeffnen der Galerien und Museen, das Abhalten wissenschaftlicher und anderer Vorträge am Sonntage befürwortet. Bis jetzt ist es ihnen nicht gelungen mit ihren Ansichten durchzudringen und wem es um das wahre Wohl Schottlands zu thun ist, der muß wünschen, daß es nicht geschehe. Die Kraft eines Volkes zeigt sich im Ruhen wie in der Arbeit, sein Heil liegt in dem Schöpfen aus dem ihm gewiesenen „Bach am Wege", nicht in dem Aushauen selbstgegrabener Brunnen. Oft gehört ist die Einwendung, daß die Heilighaltung des Sabbathtages eine alttestamentliche Vorschrift sei und in das jüdische System gehöre, dem mag also sein, doch wohl dem Volke, das, wenn auch der siebente Tag ihm nicht mehr gesetzlich abverlangt wird, freiwillig den ersten zu seinem Dank- und Ruhetag bestimmt.

Philipp Melanchthon.

Geb. 1497, gest. 1560.

Von J. W. K.

I.

Der treue Freund und Gehilfe Luther's in dem großen Werk der Reformation wurde in Bretten geboren, einem Städtchen in der Unterpfalz. Hier wohnte in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein wackerer Amtmann, Namens Reuter, dessen Tochter Barbara an einen eben so braven Mann, den Waffenschmied und Stückgießer Georg Schwarzerd, verheirathet war. Beide Familien lebten in herzlicher Freundschaft mit einander und besonders herrschte unter den jungen Eheleuten diejenige liebevolle Eintracht, welche nie verfehlt die Kinder, die aus solcher Ehe hervorgehen, zu liebenswürdigen und glücklichen Menschen zu machen. Beide waren von sanftem Charakter, sehr arbeitsam und haushälterisch und nach dem Geist der Zeit sehr religiös. Selbst des Nachts stand der fromme Schwarzerd aus dem Bette auf, um knieend ein Gebet zu verrichten.

Von fünf Kindern war Philipp das älteste; dieser Knabe zeigte schon früh die größten Anlagen, ein hellsehender, vielwirkender Mann zu

werden. Froher Sinn, ruhige Besonnenheit, liebenswürdige Bescheidenheit, verbunden mit äußerer Anmuth in Gang und Stimme, machten ihn in jeder Gesellschaft beliebt. Er war noch nicht elf Jahre alt, als er schon seinen Vater durch einen frühen Tod verlor. Noch auf dem Sterbebette ermahnte ihn der brave Mann, sein Leben lang Gott vor Augen zu haben, denn es seien schreckliche Veränderungen in der Welt und böse Zeiten zu fürchten. „Ich habe" — das waren seine letzten Worte — „viele und große Dinge in der Welt erlebt, aber noch größere stehen bevor. Gott mag dich leiten und regieren."

Nach seinem Tode nahm sich der Großvater Reuter der verwaiseten Kinder redlich an. Philipp erhielt einen Hofmeister, Johann Unger, der sich mit ganzer Seele seiner Erziehung hingab und sich bemühte, eine recht große Menge von Begriffen in seinem Kopfe zu entwickeln. Doch auch der Großvater starb bald. Unger verließ die Familie und der junge Philipp ward nun nach Pforzheim in die öffentliche Schule geschickt. Der Rektor dieser Anstalt war ein besonderer Freund der griechischen Sprache und da diese in der Schule nicht eigentlich gelehrt ward, so versprach er denjenigen Schülern, die im Lateinischen recht fleißig sein würden, darin besonderen Unterricht zu ertheilen. Philipp gehörte mit zu den Auserwählten und ward bald des Rektors Liebling. Als nun um diese Zeit Johann Reuchlin, ein berühmter Humanist (ein durch griechische und römische Wissenschaft und Kunst Gebildeter), durch Pforzheim kam und vom Fleiße des Knaben, dem er verwandt war, hörte, so war er darüber erfreut, daß er ihm nicht nur mehrere Bücher schenkte, sondern ihm auch einen griechischen Namen aufdrang, der eine wörtliche Uebersetzung des Wortes Schwarzerd war — Melanchthon; nach einer damals unter den Gelehrten sehr gewöhnlichen Sitte.

Melanchthon's frühe Reife machte ihn schon im 14. Jahre zur Universität geschickt. Er ging (1510) nach Heidelberg und von dort (1512) nach Tübingen. Auf dieser letzteren Universität kam ihm zuerst eine Bibel zu Gesicht, die ihn zur nähern Erforschung der Lehre Jesu Christi und seiner Apostel reizte. Von jetzt an war sein Beruf zur Theologie entschieden. Er verwarf, wie Luther, sogleich die trockenen, verworrenen Lehrsätze der Scholastiker und überließ sich einzig dem Studium der Bibel, von welcher er sich, sobald es ihm möglich war, ein Exemplar zu eigen machte.

Sechs Jahre hatte er in Tübingen gelebt, als sein Oheim Reuchlin vom Kurfürst von Sachsen den Auftrag erhielt, ihm einen tüchtigen Philologen (Kenner der alten Sprachen) für seine Universität Wittenberg vorzuschlagen. Reuchlin erinnerte sich sogleich seines fleißigen Vetters, die Sache ward schnell abgemacht und im Jahre 1518 zog der 21jährige Melanchthon als Professor in Wittenberg ein.

Ungeachtet seiner Jugend ging doch schon ein großer Ruf der Gelehrsamkeit vor ihm her; die Universität zu Leipzig veranstaltete sogar bei seiner Durchreise ein Fest zu Ehren des Gastes. Seine Vorlesungen wurden eifrig besucht, oft las er vor 2000 Zuhörern. Er besaß die Gabe des angenehmen und faßlichen Vortrages in einem hohen Grade und bei der tiefsten Einsicht die größte Bescheidenheit.

II.

Zufällig ward Luther Melanchthon's erste Bekanntschaft in Wittenberg. Sie wurden bald Freunde und blieben es bis in den Tod. Die Natur selber schien sie für einander geschaffen zu haben, denn Einer ergänzte den Andern. So wie Melanchthon mit allen seinen Kenntnissen und Einsichten keine Reformation würde zu Stande gebracht haben, so würde Luther durch seinen Ungestüm ohne des Freundes leitende Hand in tausend Verwirrungen gerathen sein; und wie Melanchthon fühlte, daß Luther's Muth und Sicherheit ihm fehlte, so ehrte Luther dagegen Melanchthon's gründliche Kenntniß und ruhigere Fassung: „Ich danke es meinem guten Philipp" — schreibt Luther einmal — „daß er uns Griechisch lehrt. Ich bin älter als er, allein das hindert mich nicht von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr denn ich, dessen ich mich gar nicht schäme."

Die gerechte Anerkennung seines Verdienstes erwiederte Melanchthon mit einer Hochachtung, die an Verehrung grenzte. Gewöhnlich nennt er Luther in seinen Schriften vorzugsweise den Doktor. Sein Betragen gegen ihn war nachgebend und vorsichtig. Er erklärt sich darüber in einem Briefe, der einige Zeit nach Luther's Tod geschrieben ist. „Luther" — sagt er darin — „war bei seinen großen Tugenden von Natur hitzig und aufbrausend. Oft mußte ich ihm eine sklavische Unterwürfigkeit beweisen, da er zuweilen mehr seinem Temperament folgte und weniger auf seine Person und das allgemeine Beste Rücksicht nahm. Er konnte es nicht gut leiden, wenn man von seiner Meinung abwich."

Wie glücklich mußte sich's also treffen, daß der Mann, welcher Luther in Ansehung des Wissens so weit übertraf, ihm in Ansehung des Muthes zum Handeln so weit nachstand. Nur daher kam es, daß ihr Ehrgeiz während einer Laufbahn von 28 Jahren nie feindselig zusammenstieß und die zum Wohle des ganzen Reformationswerkes so nöthige Harmonie nirgends störte.

Welch ein bedeutender Mann übrigens dieser Melanchthon gewesen sein muß, erhellt schon

daraus, daß selbst der strahlende Glanz eines Luther ihn nicht verdunkeln konnte. Wer beide Männer kannte, war oft zweifelhaft, wer von ihnen der größere sei; ja Viele, denen Luther's rasche Anmaßungen mißfielen, traten der guten Sache nur um Melanchthon's willen bei. Seine unermüdete Thätigkeit, die selbst des kränkelnden Körpers spottete, die Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Klarheit seiner Darstellung, die heitere Ruhe bei den Einwürfen seiner Gegner — das Alles nöthigte seinen Zuhörern Bewunderung ab. Ein Fremder, der einmal seinen Vorlesungen beigewohnt hatte, versicherte, die Apostel könnten Jesu nicht aufmerksamer zugehört haben, als die Studenten dem Melanchthon.

Eines seiner größten Verdienste war, daß er die Wissenschaften, die damals auf Schulen gelehrt wurden, in eine bequemere Form brachte, zweckmäßigere Schulbücher für dieselben schrieb und besonders für die Erlernung der alten Sprachen bessere Methoden erfand. Durch ihn wurde die griechische Sprache im nördlichen Deutschland erst bekannt. Er schrieb eine griechische Grammatik, welche 28, und eine lateinische, welche 32 Auflagen erhielt. Wir haben von ihm eine Logik, Ethik, Rhetorik, Poetik, Physik, die für ihre Zeiten vortrefflich waren.

Dadurch, daß er das Neue Testament zuerst aus dem Griechischen erklärte und wohlfeile Abdrücke der einzelnen Bücher desselben den Studirenden in die Hände gab, arbeitete er Luther ungemein in die Hand. Dieser hielt ihn auch für ein auserwähltes Rüstzeug, das ihm Gott zur Begründung seines Werkes zugesandt hätte.

III.

Melanchthon's Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe ging so weit, daß er sich nicht getraute, eine Reise zu seiner geliebten Mutter zu machen, aus Furcht, sich dadurch zu sehr zu zerstreuen. Aus demselben Grunde wollte er auch nicht heirathen und Luther mußte ihn zu beiden Dingen erst lange ermuntern. „Reise du, lieber Bruder Philipp, in Gottes Namen!" sagte er zu ihm. „Hat doch unser Herr auch nicht immer gepredigt und gelehrt, sondern ist auch oft unterwegs gewesen. Er besuchte selbst zu Zeiten seine Freunde und Verwandte. Was ich aber von dir verlange: Komm bald wieder zu uns. Ich will dich Tag und Nacht in mein Gebet einschließen und damit gehst du!" Die Reise ging glücklich von Statten. Als er sein geliebtes Bretten zum ersten Mal von fern erblickte, stürzten ihm die hellen Thränen aus den Augen; er mußte vom Pferde steigen und fiel auf die Knie nieder. „O vaterländischer Boden!" rief er aus. „Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn wieder sehen ließest!"

Seine Heirath ward am 25. November 1520 vollzogen. Seine Gattin, die Tochter eines wittenbergischen Bürgermeisters, Hieronymus Krapp, glich ihm in Sanftmuth und Nachgiebigkeit. Sie machte ihn sehr glücklich und beschenkte ihn mit zwei Söhnen und zwei Töchtern.

Schade, daß eine ausschließlich gelehrte Erziehung diesen herrlichen Mann für das öffentliche Leben durchaus verdorben hatte. Selbst zum Predigen konnte er nie bewogen werden, und wenn man ihn bei der Reformation oft wider seinen Willen zwang, öffentlich aufzutreten, so that er jeden Schritt mit Angst und Beklommenheit.

„Ach" — so schreibt er unter Anderem — „wenn man mich doch nicht aus meinem Hörsaal abriefe und mich nur zum Besten der Jugend ungestört arbeiten ließe! Das ist meine Ruhe und meine Freude. Für andere Dinge bin ich zu weich und ungeschickt."

Und in der That, als er Luther nicht mehr hatte, glich er der Rebe, die ihren Stab verloren hat. All sein Muth sank dahin und als die Drangsale des Krieges ausbrachen, waren die Thränen sein süßester Trost. „Mein Schmerz über die Kriegsunruhen verzehrt mich," schreibt er. „Oft zweifle ich, wenn ich die Elbe erblicke, ob ich ihn ausweinen könnte, wenn ich auch eben so viel Thränen weinen wollte, als die Elbe Wellen wirft." Die Lutheraner haben es ihm auch vorgeworfen, daß er, wenn es von ihm abgehangen hätte, in Gottes Namen wieder Alles zum Alten zurückgekehrt haben würde, um nur Frieden zu haben. Uebrigens wirkte er in seinem stillen Kreise unermüdet lehrend, forschend und schreibend bis an seinen Tod; noch am Tage vor seinem Tode trug er selber das Manuscript seines letzten Osterprogramms in die Druckerei.

Wie zwei in einer Nacht kurirt wurden.

Von C. St.

Unter dieser Ueberschrift las ich einmal eine kleine Geschichte und notirte mir zugleich die Hauptpunkte derselben. Da ich nun gewiß glauben darf, daß nicht allen Lesern von „Haus und Herd" die Geschichte schon bekannt ist oder in ihrer Bibliothek sich finde und das Geschichtlein eine sehr praktische Lehre enthält, so möchte ich es (obgleich etwas verkürzt) zum

Besten der lieben Leser, denen es noch neu ist, mittheilen:

Wer dem Storchenpeter in Harzburg sein Hofgut ansah, mit alle dem, was drum, dran und drin war, der mußte, wenn er addiren und multipliziren konnte, sagen: Der Mann sitzt im Vollen und ist unter Brüdern seine vierzigtausend Gulden schwer. Gehörte ihm nicht das schöne Haus, dessen Tenne so groß war, daß man mit einen Heuwagen darin umkehren konnte ohne anzustoßen, und war nicht der Rauchfang mit Schinken und Würsten so voll gespickt, wie der Hase, der am Herbstabend auf den Tisch kommt? Und lags doch drunten im Keller vom elfer bis auf den jüngsten Jahrgang; Alles in Reih und Glied und keines hohl, Alles richtig und mit Hähnen versehen? Fragt der geneigte Leser, wem die schönen Pferde gehören, an deren Knochen man seinen Hut nicht aufhängen konnte? Ei, seht ihr denn nicht, die gehören dem Storchenpeter. Kommt man in den Hof, so braucht man nicht das Tuch vor die Nase zu halten, denn es war Alles sauber in der Grube. Der Peter war ein veredelter Bauer, der seine Sache verstand. Im Hause selbst sah alles solid aus, alles nur Nöthige und in das Haus Gehörige war da; alles in Hülle und Fülle.

Und doch war's im Haus nicht ganz sauber; der Leser würde wohl keine Nacht in dem Haus geblieben sein und hätte dem Storchenpeter alles das Seine nicht haben mögen, wenn er unter solchen „Umständen" hätte leben müssen wie dieser. Wie gesagt, es war nicht ruhig im Haus, trotz den drei Kreuzen über der Stallthür.

Der Storch, der hoch auf dem Schornstein thronte, konnte nicht schuld sein, denn der war ein sehr ehrenwerther Herr, der pünktlich auf Zucht und Ordnung hielt; der immer zur rechten Zeit auf die Reise ging und zur rechten wieder kam, und mit seiner Frau Störchin nebst seinen Kindern im schönsten Frieden lebte; der konnte also nicht schuldig sein an der Unruhe im Hause. Der böse Geist mußte irgend wo anders sein.

Der Storchenpeter war seiner Zeit ein schmucker Bursche gewesen. Seine Eltern waren früh gestorben und hatten ihm, als dem einzigen Sohn, Alles hinterlassen.

Sein Taufpathe hatte ihn zu erziehen gehabt. Dieser mußte nun auch dem feinen Herrlein nachgeben; auch dessen Knechte hüteten sich wohl, es mit dem feinen Bäuerchen zu verderben, so bekam der Kleine oft recht, wo er unrecht hatte. Was Wunder, wenn er dann auch so dreieckig wurde wie sein dreieckiger Bauernhut. Er konnte kommandiren ohne General zu sein; aber er hatte nicht vorher gedient und wer nie gedient hat, kann auch nicht recht kommandiren.

Unter so manchem Anderen, wo er nicht daran dachte, war auch, daß das blonde Mägdlein mit den langen Zöpfen, das mit ihm auf der Schulbank saß und immer das wußte, was er nicht wußte, einmal seine Ehehälfte werden sollte.

Nicht weit von dem Haus seines Pathen wohnte der alte Lindenbauer mit seinen elf Kindern, von denen eines sauberer war als andere. Die Sauberkeit war natürlich das Hauptkapital, welches in der Lindenbauer'schen Familie zu sehen war. Wenn nun der alte Lindenbauer mit elf in sein Vermögen dividirte, merkte er wohl, daß nicht viel für jedes der Seinen herauskomme. Seine Mägdlein waren freilich ordentlich und fleißig, und das ist ja das beste Heirathsgut. Aber so dachten die Leute und besonders der Dorfadel nicht. Denn als von den Mägdlein die Elsbeth erwachsen war, dachte wohl mancher der reichen Burschen im Dorfe: „Das wäre so was für mich." Wenn aber die Eltern Wind davon bekamen, waren sie schnell bei der Hand den Brand zu löschen und zwar mit einem ganz besonderen Wässerlein, wozu man keine Feuerspritze brauchte: „Nimmst du des Lindenbauers Elsbeth," sagten sie, „so ist draußen vor der Thür dein, so kannst du Hunger leiden; auf den Hof kommt uns keine Kühbäuerin, Pferd und Kuh spannen schlecht zusammen." Das war die Abkühlung. Denn wenn im Dorfe ein Pferdebauer eine Kühbäuerin heirathete, so war das arg, so arg, daß es die Alten unter den Erde gebracht hätte; sie wollten ihr Geschlecht sauber halten, d. h. ohne Kühbäuerin. Und die Kur schlug immer an, denn beim nächtlichen Neumond wars dann auch mit der Liebe vorbei; um einer Kühbäuerin willen wollte doch Keiner den Hof verlassen. Die meisten sehen beim Heirathen mehr auf das, was die Leute haben, als was sie sind, — und ist das ebensowohl eine Stadt- als Landseuche.

Aber der Storchenpeter, der sein eigener Herr war, brauchte also Niemand zu fragen, dachte: „Heirathest du die Elsbeth, so hast du eine gute Ehe, denn weil sie nichts hat, wird sie fein unterthänig und gehorsam sein." Und so warb er um des Lindenbauers Tochter, und dieser hatte auch nichts dagegen, sondern gab seinen Segen, und Mancher, der sonst den Lindenbauer nur mit einem halben Auge angesehen, blinzelte ihn nun mit beiden an, und zwar nur des reichen Schwiegersohnes wegen.

Nachdem sich die Leute satt gewundert und über den Brautstand ihre Weisheit in mancherlei und auf mancherlei Weise losgelassen hatten, ward die Hochzeit gefeiert. Alle Fenster gingen auf, als das Brautpaar durch das Dorf der Kirche zuschritt. Vor dem Eingang derselben mußten sie erst noch Spießruthen laufen durch den engen Gang, den die Leute gebildet hatten, und Mancher flüsterte dem Andern noch so etwas in's Ohr.

Der Schulmeister ließ sein bestes Stück los, funkelnagelneu, von ihm selber verfaßt und in Noten gesetzt, zu Ehren des Storchenpeters, denn er dachte: „Sparst du, so spart der Storchenpeter auch und auf ein wenig mehr Wind kommts nicht an." Ueber was der Pfarrer die Hochzeitsrede hielt, weiß ich nicht. Ich weiß aber, daß die Hochzeit in aller Pracht gefeiert wurde und drei Tage dauerte. Hochzeitsreise hat der Storchenpeter keine gemacht, das war damals im Ort nicht Mode, und daß die Erde rund sei, das wußte er ohnehin von dem großen Globus des Schulmeisters.

Die Hochzeitsreise ist ja doch immer der Anfang von der großen Reise, die man zu Zweeen in der Ehe antritt. Mit dem „zu Zweeen reisen", ist's schon unter Freunden ein eigen Ding. Es kann freilich schön ausfallen, denn „getheilte Freude ist doppelte Freude und getheilter Schmerz ist blos halber Schmerz." Geht's einen steilen Weg, so hilft das Eine dem Andern; und je länger man auf der Reise ist, desto besser versteht man sich, merkt auch, was dem Andern lieb ist und desto weniger kann man einander entbehren und von einander lassen. Und so hat man sich am Ende der Reise lieber gewonnen, denn man sich am Anfang hatte, und Jedes sagt dem Andern: „Könnten wir nur noch einmal auf die Wanderschaft mit einander gehen." — Aber die Sache läuft nicht immer so glatt ab, manche Reise hat zu Zweeen schon einen sonderbaren Verlauf genommen. Viele gehen auf die Reise als Freunde und werden Feinde. — Bald will das Eine, was das Andere nicht will; ist man einmal nicht recht eines Sinnes, dann braucht es keine absonderliche Gelegenheit und der Streit ist da, — die Herrlichkeit hat ein Ende. So kann es auch gehen, wenn man „zu Zweeen" reist.

So verhält es sich auch mit der Wanderschaft der Ehe. Etliche reisen glücklich und gewinnen sich lieber und Andere werden einander leid. Die meisten haben sich den Reisegesellen nicht recht angeschaut, oder sich nur das Gesicht, oder den Geldbeutel angesehen und gemeint, das Andere werde sich schon finden, haben sich aber darin gewaltig versehen, denn Angesicht und Beutel haben noch Keinen glücklich gemacht.

So war's bei dem Storchenpeter auch. Als die ersten Wochen vorüber waren und die Elsbeth alle ihre Schätze angesehen hatte, da fing so ein sonderbares Lüftchen an zu wehen und der Storchenpeter kam ihr doch nicht so gutmüthig vor, als wie er aussah. Hätte sie nun in ihrer Hochzeitsbibel Bescheid gewußt, so würde sie darin an einem Ortlein was gefunden haben, auch vom „wunderlichen Herrn", dem man ebenfalls Gehorsam schuldig sei, denn den Gütigen und Gelinden zu folgen, das hat keine Schwierigkeit. So aber lag die Hochzeitsbibel oben auf dem Sims und schaute von da herab auf die Elsbeth, als wollte sie sagen: „Wenn du wüßtest, was ich weiß, dann wär' dir geholfen." Aber die Elsbeth ging statt zum Arzt zum Quacksalber, d. h. sie ging zu einer alten Base aus ihrer Verwandtschaft und klagte da ihre Noth. Aber bei der alten Base traf das Wörtlein ein: „Alter schützt vor Thorheit nicht." Statt als ordentliche Base der Elsbeth den Besen aus der Hand zu nehmen, den Stiel umzukehren und sie zu fegen, sagte sie: „Ei, Elsbeth, du bist jetzt nicht mehr des Lindenbauers Elsbeth, sonders des Storchenpeters eheliche Frau und mußt dir nichts gefallen lassen. Hat er seinen Kopf, so hast du deinen auch und einer ist des andern werth. Hart, wieder hart; so geht's durch. Gieb einmal Acht, ob er nicht nachgiebt, wenn du dich hinsetzst und verwechselst einmal dein Angesicht; da wird er sagen: „Elsbeth, es thut mir leid und 's war nicht so bös gemeint als es aussieht."" Das war das Pflaster, das die Base der Elsbeth rieth und sie dachte auf dem Heimweg: „Das war doch gescheut von dir, daß du zu der Base gegangen bist, die hat den Nagel auf den Kopf getroffen." Aber daß dieser Nagel ihr bis in's Herz gehen sollte, das dachte die Elsbeth nicht.

Als darum der Peter bei der nächsten Gelegenheit wieder dreieckig war, da that sie auch den Mund auf und sagte: „Das verstehe ich aber besser als du und laß mir's nicht ausreden." Der Peter war wie aus den Wolken gefallen und traute seinen Ohren nicht, die sanfte Elsbeth so reden zu hören. Und weil er nicht gleich darauf losbrach, dachte sie: „Siehst du, das hat gut gethan; die Base hat Recht."

Der Peter schwieg und ging zur Thüre hinaus. Es giebt so ein Schweigen, das schlimmer ist wie Reden und ist nicht anders, als wenn es stille wird vor dem Gewitter und die Wolken sich langsam zusammenziehen, bis es loswettert mit Blitz, Donner und Hagel.

Aber am Abend blickte er finster drein und sprach wenig, so auch die Elsbeth; und die „gute Nacht", die sie sich wünschten, war kalt wie die kälteste Januarnacht.

Das war das erste Mal. Das Dritte zu den Zweeen kam auch hinzu und so mußte sie die Hochzeitsreise allein fortsetzen, die immer schwieriger ward.

Beim ersten Mal Recht haben blieb es nicht und das zweite Mal wollte der Peter Recht haben, und weil es „hart, wieder hart" kam, wie Feuerstein und Stahl, so blieben die Funken nicht aus; das war dann ein tägliches Kriegen. Der Peter dachte, wenn er all seine Habe ansah: „Was nützt mir all das, wenn ich es mit Verdruß genießen muß." Und die Elsbeth dachte: „Was nützt mir all das Weißzeug, wenn der

Mann so trotzig ist," und weinte oft im Stillen. Gab es auch manchmal Waffenstillstand, so war in der Regel doch kriegerische Gesinnung da. Und das war der böse Geist, von dem wir schon gesagt haben, der im Hause war.

Derweilen war die Zeit verstrichen, wo die Beiden hätten klug werden können, nämlich das vierzigste Jahr. Denn wenn sie bis dahin nicht gescheut werden, bleiben sie ihr Lebtag dumm. — Die sanften Augen der Elsbeth waren fort, die rothen Wangen auch; sie sah so hager und gelb aus, wie eine Wespe und Peter nicht besser.

Da kam der Andreas; draußen tobte der Sturm. Die Beiden saßen am Ofen einander gegenüber. Es sollte Jahrmarkt sein in der Stadt und Elsbeth wollte sich einen seidenen Rock kaufen. Kaum hatte sie das gesagt, da war's gerade, wie wenn ein Funken in Pulverfaß fährt. Der Peter sprang auf und schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Und ich sag' dir noch einmal, so wahr ich Peter heiße, das läßt du bleiben. Du hast's nöthig, Staat zu machen. Wenn das deine Mutter wüßte, die thät sich im Grab umdrehen; die war froh, wenn sie für euch elf Mäuler zu essen hatte und jedem ein halb neu Kleid hat geben können."

„Was sagst du da," rief die Elsbeth; „schünist mir meine Mutter aus dem Grab vor! Dem Lindenbauer seine Kinder waren zwar arm, aber Lumpen sind sie darum nicht gewesen und du brauchst mir meine Armuth nicht vorzuwerfen. Wenn du eine Reiche hätt'st haben wollen, so hätt'st du sie nehmen können und des Lindenbauers Elsbeth hätte auch noch einen Mann bekommen und noch einen besseren, als du bist, aber so — —"; da konnte sie nicht weiter, denn der Husten nahm ihr das Wort.

„Wenn du nur ersticken thät'st mit deinem Mundstück," schrie der Peter, „dann geschähe dir und mir ein guter Tag."

Sie blieb ihm nichts schuldig, murmelte so was in ihren Husten und damit hatte das Nachtessen ein Ende. Jedes suchte die Thür und das Eine ging da, das Andere dort hinaus. Sonst hatte es auch Schläge gegeben, doch für diesmal schienen ihnen dieselben nicht genügend, sondern sie sannen auf andere Rache. Draußen heulte der Sturm und drinnen im Herzen der Beiden auch.

Von Alters her hat die Andreasnacht etwas auf sich, denn der Aberglaube sitzt den Leuten tiefer in den Knochen, als der Glaube an Gott. Etwas glauben muß der Mensch und thut es auch; wenn er dem lieben Gott und seinem Worte nicht glauben will, so muß er eben alten und thörichten Fabeln glauben.

So ging's dem Peter und seiner Elsbeth. Beide dachten an die Andreasnacht und beide wären einander gern los gewesen; jedes hätte gern gewußt, ob das Andere bald stürbe; dazu kam ihnen die Andreasnacht gerade gelegen. Denn wer sich in dieser Nacht an den Kreuzweg oder an die Kirchenthüre um Mitternacht stellt, kann die Leute in die Kirche gehen sehen, die im kommenden Jahre sterben.

Zwar graute der Elsbeth davor, nach dem Tode ihres Mannes zu forschen, aber sie war so erbittert, daß, als sie nach dem Streit auf ihre Kammer kam, sie schlechte Kleider anzog und ein großes Tuch um den Kopf schlug und wartete, bis Alles still im Hause war. Sie forschte an der Thür der Kammer ihres Mannes; und als auch da sich nichts regte, schlich sie kurz vor Mitternacht nach dem Kirchhof und auf die Kirchenthür zu. Das Herz klopfte ihr heftig, als sie durch die Gräber schritt und an ihrer Mutter Grab vorbeikam, aber nun war sie da und zurück wollte sie nicht mehr.

Als es Mitternacht schlug, schlich sie sich vor an die Kirchenthür und das Tuch auf ihrem Kopf that sie zurück, um gut sehen zu können. Da schlich plötzlich ein Mann leise von der anderen Seite her; auch er war vermummt und löste jetzt das Tuch, aber wie erschrak die Elsbeth, als sie in dem Mann ihren Peter erkannte. Ja er war es. Das w o l l t e sie ja sehen und doch war's ihr jetzt nicht einerlei. Sie raffte alle Kräfte zusammen, lief was sie laufen konnte nach Haus und legte sich zitternd und frierend in's Bett.

Dem Peter war es nicht anders zu Muth. Auch er hatte eine Weile gewartet und war dann hinangeschlichen an die Kammerthür der Frau, als er nichts sich regen hörte, war er schnell in die Stiefel gefahren, hatte sich aber bis zur Mitternacht auf dem Felde aufgehalten und sich dann langsam zur Kirche gemacht. Auch er hätte gern wissen mögen, ob er nicht seine Elsbeth sähe, aber als er sie nun sah, so geisterhaft, und daran dachte: „Sie stürbe also in diesem Jahr," da packte auch ihn das Grausen, er schlich um die Kirche herum und über die Mauer nach Haus.

Jedes von den Beiden träumte vom Andern, von Sarg und Begräbniß. Als sie des Morgens aufwachten und jedes das Andere wieder sah, waren sie doch froh, daß es nicht so schnell gegangen mit dem Sterben. Aber freilich, das Jahr war noch lang und kommen mußte es doch noch, daher dachte Eines vom Andern: „Nun, du nur noch ein Jahr." Zum ersten Mal seit langer Zeit wünschte der Storchenpeter seiner Frau einen „guten Morgen" und frug sie, wie es ihr gehe. Der Elsbeth fiel das gewaltig auf und gab ihm freundliche Antwort. Als der Peter vom Felde heim kam, dampfte auf dem Tische sein Leibessen, das sie ihm aus Trotz lange nicht mehr gemacht hatte, denn sie dachte: „Lange

thut er's doch nicht mehr, du willst ihm die paar Tage noch versüßen." Und der Peter dachte: „Es ist doch noch schön von ihr, daß sie den Streit vergessen hat und mir mein Leibessen macht. Ach, wenn sie wüßte, was ich weiß! — Vielleicht ahnt sie es doch, daß sie bald sterben muß und wird jetzt etwas weicher."

Während sie sonst beim Essen nichts sprachen oder sich zankten, waren sie diesmal ganz freundlich, so daß die Knechte am Tisch selber ganz verwundert waren, daß sie Beide so freundlich thaten.

Der Peter dachte nun: „Eine Liebe ist der andern werth." Ging zu seiner Elsbeth und sagte: „Das Wetter ist schön, ich will den Fuchs anspannen und wir wollen auf den Jahrmarkt fahren, da kaufst du dir das seidene Kleid; ich habe noch etwas Geld zurückgelegt, das geb' ich dir und so kannst du bei der Mamsell das Kleid auch gleich zuschneiden lassen, daß du es um Weihnachten hast." Aber er dachte: „Sterben muß sie doch bald, laß ihr die Freude."

Elsbeth horchte hoch auf und dachte: „So ist es doch wahr, daß der Tod einen weicher macht, sonst thät mein Mann so was nicht sagen." Aber dann sagte sie zu ihm: „Lieber Mann, ich habe mich doch besonnen heute Nacht, daß du Recht hast, denn ein seidenes Kleid paßt nicht für Unsereines." Im Grunde ihres Herzens dachte sie: „Was sollst du dir ein seidenes Kleid kaufen? Dein Mann stirbt doch bald." Der Peter wunderte sich der Antwort, denn wenn sie einmal den Kopf auf etwas gesetzt hatte, hätte ihn nur der Scharfrichter herunterbringen können.

So ging die Zeit schnell dahin. Freilich gab es noch oft Ursache, einen rothen Kopf zu bekommen und den alten Zankgeist wieder loszulassen — aber jedes dachte: „Halt, was willst du den Andern verbittern, die Zeit ist ja bald dahin."

Der Gedanke, daß ihr Mann nur noch zwei Monate zu leben habe, wurde der Elsbeth je länger, desto unerträglicher. Sie hielt es für ihre Pflicht, ihrem Mann es zu sagen, daß seine Lebenszeit jetzt kurz sei. So nahm sie sich fest vor, die Gelegenheit zu benützen, ihm Alles zu sagen von der Andreasnacht.

So trat sie eines Morgens vor ihm hin und in prophetischem Tone sagte sie: „Mann, du lebst keine zwei Wochen mehr!"

Dem Peter fuhr es eiskalt durch die Glieder. Endlich ging ihm ein Lichtstrahl durch den Kopf und er sagte: „Frau, wie kommst du nur auf solche Gedanken? Wer hat dir das gesagt?"

Sie schlug den Blick nieder und wischte sich die Thränen von den Wangen und hub an: „In derselben Nacht, als wir so Streit hatten, bin ich aus Zorn fortgelaufen und weil es Andreasnacht war —"

„Bist du an die Kirche gegangen um Mitternacht und hast mich gesehen," fiel ihr Peter in's Wort, der ihr zu Hilfe kommen wollte.

Sie nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, leibhaftig, wie du lebst und bist." Nun war's heraus; sie schaute ihn an, um zu sehen, welchen Eindruck die Worte auf ihn gemacht.

Aber der Peter schaute sie freundlich an und sagte: „Liebe Elsbeth, wir haben groß gefehlt und müssen einander viel vergeben, aber Gott muß uns noch viel mehr vergeben. Ich bin in derselben Nacht auch auf dem Kirchhof gewesen und hab sehen wollen, ob du nicht bald stirbst, Du hast mich und ich hab dich gesehen; wir waren es. Wir müssen uns schämen, alle Beide, ich am meisten, denn ich bin der Mann und hätte mehr Verstand haben sollen. Das mußt du mir vergeben."

„Ich hab dir nichts zu vergeben," sagte Elsbeth, „denn ich bin die Frau und hätte sollen schweigen, wie es sich für die Frau schickt."

Daß die Beiden solches zu einander sagten und jedes den schwersten Sack Sünden haben wollte, war auch ganz in Ordnung. Wenn es besser werden soll, muß man das Fundament in die Tiefe legen, sonst fällt eben Alles wieder zusammen.

„Wir wollen jetzt den Gaul anders aufzäumen, Elsbeth," sagte Peter, „wenn dirs recht ist, und die paar Jährlein, die wir haben, in Frieden verleben. Lang einmal die Hochzeitsbibel vom Sims und lies den Hochzeitstext, den der Herr Pfarrer hineingeschrieben hat."

Der lautete aber: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo du bleibst, da bleib ich auch. Dein Gott ist mein Gott, dein Volk ist mein Volk." — „Hätten wir den Spruch befolgt, so wär's besser gegangen," sagte die Elsbeth. „Wir sind nur einmal mit einander dahingegangen, darüber wir uns schämen müssen. Wir haben es böse machen wollen, aber Gott hat's gut gemacht. Mit der Andreasnacht ist's nichts und mit all dem Aberglauben. Aber gelt, Mann, wir sind doch kurirt worden."

Seit dem Tage ging's noch besser; der ganze Ort wunderte sich, wenn die Zwei allsonntäglich mit einander zur Kirche kamen.

Die Elsbeth bekam ihre rothen Backen wieder und der Peter machte ein so freundliches Gesicht, als wollte er sagen: „Bin ich nicht der glücklichste Mensch im Ort und habe ich nicht die beste Frau von der Welt?"

Die praktische Lehre des Geschichtleins wäre vielleicht folgende:

1) Ein Jeder besinne sich, ehe er zu Zween reist, ob der Kamerad zu ihm passe.

2) Wenn man auf der Reise ist, muß man miteinander Geduld haben und sich ineinander schicken.

3) Wer sich durch den wahren Glauben regieren läßt, braucht durch den Aberglauben nicht kurirt zu werden.

4) Den Tod allezeit vor Augen haben, heißt einen guten Lehrmeister haben; und wenn man im Leben immer so weich und friedlich gegen einander wäre, wie am Sarg, so würde es in mancher Ehe auch besser aussehen.



→ Für Euch! ←

Für Euch ward dieser Leib gebrochen,
Für Euch! — Ich bin das Opferlamm,
Für Euch vom scharfen Speer durchstochen
Am blutbefleckten Kreuzesstamm,
Daß dieser Leib zur Seelenspeise,
Zum Himmelsbrot Euch werden kann,
Zum Manna auf der Wüstenreise
Der Pilgerfahrt nach Kanaan! —
Für Euch hab ich mein Blut vergossen,
Das Opferblut von Golgatha! —
Für Eure Schuld ist's dort geflossen,
Für Euch ist nun Erlösung da,
Für Euch die Gnadenfluth gefunden,
Sie wäscht von aller Sünde rein! —
Der Quell des Heils aus meinen Wunden
Soll Euch ein Kelch des Segens sein!



Der Herr kommt, ein Bild aus der inneren Mission.

Aus dem Reich Gottes Blatt.

→ Bearbeitet von Wm. Pfäffle. ←

I.

Die Gemeinde, die der Herr besucht hat, ist eine aus drei Ortschaften bestehende Pfarrei in Pommern. Diese Leutchen sind ziemlich zähen Charakters und halten gern am Alten; manche schöne Sitte hatte sich dort aus alter Zeit erhalten, so z. B. bei Hochzeiten hält der Hochzeitbitter eine Standrede, worin er das 31. Kapitel der Sprüche Salomo's in Reimen hersagt; daneben besteht aber auch noch mancher Aberglaube in Gebräuchen aus der Heidenzeit. Ein kirchlicher Sinn jedoch hatte sich lange erhalten und zeigt sich in manchen Werken der Barmherzigkeit.

Der Feind der Seelen säete aber auch da sein Unkraut, und Unglauben und fleischlicher Sinn fingen an stark zu werden und erstickten das Gute.

Das Tischgebet verlor sich in vielen Häusern, ja die Aufklärung drohte reißend einzukehren, denn schon hörte man hie und da sagen: Der Mensch ist nach dem Tode wie ein Vieh. Die Nähe einer Stadt mit unzähligen Wirthshäusern half viel dazu und nährte die Völlerei; auch

Prozesse gab es jetzt reichlich; eine steigende Handelssucht brachte Lug und Trug und der Branntwein schien vollenden zu wollen, was die andern Uebel noch nicht zu bewirken im Stande gewesen waren.

Unter 21 Bauernhöfen waren bereits 12 von der Branntweinpest angesteckt; auch wilde Ehen und Ehebrüche waren nun nicht mehr selten. Die Kirche war durch mehrere Vacanzen und durch Krankheit des Geistlichen unwirksam, die Schule unter mehreren Lehrern in argen Verfall geführt worden. Da erbarmte sich der Herr der bereits verirrten Herde und sandte ihnen im Jahr 1835 einen treuen Knecht Gottes.

Er führte längere Zeit sein Amt mit Seufzen über die Herzenshärte der Gemeinde, deren roheste Glieder, die Säufer, ihn oftmals mit Lästernamen verfolgten. Doch erquickten ihn bald da und dort Zeichen von Aufmerksamkeit; so zeigte ihm ein Bauer das Titelblatt seiner Bibel, darauf er geschrieben hatte: Heute am 26. Juli 1835 hat unser neuer Pastor seine Antrittspredigt gehalten und ich habe heute früh Jeremia 31, 3 aufgeschlagen, wo es heißt: Ich habe dich je und je geliebet und dich zu mir gezogen aus lauter Barmherzigkeit.

Das Vertrauen der Leute wuchs nach und nach und der Geistliche konnte mit zunehmender Freudigkeit das zweischneidige Schwert des Geistes schärfer und eindringlicher in's Herz bohren. Zugleich regte sich in der Nachbarschaft bereits geistliches Leben; mancher Bauer konnte es kaum vergessen, wenn er da oder dort gefragt worden war: Hoffst du, so wie du bist, selig zu werden? Auch Missionsfeste, die in der Gegend gefeiert wurden, brachten die Leute mit andern Gläubigen in Verbindung. Endlich blies der Geist des Herrn darein, von dem es heißt: Du weißt nicht, von wannen er kommt (Joh. 3, 8).

So kam der Herr im Winter 1842 und 1843 mit einer großen Erweckung. Die Weihnachtsfeier mit den Kindern in der Schule brachte große Freude und Segen. Der neue Lehrer, ein ernster Christ, stand zwar mit noch einem Vorsteher allein da, aber nun durfte bald ihre Klage, daß sie so allein ständen, verstummen. Es sammelte sich ein kleiner Kreis von Leuten, denen ihr bisheriges werkheiliges Wesen nicht mehr genügte und die aufrichtig nach Gott fragten. Ein hochbetagter Greis hatte sich bekehrt, da ihm die Frage: „Bist du bereit zu sterben", keine Ruhe mehr ließ. Die Kirche füllte sich jetzt und im Februar 1843 wehte der Geist des Herrn in Pfingstkraft durch die Gemeinde. Viele Gemeindeglieder wurden ernstlich erweckt, erkannten ihre Sünden, bereuten ihr früheres sündhaftes Leben und erfuhren eine wunderbare Umwandlung ihres Herzens. Täglich kamen nun die Leute zu ihrem Prediger mit Fragen, Zweifel und Bekenntnissen, so daß er an manchem Tage von früh Morgens bis spät in die Nacht mit suchenden Seelen zu sprechen und zu beten hatte. Ganze Bauernhöfe wurden von dieser Bewegung ergriffen. Die Väter glaubten mit ihrem ganzen Hause. Es ging wie ein Feuer von Hof zu Hof; von 21 Bauernhöfen des Hauptortes wurden mindestens 17 dafür gewonnen.

Es wurden durch Gottes Gnade die Vorsteher der Gemeinde, die Lehrer, Gerichtsleute, selbst der Schulze, der sich zuerst im pharisäischem Hochmuth dagegen stemmte, von dem Geist des neuen Lebens ergriffen und erfüllt. Der frühere Schulze, ein arger Säufer und erbitterter Feind des Pfarrers, war abgesetzt worden; er tobte nun zwar eine Weile fort, aber als sich viele andere arme Sünder bekehrten, sagte auch er dem Trunk ab und wiewohl er mit seinem alten Menschen harte Kämpfe zu bestehen hatte, ist doch Hoffnung, daß ihn der Herr wie ein Brand aus dem Feuer gerettet hat. Ein Gerichtsmann, der früher ein sehr wüstes Leben geführt hatte, war durch den erwähnten Kirchenvorsteher, seinen Nachbar, auf andere Gedanken gekommen, hatte sich aber mehr mit dem Verstand als mit dem Herzen auf die „neue Weise" geworfen. Er las aber seitdem in seinem alten Müller'schen Predigtbuch. Da hört er, daß sich sein anderer Nachbar, ein früher sehr einfältiger Mensch von beschränkten Verstandeskräften, bekehrt habe und kräftig zeugen und beten könne. Nun ist er zwischen zwei Feuern. Er geht zum Nachbar, der früher geklagt, er könne nichts von den Predigten behalten, hört ihn aber jetzt kräftig vom Weg der Seligkeit reden, fragt: „Hast du mein Predigtbuch gelesen? Du sprichst ja akkurat so wie mein Predigtbuch." Als der Andere versichert, er kenne sein Predigtbuch nicht, geht er beschämt weg mit den Worten: „Nun muß ich auch anders werden." Er kam in große Noth und wollte sein Haus verkaufen; man befürchtete das Schlimmste. Da besuchte ihn der Küster, dann der Prediger; letzterer fand ihn schon beruhigter und hörte sein Bekenntniß. „Mein Haus ist eine Mördergrube gewesen, nun soll es ein Bethaus werden. Wenn ich sonst aufwachte, dachte ich zuerst an meine Pferde, die ich abgöttisch liebte; jetzt will ich zuerst an meinen lieben Gott denken." Die Karten, die er sehr geliebt, warf er nun in's Feuer und entsagte allen weltlichen Lüsten. Seine stolzen, gottlosen Brüder saßen nun da und staunten ihn an, wurden aber bald so ergriffen, daß auch sie demüthig und von Herzen bußfertig wurden. Dies Ereigniß machte großen Eindruck auf die Gemeinde; Viele wurden erweckt, immer häufiger kamen Suchende zusammen und der Gerichtsmann wurde wie ein Wunder Gottes betrachtet.

Die Früchte dieser Veränderung sprachen so laut, daß die feindlich Gesinnten sagten: „Es muß den Frommen etwas eingegeben sein, was diese Veränderung in ihrem Wandel hervorbringt.“ Die Säufer wurden umgewandelt zu nüchternen Menschen, welche den Branntwein flohen; die Holzdiebe stahlen nicht mehr; Leute, die früher mit Segenssprüchen und Zauberei sich abgaben, erklärten, sie könnten nun den Namen Gottes nicht mehr so schändlich mißbrauchen.

Für die Wirthshäuser war kein Musikant mehr aufzutreiben. Die Puppenspieler fanden keine Zuschauer mehr.

Als ein Haus aufgerichtet werden sollte, fragten sie um Rath, was sie machen sollten, da sie beim Kranzaufsetzen keine Narretheidinge mehr dulden könnten. Der Prediger, als treuer Knecht Gottes, rieth ihnen, Loblieder zu singen und 1 Pet. 2 zu lesen: „Und auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause,“ was sie nun auch thaten.

Ein ganz armer Mann, der seinen Unterhalt fast allein von Holzdiebstahl gehabt, indem er aus dem königlichen Forst Birkenreiser zu seinen Besen stahl, kam eines Sonntags weinend zum Prediger und fragte: „Ob ihm wohl diese schweren Sünden auch noch vergeben werden könnten?“ Er war auch aus freiem Antrieb zum Oberförster gegangen und hatte ihm von selbst seine ganze Schuld eingestanden. Dieser Mann versprach ihm, von nun an so viel Holz zu schenken, als er zum Besenbinden brauche, und der bekehrte Holzdieb pries nun Gott, daß er nun doch nicht mehr Hunger zu leiden hatte. Manche Bauern baten den Oberförster, ihnen doch Deckelstöcke (zum Decken der Häuser) zu verkaufen, weil sie diese nicht mehr stehlen wollten.

Ein armer, aber in Gott reicher Hirt mußte täglich die Kühe hüten und konnte darum auch Sonntags nicht in die Kirche kommen, weil keiner ihn ablösen wollte. Seine Liebe zum Gotteshaus war aber so groß, daß sie ihn am frühen Morgen, ehe er die Kühe austrieb, in die leere Kirche drängte, um da sein stilles Gebet zu thun und das liebe Gotteshaus wenigstens anzusehen. Dann ging er weinend in’s Feld hinaus und feierte da seinen Sonntag.

Als er so eines Tages da in der Haide saß, kommt der Förster und redet ihn an: „Hör mal, bei euch werden die Leute ja wohl jetzt alle fromm?“ “Nein, alle werden es wohl nicht.“ „Nun, ich habe nichts dagegen, so werden sie mir kein Holz mehr stehlen. Aber sag’, ihr redet da immer vom Glauben, was ist denn der Glaube eigentlich?“

„Das will ich Ihnen wohl sagen. Sie haben da ein Gewehr auf der Schulter; wenn Sie nun zu mir sagten: Entweder du wirst wieder wie du warst oder ich schieße dich todt! Da würde ich antworten: Nur her mit der Kugel, denn ich will lieber sterben, als wieder werden wie ich vorher war! Sehen Sie, das ist der Glaube.“

Bald konnte der Pfarrer schreiben: „Heute fand bei meinem Nachbar die erste christliche Hochzeitsfeier statt, wo kein Branntwein auf den Tisch kam, keine Tanzmusik war, die Knechte und Mägde fröhlich im Herrn ihre Zionslieder sangen, der Bräutigam selbst das Tischgebet aus dem Herzen sprach und für die Missionssache 7 Gulden gesammelt wurden. Bei einer andern Hochzeit sang das junge Volk abwechselnd mit den Alten geistliche Lieder und zum Schluß wurde wieder für die Missionssache gesammelt. Ueberhaupt nahm die Theilnahme an der Bibelverbreitung und Mission außerordentlich zu.

Auch solche Säufer, die sich nicht wirklich zu Gott bekehrten, wurden doch so von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, daß sie sich des Branntweins zu enthalten im Stande waren und ein ehrbares Leben anfingen, so daß jetzt nur noch drei bis vier Säufer in der Gemeinde waren. So ist beinahe die ganze Gemeinde ein Mäßigkeitsverein geworden. Dadurch ist Friede in die Häuser eingekehrt und Zorn und Zank hat aufgehört.

Besonders merkwürdig ist die Umwandlung in einem der beiden Wirthshäuser im Dorf. Hier war sonntäglich Tanz, Puppen- und Kartenspiel und lüderliches Leben der Trunkenbolde. Der Wirth selbst war ein Säufer, von dem sein Weib viel zu leiden hatte. Da hört sie die lieblichen Gesänge der Gläubigen aus der nahen Wohnung des Küsters; sie sucht bei diesem Trost, aber ihr Mann verbietet ihr dies, doch erlaubt er ihr zum Prediger zu gehen. Hier findet sie nach vielen Thränen und Kämpfen Frieden. Aber das Hauskreuz nimmt so zu, daß sie mit dem Gedanken umgeht, sich scheiden zu lassen, der Prediger räth ihr jedoch, lieber für ihren Mann zu beten. Und das half.

Eines Abends kam sie mit demselben, ihrem Nicodemus, wie sie ihn nannte, in das Predigerhaus und von da an kamen sie öfter zusammen hin. Zuerst konnte es der Mann durchaus nicht vertragen, wenn ihm seine Sünden vorgehalten wurden und ging weg; doch kam er immer wieder. Einmal sagte er: „Ich möchte wohl frömmer sein und besser beten können, als alle mit einander im Dorfe, ich kann aber nicht.“ So hielt er sich durch unlauteren Stolz selbst auf. Fleißig kam er indeß zur Kirche und wurde oft kräftig angefaßt. Endlich 4 Wochen vor Ostern kommt es mit ihm zur Entscheidung; er bittet seine Frau, doch auch einmal die Frommen einzuladen. Außer sich vor Freuden, sagt es die Frau den Gläubigen; sie kommen. Bald erklingt das Wirthshaus, was seit Menschengedenken unerhört war, von geistlichen Liedern und gottseligen



Die Epheser verbrennen ihre Zauberbücher. (Siehe Lektion für den 13. April.)

Gesprächen. Der Wirth bricht in Thränen aus, fällt auf seine Kniee und betet; jetzt fragt er, ob ihn wohl Gott auch noch zu Gnaden annehmen würde. Von Stund an entsagt er völlig dem Trunk; bei dem bald einfallenden Viehmarkt läßt er sich nicht zu einem Tropfen Branntwein mehr verleiten; fühlt sich nun sehr glücklich, besucht regelmäßig das Gotteshaus, lebt in Liebe und Eintracht mit seiner Frau und liebt Diejenigen mit großer Innigkeit, die er früher haßte und verspottete. Das Wirthshaus ist nun wie umgewandelt; die Gottlosen fliehen es, denn statt Fluchen und wilden Lärms ertönt Gebet und Lobgesang darin. Am ersten Osterfeste besuchte der Prediger dasselbe mit seiner Frau und es war nur ein Gast darin, der beklagte sich, daß er keinen Kameraden mehr zum Kartenspiel finden könne. Als der Prediger diesem seine Sünden vorhielt, denn er hatte im Ehebruch gelebt, gestand er zu, daß er ein verdorbener Mensch, ja schlechter wie die Juden sei, die doch noch äußerlich Gottes Gebot halten, er aber habe sie alle übertreten.

Indeß war dies keine Buße, denn er rühmte sich, wie viel Branntwein er schon getrunken und er hätte ihm nicht geschadet — der blinde Mann sah seinen Schaden an Verstand, Ehre, Vermögen nicht einmal, geschweige denn an seiner Seele. Als hierauf ein bekehrter vormaliger Säufer hereintrat und erklärte, er trinke keinen Branntwein mehr, darauf noch ein zweiter, der dasselbe zum Zeugniß über den Unverbesserlichen aussprach, da schüttelte er den Kopf, sagte, er könne den Branntwein nicht lassen und räumte, ohne einen Tropfen bekommen zu haben, endlich die Stube. Ein anderer Trunkenbold hatte, durch unermüdliche Bitten und Fürbitten seines Sohnes, eines Knaben von 14 Jahren, überwunden, dem Trunk abgesagt, am Weihnachtsfeste die zwei Maaß Branntwein, die er sich angeschafft hatte, aus dem Haus gethan und seitdem keinen Tropfen mehr angerührt.

Bei einer späteren Versammlung in diesem Wirthshaus war ein Knecht, beim Gesang: „Mir nach, spricht Christus, unser Held!" bis zu Thränen gerührt, weil er nun an demselben Tisch, wo er früher geflucht, gespottet, getrunken und gekartet hatte, geistliche Lieder singen und Gott loben dürfe. Als der Prediger später die Wirthin fragte, ob sie irdischen Verlust davon hätten, daß sie keinen Besuch mehr wie früher haben, antwortete sie: „Aufrichtig, nein! Herr Prediger, denn mein Mann vertrank früher gerade so viel, als wir sonst am Schnapsschenken verdienten, nicht gerechnet, was er sonst in der Wirthschaft versäumte."

Trotzig rotteten nun im andern Wirthshaus die Gottlosen sich zusammen; allein es wurde viel für sie gebetet. Das Gebet muß gewirkt haben, denn am nächsten Weihnachtsfest wollte auch da die Wirthin keine Musik mehr im Hause leiden.

Lieblicher noch und herrlicher ist das neu erwachte Leben unter der erwachsenen Jugend des Dorfes. Während oft die Jugend, besonders die jungen Bursche, sich in Fleischesfreiheiten verderbten, wodurch die Seele kalt und sicher, frech und stolz wird, ging hier das Wort des Propheten in Erfüllung, daß der Geist Gottes auch über Knechte und Mägde ausgegossen werden solle, und mehr als einmal schon ist es geschehen, daß die Herzen der Väter bekehrt worden sind zu den Kindern. Außer dem gründlichen Religionsunterricht, waren die Gesänge der Schuljugend das erweckendste Mittel dazu. Besonders seit Weihnachten 1842 war dies zu bemerken. Die Schuljugend hatte die Schule mit Kränzen von Tannenreisig geschmückt, zu beiden Seiten der Schule brannten Kronleuchter, in der Mitte der Weihnachtsbaum. An der Wand waren die großen Bilder, welche die Kaiserswerther Anstalt herausgegeben hatte, angebracht, in der Mitte die Geburt Christi, dies machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Ein Mann bekannte: Beim Anblick des verlorenen Sohnes sei ihm das Herz gebrochen; „ach," sagte er, „der Vater rückte es ihm nicht einmal vor!" Man sang mehrere Lieder und an diesem Abend drang die Botschaft, daß Gott die Welt also geliebet hat, in viele Herzen und Häuser und wirkte Wunder, so daß besonders mehrere ganz für verloren gehaltene Sünder Glauben fassen lernten, es gehe auch sie an und umkehrten und dem Herrn die Ehre gaben.

Eine Ansprache an junge Damen.

Bearbeitet nach einem Vortrage des Evangelisten Graves von Fr. Kopp.

In dem Evangelium Lukas, Kapitel 10, 42, findet ihr die folgenden Worte, die der Leitfaden unserer Ansprache sein sollen: „Eins aber ist Noth. Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden."

Diese Worte richtete Jesus zünächst an zwei

junge Damen. Sie mögen zwar auch eine gesegnete Anwendung auf andere Personen finden und oft schon gefunden haben, aber direkt galten sie den beiden Schwestern des Lazarus.

Noch ein Wort möchte ich voraussenden. Die Worte Jesu haben größeres Gewicht, als die Worte aller andern Menschen zusammen; sie wiegen schwerer als die Worte eurer Prediger, Lehrer und Freunde. Es hat noch nie ein Mensch geredet wie er. Und während ich versuche, in dieser Stunde eine Ansprache an junge Damen zu halten, so möchte ich bitten, den angeführten Worten des Herrn Jesu die größte Aufmerksamkeit zu schenken.

Auch wünschte ich hier noch jeder jungen Dame zu sagen: Wenn deine Eltern eine That oder den Ausspruch eines Wortes von dir verlangen, die nicht im Einklang sind mit der Gesinnung und den Worten Christi, so schenke ihrem Verlangen keine Beachtung. Wenn sie dir eine Lehre beibringen, oder deinem Herzen etwas einprägen wollen, das den Lehren des Herrn Jesu zuwider ist, so weise es zurück. Wenn sie dir anrathen sollten, einen Weg des Vergnügens oder der Sünde zu gehen, wodurch deine Seele schaden leiden und dein Gewissen verletzt werden könnte, so folge ihnen keinen Schritt. Ihr mögt mich fragen: „Sagt denn nicht der Herr in seinem Worte: 'Ihr Kinder, gehorchet euren Eltern!'" Gewiß! Aber führet auch den andern Theil des Textes an, der dazu gehört: „Ihr Kinder, gehorchet euren Eltern in dem Herrn; denn das ist billig." Also „in dem Herrn!" Somit darf Niemand irgend etwas von euch verlangen, das eurem zeitlichen oder ewigen Wohl entgegen ist. Wir fragen nun: Was lehrt uns unser Text? Antwort: Daß Ein Ding Noth ist für junge Damen, nothwendiger als alles Andere.

Während ich diese Bemerkungen mache, bin ich mir wohl bewußt, daß die Zeit, in der wir leben, ganz eigenthümliche Anforderungen an junge Damen stellt. Sie sollen in der Literatur und Musik gehörig ausgebildet, dazu schön gekleidet und in den Regeln der Etiquette wohl bewandert sein; damit sie sich in der vornehmen Welt in „a finished education" (vollendeter Erziehung) zeigen können; oder mit anderen Worten: Sie sollen körperlich und geistig befähigt sein, sich in der sogenannten „guten Gesellschaft" zu bewegen. Ein größerer Irrthum wurde aber nie begangen als der, die Idee in ein Gehirn zu pflanzen, daß diese Erziehung Alles sei, was eine junge Dame nöthig habe. Welch trauriges Bild! Zeige mir eine junge Dame, die nichts hat, als diese Scheinbildung, um vor der Welt zu glänzen, und ich zeige dir ein Mädchen, das arm und elend ist in Zeit und Ewigkeit. Gleich einem Schmetterling flattert sie in der Welt umher, aber in wenigen Jahren sind all ihre Freuden verwelkt und ihre Hoffnungen verblüht. Ich möchte kein Wort gegen literarische Bildung und musikalische Cultur sagen, ebensowenig gegen guten Anstand und feines Benehmen, gegen zierliche Kleidung und graciöses Erscheinen in der Gesellschaft, so lange es sich mit der Wahrheit und gesundem Verstande verträgt. Aber wenn eine junge Dame zu der Idee gekommen ist, sie habe in dem, was Menschen geben und lehren können, eine vollkommene Erziehung empfangen, und daß dieses Alles sei, was sie nothwendig habe, dann fehlt ihr noch sehr viel von der richtigen Ansicht dessen, was ihr wirklich Noth ist.

Ich rathe jeder jungen Dame: Eigne dir die bestmöglichen Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen der Literatur an und hast du musikalische Anlagen, so bilde sie aus; auch solltest du die Regeln der Höflichkeit und guten Sitte wissen, damit dein Benehmen dem Anstand gemäß und dein Erscheinen in der Gesellschaft reizend und lieblich sei; auch sei es ferne von mir, nur ein Wort zu Gunsten der Gleichgiltigkeit in Bezug auf deine Kleidung und deinen Körper zu sagen. Doch laß mich dich auf einen Punkt aufmerksam machen: Einer der größten Fehler unserer Zeit und unserer Nation ist die Extravaganz in Kleidung und Lebensweise. Oft sehe ich eine Mutter mit einem schönen Mädchen von 4 bis 7 Jahren, an dem die heiligen Engel ihre Lust und Freude haben könnten, aber die Mutter hängt dem Kinde die feinsten Bänder und kostbarsten Kleider an, was große Verschwendung und Hoffart kund thut. Dieses ist höchst gottlos und thöricht. Ihr mögt sagen: „Wenn sie es vermag, dann laßt sie es thun." „Nein!" sage ich, „und wenn sie über Millionen zu verfügen hätte." Die Mutter pflegt und nährt den Geschmack für's künftige Leben. Wer kann wissen, wenn das Mädchen 18 bis 20 Jahre alt sein wird, ob nicht ein guter aber armer junger Mann ihr die Hand anbietet zum Heirathen? Er will sich nicht von seinen Eltern unterstützen lassen, nimmt das Mädchen und führt sie in eine anständige Heimath. Aber ihr Geschmack ist verdorben, ihre Ansprüche überspannt und ihre Lebensweise im höchsten Grade extravagant. Sie muß entweder Befriedigung ihrer Wünsche haben, oder sie leidet in ihrem Gemüthe, weil ihr Geschmack nicht befriedigt ist. Und es mag leicht sein, daß, während ihr Gatte an seinem Pulte sitzt und sich bemüht, die Rechnungen zu bezahlen, um sich vor dem Bankerott zu schützen, die junge Frau zu Hause darüber nachsinnt, wie sie das nächste Kleid bekommen kann, welches 150 oder 200 Dollars kostet, blos weil ihr Geschmack in ihrer Kindheit durch eine eitle Mutter so schändlich verdorben wurde.

Derartige Scenen des Elends und Jammers giebt es heut zu Tage viele in unserem Lande. Man trifft sogar Mütter und zwar solche, die zu der christlichen Kirche gehören, die ihre Töchter in die Tanzschulen senden. In meiner Arbeit, Seelen für Jesum zu gewinnen, fand ich solche von 10 bis 12 Jahren, die von ihren Eltern zur Tanzschule gesandt wurden. Sonst recht begabte und interessante Kinder. Sie wissen auch, daß sie nicht dorthin gesandt sind, um für ein heiliges Leben vorbereitet zu werden, sondern zu keinem andern Zweck, als vor der Welt in der Gesellschaft glänzen zu können. Auch entdecken sie bald, daß in dem Tanzen eine sinnliche Freude ist, daß die Musik und die jugendliche Gesellschaft ein Vergnügen bietet, das einen außerordentlichen Reiz hat. Wird ein solches Mädchen empfänglich sein für religiöse Eindrücke? Wird es bereit sein, dem Heiland das Herz zu geben, während dasselbe zum Tanz hingezogen wird und der lustigen Gesellschaft? Nein, ihr Geschmack ist verdorben, ihr Geist zerstreut und ihr Herz bezaubert von der Lust der Welt. Es findet sich da kein Raum für Jesus. O ihr Mütter, ihr begeht eine große Sünde, wenn ihr eure Töchter zur Tanzschule sendet. Es giebt einen besseren Weg, sie zu interessanten und nützlichen Damen zu erziehen *).

Und was ist das Eine, das Noth ist? Alle Schrifterklärer stimmen darin überein, daß es nichts anderes ist, als die Religion Jesu Christi, das Heil unserer Seele, oder wie es Jesus selber nennt — das ewige Leben.

Was enthält aber unser Text weiter? Daß dieses Eine von Maria gesucht und gefunden wurde. Dank sei Gott, daß die Erlangung des guten Theils nicht zweifelhaft ist. Auch hier gilt: „Wer sucht, der findet."

Weiter lehrt uns der Text, daß, wer dieses gute Theil erlangen will, der muß es wählen. „Maria hat das gute Theil erwählet." Eines der wichtigsten und herrlichsten Vorrechte, die Gott den Menschen gab, ist die Macht der freien Wahl. Mit Allem, was ich von Liebe und Hochachtung gegen das souveraine, moralische Regiment Gottes in meinem Herzen trage, kann ich keine Sympathie mit einer Lehre der Erwählung haben, die die Freiheit der Wahl des Menschen leugnet.

Kürzlich sagte eine Frau zu mir: „Gott hat dieses Alles zu controlliren, wir können nichts thun als warten." Ebensowohl könnte man mir sagen, ich habe diese Nacht hier zu sitzen, bis Jemand kommt und mich heimträgt. Aber ich habe die Kraft zu wählen, ich kann heim gehen und mich zur Ruhe legen. Der Mensch ist seiner moralischen Natur nach so beschaffen, daß, wenn er selig werden soll, wird er es durch eigene Wahl. Dennoch bleibt es dabei, daß Jesus der Autor und die einzige Ursache unserer Seligkeit ist. Der Mensch aber kann diese Seligkeit entweder im Glauben annehmen, oder im Unglauben von sich stoßen. So machet denn die weise Wahl mit Maria! O, daß doch jede junge Dame, die heute hier gegenwärtig ist, während Jesus vor ihrem Herzen steht und anklopft, sagen möchte: „Komm herein, du Gesegneter des Herrn, warum stehst du draußen."

Dieses gute Theil ist auch ein bleibendes Theil. Merket auf die Sprache des Textes: „Maria hat das gute Theil erwählet. Das soll nicht von ihr genommen werden." Ich freue mich, meine Freunde, daß ich ein Evangelium verkündigen darf, dessen Fundament nicht auf Sand steht. Darum ist mir auch jenes alte Lied so köstlich:

„Ich habe nun den Grund gefunden,
Der meinen Anker ewig hält;
Wo anders als in Jesu Wunden?
Da lag er vor der Zeit der Welt:
Der Grund, der unbeweglich steht,
Wenn Erd' und Himmel untergeht."

Dieses Theil soll nicht von Maria genommen werden. Mein Auftrag ist, euch einzuladen, dieses gute Theil, das euch Niemand rauben kann, zu wählen. Diesen Schatz soll ich euch anbieten, den euch die Diebe nicht stehlen und die Welt nicht nehmen kann. Darum singt Dr. Luther so getrost: „Das Reich muß uns doch bleiben."

Betrachte ich die Sache von dieser Seite, so freue ich mich herzlich über die Sicherheit des Evangeliums und rühme mich der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit. Und ebenso wenig Furcht habe ich, diese Hoffnung zu verlieren, als ich habe, daß ich in der nächsten Minute keine Luft mehr habe einzuathmen.

Diesen Gedanken möchte ich mit einer Begebenheit aus dem Revolutionskrieg illustriren. General Washington kam eines Tages mit seiner Armee herauf an den Brandywine, in der Nähe von Philadelphia, und ging über die Brücke desselben. Etliche Soldaten traten zu ihm und sagten: „General, was sollen wir mit der Brücke machen, sie niederbrennen oder sie stehen lassen, daß, im Fall uns der Feind zurückwirft, wir uns leicht zurückziehen könnten?" Washington dachte einen Augenblick nach, erhob die Hand und rief, in der Majestät seines mächtigen Commandos: „Verbrennt die Brücke!" „Sieg oder Tod," war sein Gedanke. So kann der Christ durch diese Welt gehen, getrost alle Brücken hinter sich niederbrennend, in keiner Gefahr zurückweichen zu müssen, oder vom Feind besiegt zu werden.

*) Wir wissen, daß es unter unseren deutschen Leserinnen kaum eine solche Mutter giebt. Aber Warnung kann nicht schaden. Editor.

Und nun, ihr jungen Damen, will ich noch auf etliche Gedanken aufmerksam machen. Maria erwählte das gute Theil. Welches Theil? Das Theil der Demuth und der Jüngerschaft des Herrn Jesu. Es wird von ihr erzählt: Sie setzte sich zu Jesu Füßen und hörete seiner Rede zu:

„Ihr Herz, das entbrannte nur einzig zu hören,
Wie Jesus, ihr Heiland, sie wollte belehren.
Ihr Alles war gänzlich in Jesum versenkt:
So wurde ihr Alles in Einem geschenkt.

Ihr Sitzen zu Jesu Füßen war ein Zeichen der Demuth und Lernbegierde. Sie war eine treue Schülerin dessen, der sprach: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig." Das war eine weise Wahl, die sie nie zu bereuen hatte. Die Weltdamen finden Freunde und Verehrer, welche in den sonnigen Tagen, so lange ihnen das Glück lacht und die Wangen blühen, um sie herumschwärmen; aber in den trüben Tagen heißt es von ihnen: „Freunde in der Noth gehen siebenzig auf ein Loth."

Ganz anders ist es, wenn man sich Jesum zum Freunde erwählt. Denn er ist der beste Freund, treu bis zum Tod, der die Seinen nie verläßt. Auch ist er mächtig, ihnen zu helfen in allen Lagen.

Zeiget mir eine junge Dame, welche die Stellung einer Maria einnimmt, zu Jesu Füßen sitzt und seinen Worten lauscht; so will ich euch eine solche zeigen, die moralischen Einfluß auf ihre Umgebung ausübt und eine Macht ist in der menschlichen Gesellschaft.

Aber blickt gegenwärtig in die Welt hinein. Wie wenige junge Damen finden sich, die ein Verlangen haben, sich nützlich zu machen und ihrer Bestimmung nachzukommen, nämlich: Gott zu verherrlichen und ihren Mitmenschen zu nützen. Viele sind willig, irgend etwas zu unternehmen, nur keine Arbeit zu thun, die Kraft und Anstrengung erfordert. Sie scheinen es für eine ausgemachte Sache zu halten, daß sie Gott in diese Welt gesetzt habe, um, gleich der Wachsfigur in dem Schaufenster eines Putzladens, beständig angegafft zu werden. Andere scheinen zu glauben, sie seien nur dazu bestimmt, in großen Gesellschaften als Schönheiten zu glänzen und auf den Straßen Promenade zu machen. (Zum Glück ist es bei den Töchtern ächt deutscher Familien noch nicht so weit gekommen.)

Wir wollen diesen Punkt durch zwei Beispiele illustriren: Dort ist eine junge Dame von etwa 22 Jahren. Ein schönes, reizendes Geschöpf mit warmem Herzen, lebhafter Phantasie und freudestrahlendem Antlitz; aber die Richtung ihres Herzens ist gänzlich verkehrt durch die falschen Ansichten, die sie vom Leben hat. Sie befindet sich eben auf dem Wege zum Theater, wo sie ein großes Vergnügen erwartet. Dort verweilt sie fast bis Mitternacht. Endlich kehrt sie heim in der größten Aufregung. Den andern Morgen erscheint sie nicht zum Frühstück, denn sie hat kein Verlangen nach einer Mahlzeit; da sie in den letzten 6—8 Stunden sich in einem träumerischen Schlaf befand, der sie nicht erquickte. Ihr Gehirn ist verwirrt und im höchsten Grade erhitzt und aufgeregt durch die romantischen Vorstellungen der Kunst, die den vorigen Abend an ihrem Geiste vorübergeführt wurden. Etwa um 10 Uhr kommt sie herunter, hat aber noch kein Verlangen nach Speise. Sie weiß kaum, was sie mit sich selbst anfangen soll. Endlich greift sie nach einer Novelle und sucht eine aufregende Liebesgeschichte, die für ihr erhitztes und zerstreutes Gemüth paßt. In einer trägen, halb schlafenden Weise liest sie bis Mittag. Endlich setzt sie sich mit der Familie an den Tisch, ißt aber nur wenig, denn es fehlt ihr der Appetit, da sich alle körperlichen Funktionen in der äußersten Erschlaffung befinden. Verstimmt und mißmuthig verläßt sie die Tafel und trotz ihrer herrlichen körperlichen und geistigen Anlagen ist sie ein unglückliches, bedauernswürdiges Geschöpf. Nach dem Essen begiebt sie sich in ihr Zimmer sich aufzuputzen. Das Nächste, was man von ihr sieht, ist, daß sie geschminkt die Straße hinab, an den Kaufläden vorbei geht, um zu sehen, welcher junge Mann sie das nächste Mal mitnehmen wird zum Theater oder Ball. Wird eine solche Welt- und Modedame je eine gute Gattin werden, die ihre Familie glücklich macht?

Dort ist eine andere junge Dame im nämlichen Alter; ein ausgezeichnetes Mädchen, anziehend in ihrem ganzen Wesen. Sie ist nicht extravagant gekleidet, aber nett und gut genug für irgend Jemand. Ihre Erscheinung zieht dich an und kannst es nicht helfen. Sie hält etwas in ihrer Hand und greift nach andern Kleinigkeiten und geht damit die Straße hinunter. Jedermann bewundert sie und weidet sich an ihrem Anblick. Sie aber bekümmert sich wenig darum, ob man sie beachtet oder nicht, da sie sich mit einer wichtigen Angelegenheit beschäftigt. Wir folgen ihr mit Spannung. Sie tritt in ein kleines Haus und dort angekommen, nähert sie sich einem Bette, auf welchem eine kranke Frau liegt. Sie legt ihre zarte, weiße Hand sanft auf die blasse Stirne und aus mitleidsvollem, liebendem Herzen fließen die Worte: „Ich dachte, ich wollte diesen Morgen hereinkommen und Sie besuchen." Darauf folgt die sanfte Antwort: „O, wie freue ich mich darüber, da ich so einsam bin." Und das Gemüth der

kranken Frau fängt an sich aufzuheitern. — „Ich brachte diese kleine Erquickung mit.“ — „Danke schön, ich sehnte mich längst nach etwas der Art.“ Freundlich reicht das gute Mädchen der kranken Frau von dem erfrischenden Trank. O, wie erquickt er den schwachen, abgemagerten Körper! Nachdem sie dieses Liebeswerk gethan, setzt sie sich neben dem Krankenbette nieder und spricht: „Ich habe mein Testament mitgebracht und dachte, es möchte Ihnen vielleicht angenehm sein, etliche Verse aus dem Worte Gottes zu hören.“ — „Gewiß, längst schon wünschte ich, daß Jemand kommen und mir aus dem Testament vorlesen möchte.“ Nach dem Lesen singt die Dame mit sanfter Stimme etliche Verse, worin es unter Anderem heißt:

„Kommen Prüfungen und Leiden,
Leuchtet dir kein Freudenstern:
Zage nicht in solchen Stunden;
Komme im Gebet zum Herrn.“

Nach dem Gesang fragt sie: „Wollen wir auch kurz miteinander beten?“ Und es steigt ein gläubiges Gebet als ein liebliches Rauchopfer zum Himmel empor. Schaut dieses fromme Mädchen an, wie sie dort auf den Knieen liegt und die Kranke auf ihren Gebetsarmen emporträgt vor den Gnadenthron. Mit gefalteten Händen liegt die kranke Frau da, während ihre Augen leuchten vom heiligen Feuer, das eben durch eine fromme Seele angezündet worden in ihrem Herzen.

Diese junge Dame ist ein Engel, der überall, wo er hinkommt, Trost und Segen mit sich bringt. Sagt, ihr jungen Damen, welche von diesen Beiden ist die reizendste? Die Stadtschönheit oder dieses christliche Mädchen, das umhergeht wohl zu thun und Segen zu spenden, wo immer sie Gelegenheit findet? Die Eine hat ebenso gute Gelegenheiten, wie die Andere, aber die Erstere ist ein eitles, flatterndes Weltkind; die Letztere ein ernstes, betendes Gotteskind.

„Maria hat das gute Theil erwählet.“ — „Sie setzte sich zu Jesu Füßen und hörete seiner Rede zu.“ Aus diesem leuchtet hervor, daß Maria vernehmen wollte, was Jesus ihr besonders zu sagen hatte. Und, ihr jungen Damen, wenn ich euch irgend etwas recht an's Herz legen möchte, so ist es dies: In allen euren Unternehmungen fraget Jesum um Rath.

Wenn junge Damen, die nicht im Klaren sind in Bezug auf das Tanzen und andere Vergnügungen, auf ihre Kniee gehen und sagen würden: „Mein lieber Heiland, ich wünsche zu thun, was für mich selbst gut ist und was meinen Mitmenschen zum Nutzen und Segen gereicht; gieb mir Aufschluß und leite mich an deiner treuen Hand auf richtigem Wege;“ er würde sie nicht in Ungewißheit lassen. Nichts macht uns so glücklich als das Bewußtsein, wir wandeln im Lichte des Herrn. Darum ist mir auch das Lied so köstlich:

„Er führet mich! O, welch ein Glück!
O Wort, das mir viel Ruhe bringt.
Was ich auch thu', wo ich auch bin,
Da führet Gottes Hand mich hin.

Ob's denn nun stürmt und tobt umher,
Ob wogt und schäumt das Lebensmeer,
So klag' ich nicht, ja freue mich,
Denn du, o Gott, du führest mich.“

Und nun, ihr jungen Damen, möchte ich euch noch einen guten Rath geben: Lasset euch von dem Herrn leiten, wenn ihr euch verehelichen wollt. Es giebt für junge Leute keinen wichtigeren Gegenstand, Gott um seine Leitung anzurufen. Wer von uns weiß nicht, daß unglückliche Ehen eines der größten und zahlreichsten Uebel unseres Landes sind. Auf meinen vielen Reisen komme ich fast in keine Stadt, wo nicht die Klage an mein Ohr dringt: „Meine Familie ist zerrissen, meine Ehe ist unglücklich!“ Erst gestern hörte ich, daß hier in der Nähe dieser Stadt ein Mann wohne, der eine christliche Frau habe, aber nicht willig sei, dieselbe mit ihren Kindern in seinem Gefährt zum Gottesdienst zu bringen oder bringen zu lassen, und somit verhindert er die Seinigen, den religiösen Trost zu erhalten, den sie begehren und bedürfen. Ueber das ganze Land giebt es derartige und noch viel traurigere Fälle. Worin haben diese Mißstände ihre Ursache? In fast allen Fällen ist sie zu suchen beim Anfang, bei der Verlobung mit einer unbekehrten Person.

Wie oft erlaubt ein christliches Mädchen einem jungen Mann, sie nach Hause zu begleiten, ohne ein Wort über seine Seele und seine religiöse Gesinnung mit ihm zu reden. Nach und nach wird die Freundschaft intimer und endlich wird die Hochzeit gefeiert, ohne daß sie sich über das Wichtigste im Ehestand, über ihre religiöse Ueberzeugung miteinander besprochen, oder gemeinschaftlich gebetet haben. Ist es da ein Wunder, daß so viele Frauen unbekehrte Männer besitzen?

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet:
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.“

Sollten wir uns bei so unüberlegten Heirathen verwundern, wenn bald nachher Eins das Andere verläßt, oder wenn Unfriede, Mißhandlung und und Elend viele Ehen zerrütten?

Der Hauptgrund zu diesem Leichtsinn liegt aber darin, weil Tausende in unserem Lande

keine Idee davon haben, daß die Ehe eine göttliche Institution ist; keine Idee, daß Gott sie selber eingesetzt hat. Man hält diesen heiligen Stand für eine Einrichtung, woraus jedes so viel Vortheil und Vergnügen erwarten und ziehen darf, als nur möglich ist. Die Selbstsucht wird in den Ehestand hineingebracht und sie ist der Same der Zwietracht. Nur die reine, selbstverleugnende gegenseitige Liebe und der Segen des dreieinigen Gottes sichert glückliche Ehen. Jesus muß in diesem Bunde der Dritte sein.

Wie oft kommen junge Leute zusammen ohne ernstliche Ueberlegung. Sie schwatzen, lachen, spielen, scherzen und heirathen. Wie es geschah in den Tagen Noah's: Sie aßen, tranken, freieten und ließen sich freien." Sollte es uns da wundern, wenn wir viele junge Frauen sehen, die mit rothgeweinten Augen und gebrochenen Herzen den Tag ihrer Hochzeit verwünschen?

Hier möchte ich mir die Freiheit nehmen, etwas von meiner seligen Frau zu sagen: Sie war eine ausgezeichnete Frau. Nie hörte ich sie zu irgend Jemand ein unfreundliches Wort reden. Sie übte durch ihr anspruchsloses Wesen und ihren edeln Charakter, überall wo wir arbeiteten, einen mächtigen Einfluß aus.

Beim zweiten Besuch, den ich bei ihr machte, beteten wir miteinander. Sie betete für mich; nnd wäre mein Herz so hart gewesen wie ein Diamant, jenes Gebet hätte es erweicht. Und diese anwesenden jungen Damen hier haben denselben Einfluß, wenn sie nur solche Gebete der Liebe und des Mitgefühls zu Gott emporsenden wollen.

Kürzlich fragte ich in einer Versammlung, ob die Fürbitte der Gläubigen für irgend Jemand verlangt werde. Eine junge Frau stand auf und sagte: „Wollt ihr für meinen Mann beten?" Auch andere Personen begehrten ein Gebet der Gemeinde. Dann sagte ich: „Wollt ihr nun Alle, die ihr das Gebet für eure Freunde begehrt habt, hervorkommen an den Altar, hier niederknieen, damit wir sie alle vereinigt im Gebet vor Gott bringen?" Sie kamen. Jene junge Frau war die erste, die betete. Den folgenden Abend sah ich einen Mann an ihrer Seite stehen. Ich ging durch den Gang ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sprach: „Wollen Sie hervorkommen und mit uns am Altar niederknieen?" Er wandte sich an seine Frau und sprach: „Willst du gehen?" Sie kam mit ihm. Er knieete nieder und sandte sein erstes öffentliches Gebet zu Gott empor. Denselben Abend fand er Vergebung der Sünden im Blute des Lammes. Einige Tage später erzählte mir seine Frau ihre Erfahrungen in folgenden Worten:

Als mein gegenwärtiger Mann als Jüngling meine Bekanntschaft suchte, wußte ich, daß er ein moralischer junger Mann war, aber kein Christ. Und da er mir später den Antrag zum Heirathen stellte, sagte ich: „Ich weiß nicht, ob es recht ist, daß eine gläubige Person einen Ungläubigen heirathen sollte; ich will die Sache erst im Gebet überlegen." Als er mich das nächste Mal besuchte, fragte ich ihn, ob er mit mir niederknieen wolle zum Gebet. Er knieete nieder und ich betete für ihn und flehte Gott an, daß er mich in dieser Angelegenheit nach seiner Weisheit leiten und mir zeigen möge, was ich zu thun habe. Eine Zeit lang nachher gab mir der Herr die Ueberzeugung, daß ich mich mit dem jungen Mann versprechen sollte. Wir sind jetzt 2 Jahre verheirathet. Und seit dem Tage unserer Hochzeit kniete er täglich mit mir nieder zum Familiengebet und las die Bibel. Das erste Mal aber, daß ich seine Stimme im Gebete vernahm, war jenen Abend am Altar in der Kirche. Jetzt ist seine Seele gerettet und ich danke Gott, daß ich das Werkzeug werden durfte, ihn zu Gott zu führen.

Junge Damen! Ich halte es nicht für unschicklich euch hier zu erinnern, daß eine Anzahl von euch in etlichen Jahren im Ehestande leben wird und es kommt sehr viel auf eure religiöse Entschiedenheit an, ob ihr werdet glücklich und nützlich sein in diesem Stande und ob euer künftiger Gatte ein Mann sein wird mit einem Herzen voll Liebe, der euch eine so angenehme und glückliche Heimath geben wird, wie sie euer Herz nur wünschen mag. Darum bitte ich euch, setzet euch mit Maria zu Jesu Füßen und laßt euch von ihm leiten und führen; und ihr werdet auf eurem Pilgerwege durch's Leben stets sagen können: „Du leitest mich nach Deinem Rath und nimmst mich endlich mit Ehren an."

Eine Geschichte für Geschäftsleute und Andere.

Am 8. Januar 1821 starb zu Berlin der Kaufmann Daniel Löst, nahe an seinem 61. Jahre. Er war kein Großer an der Börse, daß etwa deshalb sein Name aufgezeichnet wäre, er hatte nur ein einfaches Posamentierwaarengeschäft, das er fleißig und ordentlich betrieb, und als ihm dies den Sonntag zu sehr verkümmerte, hatte er auf den Rath des um die

schlesischen Weber so verdienten Barons von Kottwitz sich mehr dem Leinengeschäft zugewendet. Weshalb ich ihn 33 Jahre nach seinem Tode nenne? Weil er ein christlicher Kaufmann war, und die sind in unsern Tagen gar selten geworden. Aus seinem einfachen Leben will ich ein Zug mittheilen.

Eines Tages besuchte Baron von Kottwitz unsern Löst und erzählte ihm von einer wohlhabenden christlichen Dame, die aber augenblicklich von einem harten Gläubiger in eine kostspielige Klagesache gedrängt wurde, wenn nicht jemand für sie gutsagte; Justizrath S. könne über ihre Verhältnisse nähere Auskunft ertheilen, und eine bloße Namensunterschrift ohne sonst ein Opfer könne sie retten. Löst geht zu Herrn S. und findet auf dem Tische eine aufgeschlagene Bibel. Er verwundert sich, S. erzählt ihm aber, daß er fleißig in der heiligen Schrift lese, und als Löst auf die gewünschte Auskunft zu reden kommt, sagt er ihm, daß nicht die mindeste Gefahr dabei sei, er selbst werde das Geld nächstens auszahlen, und so unterschreibt Löst in gutem Vertrauen für 600 Thlr. Mehrere Monate vergehen und Löst hört nichts weiter von der Sache. Da bekommt er plötzlich vom Gericht die Anweisung, die 600 Thaler, für die er gutgesagt, bei Vermeidung der Exekution, zu bezahlen. Nun kam's zu Tage, daß die ganze Geschichte auf einen Betrug hinauslief, daß die Besitzung der Dame tief verschuldet war, und bis Dienstag mußten die 600 Thlr. gezahlt werden. Nun war Löst in seinem Geschäfte immer in guter Ordnung und hätte allenfalls 600 Thlr. verschmerzen können, aber sie bis Dienstag auszahlen, war hart, noch dazu, da er auf Sonnabend darauf einen Wechsel über 300 Thlr. acceptirt hatte. Er eilt also zu einem befreundeten Manne, der ihm bereits 500 Thlr. geliehen hatte, der wird vielleicht aushelfen. Unterwegs aber trifft er einen andern Bekannten, der ihm 400 Thlr. gegen einfachen Schuldschein geliehen hatte, und der ihm eröffnet, daß er dieser Summe am Freitag bedürfe, um eine eintreffende Waarensendung zu berichtigen. „Sie sollen's haben," sagt Löst und geht zu dem befreundeten Manne, zu dem er eigentlich wollte. Dieser tritt ihm mit den Worten entgegen: „Gut, daß Sie kommen, lieber Löst, ich wollte Sie eben um die 500 Thlr. auf Mittwoch bitten; ich brauche sie nöthig, um eine gekündigte Hypothek auf mein Haus zu bezahlen. „Sie sollen's haben," antwortete Löst, aber das Herz wird ihm immer schwerer. Noch eins fällt ihm ein: Ein ihm nahestehender Kaufmann war kürzlich gestorben; er wußte, daß er bei seinem großen Geschäfte immer bedeutende Baarschaft hatte. Er geht zu der Wittwe, vielleicht ist von dorther Rath zu schaffen. Löst war dem Verstorbenen 500 Thlr. auf Wechsel und 300 Thaler außerdem schuldig. Der Wechsel war abgelaufen, und wie es unter nahen Freunden wohl sein kann, nicht erneuert worden; jetzt aber war er mit den übrigen Papieren des Verstorbenen auf's Vormundschaftsgericht gekommen, und als Löst bei der Wittwe eintrat, zeigte sie ihm die gerichtliche Verfügung, wonach die 500 Thlr. zum Donnerstag ad depositum gezahlt werden mußten. „Um die 300 Thaler," setzte die Wittwe hinzu, „möchte ich Sie auf Sonnabend früh bitten, es gehen jetzt allerlei Rechnungen ein, dazu die Begräbnißkosten u. s. w." — „Es wird bezahlt werden," antwortet Löst, ohne daß er auch hier ein Wort von dem hätte anbringen können, was er eigentlich gewollt hatte. Je wunderbarer alle Last auf ihn zusammenbrach, desto klarer wurde ihm die Führung seines himmlischen Vaters, und je mehr aller Ausweg vor seinen Blicken verschwand, desto sicherer ward es ihm, daß — gehe es, wie es gehe — Gott es hinausführen werde zu seines Namens Ehre.

Um 600 Thlr. zu suchen war Löst ausgegangen und als er heimkam, stand die Rechnung also: 600 Thlr. auf Dienstag zu bezahlen, 500 Thlr. auf Mittwoch, 500 Thlr. auf Donnerstag, 400 Thlr. auf Freitag, 300 Thlr. auf Sonnabend früh, 300 Thlr. auf Sonnabend Nachmittag, — Summa 2600 Thlr. und heute war Sonnabend und in Kasse zwischen zwei und vier Thaler. Mit schwerem Herzen entschloß er sich jetzt, zu einem reichen Manne zu gehen, der seine Umstände kannte, und zwar nicht aus Gefälligkeit, aber doch gegen 6 Prozent und darüber Geld auslieh; ihn wollte er um ein Darlehn von einigen tausend Thalern bitten. Doch da kam er gerade vor die rechte Schmiede; der Wucherer hatte sich schon lange im Stillen an dem freudigen, glaubensvollen Löst geärgert. „Was bringt mich denn zu der Ehre Ihres Besuches," fragte er den Eintretenden.—„Herr N., ich komme für die nächste Woche in Verlegenheit." — „Sie in Verlegenheit, Herr Löst? Sie rühmen ja allezeit und überall, daß Sie einen so reichen und lieben Herrn haben, warum gehen Sie denn nicht zu ihm?" — „Sie haben recht," sagt Löst, „verzeihen Sie, daß ich Sie gestört habe."

Der Spötter hatte ihn auf den rechten Weg gewiesen; er fühlte es deutlich als einen Wink vom Herrn und ging heim, ein wunderbar aufgehendes Licht im Herzen. Dort warf er sich auf die Kniee und bat seinen Helfer und Heiland um Vergebung, daß er, statt zu ihm sich zu wenden, an löcherige Brunnen gegangen sei. Gestärkt und getröstet stand er wieder auf, und der Sonntag ward ihm ein reich gesegneter Tag im Herzen. Zur Kirche konnte er nicht gehen, dazu war der Leib von den vorangegangenen Gemüthsbewegungen zu sehr angegriffen; an Brustbeklemmung litt er außerdem. Er theilte

seine Lage Niemand mit; seine Frau war seit einigen Jahren todt, eine Schwester und eine bejahrte Magd waren seine einzigen Hausgenossen. Früh stand er am Montag auf. Noch war er nicht fertig angezogen, als er bemerkte, wie Schwester und Magd vorn im Waarenlager so beschäftigt waren, daß sie nicht durchfinden konnten. Er eilte ihnen zu Hülfe. So hörte es aber den ganzen Tag nicht auf. Als es endlich Abend geworden, ging's an's Zählen des eingegangenen Geldes. Jedes Hundert wurde für sich gelegt. Und das Ergebniß war: 603 Thaler 14 Groschen. Die 600 Thaler für den andern Morgen waren bereit und 3 Thaler 14 Groschen blieben in Kasse.

Und am Dienstag ging es ebenso wie am Montag und Mittwoch waren 500 Thlr. da, die der Freund auf die Hypothek brauchte. Und so ging es am Mittwoch, — und am Donnerstag konnten 500 Thaler an's Vormundschaftsdepositum gezahlt werden. Und am Freitag erhielt der andere Freund die 400 Thlr. zu seiner Waarensendung, und am Sonnabend früh hatte die Wittwe die 300 Thaler.

Und das Merkwürdigste von dieser ganzen Wunderwoche war für Löst, daß jeden Tag ungefähr derselbe Rest in Kasse blieb, der vorigen Sonnabend darin gewesen war, nie unter zwei und nie über fünf Thaler. Als an diesem Sonnabend Morgen die 300 Thlr. abgeholt wurden, hatte er eben zwei Thlr. zwanzig Groschen. Damit war's nun auch vorbei, und nachdem es die fünf Tage in einem Laufe gegangen war, kam heute kein Mensch, nicht einmal ein Kind, das für einen Groschen Zwirn oder Band geholt hätte, was sonst in jeder Viertelstunde zu geschehen pflegte. Er war drei Uhr Nachmittags, und dieselben zwei Thlr. zwanzig Groschen waren noch der ganze Kassenbestand. Und um 4 Uhr — das wußte er — stellte sich pünktlich der Agent mit dem obengenannten acceptirten Wechsel ein und konnte er den nicht einlösen, so ward sein kaufmännischer Credit erschüttert und zahlte er nicht, so mußte der Indossent des Wechsels zahlen, ein ehrlicher Mann, der auch nichts übrig hatte. Das war noch eine letzte Prüfung. Es schlug ein viertel auf vier, es schlug halb vier, und nicht die leiseste Spur — es schlug drei viertel — und — da klopft's, und herein kommt ein altes Mütterchen: „Ist Herr Löst zu Hause?" — „O ja, warum denn?" — „Sehen Sie, ich wohne hier in der Nachbarschaft allein in einer Küchenstube, und da sind mir ein paar Thaler ausgezahlt worden. Nun wollte ich Sie bitten, ob Sie die wohl hinnehmen möchten, ich kann keine Nacht ruhig davor schlafen." — „Gern, ich will sie Ihnen verzinsen." — „Nein, um Gotteswillen keine Zinsen!" — „So will ich Ihnen einen Schein geben für Leben und Sterben. Auf wieviel soll ich ihn denn schreiben?" — „Es nur 300 Thaler. Bleiben Sie wohl noch ein wenig zu Hause?" — Damit läuft die Frau fort und Löst hat kaum den Sand auf den Schein gestreut, da ist sie schon wieder da und legt sechs Rollen zu fünfzig Thaler auf den Tisch, und als sie eben mit vielem Dank und dem Schein in der Tasche aus der Thür geht, kommt der Agent mit dem quittirten Wechsel und erhält die daliegenden sechs Rollen.

Damit ist aber die Geschichte noch nicht zu Ende. So weit war Alles gut, aber wer etwas vom Handel versteht, weiß, daß es keine Kleinigkeit ist, 2600 Thaler aus einem Geschäfte zu nehmen. Löst's Waarenlager war merkwürdig zusammengeschmolzen, selbst Muster von Bettzeugen, wonach seit 15 Jahren Niemand gefragt hatte, waren vollständig aufgeräumte; der Absatz mußte in der nächsten Zeit stocken, und Betriebskapital, das Aufgeräumte zu ersetzen, hatte er auch nicht gleich; alles, was irgend von Zahlungen zu erwarten war, war in der einen Woche eingegangen.

Ich weiß nicht, ob dem Daniel Löst dieser Gedanke auch schon aufgestiegen war; seine Seele war voll Lob und Dank gegen den überschwänglich freundlichen Herrn, und seit acht Tagen schlief er nach der auffallenden Stille des Sonnabends zum ersten Mal wieder tief und sanft und feierte seinen Sonntag mit inniger Erbauung. Montag in aller Frühe kam ein Kaufmann Richter aus Reichenbach in Schlesien und trug ihm sein ganzes Lager an; er müsse nothwendig nach seiner Heimat zurück und die Niederlage in Berlin trüge ihm zu wenig ein, ob Löst nicht dieselbe ganz übernehmen wollte? „Ja, aber bezahlen kann ich's nicht," erwiderte Löst. — „Das ist auch nicht nöthig," lautete die Antwort, „das können Sie nach Bequemlichkeit thun, wenn Sie die Waare verkauft haben."

Sofort geht Löst hin, besieht den Vorrath, empfängt Rechnung über das Ganze und übernimmt es. Außergewöhnliche Bestellungen setzen ihn in den Stand, seinen Gläubiger Richter, noch ehe dieser es erwartete, zu befriedigen, und die Preise waren mittlerweile so gestiegen, daß Löst dabei auch zugleich zu einem guten Theile von dem kam, was er bei der betrügerischen Bürgschaft verloren hatte. — Glücklich, wer aus solchen Erfahrungen heraus mit dem Kaufmann Daniel Löst im Glauben sprechen kann: „Deine Zeugnisse sind wunderbarlich, darum hält sie meine Seele." (Ps. 119, 129.) (Nachbar.)

Die Gottebenbildlichkeit des Menschen.

Von Chas. Treuschel.



Unter allen irdischen Wesen ist der Mensch ohne die geistliche Offenbarung das räthselhafteste, mit dem wir in Berührung kommen. Wenn auch die Wissenschaft über manche wichtige, auf den Menschen bezügliche Fragen uns Aufschluß geben kann, so ist sie uns doch über die höchsten Fragen, nämlich: die Entstehung und Bestimmung des Menschen, eine befriedigende Antwort schuldig geblieben. Nach Darwin's Transmutationshypothese stammt der Mensch vom Thiere ab und ist nur als ein entwickeltes Thier anzusehen. Eingedenk Dr. Virchow's Ausspruches, nach welchem die Lehre der Abstammung des Menschen vom Thiere nicht als das Resultat wissenschaftlicher Untersuchungen, sondern als ein noch ungelöstes Problem zu betrachten ist, weisen wir nur auf den großen Unterschied hin zwischen dieser demüthigenden atheistisch-materialistischen Anschauung und der so erhabenen biblischen Lehre von der Entstehung des Menschen als ein von Gott und nach dem Bilde Gottes geschaffenes Wesen.

Mit Recht hat man den Menschen die Krone der irdischen Schöpfung genannt. Mit dem Niedrigen beginnend, steigt Gottes Schöpfungswerk zum Höheren, vom Unorganischen und Leblosen zum Organischen und Lebendigen, vom unvernünftigen Thiere zum vernünftigen Menschen, bei dem dasselbe seinen Abschluß findet. Nicht zu übersehen sind die im Schöpfungsbericht hervorgehobenen Abweichungen der Schöpfungsakte, wonach der auf den Menschen bezügliche seiner Eigenthümlichkeit wegen für uns höchst wichtig erscheint. Während bei der Schöpfung der unorganischen Welt es heißt: „Gott sprach: Es werde Licht," worauf es ward, spricht Gott bei der Schöpfung der organischen Welt: „Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut. Es errege sich das Wasser mit lebendigen Thieren. Die Erde bringe hervor lebendige Thiere, ein jegliches nach seiner Art." Die Schöpfung des Menschen erfolgt aber nicht durch ein Machtwort, nicht nach einer in dem Gedanken Gottes vorhandenen Idee, wie die der übrigen kreatürlichen Welt, sondern die Gottheit wird dargestellt als mit einem anderen göttlichen Ich zu Rathe gehend, um ein Wesen nach einem schon vorhandenen göttlichen Urbilde zu schaffen, unter welchem Niemand denkbar sein kann, als der Sohn Gottes, welcher in der heil. Schrift das Ebenbild Gottes genannt wird.

I.

Unter Ebenbild Gottes können wir nur eine Aehnlichkeit als zwischen dem Menschen und Gott bestehend denken; denn da Gott seinem Wesen nach einem Ocean ohne Grenzen gleicht, der Mensch aber ein beschränktes Wesen ist, so kann wohl eine Aehnlichkeit, aber keine Gleichheit zwischen beiden bestehen. Nach der Lehre der heil. Schrift sind wir genöthigt zwischen einem moralischen und verlierbaren und einem natürlichen und unverlierbaren Ebenbilde Gottes im Menschen zu unterscheiden. Aus den Schriftstellen 1 Mos. 9, 6; Jak. 3, 9 und Apostelgesch. 17, 28, wo der Apostel den Ausspruch des heidnischen Dichters Corentos: „Wir sind seines Geschlechtes" aufnimmt und somit bestätigt, geht deutlich hervor, daß die heilige Schrift das Ebenbild einerseits selbst beim gefallenen Menschen anerkennt, während sie in Col. 3, 10; Eph. 4, 23. 24 anderseits von einem verlorenen Ebenbilde Gottes spricht, zu dem der Mensch wieder erneuert werden soll. Demnach ist das moralische Gottebenbild in Adam, als in der richtigen Erkenntniß der göttlichen Wahrheit und in der völligen Uebereinstimmung seines Willens mit dem göttlichen bestehend zu denken, welches seinem Leben das Gepräge der Gerechtigkeit und Heiligkeit mittheilte und worin die Gottähnlichkeit des Menschen sich offenbarte, wenn auch nicht in seiner Vollendung. Der Mensch als Gottes Ebenbild stand erst am Anfang, nicht am Ziele seiner sittlichen Entwickelung. Seine Fähigkeit, das Göttliche ohne Irrthum kennen zu lernen, sollte sich zur höchsten geschöpflichen Erkenntniß der Wahrheit steigern, seine unmittelbar gefühlte Liebe zu Gott und Willensübereinstimmung mit Gott sollte sich zur freien bewußten Willensübereinstimmung durch freie Willensentscheidung entfalten. Seine anerschaffene Heiligkeit war kein unverlierbares Gut, das die Möglichkeit zur Sünde ausschloß, sondern sollte durch freie Selbstbestimmung zur thatsächlichen Heiligkeit und zur Unmöglichkeit des Sündigens sich entwickeln.

Trotzdem der Mensch durch seinen Fall das moralische Ebenbild Gottes eingebüßt hat, ist er nichtsdestoweniger noch als Gottes Ebenbild im beschränkten Sinne anzusehen. Der Mensch als eine Persönlichkeit, als ein vernünftiges Wesen ist von allen irdischen Kreaturen mit Gott verwandt und gottähnlich. Das Thier ist kein

selbstbewußtes und denkendes Wesen, denn es hat keine Gedanken, sondern nur Vorstellungen und Empfindungen. Der Mensch allein hat Gedanken, denen er vermittelst seiner Sprache Ausdruck verleiht. Die Thiersprache ist nur ein Gefühls- und Stimmungsausdruck; es ist einer Sprache im menschlichen Sinne nicht fähig, weil seine Vorstellungen sich nicht zu festen logischen Begriffen steigern können. Treffend hebt Fichte in seiner Anthropologie den Unterschied zwischen den beabsichtigten auf selbstständigem Denken beruhenden Thaten der Menschen und den absichtslosen Thaten der Thiere hervor, wenn er sagt: „Selbst die Verrichtungen des Thieres aus scheinbaren Absichten haben mit dem zwecksetzenden Denken und wählenden Beurtheilen nichts gemein. Man hat schwerlich dabei bedacht, welche höchst vermittelte Prozesse eigentlichen Schließens bei dem Thiere vorausgesetzt werden müssen, um ihnen wirkliche Absicht, d. h. denkende Unterscheidung von Ursache und Wirkung, Abwägung von Zweck und Mittel beizulegen. Ueberall sind wir geneigt Denken, und Absichten in Verrichtungen der Thiere hineinzutragen, welche an sich absichtslos geschehen, ohne deßhalb nichtsdestoweniger höchst zweckmäßig zu sein." Das Thier kann nicht über sich selbst und sein Verhältniß zur Welt denken; der Mensch aber kann sich selbst denken, in seinen Gedanken sich über das Sinnliche und Sichtbare erheben und Gott denken. Aber Gott zu denken heißt nicht nur das Höchste zu denken, was überhaupt gedacht werden kann, sondern ist einzig und allein einem gottähnlichen Wesen möglich; denn nur ein persönliches Wesen kann den persönlichen Gott denken.

Auf der Persönlichkeit des Menschen beruht zunächst seine Freiheit, in der sich das Gottesbild im Menschen spiegelt. Der Mensch ist trotz seinem Falle und der dadurch eingetretenen Knechtschaft der Sünde noch ein freies und deßhalb verantwortliches Wesen. Sein Handeln muß nicht wie das des Thieres durch bloße Triebe und Einwirkungen von Außen oder Innen bestimmt werden, denn so mächtig die Leidenschaften und Gewohnheiten und so stark innere und äußere Erregungen auf den Menschen einwirken mögen, so kann er doch im Gegensatz zu diesen Wirkungen handeln und zwar, weil seine Handlungen nicht auf einer Nothwendigkeit, sondern auf seinen freien Entschlüssen und Willensentscheidungen beruhen.

Sodann ist die Persönlichkeit des Menschen nicht allein Grundlage seiner Geistigkeit und Freiheit, sondern auch seiner Unsterblichkeit. Der nach dem Bilde Gottes geschaffene Mensch war wohl dem Leibe nach der Möglichkeit des Todes ausgesetzt, aber als eine Persönlichkeit war er unsterblich. Als Solche war es nicht seine Bestimmung, blos wie das Thier sich im Kreislauf zu bewegen und nur durch Fortpflanzung die Erhaltung des Menschengeschlechts zu sichern, sondern vielmehr sich zu größerer Gottähnlichkeit zu entwickeln, was zugleich seine unvergängliche Existenz oder endlose Fortdauer in sich schloß; denn das Göttliche im Menschen konnte nur den Stempel der Unvergänglichkeit tragen, wie Gott selbst. Da der Fall des Menschen nur seinen leiblichen und geistlichen Tod, nicht aber die Aufhebung seiner Persönlichkeit zur Folge hatte, so ist er als Person unsterblich und insofern noch Ebenbild Gottes. Umfaßte aber die Gottebenbildlichkeit ursprünglich nur die intellektuelle und moralische Natur des Menschen oder auch dessen physische Natur? Nach der Aussage der heiligen Schrift: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde", müssen wir die Göttebenbildlichkeit als auf das ganze Wesen des Menschen sich beziehend denken. Der Leib, wenn auch von der Erde, ist nichtsdestoweniger ein wesentlicher Theil des Menschen, daher die Erlösung durch Christum sich auch auf die Wiederherstellung des Leibes in der Auferstehung erstreckt. Zwar ist diese Gottebenbildlichkeit nicht so aufzufassen, als hätte ursprünglich zwischen dem menschlichen Leibe und der Gottheit eine Aehnlichkeit bestanden, sondern nur in dem Sinne als „die Gottesbildlichkeit des Menschen vor allem auf seinen Geist und seine Seele sich bezieht, und auf den Leib nur insofern als er darauf hin, das Organ des gottesbildlichen Geistes- und Seelenlebens zu sein, diesem adäquat gestaltet und mit ihm zur Einheit zusammengefaßt ist." (Delitzsch.) Aehnlich spricht sich auch Dr. Sulzberger in seiner Dogmatik aus: „Wenn auch vornehmlich das innere geistliche Wesen zur Abschattung der göttlichen Herrlichkeitsfülle berufen ist, so müssen doch die Strahlen der inneren Gottebenbildlichkeit auch am Aeußeren, am Leibe des Menschen wenigstens in so weit durchgedrungen sein und dieses Bild zur Erscheinung gebracht haben, als der Leib und die Seele im ursprünglichen Zustande ein harmonisches vollkommenes Gebilde des Schöpfers sind."

Da nun die Schrift den Verlust des moralischen Gottesbildes lehrt, so fragt es sich zunächst, ob das moralische Ebenbild Gottes durch den Fall zur Unkenntlichkeit zerstört oder total vernichtet wurde. Wir glauben ersterer Ansicht den Vorzug geben zu müssen. So sehr wir uns gegen jene atheistisch-materialistische Anschauung, die den Menschen nur als ein entwickeltes Thier ansieht, verwahren müssen, so sehr müssen wir auch jene antibiblische Lehre bekämpfen, die den Menschen durch den Fall zum Teufel herabwürdigt. Wohl ist der Mensch als Sünder geboren, abgeneigt zum Guten, unfähig ein Leben in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen

zu führen, und betritt seine Lebensbahn mit allen Keimen der Sünde in sich, die, wenn entwickelt, ihn zu irgend einem in der Geschichte berichteten Verbrechen befähigen; aber immerhin ist er durch seinen Fall nicht satanisch böse geworden, d. i. böse in dem Sinne, daß er das Gute um des Guten willen haßt und bekämpft, wodurch selbst seine Erneuerung zur Unmöglichkeit geworden wäre, welcher Zustand jetzt erst durch die Sünde wider den heiligen Geist bei ihm eintritt. Er ist vielmehr trotz seinem Falle noch ein sittliches und religiöses Wesen geblieben, bei dem „Gott ein unaussprechlicher Seufzer im Grunde der Seele ist," der in seinem Innern einen Zug nach Gott empfindet, sich von Gott abhängig und zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet fühlt, der beim Mangel an der Kraft zum göttlichen Leben, dennoch das sittliche Vermögen besitzt, durch Meidung von Thatsünden sich vor einem tieferen Grade sittlicher Versunkenheit einerseits zu verwahren und andererseits sich wenigstens zu einem moralischen Leben emporzuschwingen. Die Annahme einer totalen Vernichtung des moralischen Gottesbildes im Menschen durch den Sündenfall stößt auf größere Schwierigkeiten als die Leugnung derselben, denn sie macht die im natürlichen Menschen vorhandene Sehnsucht nach Gott und dem Guten, den im Innern empfundenen Widerspruch und Protest gegen die Sünde, die damit verbundenen Gewissensbisse und hauptsächlich seine Erlösungsfähigkeit, die nur denkbar ist, so lange der heilige Geist in demselben noch Anknüpfungspunkte zum Guten findet, rein unerklärlich und unbegreiflich.

II.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die durch die Erlösung ermöglichte Erneuerung des Menschen zum Ebenbilde Gottes. Die Möglichkeit davon beruht, wie schon angedeutet, nebst der unergründlichen Liebe Gottes, auf der noch vorhandenen Gottebenbildlichkeit des Menschen. Wäre der Mensch nur ein entwickeltes Thier, wie Manche behaupten, so erschiene es uns ganz unbegreiflich, weshalb Gott sich von Zeit zu Zeit demselben offenbarte und zuletzt seinen Sohn zum Heile der Welt in den Tod dahin gab; aber da derselbe nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, wird es uns einleuchtend, warum Christus sich um das nach ihm geschaffene, aber durch die Sünde verunreinigte Ebenbild erbarmte. In diesem Lichte müssen auch die Bedenken weichen, welche gegen die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung an die Menschen und die Menschwerdung des Sohnes Gottes geltend gemacht werden. Bezüglich der göttlichen Offenbarung sagt Dr. Christlieb: „Wer an einen lebendigen persönlichen Gott glaubt und an der gottebenbildlichen Natur des Menschen festhält, die fähig ist, durch die Vernunft Gott zu vernehmen, im Gewissen ihn zu wissen, ja, die sich sehnt nach göttlichen Mittheilungen, für den ist in diesen beiden Momenten die Möglichkeit der göttlichen Offenbarung gegeben. Denn alle Offenbarungen Gottes sind nur der höchste Ausdruck seines persönlichen Verhältnisses zum Menschen als seinem Geschöpf und seinem Kinde." Was die Bedenken gegen die Menschwerdung Jesu betrifft, als sei es unmöglich für den Sohn Gottes, in der menschlichen Daseinsform zu erscheinen und menschlich zu denken, zu fühlen und zu wollen, so darf nicht übersehen werden, daß unser eigenthümliches Denken, Fühlen und Wollen dem Sohne Gottes kein fremdartiges, sondern ihm dem Urbilde ähnliches war. Der Sohn Gottes hätte kein Thier werden und sein persönliches Leben durch ein Thier kund thun können; aber in der Gestalt des nach Gott erschaffenen Menschen konnte er erscheinen und sein göttliches Denken und Wollen der Menschheit kund thun.

Der Zweck aber der Menschwerdung Jesu war die Erlösung der Menschheit oder die völlige Wiederherstellung des Ebenbildes Gottes im Menschen, welche theilweise durch die in der Wiedergeburt eintretende Lebenseinheit des Gläubigen mit Christo zu Stande kommt. Durch die Wiedergeburt tritt Christus, der zweite Adam, in das nämliche Verhältniß zu uns, in welches der erste Adam treten sollte und theilt uns durch seinen heiligen Geist in einem gewissen Grade die göttliche Natur mit, welche wir vom ersten Adam geerbt haben würden, wenn derselbe nicht gefallen wäre, in Folge dessen unser Wollen und Handeln nicht mehr dem des ersten und gefallenen Adams, sondern vielmehr dem des zweiten Adams ähnlich wird. Zwar kann das Kind Gottes nicht sündlos leben, wie Christus lebte, aber es kann gesinnet sein wie er war; es kann vom nämlichen Geiste und Gottesleben durchdrungen sein, von dem er erfüllt war, für die nämliche Sache arbeiten und dulden, für die er wirkte und litt; hassen, was er haßte, lieben, was er liebte und in dieser Liebe zu Gott tritt seine Gottähnlichkeit am allerdeutlichsten hervor. Die heilige Schrift nennt Gott nicht die Allmacht, die Weisheit, die Gerechtigkeit, aber die Liebe und ermahnt uns in der Liebe ihm ähnlich zu werden; denn wenn auch Gottes Weisheit in unserer Erkenntniß, seine Gerechtigkeit in unserem Gewissen sich abspiegelt, so offenbart sich unsere Gottähnlichkeit doch allermeist in der Liebe des Herzens, weil nur in der Liebe wir völlig ähnlich werden können. Nur in dem Grade wir mit der Liebe erfüllt sind, sind wir mit Gott erfüllt und gottähnlich; nur in dem Grade wir Gott lieben, sind wir heilig, da nicht die Erkenntniß des Guten, sondern vielmehr die Liebe zum

Guten uns veranlaßt und befähigt, ein heiliges Leben zu führen, und nur in so weit wir völlig in der Liebe sind, können wir Anspruch auf christliche Vollkommenheit machen und stehen dem ursprünglichen Zustande des Menschen nahe. Das Wesen der Wiedergeburt und Heiligung besteht demnach in der Gottähnlichkeit, denn nach Wesley ist die Wiedergeburt „die große Veränderung, wodurch der Mensch zum Bilde Gottes erneuert wird, wodurch unsere Liebe zur Welt in die Liebe zu Gott, unser irdischer und fleischlicher Sinn in Christi Sinn verwandelt wird.“ Je mehr der Wiedergeborene in Gemeinschaft mit Gott bleibt, je beständiger er den Zügen des heiligen Geistes folgt, je gläubiger er sich zu dem reinigenden Blute Christi hält, um so mehr wird die Sünde verabscheut und der alte Mensch getödtet und um so deutlicher treten die Züge des erneuerten Gottesbildes in dem Herzen und Leben des Geheiligten hervor.

Wenn aber auch der Mensch durch die Wiedergeburt und Heiligung zur Gottebenbildlichkeit erneuert wird, so ist eine Entfaltung zur adamitischen Vollkommenheit auf Erden eine Unmöglichkeit. Hienieden hat der Beste noch seine Fehler und der Heiligste ist nicht sündlos. Jener Ausspruch des Propheten, bezüglich des zweiten Tempels: „Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, denn das erste gewesen ist,“ kann als Bild eine passende Anwendung auf den gegenwärtigen und zukünftigen erneuerten Zustand des Menschen finden. Gleichwie viele Israeliten weinten, als sie den Unterschied zwischen dem ersten Tempel sahen und dem zweiten, in welchem die Bundeslade fehlte, das Allerheiligste leer war und die vorbildliche Herrlichkeit des Herrn in der Wolke bei der Einweihung nicht einzog, so haben wir im Hinblick auf die noch unterworfenen Irrthümer, die beständig ausgesetzten Versuchungen des Teufels, die Möglichkeit des Falles und die Nothwendigkeit des Todes in unserem zeitlichen Zustande große Ursache zur Demüthigung. Aber wie die Herrlichkeit des zweiten Tempels größer als die des ersten ward, als die urbildliche Schechina, Christus selbst, ihren Einzug hielt, so wird auch bei der Wiederkunft Christi, wenn die Leiber der Heiligen ähnlich werden sein dem verklärten Leibe des Herrn, die völlig wiederhergestellte Gottebenbildlichkeit der verklärten Menschen viel herrlicher als die Adams im Stande der Unschuld sein. Dann werden sie ihre Prüfung überstanden haben, die dieser noch zu bestehen hatte und werden anstatt am Anfang, am Ziele ihrer sittlichen Vollendung stehen, an welchem Adam würde gestanden haben, wenn er nicht gesündigt hätte. Dann wird jener Ausspruch Pauli in Erfüllung gehen: „Wie wir getragen haben das Bild des irdischen: also werden wir auch tragen das Bild des himmlischen.“ Und die Hoffnung eines Johannes wird sich realisiren: „Wir sind nun Gottes Kinder und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist.“

Was ein Deutscher über die amerikanischen Frauen sagt.

Dr. Mohr, dessen Urtheil über die amerikanischen Mannsleute wir mittheilten, läßt auch die amerikanischen Frauen Revue passiren; sie kommen nicht ganz so gut weg, wie das stärkere Geschlecht; doch hören wir, er sagt: „Nach meiner Ansicht — schreibt er — hat kein Land der Welt mehr reizende und reizendere junge Mädchen als Nordamerika. Die geheimen Einflüsse des Klima's, der Luft, des jungfräulichen Bodens, müssen hier wohl ganz besonders ihren stillen Einfluß üben. Schon die Nachkommen deutscher Einwanderer im zweiten Glied werden Wesen ganz anderer Art als deutsche Landesfrüchtchen. Der Körperbau wird schlanker, die Haltung gerader und elastischer, die Augen werden groß und lebhaft und schauen ganz anders in die Welt als der verschleierte Blick der deutschen Jugend. Die Verhältnisse und Uebergänge von Rumpf und Gliedern sind harmonischer und weicher, die Gestalten zarter und fester. Die Gesichter verlieren das schwammige Roth und überziehen sich mit einem bald in's wachsgelbe, bald in's bräunliche spielenden leichten Goldton.

Und auch in ihrem Wesen und ihrer Art meint man den frischen Hauch der Heide zu spüren, wie bei deutschen Försterstöchterlein. Sie sind herzlich, unbefangen und von liebenswürdigster Naivetät. Der Mangel an höher entwickelten und raffinirtem Kulturleben nach europäischen Begriffen kommt den Frauen Amerika's offenbar zugute, denn mit jeder höheren Kultur scheint auch eine gewisse höhere Verlogenheit verbunden zu sein, die man bei dem andern Geschlechte nicht ungern vermißt. Man kommt doch mit allen Beobachtungen immer wieder darauf zurück, daß die höchsten Vorzüge des andern Geschlechtes diejenigen sind, die unmittelbar und unberührt aus der Hand der Natur kommen, und so kehrt der Nachtheil des männlichen Geschlechtes in der neuen Welt, der Mangel an sorgfältiger Bildung, sich in den Vortheil der Frauen.

Und welches ist die Stellung dieser reizenden Geschöpfe in der amerikanischen Gesellschaft? Das ist mit wenigen Worten gesagt. Die Stellung ist eine privilegirte, und für ein menschliches Wesen ist es kein Glück, Privilegien zu genießen. Die Amerikanerin ist für ihren Mann keine Gefährtin mit gleichen Rechten und Pflichten, sondern ein Luxusmöbel, halb Spielzeug, halb Ersatz für alles, was dem amerikanischen Leben an idealen Reizen mangelt. Daß die amerikanischen Frauen diese höchst gefährliche Rolle noch immer mit verhältnißmäßig großem und fast bewunderungswürdigem Geschick tragen, spricht für ihre gesunde Natur; wenn man aber scharf hinter die Coulissen sieht, findet man doch viel glänzendes Elend u. s. w.


Worte von E. Geibel.
Hoffnung.
Musik von Albert Sauer.
Kräftig.
mf
1. Und dräut der Win - ter noch so sehr, Mit tro - tzi - gen Ge-
2. Blast nur, ihr Stür - me, blast mit Macht! Mir soll dar - ob nicht
f
ber - den, Und streut er Eis und Schnee um - her, Es
ban - gen, Auf lei - sen Soh - len ü - ber Nacht Kommt
Dim.
muß doch Frühling wer - den. Und drän - gen die Ne - bel noch so dicht Sich vor den Blick der
doch der Lenz ge - gan - gen. Da wacht die Er - de grü - nend auf, Weiß nicht, wie ihr ge-
f
Son - ne, Sie we - cket doch mit ih - rem Licht Ein - mal die Welt zur Won - ne.
sche - hen, Und lacht in den sonn' - gen Himmel hin - auf, Und möchte vor Lust ver - ge - hen.
Dim.
p
Dolce.
3. Drum still! und wie es frie - ren mag, O Herz, gib dich zu-
p


frie=den! Es ist ein gro=ßer Mai=en=tag Der gan=zen Welt be=
schie=den. Drum still! und wie es frie=ren mag, O
Herz, gib dich zu=frie=den! Es ist ein gro=ßer
Rall.
f A tempo.
Mai=en=tag Der gan=zen Welt be=schie=den. Und wenn dir oft auch bangt und graut, Als sei die Höll' auf
Rall.
Er=den; Nur un=ver=zagt auf Gott vertraut! Es muß ja Früh=ling werden! Nur
p
Rall.
un=ver=zagt auf Gott vertraut, Es muß ja Frühling wer=den.
p
Rall.
pp

Sonntagschul-Lektionen.

Pauli dritte Missionsreise.

Sonntag, 6. April. Apftg. 18, 23—19, 7.

23. Und verzog etliche Zeit, und reisete aus, und durchwandelte nach einander das galatische Land, und Phrygien, und stärkte alle Jünger.
24. Es kam aber gen Ephesus ein Jude, mit Namen Apollo, der Geburt von Alexandrien, ein beredter Mann und mächtig in der Schrift.
25. Dieser war unterwiesen den Weg des Herrn, und redete mit brünstigem Geist, und lehrete mit Fleiß von dem Herrn, und wußte allein von der Taufe Johannis.
26. Dieser fing an frei zu predigen in der Schule. Da ihn aber Aquila und Priscilla höreten, nahmen sie ihn zu sich, und legten ihm den Weg Gottes noch fleißiger aus.
27. Da er aber wollte in Achaja reisen, schrieben die Brüder, und vermahneten die Jünger, daß sie ihn aufnähmen. Und als er dargekommen war, half er viel denen, die gläubig waren geworden durch die Gnade.
28. Denn er überwand die Juden beständig, und erwies öffentlich durch die Schrift, daß Jesus der Christ sei.

1. Es geschah aber, da Apollo zu Corinth war, daß Paulus durchwandelte die obern Länder, und kam gen Ephesus und fand etliche Jünger;
2. Zu denen sprach er: Habt ihr den heiligen Geist empfangen, da ihr gläubig geworden seid? Sie sprachen zu ihm: Wir haben auch nie gehöret, ob ein heiliger Geist sei.
3. Und er sprach zu ihnen: Worauf seid ihr denn getauft? Sie sprachen: Auf Johannis Taufe.
4. Paulus aber sprach: Johannes hat getauft mit der Taufe der Buße, und sagte dem Volk, daß sie sollten glauben an den, der nach ihm kommen sollte, das ist, an Jesum, daß er Christus sei.
5. Da sie das höreten, ließen sie sich taufen auf den Namen des Herrn Jesu.
6. Und da Paulus die Hände auf sie legte, kam der heilige Geist auf sie, und redeten mit Zungen, und weissagten.
7. Und aller der Männer waren bei Zwölfen.

1. Grundgedanke: „Und da Paulus die Hände auf sie legte, kam der heilige Geist auf sie." Apostelg. 19, 6.

2. Zeit: 54 nach Christo; damals war Nero Kaiser in Rom, Quadratus Präfekt in Syrien, Felix Prokurator in Judäa und Ananias Hoherpriester in Jerusalem.

3. Ort: Ephesus in Kleinasien, die große und reiche römische Hauptstadt der ganzen Provinz Vorderasien, in der Landschaft Jonien und der Provinz Lydien gelegen, etwa in der Mitte zwischen Smyrna und Milet, südlich vom Flusse Caystros und nördlich vom Gebirge Caressus, nahe der Meeresküste, fast gegenüber der Insel Samos.

4. Einleitung und Zusammenhang: Von Korinth, wo wir Paulus in der Lektion vom 9. März zurückließen, wollte er zunächst mit Aquila und Priscilla nach Syrien und dann weiter nach Jerusalem zu einem Festbesuch, blieb aber unterwegs kurze Zeit in Ephesus, wo er seine Begleiter vorerst zurückließ. Auch in Ephesus predigt er seinem Grundsatz gemäß zuerst den Juden, ging aber schon nach kurzem Aufenthalt über Cäsarea weiter nach Jerusalem und von dort wieder nach Antiochien in Syrien (s. die Lektion vom 7. Jan.) zurück (Apostelgesch. 18, 18—22), womit seine zweite Missionsreise beendigt und wieder bei ihrem Ausgangspunkt (15, 35. 36) angelangt war; vergl. die Lektion vom 3. Februar.

Auch die dritte, die Apostelg. 18, 23—21, 15 erzählt wird, beginnt von dort, sollte aber weniger zur Gründung neuer Gemeinden, als zur Stärkung der schon bestehenden dienen. Sie zeichnet sich weniger durch große äußere Ereignisse, als durch innere Kämpfe aus, von denen die Briefe an die Korinther und Galater, welche in diese Zeit fallen, berichten. Lukas schweigt davon und beschränkt sich hauptsächlich auf Schilderung der langen, fast dreijährigen und reichgesegneten Wirksamkeit des Apostels in Ephesus (Kap. 19, 10). Den Anfang seines Auftretens in Ephesus beschreibt unsere Lektion.

G a l a t i e n, Landschaft, etwa in der Mitte Kleinasiens, vom Flusse Halys durchströmt.

A p o l l o s, abgekürzt aus Apollonius, ein gelehrter, geistreicher und beredter Mann jüdischer Geburt, von Jüngern des Täufers Johannes unterrichtet und getauft, also ein halber Christ, später ein ganzer Jünger des Herrn, Gehilfe und Mitarbeiter des Paulus in Korinth (1 Kor. 3, 6. 10), eines seiner tüchtigsten und besten Werkzeuge für die Arbeit bei dem hochgebildeten Griechenvolk.

A c h a j a, römische Provinz, südliche Hälfte von G r i e c h e n l a n d.

4. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Apollos in Ephesus (V. 23—28).

V. 23. U n d v e r z o g, nämlich in Antiochien in Syrien (V. 22), zu einer kurzen Rast nach der zweiten Missionsreise; bald aber trieb ihn der Eifer für den Herrn und die Sorge um die Gemeinden wieder fort zur dritten. U n d s t ä r k t e a l l e J ü n g e r; der Brief an die Galater, der etwa ein Jahr später geschrieben ist, zeigt, welcherlei Stärkung sie namentlich bedurften, nämlich: Stärkung des evangelischen G l a u b e n s gegenüber von allerlei Irrlehren, namentlich judaistischen, die überall eindrangen. Aber auch Stärkung der evangelischen F r e i h e i t gegenüber den Verführern pharisäischer Art, welche den Heidenchristen auch hier gerne wieder das Joch ihrer Menschensatzungen aufgenöthigt hätten (Gal. 5, 1. 13).

V. 24. Ehe Paulus selbst nach Ephesus kommt (19, 1), berichtet Lukas, wie ihm dort bereits durch Priscilla und Aquilas vorgearbeitet wurde durch die christliche Unterweisung, die sie dem bereits dort ansässigen Apollos zu Theil werden ließen. Gegenüber von diesen tritt also jetzt vorerst der Apostel selbst eine Weile neidlos in den Schatten. Zunächst wird die Persönlichkeit des Apollos geschildert und gezeigt, wie er selbst erst heranwuchs zu einer Pflanze der Gerechtigkeit, bevor er hernach ein gesegneter Mitarbeiter des Paulus im Garten Gottes werden konnte (1 Kor. 3, 6. 10). Er brachte schon von Natur eine gute Ausstattung trefflicher Gaben, Fähigkeiten und Kenntnisse zu diesem Beruf im Dienste des Herrn und seines Reiches mit.

V. 25. Zu diesen Gaben der Natur und des Fleißes muß aber auch bei Apollos noch die beste Gabe, die des heiligen Geistes kommen, die jenen anderen erst Werth und Weihe giebt. E r l e h r t e m i t b r ü n s t i g e m G e i s t und feurigem Eifer, obwohl er bis jetzt erst die Taufe Johannis kannte, die Wassertaufe zur Buße und Sündenvergebung, noch nicht die Feuertaufe und Geistestaufe Christi. E r w a r u n t e r w i e s e n d e n W e g d e s H e r r n, d. h. er wußte etwas vom Heilsrathschluß Gottes in Christo, auch wenn es ihm an einer tieferen christlichen Erkenntniß noch fehlte, wenigstens so viel, als ihm das Alte Testament zu bieten vermocht hatte. Weil er mit diesem Wenigen treu war und es für sich und Andere ernstlich und aufrichtig benutzte, ließ ihm Gott noch mehr zu Theil werden.

V. 26. F r e i z u p r e d i g e n i n d e r S c h u l e

(Synagoge); auch wenn er den Weg zum Himmel in seiner vollen und ganzen Wahrheit und Klarheit noch nicht kannte, suchte er ihn doch nicht blos selber nach bestem Wissen und Gewissen zu wandeln, sondern auch, so viel er es vermochte, Andere nach Kräften darauf zu weisen. Nahmen ihn zu sich, in ihr Haus, wie einst den Paulus selber (18, 2 ff.). Den Weg Gottes, der zum Heil und zur ewigen Seligkeit führt, legten sie ihm noch fleißiger aus, indem sie ihm auseinandersetzten, daß derselbe nur im Evangelium von Christo zu finden sei. Es ehrt beide Theile gleich sehr, daß bei diesem Unterricht nicht aus gelehrten Büchern, sondern im täglichen Umgang mit einfachen, aber vom Geist Gottes erleuchteten Leuten, die wahre Jünger Jesu waren, ein so erfreulicher Erfolg zu Stande kam.

V. 27. Mit Empfehlungen der Brüder in Ephesus versehen, reist er also nach Griechenland und zwar nach Korinth (19, 1) und förderte die dortige Gemeinde mächtig durch seine besonderen Gaben und die Gnade Gottes, in deren Dienst er sie stellte und die ihn mit reichem Segen krönte.

V. 28. Wie er die Gläubigen stärkt, so überwindet er auch die Widersacher (die Juden) beständiglich, d. h. er überführte sie fortwährend in öffentlichen Verhandlungen der beiderseitigen Religionsfragen auf eine schlagende Weise von der Unhaltbarkeit ihres ungläubigen Standpunktes. Und zwar geht er dabei, wie Jesus selbst (Luk. 24, 26), von der Schrift, als alleiniger, aber auch vollständig genügender und sicherer Quelle der Wahrheit in Glaubenssachen aus, nicht etwa von eigenen selbsterfundenen Lehrmeinungen und Beweismitteln. Daher waren auch seine Argumente so stark, daß die Gegner nichts gegen sie einwenden konnten, sondern sich gefangen gaben und zugestehen mußten, daß Jesus wirklich der verheißene Messias sei, auch wenn damit noch nicht gesagt ist, daß sie selbst auch persönlich zu einem wirklichen lebendigen und seligmachenden Glauben an ihn kamen. Aber sie konnten die Wahrheit seiner Sätze nicht umstoßen.

b) Paulus in Ephesus (V. 1—7).

V. 1. Paulus durchwanderte die oberen Länder, d. h. von Ephesus aus gerechnet die nördlich davon gelegenen Provinzen im Innern von Kleinasien; während Apollos in Ephesus stillsitzt, öffnet er, der unermüdliche Bahnbrecher und Vorkämpfer für das Reich Gottes, demselben neue Wege, denn jetzt wehrte ihm der Geist nicht, wieder in Asien zu wirken, wie früher (Kapitel 16, 6. 7). Und fand etliche Jünger, d. h. einige, nach V. 7 etwa 12 Männer, die „Jünger" des Herrn, d. h. Christen im weiteren Sinne waren, erst Anfänger von schwacher Erkenntniß, etwas zurückgeblieben, vielleicht gar etwas zurückgekommen, aber doch nennt Lukas sie noch „Jünger", weil es ihnen auch mit dem Wenigen, was sie erst oder noch hatten, doch wenigstens ein rechter und voller Ernst war.

V. 2. Ihren noch unvollkommenen Stand im Christenthum beweist sowohl die eigenthümliche Frage des Apostels, als auch ihre merkwürdige Antwort. Habt ihr den heiligen Geist empfangen? (nämlich bei eurer Bekehrung) so fragt er, weil dies das unterscheidende Merkmal, Kennzeichen und Vorrecht der ächten Jünger Jesu ist. Er merkt wohl, daß es mit ihrem inneren Leben noch schwach bestellt ist, darum will er die Geister prüfen. Sie waren vielleicht Fremde, noch nicht lang in der Stadt anwesend, die mit dem kleinen Jüngerhäuflein in der Synagoge (18, 19 ff.) nur oberflächlich bekannt geworden und dort etwas von Christo und seinem Reich, von Buße und Glauben und Wiedergeburt gehört hatten, aber ohne diese selbst persönlich schon erlebt zu haben. Es war noch viel Unfertiges, Angelerntes und Nachgebetetes in ihrem Christenthum, der freie, fröhliche Geist der Kindschaft fehlte noch sehr. Das gestehen sie auch selber ehrlich und redlich ein: Wir haben auch nie gehöret u. s. w. Damit können sie natürlich nicht meinen, daß sie überhaupt noch gar nichts vom heiligen Geist wissen, denn sie kannten ihn ja sicherlich aus den Verheißungen des Alten Testaments. Sie wußten, daß er durch die Propheten und Johannes den Täufer geredet hatte, dessen Taufe sie ja selber angenommen (V. 3), sowie daß dieser selbst geweissagt hatte von Jesu, als dem, der mit dem heiligen Geist und Feuer taufe. Aber sie wußten noch nichts von der Geistesmittheilung des Pfingstfestes. Daß diese Geistestaufe schon vorhanden und in der Gemeinde Christi zu bekommen sei, davon hatten sie noch nichts gehört und gesehen, geschweige denn es an sich selbst erfahren. Ihr Wissen war, wie bei so Vielen, die sich Christen (d. h. mit dem Geist Gesalbte) nennen, doch nur ein todtes Wissen mit dem Kopf, kein lebendiges persönliches Haben im Herzen, voll äußerer Lippenbekenntniß, aber keine tiefere wahre Erkenntniß Jesu Christi und seiner Kraft, kein wahres Zeugniß des heiligen Geistes in ihrer Seele, daß sie Gottes Kinder seien durch den Glauben an ihn.

V. 3. Worauf seid ihr denn getauft? lautet die zweite Frage, die diese Johannesjünger, welche offenbar auch über die Bedeutung der Johannestaufe noch kaum recht im Klaren waren, auf den Unterschied zwischen dieser und der christlichen Taufe aufmerksam machen sollte. Letztere hatten sie bis jetzt noch nicht empfangen und auch die auf sie vorbereitenden Bedingungen, die in jener ersteren lagen, noch nicht recht verstanden. Paulus setzt ihnen daher vor allem das gegenseitige Verhältniß beider auseinander.

V. 4. Mit der Taufe der Buße, d. h. so, daß seine Wassertaufe zwar sinnbildlich schon die Buße als Reinigung von der Sünde darstellte und als nothwendige, richtige Herzensstellung zum Empfang des nahenden Gottesreiches forderte (vergl. Matth. 3, 2). Aber die Sündenvergebung selbst und die mit ihr verbundene Geistesmittheilung bewirkte diese Taufe nicht, sondern verhieß sie bloß. Sie verlangte wohl die Bekehrung, gab aber noch nicht die Wiedergeburt von Oben, sie wies wohl auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt (Joh. 1, 29) und auf den kommenden Messias, der mit Feuer taufen werde; aber sie war doch erst eine durch reumüthiges und bußfertiges Sündenbekenntniß auf die Sündenvergebung vorbereitende Anbahnung für den kommenden Messias selbst und Forderung des Glaubens an ihn. Also erst eine Taufe auf Christum, als den noch zukünftigen Herrn. Jetzt aber ist er bereits gekommen, sein Reich ist erschienen, sein Werk vollendet, die Erlösung der Menschheit durch seinen Versöhnungstod vollbracht. Darum ist jetzt nur die Taufe auf ihn die wahre, eine, die nicht blos die Reinigung von der Sünde abbildet, sondern sie bewirkt, und zwar sie so vollzieht, daß sie nicht nur eine einmalige äußerliche Abwaschung, sondern eine innere Ausscheidung ist, wie das Feuer innerlich die Schlacken wegschmelzt, nicht blos wie Wasser die äußeren Flecken entfernt.

V. 5. Ließen sie sich taufen, ob Apollos auch so getauft wurde, bleibt zweifelhaft. Die Johannesjünger aber verschwinden nun aus der Apostelgeschichte und aus der Geschichte der christlichen Kirche überhaupt, sie sind nun wahre Jesusjünger geworden, denn ihre Taufe blieb nicht wirkungslos.

V. 6. Die Hände auflegte, ganz wie 8, 17.

Natürlich erfolgt die Geistesausgießung nicht durch die Handauflegung, sie ist vielmehr eine Folge des mit ihr verbundenen Gebets; unter den fürbittenden Worten und segnenden Händen des Apostels werden sie ausgerüstet mit den Gaben des heiligen Geistes. Daß dies weder durch die Handauflegung, noch auch durch den äußeren Taufakt selbst herbeigeführt wurde, obwohl es hier der Zeit nach darauf folgte, beweist 10, 47, wo die Geistestaufe der Wassertaufe vorangeht. Sie redeten mit Zungen und weissagten, mit Letzterem ist nicht ein prophetisches Wahrsagen des noch Zukünftigen, sondern ein begeistertes Lehren und Predigen gemeint.

V. 7. Bei Zwölfen, gleichsam ein Nachbild der zwölf Apostel, eine Jüngerschaar, welche den Namen des göttlichen Worts in den neuen Gemeinden Kleinasiens ausstreuen sollten. Nachdem sie nun selbst durch die Wasser- und Geistestaufe nicht blos äußere Glieder seiner Kirche, sondern innerlich sein Eigenthum, seine wahren Jünger und lebendige Glieder seines Leibes geworden sind, in denen sein Lebensgeist wohnt, wirkt und waltet, sind sie auch tüchtig und geschickt, für sein Reich Andere zu gewinnen und in seinem Weinberg zu arbeiten.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Führung der Aufrichtigen.

1) Apollos. Ein begabter, beredter Mann. Gut unterrichtet. Er benützt, was er hat und lehrt mit Eifer, obwohl er bis jetzt blos die Taufe Johannis kannte, die Taufe zur Buße. Von der Taufe des heil. Geistes wußte er noch nichts. Weil nun getreu mit dem, was er hatte, führt ihn Gott auch weiter. Aquila und Priscilla sind die Werkzeuge. Sie zeigen ihm den Weg Gottes. Das heißt, sie sagen ihm aus eigener Herzenserfahrung, was noch fehlt. Apollos nimmt das an und wird ein erfolgreicher Missionär.

2) Die Johannis-Jünger. Sie sind Anfänger in der christlichen Erkenntniß. Am Ende gar zurückgekommen. Hatten die Wiedergeburt nicht erlebt und besaßen den heiligen Geist nicht. Aber auch sie handeln und leben nach bester Erkenntniß. Zu denen sendet Gott den Paulus. Der sagt ihnen, daß Jedermann den heiligen Geist besitzen könne. Und daß die Feuertaufe des Geistes ein Ausscheiden und Anfachen bewirke. Sie hören, folgen und erhalten die Taufe des heiligen Geistes.

Sonntag, 13. April.

Paulus in Ephesus.

Apstg. 19, 8—22.

8. Er ging aber in die Schule, und predigte frei drei Monate lang, lehrte und beredete sie von dem Reich Gottes.

9. Da aber etliche verstockt waren, und nicht glaubten, und übel redeten von dem Wege vor der Menge, wich er von ihnen, und sonderte ab die Jünger, und redete täglich in der Schule eines, der hieß Tyrannus.

10. Und dasselbige geschah zwei Jahre lang, also, daß Alle, die in Asien wohneten, das Wort des Herrn Jesu höreten, beide Juden und Griechen.

11. Und Gott wirkte nicht geringe Thaten durch die Hände Pauli,

12. Also, daß sie auch von seiner Haut die Schweißtüchlein und Koller über die Kranken hielten, und die Seuchen von ihnen wichen, und die bösen Geister von ihnen ausfuhren.

13. Es unterwanden sich aber etliche der umlaufenden Juden, die da Beschwörer waren, den Namen des Herrn Jesu zu nennen über die da böse Geister hatten, und sprachen: Wir beschwören euch bei Jesu, den Paulus prediget.

14. Es waren ihrer aber sieben Söhne eines Juden, Skeva, des Hohenpriesters, die solches thaten.

15. Aber der böse Geist antwortete, und sprach: Jesum kenne ich wohl, und Paulum weiß ich wohl; wer seid ihr aber?

16. Und der Mensch, in dem der böse Geist war, sprang auf sie, und ward ihrer mächtig, und warf sie unter sich, also, daß sie nackend und verwundet aus demselben Hause entflohen.

17. Dasselbige aber ward kund Allen, die zu Ephesus wohneten, beiden, Juden und Griechen; und fiel eine Furcht über sie alle, und der Name des Herrn Jesu ward hochgelobet.

18. Es kamen aber viele derer, die gläubig waren geworden, und bekannten und verkündigten, was sie ausgerichtet hatten.

19. Viele aber, die da vorwitzige Kunst getrieben hatten, brachten die Bücher zusammen, und verbrannten sie öffentlich; und überrechneten, was sie werth waren, und fanden des Geldes fünfzig tausend Groschen.

20. Also mächtig wuchs das Wort des Herrn, und nahm überhand.

21. Da das ausgerichtet war, setzte sich Paulus vor im Geist, durch Macedonien und Achaja zu reisen, und gen Jerusalem zu wandeln, und sprach: Nach dem, wenn ich daselbst gewesen bin, muß ich auch Rom sehen.

22. Und sandte zween, die ihm dieneten, Timotheum und Erastum, in Macedonien; er aber verzog eine Weile in Asien.

---

1. Grundgedanke: „Es kamen auch viele derer, die gläubig waren geworden, und bekannten und verkündigten, was sie ausgerichtet hatten." Apostelg. 19, 18.

2. Zeit: Die drei Jahre von 54—57 nach Christo.

3. Ort: Ephesus in Kleinasien; s. vorige Lektion.

4. Einleitende Bemerkungen: Tyrannus, der Name eines (früher wohl heidnisch gewesenen, aber durch Paulus bekehrten) Redners oder Philosophen in Ephesus, in dessen Schule oder Hörsaal der Apostel später predigte.

Unter Asien ist natürlich nicht der ganze Welttheil, nicht einmal die ganze Halbinsel Kleinasien zu verstehen, sondern nur die im Westen derselben gegen das Mittelmeer hin gelegenen Theile und Landschaften, welche zusammen die römische Provinz „Asien" im engeren Sinne bildeten, also namentlich Mysien, Lydien und Karien, deren gemeinsame Hauptstadt eben Ephesus war.

Skeva, ein sonst unbekannter Jude, der aber selbst jedenfalls nicht der eigentliche Hohepriester war, welcher ja in Jerusalem wohnte, sondern wahrscheinlich nur ein Oberpriester, d. h. der Vorsteher einer der 24 Priesterordnungen (Luk. 1, 5).

Macedonien, damals römische Provinz im nördlichen Griechenland (vgl. die Lektionen vom 3. und 10. Febr.), früher das Reich und Stammland Alexanders des Großen.

Achaja, die südliche Hälfte Griechenlands (s. letzte Lektion).

Rom, bekanntlich die Hauptstadt des römischen Reiches und somit der ganzen damaligen civilisirten Welt, in Mittelitalien am Tiberfluß gelegen.

Ueber Timotheus vergl. die Lektion vom 3. Febr.

Erastus, Begleiter desselben und Gehilfe des Paulus in Korinth, wo er noch nach 2 Tim. 4, 20, etwa zehn Jahre später allein zurückblieb. Röm. 16, 23 bezeichnet ihn Paulus als Rentmeister, d. h. Verwalter der Stadtkasse. Schwerlich hat er aber dies Amt als Glied der noch so jungen Christengemeinde in Korinth schon innegehabt, eher bekleidete er es früher vor seiner Bekehrung, wie Matthäus das römische Zollamt, und Paulus nennt seinen alten Titel blos zu rühmlicher Erinnerung seines opferwilligen Glaubens.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Das Reich Gottes (V. 8—12).

V. 8. In die Schule, d. h. Synagoge, auch hier seinem alten Grundsatz folgend, zuerst unter Israel zu wirken. Dieser Sitte bleibt er getreu so lange als möglich, fast ein ganzes Vierteljahr hindurch, wobei er natürlich nur an den Sabbathen dieser drei Monate öffentlich dort auftrat. Lehrete und beredete sie, eigentlich: er besprach sich mit ihnen, wohl in

förmlich und absichtlich angestellten Disputationen, um sie zu überzeugen vom Anbruch des Reiches Gottes, das er als ein in Christo, dem verheißenen und nun wirklich erschienenen Messias, bereits gekommenes zu erweisen und sie zum Eintritt in dasselbe zu bewegen versuchte.

V. 9. Der Erfolg dieser Einladung war nicht bei Allen gleich günstig: Etliche verstocken und verhärten sich im Unglauben, ja sie redeten übel von dem Weg, d. h. von dem durch die Predigt von Christo geöffneten Heilsweg und zwar vor der Menge. Es kam also bis zu öffentlichen Schmähungen, Beschimpfungen und Verläumdungen, dem gewöhnlichen Mittel der Ungläubigen, den Eindruck, den die göttliche Wahrheit auch auf ihr Gewissen macht, durch solche Lästerungen, durch Hohn und Spott, freches Schelten und Lügen, und wohlfeile Witze wieder von sich abzuschütteln. Er sonderte die Jünger, die durch sein Wort zum Glauben Bekehrten, ab und suchte mit ihnen einen anderen Versammlungsort. So kam es also durch die Schuld der ungläubigen Juden auch hier, wie früher in Korinth (Kap. 18, 6), zum Bruch.

V. 10. Alle Einwohner von Asien, damit sind freilich nicht alle Einzelnen gemeint, sondern nur, daß das Wort des Herrn und die Predigt vom Kreuz sich durch diejenigen, welche den Apostel in Ephesus selber zu hören reiche Gelegenheit hatten, über die ganze Provinz weit hinaus verbreitete. In einer so langen Zeit, wo Paulus nicht mehr blos wie früher (V. 8) nur an den Sabbathen in den Synagogen, sondern nach V. 9 ausdrücklich alle Tage redete, war dies nicht blos nicht unmöglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, da die große Hauptstadt mit ihrem ausgedehnten Handel und ihrem berühmten Tempel (V. 24) unzählige Gäste an sich zog, die theils ihre mannigfachen Berufsgeschäfte und Gewerbe, theils der Dienst der Göttin, die überall hochgefeiert wurde (V. 27), dorthin rief. Dieser langen und reichgesegneten Wirksamkeit des Paulus verdanken wohl die sieben Gemeinden der Offenbarung (Kap. 2 und 3) ihre Entstehung, unter denen Ephesus selbst, der spätere Aufenthaltsort des Apostels Johannes, jedenfalls eine sehr hervorragende Stellung einnahm, daher es in den Sendschreiben der Offenbarung auch zuerst genannt ist (Offenb. 2, 1 ff.).

V. 11. Zum Zeugniß des Worts kommt noch das Zeugniß der That, die vom Herrn selbst seinen Jüngern als Zeichen ihres Apostelberufs verheißenen und sie auch vor der Welt beglaubigenden Wunder (Mark. 16, 17 ff.). Dabei wird ein Doppeltes hervorgehoben: Krankenheilungen und Dämonenaustreibungen. Beides geschah durch die Hände des Paulus, also wohl wieder durch segnende Handauflegung mit Gebet, wobei aber nur das Letztere als die eigentlich wirkende Ursache, das Andere mehr nur als äußeres Mittel und Zeichen zu denken ist (vgl. V. 6).

V. 12. Wenn hier sogar nicht blos den Händen des Apostels selbst, sondern sogar von den von ihm getragenen Kleidern solche wunderbare Wirkungen ausgehen, sobald man sie den Kranken auflegte, so darf man dies nicht als eine in den Kleiderstoffen selbst liegende Heilkraft sich denken, die beinahe zauberhaft von ihnen ausgeströmt wäre, so wenig als bei Jesu selbst, in der Geschichte Matth. 9, 20 ff. Es ist vielmehr auch hier die Macht des Glaubens an diesen Gottesmann und der Eindruck und Einfluß seiner ganzen großartigen und geistesmächtigen Persönlichkeit, der die Seuchen weichen mußten.

b) Das Reich Satans (V. 13—22).

V. 13. Es unterwunden (vermaßen) sich aber etliche der umlaufenden (herumziehenden) Juden, d. h. unnütze Landstreicher, dergleichen damals gar viele, wie auch noch heutzutage, von der Unwissenheit und dem Aberglauben Anderer Gewinn zogen, wie z. B. der schon Kap. 13, 6 genannte Bar Jehu. Sie heißen hier Beschwörer, weil sie vorgaben durch allerlei heimliche Zauberkünste und Zauberformeln, die angeblich noch von Salomo herrühren sollten, Kranke heilen und Dämonen austreiben zu können, wie man ja jetzt noch mit dem sog. sechsten und und siebenten Buch Moses und anderen magischen, sympathetischen, astrologischen Dingen, Traumbüchern 2c. solche Wunderkuren herbeischwindelt. Ephesus galt überhaupt für einen Ursitz altheidnischer Zauberei, namentlich in Verbindung mit dem Dienste der Artemis (Diana), der Göttin des Mondes. Die dortigen Zauberbücher, Zauberformeln und Zaubermittel (Amulette) hielt man für besonders kräftig. Gerade gegenüber diesem heidnischen Aberglauben ließ Gott den Paulus hier besonders große und auffallende Thaten thun (V. 11), um die gläubig gewordenen Christen gründlich davon zu heilen. Den Namen des Herrn Jesu zu nennen, sie glaubten also, daß in ihm eine besondere Wunderkraft liege, wie sie es an den Heilungen durch Paulus sehen konnten. Aber sie nahmen fälschlicher Weise an, daß es dabei eben blos äußerlich auf die Nennung des Namens ankomme, nicht aber auf den Glauben als innerlich nothwendige Grundbedingung der Hilfe. Jedenfalls sieht man daran, welch mächtigen Eindruck die Sache auch auf sie gemacht hatte, nur wollten sie sie dann gewinnsüchtig für sich selbst ausnützen.

V. 15. Wer seid aber Ihr? beschämende Frage = was für ein Recht an mich wollet denn ihr beanspruchen? Selbst der böse Geist muß also hier bekennen, daß wohl Jesus und Paulus Gewalt über ihn haben, sie aber nicht.

V. 16. Jenes Zerrbild des Glaubens und jener Mißbrauch des Heiligen wird übel bestraft. Sie wollten schnöden Gewinn machen und finden Verlust und Schaden, suchten Ruhm, Ehre und Ansehen und werden elend und zu Schanden. Wer ohne den wahren Glauben und ohne göttlichen Beruf sich mit dem Satan in einen so ungleichen Kampf einläßt, der muß unterliegen.

V. 17. Um so heilsamer aber war die Wirkung auf das Volk und zwar auf manche noch nicht ganz lautere und entschiedene Christen selber (V. 18 ff.). Gerade der Name des Herrn ward hochgelobt, den jene schnöd mißbrauchen und mit ihrem heillosen Treiben entehren, entweihen und entheiligen wollten. Nicht blos die Predigt des Paulus in Wort und That mußte dazu helfen, sondern auch das unfreiwillige Zeugniß der Dämonen selbst und der offenkundige schmähliche Untergang jener Gaukler und Betrüger. Eine Furcht fiel auf Alle, nicht blos die Ehrfurcht vor dem großen, mächtigen, wunderbar herrlichen Jesusnamen, den Engel, Menschen und Teufel anbeten müssen (vgl. Phil. 2, 10), sondern auch bange Sorge beim Anblick des schrecklichen Strafgerichts, worin sich nicht nur die Kraft, sondern auch die Heiligkeit offenbarte, vgl. Kap. 3, 43; 5, 11.

V. 18. Was sie ausgerichtet hatten, d. h. sie gestanden ihre zum Theil gleichfalls nicht ganz reinen Thaten. Auch unter den Christen mochte es noch Manche geben, die sich selbst ebenfalls nicht völlig frei von ähnlichen Sünden fühlten, die nun an's Licht kamen. Aber eben dies ist der erste, nothwendigste, aber freilich auch schwerste Schritt zur Besserung, der zweite ist, daß man das erkannte und bekannte Böse nun auch hassen und lassen lernt, ja gänzlich damit bricht und es zum Opfer bringt (Ps. 32, 3. 5).

V. 19. So geschah es in Ephesus bei denen, die vorwitzige Kunst, wie Wahrsagen, Zauberei,

Beschwörung, Schatzgräberei, Sterndeuterei u. s. w. getrieben hatten. Und zwar war das Opfer nicht klein: der von ihnen selbst berechnete oder abgeschätzte Geldwerth der verbrannten Zauberschriften, Traumbücher u. s. w. betrug 50,000 Drachmen, nach unserem Geld beinahe $9,000. Wie viele schlechte Bücher, Blätter, Bilder 2c., die die Jugend vergiften, gehören auch heute noch in's Feuer! Wo eine ächte Bußbewegung in einer Gemeinde, einem Haus, einem Herzen ausbricht, wie dort unter den Christen in Ephesus, da haut man willig auch diese Götzen um und fegt den alten Sauerteig gründlich aus, ohne fleischliche, weichliche Schonung, denn es gilt dabei eine ganze völlige Entscheidung und Entschiedenheit. Erst damit kommt die Gewissenserweckung und Herzenserschütterung zu ihrem vollen Recht und Ziel, wenn die opferfreudige, selbstverleugnende That daraus folgt.

V. 20. Und nahm überhand über alles heidnische Zauberwesen, Unglauben und Aberglauben. Das Wachsthum des Wortes und Reiches Gottes zeigte sich aber auch äußerlich, nicht blos innerlich, denn wohl eben in diese Zeit fällt die Gründung der meisten Gemeinden Kleinasiens (1 Kor. 16, 19).

V. 21. Setzte sich Paulus vor im Geist, es ist also sein eigener Entschluß, doch nicht ohne Antrieb des heiligen Geistes gefaßt. So viel er auch schon ausgerichtet, es ist ihm noch immer nicht genug für die Ehre seines Gottes. Griechenland und Kleinasien hat er für ihn erobert, aber er ist damit noch nicht zufrieden und ruht nicht träg und stolz auf seinen Lorbeeren aus, sie spornen den alten Helden nur zu immer neuen noch größeren und kühneren Thaten. Zunächst soll's noch einmal zu den alten Gemeinden in Macedonien (namentlich also Philippi, vgl. die Lekt. am 10. Febr.) gehen, dann zur Muttergemeinde in Jerusalem, dann aber nach Rom, mitten in die Burg des Heidenthums mit all seiner Macht und Pracht; aber nicht aus irdischer Neugier, nicht als weltlicher Eroberer, sondern als ein Streiter Jesu Christi.

V. 22. Vorerst schickt er zwei tüchtige Sendlinge dorthin voraus, daß sie ihn einstweilen dort vertreten sollen; er selbst bleibt vorerst noch in Kleinasien, wo sich ihm bereits neue Thüren öffnen (1 Kor. 16, 8 ff.).

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Die Macht des Evangeliums.

1) Das Evangelium wird den Einen ein Geruch zum Leben und den Andern ein Geruch zum Tode. Mechanischen Zwang wendet Gott der Herr nicht an. Aber das Evangelium wirkt das Eine oder Andere. V. 8—10.

2) Es ist die Kraft, welche Wunder thut. Und für unsere Zeit gilt die von Jesus ausgesprochene Verheißung: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere denn diese thun; denn ich gehe zum Vater. V. 11 u. 12.

3) Das Evangelium ist kräftig genug, die Mächte der Finsterniß zu besiegen. V. 13—18.

4) Es giebt Kraft, das abzuthun, was vom Uebel ist, und wenn auch große Opfer dazu erforderlich sind. Schlechte Bücher, Zeitungen. V. 19.

Sonntag, 20. April. **Pauli Predigt.** 1 Kor. 1, 17—31.

Pauli Predigt.

17. Denn Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen, nicht mit klugen Worten, auf daß nicht das Kreuz Christi zu nichte werde.
18. Denn das Wort vom Kreuz ist eine Thorheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gottes-Kraft.
19. Denn es stehet geschrieben: „Ich will zu nichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen."
20. Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht?
21. Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte; gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben.
22. Sintemal die Juden Zeichen fordern, und die Griechen nach Weisheit fragen.
23. Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß, und den Griechen eine Thorheit.
24. Denen aber, die berufen sind, beiden, Juden und Griechen, predigen wir Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit.
25. Denn die göttliche Thorheit ist weiser denn die Menschen sind; und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind.
26. Sehet an, lieben Brüder, euren Beruf: nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen;
27. Sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist;
28. Und das Unedle vor der Welt, und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts ist, daß er zu nichte mache, was etwas ist;
29. Auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.
30. Von welchem auch ihr herkommt in Christo Jesu, welcher uns gemacht ist von Gott zur Weisheit, und zur Gerechtigkeit, und zur Heiligung, und zur Erlösung.
31. Auf daß, wie geschrieben steht, wer sich rühme, der rühme sich des Herrn.

---

1. Grundgedanke: „Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit." 1 Kor. 1, 23.

2. Zeit: 57 nach Christo.

3. Ort: Korinth in Griechenland, s. Lektion vom 9. März.

4. Einleitende Bemerkungen: Ueber die Briefe des Apostels Paulus überhaupt vergl. die Lektion vom 16. März.

Die Gemeinde zu Korinth auf der zweiten Missionsreise des Apostels (Apostelg. 18, 1 ff.), während seines anderthalbjährigen Aufenthalts daselbst gestiftet, bestand vorwiegend aus Heidenchristen, die namentlich auch seit der Uebersiedelung des Apollos von Ephesus nach Korinth in höherer Erkenntniß der christlichen Wahrheit gefördert worden waren, die freilich von der viel einfacheren, praktischen Predigt des Paulus selbst schon durch ihre kunstmäßigere, rednerische Form, ihre eigenthümliche Schriftauslegung und Gelehrsamkeit nicht wenig abstach. Neben ihnen gab es aber auch eine gesetzlich strengere judenchristliche Partei, die namentlich das apostolische Ansehen des Paulus herunterzogen (9, 2—5). Neben dem Wissensstolz der hochgebildeten Griechen und der fanatischen Engherzigkeit dieser Judaisten regte sich aber auch ein noch schlimmerer Feind: die Fehler und Sünden des altheidnischen Lebens der reichen üppigen Handelsstadt griffen selbst unter vielen der noch schwachen und unbefestigten Neubekehrten unter dem Deckmantel der evangelischen Freiheit wieder um sich und so kam es neben dem leidigen Streit des Parteiwesens und der Lehrzwistigkeiten sogar zu offenbaren Aergernissen: heidnischer Unzucht (5, 1 ff.), Prozeßsucht (6, 1 ff.), Theilnahme am Götzenopfer (8, 1 ff.), Zerfall der Kirchenzucht, sowohl bei Feier der Liebesmahle als des Abendmahls, als in der guten Sitte bei'm Gottesdienst und in der Ordnung der Ehe

und des Gemeindelebens überhaupt. Statt dessen herrschte ein unordentlicher Gebrauch der manchfaltigen Geistesgaben, stolze Ueberhebung gegen einander und selbst ein so bedenklicher Abfall vom Glauben, daß Einzelne sogar die Möglichkeit der Auferstehung läugneten (15, 33 ff.). Diesen Uebelständen energisch abzuhelfen, ist der Zweck des ersten Briefes, der aber nicht, wie seine, erst später beigefügte, nicht von Paulus selbst herrührende Ueberschrift fälschlich sagt, von Philippi in Macedonien, sondern von Ephesus in Kleinasien aus geschrieben ist; dort schreibt er vielmehr nur den zweiten Korintherbrief.

5. Zur Erklärung und Erbauung: Die Predigt des Paulus.

a) Ihr Gegenstand (V. 17—20).

V. 17. Hat mich nicht gesandt zu taufen; dieses Amt überließ er meist seinen Gehilfen, um seine eigene Kraft und Zeit seiner eigentlichen und viel wichtigeren und nöthigeren Aufgabe der evangelischen Predigt zu widmen. Gegenüber den ausgebrochenen Spaltungen in Korinth ist er fast froh, daß er nur ausnahmsweise auch taufte, damit man nicht auf den Gedanken kommen könne, er habe auf seinen Namen getauft, d. h. die Leute nur zu seinen Anhängern, Jüngern und Partheigenossen machen wollen. Bei der Predigt kommt es nicht blos auf den lauteren und reinen Inhalt seiner Verkündigung, die unverfälschte evangelische Glaubenslehre selbst an, sondern auch auf ihre richtige Art und Weise, die ungefärbt von allerlei menschlicher Kunst und „klugen Worten" oder Wortweisheit und ungeschminkt von beredter Darstellung oder kunstreicher Begründung im schlichten Gewand der Einfachheit, Wahrheit und Klarheit einhergehen muß. Auf daß nicht das Kreuz Christi zunichte (vereitelt, entleert) werde, die ihm selbst innewohnende eigenthümliche Kraft und Wirksamkeit verliere und einbüße, die nicht erst des äußeren Schmuckes philosophischer Formen und des ästhetischen Reizes rednerischer Einkleidung und schöner bilderreicher Sprache bedarf.

V. 18. Die Thatsache der durch Christum am Kreuze vollbrachten Erlösung ohne alle äußere Zierrath, aber in Beweisung des Geistes und der Kraft gepredigt, ist es, woran sich der Glaube und der Unglaube scheidet. Den Ungläubigen, die verloren gehen, bleibt das Wort vom Kreuz so wie so eine Thorheit, ob mit oder ohne Menschenkunst verkündigt, denn sie wollen nichts davon. Den Anderen wird er durch den Glauben an und durch den Gehorsam gegen das Wort immer mehr eine rettende Gotteskraft (Röm. 1, 16) und zwar desto leichter, je weniger von falschem Schmuck daran klebt, der seine Kraft und Wirkung nur hindert.

V. 19. Es stehet geschrieben, nehmlich Jes. 29, 14, wo Gott bereits ausspricht oder doch andeutet, daß er im Sinn hat, die (weltliche) Weisheit, als zur Rettung nichts nütze, darzustellen.

V. 20. Aber auch jetzt noch geht jener Spruch in augenscheinliche Erfüllung in der christlichen Gemeinde selbst; auch da kann man fragen: Wo sind die Klugen &c.? Auch dieß schließt sich an an Jes. 19, 12; 33, 18. wie der Schluß des Verses von der zur Thorheit gemachten (weltlichen) Weisheit an Hiob 12, 17. Die Schriftgelehrten und Weltweisen, jenes geht mehr auf die gesetzeskundigen, aber pharisäisch gesinnten Juden, dieß auf die gelehrten und wissensstolzen heidnischen Griechen. Wie das Heil in Christo besteht und bestehen bleibt auch ohne sie, so ist es doch nicht für sie vorhanden; sie haben nichts dazu gethan, es zu bewirken und können auch durch ihr Widerstreben nichts von seiner Wirkung hinwegnehmen, aber die Art, wie Gott es zu Stand gebracht hat, wollen sie, statt sie demüthig sich gefallen zu lassen und willig anzunehmen, vielmehr hochmüthig meistern. Indem sie aber das einzige Heilmittel absichtlich verschmähen, erweisen sie sich gerade in ihrer ganzen Thorheit, trotz aller vermeintlichen Weisheit, weil sie seinen wahren Werth nicht einsehen und nur sich selber schaden.

b) Ihre Kraft (V. 21—25).

V. 21. In seiner Weisheit nicht erkannte, besser: an oder unter seiner Weisheit, d. h. trotzdem daß er sie ihnen genugsam kundgemacht und sich geoffenbart hatte, den Heiden in den Werken der Schöpfung, in ihrem Gewissen und im allgemeinen Zug aller Menschenherzen, den Juden aber in seinem Wort und Gesetz. In dem allem hat er sich ihnen zum Erfassen und Erfahren dargeboten, aber sie haben ihn dennoch nicht wirklich erfaßt und sich zu eigen gemacht, in der ganzen vorchristlichen Zeit hat sich die Welt umsonst müde gearbeitet, Gott aus seinen Kundgebungen zu erkennen und hat es doch nicht vermocht und nichts dabei erreicht, als ein vergebliches Suchen ohne Finden. Darum will es Gott jetzt in der christlichen Zeit auf einem anderen Weg, durch scheinbar Widersinniges, das den Weltweisen wie lauter Thorheit erscheint, nehmlich durch das Wort vom Kreuz versuchen, die verlorene Welt noch zu retten, ohne daß es dazu irgend welcher Zierde und Ausputzes bedürfte. So daran glauben, der Glaube ist natürlich nicht der Grund, sondern nur das Mittel des Seligwerdens und steht gerade der menschlichen Kunst und weltlichen Weisheit und Wissenschaft, die Alles selber finden und machen will, entgegen, sofern er zunächst nur dasjenige, was Gott giebt und schafft, in Empfang nimmt und lebendig in sich verarbeitet und benützt.

V. 22. Diese evangelische Predigt und Heilslehre steht also im vollendetsten Widerspruch mit dem Sinn des natürlichen Menschen, sowohl bei den Zeichen fordernden Juden, als auch bei den Weisheit suchenden Griechen oder Heiden. Durch die Kreuzigung Christi hatten alle Wunder des Messias für jene ihre Beweiskraft verloren, diesen aber war ein solcher Glaube ohnehin etwas ganz und gar unverständliches, da er sich mit ihrer Weltweisheit nicht vertrug und sich philosophisch nicht zurecht legen ließ.

V. 23. Ein Aergerniß, weil sie in ihrem Unglauben sich daran stoßen, daß ihr Messias am Kreuze schmachvoll und schmerzvoll sterben soll, von dem sie doch ein irdisches Reich in Macht und Pracht erwartet hatten.

V. 24. Göttliche Kraft gegenüber der Unfähigkeit der Menschen sich selbst zu erlösen und göttliche Weisheit (Col. 2, 3) gegenüber der Untüchtigkeit zur Erkenntniß der göttlichen Dinge. Predigen wir, wir verkündigen ihn nicht blos, sondern dieß geschieht auch so erfolgreich, daß er sich ihnen wirklich so erweist. Auch jetzt noch findet, wer es mit dieser Predigt ernstlich und aufrichtig versucht, darin eine Gottesweisheit und Gotteskraft, wie er sich's früher nicht für möglich gedacht hätte. Denen, die berufen sind, nehmlich zur Seligkeit, wobei aber nicht an eine ewige Erwählung der Einen zur Seligkeit und der Anderen zur Verdammniß zu denken ist (Prädestination). Von einer solchen zwingenden Vorherbestimmung zur Verdammniß weiß die Schrift nichts, sonst könnte sie die Schuld davon nur bei Gott, nicht bei den Menschen selbst finden, in deren freien Willen es doch gestellt ist, die Wahl zu treffen und sich zu entscheiden, ob sie Gottes Ruf annehmen und sich bekehren wollen, oder nicht. Dieser Ruf selbst aber gilt Allen ohne Unterschied. Aber auch alle müssen ihre Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen geben, was namentlich den griechisch gebildeten Heidenchristen in Korinth schwer fiel.

V. 25. Eigentlich: Das Thörichte und Schwache Gottes, d. h. Gott in seiner vermeintlichen, aber blos scheinbaren Thorheit und Schwachheit, die in Wahrheit Weisheit und Stärke ist.

c) Ihr Erfolg (V. 26—31).

V. 26 und 27. Euren Beruf, den Stand, aus welchem heraus die Meisten unter euch zum Christenthum gekommen sind (Kap. 7, 20); er beweist das Ebengesagte aus ihrer eigenen persönlichen Erfahrung. Weise nach dem Fleisch sind die blos von menschlicher Weisheit und Gelehrsamkeit Erfüllten. Nicht viel Edle, d. h. von hoher Herkunft und vornehmer Geburt. Daß es solche nur wenige in der Gemeinde gab, erhellt auch aus Apostelgesch. 17, 34; Röm. 16, 34.

V. 28. Das da nichts ist, das so sehr nichts gilt, daß es angesehen wird, als ob es gar nicht existirte, das eine bloße Null ist. Was Etwas ist, durch Glück, Geld, Ansehen und Einfluß Geltung in der Welt bekommen hat.

V. 29. Kein Fleisch, d. h. kein Mensch, der ja von und in sich selber nichts als „Fleisch", schwach, arm und hinfällig ist. Alle diese menschlichen Vorzüge, Gaben, Stellungen u. s. w. müssen also Gott gegenüber völlig verschwinden.

V. 30. Welcher uns gemacht ist u. s. w., in ihm liegt also allein die ganze Fülle der Heilsgüter zur Seligkeit und daher auch der einzige Grund alles unseres Rühmens. Die vier Begriffe bilden eine Stufenleiter und umfassen zusammen sämmtliche Erscheinungen des christlichen Lebens, von den ersten Anfängen bis zur höchsten Vollendung. Der Anfang alles wahren Lebens ist die Weisheit als Erkenntniß des eigenen Nichts und wahrhaftes, wesentliches Wissen des Göttlichen, zu dem uns nur Christus allein führen kann. Die Gerechtigkeit ist die durch Sündenvergebung gewirkte und durch den Glauben an Gottes freie Gnade in Christo angeeignete Rechtfertigung des Sünders vor Gott als eine einmal und für immer geschenkte und vorhandene. Die daraus folgende Heiligung fängt mit der Wiedergeburt an und hat ihr Heil in der christlichen Vollkommenheit. Die Erlösung endlich ist hier als Erlösung von der Sünde zu verstehen, wo sie mit den beiden zuletzt genannten Beziehungen zusammenfällt, und zweitens bezeichnet sie den jenseits des irdischen Lebens fallenden Stand himmlischer Vollendung als letztes Ziel und Ende von allem.

V. 31. Auf daß an und durch euch geschehe, was geschrieben steht, nämlich Jer. 9, 24; vgl. auch 2 Kor. 10, 17.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Das Wort vom Kreuz.

1) Es ist in keinem Andern Heil. Das Kreuz der Grund unserer Hoffnung. Daran ist deshalb auch zu halten; das ist zu predigen. Wer daran glaubt, der wird selig, indem er göttliche Kraft und Weisheit erhält. Ist es auch ein Wort, das von Schwachen und Kleinen erfaßt wird, nennt es die Welt auch Thorheit, so hat Gott doch das Schwache erwählet, auf daß er zu nichte mache, was etwas ist. V. 17—21, 24—29.

2) Vielen ist dieses Wort Aergerniß oder Thorheit. Ein Aergerniß, weil sie keinen gekreuzigten Heiland wollen. Eine Thorheit, weil dies Wort zu ihrer menschlichen Weisheit nicht paßt, sich nicht in ihr philosophisches System einfügt. V. 22 und 23.

3) Wirkung: Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung. V. 30 und 31.

Enthaltung um Anderer willen.

Sonntag, 27. April. 1 Kor. 8, 1—13.

1. Von dem Götzenopfer aber wissen wir; denn wir haben alle das Wissen. Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert.

2. So aber sich Jemand dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll.

3. So aber Jemand Gott liebt, derselbige ist von ihm erkannt.

4. So wissen wir nun von der Speise des Götzenopfers, daß ein Götze nichts in der Welt sei, und daß kein anderer Gott sei ohne der einige.

5. Und wiewohl es sind, die Götter genannt werden, es sei im Himmel oder auf Erden; sintemal es sind viele Götter und viele Herren:

6. So haben wir doch nur Einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind, und wir in ihm; und einen Herrn, Jesum Christum, durch welchen alle Dinge sind, und wir durch ihn.

7. Es hat aber nicht Jedermann das Wissen. Denn Etliche machen sich noch ein Gewissen über dem Götzen, und essen es für Götzenopfer; damit wird ihr Gewissen, weil es so schwach ist, beflecket.

8. Aber die Speise fördert uns nicht vor Gott. Essen wir, so werden wir darum nicht besser sein; essen wir nicht, so werden wir darum nichts weniger sein.

9. Sehet aber zu, daß diese eure Freiheit nicht gerathe zu einem Anstoß der Schwachen.

10. Denn so dich, der du das Erkenntniß hast, Jemand sähe zu Tische sitzen im Götzenhause; wird nicht sein Gewissen, dieweil es schwach ist, verursachet, das Götzenopfer zu essen?

11. Und wird also über deinem Erkenntniß der schwache Bruder umkommen, um welches willen doch Christus gestorben ist.

12. Wenn ihr aber also sündiget an den Brüdern, und schlaget ihr schwaches Gewissen, so sündiget ihr an Christo.

13. Darum, so die Speise meinen Bruder ärgert, wollte ich nimmermehr Fleisch essen, auf daß ich meinen Bruder nicht ärgerte.

---

1. Grundgedanke: „Darum, so die Speise meinen Bruder ärgert, wollte ich nimmermehr Fleisch essen, auf daß ich meinen Bruder nicht ärgerte." 1 Kor. 8, 13.

2. Zeit und **3. Ort**, s. vorige Lektion.

4. Einleitung: Ebenso. Zusammenhang mit der letzten Lektion: Wer so viel geistige Gaben besitzt, wie der Schluß der letzten Lektion (V. 30) gezeigt hat, kann wohl und wird gern auch aus Liebe auf einen sonst erlaubten irdischen Genuß verzichten.

In allen heidenchristlichen Gemeinden, z. B. auch in Rom, war die Frage wegen des Götzenopferfleisches sehr wichtig. Dieses gehörte nämlich nach Brauch und Recht theils den Opfernden selbst, theils den Priestern und konnte von Beiden entweder verkauft oder zu Gastmählern in Tempeln oder Privathäusern verwendet werden. Davor hatten die Juden und die strenger gerichteten Judenchristen großen Abscheu, zum Theil weil sie meinten, die heidnischen Götter seien böse Geister (Kap. 10, 20), aber auch manche Heidenchristen dachten nach V. 7 noch so. Nur diejenigen unter ihnen, die tiefere Einsicht hatten, machten sich nichts daraus, weil ja ein Götze nach christlicher Lehre in Wahrheit nichts Wirkliches, sondern nur ein Phantasiegebilde sei, also auch seine Opfer nicht verunreinigen könne. Diesen sagt hier der Apostel, daß sie zwar der Erkenntniß nach Recht haben, aber durch ihr rücksichtsloses Benehmen ohne alle Selbstverleugnung und Einschränkung zu Gunsten Anderer und ihres schwachen Gewissens oder ihres engen Gesichtskreises in Gefahr der Sünde stehen, sie durch ihr Beispiel zu Etwas zu verführen, was für sie ein Unrecht ist, auch wenn es Anderen gestattet sein mag. Statt dessen sollten sie sie lieber durch Verzichtleisten auf ihr Recht schonen. Diese sehr eingehende Erörterung (bis Schluß von Kap. 10) war wohl

durch eine direkte Anfrage der Gemeinde herbeigeführt. In der Antwort Pauli offenbart sich eine bewunderungswürdige Weisheit, indem er das an der Ansicht seiner Leser theoretisch Richtige anerkennt und gelten läßt, aber das praktisch Unrichtige und Gefährliche abschneidet und sie die Schranken des Gebrauches kennen lehrt, die ein Christ von seiner höheren Einsicht und freieren Anschauung zu machen hat, sofern die Nächstenliebe dabei das Maßgebende, Gottes Ehre und der Nächsten Erbauung und Förderung im Guten das höchste Ziel und der Endzweck bleiben muß. Was er hier anknüpfend an eine vorübergehende Zeitfrage lehrt, enthält doch zugleich die unwandelbare Grundangabe, wonach sich das Verhalten der Christen zu allen Zeiten und in allen derartigen Dingen zu richten hat.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die wahre Erkenntniß (V. 1—6).

V. 1. Denn wir haben alle das Wissen, wir alle nämlich, die Einsicht und Erkenntniß haben und als Christen uns nicht mehr durch ängstliche und engherzige Rücksichten auf das an sich nichtige Götzenwesen des Heidenthums gebunden fühlen. Anders war es bei den engherzigen Judaisten (V. 7). Bei jenen Allen herrschte also betreffs der Erkenntniß kein Unterschied, sie standen alle auf dem gleichen Standpunkt in dieser Beziehung. Käme es also nur auf dies allein an, die richtige theoretische Kenntniß über diesen Gegenstand geltend zu machen, so bedürfte es darüber keiner weiteren Verhandlungen, weil darin alle einig sind. Aber bei der praktischen Durchführung zeigen sich die Mißstände, weil Viele auf dies Wissen so rücksichtslos pochen, daß es nachtheilig wirkt und die Liebe darunter leidet. Das Wissen bläset auf, so daß Einer hochmüthig auf den Andern herabsieht, aber die Liebe bessert (eigentlich: erbaut) den Nächsten, vgl. Eph. 4, 12. Die Erkenntniß mit ihrem eingebildeten Wesen und stolzen Sinn reißt blos nieder, blos wer sich demüthig zu Anderen herabläßt, kann bessernd wirken, weil nur er allein gründliche Erkenntniß und Selbstbeschränkung hat.

V. 2. Der weiß noch nichts heißt nicht, daß ihm überhaupt alle und jede Kenntniß fehle, aber seine Erkenntniß ist nicht so, wie sie sein und wie er wissen soll, sondern einseitig und oberflächlich, unwahr und ungesund.

V. 3. Gott liebet, dies muß sich dann aber auch in der wahren Nächstenliebe zeigen, so daß er bei allem, was er thut, auf dessen Besserung und Erbauung abzielt. Das wird ihm aber nur dann beschieden, wenn ihm Gottes Liebe bei all seinem Wissen und Thun die Hauptsache ist und bleibt. Ein solcher wird auch von Gott erkannt, anerkannt, mit ihm vertraut und eben dadurch zum rechten, liebenden Erkennen erst fähig und tüchtig gemacht. Denn „nur so viel wir Gott lieben, so viel erkennen wir ihn", sagt tiefsinnig schon der alte Bischof Bernhard von Clairvaux.

V. 4. Daß kein Götze in der Welt ist, oder: Daß es keinen Götzen in der Welt giebt, der wirklich ein „Etwas", ein reelles Wesen ist. Die Götter, die die Heiden anbeten, sind nur Geschöpfe ihrer eigenen Phantasie und existiren nur in dieser, aber nicht in der reellen Welt der Wirklichkeiten. Es mag wohl sogenannte Götter und Herren geben (5 Mos. 10, 17), auch übersinnliche Geisteswesen und dämonische Mächte (Eph. 1, 21; Col. 1, 16), deren Dasein ja Paulus selbst am wenigsten leugnet, ja sogar später (Kap. 10, 20) ausdrücklich zugiebt und in eine gewisse Verbindung mit dem heidnischen Götzendienst bringt. Er kennt und anerkennt diesen dunklen Hintergrund des heidnischen Götterwesens gar wohl, läßt auch merken, daß man durch Theilnahme am letzteren leicht in eine gefährliche und verderbliche Beziehung zu diesen Dämonen gerathen könnte. Als unrichtig bezeichnet er nur die gewöhnliche Volksvorstellung, als ob die einzelnen Götter, die die Heiden anbeteten und zwar unter besonderen Namen (Diana, Jupiter, Merkur u. s. w.) wirkliche Personen seien. Ein Götze ist vielmehr ein „Nichts", ein Unding, ein Widerspruch in sich selbst, sein Name ist „Nichtigkeit", wogegen schon der Name des Einen wahren und lebendigen Gottes ausspricht, daß er sei (existire), daher heißt er eben Jehova (5 Mos. 32, 21) „der Seiende", und zwar ist er es allein (1 Tim. 2, 5).

V. 5 und 6. Und wie wohl es sind, die Götter genannt werden, nämlich in der heil. Schrift und nur im weiteren abgeleiteten Sinn des Wortes, indem sowohl Engel oder himmlische Mächte, als Richter und irdische Machthaber dort diesen Namen tragen, so haben wir (Christen) doch nur Einen Gott, der wirklich diesen Namen ganz und voll verdient. Im höchsten und wahren Sinne kann nur der allmächtige Schöpfer selbst, als persönlicher Urgrund alles Lebens, diesen Namen verdienen, als der, von welchem her alle Dinge sind und ihm ihr Dasein verdanken. Und wir in ihm, besser: zu ihm und für ihn; er ist das letzte und eigentlichste Ziel unseres Daseins, wir sollen seinen Zwecken dienen und sind zu seiner Gemeinschaft berufen und geschaffen. Und Einen Herrn, wieder im vollen Sinn des Wortes. Durch welchen alle Dinge sind, d. h. als Geschöpfe von ihm herkommen, denn durch ihn, als ewiges „Wort", ist ja die ganze Welt gemacht. Und wir durch ihn, wir sind als Christen bezüglich unseres Seelenheils ganz von ihm allein abhängig als einzigem Mittler, sind durch ihn auch geistig und innerlich neu geschaffen.

b) Das schwache Gewissen (V. 7—12).

V. 7. Das Wissen, nämlich von der Nichtigkeit der Götzen (V. 4) und die daraus folgende freiere Stellung; doch scheint diese in der Gemeinde bei weitaus den Meisten geherrscht zu haben, da er V. 1 dieses Wissen „Allen" zuschrieb, weil er auf die verschwindende Minderheit nicht Rücksicht nahm. Machen sich noch ein Gewissen über dem Götzen, von ihrem alten heidnischen Götterglauben her, ob ihm nicht doch eine gewisse Realität und Macht zukomme, der man anheimfalle durch den Genuß des Götzenopferfleisches. Darum essen sie es für Götzenopfer, nicht blos für gewöhnliches Fleisch, das nach 1 Tim. 4, 4 wie alle anderen Gaben Gottes an sich gut und von Natur rein ist. Damit, weil sie dann nämlich Etwas thun, was sie von ihrem noch beschränkten Standpunkt aus für Unrecht ansehen müssen und also nicht thun dürfen, wird ihr Gewissen, das nun einmal schwach ist, d. h. von gewissen Vorurtheilen befangen in Folge ihrer früheren Vorstellungen vom Opfer, befleckt, von einer Schuld belastet (Röm. 14, 23). Ihr Gewissen, weil von vorn herein noch getrübt, wird nun auch noch beschwert, wenn sie es den Freieren, Stärkeren nachthun wollen, für welche das Opferfleisch keine religiöse Bedeutung mehr hat.

V. 8. Fördert uns nicht vor Gott. Sein Urtheil über unseren sittlichen Werth oder Unwerth wird dadurch nicht mitbestimmt, ob wir essen oder nicht essen, wir gelten in seinen Augen im einen Fall weder mehr, noch weniger als im andern. Insofern hätten also die Christen, als die von jedem äußeren Gesetzeszwang freien, an und für sich wohl das Recht, in solchen sich einzig nur nach ihrem eigenen besseren Wissen und Gewissen (V. 4) zu richten, ohne Rücksicht auf die Schwachen, läge darin nicht zugleich eben für diese Letzteren selbst eine Gefahr des Anstoßes und Aergernißnehmens, ja sogar eine Verführung, indem sie leichtfertig

oder aus falscher Scham über ihre ängstliche Bedenklichkeit, es jenen gleich thun wollen.

V. 9. Ein solches Essen kann wohl die eigene Freiheit beweisen, aber den Nächsten nicht bessern und erbauen, sondern verderben und verwirren. Das Apostelconcil (Apstg. 15, 20 u. 29, vrgl. die Lektion vom 6. Jan.) hatte ebenfalls nur die Theilnahme an den Götzenopfern selbst verboten, wie auch Paulus nachher thut (1 Cor. 10, 14—22), das Essen des Opferfleisches aber stellt er als etwas an sich in sittlicher Beziehung ganz Gleichgiltiges frei und will nur die schonende Rücksicht auf den Nächsten nicht dadurch verletzt wissen, weil dieß wider die Liebe ist; daher die Warnung: „Seht zu!" (Habt Acht!)

V. 10 nimmt absichtlich als Beispiel den äußersten Fall: persönliche Theilnahme an der heidnischen Opfermahlzeit selbst und zwar im Götzentempel, um daran die etwaigen bösen Folgen recht deutlich und anschaulich zu machen.

V. 11. Umkommen, des Glaubens verlustig werden und vielleicht sogar des ewigen Heils, wenn er denselben nicht wieder erlangt. Statt „erbaut", wird er also verführt und statt „gebessert", verleitet und verderbt, weil er Etwas nachahmt, was ihm für seinen Erkenntniß- und Gewissensstand eine Sünde ist. Und doch ist auch er ein Bruder, für den Christus sein Leben gab, also durch ein so theures Opfer erkauft, daß er es wohl werth ist, daß man für ihn auch etwas von seiner Freiheit aufopfere und sich einen kleinen Genuß versage.

V. 12. An Christo, dessen kostbar erworbenes Eigenthum auch diese Schwachen sind. 1 Petri 1, 18; Matth. 18, 6.

c) **Die völlige Enthaltung (V. 13).**

V. 13. Der Apostel schließt mit seinem eigenen Beispiel der Entsagung: Lieber wollte er sein Leben lang nicht blos kein Opferfleisch, sondern überhaupt gar kein Fleisch, Wein 2c. mehr genießen.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Enthaltsamkeit.

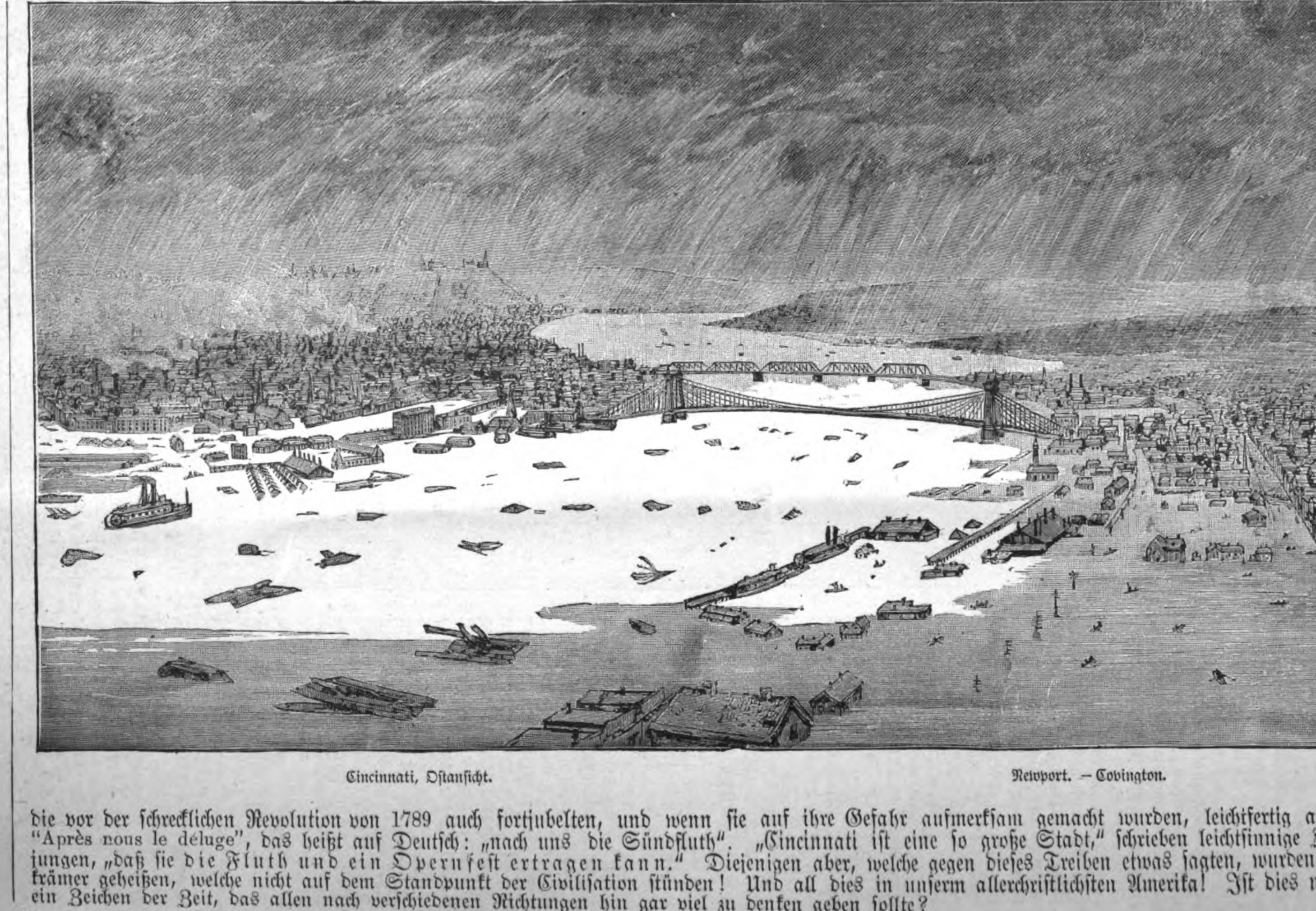
I. Der richtige Grundsatz. Das Wissen thuts nicht; die Liebe bessert. Wir mögen wissen, daß dies oder ein anderes uns nichts schadet, aber um der Liebe zu den Menschen, denen es großen Schaden bringt, haben wir es zu lassen, uns zu enthalten. Sonst möchte „unsere Freiheit gerathen zu einem Anstoße der Schwachen und der schwache Bruder umkommen." Das wäre nicht nur ein Sündigen gegen den Bruder, sondern wir würden dadurch an Christo sündigen, der für ihn gestorben ist.

II. Die Beschränkung. Der Grundsatz ist nicht auf jeden Einfall anwendbar, den einer haben mag. Wir sind nicht die Sklaven anderer. Wir müssen meiden, was andere in Versuchung führen kann — Anstoß; nicht nothwendigerweise alles, was einer als Sünde verdammen mag.

III. Anwendung. In unserer Zeit keine Götzenopfer mehr. Aber — berauschende Getränke; Vergnügungen aller Art; üppiges Leben; Sonntagentheiligung u. s. w.

Chronik der Gegenwart.

Die Bilder aus der Ueberschwemmung im Ohiothal geben nur einen geringen Begriff von der furchtbaren Macht und Ausdehnung dieser größten Hochfluth, von der die Geschichte dieses Thales weiß. Aber wir haben die Illustrationen eingesetzt, um unsern entfernt wohnenden Lesern wenigstens einigermaßen Anschauungen zu bieten. Das Bild „Cincinnati" zeigt die östliche Hälfte dieser Stadt, die verhältnißmäßig am wenigstens gelitten hat, während die westliche, dem vom Norden her kommenden niederen Mühlthal (Mill Creek) entlang furchtbar heimgesucht ward. Wir wählten die Ostansicht, weil dadurch auch zugleich Covington und Newport dargestellt werden konnten. Letztere Stadt ist am schrecklichsten mitgenommen. Ein großer Theil derselben liegt in dem niederen Thalland des Lickingflusses, der bei Ueberschwemmungen zum reißenden Strom wird, und so ist Newport den Wassern dieses Flusses und des Ohio ausgesetzt. Zwischen 3 und 4000 Häuser wurden hier überschwemmt, das heißt über die Hälfte der Stadt Newport und 15,000 Personen hatten zu flüchten oder verblieben in ihrem wasserumwogten Heim. Das Covington-Ufer des Licking Flusses ist bedeutend höher, weßhalb diese Stadt auch bedeutend weniger litt. Hier erreichte das Wasser an den niedersten Stellen im Westtheil der Stadt nur die Vierte Straße, während die Hängebrücke auch beim höchsten Wasserstand zu Fuß erreicht werden konnte; in Cincinnati aber mußten die Fußgänger vom Ende der Brücke bis zwischen Pearl und Dritten mit Booten fahren. Im Ganzen standen in Cincinnati und Umgegend 15,000 Häuser unter Wasser. Aehnliche Scenen bewirkte diese schrecklichste aller Hochfluthen im ganzen Ohiothal auf einer Strecke von beinahe 1000 Meilen. Ohnmächtig standen die Menschen trotz der viel gerühmten Wissenschaft und der außerordentlich entwickelten Technik dabei und konnten nicht helfen. Wie viele wohl in sich geschlagen, und an den gewaltigen Gott, das Nichtige und Flüchtige alles Irdischen, und im Gegensatz dazu an ewige Güter gedacht haben mögen! Wir wissen es nicht. Wohl aber sahen wir, wie trotz des ungeheuren Unglücks, trotz dem, daß Tausende um's Leben rangen und ihr Alles vorloren, andere Tausende ins große Opernfest, das für jene Woche schon früher veranstaltet war, liefen und sich sonst allerorts lustig machten. Die Eintrittskarten seien gekauft, sagte man, die Sänger da, der Verlust wäre ein ungeheurer, falls nicht gespielt würde, und so wurde denn inmitten der verheerenden Fluth gespielt, Ballett getanzt, Oper gesungen, gegeigt, phantasirt und gejubelt. Es war die große gebildete, gesittete (?), reiche Gesellschaft, die dort im Opernsaal während des allgemeinen Jammers zusammenkam und sie erinnerte an die französischen Cavaliere,



Cincinnati, Ostansicht. Newport. — Covington.

die vor der schrecklichen Revolution von 1789 auch fortjubelten, und wenn sie auf ihre Gefahr aufmerksam gemacht wurden, leichtfertig ausriefen: "Après nous le déluge", das heißt auf Deutsch: „nach uns die Sündfluth“. „Cincinnati ist eine so große Stadt,“ schrieben leichtsinnige Zeitungsjungen, „daß sie die Fluth und ein Opernfest ertragen kann.“ Diejenigen aber, welche gegen dieses Treiben etwas sagten, wurden Kleinigkrämer geheißen, welche nicht auf dem Standpunkt der Civilisation stünden! Und all dies in unserm allerchristlichsten Amerika! Ist dies nicht auch ein Zeichen der Zeit, das allen nach verschiedenen Richtungen hin gar viel zu denken geben sollte?

Dabei hat sich jedoch auch die thätige Menschenliebe und Opferfähigkeit unseres Volkes wieder auf's Glänzendste bewährt. Manche unserer Mitbürger, welche auch Einlaßkarten zum Opernfest gekauft hatten, gingen nicht dort hin, sondern waren in den Lokalen der Hilfskommittees zu finden, wo Tag und Nacht in charakteristisch energischer Weise zur Linderung der Noth gearbeitet wurde. Wer immer zu entdecken und zu erreichen war und Hilfe brauchte, der hat den Fluß herauf und hinunter wohl nicht Noth gelitten, sondern wenigstens Brot erhalten. Behörden, Vereine und Einzelne wetteiferten mit einander und widmeten Kräfte, Geld und Zeit in großartigster Manier. Von Knauserei und Knickerei keine Spur. Städte, welche durch Selbsthilfe die Bedrängten versorgen konnten, wiesen auswärtige Hilfe ab und sprangen noch andern bei. Protestantische Gemeinden, wie z. B. die in Newport, versorgten die ihrigen, ohne sich an die General-Kommittees zu wenden, und die Jünger des Herrn haben überhaupt durchweg einmal wieder bewiesen, daß man den Baum an den Früchten erkennt. Man sage nicht, das amerikanische Volk hat es ja, und darum ist es ihm ein Leichtes zu geben. Es hat Güter, das ist wahr; es erwirbt gerne, wer könnte dies nicht sehen? Aber es übt auch die Nächstenliebe. Und das kommt nicht so von ungefähr, sondern es ist dies eine Frucht der Achtung, welche das Wort Gottes hierzuland genießt, das die allgemeine Bruderschaft der Menschheit proklamirt und Nächstenliebe predigt. An diesem Worte wollen wir festhalten, denn wenn es dem Teufel gelänge, es aus dem Volksbewußtsein zu verwischen und Menschenmachwerk dafür einzuschmuggeln, so würde aus dem amerikanischen Volke nicht nur eines, das gerne erwirbt, sondern auch die geizigste, irdisch-gesinnteste Nation auf Erden.

Eine Straße in Pittsburg.

Von Wendell Philipps, der zu den Vätern versammelt worden, sagen manche Zeitungen, daß er seit Abschaffung der Sklaverei, wofür er so viel beigetragen, so viel wie eine Null gewesen sei. Aus welcher Ursache sind denn diese Zeitungsschreiber zu dieser absprechenden Meinung gekommen? Weil er in den letzten 25 Jahren für die Temperenzschrullen aus Leibeskräften gearbeitet habe. Als ob ein Mann und ächter Volksfreund deshalb zur Null herabsänke, wenn er einem der größten Uebel in der Welt, der Trunkenheit, die jährlich 800 Mill. Dollars verschlingt, und unsägliches Unglück anrichtet, zu Leibe geht!

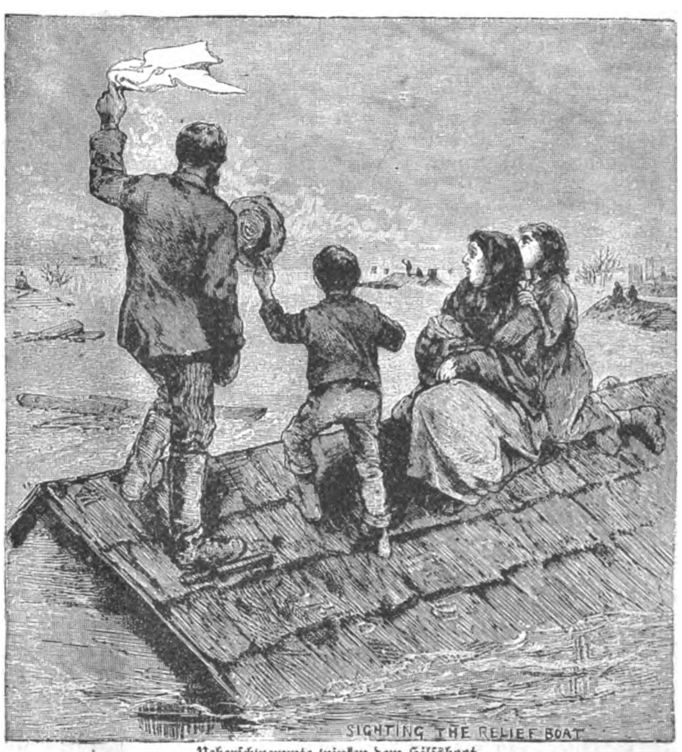
Sie sehens ein, die rationalistischen Herrn, wenigstens einige von ihnen, wohin das arme Volk durch die Mondschein- und Vergißmeinnicht-Litaneien, die sie Predigt hießen, gekommen. Da schrieb einer derselben, ein Pastor Schmidt, kürzlich eine Flugschrift, in welcher folgende merkwürdige Stelle über die Heilighaltung des Sonntags vorkommt. Der Schreiber sucht dem Volk klar zu machen, um was es sich eigentlich dabei handelt, nämlich seinem Ausdruck gemäß, um ein Bad der Seele. „Es handelt sich," sagt er, „um radikale Reinigung

unseres Gemüths von dem Unrath, den — nach nur zu allgemeinem Bekenntniß — den jeder Beruf heranschwemmt, und noch mehr der Müßiggang; zugleich um unsere Feiung von innen her gegen das, was nach des Dichters Wort uns alle bändigt, das Gemeine; um eine Erhebung des Herzens über die Alltäglichkeit hinaus in die unsichtbare Quellregion aller lebenskräftigen Ideale; um ein Eintauchen des natürlichen Willens in den göttlichen Geisterstrom, welcher Selbstliebe und Bruderliebe in das rechte gegenseitige Verhältniß treibt; um eine neue heilige Ausrüstung des ganzen Menschen für den täglichen Kleinbetrieb der Woche." Welche Stellung wählen nun diese Unkirchlichen gegenüber diesen idealen Aufgaben des Sabbaths? „Aller Quark des äußeren Lebens geht bei ihnen der Pflege des inneren Menschen so selbstverständlich voran, daß von irgend einem geordneten Antheile am kirchlichen Leben nicht die Rede sein kann; sie „denken gar nicht daran." Es ist ein wahrer internationaler Nothstand geworden, diese Verschleuderung des Sonntagmorgens.... Verschleuderung an allerhand Reste der Wochenarbeit.... Verschleuderung an allerlei schlechte Lebens-Gewohnheiten der Woche.... Verschleuderung endlich an allerlei „Rücksichten" unserer unwahr, vielgeschäftig und turbulent gewordenen, prunksüchtigen, nervenmordenden und bei alledem verflachten Geselligkeit."

So — das läßt sich hören. Wenn Herr Pastor Schmidt und seine Genossen noch weiter recht ernstlich und einfältiglich im Worte Gottes forschen und sich erleuchten lassen, werden sie endlich auch noch einer ernsten Sonntagsheiligung das Wort reden und nicht gleich Tyrannei schreien, wenn man dem Volke wirkliche Sonntagsruhe und Sonntagsfeier verschaffen will.

Daß Bismarck die von unserem Congreß passirten Resolutionen, die ein Lob Laskers, enthielten, zurückgewiesen, hat viel Staub aufgewirbelt.

Wenn wir jedoch die Sache ruhig und unparteiisch betrachten und uns in den Standpunkt Bismarcks hineindenken, so kann man dem Kanzler so gar unrecht nicht geben. Jene in Washington passirten Resolutionen enthielten nämlich nicht bloß ein Lob des Mannes, seiner Fähigkeit, Uneigennützigkeit 2c., sondern besangen auch die politische Stellung Laskers, welcher derjenigen der deutschen Reichsregierung geradezu zuwiderläuft. Daß Bismarck in solchen Dingen unnachsichtlich verfährt und auch keine Rücksicht auf den amerikanischen Congreß nimmt, das liegt in seinem Charakter und in seiner Stellung als Reichskanzler, in welcher er die von seiner Regierung vertretene Politik mit Strenge wahrt. Nehmen wir, um zu unparteiischem Urtheil zu gelangen, einmal einen umgekehrten Fall an. Nehmen wir an, irgend ein ausgesprochener Sezessionist und Mitglied unseres Congresses wäre in Deutschland auf Reisen gestorben und der deutsche Reichstag hätte Beschlüsse gefaßt, welche nicht blos den persönlichen Charakter des Verstorbenen, sondern auch seine politische Stellung verherrlichten; was würde unsere Bundesregierung mit diesen Beschlüssen thun, falls diese Regierung in den Händen strenger Nicht-Sezessionisten wäre? Wenn der amerikanische Congreß ernstlich den Inhalt dieser Lasker-Beschlüsse überlegte, so hat er von dem eisernen Fürsten zu viel verlangt. Wir glauben aber, daß diese Beschlüsse aus Gefühls-, Höflichkeits- und wahrscheinlich auch aus Wahlrücksichten ohne weiteres Eingehen passirt wurden, weshalb man auch nicht so viel Aufhebens davon machen sollte.



Ueberschwemmte winken dem Hilfsboot.

Der Lebenslauf des Ehrw. J. G. Onken, welcher noch nicht lange her in Zürich, Schweiz, im Alter von nahezu 84 Jahren starb, beweist auf's Neue, wie segensreich und viel ein Mann wirken kann, wenn er nur seiner innern Ueberzeugung getreu, Kräfte, Gaben und Zeit — sei es viel oder wenig — auf's Allerbeste anwendet und sich von den Fingerzeigen der göttlichen Vorsehung leiten läßt. In diesen für uns Alle so wichtigen Punkten erkenne ich die menschlichen Hauptursachen des so erfolgreichen Wirkens dieses Stifters der deutschen Baptistengemeinden. Freilich war es auch in ihm Gott, der beides wirkte,

das Wollen und das Vollbringen; auch er bedurfte und hatte ein reiches Maß des heiligen Geistes. Aber die Art und Weise, wie wir uns zu diesen Gnadengaben verhalten, sie benützen und anwenden, das ist's, was schließlich unsern Erfolg bedingt. Dieses Verhalten ist der menschliche Hebel unseres Wirkens, und davon können wir nicht oft genug zu einander reden. Von dem göttlichen, dem heiligen Geist wissen wir nur, daß wir denselben haben, oder auch nicht; eigentlich schildern können wir diese Vorbedingung aller Wirksamkeit nicht, sondern immer nur wieder beten — Gott schenke uns den heiligen Geist in reichem Maße. Wenn wir deßhalb von den Mitteln zu den Erfolgen im Reiche Gottes, oder von den Hebeln, die ein Menschenleben zum segensreichen machen, reden, gilt es immer das menschliche Verhalten zu der göttlichen Gabe im Auge zu behalten, sonst werden wir durch das Seufzen nach dem heiligen Geist weder an Erkenntniß noch an Werken reicher. In dieser Beziehung, in dem Verhalten des Verstorbenen zu den göttlichen Gnadengaben, und in treuster Benützung der Zeit, der Talente, Verhältnisse, Gelegenheiten und der Wege der göttlichen Vorsehung bietet das Leben Onken's viele Wegzeiger. Er ruht im Frieden und seine Werke folgen ihm nach.

Das Territorium Utah steht bekanntlich in Bezug auf seine Wahlen unter Aufsicht einer besonders vom Kongreß eingesetzten Kommission. Und von der Thätigkeit dieser Kommission versprach man sich Wunderdinge. Dem Mormonenthum, so sagte man, sei durch Annahme der Edmunds'schen Bill (Senator Edmunds ist der Vater des betreffenden Gesetzes) das Rückgrat gebrochen. Das Gesetz bestimmt bekanntlich, daß in Utah hinfort nur solche Personen das Wahlrecht ausüben und wählbar sein sollen, welche beschwören, daß sie nicht in Vielweiberei leben. Man glaubte dadurch die Macht der Mormonen brechen und die Aemter mit Nichtmormonen (Gentiles) besetzen zu können. Aber man hat sich schwer getäuscht. Bei den kürzlich abgehaltenen Wahlen blieben die „Gentiles" wieder in verschwindender Minderheit. Sie gaben nur etwa 2,000 Stimmen ab, während die Mormonen mehr als 13,000 abgaben. Dabei scheint alles mit rechten Dingen und streng nach dem Edmundsgesetz zugegangen zu sein. Die neuen Beamten und Volksvertreter leben nicht in Vielweiberei, für jetzt wenigstens nicht, aber sie sind trotzdem eifrige Mormonen und entschiedene Anhänger der Bräuche, die man durch die Bundesgesetzgebung abschaffen zu können glaubte. Daß die Wahlen mit so großer Mehrheit zu Gunsten des Mormonenthums ausgefallen sind, wird in erster Linie dem Weiberstimmrecht zugeschrieben. Nach den Gesetzen der Mormonen haben in Utah die Frauen das Stimmrecht und diese Bestimmung wird durch die Edmundsbill nicht getroffen. Die Frauen sind aber in Utah — es klingt das merkwürdig genug — fanatische Anhängerinnen des Mormonenthums und der Vielweiberei.

Ludwig Richter, der berühmte deutsche Künstler, aus dessen Hand wir unsern Lesern schon so manch inniges Bild geboten haben, feierte kürzlich seinen 80. Geburtstag. Der greise Künstler hat schon die Grenze erreicht, die der 90. Psalm dem Menschenleben setzt, und die so selten überschritten wird; und wenn bei irgend einem, so hat sich bei ihm auch die andere Hälfte des Verses erfüllt: wenn unser Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Er sollte anfangs gleich seinem Vater Kupferstecher werden, und wurde eine Zeitlang von jenem unterrichtet; doch hielt er es hierbei nicht lange aus, er wollte Maler werden. Aber der handwerksmäßige Unterricht an der Akademie konnte ihn ebensowenig befriedigen. Da bekam er Goethes Werke in die Hände und lernte daraus, wie der Künstler sich ganz an den Gegenstand hingeben muß, um ihn rein wieder darstellen zu können.

Nach etwa zwei Jahren kam eines Tages der Buchhändler Arnold zum alten Richter, sah dort unsern Ludwig, und fand, daß dieser seinem vor kurzem verstorbenen Sohne gliche. Er glaubte in ihm eine Art von Ersatz für den Todten zu finden und bot ihm die Mittel zur Reise nach Italien, ohne dafür eine unmittelbare Gegenleistung zu fordern. Hocherfreut ging der junge Richter auf das großmüthige Anerbieten ein und begab sich vorläufig nach Florenz, von da nach Rom.

Hier studierte er fleißig, besonders unter dem Einflusse Julius Schnorrs von Carolsfeld, und führte auch einige große Landschaften aus, von denen besonders die erste: Der Watzmann bei Morgenbeleuchtung, wenigstens späterhin die gebührende Achtung fand.

1826 zurückgekehrt, nahm Richter an der Zeichenschule der Meißener Porzellanfabrik eine Stellung an, die es ihm ermöglichte, sich bald darauf zu verheirathen. Als zehn Jahre später die Zeichenschule aufgehoben wurde, ging er als Lehrer an die Akademie nach Dresden, wo er seitdem gewohnt hat. 1841 wurde er zum Professor ernannt. 1852 Mitglied des Akademischen Raths, wozu dann auch noch andere Auszeichnungen kamen. Doch während sein Streben so in immer weiteren Kreisen die verdiente Anerkennung fand, traf ihn 1854 der harte Schlag, seine Frau zu verlieren, mit welcher er 25 Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte. Um diese Zeit war es auch, wo er sich von den Gemälden und Radierungen immer entschiedener einem andern Gebiete zuwandte, auf dem er erst sein volles Können entfalten sollte, und auf dem ihm niemand die Palme streitig macht: der Holzschnittillustration.

Die schönen Erntebilder, wie diejenigen „vom lieben Sonntag" und vom „lieben Brot", welche wir nach und nach in Haus und Herd vorführten, und die allen Lesern so wohl gefallen haben, sind sämmtlich von ihm. Inniger und trefflicher kann der Erntesegen und der Dank, der Gott gebührt, im Holzschnitt nicht dargestellt werden, als es Richter gethan in dem „Dankgebet der Schnitter" und ein besseres Sommerbild giebt es in diesem Genre nicht als sein „Geh aus mein Herz und suche Freud". Ebenso trefflich sind andere Bilder, wie z. B.: „Wer nie sein Brot in Thränen aß"; „der Mensch lebt nicht vom Brot allein" und „zuerst das Küßchen".

Wir besitzen noch andere Bilder von ihm und werden sie nach und nach vorführen.

Richter ist ein christlicher Künstler, welcher Gott und sein Wort ehrt.



DIE KATZBERGE

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. | Mai 1884. | Fünftes Heft.



Die Märtyrer im fernsten Westen*).

Eine Erzählung aus der amerikanischen Missionsgeschichte.

Von W. Eßlinger in Walla-Walla, Washington Territorium.

Es war an einem schönen Herbstnachmittag, als Rev. A. J. Joslyn die Güte hatte, mit mir nach der Stelle zu reiten, wo einstens Missionar Whitman wirkte, und woselbst er endlich durch die Indianer ermordet wurde. Whitman wurde das Opfer gemeiner Hinterlist. Ob England ganz von seinem Blute rein ist, ob katholische Priester ihre Hand im Spiele hatten, wer könnte da die reine Wahrheit finden?

Whitman war's, der durch seine wahrhaft heldenmüthig vollbrachte Reise über den weiten Continent in einem grimmig kalten Winter, durch bahnlose Gegenden, durch unzählige Gefahren, weit mehr noch durch sein selbstloses Handeln und seinen Tod, für die Vereinigten Staaten den großen gesegneten Nordwesten rettete. Eben kam er noch zur rechten Zeit in Washington an, um einen gewaltigen Fehlgriff zu hindern.

Whitman und die Seinen liegen unter einem kleinen Hügel, nicht mehr als 12 bis 15 Fuß, und das ist das einzige Monument. Selbst der Zaun um den Hügel her ist niedergerissen und alles sieht verwahrlost aus. Thiere haben Höhlen hineingegraben und wahrscheinlich die sterblichen Ueberreste zum großen Theil verzehrt. Weshalb hat dieser Held und Gottesmann kein Denkmal, nicht einmal ein anständiges Grab? Dankt so das amerikanische Volk seinen Helden? Und wahrlich, dieser hätte es besser verdient, als so mancher andere; er hat mehr gethan, als im Allgemeinen bekannt ist. Er starb für seinen Glauben, für sein Vaterland. Als die Zahl der Weißen jenseits der „Rocky Mountains" noch gering war, war er hier im fernen Westen unter tausend Gefahren bemüht, die Indianer für Christum zu gewinnen. Er hat seinem Vaterland unermeßliche Dienste geleistet, gar nichts zu theuer geachtet und diesem Mann hat man

*) Es ist eine der ergreifendsten Erzählungen aus der Missionsgeschichte, welche wir unsern Lesern hiermit vorlegen, die uns um so näher berührt, als uns der Erzähler nicht nach Afrika und China führt, sondern in lebhafter Schilderung zeigt, mit welch' todesmuthiger Selbstverleugnung draußen im fernsten Nordwesten der Vereinigten Staaten edle Männer und Frauen Missionen gegründet und dem Christenthum und damit der Civilisation Bahn gebrochen haben. Diese Erzählung weist aber auch nach, welch' großen Antheil jene Mission an der Aufnahme des Staates Oregon in die Union hatte, und interessirt uns demnach als Bürger des Landes. Ganz besonders aber wird unser Interesse deswegen rege, weil seit einigen Jahren ein kleines Häuflein Missionare unter Rev. F. Bonns glaubensmuthiger Führung unsern lieben Deutschen in jenen großen Gebieten das Evangelium zu bringen sich bestrebt. Editor.

noch kein Denkmal gesetzt. Seit Jahrzehnten spricht man davon und dabei ist's geblieben. Hoffentlich aber bleibt es nicht dabei! Dem Todten kann es allerdings nichts frommen, aber es zeigt doch, daß Tugend, Tapferkeit und Treue gegen das Vaterland geehrt werden. Ein Denkmal sollte aller Welt verkündigen: „Hier ruht ein Christ und ein Held." Der Verein der Pioniere hat allerdings schon gewissermaßen die Arbeit begonnen, aber wieder liegen lassen. Auf der Station, nicht sehr weit vom Grabe, liegt das Holz zu einem Zaun um den Platz, wohin die Ueberreste gebracht und das Monument errichtet werden soll, und dort liegt es schon lange und verdirbt. Welche Gleichgültigkeit!

Dicht neben dem Grabe liegt ein ziemlich hoher Hügel, von wo man beinahe das ganze Walla-Walla Thal übersehen kann; und dort oben auf dem Hügel hat der Besitzer der Farm, Herr Swegle, zwei Acker unter der Bedingung geschenkt, daß innerhalb fünf Jahren ein Denkmal errichtet werde. Von diesen fünf Jahren waren im November 1883 bereits zwei Jahre dahingeschwunden und noch ist nicht mehr gethan worden, als daß man $3—400 werth Holz auf dem Bahnhof aufgeschichtet hat. Aus diesem Holz sollten ja eben die zwei Acker umzäunt werden. Es wäre dort oben auf dem Hügel wirklich ein prachtvoller Platz für ein Monument und könnte dasselbe von dort weithin gesehen werden, da eben dieser Platz so schön liegt, daß er bei der geographischen Ausmessung der Gegend als Mittelpunkt benützt wurde. Es wäre dann für den Reisenden nicht nur interessant, das Grabmal zu besuchen, er könnte auch das schöne Thal überschauen und außer dem historischen Andenken sich der Schönheit der Natur erfreuen. Das muß im Frühjahr ein Hochgenuß sein, von dort über das reizende Thal ringsum das Auge schweifen zu lassen. Weit im Süden in den Bergen theilt sich der Fluß und sendet sein Wasser in vielen Armen durch das weite Thal von Wallá-Walla. Gerade hier, in der Nähe des Hügels hat die Natur einen wirklich romantischen Reiz. Und als ich so dort oben stand, sah ich im Geiste vor mir den Gottesmann Whitman, wie er mitten in diesem romantischen Thal, umgeben von Rothhäuten, wirkte. Damals wußte man noch nichts von dem jetzigen Walla-Walla. Da war noch alles wild und der Indianer trieb noch ungestört sein Wesen. Wie mag einem Mann zu Muthe sein, wenn er aus der Thüre des Hauses tritt, hinausschaut zu den Bergen und daran denkt, daß hundert Meilen weit und breit kaum ein Weißer wohnt, und sich erinnert, welche Mission ihm da obliegt? Ich konnte im Geiste mir den Mann vorstellen und seine Umgebung. Wer so selbstlos sich dem Wohle der Menschen opfern kann, das muß ein Christ, ein Held sein. Nicht weit vom Grabe, da wo jetzt das Wohnhaus des Farmers steht, war einstens das Wohnhaus Whitman's. Nahe dabei hatte ein anderes Gebäude gestanden, dann kam eine Sägemühle, eine Mahlmühle und ein Schulgebäude. Von alledem steht nichts mehr, alles wurde niedergebrannt. Nur der vernachlässigte Grabhügel ist noch vorhanden.

Damals reifte in mir der Gedanke, dem thatenvollen Leben dieses Mannes nachzuforschen, insbesondere aber der Geschichte seiner Ermordung. Und das konnte ich wohl nicht besser thun, als mir von Augenzeugen die schauderhafte Geschichte erzählen zu lassen. Ich habe keine Mühe gescheut, der Sache auf den Grund zu kommen. Nicht nur heldenhafter Männer, namentlich auch edler Frauen werden wir gedenken. Hier folgt die Frucht meiner Arbeit. Möge sie das Ihre zu Gottes Ehre beitragen.

I.

Noch am Anfang dieses Jahrhunderts wußte man so viel als nichts von den gesegneten Thälern und Höhen, wohin sich jetzt unausgesetzt eine mächtige Fluth der Einwanderung ergießt. Da hauste noch der Indianer in seiner naturwüchsigen Weise, jagte mit Pfeil und Bogen das Wild und angelte an den Flüssen. Wir werden später den werthen Leser mitten hinein führen in das wilde Leben dieser Rothhäute, werden ihn bekannt machen mit ihrem Aberglauben und ihren Sitten. Es ist das ein interessantes Thema für den forschenden Menschengeist und doppelt interessant für die Freunde der Mission.

Die ersten Weißen, welche je die Gestade des stillen Meeres betraten, ließen sich schon im letzten Jahrhundert in dem Goldlande California nieder. Auch dort waren mit unter den ersten Bahnbrechern die Missionare, die mit selbstaufopfernder Christenliebe den umnachteten Indianerstämmen das Wort vom Kreuz verkündigen wollten. Wohl Niemand da draußen im Osten ahnte, wieviel die Edlen im fernen Westen um Christi willen erduldeten. Wie wir das heute so oft zu beklagen haben, so war es leider auch in jener Zeit der Fall. Viele waren schon vor den Missionaren gekommen, um die Wilden zu ihren selbstsüchtigen Zwecken zu gebrauchen und dann mit gefüllten Taschen wieder heimzukehren. Daß diese den edlen Bestrebungen der Missionare nur hinderlich sein konnten, ist selbstverständlich.

Bei einem Blick auf die Karte sehen wir, daß der große Nordwesten durch gewaltige Gebirgsketten von der übrigen Welt wie abgeschlossen ist. Das war auch der Grund, weshalb diese Länderstrecken so lange unbekannt geblieben sind.

Es waren in früheren Zeiten unsägliche Gefahren und Strapazen durchzumachen, ehe man hierher gelangen konnte. Die Ersten, welche diesen Boden betraten, waren natürlich die gewinnsüchtigen Engländer und Handelsexpeditionen. Da war namentlich die „Hudson's Bay Company" und verschiedene „Fur Companies." Nichts war natürlicher, als daß das Gebiet, das in gleicher Linie mit den Vereinigten Staaten lag, auch zu diesen geschlagen werde. Doch England hatte schon gierig seine Hände danach ausgestreckt, um wenigstens den großen Nordwesten unter seine Fittige zu nehmen. Dieser Umstand blieb denn auch lange Zeit ein Gegenstand des Zwistes, namentlich unter den ersten Colonisten. Die Handelsexpeditionen vermittelten den Handel mit den Indianern, welcher ausschließlich in Tausch bestand. Lange ehe die Welt überhaupt etwas Näheres über Oregon, geschweige denn über Idaho und Washington wußte, hatte sich hie und da ein Händler unter die Indianer gewagt und sich durch Tauschhandel an ihnen bereichert. Die Letzteren konnten dadurch natürlich nur den Eindruck bekommen, daß die Weißen bevorzugte, aber gewinnsüchtige Menschen seien, und von einer Religion war da wohl wenig zu sehen. Doch lebten die Händler und Handelskolonien in möglichst gutem Einverständniß mit den Rothhäuten, denn sie wahrten dadurch ja nur ihre eigenen Interessen.

Der Bischöflichen Methodistenkirche gebührt der Ruhm, die Bahnbrecherin der Mission unter den Indianern in Oregon gewesen zu sein. Es war im Jahre 1834, als Rev. Jason Lee und sein Neffe Rev. Daniel Lee mit noch einigen andern über die Berge kamen, an einer passenden Stelle eine Mission unter den Indianern in Oregon zu eröffnen. Die Indianer waren zu jener Zeit gerade sehr begeistert für die Religion der Weißen oder „Blaßgesichter", wie sie sich ausdrückten. Diese Begeisterung hatte aber leider nicht so sehr das Verlangen nach Frieden mit Gott, als nach den Segnungen der Weißen zur Ursache. Sie sahen nämlich deutlich genug, daß die Weißen mehr wußten und in fast allen Sachen geschickter waren. Nichts war ihnen daher klarer, als daß diese Segnungen von dem „Großen Geist" kommen müssen, den die Weißen verehrten. Natürlich waren sie bald voll Enthusiasmus für die Botschaft von dem alleinigen Gott und daraus läßt sich leicht erklären, weshalb die Missionare so begeistert empfangen wurden. Die Besorgniß der Indianer erwachte, je mehr Weiße kamen, denn das schien ihnen doch etwas verdächtig.

Es war im Jahre 1832 gewesen, als vier Indianer ihren Weg nach St. Louis fanden und dort voll Begierde nach der Lehre von dem großen Geist forschten. Jedenfalls hatten sie durch durchreisende Handelsreisende, vielleicht auch durch Missionare, die sich kurze Zeit unter jenem Stamm befunden haben mögen, von dem wahren Gott gehört; hatten deutlich gesehen, daß die Anbeter dieses Gottes weit glücklichere Menschen sind und hatten einen wahren Heißhunger nach dem Evangelium. Wie viel es aber erfordert, einen Indianer zu einem wahren Christen zu machen, ist uns nur begreiflich, wenn wir den Charakter dieser Wilden kennen. Wir werden später öfters Gelegenheit haben, Züge dieses Charakters hervorzuheben.

Die Missionare der Methodistenkirche langten nach einer langen und beschwerlichen Reise endlich im Williamette Thal an und erbauten die nöthigen Gebäude an diesem Fluß, nicht weit vom heutigen Salem, der jetzigen Hauptstadt Oregons. Sie waren so voll glühenden Eifers für die Sache des Evangeliums, daß sie mit einigen Indianerkindern eine Schule eröffneten, noch ehe das Dach fertig war. Bald aber sollten sie erkennen, wie sehr die Indianer in Nacht versunken waren. Diese wollten eine Religion, welche ihnen das Leben gemüthlicher machte und wenn das nicht eintraf, so durften sich die Missionare auf Rache gefaßt halten. Wie das bei wilden Naturvölkern überhaupt der Fall ist, mußten sich die Missionare hauptsächlich auf die ärztliche Behandlung der Kranken verlegen, um so das Vertrauen der Indianer zu gewinnen. Dann aber erwarteten diese unbedingte Heilung und wenn das nicht geschah und der Kranke starb, so mußte ihn eben der Missionar ermordet haben. Nichts war dann bei einem Indianer natürlicher, als daß er den Tod wieder durch Mord zu rächen suchte. So geschah es einmal, daß Daniel Lee ein krankes Kind behandelte, das trotz aller Vorsicht starb. Der Vater des Kindes erschien bald darauf in der Mission und wollte den unglücklichen Arzt tödten; und da ihm das nicht gelang, schwamm er über den Williamette und kühlte seinen Zorn durch Ermordung mehrerer Stamesgenossen.

Gleich nach der Eröffnung der Mission hatte sich ein Indianer dort niedergelassen, um ganz in der Nähe den Segen zu genießen. Da starb plötzlich sein Kind und er verließ entsetzt die Stelle, das todte Kind in Decken gewickelt. Wo der Tod wohnte, mußte nach seinen Vorstellungen auch der Böse sein. Der Indianer wohnt um keinen Preis in einer Hütte, wo Jemand starb. Er hat durchaus keine Neigung, über irgend etwas nachzudenken, Grund gegen Grund zu erwägen. Er ist von seinem Aberglauben regiert und folgt seinen Vorschriften ohne Erwägung. Etwas wie Vernunftgründe hat er nicht. Es mußte im Schatten der Weißen ein arges Gift stecken, daß ihre Kinder bei denselben starben. Wahrlich, da mußte er fliehen. Wundert es

uns, daß solche Vorkommnisse den Missionaren sehr ungünstig waren? Der Indianer ist in seinem ganzen Wesen, was sein Urgroßvater war und ist es ein Wunder, daß es schwer hält, ihn dieser alten gewohnten Lebensweise, diesem althergebrachten Aberglauben so plötzlich zu entreißen? Da hieß es bei den geduldigsten Missionaren: „Warte."

Die Bischöfliche Methodistenkirche hat in der Folge auf die politische Entwickelung des eben aufblühenden Landes einen fast entscheidenden Einfluß gehabt. Die Sache stand so, daß die Mission genannter Kirche die Sache der Vereinigten Staaten in Oregon vertrat, wenn auch nicht gerade nominell. Es gab damals nur zwei Waarenlager, wo die neuen Einwanderer sich Lebensmittel und das Nöthige zur Kleidung verschaffen konnten: das eine war das der Mission der Bischöfl. Methodistenkirche und das andere das der Hudson's Bay Company. Letzterer stand Dr. McLaughlin vor und war er der Vertreter Englands. Die meisten Zugehörigen der Hudson's Bay Company waren Canadier und überwachten mit viel Argwohn alle Schritte der Amerikaner und diese wieder blickten mißtrauisch auf jene. So lange die Amerikaner in der Minderzahl waren, bekümmerte man sich nicht so sehr um sie, als aber ihre Zahl nach und nach wuchs, gestalteten sich die Beziehungen denn doch etwas anders. Es liegt eben einmal in dem Charakter des englischen Volkes, Alles an sich zu ziehen, was irgendwie zu erhaschen ist. Und dieser Zug findet sich auf dem Thron, in der Werkstatt und in der Familie.

Die Amerikaner wollten sich von Anfang an zu keiner, als zu einer unabhängigen, selbsterrichteten Regierung verstehen. Es spukte sogar in manchen Köpfen der kühne Gedanke, im Nordwesten Amerikas ein großes selbstständiges Musterreich zu gründen und sich von jeder andern Nation unabhängig zu erklären. Andere wieder wollten nur so lange eine provisorische Verfassung haben, bis die Vereinigten Staaten sie in ihren Bund aufnehmen würden. Dem allem entgegen waren natürlich die Canadier mit Dr. J. McLaughlin an der Spitze, die von vornherein eben nur die Interessen Englands im Auge hatten und daher zu Gunsten einer einstweiligen gemeinsamen Regierung sprachen, bis England und die Vereinigten Staaten sich über die spezifischen Grenzen in einem Vertrage verständigt hätten.

Wir werden in einem späteren Abschnitt wieder auf diese Verhältnisse zurückkommen und machen jetzt nacheinander den Leser mit unsern Helden bekannt. Wenn wir von Helden im Westen reden, so meinen wir natürlich nicht etwa Halbwilde, wie den Abenteurer Joe Meek, wir beziehen uns dann auf edlere Menschen, welche die Liebe zu Gott und den armen umnachteten Indianern sich allen Gefahren aussetzen ließ. Es erfordert durchaus nicht so viel moralischen Muth, sich tollkühn auf eigene Faust in die Gefahr zu stürzen, als um einer edlen Sache willen Alles, selbst das Leben, zu opfern. Wer sich nicht in das Leben der civilisirten Welt finden kann und sich viel lieber unter den Indianern bewegt, dem kann doch ein Leben, wie Joe Meek es führte, keine Last sein? Wenn aber edle Seelen mitten aus der feinen Welt in jenes wilde Treiben versetzt werden, das ist denn doch was Anderes.

II.

Nachdem die Bischöfliche Methodistenkirche schon beinahe ein Jahr durch ihre Missionare thätig gewesen war, erkannte auch die Presbyterianerkirche die Wichtigkeit des „macedonischen Rufes", der durch jene vier Indianer in St. Louis an die Christenheit ergangen war. Man hat in ungläubigen Kreisen darüber zu spotten gesucht, daß diese Kirchen auf diese Vier überhaupt achteten. Die Rothhäute hätten ja doch lediglich nur nach den äußeren Vortheilen gierig ihre Hände ausgestreckt. Es sei ihnen ja nicht um die Religion selbst zu thun gewesen. Der Indianer habe durch die Annahme der Religion des großen Geistes seine äußere Lage zu verbessern gehofft. Nehmen wir einmal diese Behauptungen als wahr an, so waren selbst diese Umstände genügend, die Christen anzufeuern, unter den Ureinwohnern dieses Landes Mission zu treiben. Das Erste, was der Missionar immer dem Heiden beibringen muß, ist ja doch die Thatsache, daß die christliche Religion besser ist, als seine eigene. Er ist ja ganz und gar in Aberglauben versunken und die Indianer selbst hatten von jeher eine sehr verschwommene Ansicht von einer Gottheit.

Wenn der Missionar dem Indianer obige Ueberzeugung beigebracht hat, dann wird sein Wissensdurst ganz von selber erwachen und wenn ihn nur die Selbstsucht anfeuert. Dann ist er auch bereit, die Predigt von Buße und Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum zu hören. Das können wir doch dem Heiden nicht verargen, daß er äußeren Vortheil sehen will. Und diese Vortheile hat ja die christliche Religion neben ihren unbeschreiblichen geistlichen Segnungen. Wenn also die Indianer diese äußern Vortheile wünschten, ist damit doch nicht gesagt, daß es ihnen nicht um die Zukunft, um die Ewigkeit zu thun war. Jene Vier müssen offenbar ein aufrichtiges Verlangen nach Frieden mit Gott gehabt haben, daß sie selbst den weiten Weg nach St. Louis nicht scheuten. Traurig, daß man das in einer christlichen Nation nicht verstehen will.

Es war im Jahr 1835, als Rev. S. Parker und Dr. Marcus Whitman vom Missions-Board der Presbyterianer Kirche nach dem fernen Nordwesten gesandt wurden. Der Letztere sollte einen geeigneten Platz am Columbia aufsuchen, während der Erstere weiter gegen das Ufer des stillen Oceans vordringen sollte. Rev. Parker trennte sich daher bald von Dr. Whitman, um weiter westlich zu gehen und unter den Nez Perces eine Mission zu eröffnen. Letzterer trat bald darauf seine Rückreise an, um im folgenden Jahre mit einer Gattin und einer Anzahl Emigranten wiederzukommen, theilweise Hülfe für die Mission und theilweise Leute, welche sich in Oregon niederlassen wollten.

Leider war es uns nicht möglich, irgendwo ein Bild von Dr. Whitman aufzutreiben. So viel wir aber aus mündlichen Beschreibungen von Augenzeugen vernehmen konnten, war er ein Mann von schönem Bau und sehr angenehmem Wesen. Er hatte graue Augen und dunkelblondes Haar. Weiter ist uns über seine Person nichts bekannt, er tritt erst als Mann vor unserem Geiste auf. Er war Arzt und hatte die schwere Pflicht übernommen, unter den Auspicien der Presbyterianerkirche als Arzt und Lehrer unter den Indianern zu wirken. Obwohl er kein Prediger war, hätte er doch der Sache der Mission nicht begeisterter sich hingeben können. Er war ein Mann, der sich in alle Verhältnisse zu fügen und überall Bescheid wußte. Er war weder zu steif in seinen Grundsätzen, noch auch zu locker. Er hatte für Jeden ein freundliches Wort und wußte selbst aus den rohen Manieren der Gebirgs-Abenteurer das Beste zu machen. So konnte es nicht fehlen, daß er überall geachtet wurde und leicht die Herrschaft über die rohesten Elemente gewann. Er war ein Mann von eiserner Ausdauer, der sicher ausführte, was er unternahm. Aber eben das machte ihn auch mitunter blind gegen die Gefahr. Kurz gefaßt, war Dr. Whitman einer jener Männer, die wie für ihren Posten geboren scheinen. Er war edel, fest, offenherzig und gebildet, dabei furchtlos und selbstlos. Und namentlich die letztere Eigenschaft mußte den Mann schmücken, der sich unter jenen Umständen der Mission weihen wollte.

Rev. S. Parker's Weiterreise westlich glich fast dem Triumphzug eines Fürsten. Wie so gar verschieden war doch sein Schicksal von dem des Vorigen! Schon früher haben wir darauf hingewiesen, daß die Indianer-Stämme eben in großer Begeisterung waren für die Religion des großen Geistes, wie sie den wahren Gott nannten. Wenn daher Parker sich einem ihrer Dörfer näherte, so war das immer ein Zeichen zu einem festlichen Empfang. Der Gesandte des großen Geistes mußte doch ehrenhaft aufgenommen werden. Dieser Empfang hätte allerdings gar manche der lieben Leserinnen in Todesängsten gejagt. Das ist ein ganz anderer Empfang, als wir einander in der civilisirten Welt bereiten. Ein Uneingeweihter hätte eher kriegerischen Angriff und Mordanschläge, als freundschaftlichen Gruß und Wohlwollen vermuthet. Gewöhnlich kamen einige zu Pferd herangesprengt, umsausten die Ankommenden in fürchterlichem Galopp mit erstaunlicher Geschicklichkeit, schwangen ihre Keulen und sangen ein schauderhaftes Lied, das nichts weniger als schön war. Man muß dieses „Singen" erst hören, um sich eine Vorstellung machen zu können. In ebenso geräuschvoller Weise wurde dann Parker mit seinen Führern und seinem Dolmetscher in das Dorf geleitet. Dort versammelte sich dann das ganze Dorf an einem dazu hergerichteten Platz, um zu hören, was der Gesandte des großen Geistes ihnen zu sagen hatte. Dort verhielt sich dann alles still in großer Ehrfurcht und der Häuptling begrüßte so feierlich ernst, wie das nur ein Indianer fertig bringt. Lassen wir Parker über eine solche Versammlung selbst berichten:

„Ich war ersucht worden, am nächsten Tag, am Sonntag, zu ihnen zu reden und schlug ihnen deshalb vor, eine provisorische Kirche aus ihren Zelten herzustellen. Zur bestimmten Zeit fand ich alle, Männer, Frauen und Kinder, etwa 4—500, in dem aus ihren Zelten hergestellten Heiligthum Gottes, das etwa 100 Fuß lang und 20 breit war. Alle saßen die Kniee gekreuzt in langen, wohlgeordneten Reihen, die sich der Länge nach ausdehnten. Zwischen jeder Reihe war ein kleiner Zwischenraum. Das ganze Innere war mit Häuten und Fellen belegt und Jedermann glänzte in der besten Kleidung, die er hatte. Die Häuptlinge saßen im Halbkreis an dem Ende, das ich einnehmen sollte. Ich hätte wirklich nie zuvor geglaubt, daß sie Mittel und Geschicklichkeit hätten, ein so angenehmes und passendes Haus zum Gottesdienst herzustellem, umsomehr, da es das erste Mal war, daß sie überhaupt öffentlichen Gottesdienst hatten. Der Anblick rührte mich und riß mich zugleich zur Bewunderung hin. Es ist mir wirklich, als wäre dort Gottes Haus und die Pforte des Himmels. Ich habe nie zu einer aufmerksameren Versammlung gesprochen und hätte meine Zuhörerschaft nicht mit irgend einer auf Erden vertauscht. Ich kam zu der Ueberzeugung, daß schon diese eine Gelegenheit genügender Lohn sei für die beschwerliche Reise über die Rocky Mountains, die Reise zu diesen Heiden, die so gierig nach dem Evangelium verlangen."

Alles wetteiferte, es dem Gesandten des großen Geistes recht behaglich zu machen, ihn vor der Sonne zu schützen und seinen Bedürfnissen nach bestem Vermögen Genüge zu thun, soviel eben ein Indianer den Bedürfnissen eines ver-

wöhnten civilisirten Gaumens genügen kann. Manche der lieben Leser hätten es für rauhe Behandlung gehalten, und doch war es wirklich das Beste, was sie bieten konnten. Der gute Wille war dabei und sie entfalteten ihren höchsten Luxus. Der Abschied von einem Dorf war nicht minder sonderbar feierlich als die Begrüßung. Der Häuptling drückte mit jenem feierlichen Ernst dem Scheidenden die Hand, einen Augenblick war alles feierlich still und dann begann das rasende Galoppiren und der Gesang. Wenn dann Parker mit seinem Dolmetscher und seinen Führern in der Ferne verschwunden waren, kehrte alles wieder zum gewöhnlichen Treiben zurück.

Die Reise Parkers glich im Ganzen vielleicht mehr der eines Erforschers als eines Missionars. Als er in Fort Walla-Walla anlangte, legte er die Ergebnisse seiner Reise in einem Buche nieder, das jedoch keine weitere Bedeutung erlangt zu haben scheint. Hier trennen wir uns denn auch von Rev. S. Parker, da er für unsern Bericht weiter keine Bedeutung mehr haben wird. Wir fügen diesem Abschnitt nur noch eine kurze Schilderung der damaligen Umstände in Oregon bei. Wir müssen zum Verständniß der Sache auch mit dem Laufe der Politik auf gleichem Fuße bleiben.

Es waren im Ganzen etwa 70,000 Indianer in Oregon, die zu elf Stämmen gehörten, von welchen wir nur die Cayuse, Walla-Walla und Nez-Perces anführen. Diese sind nur von speziellem Interesse für uns und sind von gleichen Charakterzügen. Sie waren sehr gastfreundlich, durchaus ehrlich und friedliebend, eine Eigenschaft, die man nicht leicht bei Indianern findet. Namentlich waren die Nez-Perces sehr religiös angelegt und beschämten mit ihrem Gottvertrauen manchen sogenannten Christen, der unter sie kam. Mit diesem Stamm waren denn auch die Vier verwandt, die einst nach St. Louis kamen. Schon im Jahre 1832 hatten sie eine gewisse Ceremonie, ehe sie zur Jagd gingen, die sehr an den christlichen Gottesdienst erinnert. Sie übergeben sich ganz dem großen Geist, beten zu ihm, weihen ihm ihre Waffen und rufen ihn um seinen Schutz und Beistand an. Dann werden sie von ihren Frauen eingesegnet und mit fröhlichen Mienen reiten sie dann auf die Jagd, fest vertrauend, daß der große Geist ihnen gnädig sein werde. Allerdings ist dieser Stamm eine Ausnahme in dieser Beziehung. Jedenfalls muß Jemand unter ihnen gewesen sein, der ihnen von dem wahren Gott erzählte. Mögen's auch Manche äußerlich erklären wollen, wir halten an der Wahrheit fest, daß es das Wirken des heiligen Geistes war. Zwar war ihre Religion noch ein Gemisch von christlichen Lehren und Aberglauben, aber es war doch ein schöner Anfang gemacht. Da behauptet Jemand, ehe die leiblichen Bedürfnisse befriedigt seien, denke der Mensch überhaupt nicht an die Bedürfnisse der Seele. Bei Vielen scheint das auch der Fall zu sein, denn sie denken nie an die Bedürfnisse der Seele. Die leiblichen Bedürfnisse können ja doch nie ganz befriedigt werden, weil immer nach der Stillung des einen das andere erwacht. Es wäre also ein krummer Beweis, wenn man von der obigen Behauptung schließen wollte, es könne den Nez-Perces ja nicht um die Religion selbst zu thun gewesen sein, einfach weil man's eben nicht zugeben will. Als Kapitän Bonneville unter sie kam, wurde er sogleich bestürmt, ihnen von dem großen Geist zu erzählen und er predigte ihnen das Evangelium. — Ihre Waffen waren sehr einfach und ihr Hauptbetrieb war Jagd und Fischerei. Ihre Kleidung war ein Teppich, der wie eine römische Toga um die Schultern geworfen wurde. Die Haltung war stramm und aus dem großen Augenpaar sprach Klugheit. Im Ganzen näherten sie sich in ihren Sitten sehr den Mexikanern. Das Reiten war ihre Lieblingsbeschäftigung und konnten sie ihre Pferde mit einem leisen Schlag der Hand leiten. Wettrennen und Wetten überhaupt war ihre größte Belustigung. Der Sattel war ausgestopftes Hirschfell, zusammengenäht, wenn noch nicht vertrocknet und Roßhaare um die Mähne gebunden waren Zügel, während die Bügel aus Holz verfertigt waren, wie sie jetzt selbst bei den Amerikanern im Nordwesten gebräuchlich sind. Die Zelte waren aus Pfählen und Häuten verfertigt und leicht ab- und aufgeschlagen. — Ganz ähnlich waren die Cayuse Indianer, die später eine so grausame Rolle spielten, aufgehetzt durch falsche römische Priester.

Was die weiße Bevölkerung anbetrifft, so war sie noch sehr gering an Zahl. Verschiedene Forts existirten, waren aber meist verlassen; Fort Vancouver war der bedeutendste Platz und stand unter dem Befehl von Dr. McLaughlin. Die Mission der Methodistenkirche war erst gegründet und zählte wohl etwa zwanzig Personen. Da und dort wohnte ein einsamer Ansiedler oder auch ein Naturforscher. Die meisten Weißen waren Canadier. So stand es im Jahre 1835, während man schon etwa 12—15 Jahre zuvor die Ansiedelung Oregons beschlossen hatte. Jetzt schon gab es unter den Wenigen Zwistigkeiten, welche später oft in offene Feindschaft übergingen. Es war schwer, damals das Leben zu fristen, denn die Landprodukte konnte man nicht veräußern und alles Sonstige war entsetzlich theuer.

(Fortsetzung folgt.)

Bange Stunden.



Es war ein holder Frühlingstag,
Der wilde Schlehdorn blüht' am Hag,
Und auf der Wiese hinterm Haus
Schauten die ersten Blumen heraus.
Im Garten spielte unser Kind,
Seine braunen Härlein wirrte der Wind;
Wie waren die Aermchen so drall und rund,
Schneeweiß die Zähnchen im lachenden Mund,
Und seine lieben dicken Beine
Stolperten flink über Stock und Steine.
Zuweilen, in wilder Frühlingslust,
Warf er sich jauchzend an meine Brust. —
Doch Abends ward er still und müd,
So fieberheiß die Stirne glüht,
Sein Köpfchen hing im Arm mir schwer,
Er wollte nicht lachen und trinken mehr,
Das Schüsselchen schob er ärgerlich fort,
Und schüttelte sich und sprach kein Wort,
Und wie ich sein liebstes Spiel begann,
Sah mich sein Auge so glanzlos an . . .

. . . Mein Kind ward krank! . . . Die Luft flog aus
Und stumme Sorge zog in's Haus.
Sie stand am Herd, wenn ich erwacht,
Und saß an meinem Bett zur Nacht.
Was das Haus uns erhellte früh und spät,
Das war nun alles hinweggeweht.
Die Arbeit war leicht, wenn sein Lachen erklang,
Sein Lallen und Plaudern war süßer Gesang.
Nun warf er sich ruhlos und ächzend umher,
Und weinte im Traum und athmete schwer.
An seinem Bettchen, in Aengsten gebannt,
Saß ich und küßte die fiebernde Hand:
„Der bleiche Tod klopft an mein Haus,
Meine Blume verwelkt, mein Stern lischt aus!“

— — — — — — — — — — — —

Und wieder sank die Nacht herab,
Die Welt war düster wie ein Grab;
Zum Tode müde schlief ich ein.
Da trat ein hoher Mann herein;

Sein Aug' war tief und himmelsklar,
Ein Glanz umfloß ihn wunderbar —
So trat er herrlich einstmals ein
Zu des Jairus Töchterlein —
Er legte still die milde Hand
Auf meines Kindes Haupt und schwand. —

Und als ich erwachte, vom Schlummer erquickt,
Die goldne Sonne durch's Fenster blickt,
Die Bäume wiegte der Morgenwind,
Und leise athmend schlief mein Kind;
Das Mündchen nicht mehr fieberheiß,
Die Löckchen feucht von warmem Schweiß:
Da ist in Schauern mein Herz erbebt,
Und in mir jauchzt' es: Der Liebling lebt!"

Stephan Waetzoldt im Daheim.

Sonntagschule und christliche Erziehung in Schottland.

Von Hans Tharan.

Als im Jahre 1880 das hundertjährige Bestehen der Sonntagschulen in Groß-Britanien festlich begangen, und dabei das Andenken Robert Raikes, als deren Begründer, ehrend gefeiert wurde, dessen Standbild seitdem seinen gebührenden Platz an einer der Hauptverkehrsstellen Londons gefunden hat, wurde in Schottland, neben aller Anerkennung jenes vortrefflichen Mannes, der Beweis geliefert, daß die Existenz der schottischen Sonntagschule um viele Jahre weiter zurück datire. Dennoch waren es mehr vereinzelte Versuche, wenn auch um so anerkennenswerther, als sie viele Schwierigkeiten zu überwinden, viel Widerstand zu ertragen hatten. Erwiesen ist es aber, daß in Schottland der Sonntagschulunterricht von Anfang an ein ausschließlich religiöser war und daß die Lehrer ohne Ausnahme stets unentgeltlich ihre Dienste leisteten. Bekanntlich war in England beides ursprünglich nicht der Fall. Man ließ dort durch bezahlte Lehrkräfte einen in damaliger Zeit freilich hochnöthigen Elementarunterricht ertheilen, was aber in der schottischen Sonntagschule nie vorkam.

Der Schwerpunkt der schottischen Volksbildung ist von jeher nach der religiösen Seite hin zu suchen gewesen, in deren Entwickelungsgang in geistlichen Dingen; das weltliche Element hat sich jenen stets untergeordnet.

Wenn es daher mit Recht behauptet wird, daß die moralische Größe, das wahre Glück und Gedeihen einer Nation, allein auf ihre sittliche und religiöse Ausbildung zu basiren sei, so kann man ohne Bedenken Schottland seine Stelle an der Spitze der Civilisation einräumen. Wir reden hier, wohl zu bemerken, von dem Volke als solchem, nicht soviel von dessen einzelnen hervorragenden Männern, seinem Scott, seinem Carlyle, seinem Ruskin, seinem Gladstone, wenn auch diese nur zur Bestätigung und zum Beleg obiger Behauptung dienen können, sondern von jenem Mittel- und Arbeiterstand, die den eigentlichen Kern des Volkes bilden und als welche wir auf der westlichen Halbkugel keine zweiten ebenbürtigen aufzuweisen wüßten. Man begegnet dort Erscheinungen — freilich in der Mehrzahl aus der jetzt aussterbenden Generation, — die mit wenig anderem als religiösen Kenntnissen ausgestattet sind, deren ganze Wissenschaft in ihrer Bibel enthalten ist, die aber, eben in Folge dessen auf einer sittlichen und geistigen Höhe stehen, welche ihre Standesgenossen auf dem Festlande nicht im Entferntesten erreichen.

Allerdings sind sie aus einer strengen Schule hervorgegangen, sind die Kinder einer eisernen Zeit und bilden wohl weniger das Resultat eines regelmäßigen Sonntagschulbesuches, als der in ihrer Jugend üblichen christlichen Kinderzucht. Ob sie Sonntagschulen besuchten oder nicht — neben dieser und an Stelle derselben gab es das häusliche Bibellesen, das Catechisiren und Unterrichten durch die Eltern selbst. In jener guten alten Zeit — gut, wie man ja leicht alles das wähnt, was, sei es in Vergangenheit oder Zukunft, momentan unerreichbar ist, gut aber dennoch unbestreitbar, wenn nach den Früchten beurtheilt, die sie getragen — in jener Zeit gingen

Sonntagschule und Familienunterricht Hand in Hand. Was jetzt nur die Einzelnen und Ernsteren thun, das that die Mehrzahl: man sammelte sich am Sonntag Abend um das Kaminfeuer, um das gehörte Wort, sei es auf der Kanzel oder in der Sonntagschule, mit der lieben Jugend durchzunehmen.

Eine gewisse Uebertreibung, eine Uebersättigung an geistlichen Dingen mag ohne Zweifel stattgefunden haben, denn, so groß ist die Schwachheit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur, sie vermag noch nicht einmal ihr Bestes vor „dem Bann des Verwüsters" zu bewahren. Die Folgen jener Uebersättigung sind bereits in der jetzigen Generation wahrnehmbar, welcher es längst nicht mehr behagt, in die Fußtapfen der Väter zu treten, und welche bemüht ist, die altmodische, militärische Disciplin auf religiösem Gebiete durch laxere Formen zu ersetzen. So wird von denen, die noch mit einer gewissen Pietät am Althergebrachten hängen, vielfach geklagt, daß heut zu Tage die Sonntagschule mehr und mehr an Stelle des christlichen Familienunterrichts tritt, daß die Eltern auf jene ihre Verantwortlichkeit in Bezug auf den Religionsunterricht ihrer Kinder wälzen und ihre religiösen Pflichten vollständig zu erfüllen glauben, wenn sie die jungen Leute in die Sonntagschule schicken.

Möglich, daß dem also ist. Es läßt sich von der Sonntagschule nicht erwarten, daß sie die einzig menschliche — mehr noch — die einzige christliche Institution sei, der nicht Mängel und Gebrechen anhaften. Wir glauben aber nicht weit fehl zu gehen, wenn wir vermuthen, daß weniger der Sonntagschule als dem heutigen Zeitgeist, die Schuld jener veränderten Zustände zur Last zu legen sei, daß die Lässigkeit in der häuslichen religiösen Kindererziehung ebenso gut ohne Sonntagschule wie neben derselben entstanden wäre und daß von den 50,000 Sonntagschulschülern, die allein Schottland aufzuweisen hat, wohl der allerkleinste Theil für das, was ihm in jener geboten wird, in der eigenen Familie Ersatz gefunden hätte. Im Uebrigen liegt kein besonderer Grund vor, weshalb Sonntagschule und häuslicher Religionsunterricht einander verdrängen, sondern nicht lieber Hand in Hand gehen sollten. Außer aller Frage würden die Kinder einen weit größeren Nutzen aus dem Unterricht ihrer Lehrer ziehen, wenn die Eltern denselben Gegenstand zu Hause mit ihnen durchnähmen. Bei der Erwerbung weltlicher Kenntnisse gilt es für angezeigt, daß häusliche Nachhülfe den Schulunterricht unterstütze; sollte diese Regel nicht auch auf die Erlangung jenes Wissens anzuwenden sein, das, in Anbetracht seiner Ewigkeitsbedeutung, von so unermeßlich größerer Wichtigkeit ist?

Die erste Sonntagschule in Schottland datirt schon aus dem Jahre 1710 in Berwickshire; von wem sie in's Leben gerufen worden, weiß man nicht mehr; — es folgte die des Rev. David Blair in Brechin im Jahre 1760 und eine des Rev. Dr. Burns in Glasgow 1774—75. Diese alle waren Vorgänger von Robert Raikes, der bekanntlich erst 1781 seine so segensreiche Thätigkeit begann. Wenn demnach Schottland der Ruhm gebührt, auf diesem Gebiete zuerst Bahn gebrochen zu haben, so blieben das immer nur die Bestrebungen vereinzelter Personen und erst durch Raikes wurde ein bestimmtes System, eine feste Organisation gegründet und mit der Zeit auch in Schottland allgemein angenommen; die Kirche, die sich bis dahin tadelnd fern gehalten, ja, oft sogar heftige Opposition gemacht hatte, nahm sich der Sache an und erkannte bald in der Sonntagschule ihre beste Stütze, — die Pflanz- und Pflegestätte ihrer künftigen tüchtigsten Kräfte.

Von da ab haben in Schottland sowohl Staatskirche wie die vielen Dissentergemeinschaften es stets als ihre Pflicht wie ihr Vorrecht angesehen, die Sonntagschule — diese so hervorragend evangelische Trägerin christlicher Heilswahrheiten — als ihre einflußreichste Parteigenossin zu betrachten und zu schätzen.

Ungefähr 50,000 freiwillige Sonntagschullehrer beiderlei Geschlechts und allen Ständen angehörend, sind heute in Schottland thätig. Die Frauen sind, wie überall, so auch hierbei in der Mehrzahl und es läßt sich nicht leugnen, daß sie sich für dieses Arbeitsfeld begabter und geeigneter erweisen, als es die Männer sind. Auch im Aufsuchen ihrer Schüler in deren eigener Häuslichkeit zeigen sie größeren Eifer und es ist ihnen mehr gegeben durch Bekanntwerden mit den Familienverhältnissen ihrer Pflegebefohlenen das Vertrauen und die Liebe der kleinen Herzen zu erwerben, durch welche allein es möglich ist einen Einfluß auf diese zu erlangen.

Es wird häufig darauf hingewiesen, daß die Lehrenden mehr Gewicht auf ihre eigene Vorbereitung legen, mehr sich an den zu diesem Zwecke vielfach bestehenden gemeinschaftlichen Zusammenkünften betheiligen sollten. Als von noch größerer Bedeutung wird die persönliche Vorbereitung hervorgehoben, ohne welche kein gesegnetes Wirken möglich ist.

Der Unterricht wird nach dem bekannten Gruppensystem ertheilt; die Oberleitung meist von einem der Kirchenältesten geführt, indeß die Geistlichen von Zeit zu Zeit die sogenannte „Revision" halten. Fast überall besteht eine "Infants-class", wo die Kinder, die noch nicht lesen können, durch Bilder und Erzählen unterrichtet werden. Wo es nur irgend angeht, geschieht

dies in einem besonderen Raum, von den anderen Klassen getrennt.

An eigens für Sonntagschulen errichteten Gebäuden, wie man diese in Amerika hat, fehlt es aber noch sehr, besonders in den kleineren Städten, wo meist noch die Kirchen dazu benutzt werden. Ein großer Nachtheil bei dieser Einrichtung ist der, daß die in den Kirchenstühlen aneinandergereihten Schüler, besonders wenn ihrer viele sind, leicht dem Blick des Lehrenden entgehen; und vermag man einmal das Auge des Kindes nicht mehr zu fixiren, so weiß man, wie schwer es ist, dessen Aufmerksamkeit wieder zu erlangen.

Und auch dort, wo die Sonntagschule nicht in der Kirche, sondern in der für kleinere Versammlungen bestimmten Halle gehalten wird, wie sie in den letzteren Jahren an viele Kirchen angebaut worden sind, ist der oben genannte Uebelstand nicht beseitigt, denn auch hier sind die langen Bänke nicht besser als die Kirchenstühle.

An einigen Orten ist aber doch ein Umschwung zum Besseren eingetreten. In Glasgow z. B. hat die Free College Church im Anschluß an eine große Halle, ein dreistöckiges Gebäude mit 25 Klassen-Zimmern errichtet, — ein Vorgehen, das jedenfalls in den größeren Städten Nachahmung finden wird.

In fast allen Sonntagschulen Schottlands ist es jetzt Sitte geworden, im Laufe des Sommers einen gemeinschaftlichen Ausflug der ganzen Schule aufs Land zu veranstalten, ebenso wie im Winter einen sogenannten geselligen Abend mit Gesang, Ansprachen und kindlichen Unterhaltungen und der Verabreichung von Thee und Kuchen. Dieses geschieht meistens auf Kosten der Gemeinde oder der Lehrer und deren Freunde. Die Ansichten über die Zweckmäßigkeit derartiger Festlichkeiten sind sehr verschieden. Im Allgemeinen hält man dafür, daß die winterlichen Zusammenkünfte den Ausflügen im Sommer vorzuziehen sind, da letztere bei einer so großen Theilnehmerzahl viele Mühe und Kosten verursachen, und noch dazu, bei einem so wechselnden Klima wie dem schottischen, oft wenig angenehm zu nennen sind.

Die 15. "Scottish National Sabbath-School Convention" hat im Herbst des vergangenen Jahres stattgefunden unter lebhafter Betheiligung sowohl der Delegirten wie sonstiger Freunde der Sache. Die Redenden betonten die in unserm Zeitalter der Gottentfremdung immer wachsende Wichtigkeit des Werkes, und alle Anwesenden wurden in der Ueberzeugung bestärkt, daß dasselbe in stets steigendem Maße dem Interesse, der Theilnahme und den Gebeten der Christen zu empfehlen sei.

In den Catskills.

Von P. Quattländer in New York.

Hierzu der Stahlstich.



enige Gebirgslandschaften bieten den Erholungsbedürftigen Schöneres und Anziehenderes als die Catskillberge. Vom ersten Fernblick auf die im Blau des Himmels verschmelzenden Umrisse, bis man aus tiefen Schluchten an riesigen Bergen hinauf, oder von deren Gipfeln herniederschaut, fühlt man versucht zu rufen: Herr, wie sind deine Werke so schön und groß!

Die Catskills, Katzkills, Kaaterskills oder Katzberge wie sie verschiedentlich genannt werden, liegen in Green County des Staates New York, erstrecken sich jedoch ebenfalls über beträchtliche Theile der Counties Ulster und Delaware.

Den Indianern, von denen sie Ontioras genannt wurden, waren sie die Heimath eines mächtigen Geistes, der die Elemente beherrschte, Sonne, Mond und Sterne erschaffen hatte und denselben täglich neues Leben gab. Eine andere und schönere Legende bevölkerte dieses Gebirge mit Geistern, die das Wetter regulirten und die von ihrer Mutter, einer alten Squaw, beherrscht wurden. Sie wohnte auf der höchsten Bergesspitze, hatte die Aufsicht über die Thore des Tages und der Nacht, die sie immer zur rechten Zeit öffnete und schloß.

Sie hing die Neumonde an den Himmel und zerschnitt sie wieder um Sterne daraus zu machen. Aus Spinngeweben und Thau verfertigte sie die Wolken und schickte dieselben hinauf zur Sonne, um in Regen verwandelt zu werden. Erzürnte man sie, dann braute sie Wolken, schwarz wie die Nacht und, inmitten

derselben sitzend, sandte sie Wassergüsse auf die Erde und zerstörte die Kornfelder.

Den holländischen Ansiedlern waren die Catskills der Aufenthaltsort des spukenden Hendrich Hudson, der von hier aus den von ihm zuerst befahrenen und nach ihm genannten Hudson bewachte. Alle zwanzig Jahre hielt er mit seiner Schiffsmannschaft ein Trinkgelage und spielte Kegel. Dann donnerte es in den Bergen und der wüste Lärm der geistigen Zecher wurde weithin vernommen.

Man erreicht das Gebirge am leichtesten mit der neuen „West Shore und Buffalo Eisenbahn", deren Geleise von New York bis nach Albany am westlichen Ufer des Hudson liegt. Die genußreichere Fahrt ist jedoch unbedingt die auf dem Hudson. Passagiere werden bei dem mit dem Gebirge gleichnamigen Dorfe, Catskill, gelandet.

Von hier gelangt man mit der Catskill Mountain Eisenbahn, die aber einen weiten Umweg nach Norden macht, nach Palenville, von wo aus man mit Fuhrwerk oder zu Fuß das Mountain House, einen großartig angelegten Gasthof, erreicht, der etwa 10 Meilen in gerader Linie von der genannten Catskill Landung liegt. Für den Touristen, der sehen und genießen will, ist die Fußreise zu empfehlen. Er wird so an mancher schönen Stelle weilen, sich mancher Aussicht erfreuen können, die dem bequemer Reisenden entgeht.

Hat man nun das ungefähr acht Meilen breite Thal, das zwischen dem Hudson und dem Fuße des östlichen Bergrückens liegt, durchschritten, so gelangt man in eine tiefe Thalschlucht, durch welche sich der enge Fahrweg zwischen zackigen, mit Fichten bedeckten Felsen hindurchwindet. (S. nebenstehendes Bild.)

Dieser Weg führt am South Mountain hinauf und bringt uns in beträchtlicher Höhe zu dem berühmten Sleepy Hollow, der zwanzigjährigen Schlafstätte Rip van Winkle's. Wir wollen uns, auf dem Steine, auf dem er so lange geschlafen, ausruhend, oder auch in dem kleinen naheliegenden Hause, in welchem seine treue Begleiterin, seine Schnapsflasche, aufbewahrt wird, seine Geschichte erzählen lassen.

An einem schönen Herbsttage war Rip zu einem der höchsten Berge der Catskills hinaufgestiegen, begleitet von seinem treuen Hund. Seinem Hauptvergnügen, der Jagd, nachgehend, donnerte das Echo seiner Schüsse wiederholt von Berg zu Berg, bis er endlich ermüdet auf einem grünen Rasen Ruhe suchte. Träumerisch blickte er um sich. Durch eine Oeffnung zwischen den Bäumen konnte er das mit Gehölz reichlich bedeckte Niederland meilenweit überschauen, während tief unter ihm der majestätische Hudson, hier die purpurnen Wolken, dort die Segel einer trägen Barke reflektirend, dahin rollte. Auf der anderen Seite sah er hinab in eine tiefe, unheimliche und nur matt erleuchtete Schlucht, die mit abgerissenen Felsstücken bedeckt war.

Lange hatte Rip, diese Scenerie betrachtend, so gelegen. Der Tag neigte sich, die Berge warfen ihre langen, blauen Schatten über die



In die Katzberge.

Thäler und nun dachte er mit Schrecken an Frau van Winkle, da er erkannte, daß es schon lange vor seiner Rückkehr in das Dorf Nacht sein würde.

Rip van Winkle! Rip van Winkle! hörte er plötzlich eine Stimme rufen und neben ihm stand ein kleines altes Männlein mit buschigem Haarwuchs und struppigem Bart und nach altem holländischen Schnitt gekleidet. Auf dem Rücken trug der Kleine ein Branntweinfaß und dieser Umstand ermuthigte Rip dem Winke des Männleins, ihm zu folgen und die Last tragen zu helfen, nachzukommen.

Nachdem sie sich durch einen Hohlweg hindurch-

gearbeitet hatten, gelangten sie in ein düsteres Thal, in welchem eine Anzahl langbärtiger Männer, mit breiten Gesichtern und kleinen Schweinsaugen, Kegel schoben. Die Kegelschieber fixirten Rip mit ihren kleinen Augen so lange, bis ihm vor Angst die Kniee schlotterten. Dann aber befahl ihm der Kleine, mit dem er gekommen, den Inhalt des Fasses herumzureichen, was er dann auch bereitwilligst that. Da er jedoch heimlich selbst ja oft von dem Getränke kostete, wurde er zuletzt von demselben übermannt und fiel in einen tiefen Schlaf.



Kaaterskill Wasserfall.

Als er erwachte, fand er sich zu seinem Erstaunen wieder auf dem Platze, wo er zuerst Ruhe gesucht. Er rieb sich die Augen, dachte an die Erlebnisse der vergangenen Nacht und sann dann über eine Ausrede nach, die sein Ausbleiben bei Frau van Winkel entschuldigen sollte. Indem er nach seiner Flinte schaute, fand er den Lauf derselben verrostet, das Schloß abgefallen und das Holz von den Würmern zerfressen. Er pfiff seinem Hunde, der kam aber nicht. Er erhob sich zur Rückkehr und fand alle seine Glieder steif. Er suchte den Platz, wo er die räthselhaften Spieler gesehen, suchte jedoch vergebens. Verwirrt und hungrig ging er endlich dem Dorfe zu. Aber hier wurde seine Verwirrung noch größer. Die Leute, denen er begegnete und die er nicht kannte, schauten ihn verwundert an; die Dorfkinder schrieen ihm nach und deuteten auf seinen Bart, der, wie er jetzt erst bemerkte, über Nacht einen ganzen Fuß länger geworden war. Alles war ihm fremd und Rip gestand sich endlich, daß ihm der Branntwein der vergangenen Nacht den Kopf gar arg verwirrt haben müsse. Aber größer noch ward seine Verwirrung und Staunen, als er sein Haus in Trümmern fand und zuletzt erfuhr, daß Frau van Winkel schon lange todt sei und daß er zwanzig Jahre lang in den Catskills geschlafen habe. Die Kegelschieber waren selbstverständlich Hendrick Hudson und seine Schiffsmannschaft.

Während dieser Erzählung haben wir uns ausgeruht und können nun unsere Reise fortsetzen. Mancher Punkt gewährt eine lohnende Aussicht, aber erst wenn man das 2700 Fuß über dem Hudsonspiegel liegende Plateau mit seinem Mountain House erreicht hat, fühlt man sich, von der Schönheit und Großartigkeit der Landschaft hingerissen, für die Mühe des beschwerlichen Aufwärtssteigens belohnt. Wie eine erregte See wogen die tiefgrünen Wälder, vom Winde angehaucht, tief unter uns; auf dem Hudson liegt blitzend und lebenathmend die heitere Sonne und weiter hinaus fällt das entzückte Auge auf blühende Landschaften, bläulich, grünlich, goldig heraufleuchtend und übersät mit Tausenden von Häusern, Gehöften, Dörfern und Städten. Dieses wundervolle Panorama verliert sich im Osten in dem schimmernden Atlantic, im Nordosten aber wird es von den grünen Bergen Vermonts umgrenzt.

Etwa zwei Meilen vom Mountain House befinden sich die berühmten Kaaterskill- und Haines-Wasserfälle, die bedeutendsten in diesen Bergen. Der Weg führt von Palenville aus durch die romantische Kaaterskill Schlucht mit ihren zahlreichen Cascaden, ihren heimlichen, tiefschattigen Grotten und kleinen Wiesengründen. Jahr nach Jahr wüthen jedoch die Winterstürme derart durch diese Schlucht, daß die Wege immer wieder aufs neue hergestellt werden müssen. Der Kaaterskill Fälle sind zwei, der obere 175, der untere 85 Fuß tief. Sie müssen im Frühjahr gesehen werden, wenn sie den aus Coopers „Pioniere" geschöpften Erwartungen oder auch der beigefügten Abbildung (Bild 2) entsprechen sollen. Der Sommer legt sie beide trocken. Eine Art Bühne hinter den fallenden Wassern gab Bryant Stoff zu einem seiner schönsten Lieder:

„Von schattigen Rasen, wo der Kaaterskill hüpft,
Von Hügeln, an die sich die Waldblume schmiegt."

Eine kurze Wanderung bringt uns zu dem sogenannten "Clove" (Höhle). Hier stürzt sich der Kaaterskill zischend und brausend in ein Felsenbecken, das wahrscheinlich durch eine heftige Erschütterung, wodurch die Felsen auseinander gerissen wurden, gebildet ward.

Diese Stelle wird "Fawn's Leap" (Rehsprung) genannt. (Bild 3.) Ein verfolgtes Reh soll über diesen Abgrund gesprungen sein; des Jägers Hund, der den Sprung ebenfalls wagte, fiel in das Wasser und ertrank.

Eine kleine Strecke unterhalb Fawn's Leap stoßen wir auf einen Fahrweg, der uns zu einer höchst primitiven Brücke bringt, über welche wir, den Kaaterskill überschreitend, in eine wildromantische Gegend gelangen. (Bild 4.) Ein treppenartiger, in den Berg hineingehauener Weg führt uns etwa 200 Fuß über den kleinen lärmenden Fluß, der sich da und dort in geheimen Schlupfwinkeln zu verlieren scheint; dem Auge gegenüber aber ragt eine Bergwand eintausend Fuß hoch zu den Wolken hinauf. Am Ende dieser schauerlichen, aber nichts destoweniger fesselnden Schlucht erreichen wir das schöne Dorf Palenville, das den Ausgangspunkt der Catskill Mountain Eisenbahn bildet.

Ehe wir den Kaaterskill Fluß verlassen, wollen wir uns die Legende über sein Entstehen erzählen lassen: „Nahe dem Gartenfelsen ist ein kleiner See. Auf den Blättern seiner Wasserlilien sonnte sich die Wasserschlange. Kein Indianer wagte es, diesem schrecklichen Orte nahe zu kommen. Doch eines Tages verirrte sich ein Jäger und kam bis zu dem Felsen des großen Manitou. Hier fand er eine Anzahl Kürbisse, von denen er einen aufhob und davon rannte. In Folge seiner Eile ließ er ihn aber fallen, und in dem Augenblicke entstand da, wo er den Boden berührte, ein rauschendes Wasser, das den Jäger gegen einen Felsen schleuderte, daß er starb. Das Wasser aber lief weiter, bis es den Hudson erreichte. So entstand der Kaaterskill."

Nur wenige Meilen südlich vom Mountain House und kaum eine halbe Meile von dem ebenfalls gastlichen Kaaterskill Haus ist der Sunset Rock (Sonnenuntergang-Felsen), der eine der schönsten Ansichten in diesen Bergen gewährt. Sein Kamm ist ein nacktes, die Kaaterskill Kluft überhängendes Plateau, von dem man in eine schaurige Tiefe von 1,500 Fuß hinabschaut.

Sunset Felsen scheint eigens dazu geschaffen zu sein, dem Auge die herrliche Ansicht des gegenüberliegenden vier tausend Fuß hohen Kaaterskill Berges zu gewähren. Da steht er in seinem dunkelgrünen Fichtenmantel, von kleinen Wasserfällen durchblitzt und von seinem beschatteten Fuße bis zu seiner lichtumwallten Krone ganz gesehen, in majestätischer Ruhe da. Und wenn nun das Auge den Ausgang der unter ihm liegenden Thalschlucht sucht, wenn es zwischen den sie umarmenden Bergen, die einen wundervollen Rahmen für das ferner liegende Hudsonthal bilden, hindurchblickt, oder gegen Abend die



Rehsprung.

Haines Wasserfälle am Eingange der Schlucht betrachtet und dann zu dem großen und düstern Huntersberg in der Ferne hinaufschaut — dann braucht ihm kein Pinsel und kein Reim zu sagen, daß er hier Großartiges und Herrliches in seltener Vereinigung vor sich hat.

Zu einem höchst lohnenden Ausflug vom Mountain House bis zu dem 15 Meilen entfernten Overlook Mountain House (Ueberblick-Berg-Haus), ladet die neue Plaaterkill-Straße ein. Im Rücken der östlichen Berggruppe, Clum Berg umgehend, führt sie nach Tannersville, von dort bis zu den Quellen des Schoharie am obern Ende der Plaaterkill Schlucht und dann an der Seite des Plaaterkill Berges hinauf. Tief unten

schäumt der gleichnamige Bach, viele kleine Fälle bildend; auf der anderen Seite erhebt sich der Kaaterskill Berg, dessen nördliche Seite wir vom Sunset Felsen aus gesehen haben. Eine der weitreichendsten Aussichten gewährt der "Grand view" Felsen, doch über alle Beschreibung groß-artig und schön ist das Panorama, welches wir vom Overlook-Hause aus überschauen. Hier schweift das Auge über nahezu einhundert Meilen des Hudsonthales, über Gebietstheile von sieben verschiedenen Staaten und fünf Distrikten Berggruppen, im Ganzen über ein Flächengebiet von 30 tausend Quadratmeilen.



Schlucht bei Palenville.

Man hat den 4,052 Fuß hohen Huntersberg lange für den höchsten in dieser Gebirgskette gehalten, neuere Messungen haben jedoch ergeben, daß der Slide- oder Lion-Berg 168 Fuß höher ist. Slide-Berg liegt 23 Meilen in gerader Linie westlich von Rondout.

Mit der Ulster- und Delaware-Eisenbahn erreicht man das dem Berge zunächst liegende Dorf Big Indian (Groß Indianer). Von hier liegt die Spitze des Berges 11 Meilen entfernt, von denen jedoch 9 Meilen mit Fuhrwerk zurückgelegt werden können.

Wir nehmen unsern Weg nach dem westlichen Abhang des Berges. Er führt uns durch eine der wildesten und in ihrer Art schönsten Partien der Catskills. Neben uns rauscht der Esopus, hier noch ein kleiner Bach. Von allen Seiten umringen uns überhängende Felsen und aufwärtsstrebende Hügel. Etwa drei Meilen, ehe wir den Fuß des Berges erreichen, stoßen wir auf die Gem Wasserfälle und zwei Meilen weiter überschreiten wir den Neversink Fluß, welcher in Delaware mündet. Von hier aus müssen wir zu Fuß aufwärtssteigen. Es ist ein mühsamer aber ungefährlicher Weg, der zahlreiche Ruheplätze und lohnende Aussichten bietet.

Endlich ist der Gipfel erreicht und man fühlt sich tausendfach für die Mühe seines Ersteigens belohnt. Ein sehr einfaches Observatorium, 30 Fuß hoch, ermöglicht die Aussicht über die niederen, sturmgepeitschten Bäume.

Ueber das Hudsonthal hinweg sieht man im Osten die Berkshire Hügelkette Massachusetts mit ihrem hervorragenden Berge Everett. Gegen Süden verliert sich das Silberband des Hudson in den Highlands New Yorks und im Westen erheben sich die Gebirge Pennsylvaniens und New Jerseys. Es ist ein prachtvolles Stück Schöpfung, das uns hier entgegentritt und man könnte tagelang auf dieser Bergesspitze zubringen und jeder Tag würde Neues, zuvor Nichtbeachtetes zeigen. Man muß diese herrliche, in verschiedenen Beleuchtungen sich auch immer wieder verschieden gebende Scenerie wiederholt genießen; ein flüchtiges Beschauen bringt nur halben Genuß. Man muß z. B. beim Sonnenaufgang das Spiel des Lichtes beobachten, sehen, wie es zuerst die Gipfel der Berge und Hügel küßt, dann allmählich tiefer sinkend, seinen warmen Hauch über die Wälder gießt, die kahlen Felsen vergoldet, endlich durch die Thäler fluthet, Flüsse und Bäche röthet, bis Berg und Thal, Wald und Flur in seiner Umarmung glühen und das Ganze wie ein zweites Paradies vor dem entzückten Auge liegt.

Wir haben mit diesen Schilderungen nur einige wenige der östlichen und südlichen Catskill Berge genannt. Viele andere sind nennens- und sehenswerth, z. B. die Berge Big Indian — unweit vom Slide Berge — 3,300, North Berg 3,450, Black Head (Schwarzkopf) 3,965 und Windham 3,500 Fuß hoch.

Ja, die Catskills bieten dem Touristen, der ein bischen Auf- und Abwärtssteigen nicht scheut, des Schönen und Erhebenden viel. Und nicht blos die größeren Berge mit ihren Fernsichten, oder die wilden, oft düstern und unheimlichen Schluchten sind sehenswerth, auch die weniger

imposanten Züge der Scenerie sind oft überraschend, anziehend und schön. Kleine Waldgruppen — tiefe, kühle Grotten in den grünen Hügeln — Felsenkammern, aus denen man, durch das dichte Blätterwerk aufwärts schauend, den Himmel nur noch als kleinen Fleck herabschimmern sieht — einige Handvoll Wasser hier zwischen moosbedeckten Felsen hindurch plätschernd und dort winzige Fälle bildend — das wechselt in vielseitiger Gestaltung mit einander ab, und bietet einen beruhigenden Gegensatz zu dem Großartigen dieser Berge.

Saat.



Wir pflanzen und wir streuen
Den Samen auf das Land,
Doch Segen und Gedeihen
Quillt nur aus Gottes Hand:
Aus lindem Thau und Regen,
Aus lichtem Sonnenschein,
Fließt gold'ner Erndtesegen,
Strömt Fülle und Gedeih'n.

Der Feuerflamm' und Winde
Zu seinen Engeln macht,
Läßt Lüfte, leis und linde,
Hinwehen sanft und sacht:
Sie schweben von den Hügeln
Durch Wiese, Wald und Feld,
Und tragen, wie auf Flügeln,
Den Segen durch die Welt.

Er, der die Lilien schmücket
So schön, wie Salomo,
Das Käferlein erquicket,
Das Würmlein machet froh;
Dem Vöglein in den Lüften
Bescheert sein kleines Nest,
Die Thierlein in den Klüften
Ihr Futter finden läßt.

Er, der an allen Enden
Zu wehren weiß der Noth,
Gibt auch den fleiß'gen Händen
Ihr täglich Stücklein Brod;
Er, der im Herzensgrunde
Sein Wort als Samen streut,
Legt in die flücht'ge Stunde
Die Saat der Ewigkeit.

P. H.

Das tugendsame Weib im Lichte des göttlichen Wortes.

Es freut uns, unter dem Vielen, was heutzutage über die Frauen, ihre Rechte, ihre Würde, ihre Ansprüche, ihre Berufskreise und ihr so sehr beklagenswerthes Geschick (?) alles geschrieben wird, hie und da auch einen Schriftsteller zu treffen, der da einfach frägt: Was sagt das Wort Gottes?

Ein solcher Schriftsteller ist der Verfasser eines von der sächsischen Traktatgesellschaft herausgegebenen Büchleins, welches den Schluß der Sprüche Salomonis zu Grunde legend, das Denken, Streben, Reden, Schweigen, Thun und Lassen eines tugendsamen Weibes schildert. Ein Abschnitt dieses Büchleins ist betitelt:

Die Aufgabe der Frau.

Nahrung wird ihm nicht mangeln — sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang. V. 11 und 12.

„Mit diesen wenigen Worten ist die Lebensaufgabe der Frau bezeichnet, die klar erkannt, fest im Auge behalten und als Ziel ihres ganzen Strebens und Handelns angesehen werden muß.

Gott hat die Frau erschaffen, weil er sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei." (1 Mos. 2, 18.) So soll sie in Liebe und Treue des Lebens Glück und Leid, des Tages Last und Arbeit mit ihm theilen und tragen, sie soll dem nach außen wirkenden und schaffenden Manne eine friedliche Häuslichkeit bereiten, für seine Bedürfnisse und Erquickung sorgen, die Kinder nach seinem Wunsch und Willen erziehen und das Haus ihm heimisch und lieb machen, damit er nicht versucht werde, Annehmlichkeiten des Lebens außerhalb, oder gar im Wirthshause Vergessenheit für häusliches Elend zu suchen.

Aber nicht nur zur gemeinsamen Arbeit und irdischen Freude ist das Weib dem Manne zur Seite gegeben: sie soll auch seine Seligkeit mit fördern und ihm eine Gehülfin auf dem Wege nach der himmlischen Heimat sein.

Der Mann ist zur Thätigkeit nach außen bestimmt und zum Kampfe mit dem Leben berufen. An großen Aufgaben wächst seine Kraft, aber mit Sieg und Gelingen verbindet sich leicht das Verlassen auf eigene Stärke; unter den Unruhen des Außenlebens verliert die Seele ihre Stille und Ruhe, neben den Berufsgeschäften stehen die Versuchungen; — die Sorge um das tägliche Brot zieht leicht ab von der Sorge um das eine, was noth ist.

Anders ist das Frauenleben, welches, beschränkt auf den häuslichen Herd und auf Zurückgezogenheit angelegt, seine Bestimmung in der Familie und im stillen Walten findet und unter dem schirmenden Dache des Hauses vor vielen Anfechtungen bewahret bleibt, die den Sinn des Mannes auf das Irdische lenken und seinen Fuß an den Staub der Erde heften. Es ist daher der Frau ihrer ganzen Arbeit, Lebensweise, Stellung und Natur nach leichter gemacht, in der Stille ihre Seele zu Gott zu erheben, ihren Frieden zu bewahren und ihre Ruhe an Gottes Herzen allewege zu suchen und zu finden.

„Die Liebe aber suchet nicht das Ihre." — Es ist der Frau an der eigenen Seligkeit nicht genug; sie will auch selig wissen, die sie liebt. Wie wird sie dieser Bestimmung nachkommen? Gottes Wort weist ihr die rechten Mittel und Wege, wenn der Apostel spricht, 1 Petri 3, 1: „Desselben gleichen sollen die Weiber ihren Männern unterthan sein, auf daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden, wenn sie ansehen ihren keuschen Wandel in der Furcht, welcher Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten, Goldumhängen oder Kleiderumhängen, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geiste, — das ist köstlich vor Gott."

Schon der Prediger Salomo sagt: „Reden und Schweigen hat seine Zeit." So wird auch die Frau die Stunde wissen und den Augenblick finden, da sie, auf die Verheißung des Herrn sich gründend: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater" — „bereit ist zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in ihr ist;" aber sie wird nicht übersehen, daß der apostolischen Vermahnung das ausdrückliche Gebot folgt, 1 Petri 3, 15 und 16: „Und das mit Sanftmüthigkeit und Furcht," — nicht in Menschenfurcht, aber in heiliger Scheu vor dem Herrn und seinen Geboten und im Bewußtsein der Verantwortlichkeit, die auf ihr ruht, wenn fleischlicher Eifer ein schlechtes Zeugniß für die Wahrheit echten Christenstandes gäbe und sie, statt aufzubauen, nur noch mehr zerstörte.

Je mehr sie zum seligen Gefühle ihrer Gotteskindschaft hindurchgedrungen ist, je tiefer ihre Seele in dem Gottesfrieden wurzelt, den die Welt nicht geben, aber auch nicht nehmen kann, desto freudiger wird sie in Kindesgehorsam sich den Geboten und Ordnungen ihres Vaters im Himmel fügen, desto ängstlicher wird sie vor deren Ueberschreitung zurückbeben.

Ist ihr Leben ein Zeugniß von dem stillen, verborgenen Umgange mit dem Gott der Liebe, mit dem demüthigen, sanftmüthigen Menschen-

sohne, ist ihr ganzes Wesen und Handeln von dem göttlichen Lichte des Glaubens, der Wahrheit und der Liebe durchleuchtet, so ist dies ein Bekenntniß, welchem Gottes Segen nicht fehlen wird, und auch der Weg, die Seele des dem Heilande noch fernstehenden Mannes für ihn zu gewinnen. Denn der Wandel in der Liebe ist die wirksamste Predigt von dem Gott, der die Liebe ist, — die „unverrückte" Ergebung im Unglück, Sanftmuth im Leiden, Demuth in guten, Hoffnung in bösen Tagen — die überzeugendste Lehre von dem Gott, der Gebete erhört.

Und das Gebet ist die recht eigentliche Glaubensrüstung und Siegeswaffe des Weibes, — das Gebet im Kämmerlein, in der Stille, da sie sich täglich die Kraft erfleht und erringt, nach Gottes Willen zu leben, zu lieben und zu arbeiten für das leibliche und geistliche Wohl aller derer, die ihrer Pflege anvertraut sind.

Wohl dem Hause, in dem Gebetsgemeinschaft Mann und Frau zusammen vor Gottes Gnadenstuhl führt! Wo tägliche Hausandacht mit Treue und Ernst gehalten wird, da nimmt der Herr selbst nach seinem Worte: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen," Wohnung in dem gläubigen Hause.

„O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesus Christ;
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist;
Wo aller Herzen dir entgegenschlagen,
Und aller Augen freudig auf dich sehn,
Wo aller Lippen dein Gebot erfragen,
Und alle deines Winks gewärtig stehn."

Im gemeinsamen Gebete liegt ein unberechenbarer Segen, eine Macht und Kraft, eine Schutzwehr gegen Versuchungen, eine Nöthigung zur tragenden, versöhnlichen Liebe, ein Erziehungsmittel für Groß und Klein, dem kein anderes gleicht an Wirksamkeit und Eindruck, — eine Stütze herrschaftlicher Autorität und eine Hilfe für die Dienenden, wie sie sonst nirgends wieder zu Gebote steht. Weshalb? Weil der Mund, der die Wahrheit ist, sich verpflichtet hat: „Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel." Matth. 18, 19. Da hat sich der Herr selbst die Hände gebunden, daß er erhören muß — da er es nach seiner Allmacht kann und nach seiner Liebe will — wenn Mann und Frau, eins geworden in der Liebe, für einander, für die Kinder und ihr ganzes Haus bitten.

„Wenig Wort und viele Kraft,
Und ein stilles, sanftes Wesen,
Mehr im Wandel als im Wort,
Sei zu meinem Schmuck erlesen."

„Mein St. Johann."

Nach einer engl. Erzählung von Dr. Ludlow im New York Independent.

Wollen Euer Würden kommen, einen Mann zu besuchen, der am Sterben ist?" — So redete ein altes Weib mich an, das zur Hinterthür meines Pfarrhauses hereingekommen war. Ihre Stimme klang hohl und schrill, ihr Gesicht war ausdruckslos und kalt; sie roch stark nach Branntwein. Hätte nicht eine leise Spur von Besorgniß um den kranken Mann sich in ihrem Benehmen verrathen, es wäre kaum eine Spur echter Menschlichkeit an ihr zu entdecken gewesen. Ich folgte ihr in einen Stadttheil, der unserem kirchengehenden Publikum wohl eben so fremd sein mag, als König Mtesa's Land in Afrika. Da lag in einem Kellerloch, wo alles von Schmutz starrte, ein etwa 60jähriger Mann — eine Ruine, an deren völligem Umsturz die Schwindsucht und der Hunger zu arbeiten schienen. „Ob er keine Freunde habe?" — „Die Masse, wenn man sie aufsuchen thut und so lange noch ein Stück Geld zum Vertrinken da ist. Alle Kerls hier kennen den alten John; aber keiner guckt nach ihm, und die Alte da liegt Tag und Nacht besoffen auf der Schwelle!"

Tägliche Besuche bei dem Todtkranken, allerlei Wohlthaten und insbesondere der gute Wein, der auf ärztlichen Rath ihm gebracht und in homöopathischen Dosen gegeben wurde, hatten bald sein Herz gewonnen und ich konnte in aller Ruhe hier ein Stück Menschenleben studiren, wie es freier vom Firniß der Bildung, der gesellschaft-

lichen Rücksichten und auch der Heuchelei nicht gewünscht werden kann. Beide Theile schienen zu spüren, daß im Grunde der Unterschied zwischen der im zugeknöpften Schwarzrock und der in ein paar alten Lumpen steckenden Menschlichkeit nicht so groß war.

Von seiner Kindheit und Jugend wußte John wenig zu sagen. Von seinen Eltern meinte er, sie hätten sich nie verpflichtet gefühlt, für ihn zu sorgen, und habe auch er sich nie verpflichtet gefühlt, nach ihnen zu fragen. So viel er wisse, sei er in England „gelandet", d. h. zur Welt gekommen, und da er an Land zu nichts nutz gewesen, sei er auf See gegangen. Und so hatte er denn 50 Jahre lang eine Art Amphibienleben geführt, war in der ganzen Welt herum, aber überall nur mit dem Auswurf der Menschheit in Berührung gekommen. Die Schiffsdisciplin und die neunschwänzige Katze waren der Inbegriff seiner Moral und die Todesfurcht das einzige seiner Gefühle, das an Religion streifte. Diese Angst hatte ihn denn auch bewogen, nach einem Geistlichen zu schicken. Vom Inhalt der Bibel hatte er kaum einen Hochschein. Ganz ehrlich sagte er: „Ich gehöre nicht zu den Priestersleuten, und auch nicht zu den Protestanten; ich bin nichts als ein armer Kerl, dem's Messer an der Kehle sitzt." Sprach man mit ihm, so hörte er recht respektvoll zu, dem Lesen eines Bibelabschnitts aber vermochte er nicht zu folgen. Erst als ich ihm Davids Beschreibung eines Sturmes aus Psalm 107 vorlas, fing er an sich für das Buch zu interessiren. „Der das geschrieben hat, meinte er, muß ein Seemann gewesen sein. War's wohl ein Kapitän?" Auf meine Versicherung, der Psalmist sei zuerst ein Hirtenknabe, dann ein Kriegsmann und endlich ein König gewesen, erklärte er bestimmt: „Nein, Herr, da seid Ihr falsch dran mit Eurer Gelehrsamkeit*), denn sehet Ihr nicht, seine Sprache beweist, daß er eine Theerjacke oder doch irgendwie zur See gewesen sein muß. . . . und sie gen Himmel fuhren und in den Abgrund fuhren, daß ihre Seele vor Angst verzagte. . . . Ja, so ist's, genau so: gefürchtet habe ich mich nie im Sturm, aber dies Verzagen (eigentlich Schmelzen), das ist's; . . . . und wußten keinen Rath mehr und sie zum Herrn schrieen in ihrer Noth. — Sehen Sie, mein Herr, ich wußte nichts von Gott und habe oft gesagt, er solle mich verdammen, weil ich gar nicht glaubte, daß ein Gott sei. Aber wenn die Seele vor Angst verzagt, da denkt man, es wäre doch gut, wenn ein Gott da wäre, der nach einem fragt im Sturm und einem hilft in der Noth." Von nun an wurde der Psalmist mit allem Vertrauen behandelt, gerade wie ein alter Schiffskamerad, und seine Worte fanden immer ein geneigtes Ohr. Und als ich ihm einmal die Geschichte von St. Pauli Schiffbruch vorlas, da wurde auch dieser Apostel unter die Zahl seiner Freunde aufgenommen; hatte doch John selbst manchen Sturm auf dem Mittelländischen Meere erlebt. Mit Spannung folgte er daher der Erzählung in Apostelgeschichte 26, und einmal rief er, halb in Phantasie, wie rasend aus: „Ja, ja, so fuhren wir durch die Nacht und der weiße Schaum — wie Teufelsfinger, die uns packen wollten, und oben im Takelwerk und unten im Schiffsraum nichts als Teufelsgeheul und Gekrach. Aber ein Engel muß gekommen sein. Am Morgen war alles still. Ja, da waren unsere Seelen auch verzagt gewesen. Und, Würden, sagten Sie nicht, auch jetzt würde ein Engel kommen und mich an's Land bringen? O, barmherziger Gott, sende deinen Engel, denn der alte John weiß keinen Rath mehr!" Erschöpft und bewußtlos sank der arme Kerl auf sein Lager zurück. Von da an aber war er stets bereit, sich ein Wort lesen zu lassen, „von dem Jungen, der das Schiff rettete." So nannte er den Apostel Paulus.

Als ich gelesen hatte: „Da ist nicht Einer, der Gutes thue, auch nicht Einer," bekannte er, daß er ein böser Mensch gewesen; „aber," fügte er hinzu, „Sie wissen, im Schiffsballast wachsen keine Rosen und Theerjacken sind keine Heilige; und so schlimm ich bin, es ist doch die reine Wahrheit, daß ich nie einen Kerl zusammengehauen habe, der nicht noch schlimmer gewesen wäre als ich, außer — mag sein — wenn wir an Land gewesen und voll Schnaps waren, und — wissen's — das zählt nicht bei Theerjacken." Die Selbstrechtfertigung wollte aber nicht recht gelingen. „Wissen's, was mir keine Ruhe läßt? Es ist der Schiffer König und der andere Junge, der das Schiff rettete — das waren reine Seelen in dieser argen Welt, rein wie die Sonnenstrahlen da auf dem dreckigen Fußboden! und der eine von ihnen sagte: meine Sünde ist immer vor mir! und der andere: ich bin nicht reiner als ein Leichnam und . . . der Leib des Todes! . . . und das alles v o r i h m . . . das Angesicht Gottes . . . . und mir ist auch jetzt, er sieht mich und es geht ganz durch, und wie wenn er meine Haut und mein Fleisch aufdecken thäte, um durch mein Herz zu sehen, ganz durch!"

Ich sprach ihm allerlei Armsündersprüche vor und versicherte ihn, all die herrlichen Worte seien für solche da, denen ihre Sünden leid seien. „Was leid sein!" warf hier John ein, „wenn sie mir nur leid gewesen wären, als ich sie beging! Jetzt, ja jetzt ist mirs, als wären sie mir leid, wo ich nichts mehr sündigen kann; aber, Herr Pfarrer, wenn das in der Flasche da mich wieder stark macht und ich morgen aufstehen

*) Allerdings, denn Psalm 107 ist gewiß nicht von David.

kann, da ist mir vielleicht nichts mehr leid. Und weiß denn Gott nicht, daß John sich selbst nicht kennt, wenn er sagt, seine Sünden seien ihm leid? O Herr, sind sie mir leid oder ist's nur so'ne Angst? . . . . . und dann das Bekennen! Das kann dem Allmächtigen doch eins sein. Er weiß ja schon alles. Sagte nicht David: vor dir habe ich gesündigt? Ja, ja, er weiß alles besser als ich selbst. Was ist denn das Bekennen? Es wäre wie all die Sünden noch einmal begehen, wollte ich sie herzählen. O eine Welle! Da, da — ich kann die ganze Reihe sehen . . . . . wie eine lange weiße Schlange von einem Meer zum andern . . . . . in dem Hafen und in dem Hafen — überall, wo ich gewesen, da folgt sie mir. Und Gott sieht das Scheusal! Sie sagen, er werde mir vergeben? - Nein, nein! Warum sollte er mir vergeben? Keine Ursache da zum Vergeben. Ist nicht er gerechter als ich? Und doch kann John sich selbst nicht vergeben — und wie soll er ihm vergeben? Schönen Dank für den Trost, aber er ist nicht für unsereinen. Es wäre ein Unsinn."

Nun kam ich mit einer Predigt von der Erlösung durch Jesum Christum und schloß mit den Worten: „So fern der Morgen ist vom Abend, so fern läßt er unsere Uebertretungen von uns sein," hinzufügend, daß das auch David gesagt habe. Jetzt war auf einmal David in Ungnade gefallen! „Ach was, der Schiffer König ist schließlich doch kein rechter Seemann gewesen; um die Erde ist er nie gesegelt, sonst hätte er nie so Zeug gesagt. . . . . so fern der Morgen ist vom Abend! Wo ist denn Westen und wo ist Osten? Wer kann da von einem Zwischenraum, von einer Entfernung sprechen?" u. s. w.

Als ich am nächsten Tag wieder kam, hatte John die ganze Nacht über den Osten und den Westen gegrübelt und herausgefunden, daß David doch ein gewaltiger Seefahrer müsse gewesen sein, und ein Weltumsegler dazu. Ja, er entschuldigte sich förmlich, daß er Tags zuvor dem großen Manne so Unrecht gethan. „O wie haben mich jene Worte umgetrieben! Hören Sie einmal! Das schnellste Schiff, das je die Wasser schnitt, und wenns tausend Segel hätte oder allen Dampf der Welt, ja den Teufel selbst im Kessel, würde — von Osten kommend — doch nie den Westen erreichen. Wissen's ja, so weit man auch geht, man kommt nie an's Ende. Und nun hören Sie, ich weiß nun dem Kapitän David seinen Sinn. Johns Sünden sind wie der Abend — alles flammenroth, wie beim Sonnenuntergang, blutroth, wie Ihr gestern gelesen habt, und das Schiff ist John selbst mit dem schlagenden Gewissen und dem klopfenden Herzen und der Gott der Gnade treibt sie ferne von ihm, ja läßt sie untergehen, wie die Sonne untergeht, daß man sie nicht mehr sieht. Würden, mir ist, als hätte ein Engel mir das erklärt, als die Lampe verlöscht war und die Alte da schlief, denn es war ganz hell um mich und die Stille — keine Ratte rührte sich — o, es war unaussprechlich. Mag sein, daß ich träumte. Aber konnte es beim Sterben nicht auch sein wie so ein Traum? Kurzum, Würden, wenn John wieder Angst hat, so sagt zu ihm nur: Morgen und Abend! denn zuweilen kommen sie über mich, meine Sünden, wie eine Fluth und wie der Kapitän sagt: alle deine Wasserwogen gehen über mich. Dann denke ich: nein, 's ist nicht wie mit den Wellen, 's ist wie mit dem Abend und Morgen, und so träume ich wieder."

Eins machte meinem John noch Noth. Er konnte das natürliche Grauen vor dem Tode nicht los werden. „Euer Würden, haben Sie die Würmer gern? Ich möchte lieber alle Würmer essen, als von ihnen gefressen werden. Pfui, es ist garstig! Sehen's diesen Arm. Ich sag' Ihnen, John hat damit den stärksten Kerl zu Boden geschlagen; aber wie schwach ist er jetzt! Sind das schon die Würmer? Und sehen's hier den eingebrannten Anker und meinen Namen!*) O, die garstigen Würmer, werden sie das alles wegnagen? Den ganzen Arm, den Namenzug und alles? Pfui, ich will nicht sterben!"

Es war wehthuend, den armen Mann unter der Todesfurcht sich krümmen zu sehen. Ich sprach ihm von der Auferstehung und von dem neuen Namen, der ihm werde an der Stirne geschrieben werden.

Da richtete er sich plötzlich auf und bat mich, ihm das noch einmal zu sagen; und etwas später wieder, noch einmal und noch einmal: „Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem verborgenen Manna und will ihm geben ein gutes Zeugniß und mit dem Zeugniß einen neuen Namen geschrieben, welchen Niemand kennt, denn der ihn empfängt! Und: wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angethan werden und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buch des Lebens und will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes . . . . und meinen Namen, den neuen." Seine eingesunkenen Augen füllten sich wie mit einem geheimen Feuer. Seine ganze Seele lag in dem Blick. Die rauhen Züge schienen erweicht — fast hätte man sie schön finden können. Ein wenig Phantasie und man hätte einen Wiederschein des Himmels auf dem Antlitz und einen Heiligenschein um das Haupt des Sterbenden erblickt. Nun, ich sah das alles nicht, aber in den Sinn kam es mir, und seither rede ich nur noch von „meinem St. John."

Einige Augenblicke blieb der Sterbende wie in einer Verzückung, dann sagte er mit erhobener

---

*) Der Stolz eines Matrosen.

Stimme: „So komme ich denn in die andere Welt als ein neugeborenes Kindlein und Gott ist mein Vater und er wird mich taufen mit einem neuen Namen, gerade als wäre ich vorher gar nicht dagewesen, und kein Heiliger und kein Teufel wird mehr etwas wissen vom alten John und seinen Sünden." Mit dem Rest seiner schwindenden Kräfte hatte er bei diesen Worten sich aufgerichtet; jetzt streckte er beide Arme in die Höhe und rief laut: „O, ist das herrlich! herrlich! Ich danke meinem Gott." Damit sank er völlig erschöpft zurück.

Tags darauf fand ich ein paar zerlumpte Weiber an der wohlbekannten Thür, die gaben mir den Bescheid: ich brauch jetzt nicht mehr zu kommen, der Mann sei gestorben. Ich trat hinein. Da lag der Leichnam auf dem Boden, mit dem Kopf in einer Blutlache, und quer über dem entseelten Körper das besoffene Weib. John hatte einen Blutsturz gehabt und war dabei aus dem Bett gefallen, um auf dem Fußboden zu sterben, etwa 12 Stunden ehe ich kam, und obgleich das Haus von Menschen wimmelte, hatte doch Niemand Hand an den Leichnam gelegt! Das Zimmer war voll von halb- und ganz betrunkenen Männern und Weibern; unter dem Vorwand der Theilnahme wollten sie plündern, was es etwa zu plündern gab! Ich ließ die Polizei benachrichtigen und das Zimmer wurde von diesen Hyänen gesäubert.

Am nächsten Morgen stellte sich im Pfarrhaus ein Mann ein, der in wunderlicher Verlegenheit seinen Hut in beiden Händen hielt und einen Bückling um den andern machte, bis er endlich aufrecht vor mich hinstand und entschlossen fragte: „Sind Sie der Pfarrer, der den alten John besucht hat?" Auf mein Ja hin erklärte er dann, er sei von seinen Kameraden beauftragt, dem alten John ein Leichenbegängniß „erster Klasse" zu veranstalten und jetzt gekommen, mich zu fragen, ob ich dasselbe durch meine Anwesenheit ehren wolle. Ueberrascht erklärte ich, daß ich von Herzen gern bereit sei, meine Achtung für den Verstorbenen zu bezeugen; was für eine Gesellschaft denn die Begräbnißkosten bestreite und wie's bei demselben solle gehalten werden? „Wir sind keine Gesellschaft," sagte hierauf der Mann, „wir sind blos Jungens, die je und je mit John zusammenkamen, ehe er von der Schwindsucht gepackt wurde, theils Matrosen, theils Hafenarbeiter ꝛc. Jetzt haben wir etwas Geld zusammengelegt und einen feinen Sarg gekauft und eine Kutsche wird kommen für die Wittwe und für uns beide, und weil's Sonntag ist, werden alle Jungens da sein und der alte John wird so einen Abschied kriegen, daß sie ihn da drüben schon auch anständig empfangen müssen."

Ich machte nun die Bedingung, daß alle sich ordentlich aufführen müßten, wenn's so ein Durcheinander gäbe, wie Tags zuvor im Zimmer, so könnte ich nicht theilnehmen, worauf der Ceremonienmeister sprach: „Die Hand darauf, Ehrwürden, es soll ein anständig Begräbniß sein."

Zur bestimmten Stunde war ich auf dem Platz. Das kleine Zimmer war gestopft voll von einer Gesellschaft, wie sie sonst nur in den verrufensten Kneipen sich beisammenfinden mag. Alles hatte die Hüte auf und rauchte. Der Qualm war so dick, daß man kaum die Umrisse des Sarges erkennen konnte. „Jungens, der Pfarrer ist da!" rief der Ceremonienmeister, „nehmet die Hüte ab und löscht eure Pfeifen aus!" Der zweite Theil des Ordnungsrufes fand keinen Beifall. Dem Pfarrer werde es nichts machen und der alte John könnte ja nicht mehr riechen, — so lauteten die Proteste. Die geballten Fäuste des Tonangebers und der Ruf eines Alten: „Anständig Jungens!" blieben aber doch nicht ganz erfolglos. So trat denn ein Grad von Ordnung ein, der zwar noch viel zu wünschen übrig ließ, aber von dem anfänglichen Tumult doch so vortheilhaft abstach, daß einem fast feierlich zu Muthe werden und man an den Beginn der Feier denken konnte. Nachdem ich mich bis an's Kopfende des Sarges mühsam hindurchgearbeitet, las ich ein paar Bibelabschnitte, je und je unterbrochen durch ein „dummes Zeug!" oder „was soll das?" worauf dann von entgegengesetzter Seite ein „Halts Maul, Kerl!" „Wart', ich steck' euch in den Sarg zum alten John, wenn ihr nicht still seid!" „Respekt vor dem Todten!" oder des etwas erscholl. Nun war's Zeit für die Leichenrede. „Meine Freunde!" hob ich an, „wir haben hier —" da unterbrach mich schon ein Alter, der mit ernsthaftester Miene zu mir sprach: „Bitte, Euer Würden, eine Bemerkung; Sie haben gesagt: Freunde; wir sind alle Freunde, Freunde untereinander und Johns Freunde. Der Pfarrer hat recht gesagt." Nun wollte ich fortfahren: „Meine Bekanntschaft mit dem Hingeschiedenen war nur von kurzer Dauer, aber —," da erhob sich schon wieder ein Sprecher: „O wir haben ihn gut gekannt, 17 Jahre haben wir zusammen Salzwasser geschluckt und auch nach unserer Schiffszeit haben wir immer zusammengehalten." „Ja, wir haben ihn auch gekannt," bestätigten wohl zwölf Stimmen auf einmal. Eine zusammenhängende Rede war also unmöglich. So versuchte ich's denn gesprächsweise zu machen. „Gut," sagte ich, „wenn ihr ihn so gut kanntet, warum hat denn keiner von euch ihn in seiner Krankheit besucht? Er selbst hat mir geklagt, Niemand habe nach ihm gesehen. Es ist schön von euch, ihm so ein anständiges Begräbniß zu geben; aber meinet ihr nicht, es wäre besser gewesen, ihr hättet ihm eure Liebe bewiesen, so

lange er noch etwas davon fühlen konnte?" — „Aber, Herr, was hätten wir Kerls denn zu ihm sagen können? Wir sind keine Pfaffen," erwiderte einer mit ungeschminkter Einfalt. „Wohl wahr," fuhr ich fort; „aber ihr hättet ihm doch sagen können, es sei euch leid um ihn, ihr hättet in den langen Nächten bei ihm sitzen und ihm dann und wann einen Trunk reichen können. Vielleicht wäre es nicht so schnell mit ihm zu Ende gegangen, wenn ihr euch seiner angenommen hättet." „Jungens," rief jetzt aus einer Ecke ein verwitterter Alter, der wohl selbst nicht mehr weit zum Grabe hatte, „Jungens, der Pfaff hat Recht. Ihr hättet mehr Theilnahme zeigen sollen. Wie oft haben wir mit John getrunken, so lange er gesund war, und was haben wir für ihn gethan, seit er krank war?"

„Unser Freund," fuhr ich fort, „hat mir gestanden, daß er ein großer Sünder gewesen und —" — „Was, ein Sünder? John war kein Sünder!" protestirte nun einer gegen seinen Nebenmann und dieser erwiderte: „Aber ein Heiliger war er auch nicht. Er war doch ein Hartgesottener —" — „Was thut's?" meinte nun der erste, „er war doch kein Sünder, kein Heuchler; nein, so ein Sünder ist er nie gewesen." Ich suchte nun zu erklären, daß ein Hartgesottener — und ein Sünder so ziemlich dasselbe sei; die Bibel verstehe unter Sündern nicht blos die Leute mit glatten Gesichtern, die öffentlich in die Kirche gehen und privatim dem Teufel dienen; das habe auch John wohl gewußt, so und so habe er zu mir gesagt, insbesondere auch gesagt, daß sie alle ebenso schlechte Kerls seien als er selber. „Ja, ja," sagte hiezu eine schwache Stimme, „das geschieht uns recht, wir sind alle nichts nutz." „Gerade so sagt die Bibel," fuhr ich fort, „da ist nicht einer, der Gutes thue, auch nicht einer." — „Steht das im Buch?" fragte jetzt einer, „es ist wahr, selbst wenn's in dem Buch steht."

Ich benutzte die Gelegenheit, sie zu versichern: wenn sie nur die Bibel lesen wollten, so würden sie finden, daß dies Buch sie besser kenne, als sie selbst sich kennen, daß lauter Wahrheit darin stehe u. s. w. Dann sagte ich aber auch, John sei schließlich doch nicht so schlimm gewesen, als er selbst sich dargestellt, sonst wäre er nicht so bereit gewesen, seine Fehler zu bekennen. „Da haben Sie Recht," rief wieder einer, „ich habe beobachtet; die Schlimmsten sind immer die, die's nicht wahr haben wollen, und die ärgsten Teufel sind die Heuchler. Ich würde auch meinem eigenen Bruder nicht vergeben, wenn er seine Fehler nicht bekennt." — „Sehet nur wie ihr abermals mit der Bibel übereinstimmt," sagte ich jetzt, „es ist, als hätte dies Buch in eueren Herzen gelesen. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergiebt und reinigt uns von aller Untugend — so steht es in der Bibel." — „Steht's wirklich da?" fragte nun der Gleiche; „ich habe nie etwas geglaubt, was in dem Buch steht; aber das ist doch wahr, trotzdem daß es im Buch steht."

Doch genug. Ich erzählte weiter, was ich mit John erlebt und die lärmende Versammlung nahm allmählich ein komisch ernstes und endlich ein entschieden feierliches, ja andächtiges Gesicht an. Lehren, die dem Leser abgedroschen vorkommen würden, machten hier den Eindruck überraschender Neuheit und Bibelaussagen, die uns „Gebildeten" schon wieder zweifelhaft werden wollen, galten hier als selbstverständliche Wahrheiten. Ein neues Licht über die Inspiration der heil. Schrift fing an mir aufzugehen, denn Bruchstücke und Ahnungen dessen, was sie lehrt, fanden sich unverkennbar im tiefsten Herzensgrunde dieser allerunwissendsten Flucher, Trinker und Spötter. Nur einmal, als vom „Heilsweg" die Rede war, schien es zu einer ernstlichen Streitigkeit kommen zu wollen, da ein alter Schlaukopf etwas von katholisch und „protistantisch" zu brummen anfing, daß sie von allem Sekten- und Kirchenkram nichts wissen wollten. Es gelang mir jedoch den Heilsweg so darzustellen, daß ihnen der Himmel als ein ziemlich demokratisches Institut erscheinen mußte, wo ehrliche Seelen Einlaß finden, auch wenn sie keinen Empfehlungsbrief von den Heiligen und keinen päpstlichen Paß mitbringen.

Zum Schluß der „Leichenrede" schlug ich vor, daß wir gemeinsam beten sollten, und hob schon an: „Vater unser! —" als ein riesiger Kerl, der auf einem Schemel vor mir saß und — sein linkes Bein in der rechten Hand haltend — bisher stillschweigend, aber mit größter Aufmerksamkeit zugehört hatte, mich mit den Worten unterbrach: „Halt, Herr, wir wollen ordentlich beten. Sagen Sie nur: sollen wir knieen oder aufstehen?" Das gab denn Gelegenheit zu einer kleinen Lektion über das, was beim Gebet wesentlich sei. Als es hieß, Gott sehe das Herz und nicht die Geberde oder Stellung des Körpers beim Gebet an, da meinte einer, das sei ein Trost für ihn, denn seine Beine seien von der Gicht so verkrümmt, daß es Gott schwerlich Freude machen würde, dieselben näher anzusehen!

Ein paar Minuten lang war nun alles in Confusion: einige richteten sich auf, um so steif als möglich dazustehen, andere zermarterten ihre Glieder, um sie in eine annähernd knieende Stellung zu bringen, wieder andere beugten nur den Oberkörper so tief als sie konnten, während alle übrigen, die sich während des Gedränges nicht rühren konnten, wenigstens einen frommsein-

sollenden Gesichtsausdruck annahmen, was freilich überaus komisch aussah. Der große Mann, der Veranlassung zu all diesen Gebetsvorbereitungen gegeben hatte, war der letzte, der damit fertig wurde, denn für seine langen Beine wollte sich absolut kein Raum zum Hinknieen finden und doch war er entschlossen, bei diesem Gebet um jeden Preis zu knieen. Endlich hatte er seinen Zweck erreicht und rief mir mit einem unaussprechlich komisch ernsten Blick zu: jetzt sei alles in Ordnung, ich könne weiter machen. Ich sprach nun ein Sündenbekenntniß, bat um Vergebung, und um ein seliges letztes Stündlein für uns alle, um Trost und Versorgung für die Wittwe 2c. — alles unterbrochen durch wiederholte Amen und andere Ausrufe der Versammlung, je und je auch durch eine recht drollige aber gut gemeinte Bemerkung.

Als Gebet und Segen gesprochen waren, überschüttete mich ein Strom von Dankesbezeugungen; das sei aber einmal eine gelungene Feier gewesen, meinte einer; ein anderer versprach, wenn sein Boot einmal umschmeiße, so wolle er mich rufen lassen, und ein dritter wünschte mir, daß ich selbst auch einmal eines so schönen Leichenbegängnisses theilhaftig werden möchte. Am gerührtesten aber war die Wittwe: „Die Engel mögen Sie segnen, und vergessen Sie nicht, mir etwas Silber zum Andenken an meinen Mann zu geben!" Der Anordner des Ganzen meinte, es sei famos gewesen; manche aber versicherten auch, sie würden die guten Worte, die sie heute aus dem Buch gehört, nie wieder vergessen; das sei gerade, wie wenn der beste Freund einem zuspreche, das könne man wohl brauchen in der Noth u. s. f.

„Seine Ehrwürden" hätte nun mit der Wittwe in einer Kutsche auf den Gottesacker fahren sollen, was er jedoch freundlich ablehnte, trotz der wiederholten Versicherung, daß ihm die Fahrt keinen Pfennig kosten solle. Die Pfeifen wurden wieder angezündet, unter diesem sonderbaren Rauchwerk der Sargdeckel zugeschraubt und dann ging's hinaus auf den Kirchhof.

Seither habe ich mich vergeblich bemüht, auch nur einen meiner Zuhörer wiederzusehen. Nur die „Wittwe" hat sich oft genug im Pfarrhaus eingestellt. Auf der Polizei kennt man sie als eine von den Schlimmsten.

Was aber John betrifft, so wird es dem Pfarrer, je mehr er im Buche liest, immer gewisser, daß er ihn droben wiederfinden wird, nicht als den alten Sünder, sondern als einen neugeborenen Heiligen, als ein Kind des Reiches! Ja, er hält es für möglich, daß er dort noch seinem St. Johann zu Füßen sitzen und von ihm den ersten Unterricht in den Geheimnissen des neuen Lebens erhalten wird. „Gotthold."

(Sonntagsgast.)

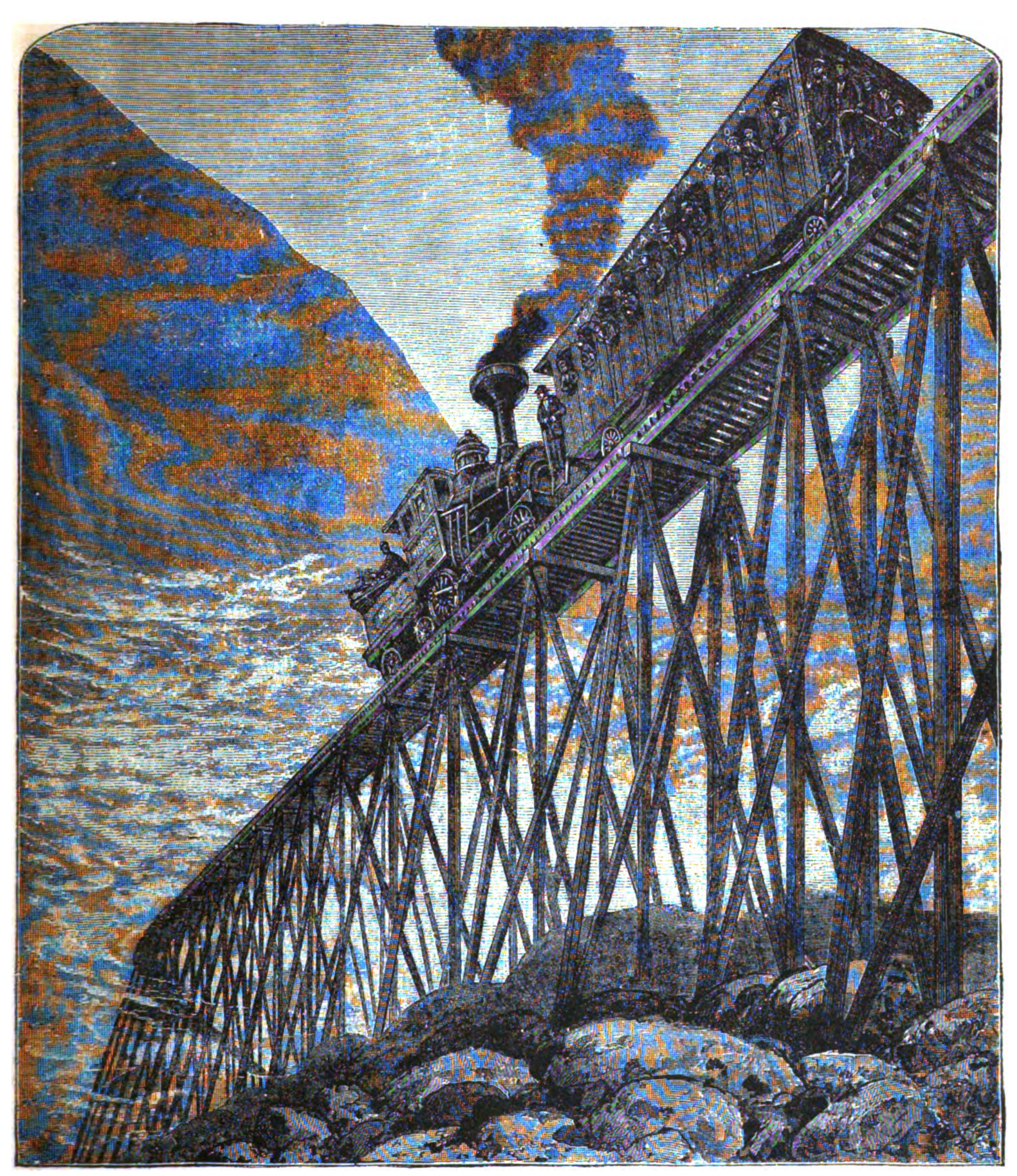
Berg-Eisenbahnen.

Von Technikus.

Nicht wahr, das geht ziemlich steil herab! Darum ist es aber auch amerikanisch. Die Amerikaner thun es in solchen Sachen allen andern Leuten voraus, und sie haben bis jetzt auch die steilste Berg-Eisenbahn. Die auf den schweizerischen Rigi führende ist schon steil genug, aber noch lange nicht so waghalsig angelegt, wie die, welche auf den Berg Washington in New Hampshire führt, die auf dem Bilde zu sehen ist.

Dieselbe wurde 1866 begonnen und ist seit 9 Jahren vollendet. Sie ist ungefähr drei Meilen lang, beginnt bei einem 3,000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Punkt und steigt mithin 3,226 F. aufwärts. Die durchschnittliche Steigerung beträgt etwa 3 F. auf 12 F. Länge. Das Material, aus welchem die Bahn, abgesehen von den Schienen, erbaut wurde, ist vorzugsweise Holz, welches auf der felsigen Oberfläche des Berges ruht; zwischen den gewöhnlichen zwei Schienensträngen läuft eine dritte, ganz eigenthümlich construirte Schiene, in die ein an der Locomotive befestigtes Kammrad (cog-wheel) eingreift und ein sicheres und gleichmäßiges Auf- und Abfahren ermöglicht. Um den Zug vor einem unvorhergesehenen Unfall zu schützen, spielt eine Art eiserner Klammer (a wrought-iron dog) fortwährend in das eingekerbte Triebrad, so daß, wenn aus irgend einem Grund ein Theil der Maschine oder der Waggons in Unordnung geräth oder zerbricht, der Zug sofort zum Stehen gebracht werden kann. Dies zeigte sich z. B. am 22. August v. J. als das Rad eines Waggons zerbrach und der Zug, ohne daß ein weiteres Unglück geschah, augenblicklich angehalten wurde.

Von der ersten Station der Bahn geht der Zug durch waldige Anhöhen bis zum Fuß des eigentlichen Berges, welcher verschiedene zackige Felsspitzen in die Höhe sendet, die sämmtlich die Namen amerikanischer Präsidenten und Staatsmänner tragen. Bei der zweiten Station wird eine neue Locomotive vorgespannt, die mit besonderen Vorkehrungen zum Hinaufklettern des



Berges ausgerüstet ist. Der Kessel der Maschine gleicht einem weiten Mörser. Stöhnend und dampfend geht der Zug weiter, die kleineren Berge hinter sich lassend. Je höher man hinauf kommt, desto deutlicher sieht man die mächtig emporragenden Gipfel des alten grauen Felsenberges, der schon seit vielen Jahrhunderten mit Sturm und Wetter wilde Kämpfe besteht. Zur rechten Hand erscheinen in ihrer ganzen Majestät die riesigen Felsspitzen des Washington; tiefe und dunkle Schluchten starren den Reisenden entgegen, während kleine Wasserfälle sich wie Silberfäden durch rauhe Bergspalten hinziehen und unter schattigen Bäumen in den Ammonoosucfluß ergießen, der dann stromartig den Berg herabfließt und, wie in wilder Freude, entfesselt über Gestrüpp und Gestein dahinstürzt, begierig, mit den anderen Flüssen den Wettlauf zum Connecticut aufzunehmen. Zur Linken öffnet sich, so weit das Auge reicht, das herrliche Thal des Connecticutstroms, geschmückt mit frischen grünen Wiesen, fruchtbaren Feldern und freundlichen Weilern und Landhäusern. Immer höher klettert die Locomotive, nachdem sie wiederholt frisches Wasser geschöpft hat, an grausig gähnenden Abgründen vorbei, bis die Spitze erreicht ist.

Der Mensch als selbstbewußtes und verantwortliches Wesen.

Von Georg Guth.

Die Stellung, welche der Mensch in der Welt allen Creaturen gegenüber einnimmt, ist so einzig und erhaben, daß wir berechtigt sind, denselben als die „Krone der Schöpfung" zu bezeichnen. Gott sprach: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn."

In seiner physischen Ausrüstung steht der Mensch unvergleichlich da. Seinem Leibe nach, in welchem wir das Ideal der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, ragt er weit über den Organismus seiner Mitgeschöpfe hervor, indem seine Substanz viel feiner und seine Gliedmaßen viel künstlicher als die der Thiere bereitet sind. Man denke nur z. B. an die künstlich gebildete Hand, mit welcher der Mensch fast Unglaubliches leisten kann, an seine aufrechte Gestalt, seinen geraden Gang, sein ausdrucksvolles Gesicht, wodurch er auf die höchste Stufe organischer Wesen, über die er die Herrschaft ausübt, gestellt wurde.

Aber auch in seiner geistigen, sittlichen und religiösen Veranlagung steht der Mensch einzig in der Welt. Er ist nach Gottes Ebenbild erschaffen und weist auf dessen Güte, Größe und Majestät hin. Es ist ein Abbild Gottes. Ursprünglich bestand das Ebenbild Gottes im Menschen in der Klarheit des Geistes, bei welcher er Alles, was ihm in seinem Kreise zu wissen nöthig war, leicht und rein erkannte; seine Empfänglichkeit für die Erkenntniß göttlicher Dinge war ungeschwächt. Er bestand aber auch in seiner Unschuld und Herzensgüte, indem der Mensch frei war von sündlichen Trieben und einen natürlichen Zug der Liebe zu Gott empfand und Kraft besaß, Gottes Willen zu thun.

Obwohl der Mensch durch den Sündenfall dieses Ebenbild Gottes verlor und in Sünde und Ungnade verfiel, so ist doch sein persönliches Verhältniß zu Gott als verantwortliches Geschöpf nicht verloren gegangen. Der Mensch ist ein freies, sich selbstbewußtes und darum verantwortliches Geschöpf.

Der Mensch besitzt das Weltbewußtsein.

Der Mensch lebt nicht blos in der Welt, sondern er nimmt auch die Welt mit ihren Gegenständen und Gesetzen durch das Gedächtniß und Erinnerungsvermögen in sich auf. Durch die Sinneswahrnehmung ist sich der Mensch seinem Körper nach als ein Theil der Welt und an einem Orte in der Welt vorhanden bewußt. Durch dieses Bewußtsein und diese Erkenntniß von der Welt begreift er auch, daß er über der Zeit steht, sich in der Identität, d. h. Wesenseinerleiheit, mit sich selbst festhält und das Vermögen besitzt, Begriffe zu bilden und von Wirkungen, die er wahrnimmt, auf Ursachen zu schließen. Zu diesem Weltbewußtsein aber gehört nicht blos Erkenntniß und Gedächtniß, sondern auch der Wille, denn der Mensch ist ein bestimmt wollendes Wesen. In dieses Gebiet des Wollens gehören seine Wünsche, sein Begehren, seine Vorsätze und Entschlüsse betreffs künftiger Handlungen.

„Der Wille als solcher," sagt Ebrard, „hat immer und unbedingt seinen Ursprung im Subjekt und somit im Bewußtsein. Der Trieb ist nicht Wille, sondern Gefühl; der Entschluß, zu essen und zu trinken, ist Wille. Der Asket, sowie der vernünftige Patient, empfinden auch Hunger und Durst, wollen aber fasten, ersterer aus religiösen, letzterer aus diätetischen Beweggründen."

Der Mensch hat aber auch Selbstbewußtsein.

Der Mensch weiß sich als ein seiendes Wesen. Sein Selbstbewußtsein sagt ihm auf das Bestimmteste, daß er derselbe ist, der als Kind gespielt, als Jüngling gestrebt und als Mann gewirkt hat und noch wirkt. Es wird von Hermann Richter erzählt, daß er als vierjähriger Knabe eines Tages im Holzschuppen seines Vaters auf- und abgegangen sei, während er wiederholt ausrief: „Ich bin ein Ich, ich bin ein Ich!" Das ist die richtige Antwort auf die Frage: Was ist der Mensch? Er ist ein sich selbstbewußtes Wesen. Wissen und Sein aber fallen im Ich des Menschen schlechthin zusammen. In diesem Stück steht der Mensch weit über dem Thiere. Das Thier hat wohl Weltbewußtsein, aber kein Selbstbewußtsein; es ist, kurz gesagt, kein sich wissendes Ich. Der Mensch besitzt aber einen Geist, wodurch ihm klar wird, daß er nicht blos existirt, sondern daß er als freies, vernunftbegabtes Wesen, das Dasein hat und zwar zu einem bestimmten Zweck und Ziel.

Dieses Ziel ist die Gotteserkenntniß. Der Mensch ist zu Gott geschaffen, zur Ewigkeit geboren; er ist für das ewige Leben bestimmt. Tief in der Brust schlägt das Verlangen

nach Gott. Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugebornen Kinde nach der noch ungekannten Mutter schreit; laut, wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genossenen Futter; mächtig und still, wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkel geborene Auge oder die aus der Samenhülle gebrochene Pflanze das noch niemals empfundene Licht suchen, wird im Wesen des Menschen ein Sehnen vernommen nach Gott, der Quelle des Lebens. Wohl dem, der sich durch alle Verirrungen der Sünde hindurchfindet zu Gott und ihn erkennend und liebend verschlingt! Darum spricht der Herr: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich und den du gesandt hast in die Welt, Jesum Christum, erkennen."

Der Mensch ist aber auch ein verantwortliches Wesen.

Gott gab ihm das Erkenntnißvermögen, damit er erkenne, begreife und verstehen lerne die großen Zwecke des Lebens. Er gab ihm das Gefühlsvermögen, damit der Mensch durch das Gewissen zwischen dem Sinnlichen, Sittlichen und Sündigen unterscheiden könne und sich seiner Verantwortlichkeit für sein Thun und Lassen bewußt werde. Er gab ihm das Willensvermögen, damit er die Wahl zwischen dem Guten und dem Bösen treffe und dadurch sein Loos und Schicksal für Zeit und Ewigkeit selbst bestimme. Daher setzte auch Gott den ersten Menschen in den Garten Eden, gab ihm das Gebot und Verbot; das „du sollst und du nicht sollst" und machte ihn damit für seine Wahl vor Gott verantwortlich. Sobald nun der Mensch das Gebot übertreten hatte, erwachte in ihm das Schuldbewußtsein; er sah nun, wo er stand und suchte sich vor dem Gott, den er beleidigt hatte, zu verbergen. So folgte auf die Uebertretung der Gebote Gottes das Schuldbewußtsein und aus diesem das Bewußtsein der Verantwortlichkeit Gott gegenüber, weshalb auch der Mensch gleich nach seinem Ungehorsam sich vor seinem Schöpfer zu verbergen suchte.

Daß die Verantwortlichkeit des Menschen ein wesentlicher Grundbestandtheil seiner geistigen Natur ist, lehrt uns Gottes Wort zur Genüge. Diese Thatsache aber umzustoßen nimmt der Skeptiker, als Indifferentist, jene gleichgültige Stellung ein, nach welcher er den Eindruck geltend machen will, daß es gleichviel sei, ob man Gottes Wesen, Wirken und Willen nach den Lehren der heiligen Schrift anerkenne oder verachte, der Erlösungslehre huldige oder nicht, kurz, jeder Mensch mag glauben oder leugnen was er will, ohne sich dadurch besonderen Abtrag zu thun. So z. B. sagt Gibbon, der berühmte Geschichtsschreiber, von dem alten römischen Heidenthume: „Die verschiedenen Arten der Gottesverehrung in der römischen Welt wurden sämmtlich von dem Volke als gleich wahr, von den Philosophen als gleich falsch und von den öffentlichen Beamten als gleich nützlich angesehen." Daß eben diese Ansicht über die christliche Religion des neunzehnten Jahrhunderts nicht nur in den Kreisen der sogenannten Gebildeten, sondern überhaupt zu finden ist, beweist das Verhalten aller derer, die durch ihren Indifferentismus das Christenthum ignoriren wollen. Wie Viele, wenn sie es auch nicht kühn behaupten, beweisen doch durch ihre gleichgültige Stellung, die sie einnehmen, daß sie ihre Verantwortlichkeit als Menschen nicht erkennen; sie leben, an den Schollen der Erde gebunden, in den Tag hinein, als wäre keiner Hölle zu entrinnen und kein Himmel zu gewinnen.

Dieser Verantwortlichkeit aber kann sich der Mensch nicht entziehen. Er ist ein sich selbstbewußtes Wesen und darum für sein Denken und Thun, sowie für seine natürlichen Neigungen, welche ihn charakterisiren, verantwortlich. Er ist mit freier Willensthätigkeit begabt und daher moralisch verantwortlich für jedes gesprochene Wort und jede vollzogene Handlung im Leben. Er ist von dem Lichte der Willensoffenbarung Gottes umleuchtet. Er kann sich daher nie verantworten, wenn er Gott weder kennt noch liebt. Auch die Heiden sind hier eingeschlossen. Der Apostel Paulus schreibt an die Römer: „Denn Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit ist ihnen kund gethan in den Werken, nämlich in der Schöpfung der Welt, also, daß sie keine Entschuldigung haben."

Je nachdem der Mensch mit Vorrechten bevorzugt ist, hält ihn Gott verantwortlich: „Welche ohne Gesetz gesündiget haben, die werden auch ohne Gesetz verloren werden, und welche am Gesetz gesündiget haben, die werden durch das Gesetz verurtheilt werden." Wie groß ist die Verantwortlichkeit derer, die das Licht des Wortes Gottes besitzen und so oft aus demselben unterrichtet werden! Wie wird an Solchen jener Spruch einst wahr werden: „Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern!"

Gegen die Lehre von der Verantwortlichkeit des Menschen wird die Einwendung erhoben, daß der Mensch nur seinem Temperamente und physiognomischen Anlagen nach handeln könne; wer daher mehr animalisch und weniger intellektuell angelegt ist, wird nicht jene Stufe der Sittlichkeit erreichen können, die für einen Bevorzugten einzunehmen natürlich ist, und kann daher nicht verantwortlich gehalten werden. Es ist freilich wahr, manche Menschen haben Neigungen von so verderbter Art, daß, wenn sie nicht auch geistige Fähigkeiten besäßen, auf derselben Stufe der Thiere stehen und jeder Verantwortung überhoben sein würden. Diese geistigen

Fähigkeiten aber heben ihn weit über das Thier, stellen ihn auf das Gebiet der moralischen Freiheit und machen es ihm durch Gottes Gnade möglich, alle Anlagen zur Sünde zu überwinden. Muß auch bezüglich der äußeren Verhältnisse des Menschen zugegeben werden, daß sie einen großen Einfluß auf ihn ausüben, so können sie doch im höchsten Falle die Verantwortlichkeit nur modificiren, nie aber aufheben. Je höher die Stufe der Sittlichkeit, im Einzelnen wie in der Gemeinschaft, ist, desto größer ist die persönliche Verantwortlichkeit. Möge Gott, der einst den Weltkreis richten wird mit Gerechtigkeit und die Völker mit Recht, und einem Jeglichen vergelten, nachdem er gehandelt hat bei Leibesleben, unsere Augen öffnen, damit wir unsere Lebensaufgabe im Lichte der heiligen Schrift erkennen und getreulich erfüllen mögen.

Lied eines Armen.



Ich bin ein gar so armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes sein.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bitt're Kummer ist mein Theil,
Seit sie begraben sind.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm,
Und wünsche jedem guten Tag
So herzlich und so warm.

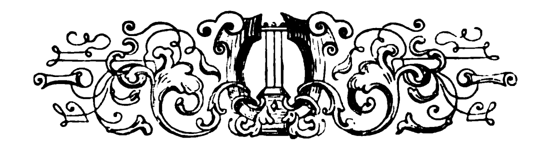
O reicher Gott, du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer;
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Frommen sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid
Und setze mich an's Mahl.

(L. Uhland.)



Streiflichter über die religiösen Zustände Berlins.

Von G. Frei.

Zum ersten Mal vor etwas über 5 Jahren lernte ich die Kaiserstadt an der Spree, sowie ihre kirchlichen und religiösen Zustände kennen. Zum zweiten Mal hieher versetzt, durfte ich zu meiner Freude bald wahrnehmen, daß zwischen damals und jetzt ein großer Unterschied sei; denn in der That hatte innerhalb dieser Zeit ein auffallender Umschwung zum Besseren stattgefunden. Es scheint allmählig ein neuer Frühlingsodem über das große Feld der Todtengebeine wehen zu wollen, und o möchte es bald mächtig rauschen, wie es zur Zeit in Ninive durch die Predigt Jona's geschah. Prediger v. Barchewitz aus Chili, der dort unter dem berühmten Missionar Taylor arbeitete, wirkte hier mit großem Segen und hatte jederzeit in den verschiedenen Sälen, die er miethete, großen Zulauf, und mit heiligem Ernst und ganzer Hingabe legte er Zeugniß ab von dem Gekreuzigten. Er durfte Früchte seiner Arbeit sehen, die ihn zum Weiterwirken sehr ermuthigten. Diejenigen Frauen und Jungfrauen, welche willig wurden, den schmalen Weg nach Zion zu betreten, wurden in eine Art Klassen eingetheilt und angemessene Führerinnen an die Spitze gestellt. (Der Methodistenprediger konnte sich hierin nicht verbergen.) In Züllichau wirkte er eine Woche lang mit Herrn Inspektor Rappard und Herrn Vorsteher Thumm aus Wilhelmsdorf in großem Segen. Im Monat Januar nahm er den Ruf einer Gräfin an nach Königsberg zu kommen, wo dann durch die begonnenen Versammlungen eine ergreifende Erweckung ausbrach. Verschiedener Umstände halber hat Prediger v. Barchewitz seine Evangelisationsarbeit hier aufgegeben und sich nach Chili eingeschifft, von woher er kam. Seine mächtigste Stütze in finanzieller Unterstützung hier war Geheimrath Graf von Bernstorf und später durch seine Vermittelung das englische Committee für Evangelisationsarbeit. Wer führt nun aber die angeregten Seelen weiter? Die Pastoren haben hier zu viel zu thun und können unmöglich ihrer Aufgabe gerecht werden. Hätte ich Geld und einen Gehilfen gehabt, ich hätte zu unseren drei Localen noch 1 oder 2 gemiethet, um den großen Bedürfnissen einigermaßen entgegen zu kommen. In besonderer Weise hat man hier, wo die Sünde und das Laster so große Triumphe feiert, zu bitten: „Herr, sende Arbeiter in die Ernte, denn die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenige."

Sollen die Massen des Volkes hier für Gott gewonnen werden, dann muß noch weit mehr denn bisher Evangelistenarbeit gethan werden. Viele Staatsgeistliche sehen dies ein, besonders der gefeierte Hofprediger Stöcker und Professor Christlieb. Wie ich höre, soll sich Letzterer mit dem Gedanken tragen, in Bonn eine Anstalt zur Ausbildung von Evangelisten zu gründen. Kein übler Gedanke, wenn Männer von rechtem Schrot und Korn vorhanden sind, die in Liebe glühen für die Rettung der gefallenen Welt. Eine Armee solcher Evangelisten würde jedenfalls die Heilsarmee, die großes Verlangen nach Deutschland hat, ersetzen.

Wie sehr Hofprediger Stöcker von der Nothwendigkeit echter Evangelisationsarbeit durchdrungen ist, kennzeichnen folgende Worte von ihm: „Das wäre die schönste und Gott angenehmste Feier, wenn das Lutherjubiläum zu einer lebendigen Evangelisation den Antrieb gäbe. In allen großen Städten mit ihrer massenhaften Entkirchlichung, Entchristlichung, Entsittlichung, müßte das Evangelium denen zugetragen werden, die es nicht von selbst suchen; ja überall, wo das Evangelium nicht gepredigt wird, müßte es laut werden zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen. In freien Versammlungen außerhalb der Kirche, an den Feierabenden der Woche sollte man die Christen vereinigen und zu ihnen von Jesu reden, ihrem Heiland. Mancher, der den Gottesdienst seit Jahren oder Jahrzehnten verlassen hat, kommt leichter in einen Saal, der weltlichen Zwecken dient; wer kein Sonntagskleid hat, oder Sonntags abgehalten ist, geht gern am Wochenabend in eine religiöse Versammlung. Man scheue das Profane des Ortes, die leichteren Formen der Rede nicht, gerade dadurch werden Tausende angezogen. Versteht es der Redner, einen Eindruck auf die Herzen zu machen, langgewöhnte Geister wieder mit einem Odemzug Gottes zu erfrischen, dann können solche Versammlungen reich gesegnet sein."

Wir sehen aus diesem Herzenserguß des Herrn Hofpredigers, daß man die Art und Weise, wie die Methodistenkirche gewöhnt ist zu wirken, anerkennt, nur sollte nach seinem Dafürhalten eine solche Wirkungsweise sich innerhalb der Grenzen der Staatskirche vollziehen. Es ist in Berlin immer die alte Klage: zu wenig Gotteshäuser und zu wenig Arbeiter im Weinberg. Kürzlich wurde ja wieder eine stattliche Kirche am Weddingplatz eingeweiht, die den Namen „Dankeskirche" trägt und einem großen Nothstand abhilft. Dieselbe wird von den Herren Domgeistlichen bedient. Auch soll eine „Lutherkirche" zur Erinnerung an die 400jährige Gedächtnißfeier erbaut werden. Ein neues Vereinshaus am Weddingplatz wurde kürzlich auch wieder eingeweiht unter dem Vorsitz des Herrn Grafen von

Bernstorf. Es blühen etwa 14 Jünglingsvereine innerhalb der Staatskirche. Es wird viel gethan für die innere Mission. Und doch bleiben Hunderttausende mehr oder weniger von dem Einfluß dieser Anstalten und Arbeit unberührt. Was die große Masse braucht, ist die volksthümliche Predigt, der glühende Werbeeifer um jede einzelne Seele, denen man nachgehen, mit denen man vertraut werden muß. Die Herzen der verlorenen Söhne und Töchter müssen wieder durch persönliches Entgegenkommen und Locken und Bitten erobert werden. Wenn man sich erinnert, daß in der Stadt Berlin etwa 4,000 Mädchen und Frauen leben, die notorisch von gewerbsmäßig betriebener Sünde leben und unter polizeilicher Aufsicht stehen, und zu dieser Zahl noch etwa 20,000 Frauenzimmer kommen, die einen anständigen Beruf treiben, aber sich doch dabei den Lohn der Sünde zu verschaffen suchen — wie groß ist denn doch noch das Elend in sittlicher Hinsicht in einer solchen Stadt. Berlin bei Nacht bietet somit ein herzerschütterndes Bild. Da kann nur das lautere Evangelium helfen, die Botschaft vom Kreuz. Der Herr stürze auch hier die Bollwerke des Teufels je mehr und mehr und errichte auf ihren Trümmern sein Reich — den herrlichen Bau von blühenden Gemeinden.

Laue Winde — Frühlingsodem
Zieht jetzt mächtig durch die Gauen;
Nun kann man mit frohen Blicken
Rings die Allmacht Gottes schauen,
Wie sie aus der Todesgruft
Ueberall das Leben ruft.

Erst vor Kurzem noch die Oede
In den Gärten, auf den Fluren,
Und von einem Frühlingsmorgen
Sah man weithin keine Spuren,
Bis der Liebe Allmachtsruf
Diese Frühlingswonne schuf.

Sieh', o Mensch, wie's draußen keimet,
Wie es sproßt und grünt auf Erden;
So soll es in deiner Seele
Herrlich wieder Frühling werden;
Wende dich zum Gnadenlicht,
Daß die starre Kälte bricht.

Komm und wehe durch den Garten,
Nord- und Südwind aus den Höhen,
Weck' in allen Christgemeinden
Jetzt ein fröhlich Auferstehen,
Daß, wo Gottes Volk sich schaart,
Sich der Frühling offenbart.

Das Traumbild.

Skizze aus dem amerikanischen Pfarrerleben.

Von G. Baum.

Ein Freund, den ich mit Luthers Worten: „Meine äußere Schale mag wohl rauh und hart sein, aber mein Kern ist dennoch weich und süß" charakterisiren will, wurde unerwartet von einem schweren Halsleiden heimgesucht. Was ärztliche Kunst und der Gattin liebe, zarte Sorgen vermochten, geschah, um das Uebel zu beseitigen. Jedoch vergebens, der Medizin heilsame Frucht wollte nicht erblühen. Auch das altbewährte Hausmittel — Gebet — schien diesmal seine Heilkraft verloren zu haben.

Der Zustand des Patienten verschlimmerte sich von Tag zu Tag und gab zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß, um so mehr, da er nur mit der äußersten Anstrengung etwas flüssige Nahrung zu sich nehmen konnte.

Die zehnte Leidensnacht war hereingebrochen, draußen hatte die Nacht ihren schwarzen Schleier wohlthuend über Stadt und Land gebreitet und manche Sorge in Schlaf gewiegt, aber drinnen im matt erleuchteten Krankenstübchen war sie noch wach und ließ das bekümmerte Weib, das neben dem Bette saß und in ängstlicher Spannung auf die Athemzüge des geliebten Mannes lauschte, nicht zur Ruhe kommen. Langsam schwanden die Stunden dahin und gerne hätte die unermüdliche Pflegerin ihnen Flügel geliehen, damit sie schneller von hinnen eilten und mit dem lichten Morgenrothe ihr einen Hoffnungsstrahl in ihr sorgenschweres Herz sendeten. Mehr als ein Mal hatte sie in diesen langen bangen Augenblicken Herz und Hände im heißen Flehen zu Gott erhoben und dem Vater im Himmel ihr bitt'res Weh geklagt und aus tiefinnerster Seele geseufzt: Herr hilf! um deiner Liebe und Erbarmung willen; aber auch immer wieder mit kindlicher Ergebung hinzugefügt: Nicht mein, sondern dein Wille, du Allweiser, geschehe.

Vom nahen Thurme hatte die Glocke soeben die Mitternachtsstunde verkündet, als der Kranke sich nach seinem braven Weibe wandte und flüsterte: „Mutter, willst du mir einen Gefallen thun?"

„Ach Papa," erwiderte die Angeredete mit thränenerstickter Stimme, „wie magst du nur so fragen, tausend für einen, wenn ich es vermag!"

„Gut, dann geh' und lege dich einige Stunden nieder und ruhe dich ein wenig aus."

„Aber um Gottes willen, Papa, was denkst du, ich soll dich allein lassen? Nimmermehr!"

„Kein Wort weiter, ich habe dein Versprechen und nun gehe in Jesu Namen und lege dich schlafen.“

Rasch drückte sie einen Kuß auf die blassen Lippen des Leidenden und verließ das Gemach, um ihm die mit Macht hervorbrechenden Thränen zu verbergen; aber siehe, das Auge dessen, der nicht schläft noch schlummert, hatte sie gesehen und bereits seinen Engeln über ihr Befehl gethan.

Tief bewegt hatte der Kranke der Davoneilenden nachgeblickt. Als sich aber die Thüre hinter ihr geschlossen, faltete er die Hände zu einem brünstigen Gebete, in welchem er sich und die Seinigen der erbarmenden Huld Gottes empfahl, worauf er in einen jener Halbschlummer, wo man so gerne träumt, verfiel. Bald umgaukelte auch ein gar liebliches Traumbild seine Sinne.

Ihm war es, als öffnete sich seine Zimmerthüre und eine Frauengestalt in der Tracht einer barmherzigen Schwester trete ein. Leichten Schrittes schwebte die Erscheinung auf ihn zu und legte ihre lilienweiße Hand auf seine Stirne. Erschreckt fuhr er zurück und frug: „Wer bist du und was willst du?“ Mild lächelnd beugte sie sich zu ihm nieder und sprach: „Ich bin ein Himmelsbote und komme dir zu sagen, daß dein Gebet erhört, habe Geduld, bald wird es besser mit dir werden.“ „Nun, wie Gott will,“ stammelte der Kranke. Das Traumbild erblaßte und er sank in einen gesunden Schlaf, aus welchem er erst mit Tagesgrauen erwachte.

Wunderbar gestärkt reichte er seiner rastlosen Wärterin, die längst schon wieder ihren Posten eingenommen hatte, die Hand zum Morgengruß und erzählte ihr seinen schönen Traum. „Aber, lieb Mutterherz,“ sprach er, als er geendet, „ich fühle hungrig, bitte, rasch eine Tasse Kaffee!“

„Ach, das Essen,“ jammerte die Frau, der bei dem Gedanken an die unsäglichen Qualen, die es dem Bittenden verursachte, das Herz blutete, „wenn es nur schon wieder vorüber wäre.“

Mit trauriger Miene reichte sie dem Kranken das karge Frühstück. Aber was ist das? Mit vollen Zügen schlürfte er den duftenden Trank, und „Gott Lob und Dank“ tönte es von beider Gatten Lippen. Der Kummerstein war weggewälzt. Das Geschwür war aufgebrochen und die drohende Gefahr mit der finstern Nacht verschwunden; erfüllt war das Dichterwort:

> Wie oft, Herr, zagt ich und wie oft
> Half deine Hand mir unverhofft!
> Den Abend weint ich und darauf
> Ging mir ein froher Morgen auf.

Auf's Neue hatte der göttliche Hausfreund, der dem Simon verheißen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage“, den Thränenkrug der Trübsal in den Freudenbecher seliger Lust und Wonne verwandelt und zwei armen Menschenkindern sich als den rechten Nothhelfer geoffenbaret und gezeigt,

> Daß, wer nur seine Zuversicht
> Auf Gott setzt, den verläßt er nicht!

→ Brandstifter. ←

Die Einwohner der Stadt Milwaukee waren vor einiger Zeit im höchsten Grad aufgeregt und erschrocken, weil häufig des Nachts zerstörende Feuer ausbrachen, die offenbar von Frevlerhänden angelegt waren. Es schien Manchen, es sei dies die Frucht der von dem berüchtigten „Most“ gepredigten teuflischen Lehren. Die ganze Polizeimacht, sammt freiwilligen Nachtpatrouillen der Bürger, waren an der Arbeit, diese eingefleischten Teufel, welche solches Verderben anstifteten, aufzuspüren und zu bestrafen. Dieses Forschen war erfolgreich; aber man war nicht wenig erstaunt, daß die Thäter keine alten Verbrecher und Sündenknechte waren, sondern Jungens, von denen der älteste nur 15 Jahre zählte. Und diese gehörten nicht zu der Klasse, von welcher man's erwartet hatte. Sie waren keine Lumpen und heimathlose Vagabonden; nicht der Auswurf Milwaukees; auch wohnten sie nicht in Höhlen und Kellern. Nein, ihre Eltern waren wohlhabend, besaßen bequeme und schöne Heimathen, und wurden zu der „besseren Gesellschaft“ gerechnet.

Der Ruin dieser hoffnungsvollen Knaben ist, wie sich aus der Untersuchung ergab, auf das Lesen von Schand- und Räubergeschichten, wie sie “The Police Gazette”, “Dime Novels” und “Peck's Bad Boy” enthalten, zurückzuführen.

Ihr ursprünglicher Plan war, zu entfliehen und im fernen Westen unter Cowboys und Indianern gleichgesinnte Kameraden zu suchen, um so recht blutige und abenteuerliche Dramas auszuführen. In diesem Theil ihres Planes durchkreuzt und doch nach Aufsehen verlangend, beschlossen sie, zum Vergnügen, um die Dampf-Feuerspritzen fahren zu sehen und die Stadt zu erwärmen, verschiedene Feuer anzustiften.

Allgemeines Erstaunen erregten dabei ihre Anordnungen, die sie trafen, die intime Bekanntschaft mit dem Dialekt der Diebe und Räuber. Wie kamen sie dazu, solches zu thun! Wer in aller Welt lehrte sie so Etwas? Und was thaten die Eltern die ganze Zeit? Vielleicht schenkten die Eltern den Gesellschaften mehr Aufmerksamkeit als ihren Kindern. Wie dem immer sei

und was auch der Grund sein mag, die unbewachten Knaben erwählten das Böse, wozu sie gern geneigt sind, und jetzt kamen die bittern Früchte. Alle Eltern sollten gewissenhaft darüber wachen, mit wem ihre Kinder Umgang haben. Viele Eltern meinen, daß sie dies thun, wenn sie nur ihre Kinder von solchen „niedereren Standes" fernhalten. Aber diese Knaben in Milwaukee, die sich als Brandstifter aufspielten, hatten keine solche Gesellschaft, denn der eine war der Sohn eines Eisenbahnpräsidenten, ein anderer der Sohn eines Bankiers u. s. w. Ihre Wäsche war tadellos, ihre Kleider vom theuersten Stoff und nach neuester Façon. Sie würden die Gesellschaft der Straßenbummler verschmäht haben und ihre Eltern wären darüber außer sich geworden. Und doch! Durch's Lesen von Romanen und dergleichen Schund hatten sie sich an eine Atmosphäre voller Fäulniß und wodurch die Welt nur im Nebel erscheint, gewöhnt; sie wurden begeistert für Diebe, Mörder, Brandstifter und dürsteten gleichfalls nach solchem Ruhm.

Diese Gefahr ist weit größer, als die durch den Gebrauch berauschender Getränke entsteht. Der Unmäßige verräth sich durch seinen übelriechenden Athem und wankenden Schritt. Und Eltern thun meist bei Zeit das Ihrige, um ihre Kinder vor dieser Gefahr zu warnen. Aber sie lassen ihre Kinder ruhig das Gift, welches in solchen Büchern enthalten ist, einsaugen, bis die Folgen kommen und es zu spät ist.

Diese Knaben in Milwaukee wurden aber nicht nur Bösewichter, sondern die Feuer, welche sie ansteckten, rötheten den Himmel und erfüllten die Stadt mit Furcht. Es waren ihrer nur vier, aber genug, um ganz Milwaukee den Schlaf aus den Augen zu reiben. Wie viele solcher mag es in den größeren Städten geben! Wie leicht können auch christliche Anstalten in einem solchen Feuersee zusammenstürzen!

Es ist gut, wenn man Leitern hat, Patent-Spritzen und Wasser genug und Schläuche, aber viel besser wäre es einen Brand zu verhindern, als zu löschen.

Das beste und wirksamste Feuerlöschmittel jedoch ist, die Spritzen auf die Brandstifter selbst zu richten.



Gustav Adolf's Tod.

Von Julius A. Mulfinger.

Gustav Adolf, der berühmte Held des dreißigjährigen Krieges, war ein Sohn Karl's IX., Königs von Schweden. Er wurde den 7. Dezember 1594 geboren und folgte im Jahre 1611 seinem Vater auf den Thron. In seiner Jugend erhielt er eine sorgfältige, christliche Erziehung, weshalb er in späteren Jahren eine der besten Stützen des reformirten Glaubens wurde. Als König von Schweden führte er verschiedene Kriege mit Polen, Dänemark und Rußland. Als aber durch die überhandnehmende Macht Kaiser Ferdinand's II. der Protestantismus in Deutschland gefährdet wurde, beschloß er, mit Gottes Beistand, seinen Glaubensgenossen daselbst zu Hilfe zu eilen. Er landete mit seinen Truppen am 4. Juli 1630, unterstützte die Protestanten, wurde aber in der Schlacht bei Lützen (6. November 1632) getödtet.

Ueber die Schlacht bei Lützen Folgendes: Am Anbruch des Tages, an welchem die Schlacht stattfand, ließ Gustav Adolf seinen Feldprediger rufen, und brachte mit ihm eine Stunde im Gebete zu. Er betheiligte sich ebenfalls späterhin an den religiösen Uebungen der Soldaten, welche jeden Morgen im Lager für die Soldaten abgehalten wurden. Es wurde bemerkt, daß er gegen seine Gewohnheit die ganze Zeit auf den Knieen zubrachte. Er war im tiefsten Nachdenken versunken, und befahl, daß das berühmte Schlachtlied, welches er selbst gedichtet hatte, gesungen werde:

„Verzage nicht, du kleine Schaar,
Ob auch die Feinde schnauben!
Halt dich an Gott in der Gefahr,
Und stehe fest im Glauben!
Sein helles Auge wacht
Auch in der Mitternacht,
Gewaltig ist sein Arm.
Der Widersacher Schwarm
Schlägt seine Hand zu Boden.

Wir zieh'n den Harnisch Gottes an,
Umgürten uns're Lenden,
Und steh'n mit Wahrheit angethan,
Das Geistesschwert in Händen.
Des Heilands reine Lehr'
Ist unsere Waff' und Wehr;
Christi Gerechtigkeit
Ist unser Panzerkleid,
Und unser Schild der Glaube.

Du Glaubensherzog, Jesu Christ,
Hilf uns dein Wort bewahren,
Und wächst der Feinde Macht und List,
So stärk uns in Gefahren!
Held Gottes, dein Panier
Richt auf, wir folgen dir!
In deiner heil'gen Hut
Steht Ehre, Gut und Blut
Der treuen Kampfgenossen."

Es war der 6. Nov. 1632; ein dichter Nebel lag über dem Schauplatz der erwarteten Schlacht. Selbst die vordersten Reihen der beiden Armeen konnten einander nicht sehen. Sie hörten nur das Singen von Psalmen, das von Zeit zu Zeit durch den Donner von Wallensteins Kanonen übertönt wurde. Dieselben kündeten die kommende Schlacht an. Gustav Adolf ordnete seine Armee in Schlachtlinie, indem er auf den Sonnenaufgang wartete. Er gab ihr das alte Losungswort: Gott ist mit uns. Er war zu Pferde und ohne Harnisch. Seine Freunde baten ihn, sich doch vor dem Geschoß der Feinde zu schützen, besonders aber an einem solchen gefährlichen Tage. Er antwortete: „Der Herr ist mein Schild." Nachher ging er durch die Reihen der Armee, um die Soldaten zu ermuthigen.

Zuerst redete er seine Schweden mit folgenden Worten an: „Geliebte Landsleute und Freunde, der Tag ist gekommen, an welchem ihr euch helfen müßt mit Allem, was ihr in eueren vielen Schlachten gelernt habt. Ihr habt vor euch den Feind, den ihr so lange gesucht habt. Er ist nicht länger durch Festungen oder Berge beschützt; er ist jetzt vor uns auf der Ebene. Nicht freiwillig, wie ihr wißt, nimmt er die Herausforderung an oder weil er des Sieges gewiß ist, sondern weil er es für unmöglich findet, uns noch länger auszuweichen. Darum seid fertig! kämpfet tapfer für euren Gott, euer Vaterland und euren König!"

Von hier ritt er zum linken Flügel, welcher aus deutschen Soldaten bestand, und sprach zu ihnen: „Meine Brüder und treue Kameraden, ich bitte und ermahne euch, bei euerem Bewußtsein als Christen und euerer Ehre als Soldaten, heute eure Pflicht zu thun. Ihr habt vor einem Jahre an diesem selben Ort den alten Tilly mit seiner ganzen Armee besiegt. Ich hoffe, daß es dem Feinde vor uns auch nicht besser ergehen wird. Ihr werdet nicht unter meinem Befehl fechten, sondern m i t m i r und a n m e i n e r S e i t e. Ich werde den Weg bahnen. Ich bin bereit, mein Leben zu wagen und wenn es nöthig ist, mein Blut für euch zu vergießen. Folget mir nach! verlaßt euch auf Gott und gewinnt einen Sieg, dessen Früchte ihr und eure Kinder auf ewig genießen werdet! Behaltet im Gedächtniß, daß im Fall ihr eine Niederlage erleidet, eure religiöse Freiheit für immer dahin sein wird!" Die Soldaten antworteten den Worten ihres Führers durch begeisterte Beifallsrufe.

Gustav Adolf aber war sehr ernsthaft. Er hatte seine Vorbereitungen alle getroffen, als einer, der sich zum Sterben anschickt. Den Herzog, Bernhard von Weimar, hatte er als seinen Nachfolger ernannt, im Falle er in der Schlacht umkommen sollte. Gegen elf Uhr zertheilte sich der Nebel und die Strahlen der Sonne erleuchteten die Felder von Lützen. Als die beiden Armeen in Sicht kamen, neigte Gustav Adolf sein Haupt und betete zum letzten Mal. Dann hob er seine Augen gen Himmel empor und mit seinen Händen am Griffe seines Schwertes, rief er aus: „Jesus, Jesus, sei du meine Hülfe an diesem Tage, an dem ich für die Ehre deines heiligen Namens kämpfe!" Dann schwang er sein Schwert über seinem Haupt und rief: „Vorwärts nun, im Namen des Herrn!"

Nach einer schrecklichen Schlacht blieben die Protestanten Sieger. Aber ihre Freude verwandelte sich in Trauer, als sie hörten, daß ihr Feldherr gefallen sei. Die Truppen trauerten um ihn wie um einen Vater und alle Protestanten dachten, mit ihm sei alle ihre Hoffnung begraben. Aber der allmächtige Gott führte seine Sache doch zum Ziel. Wer hätte, als dieser Held fiel, geglaubt, daß die Zeit so nahe sei, da Deutschland seine religiöse Freiheit erlangen würde, für welche es bereits dreißig Jahre gekämpft hatte? Gustav Adolf war kaum vierzig Jahre alt, als er starb. Er war ein Muster eines christlichen Kriegers. So fiel der Held, der ein Pfeiler der Reformation und der christlichen Kirche war.

Etwas für alte Leute.

Man hört so manchmal alte Leute darüber klagen: „Ich bin zu gar nichts mehr nütze auf der Welt, wozu bin ich denn noch da? Wenn mich nur der Herr lieber fortnähme!" Und leider trifft man auch junge Leute, die ganz ähnlich von alten Angehörigen, wenn nicht sagen, so doch denken, weil sie ja doch nur Last von denselben haben. Da möchte ich nun den ersteren wie den letzteren aus der Schrift etwas zu Trost und Mahnung sagen.

Wozu sind alte Leute, die nichts mehr arbeiten oder leisten können, da? — Psalm 92, 16: „Daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort und ist kein Unrecht an ihm." Psalm 72, 18: „Daß ich deinen Arm verkündige Kindeskindern, und deine Kraft allen, die noch kommen sollen." Siehe, was für einen wunderschönen Beruf, für eine edle Arbeit haben alte Leute! Gott schenkt ihnen zu guterletzt einen Sabbath, an dem sie als Prediger auftreten und zeugen können von ihres Gottes Führungen und Großthaten. Und dazu braucht's ja nicht einmal vieler Worte; solches Verkündigen, daß der Herr so fromm ist, geschieht schon durch ihr stilles, gottergebenes Dasein, durch ihr Gebet, durch ihre Ruhe und Gelassenheit, namentlich jugendlicher Hitze und Aufwallung gegenüber. Und wenn vielleicht erwachsene Söhne und Töchter kein Ohr haben für solche Predigt der Alten, so haben's die Enkel, überhaupt die Kleinen. Für die ist immer so eine alte Großmutter oder ein Großvater 2c., auch wenn diese nicht gerade viel mehr ihnen vom Heiland erzählen können, ein wahrer Schatz, eine Art Heiligthum, das ihrem Kindesleben eine besondere Weihe giebt. Nein, nein, alte Leute sind nicht umsonst da, wenn sie Christen sind und ihre grauen Haare in christlichen Ehren tragen.

Aber wenn sie das eben nicht sind, und wenn sie von all der angeführten geistlichen Arbeit nicht das Geringste mehr leisten können, sondern wirklich zur Last der Ihrigen da sind? Nun, dann sind sie aber für die Jungen da, denen zur Uebung in allerhand Liebeswerk, in Geduld, Sanftmuth, Ehrerbietung; möglicherweise sollen sie gerade diesen zur Last fallen, diese, die vielleicht sonst in Jugendlust und Jugendübermuth dahinleben würden, erinnern an des Lebens Ernst und Mühseligkeit. Die Jungen sollen doch ja nie im Stillen oder gar im Lauten wünschen: „Ach, wenn nur der oder die Alte nicht mehr da wäre!" So ein Altes, zumal ein Gebrechliches und Schwaches ist immer ein Segen für ein Haus, mehr als das etwaige Geld und Gut, das man nach seinem Tode zu erben hoffet.

Also sollen die Alten nur getrost und die Jungen ihrer heiligen Pflicht eingedenk sein. Der Herr ordnet alles weislich und führt alles wohl.

Worte und Notizen für Arbeiter.

Einhundert und achtundsechzig Stunden. Ein Tag hat 24 Stunden. In sieben Tagen sind 168 Stunden. So viele Stunden in einer Woche; Stunden des Schlafens und des Wachens, des Träumens und Erfahrungen des wirklichen Lebens; Stunden der Arbeit und des Nichtsthuns. O, die Macht der dahinschwindenden Stunden!

Sonntagschullehrer! Weniger als eine Stunde wöchentlich ist der Arbeit in der Sonntagschule gewidmet. Nur eine einzige Stunde aus 168! Und alle übrigen Stunden von Nutzen für diese eine oder zum Schaden.

Was hast du zu thun? So darfst du wohl fragen. Von deiner Antwort auf diese Frage hängt sehr viel ab.

Zum Ersten mache diese Stunde so zu einer Macht der Wahrheit, daß daraus, wie Licht aus der Sonne, auf alle übrigen Stunden der Woche Klarheit und Kraft ströme.

Lehre fleißig. Lehre Nützliches. Belehre das Herz. Unterrichte mit dem Herzen. Illustrire die Sonntagschullektion durch's tägliche Leben, damit die Erfahrungen am Mittwoch und Samstag auf der Straße und im Geschäft durch die am Sonntag zum Herzen gesprochene Lehre bestätigt werden. Lehre im Geist des Gebets. Unterrichte auf praktische Weise. Niemand ist im Stande zu sagen, welchen Segen eine wohl angewandte Stunde des Unterrichts in der Sonntagschule auf die Wochentage auszuüben vermag.

Ruhe nicht von deiner Liebesarbeit während der übrigen 167 Stunden. Zehn Furchen, die dein Pflug über das Feld gezogen, sind noch keine Garantie für eine Ernte. Ziehe noch mehr Furchen. Und nachdem das ganze Feld durch-

furcht, hat man mit äußerster Sorgfalt das begonnene Werk fortzusetzen, und nach manchem Tag der Arbeit und des Wartens wird goldene Frucht zum Lohne dir erwachsen. Darum erinnere dich deiner Schüler, bete für sie, besuche sie, wache über das, was sie lesen und über die Gesellschaft, welche sie haben. Lebe ganz und allein für sie, dann wird die eine Stunde in der Sonntagschule am Sabbath über alle Stunden der Woche Licht und Segen verbreiten.

Ueber feine Sitten und feines Reden. Unser Zeitalter zeichnet sich besonders aus durch seine Neigung zur Verfeinerung der Sitten, und keiner, der ihr mangelt, wird weder für die Kanzel noch für das Sprechzimmer tüchtig gehalten. Rohheit wird als verwandt mit Wildheit betrachtet, während Anstand das besondere Merkmal guter Erziehung und Bildung ist.

Ferne sei es aber von uns, nur ein Wort zu sagen, das möglicherweise als eine Ermunterung zu bäurischen Manieren oder fremdländischem Dialekt ausgelegt werden könnte. Doch sind wir im Begriff darauf hinzuweisen, wie auch diese Verfeinerung namentlich in Sachen der Religion übertrieben werden kann. Es ist möglich auf diesem Wege so weit zu kommen, daß selbst unsere Sprache alle Schärfe und Bestimmtheit verliert und daß unsere Versammlung keinen tieferen Eindruck machen würde als eine Geige, so daß wenn der Gottesdienst vorüber ist, schwerlich jemand mehr davon sich erinnern kann, als daß der Redner schön und seine Sprache fließend gewesen sei.

Vor einigen Jahren ging der Schreiber dieses in Begleitung eines Amtsbruders, der wegen seiner Gelehrsamkeit und rhetorischen Fertigkeit berühmt war, von der Kirche nach Hause. Während wir so dahingingen, äußerte er sich in halb klagendem Tone über seine Unfähigkeit, die Massen zu erreichen, und daß er selbst von seinen eigenen Leuten bei den Bekenntnissen in der Gebetsversammlung das Echo seiner Predigt nicht vernehme. Eben vorher hatte er eine in jeder Hinsicht vollendete Predigt gehalten, die als Muster dienen konnte. Mit brüderlicher Freiheit wagte ich es ihm den Wink zu geben, anstatt so viel Mühe auf die formelle Ausarbeitung seiner Predigten zu verwenden, soll er für eine Weile unerschrocken mit Ziegelsteinen werfen, dann dürfe er versichert sein, daß irgend Jemand schreie, worauf er erwiderte, daß er dieses nicht thun könne, denn es würde jedes Theilchen Haut von seinen Fingern mitreißen. Diese Entschuldigung war in der That der unebenste Satz, den ich je von ihm gehört habe, und so fühlte ich zu der Hoffnung berechtigt, daß meine Worte an ihm nicht vergeblich gewesen seien.

Es liegt eine Welt voll Sinn in dem Sprüchwort: „Jedes Ding hat seine Hacken." An diesen Hacken muß man Menschen fangen. Wenn aber jedes Ding geschliffen und polirt wird, womit soll man dann fangen? Es ist ganz und gar unmöglich, daß eine Lokomotive auf den Schienen Halt kriege, wenn dieselben mit Oel geschmiert oder zu fein geschliffen sind; deßhalb braucht jede Maschine eine Vorrichtung, um, wenn es die Gelegenheit erfordert, Sand auf die Schienen zu streuen.

So passirt es zuweilen, daß verkehrte Bildung den Weg des Denkens so außerordentlich fein schleift, daß die Räder des Verstandes nur auf dem Geleise herumfahren, ohne sich fortzubewegen. Auf diese Weise wird nicht allein die Sprache entkräftet, sondern auch die Lehre verflüchtigt. Solche Leute können natürlich keine von i h r e r superfeinen Lehre verschiedene dulden.

Nun, Freundlichkeit ist eine der Eigenschaften Gottes, und diejenigen, welche ihm ähnlich werden wollen, müssen sich gleichfalls der Erlangung derselben bestreben. Obgleich die Bibel häufig Freundlichkeit empfiehlt, so spricht sie nichtsdestoweniger das Verwerfungsurtheil aus über die Verfeinerung, von welcher wir gesprochen. Das ist nicht wahre Höflichkeit, ein weiches aber kraftloses Pflaster aufzulegen, wenn die Wunde das Messer erfordert. Es ist nicht wahre Höflichkeit, unter dem Fenster ein Gedicht herzusagen oder ein Wiegenlied zu singen, wenn die zischende und rasselnde Flamme den lauten Alarm der Feuerglocken verlangt. Lasset uns Anstand suchen, ja aber den wahren, lasset uns nach Bildung streben, aber nach der rechten, und lasset uns nicht bloß mit Worten prangen, wenn wir den Menschen den Rath Gottes verkündigen.

Enthusiastische Lehrer. Es ist leicht, wenn man vom Superintendenten-Stuhle aus eine Sonntagschule während der halben Stunde, welche der Lektion gewidmet ist, beobachtet, erfolgreiche und untaugliche Lehrer von einander zu unterscheiden. Das matte Auge, die gleichgültige Haltung, die ausdruckslosen Bewegungen, die langsame Sprache mit der unaufmerksamen Klasse zeigen, wer nutzlos ist. Auf der andern Seite kennzeichnen die ernsten Bewegungen, die gütigen, vielleicht thränenfeuchten Augen, der freudige Ausdruck der Mienen, die gerötheten Wangen, die ruhigen, doch ernsten Worte, mit einer Gruppe lautlos horchender Knaben oder Mädchen den erfolgreichen Lehrer. Den ersteren regiert der kalte Stumpfsinn, bei dem letzteren herrscht Begeisterung vor, welche von den großen Ideen der Lektion durchdrungen ist und die nun von der ganzen Einbildungskraft Besitz genommen und das Herz entflammt haben. Von der

ersteren Klasse giebt es eine Menge Sonntagschullehrer, von der andern sehr wenige. Ihr Lehrer, geht daher zum Kreuz und bleibet dort, bis eure Seele ein lebendiges Feuer geworden ist. Dann werdet auch ihr zu den nützlichen Lehrern gezählt werden.

Ein gedankenloses Wort. In einer Stadt des Westens vertrat ein Lehrer an einem Sonntag bei einer Klasse Knaben die Stelle eines andern. Der regelmäßige Lehrer war abwesend. Der Stellvertreter ließ eine Bemerkung fallen, welche einen Knaben dermaßen in seinem Glauben wankend machte, daß nachher der eigentliche Lehrer große Mühe hatte, dessen Glauben an die Religion wieder zu befestigen. Die Bemerkung, welche der gedankenlose Lehrer gemacht hatte, bezog sich auf das Geben. Die Bemerkung wurde hervorgerufen durch das Verlangen, die Beiträge in das Klassenbuch gegenüber dem Namen eines jeden Schülers einzutragen. Das Resultat der strengen und lieblosen Kritik war, daß der junge Schüler daraus schloß, daß alle Christen geben, um nur von den Menschen gesehen zu werden, daß sie die Kirche besuchen aus selbstsüchtigen Motiven u. s. w. Mit seinem Glauben an die Christen und an die Kirche verschwand auch jede Spur von Vertrauen oder Glauben an die Bibel oder an Christum. Der Lehrer schreibt: „Ich begriff nie zuvor, was einige wenige gedankenlose Worte anrichten können. Ich trug immer Sorge, kein Wort fallen zu lassen, welches den Glauben meiner Schüler an andere Christen schwächen könnte. Gewiß ist es unmöglich im Glauben an Christum zu erbauen, wenn man den Glauben an seine Nachfolger schwächt."

Die wahre Quelle der Kraft. Ein fleißiger, gottseliger Prediger und Vorsteher-Aeltester in New York schreibt: „Mehr und mehr werde ich der Ueberzeugung, daß Männer nur wahrhaft erfolgreich sind vermöge unsichtbarer Kräfte, welche Gott durch Natur oder aus Gnade ihnen gegeben. Viele haben die natürlichen Gaben und mangeln der Gnade, weshalb sie nicht erfolgreich sein können. Predigen ist gut, wenn es auf die rechte Weise geschieht, aber das ist selten. Treue Prediger, Volkslehrer sind nicht häufig. Wo sind sie zu finden? Was ist zu thun, damit unsere Prediger über das blos Angelernte hinaus in's wirkliche Predigen hineinkommen, nämlich von Angesicht zu Angesicht, handgreiflich, zum Herzen redend? Ich kenne Männer, sie sind im Besitz von zwei Dritttheilen der Apgsch. 6, 3 von einem Diakonen verlangten Eigenschaften: „guten Gerüchts, voll des heiligen Geistes," aber sie mangeln der dritten Eigenschaft „Weisheit". Ich kenne wunderbar begabte Männer, die auch nur zwei Drittel jener Eigenschaften haben, „guten Gerüchts, Weisheit", aber es fehlt ihnen das Wichtigste: „voll des heiligen Geistes" und sie werden auch wie die andern bei sich selbst inne, daß sie nicht sind, was sie sein sollten, obgleich sie bei der Welt geachtet sind. Wer am erfolgreichsten sein will, muß alle drei Eigenschaften haben: „gutes Gerücht, voll des heiligen Geistes und Weisheit."

Was dieser Bruder über seine Arbeiten im Vorsteher-Aeltesten-Amt berichtet, ist sehr ermuthigend. Er sagt: „Meine neuen Pflichten werden mir so nach und nach vertraut und ich lebe mich ein in sie, aber meine Untüchtigkeit wird mir klarer als je. Ich studire und bete und hoffe auf Erfolg."

Verbot der Kinderbälle. Die königlich bayrische Regierung in der Provinz Schwaben und Neuburg hat dieser Tage die Theilnahme der im Alter der Schulpflichtigkeit stehenden Jugend an sogenannten geschlossenen Gesellschaften vom sittenpolizeilichen und schuldisziplinären Standpunkte aus als unangemessen und verderblich wirkend, folglich als unstatthaft bezeichnet und deshalb verboten. Gott sei Dank! Endlich kommt man so nach und nach zur Einsicht. Etwas Unnatürlicheres, Gezwungeneres, Unkindlicheres, Jammervolleres und Sündlicheres können wir uns kaum denken, als solche Kinderbälle! Schon der Name an und für sich ist ein Unding.

Unter Diaconissenhänden.

Eine wahre Geschichte.

Ihr habt mich gebracht in's finst're Haus,
Ihr finst'ren Mächte, doch nun ist's aus,—
Sie mögen mich brennen und schneiden:
So lang den Geist nicht Nacht bedeckt,
Wird meine Waffe nicht gestreckt.
Mein Grimm soll an Flüchen sich weiden.

Ja schleiche nur, schwarze Heuchelei,
Mit Deinem Spinnentritt herbei;
Ob Beulen brennen und Adern, —
Betschwester, du wirst den Gotteshaß,
Der tief sich in die Seele fraß,
Mir nicht hinwegsalbadern!"

Sie kommt und legt den linden Verband
Auf Wund' und Wunde mit leiser Hand,
Er flucht bei jedem Berühren.
Er flucht und starrt ihr in's Gesicht,
Sie schweigt und dient und läßt auch nicht
Ein Zucken der Wimper spüren!

„Geht nicht das Beten und Predigen an?
Wird sie nicht bald mit heiligem Bann
Sich von dem Verruchten wenden?"
Sie kommt und dient und spricht kein Wort,
Und immer grimmiger flucht er fort:
„Wird nun das Heucheln enden?"

Ihr Auge bleibt gleich klar und hold,
Doch eine große Thräne rollt
Auf eine der Wunden nieder. —
„Ha, war das Balsam oder Gift,
Das bis in's tiefste Herz mir trifft
Und zuckt durch alle Glieder?

„Nein, nein, das kann kein Heucheln sein,
Es fließt um mich wie Sonnenschein, —
Welch wunderselig Beben!
Ist das die Liebe? Ist es Gott?
O Gott, kannst Du den Haß und Spott
Dem elenden Wurm vergeben?

„Nun führe mich, Du Priesterin,
Zu Deinem Gott und Heiland hin, —
Lang war mein Geist gebunden.
Mir, dem dein Glaube schien ein Wahn,
Hat's deine Thräne angethan.
Sie hat mich überwunden!"

Was den Vereinigten Staaten ihre Hauptstadt kostet.

Nicht nur, um daselbst zu leben, ist Washington eine der theuersten Hauptstädte der Welt. Es darf sich auch mit den Summen, welche seine noch keine hundert Jahre alte Kapitalen-Würde das Volk der Verein. Staaten an öffentlichen Gebäuden, Anlagen und Verwaltungs-Ausgaben gekostet hat, getrost neben den ältesten und größten europäischen Landeshauptstädten sehen lassen. Man kann diese Summe bis zur Stunde auf einhundert Millionen beziffern, ohne die geringste Gefahr einer Ueberschätzung zu laufen. Wurde doch schon vor acht Jahren vom Congreß selbst eine auf diese Frage bezügliche Untersuchung angeordnet, durch welche die Thatsache festgestellt wurde: daß bis zum 4. März 1876 die Stadt Washington die Nation 94,362,423 Dollars gekostet hatte. Seitdem sind weitere fünf Millionen für neue Bundesbauten ausgegeben worden, so daß unter Hinzurechnung der gleichzeitigen Straßen- und Parkverbesserungen, sowie der allgemeinen Verwaltungskosten der oben benannte Betrag von einhundert Millionen längst überschritten worden ist.

Eine beträchtliche Reihe von Jahren, d. h. von 1852 an, hat die Verwaltung des Distrikts Columbia weit über eine Million jährlich gekostet, nachdem die erste Jahresbewilligung in dieser Höhe bereits im Jahre 1837 gemacht worden war. Mit dem Bürgerkrieg nahm das Jahresbudget immer größere Dimensionen an, bis es unter dem väterlichen Regime Boß Shepherd's, unter welchem für die Verschönerung der bis dahin allerdings nur sehr wenig hauptstädtisch aussehenden Bundescapitole ganz Außerordentliches geschah, die Höhe von acht (1873) und sieben Millionen (1875) erreichte. Seitdem ist man wieder in ungleich ökonomischere Bahnen eingelenkt, — aber die Zeiten, da das finanzielle Jahreserforderniß des Distrikts Columbia mit 20,000 Dollars, wie im Jahre 1820, oder gar mit 1800 Dollars, wie im Jahre 1814 gedeckt war, müssen Einem, obgleich nur sechzig resp. siebzig Jahre hinter uns liegend, doch noch immer so erscheinen, als gehörten sie nicht dem Anfang unseres eigenen, sondern einem weit entlegenen prähistorischen Jahrhundert an.

Unter den im Lauf der Zeit für die vielbewunderten Regierungsgebäude der nationalen Hauptstadt ausgegebenen Summe steht die für das Capitol oben an. Dieser korinthische Riesenprachtbau aus weißem Marmor, — nur der ältere von der gußeisernen Kuppel überragte Mitteltheil mit der Congreßbibliothek und den Lokalitäten des Ober-Bundesgerichts ist aus Sandstein, — hat einen Werth von $17,672,123. Das in dorischem Stil und gleichfalls weißem Marmor ausgeführte Gebäude des Departements des Innern mit der Patentoffice, — in seiner Art wohl der schönste Bau auf amerikanischem Boden, — hat 13 Millionen, das in grauem Granit ausgeführte und in jonischem Styl gehaltene Schatzamt über 7 Millionen gekostet. Die jüngst erst vollendeten modernen Neubauten des Staats-, Kriegs- und Marine-Ministeriums figuriren mit elf Millionen. Das Weiße Haus, mit den es umgebenden Gründen, repräsentirt einen Werth von zwei Millionen, während die Straßen der Hauptstadt, die allerdings mit ihren Asphalt-, Holz- und sonstigen „Fancy"-Pflasterungen in jeder größeren amerikanischen Geschäftsstadt eine Unmöglichkeit wären, in dem verhältnißmäßig stillen Washington aber thatsächlich nichts zu wünschen übrig lassen, Alles in Allem sechs Millionen gekostet haben.



Der Freiwillige Rephuhn.

Heitere Erinnerungen aus ernster Zeit von Stephan Waetzoldt.

Diese nachfolgenden Geschichten, lieber Leser, hat ein guter Freund und Kriegskamerad, der im Jahre 1870 mit uns den grünen Rock der elften Jäger trug, mir oft erzählt und endlich hat er sie auf meine Bitten niedergeschrieben.

In den Sommerferien des Jahres 1881, so schrieb der Kriegskamerad, reiste ich zur Philologenversammlung nach Heidelberg. Allerlei alte Erinnerungen aus fröhlicher Studentenzeit tauchten auf, als ich in der Morgenfrühe die schlanken Thürme des Elisabethdomes emporsteigen sah, und die Alma mater Philippina Marburg am Bergrücken über der Lahn mir entgegen lachte wie in den schönen Lenztagen des Jahres 1869, da ich mit leichtem Gepäck und leichtem Sinne „studirenshalber" dort einzog. „Wo sind sie, die vom breiten Stein nicht wankten und nicht wichen?" klang es wehmüthig aus der Erinnerung, die alten Kommilitonen, denen ich ewige Freundschaft geschworen, und die nun in alle Welt verstreut wandelten! Zuerst hatten wir uns fleißig geschrieben, dann seltener. Der eine hatte geheirathet, der andere war gestorben, ein dritter verdorben, der vierte im Auslande verschollen, und die meisten führen jetzt irgendwo im deutschen Reiche gleich mir ein geruhiges Dasein als Assessoren, Professoren, Doktoren oder Pastoren.

Dort steht ja auch noch am „Kämpfrasen", wo einst ritterliche Herren ihre Turnierrosse getummelt, die Kaserne der Jäger, und — wahrhaftig! drüben am Lahnufer marschirt singend ein Trupp der „grünen Jungen" vom Schießplatze heim. Hurra, die Jäger! ... das war eine Zeit, als auch wir den grünen Rock trugen! — Welcher Tag ist heute? Der sechste August — Schlacht bei Wörth! —

Und während der Zug mit unerbittlicher Schnelligkeit mich weiterführt am Lahnufer entlang, sehe ich uns von der zerschossenen Mühle aus in das Thal der Sauer hinabschwärmen, jenseits über dem Wiesengrunde knattert's aus den Büschen — hinein in das tiefe Mühlwasser, und mit Hurra! hinüber, den Hirschfänger aufgepflanzt, im Sprunge gegen die Zuaven, die dort den Waldrand halten und mit Mitrailleusen zwischen uns fegen! ... Und du standest wieder vor meinem Auge, unsterblicher Freiwilliger Rephuhn, stud. phil. Als wir am Abend nach der Schlacht hungrig im Biwak lagen und das harte, frischgeschlachtete Rindfleisch in den Feldkesseln brodelte, da ludest du mich zum „Diner ...." „Es giebt Hammelbraten und Blumenkohl," sagtest du mit ruhiger Miene, als ob alle Welt Hammelbraten äße, und sahest mich kleinen Kerl von deiner Höhe herab lachend an. Wo mag er hingekommen sein, der einstige Freiwillige Rephuhn? Im Jahre 1873 habe ich noch einmal von ihm gehört. Damals war er als Hauslehrer nach Amsterdam gegangen, in die Familie irgend eines reichen Mynheers. Vielleicht hat er dort die blonde phlegmatische Tochter des Chefs geheirathet und ist jetzt Kompagnon der großen Kaffeefirma von der Soundso und Co. Vielleicht zieht er auch als Musikant durch die Welt. Wo du auch wandeln magst unter der Sonne, lieber alter Kamerad, deine Worte und Thaten sind werth, der Nachwelt aufbewahrt zu werden.

Der Freiwillige Rephuhn war der Sohn eines armen Musiklehrers in einer kleinen westfälischen Stadt. Auf die Lebensfahrt erhielt er als Mitgift einen langen geraden Leib, semmelblonde Haare, unverwüstlichen Humor, unerschütterliches Phlegma und eine herrliche musikalische Begabung. Die Universität Marburg bezog er mit einem Stipendium von jährlich zweihundert Thaler. Schulden hatte er nie gehabt. Ich wohnte „drobe in der Wettergass' beim Kappenmacher Heuer." Neben mir hauste zuerst ein wilder Burschenschafter, dessen Katzenjammergewohnheiten höchst sonderliche waren. Empfand er am frühen Morgen das Bedürfniß nach frischer Luft, so öffnete er das Fenster und sang in einem tiefen, grollenden Basse allerlei ernste Lieder und Choräle in das morgenstille Lahnthal hinaus. Da er keine Miethe bezahlte, und sein Hauspump schnell zu schwindelnder Höhe wuchs, mußte er eines Tages ausziehen. Sein Nachfolger war der stud. phil. Rephuhn. Wir wurden bald gute Freunde, schwänzten dieselben Kollegien, und schwärmten für dieselbe schwarzäugige Professorsnichte. Nur dazu, in unsere Verbindung einzutreten, war Rephuhn nicht zu bewegen. Jede Unterordnung war ihm verhaßt, und sein Humor erhielt etwas Satirisches, wenn er von „Vorgesetzten" hörte. Und von diesen sprachen wir jetzt oft. Sollten wir beide doch im Herbst als Einjährigfreiwillige bei den Jägern eintreten, und da in Marburg sonst kein Truppentheil lag, so erschienen die Möglichkeiten unserer militärischen Zukunft auf vier reduzirt, je nachdem einer zur ersten, zweiten, dritten oder vierten Kompagnie kam, deren Hauptleute uns gegenüber sehr verschiedene Stellungen einnahmen. Wir wurden beide der 1. Kompagnie zugetheilt.

So standen wir zwanzig Freiwillige an einem schönen Herbstmorgen, nachdem wir eingekleidet worden waren, erwartungsvoll vor der Kaserne. Unsere erste militärische Ausbildung vertraute man dem Sergeanten Lindemann an. Lindemann war ein Original. Ursprünglich gelernter Jäger, hatte er nach seiner Dienstzeit kapitulirt und verband nun in seiner Sprache die kräftige Ausdrucksweise des preußischen Unteroffiziers mit spezifisch jagdgerechten Wörtern. Stolz trug er die drei Schießauszeichnungen am Aermel, und die trüben grauen Aeuglein, die oft in seligem Glanze schwammen, sahen doch so scharf, daß er auf hundertfünfzig Schritt freihändig Schuß für Schuß die Kopfscheibe traf. Lindemann besaß eine tief eingewurzelte Verachtung für alles Civile, in specie für den Studenten. Drohend trat er aus der Kasernenthüre auf uns zu. „Stillgestanden!" Wir standen still, d. h. wir hörten instinktiv auf, mit einander zu sprechen und sahen ihn an. Nur Rephuhn sagte freundlich: „'N Morgen, Herr Sergeant!" Jetzt brach er los: „Herr, Sie sind ja wohl des Teufels; Sie haben mich gar nicht zu grüßen, verstehen Sie mich! Ich bin kein Professor, daß Sie mich grüßen. Sperren Sie gefälligst die Löffel auf, was ich Ihnen sage, und äugen Sie mich nicht so dumm an! Wenn „stillgestanden" kommandirt ist, rühren Sie kein Glied, und wenn Ihnen der Satan auf der Nase sitzt! Was geblasen wird, wird geritten!" (Mit diesem Axiom pflegte Lindemann seine Reden zu schließen.) Dabei langte er an Rephuhn hinauf und zog ihm die Feldmütze herunter, bis sie dicht über den abstehenden Ohren saß. Wie sah Rephuhn aus! Er hatte sich die semmelblonden Haare schneiden lassen, und nur zwei dicke nasse „Dreien" drangen mehr als vorschriftsmäßig von den Ohren bis zu den Augenwinkeln vor. Aus den Aermeln des Rockes steckte er die knochigen Hände möglichst weit hervor, die Hosen hatte er heraufgezogen, den Kopf hing er etwas vornüber, und sah nun mit einem Blicke so dummdreist und albern den Sergeanten an, daß selbst Lindemann vor diesem Bilde des ausgeprägten Idiotismus zurücktrat: „Herr, Sie äugen mich ja an wie ein krankes Wildkalb," schnauzte er, „was haben Sie denn eigentlich für ein Civilverhältniß?" — „Ich habe gar kein Verhältniß, Herr Sergeant." — „Herr, schweigen Sie, wenn ich Sie gefragt habe, und reden Sie nicht solchen Unsinn," war Lindemann's logisch recht mangelhafte Erwiderung. Rephuhn als der Längste wurde rechter, ich als Kleinster linker Flügelmann der Freiwilligenabtheilung. Niemals vergab sich Rephuhn im Dienste etwas, im Gegentheil, er war ein strammer Soldat und später ein vorzüglicher Schütze; aber unmöglich war es ihm, nicht bei jeder Gelegenheit Lindemann durch seine Antworten in Verlegenheit zu setzen. Er heuchelte diesem gegenüber unerschütterlich die tiefste Dummheit, so daß Lindemann ihm mehr als einmal zurief: „Rephuhn, Sie sind so dumm — Sie verdienen ja, daß Sie in die Infanterie versetzt werden!" Lindemann als Jäger besaß natürlich eine tiefe Verachtung der „Bohnenstangen". Der Herr Sergeant leitete auch durch tägliche „Instruktschonsstunden" unsere geistige Fortbildung. Zwei Gegenstände standen in der ersten Zeit im Vordergrunde dieser Belehrung, die Instruktion über die „Büchse mit Stechschloß, M. 64," und über die „Vorgesetzten". Mühsam, aber erfolgreich hatte Lindemann nach seiner eigenen Methode uns in die Geheimnisse der Seelenachse, der kleinen Klappe, des Muttergewindes mit dem Nadelohr und des Abzugsfederstollens eingeweiht und instruirte eines Tages über den Mechanismus des Stechschlosses. „Nu passen Sie 'mal Achtung, Freiwilliger Rephuhn! Wenn ich jetzt geladen habe, Schlößchen reingeschoben und gestochen, und lege an und drücke nu mit'n Zeigefinger ab — was ist dann geschehen?" .... „Dann ist einer todt," war Rephuhn's ruhige Antwort. — Wenige Tage darauf, während einer Instruktionsstunde über die Hierarchie der „Vorgesetzten", fragte Lindemann in der festen Erwartung, daß doch diesmal die rechte Antwort kommen müsse: „Nun also, Freiwilliger Rephuhn, wer ist Ihr höchster Vorgesetzter?" .... „Der Herr Portepeefähnrich Kinderling," erwiderte mit lauter Stimme der Gefragte. Kinderling aber war ein unglücklicher, eben aus dem Kadettenhause entkommener Fähnrich, der in seine neue Würde sich noch nicht recht zu schicken wußte und zur Zielscheibe ungezählter Spöttereien diente. — Allmählich indeß lernten wir auch die feinsten Unterschiede in den Abzeichen der hohen Vorgesetzten erkennen, und ausführlichst setzte uns Lindemann eines Abends auseinander, welche Bedeutung es habe, wenn die Flügeladjutanten Sr. Majestät, „was meist Generäle sind," besondere Schnüre um die Achsel tragen. „Nun also, Freiwilliger Rephuhn, was sind das für Generäle, wo die schwarzweißen Achselschnüre tragen?" — „Einjährigfreiwillige Generäle!" — Die Antwort war doch zu arg. „Herr, sind Sie wirklich so dumm oder woran liegt das sonst, daß Sie das nicht wissen?" — „Ich muß wohl so dumm sein," meinte Rephuhn bescheiden, „ich wüßte sonst nicht, an wem es liegen könnte." Lindemann verschwor sich hoch und theuer, daß er "species facti" aufnehmen würde. Damit verband er den unklaren Begriff von etwas Außerordentlichem, auf einem halbgebrochenen Bogen geschrieben — „und das bringt Sie auf Festung, verstehen Sie mich!" Aber er ließ sich nachher wieder versöhnen, als wir ihm bei einem

Glase Bier vorstellten, daß Rephuhn auch als Student der Philosophie so dumm sei. — So verging der Winter, wir wurden in die Compagnien eingestellt, und die unvergeßlichen „Instruktschonsstunden" bei Lindemann hörten auf.

Eine Stunde vor der Stadt, tief im Walde, auf langgestrecktem Bergrücken lagen die Schießstände des Bataillons. Ein kleines Holzhaus enthielt in seinem Erdgeschoß das Wachtlokal für einen Gefreiten und drei Jäger. Häufig kam des Nachts zu unbestimmter Stunde der Offizier du jour hinauf, um den Posten zu revidiren. Und das war nöthig, denn alljährlich liefen von der königlichen Oberförsterei Beschwerden ein, dahinlautend, daß „wahrscheinlich in der Nacht vom dritten zum vierten des Monats durch Jäger von der Schießstandswache" ein Rehbock geschossen worden sei. Es war aber auch für manchen dieser jagdfrohen Gesellen eine schwere Prüfung, zu sehen, wie der Bock vertraut aus dem Holz auf die Lichtung trat. Wenn er dann im Vollmondschein äsend näher zog und sich breit stellte, dann schob der Daumen unwillkürlich das Schlößchen ein, der Zeigefinger drückte den Stecher, und wenn bei dem leisen Knacken der Bock den Kopf hob und sichernd herüber äugte — dann hätt' ich den Jäger sehen mögen, der ihm nicht „eins hinüberlangte". — „Ein richtiger Jäger steht mit einem Fuße immer im Arrest," diesen Ausspruch unseres Bataillonskommandeurs hatten wir uns treulich gemerkt. Zuweilen freilich war der Dienst höchst unbequem. In Regen und Wind zwei Stunden lang um die Schießstände zu promeniren und sich pudelnaß auf die Pritsche in der öllampenduftigen Atmosphäre der Wachtstube zu legen — das war kein Vergnügen. Wenn dann plötzlich in der Nacht der Herr Lieutenant brummend über die erbärmlichen Wege in die Thüre trat, und wir uns aufrafften, dann schrie der wachthabende Gefreite in den Wald hinein: „Poste—e—n, Poste—e—n!" und aus der Ferne antwortete der Ruf des patrouillirenden Jägers. — Als nun eines Tages auch der Freiwillige Rephuhn dort oben auf Schießstandswache war, und um halb ein Uhr Nachts der Offizier erschien, kam auf den wiederholten Ruf „Posten!" zuerst keine Antwort; endlich nach minutenlangem Warten ertönte es „hier!" und Rephuhn's lange Gestalt tauchte aus dem Gebüsch hervor. Er hatte natürlich „zuerst das Rufen nicht gehört." Um ein Uhr wurde abgelöst. Rephuhn trat herein und legte sich neben mich auf die Pritsche. Zu meiner Verwunderung gewahrte ich, daß sein Rock fast ganz trocken war, obgleich es draußen stark regnete. „Wo kommst du denn her?" fragte ich leise, und während der Gefreite Krügel und der vierte Mann um die Wette schnarchen, entdeckte er mir das Geheimniß. Auf dem Bodenraume des Häuschens, zu dem nur eine breite Giebelluke führte, bewahrte der Holzwart, der dort die Grasung hatte, sein Heu auf. Rephuhn hatte an einem Haken unter dem Dache an der Rückseite eine Leiter entdeckt, mit deren Hilfe er ruhig oben in's weiche Heu gestiegen war. Als dann der Weckruf vorn erscholl, kletterte er hinten die Leiter herab und trat unbefangen seitwärts aus dem Gebüsch hervor.

Mit gleicher Unbefangenheit stattete Rephuhn zuweilen dienstliche Meldungen ab. Eines Tages unternahmen die beiden ersten Züge der Compagnie unter Führung des Herrn Portepeefähnrichs Kinderling eine Marsch- und Felddienstübung gegen den dritten und vierten Zug, die ein Lieutenant kommandirte. Rephuhn wurde von dem Fähnrich als „Verbindungsmann" der Spitze zugetheilt, die unsern Marsch gegen den „Feind" sichern sollte. Wie vorher weislich verabredet war, trafen wir an einem Hohlweg auf den Gegner, von dessen Streitkräften zuerst, als Führer einer Patrouille, der Gefreite Rademacher sichtbar wurde. Rephuhn wurde eiligst zurückgesandt, um die Nachricht zu überbringen, daß die Spitze auf den Feind gestoßen; er meldete dem Portepeefähnrich in folgender Weise: „Meldung von der Spitze: unten steht Rademacher."

Wenige Wochen darauf erfolgte die Kriegserklärung und der Einmarsch in Frankreich. — Der Tag von Wörth ward zum Ruhmestag der Jäger. In dichten Schützenschwärmen ging's hinab von der Berghöhe in das Thal der Sauer. Ein mörderisches Feuer von drüben empfing die Vorrückenden. Hinter Stein und Baum suchte kauernd, liegend oder knieend Jeder nothdürftige Deckung, und Lindemann's wiederholte Behauptung: „Was ein richtiger Jäger ist, der kann sich hinter einem Strohhalm decken," fand hier ungeahnte Bestätigung. In unserem Rücken kam preußische Infanterie den Berg herab. Wir hörten plötzlich nicht nur von vorn, sondern auch von hinten die Kugeln pfeifen. Die Infanterie schoß zu kurz, und wir befanden uns einige Minuten lang zwischen zwei Feuern. Unser Kommandeur, der in den vordersten Reihen der Tirailleurs mit dem Säbel in der Faust voran stürmte, bemerkt das und ruft dem Nächsten zu: „Sie da, der Freiwillige, laufen Sie 'mal sofort zurück zu der Infanterie, und melden Sie dort, daß zu kurz geschossen wird; die Kerls schießen ja auf uns?" Der Freiwillige Rephuhn erhob sich langsam und trabte ruhig zurück den Berg hinauf, ohne sich um die pfeifenden Kugeln zu kümmern oder irgend welche Deckung zu suchen. Mit angefaßtem Gewehr tritt er oben auf den nächsten Hauptmann zu, und während es um ihn pfeift, saust und knattert, meldet er vorschriftsmäßig in strammer Haltung: „Meldung

vom Jägerbataillon: Wir werden alle von Ihnen todtgeschossen!“ „Was wollen Sie?“ schreit der Hauptmann, der in der Erregung des Kampfes nicht sogleich verstand, ihn an; aber ruhig wiederholt Rephuhn: „Wir werden alle von Ihnen todtgeschossen.“

Am Abend im Biwak traf der Infanteriehauptmann unsern Kommandeur, und hier erst erfuhr dieser die originelle Art, in welcher Rephuhn seinen Befehl ausgeführt hatte. Er erkundigte sich nach dem Namen des Freiwilligen, und als auf dem Marsche nach Sedan in einem kleinen Dorfe die ersten eisernen Kreuze vertheilt wurden, da war einer der „für Tapferkeit vor dem Feinde“ Dekorirten der Freiwillige Rephuhn.

Die Schlacht bei Sedan bot unserem Freunde keine Gelegenheit, sich in seiner Art auszuzeichnen. Drei Tage nach der Schlacht begann der Marsch auf Paris. Ueberall fast waren vor den heranrückenden Prussiens die Einwohner geflüchtet, und für uns, die wir an der Tete marschirten und mit den nachziehenden Speckkolonnen nur selten in Berührung kamen, begannen die Tage der konstanten Erbswurst. Nur einer machte in jedem Kantonnement eine Ausnahme. Rephuhn schaffte stets einen besonderen Beitrag zur Mahlzeit herbei. Mit einer Spürnase, die ihresgleichen suchte und ohne sich durch sein himmelschreiendes Französisch irgend beengt zu fühlen, zog er allabendlich nach dem Einrücken in Begleitung eines Jägers, der seinem eigenen Geständnisse nach in seinem „Zivilverhältnisse“ Wilddieb war, auf Privatunternehmungen aus, von denen die beiden selten ohne Beute heimkehrten. So brachte er eines Abends nach eingetretener Dunkelheit, unter dem Rocke verborgen, einen prächtigen japanesischen Silberfasan, den er angeblich von einem „sehr liebenswürdigen alten Herrn in einem château“ aus einer Voliere mit allerlei ausländischem Geflügel „geschenkt“ erhalten hatte. Den wahren Thatbestand dieser „Entführung aus dem Serail“ vertraute mir später einmal in schwacher Stunde sein Begleiter an. Wir thaten dem glänzenden Fremdling schon an jenem Abende alle Ehre an, obwohl, wie bekannt, der Fasan, bevor er reif wird, fünf Tage hängen muß. —

Vor uns in verdämmernder Ferne stieg der Montmartre und die Goldkuppel des Invalidendoms empor, und am nächsten Morgen zogen wir bei Choisy-le-Roi auf Vorposten. Uns gegenüber, in der Richtung auf Charenton zu, lag inmitten eines weiten kahlen Feldes, in einer Entfernung von etwa tausend Schritt, ein Gehöft. Es handelte sich darum, zu wissen, ob dasselbe von den Franzosen noch besetzt war. Wir meldeten uns zu dritt. Rephuhn, als ältester, führte die Patrouille. Der dritte war ein Kriegsfreiwilliger, ein kleiner gelehrter Doktor, der beim Ausbruch des Krieges seine Sanskrithandschriften auf der kaiserlichen Bibliothek in Paris im Stiche gelassen hatte, und Hals über Kopf bei den Marburger Jägern eingetreten war. Als späterhin Paris bombardirt wurde, stand der „Doktor“ alltäglich erneute Aengste aus in dem Gedanken, daß eine der Granaten in seinem stillen Museum im Quartier latein, wo unter der Obhut ehrlicher Pariser seine Bücher lagen, krepiren könnte.

Rephuhn fiel uns an diesem Morgen durch einen merkwürdig eckigen Brotbeutel auf, an dem allerlei scharfe Kanten hervorstanden. Wir waren, sprungweise vorgehend, bis auf etwa zweihundert Schritt an das Gehöft, das todtenstill mit geschlossenen Fensterläden vor uns lag, herangekommen, als uns plötzlich ein kräftiges Feuer begrüßte. „Zurück, marsch, marsch!“ kommandirte Rephuhn, und während rechts und links die blauen Bohnen in den fetten ungepflügten Boden schlugen, rannten wir hundert Schritt zurück. „Nieder!“ So — da lagen wir langgestreckt in einer Furche. Vor uns das Gehöft, aus dem die Franzosen lustig weiter auf uns zielten, und hinter uns noch mindestens sechshundert Schritte freies Feld. Der Doktor und ich hatten das entschiedene Bestreben, zwischen uns und die Chassepots möglichst schnell einen größeren Abstand zu bringen, aber wir hatten ohne Rephuhn gerechnet. „Jetzt wollen wir frühstücken,“ sagte er mit lächelndem Munde. „Mensch, bist du verrückt geworden!“ wagte ich zu äußern. „Ruhig, ich bin Patrouillenführer.“ Und aus der Tiefe des vielkantigen Brotbeutels langte Rephuhn einige pfundschwere Stücke weißen Zuckers, die Reste eines „verlassenen“ Zuckerhutes, den er in der Nacht in Choisy-le-Roi „gefunden“ hatte. Mit größtem Phlegma begann er ein Stück zu verzehren, und bat uns freundlich, doch zuzulangen. Wir hatten indeß in dieser Lage keine rechte Lust: die mangelhafte Deckung benahm uns den Appetit. Endlich beschloß Rephuhn sein süßes Mahl, und wenige Minuten darauf waren wir in Sicherheit. Bis zur Feldwache, von wo aus der Lieutenant unsere Patrouille verfolgt hatte, begleiteten uns die Chassepotkugeln. Trotzdem hielt Rephuhn es für nöthig, vorschriftsmäßig zu melden: „das Gehöft ist von Franzosen besetzt.“

„Was machten Sie denn so lange in der Furche?“ fragte der Offizier. „Herr Lieutenant, mir wurde unwohl, ich mußte erst etwas frühstücken,“ gab Rephuhn treuherzig zurück. —

Paris war gefallen, die Feinde geschossen, wir waren Oberjäger geworden, und an einem schönen Junitage des Jahres 1871 kam auch für uns der ersehnte Befehl zum Rückmarsch nach Deutschland. In kleinen Etappen ging es heim-

wärts. Den ersten Ruhetag hielten wir in Meaux. Ich war dicht neben Rephuhn einquartirt. Am Nachmittage lag ich träumend im Grase unter einem Birnbaum im Garten meines Wirthes, als Rephuhn mich aufsuchte. „Ich muß wieder einmal Orgel spielen," sagte er. „Komm mit, wir wollen den Organisten der Kathedrale aufsuchen; die alte Kirche besitzt ein weltberühmtes Werk, das m u ß ich spielen!" Wie ich schon erwähnt, war Rephuhn von außergewöhnlicher musikalischer Beanlagung. Die langen künstlerischen Fasten während des Feldzuges waren ihm schier unerträglich, und überall suchte er Gelegenheit, seine eingerosteten Finger zu üben. Von Kind auf hatte er neben dem Vater auf der Orgelbank gesessen und war allmählich zum virtuosen Meister der Orgel erwachsen. Nach langen Erkundigungen fanden wir die Wohnung des Organisten in einer engen, abgelegenen Straße. Der Mann war blind, und sein einziger Weg ging von seiner Thüre über den Platz zur Kathedrale. Den fand er ohne Führer. Zitternd vor den feindlichen Eindringlingen erklärte ihm seine Frau unser seltsames Anliegen. Ich suchte dem Manne, der wahrscheinlich fürchtete, wir möchten seiner alten Orgel etwas zu Leide thun, begreiflich zu machen, daß mein Freund ein Künstler sei, und daß er uns ohne Gefahr begleiten könne. Endlich verstand er sich dazu, unter der Bedingung, daß e r spielen, w i r hören sollten. „Laß ihn nur," meinte Rephuhn selbstgewiß, „ich spiele doch!" Der Alte führte uns über den heißen, sonnigen Platz in die kühle, hohe Kirche. Wir veranlaßten einen unserer Jäger, der die gothischen Figuren am Portal anstarrte, die Bälge zu treten, und stiegen selbviert die enge Chortreppe hinan. Während der blinde Organist spielte, zog Rephuhn ihm die Register; daran, sowie an einigen kunstgemäßen Bemerkungen mochte der Alte erkennen, daß der deutsche Soldat neben ihm ein Musikverständiger sei. Er erlaubte ihm nun, freilich nicht ohne Bangen, auf der Orgelbank Platz zu nehmen. Rephuhn war wie verwandelt. Aus dem trockenen Gesellen war ein begeisterter Künstler geworden. Die mächtigen Akkorde einer Bach'schen Fuge durchbrausten die hohen Gewölbe; immer herrlicher schwoll der melodische Strom; die Kirche drunten füllte sich allmählich — Offiziere, Soldaten, neugierige Franzosen blickten staunend hinauf zu dem Chore, wo der Oberjäger auf der Orgelbank saß und die Fluth der Töne erbrausen ließ. Neben ihm stand mit Thränen in den glanzlosen erloschenen Augen der alte französische Organist, dem gewaltigen Spiel seines deutschen Kollegen mit lautloser Bewunderung folgend. Endlich durchklang die Hallen der Kirche von Meaux, wo einst die Stimme des großen Bossuet von der Kanzel erschollen, in vollen wuchtigen Akkorden die Melodie der „Wacht am Rhein". Der Chor hatte sich dicht gefüllt. Hinter Rephuhn stand ein höherer Offizier, der staunend seinem Spiele lauschte. Als der letzte Ton der Orgel verklungen war, wandte er sich an den Spieler mit den Worten: „Schön, sehr schön, mein Lieber! Was sind Sie eigentlich?" — „Oberjäger," lautete die bescheidene, aber unerwartete Antwort. Der Offizier räusperte sich und sagte etwas betroffen: „Das sehe ich wohl; ich meine sonst, in Ihrer bürgerlichen Stellung?" — „Musikant, Herr Oberst." — „Hm, hm . . . . merkwürdiger Mensch," murmelte der Oberst. (Daheim.)

Wie der Bauer Johannes zu Grunde ging.

Wie die rothen Bäcklein der Aepfel am Baume vor seiner Hausthür, so leuchteten die Wänglein der Kinder des Bauern Johannes. Er hatte ein gesegnetes Hauswesen; ein schönes Haus, manch' guten Morgen Landes, schöne Pferde und Kühe; eine brave Frau, die ihn liebte und für des Hauses Wohl offene Augen, dazu rüstige und fleißige Hände hatte zum Schaffen und Zurathehalten des reichen Segens. — Im Lehnstuhl, im Sommer beim Fenster, im Winter beim Ofen saß sein alter Vater, der, wenn auch seine Hände zu schwach geworden waren zum Arbeiten, doch eigentlich die beste Arbeit für's Haus und seine Bewohner that. — Er war noch von guter alter Art und ließ es sich nicht nehmen, mit allen Hausgenossen den Morgen- und Abendsegen zu beten. Und waren die andern draußen im Felde oder auf der Scheune bei ihrer Arbeit, dann zeigten seine gefalteten Hände und die alten treuen Augen, die aufwärts schauten, daß er nicht feierte, sondern dasselbe that wie Mose, da er auf dem Berge seine Hände emporhielt, dieweil Josua mit Israel wider Amalek im Thale stritt.

Und so kam es, daß auf des Bauern Hause Gottes Segen sichtbar ruhte, und was er that, das gerieth wohl.

Es wurde aber in den vierziger Jahren durch's Land eine Eisenbahn gebaut, und nicht weit vom Orte unseres Bauern über einen Fluß eine prächtige Brücke gewölbt. Dazu waren viele Steine nöthig; und weil ganz nahebei ein guter Steinbruch war, dessen Besitzer einen großen Theil der zur Brücke nöthigen Steine zu liefern übernommen hatte, so fuhr, wer nur Wagen und Pferde hatte, aus selbigem Orte Steine

zum Brückenbau; und es schien kein schlechtes Geschäft zu sein.

Unserm Johannes gefiel es nicht, Tag für Tag mit seinem Geschirr auf der Landstraße zu liegen. Als aber jene Nachbarn ihm die blanken Thaler zeigten, die sie so leicht verdient hatten, zumal in einer Zeit, wo sie zu Hause doch nichts anders thun konnten, da ward er andern Sinnes.

„Ich denke," sprach er eines Abends zu seinem Vater, nachdem er ihm vom Verdienst der Andern erzählt hatte, „den könnten wir auch mitnehmen. Die Pferde stehen im Stalle und haben nichts zu thun. Der Weg ist auch gut, und man kann, wenn man sich anhält, vor Abend jedesmal zu Hause sein."

„Mir ist's nicht recht," entgegnete der Alte; „wir haben auch ohne solche Fuhren unser gutes Auskommen gehabt; mir gefällt das Volk nicht, das dort an der Brücke zusammenkommt. Es sind viele wüste Gesellen darunter, denen nichts mehr heilig ist; und was du dort hörst und zu sehen bekommst, hört und sieht eigentlich ein Christenmensch lieber nicht."

„Na, Vater, ich bin doch auch kein Junge mehr und weiß doch, was ich zu thun und zu lassen habe. Ich meine, du wüßtest, daß ich an solchem Treiben kein Gefallen habe."

„Mag sein; aber böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Doch du bist ja dein eigner Herr und kannst es halten, wie du willst."

Und Johannes fuhr Steine. Der Verdienst war ein reicher und Johannes ein solider Mann, der täglich zeitig mit seinem Geschirr wieder heimkam, während es wohl bei dem einen oder andern der übrigen Fuhrleute späte Nacht wurde, ehe sein Gespann, ohne sonderlich von seinem Herrn gelenkt zu werden, den Heimweg fand. Auf der Hälfte des Weges zur Brücke, zwei Stunden entfernt, war ein altes Wirthshaus, von einem neuen Pächter zeitgemäß, wie er sagte, restaurirt und aufs Beste für alle Wünsche der Gäste eingerichtet. Da konnte man sehen, wie manches Gespann stundenlang unter freiem Himmel stand. Die Herren derselben hatten im Hause Kurzweil bei den Karten gefunden; das verhältnißmäßig leicht erworbene Geld lockte zu noch leichterem Gewinn.

Johannes war täglich vorbeigefahren trotz der täglich wiederholten Einladungen, trotz Hohnes und Spottes. Er sah es an seinen Nachbarn, daß diese Aufenthalte nicht zu ihrem Besten waren. —

Bisher hatte das Wetter die Fahrten immer begünstigt; nun wurde es anders. Regen und Schnee weichte die Wege auf und durchnäßte die Menschen. Johannes war einer der ersten gewesen, der an der Brücke abgeladen hatte. Er eilte wieder heim. Doch je weiter er fuhr, desto unwirscher wurde das Wetter; bis auf die Haut war ihm der Regen gedrungen, und trotzdem er neben dem Wagen herging, bebte er vor Frost.

Als er zum Wirthshaus kam, hielt er an, spannte aus und ging in die warme Stube. Der freundliche Wirth brachte ihm einen warmen Trunk, der ihm durch alle Adern hindurchging. Bald hatte er sich erholt, und war im Begriff, sich zur Weiterfahrt zu rüsten, da kamen die andern Bauern in demselben Zustande wie er vorher in die Wirthsstube, scheltend und tobend über das gräuliche Wetter. Es war jetzt schlimmer draußen als zuvor und gar nicht einladend, sich ihm aufs neue auszusetzen. So bedurfte es denn nicht viel Zuredens, und Johannes blieb.

Und am andern Tage fuhr er beim Wirthshause nicht vorbei, obgleich das Wetter ihn nicht hineintrieb, und das „Einmal ist keinmal" ward hier gründlich zu schanden.

Es gab böse Tage in dem bis dahin so glücklichen und friedlichen Bauernhause. Warum es weiter ausmalen, wie es anfing rückwärts zu gehen, erst langsam, dann immer schneller und schneller.

Nach Jahr und Tag zeugte das ganze Hauswesen, vor allem aber sein Fuhrwerk aufs deutlichste davon, daß Johannes ein Säufer geworden war. Es gewährte einen kläglichen Anblick, wenn am Abend die armen, abgetriebenen Pferde, ohne gelenkt zu werden, den leeren Wagen in den wüsten Hof hineinzogen, und ihr Herr saß, kaum seiner Sinne mächtig, mit stieren Augen, hin und her wankend auf der Vorderaxe des Wagens.

Der Kummer und Jammer über das Elend seines Sohnes brachte dem alten Vater ein baldiges Ende, und nun schien auch das Letzte hinweggenommen, was bis dahin den gänzlichen Ruin noch aufgehalten hatte.

In dieser Zeit ging ein reges Bestreben durch das Land, in Mäßigkeitsvereinen der immer mehr um sich greifenden Branntweinspest entgegenzutreten. Auch in unsers Bauern Wohnort wurde ein solcher Verein durch den jungen Geistlichen, der Gehülfe beim alten Ortspfarrer geworden war, in's Leben gerufen, und fand rege Betheiligung. Mancher, dem man es nicht zugetraut hätte, entsagte dem Branntwein; aber das höchste Erstaunen rief es in der ganzen Gemeinde hervor, als sich Johannes zum Vereine meldete. Treulich hielt er das Probejahr aus; treulich widerstand er allen Versuchungen; das Wort Gottes hatte an seiner Seele gearbeitet; in ihm fand er den Halt, wenn die Versuchung an ihn herantrat; in ihm den Trost, als ihm in dieser Zeit seine liebe Frau plötzlich dahinstarb.

Jahre vergingen. — Der Mann hielt sich prächtig. Sein Hauswesen gedieh; die Schäden, welche die böse Zeit gerissen, waren wieder aus-

gebessert. Man sah an ihm in der Gemeinde in die Höhe als an einem ganzen Manne. Im Mäßigkeitsverein war er in den Vorstand gewählt worden. Weil aber sein Hauswesen ohne Hausfrau nicht so seine Bedeutung hatte, wie er es wünschte, heirathete er noch einmal.

Es war eine ordentliche Frau, fleißig und umsichtig, und gut gegen die Kinder aus erster Ehe. Aber eines konnte sie nicht begreifen, daß ihr Mann sich gänzlich vom Genuß des Branntweins fern hielt. Je dann und wann einmal ein Gläschen trinken zur Kirmes oder beim Schlachten, oder wenn der Mann saure Arbeit gethan, schien ihr so selbstverständlich, daß sie ihrem Manne, wenn er sich entschieden weigerte, auch dieses zu thun, gram sein konnte. Ein richtiger Mann müsse, meinte sie, auch dies können.

Er hatte sie immer mit aller Ruhe abgewiesen, und sie wohl hingewiesen auf seine böse Zeit, die sie ja auch kannte.

„Ach," meinte sie dann, „so weit braucht's ja nicht zu kommen; ein rechter Mann muß in allen Dingen Maß halten können."

Er aber pflegte dann zu entgegnen: „Man soll dem Bösen auch nicht den kleinen Finger reichen."

Nun waren beide einmal zu Gaste geladen, und bei der Mahlzeit wurde Branntwein herumgereicht. Als Johannes, ohne zu trinken, das Glas weiter gab, erhob sich ein Sturm des Unwillens. Es hieße doch die Hausfrau verachten, wenn er ihr nicht Bescheid thut. Und seine Frau war es insonderheit, die ihm arg zusetzte.

Da endlich, von allen Seiten gedrängt, ihnen doch nun den Willen zu thun, und wenn er nicht trinken wollte, doch nur ein wenig zu nippen, griff er zu und trank — und trank weiter, und trunken legte man ihn auf's Lager.

Und von da an geschah etwas, was alle mit Entsetzen erfüllte. Der Bauer trank Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend. Eine Zeitlang schien es, als könnte die Frau das Hauswesen noch erhalten, bald aber zog das Elend mit Macht in's Haus ein. Ein Acker nach dem andern wurde vertrunken, eine Wiese nach der andern. Die heranwachsenden Kinder verließen das elterliche Haus; die Frau, als sie sah, daß alle ihre Arbeit und Sorgen den Zusammenbruch nicht aufhalten konnten, siechte je mehr und mehr dahin. Schwerer als das äußere Elend, das sie überall um sich sah, lastete auf ihr der Vorwurf, den sie sich täglich machte, daß sie es vornehmlich gewesen, die ihren Mann zu diesem wüsten Leben verleitet habe. Sie starb bald, und trunken wankte der Mann hinter dem Sarge seines Weibes her.

Und Vieh und Haus und Hof vertrank er, ein Bettler zog er von dannen, und der vorher ein angesehener Bauer gewesen, war froh, wenn ihm mildthätige Hände ein Almosen reichten. Im Elend ist er verkommen, und ist da wahr geworden des Herrn Wort: Wenn der unsaubere Geist vom Menschen ausgefahren ist; so durchwandelt er dürre Stätte, suchet Ruhe und findet ihrer nicht. Da spricht er dann: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Und wenn er kommt, so findet er es müßig, gekehrt und geschmückt. So geht er hin und nimmt zu sich sieben andere Geister, die ärger sind, denn er selbst; und wenn sie hineinkommen, wohnen sie allda; und wird mit demselben Menschen hernach ärger, denn es vorher war. Matth. 12, 43—45. (Nachbar.)

Wie deutlich zu machen, was man lehrt.

Belehren schließt in sich: einen Lehrer, einen Schüler und eine Lektion. Es muß Jemand da sein, der lehrt, Jemand, der lernt, und Etwas, das der Lehrer dem Schüler beibringen will. Hier hat der Schüler aufmerksam zu sein, der Lehrer muß seinen Gegenstand deutlich machen, und beide müssen zusammenwirken, damit was der Eine lehrt, des Andern Geistes Eigenthum werde. Und nun betrachten wir einmal die Frage: „Wie kann der Lehrer einen Lehr-Gegenstand dem Schüler verständlich machen?"

Vor Allem muß der Lehrer über seinen Gegenstand sich selbst klar sein. Er wird bei Leibe nicht im Stande sein, einem Andern das klar zu machen, über dessen wahre Bedeutung oder praktischen Werth er selbst im Zweifel ist. Ist diese Bedingung aber vorhanden, dann hat er sein Augenmerk ausschließlich darauf zu richten, daß seinem Schüler die Wahrheit klar, begreiflich werde. Es kommt dabei nicht in Frage, ob dieß das Wichtigste in der Welt ist oder nicht; es ist genug, daß er es lehren soll. Und um die Sache klar zu machen, muß er auch während der ganzen Zeit eben dieses Ziel vor Augen behalten.

Es ist weiter erforderlich, ein Verständniß für des Schülers Fähigkeiten zu haben. Die Wahrheit, über welche sich der Lehrer schon klar ist, soll dem Verständniß des Schülers beigebracht werden und zu diesem Zweck muß dieselbe so geschildert, illustrirt und angewendet werden, daß sie verständlich ist — nicht dem nur, der schon die Ueberzeugung hat, sondern dem, welcher sie erst sucht. Da kommt es nun wieder nicht darauf an, ob die Auseinandersetzung die Lehre dem Schüler klar machen sollte, sondern ob sie klar

macht; noch auch, ob jener Schüler begreifen würde, sondern ob dieser Schüler begreift. Der Lehrer hat sich deshalb an Stelle seines Schülers zu denken. Sind mehrere Schüler, die auf einmal zur selben Zeit unterrichtet werden sollen, so hat sich der Lehrer nach demjenigen zu richten, der am schwersten lernt, langsam begreift. Denn versteht ihn dieser, dann darf er es sicher überzeugt sein von den Begabteren; während andererseits die Schwächeren nicht nothwendiger- oder natürlicherweise auch fassen werden, was einem höheren Grad begreiflich gemacht worden ist.

Die Worte, die bei einer Erklärung gebraucht werden, sollte der Schüler nothwendig verstehen können; sind sie aber neu für ihn, dann müssen sie ihm erklärt werden. — Kinder müssen natürlich in einer Weise unterrichtet werden, die für den Kreis ihres Verständnisses paßt. — Einen Schüler, der nur langsam begreift, soll man auch langsam unterrichten und Geduld mit ihm haben. Es macht dabei gar nichts aus, wie lang es nimmt, um dem Einen die Sache klar zu machen; es macht nichts, wenn man's anders probiren und wiederholt sagen muß. Ausdauer bringt zum Ziel.

Illustration ist ein gutes Hilfsmittel, wenn zweckmäßig angewandt. Darunter sind aber nicht nothwendig „passende Geschichten" verstanden; diese dienen meist mehr dazu zu fesseln und Eindrücke zu machen, anstatt Klarheit, Licht über die Lehre zu verbreiten. Eine Erzählung, die nicht eine Illustration gerade dieser Lehre ist, wird des Schülers Sinn zerstreuen und zur Erklärung wenigstens nichts beitragen. Zeigen, wie eine Sache, die der Schüler bis jetzt nicht versteht, gleich ist einer ihm ganz bekannten und gewöhnlichen, — das heißt „illustriren".

Da ist z. B. der Text: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; denn was der Mensch säet, das wird er ernten." Illustrire ihn, indem du erzählst, wie es einem Knaben passirte, daß er Mohnsamen statt Rettigsamen in seinen Garten pflanzte und verwundert darüber war, daß statt der Rettige Mohn hervorkam. Oder wie von zwei Knaben, wovon der Eine fleißig studirte und der Andere faulenzte, dieser auch in seinem späteren Leben nichts Nützliches leisten konnte, während jener seinen Platz als Mann füllte und Tüchtiges leistete.

Dr. Dowling hat gezeigt, wie durch ein einfaches Bild der scheinbare Widerspruch in der paulinischen Lehre von dem „Seligwerden durch den Glauben" und dem „Seligwerden aus Gnaden" zu lösen ist. Das Bild ist das eines Mannes, der über Bord eines fahrenden Dampfers fällt. Der Capitän befiehlt zu halten, ein Boot wird herabgelassen, ein Tau dem mit den Wellen Ringenden zugeworfen; der Mann erhascht das Seil und wird gerettet; gerettet durch die Freundlichkeit des Capitäns, aber auch durch das persönliche Ergreifen des zugeworfenen Rettungsseiles.

Auch das Auge des Schülers soll zu diesem Zweck beschäftigt werden. Karten, Bilder und andere Hilfsmittel sind gut am Platz. Nützlich ist die Wandtafel, ein Stück Papier und Bleistift.

Deutlichkeit ist jedoch nicht Alles, was zum Lehren gehört. Es giebt viele andere Dinge, die an ihrem Platze noch wichtiger sein mögen; aber dieses muß vor Allem beachtet und befolgt werden, wenn du ein Lehrer werden willst. Wie zu machen, ist für dich von größter Wichtigkeit.

Aus der Zeit und für die Zeit.

Wohin die amerikanische Politik treibt. Nie hat das Volk der Vereinigten Staaten so wenig Interesse an der Präsidentenwahl dargelegt als dieses Jahr, obwohl die politischen Parteien in nächster Zukunft die Candidaten ernennen werden und nächstes Spätjahr das Volk zu wählen hat.

Woher kommt denn diese Schlafsucht, was ist der Grund dieser Interesselosigkeit, weßhalb spricht man denn nicht von der Präsidentenwahl, was ist die Ursache?

Antwort: Das Volk glaubt, es lägen keine großen Fragen zur Entscheidung vor. Die Sklaverei- und Staatrechtsfrage sei beigelegt, sowie auch andere Fragen. Keine der beiden großen politischen Parteien aber habe ganz ernstlich und entschieden Schutzzoll oder Nichtschutzzoll, Prohibition oder Nichtprohibition, oder irgend eine andere brennende Frage auf das Banner geschrieben, sondern diese Parteien bestrebten sich nur den Parteisieg zu gewinnen, und es sei im Grunde so ziemlich einerlei, wem dieser zufalle.

Also spricht das Volk und hat darin in vielen Stücken Recht, obwohl demjenigen, welcher tiefer denkt, um sich blickt und die Zukunft mit ihren Möglichkeiten beschaut, es nicht ganz einerlei sein wird, wer die Bundesgewalt in Händen hat.

Absehend von allem Partei-Interesse muß die gegenwärtige politische Stimmung als eine geradezu bedenkliche erklärt werden, denn sie ist das Symptom eines Uebels und wird andererseits, sollte sich diese Stimmung immer mehr steigern, das Uebel noch vermehren.

Das Uebel heißt: Professionspolitiker. Der Umstand, daß schon längere Zeit keine großen Entscheidungsfragen vor's Volk gebracht worden sind, hat in unserer Zeit zahlreicher als je jene Klasse

Leute erzeugt, welche von den öffentlichen Aemtern, von der Politik leben. Sie haben im Ganzen wenige oder keine politische Grundsätze; ihr Handwerk ist die Wahl, der Wahlkampf und das öffentliche Amt. Sie suchen zuerst das Stadtviertel (die Ward), dann die Stadt, von dieser aus das County und endlich den Staat zu beeinflussen. Zu diesem Zwecke wird der sogenannte „Wardring" formirt, welcher die Ernennungen zu den politischen Conventionen macht und der in Staats- und Bundeswahlen eine viel größere Rolle spielt, als die meisten Menschen glauben. Dieser „Wardring" ist die Triebfeder der ganzen Maschinerie unserer Professions-Politiker, denn diese politischen Stadtviertel-Combinationen sind es, welche, unter sich wiederum verbunden, auf Conventionen die Staats- und Bundeswahlen entscheiden und nicht selten den Ausschlag geben.

Die große amerikanische Nation ist also, trotz ihrer ausgezeichneten Verfassung, thatsächlich, soweit die Wahlen in Betracht kommen, in den Händen von Leuten, die aus der Politik ein Gewerbe machen und davon leben, ohne strenge politische Grundsätze zu haben. Das Volk aber sagt — es ist keine große Frage zu entscheiden und läßt die Politiker machen, wodurch das Uebel immer größer und endlich unheilbar wird. Dahin treiben wir.

Der Lebenslauf des Rev. John S. Inskip, welcher am 7. März dieses Jahres selig entschlafen ist, beweist, was ein Mensch auszurichten vermag, wenn er sein Temperament von Gottes Geist ganz durchdringen und in Besitz nehmen läßt. Daß der Verstorbene Temperament im vollsten Sinne des Wortes besaß, wer wollte dies leugnen! Und zwar Temperament, welches unter Umständen hätte gefährlich werden können. Diese kurze gedrungene Gestalt mit dem festgebauten Nacken und dem ungewöhnlichen Kopfe — diese ganze Erscheinung zeugte von unbeugsam-energischem Willen und ungewöhnlicher Kraft, welche auf das Böse gerichtet, eine furchtbare Macht werden konnten. Diese blitzenden Augen verriethen den Feuergeist, der zugleich befähigt war weitausgehende Pläne zu entwerfen und auszuführen. Dieses ganze mächtige Temperament stellte Inskip unter den völligen und fortwährenden Einfluß des heiligen Geistes und leistete deshalb wirklich Außerordentliches im Reiche Gottes. Seine ganze, fast unerschöpfliche Riesenkraft stellte dieser Mann in ihrer Ungetheiltheit und im Gottgeweihtsein dem Evangelium zur Verfügung und erfüllte den Erdkreis vom Ruhme des Herrn, in dessen Dienst er stand. Das natürliche Feuer seines Geistes ward nicht ausgelöscht durch die Gnade, loderte aber auf Gottes Altar und seine große Befähigung zur Entwerfung und Vollstreckung tiefgreifender Pläne gehörte dem Heile seiner Mitmenschen. Schon eine Reihe von Jahren hatte sich Rev. Inskip der Evangelistenarbeit und in derselben der Lehre von der völligen Heiligung des Herzens und Lebens gewidmet, und zwar mit derselben Energie und dem gleichen Erfolge, die sein ganzes Leben kennzeichnen. Solch' ein Menschenleben kann nicht spurlos vorübergehen, sondern muß reiche Früchte tragen; es ist eine Saat für die Ewigkeit und kann uns lehren, wie auch wir, wenn vielleicht auch nicht in gleichem Grade, Spuren im Sand der Zeit lassen können, „Spuren, die vielleicht ein anderer, ein verlassener, armer Wanderer sieht und fasset frischen Muth."

Heine-Humbug. Schon Jahre lang wurde angekündigt, daß das größte Vermächtniß dieses großmächtigen Dichters, Weltweisen und Spötters noch kommen werde — nämlich seine Memoiren, die Denkwürdigkeiten seines Lebens. Die würden die Welt in Staunen setzen durch ihre Enthüllungen, durch die darin entfaltete ungeheure Weisheit, die alles übertreffende Schärfe der Auffassung u. s. w. Kurz, man bereitete die Welt auf ein literarisches Wunder vor. Endlich — nachdem ein großer Theil der Menschheit auf's Aeußerste gespannt war, öffneten die Erben den Wunderkasten — um eine große Hand voll Geld, die ein gieriger Buchhändler bezahlen mußte, und das Wunderding kam heraus! Es sind Denkwürdigkeiten bis zu **Heine's** 16. Jahr! Wir quälten uns pflichtmäßig durch's erste Kapitel des uns zugesandten Buches hindurch und warfen dann das kindische Zeug in die Ecke. Und es nimmt uns gar nicht Wunder, daß ein Berliner Journal auf diese Denkwürdigkeiten hin spottweise ein Memoir Heine's vom 1.—16. Tage in folgender Weise publizirt:

„O, wir armen Erdentsproff'nen
Sind im Sklaventhum verloren!
Ja, in unsern Windeln hat uns
Knechtessinn schon bei den Ohren!

Wollte heut' mich von dem Drucke
Läst'gen Wickelzeugs befreien,
Und begann mit der Trompeten-
Stimme freien Muth's zu schreien.

Schrie, daß fast das Haus erbebte,
Konnten All' sich kaum noch fassen,
Und ich — Feigling hab' durch süße
Milch mich dann besänft'gen lassen!"

Dieser Heine-Humbug hat nachgerade lange genug gedauert und wir sind es bis zum Ueberdruß satt immer wieder von seiner übermenschlichen Weisheit zu hören, die doch nirgends zu finden ist. Er war, das nimmt ihm Niemand, ein formgewandter Lyriker, wohl nach Göthe der gewandteste deutsche Lyriker, und hat als solcher manche prächtige Sachen, aber auch zelotischen Unflath gedichtet. Er zeigt in seinen prosaischen Schriften fesselnde, feine Darstellungsgabe und viel Witz, den er aber fast immer zur Verhöhnung seines deutschen Vaterlandes ausläßt. — Damit aber ist seine literarische Größe gezeichnet. Alles andere über seinen „himmlischen Genius" ist eitel Humbug; der größte Heine-Humbug aber sind seine Denkwürdigkeiten bis zum 16. Jahr. Sie sehen einer schwindelmäßigen **Geldprellerei** ähnlicher als einem literarischen Werke.

Todesangst muß die evangelische Partei der Landeskirche in Deutschland vor allen Missionsunternehmungen auf deutschem Boden haben, die vom Ausland unterstützt werden. Sind es auch Deutsche, ächte Vollblutdeutsche, die aus Liebe zum deutschen Volke sich der Evangelisirung desselben widmen, so heißt es doch „hinaus mit ihnen", sobald nebst Geld

zur Unterstützung des Werkes auch einige Ideen aus England kommen. Sektirerei schreit man; s' ist nicht Deutsch stimmen andere ein; Deutsch, sind wir, und Deutsch wollen wir bleiben.

Wenn man dieses wahrhaft lächerliche Geschrei in deutschen Zeitschriften für innere Mission liest, so frägt man sich, ob, wenn der Apostel Paulus oder der Herr Jesus selbst vom Himmel käme, um solchen Leuten der inneren Mission zu Hilfe zu kommen, diese Herren nicht auch rufen würden — „aber das ist ja nicht Deutsch!"

Mögen die sittlichen Zustände noch so faul, mag die Gottlosigkeit der Menge noch so groß sein, mögen Tausende täglich in den Abgrund sinken, so wollen viele dieser deutschen Männer der innern Mission in Deutschland doch keinerlei Hilfe vom Ausland. Ihre Parole heißt: deutsch—deutsch—deutsch, wenn auch das deutsche Volk von Jahr zu Jahr mehr und mehr entchristlicht wird.

Und doch könnten sie von dem praktischen Christenthum der Engländer und Amerikaner gar manches lernen, wie es z. B. Dr. Hagenbach längst schon ausgesprochen, indem er Band II. S. 400 sagt: „Wo es sich darum handelt, nicht eine streng wissenschaftliche Ueberzeugung hervorzurufen, sondern das, wovon man so oder so überzeugt ist, ins Leben zu setzen, großartige Vereine zu gründen, schnelle energische Entschlüsse zu fassen, Geldmittel aufzubringen und über Länder und Meere hin eine reiche, nachhaltige Wirksamkeit zu entfalten, ja da ist der englische Weltverstand recht an seinem Platze, und da mag denn der deutsche allerdings mit all seiner metaphysischen Klügelei lernen, daß es im Reiche Gottes nicht allein auf Kantische und Hegelsche Systeme ankomme, sondern auf tüchtige hilfreiche Kräfte. Was wir in dieser Beziehung bereits haben auf dem Continente, das haben wir größtentheils von England aus."

Aber die deutschen Helden der innern Mission haben sich bis an die Zähne gegen alles bewaffnet, was englisch riecht—und ihr Volk geht zu Grunde.

Da hat z. B. schon seit mehreren Jahren ein Herr Namens Rohrbach eine Mission in Berlin begonnen — draußen in Moabit, wo aus 40,000 Menschenkinder kaum 4000 je zur Kirche gehen. Herr Rohrbach ist, wie schon sein Name sagt, ein Deutscher, hat aber, wenn wir nicht irren, in England gelebt und ist deßhalb nach deutschen Begriffen vom englischen Sektengeist erfüllt. Auch ist es seine Ansicht, daß nur Erwachsene getauft werden sollten, welche Ansicht er jedoch nicht predigt, noch Jemand aufdrängt. Er will eine Kapelle in Moabit erbauen und wird von England aus unterstützt. Darüber gehen nun die deutschen Blätter der inneren Mission ins Zeug, als ob ein Raubthier in die Herde gebrochen sei.

Es ist ein ganz jämmerlicher Kleinkrämergeist, der manche aus der evangelischen Partei in Deutschland gefangen genommen hat, und welchem gegenüber die englisch-amerikanische Weitherzigkeit sich ächt evangelisch ausnimmt. Da kommen z. B. die deutschen Brüder von Deutschland herüber, um unter den Einwanderern zu arbeiten. Kein Amerikaner schilt sie Sonderlinge, Niemand legt diesen Boten etwas in den Weg, Jedermann ist froh, wenn sie nur Evangelium predigen, und auch dann, wenn sie in Einzelheiten von der Lehre der großen amerikanischen Kirchen abweichen. Stiften diese deutsche Boten oder ihre Nachkommen Gemeinden, die aus englisch sprechenden Mitgliedern bestehen, und zwar ganz nach ihren Anschauungen, Grundsätzen und ihrem Kirchenregiment gemäß, so erhebt wiederum keine Seele Einspruch, sondern Jedermann ist froh, so nur Menschen selig werden.

Aber drüben im alten Vaterlande ist der Kleinkrämergeist, die Bigotterie so groß, daß zu befürchten steht, die kürzlich begonnene Arbeit der evangelischen Partei laufe eben auch wieder auf nichts anderes hinaus als auf eine Pastorenkirche, durch welche das Volk nimmermehr erreicht wird.

Frauenzeitung.

Die Nähnadel, nächst Pflug und Schwert das wichtigste Werkzeug im menschlichen Haushalt, das vorzugsweise von der Frau geführte und wohl auch von ihr erfundene bescheidene Arbeitsgeräth, das in seiner gegenwärtigen Gestalt einen Triumph der modernen Technik bedeutet, wird im Juli 1884 den Gegenstand einer internationalen Specialausstellung im sydenhamer Krystallpalast abgeben. Alles, was in der weiten Welt auf den Namen Nadel und Nähapparat Anspruch hat, wird hier in noch nie dagewesener Vollständigkeit vertreten sein, von der primitiven Fischgrätennadel der Pfahlbäuerin bis zu der Riesennadel, welche unter dem Druck einer dreißig-pferdekräftigen Dampfmaschine handhohe Lederschichten spielend zu Treibriemen zusammenheftet. Zu den größten Curiositäten der Ausstellung wird die der Königin Victoria gewidmete, in der berühmten Fabrik zu Reddich angefertigte Nadel gehören, auf der spiralförmig Scenen aus dem Leben der Herrscherin in erhabener Arbeit, selbstverständlich so zart dargestellt sind, daß sie nur durch die Lupe ersichtlich werden. Damit noch nicht genug, ist diese Trajanssäule en miniature auch zum Oeffnen eingerichtet. Sie enthält in ihrem Innern eine Anzahl mikroskopisch schlanker Nadeln, die ebenfalls mit Scenen in erhabener Arbeit geziert sind. Vielleicht noch größere Anziehungskraft wird die Kaiser-Wilhelm-Nadel ausüben. Als der greise Monarch vor einigen Jahren die Nadelfabrik in Kreuznach besuchte, wurden ihm superfeine Nadeln vorgelegt, von denen tausend zusammen keine Unze wiegen. Als er sich darüber wunderte, wie so zarte Gegenstände mit einem Oehr durchbohrt werden könnten, erbat sich der Arbeiter, dem die Ausführung der feinsten Lochung obliegt, ein Haar von dem Silberhaupt des Kaisers. Nachdem er das Ge-

wünschte empfangen, bohrte er mit der größten Sorgfalt in das Haar ein Oehr, zog einen Faden durch dasselbe und überreichte die eigenthümliche Nadel dem erstaunten Monarchen. Die Leserin, welche eine Nadel einfädelt, ahnt nur in seltensten Fällen, daß die gering geachtete Nadel ein Meisterstück der Technik, sowie das einfachste und zugleich vollkommenste und billigste Werkzeug ist, welches der Mensch geschaffen hat.

Die Ehen deutscher Edelleute mit reichen Amerikanerinnen werden offenbar nicht im Himmel geschlossen. Wie aus einem amtlichen Bericht des Consuls der Ver. Staaten in Krefeld hervorgeht, sind von den in den letzten Jahren zu Stande gekommenen Ehebündnissen dieser Art nicht weniger als 32 durch gerichtliche und freiwillige Scheidung sowie durch böswilliges Verlassen getrennt worden. Es ist jedenfalls eine eigenthümliche Erscheinung, daß derartige sociale Symptome zum Gegenstand consularischer Berichterstattung gemacht werden. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß Ehen dieser Kategorie mit unglücklichem Ausgang so häufig vorkommen, daß Amerikaner selbst darin eine förmliche Gefahr für die Gesellschaft erblicken und durch Aufstellung officieller Warnungstafeln die titelsüchtigen Töchter des Landes von der Eingehung von Heirathen abschrecken möchten, welche von vornherein den Keim der Auflösung in sich tragen. Es sind jedoch selbstverständlich nicht bloß verarmte deutsche Edelleute, welche ihr verblaßtes Wappen mit den Dollars amerikanischer Erbinnen, die nach einem Titel lüstern sind, auffrischen. Ihre englischen, französischen, spanischen, italienischen und russischen Standesgenossen legen in dieser Beziehung eine nicht geringere Beflissenheit an den Tag. Die Mißheirathen des speculativen europäischen Blaublutes mit stammbaumlosen, aber geldstrotzenden Töchtern aus dem Dollarlande sind heutzutage nicht weniger zahlreich als dessen „unstandesgemäße" Verbindungen mit hübschen Priesterinnen der singenden, springenden und recitirenden Musen. Bei Ehen der letztern Kategorie hat indeß fast immer, was ihnen zur Ehre gereicht, der bekannte kleine blinde Gott seine Hand im Spiele, während bei erstern der volle Geldsack allein den Köder bildet, auf den der aristokratische Brautwerber anbeißt.

Unter den in jüngster Zeit von amerikanischen Frauen erfundenen Maschinen zählt man: eine Spinnmaschine, welche gleichzeitig 12 bis 40 Fäden liefert, einen Radwebstuhl, welcher die dreifache Arbeit gewöhnlicher Webstühle leistet, den sogen. Vulkan, einen Schmelzapparat für Metalle, eine verbesserte Sägemaschine, einen neuartigen Cylindrirer für Tuche, einen Schraubenkrahn für Dampfschiffe, eine Maschine zum Abwägen und zur Zutheilung der Wolle je nach Bedarf des Webstuhls, einen Funkenfänger für Locomotiven, ein neues Alarmsignal für Straßenbahnen, eine Schreibmaschine ꝛc. abgesehen von sonstigen Erfindungen im Schulfach und für den Hausbedarf, ferner Verbesserungen des Eisenbahnmaterials, der Nähmaschinen, der Ventilation, der Wasserversorgung auf weite Strecken und sonstiger nützlicher Dinge. Besonders erwähnt sei noch: das submarine Teleskop, mittelst welchem man die größten Schiffe unter Wasser untersuchen kann, ohne erst mit großen Auslagen das Trockendock zu benützen. Erfinderin ist Frau Mather, deren Tochter dieses Instrument noch bedeutend verbesserte. Die bekannte Straßenkehrmaschine „Heureka" ist die Erfindung einer Dame aus Hoboken, welche über die Beschmutzung ihres Kleides aufgebracht, sich hinsetzte und den rücksichtslosen Straßenkehrern ihr Handwerk legte. Eine Frau E. Walton nahm unlängst ein Patent für Nord Amerika und England auf ihren alle ähnlichen Vorrichtungen übertreffenden Apparat, welcher den Rauch und den Staub der Eisenbahnen verzehrt und die schädlichen, übelriechenden Dünste in Fabrikgebäuden beseitigt. Die Bildhauerin Harriet Hosmer ist nicht nur als Künstlerin, sondern auch als Erfinderin berühmt, denn sie erfand ein Verfahren, aus Kalkstein eine Marmorimitation herzustellen, welche den schönsten antiken Marmorsorten gleicht. Ihre kostbarste Erfindung ist jedoch die permanente Magnetnadel als Motor, welche von den Mechanikern sehr gepriesen wird. Freilich hat diese Erfindung 45 Jahre Studium und so viele Experimente erfordert, daß die Erfinderin darüber zu heirathen vergaß und noch immer als „Miß" Hosmer zeichnet. Es fragt sich daher, ob ein deutsches Mädchen eine solche Ausdauer haben, oder ob sie nicht lieber die ihr innewohnende „magnetische Anziehungskraft" als Motor in anderer Weise verwerthen würde, als dies Miß Hosmer gethan. Wie dem auch sei, so müssen wir doch nach allen oben angeführten Beispielen jene Frauen loben, welche sich um Fortschritt und Industrie verdient zu machen wußten, anstatt, wie viele ihrer Colleginnen, entweder in Unthätigkeit zu verharren oder in öffentlichen Versammlungen mit hochtrabenden Worten die „Rechte der Frauen" zu vertheidigen, die sie zu Hause oft nur zu gut zu handhaben verstehen.

Es sind wieder mehrere neue Gebiete zu verzeichnen, von welchen die Frauenthätigkeit Besitz ergreift. Allerdings sind davon vorläufig nur bescheidene Anfänge zu berichten, aber der Anfang ist gemacht und den Strebenden sind neue Bahnen geöffnet. So hat vor allem der Geschäftsreisende seine weibliche Concurrentin gefunden. Paris kennt seit lange die Platzagentin, die mit allerhand Proben und Mustern von Frauenartikeln bei den Commissionären erscheint, um Bestellungen zu erwirken. Die Fabrikanten, welche sich dieser weiblichen Musterreiterinnen bedienen, sind mit den Erfolgen derselben zufrieden, denn die Anpreisungen aus öfters hübschem und allezeit beredtem Mund, verstärkt durch das dem schönen Geschlecht angeborne einschmeichelnde Wesen, erweisen sich selbst kalt berechnenden Geschäftsmännern gegenüber in der Regel viel wirksamer als die professionelle Aufdringlichkeit und übersprudelnde Suada der männlichen Stadtreisenden oder Musterhausirer. In Amerika sind nunmehr auch Commis-voyageuses im großen Styl aufgetreten, denen der Reiz der Neuheit einstweilen so große Erfolge in ihrem Berufskreise verschafft, daß viele junge Damen sich anschicken, die Laufbahn des Musterkoffers zu ergreifen. Bei dem Entgegenkommen, dessen sich das schöne Geschlecht seiten der amerikanischen Männerwelt erfreut, ist es ganz natürlich, daß dort die weiblichen Geschäftsreisenden, wenn sie überhaupt für das Fach die entsprechenden

Eigenschaften besitzen, viele Waaren an den Mann bringen und, da sie nach dem von ihnen bewirkten Absatz honorirt werden, ganz hübsche Summen verdienen. Miß Ella Green, die für ein Modewaarengeschäft in St. Louis reist, bringt es zu einem reinen Jahreseinkommen von $3,000. Nicht geringer ist das Einkommen einer in Pelzwaaren reisenden Wittwe, welche nach dem Tode ihres Mannes entschlossen dessen Geschäft auf eigene Rechnung weiterführte. — Die erste Ingenieurin Röbling, welche ihrem erkrankten Gatten in vortrefflicher Weise beim Bau der New York-Brooklyner Riesenbrücke als technische Mitarbeiterin jahrelang zur Seite stand, hat ein Gegenstück in der ersten Architektin Mrs. Laura White, einer geborenen Amerikanerin, gefunden, welche die Pariser Ecole des beaux arts absolvirt hat und in einer der ersten Pariser Bauateliers mit der Ausarbeitung architektonischer Entwürfe beschäftigt ist. Sie hat übrigens mehrere Berufsgenossinnen, welche in Pariser Ateliers als Zeichnerinnen und in andern höhern Posten thätig sind. Die prächtigen Tischlerarbeiten in der Mairie von Passy wurden nach den Zeichnungen und unter der Leitung der Mlle. Langlois ausgeführt, welche sich in Paris eines vorzüglichen Rufes als Specialität im Fache der ornamentalen und monumentalen Holzarbeit erfreut.

Die nachweisbar älteste Frau lebt nach dem Pariser „Temps" in dem Dorf Auberive en Royans. Sie heißt Marie Girard und wurde am 18. März 1761 geboren und steht demnach in ihrem hundert und dreiundzwanzigsten Jahr. Sie wurde mit fünfundzwanzig Jahren Wittwe und hat sich nie wieder verheirathet, obgleich es ihr in den seitdem verflossenen sechsundneunzig Jahren keineswegs an Freiern gefehlt hat. Leider ist das im Departement Haute Marne befindliche ziemlich abgelegene Dorf Auberive ohne namhafte Zeitung, so daß diese älteste Frau der Welt und ihr Erinnerungsvermögen, welches für die Zeitungen der in Beziehung auf Presse verwöhntesten Länder und Städte so unbezahlbar wäre, ihr langwieriges Dasein ohne jeden Zweck dahinschleppt.

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Nervenfieber (Typhus). Kennzeichen: Anfangs Uebelbefinden, Kopfschmerz und Schwindel. Die Haut ist mit einem übelriechenden, klebrigen Schweiß bedeckt, es können auch Lungenblutungen und catarrhalische Beschwerden aller Grade stattfinden. Der Kranke empfindet weniger, zeigt sich theilnahmlos, gleichgiltig, ist wortkarg, dabei matt und kraftlos, hat viel Kopfschmerz, Fieber und Hitze, welches besonders gegen Abend stärker ist; abwechselnd Frost und Hitze, besonders Frieren den Rücken herunter; im Schlaf viel träumen und reden; häufiges Schlafen am Tage, in der Nacht Unruhe und Schlaflosigkeit. Der Appetit fehlt, der Puls ist sehr schnell. Die Zunge ist dick belegt, rissig, braun, oft gestreift oder im Anfang ganz roth. Meist ist schmerzloser Durchfall oder hartnäckige Verstopfung vorhanden.

Ursache: Ansteckung von Typhuskranken, schlechte Luft, schlechte Nahrungsmittel, kalte oder trockene Sommer, nasse Winter, Nachtwachen, körperliche und geistige Anstrengungen. Junge kräftige Personen sind zum Typhus mehr geneigt. Hat Jemand die Krankheit einmal überstanden, so wird er selten zum zweiten Mal davon befallen; nur am Anfang der Genesung ist eine Disposition zu Rückfällen vorhanden.

Behandlung: Der Laie unternehme die Behandlung des Typhuskranken nicht, sondern man schicke nach einem erfahrenen Arzt. Man gebe dem Kranken ein geräumiges sonniges Zimmer, so weit als möglich von der Straße enfernt; man sorge für Ruhe, beschränke die Nahrung, gebe leicht verdauliche Speisen, als da sind: Milchsuppen, Beeftea; ist der Kranke zur Verstopfung geneigt, so gebe man ihm süßgebackene Aepfel, mit Milch gekochte Zwetschen oder ein Stück Orangen; frisches kaltes Wasser zum Trinken, oder das Wasser von geröstetem Brod, ja nicht zu viel auf einmal, lieber öfter. Feste Nahrung darf nicht eher gegeben werden, als bis die Zunge ganz rein erscheint. Bei Genesung, die etwa in der dritten Woche erfolgt, gebe man dem Kranken zwei frischgekochte Eier, die nicht länger als zwei Minuten kochen dürfen; ein wenig Fleischbrühe, ein junges Hühnchen, ein wenig Gemüse, aber viel gekochte Milch. Man nimmt zwei Drittheile Wasser, läßt Milch und Wasser blos ein Mal aufkochen, streut einige Körner Salz hinein und stellt es weg zum Gebrauch, man hält es warm und der Kranke trinkt es mit der größten Begierde. Wein gebe man nur solchen, welche die Krankheit wirklich überstanden haben. Bei großer Schlaflosigkeit, Unruhe, Delirien mache man Ueberschläge von kaltem Wasser. Bei häufigem Stuhlgang mache man warme wollene Umschläge auf den Magen und Unterleib. Alle Geschirre und Kleider, die der Kranke braucht, müssen erwärmt werden. Die größte Reinlichkeit ist dringend nothwendig und wenn der Kranke viel schwitzt, muß man ihn alle Tage abreiben mit einem weichen Schwamm, etwas warmes Wasser und zwei Eßlöffel voll Alcohol. Alle unreinen Kleider und Geschirre müssen gleich entfernt werden, und während der Kranke abgerieben wird, muß er in eine warme wollene Bettdecke gehüllt und das Zimmer gut durchwärmt werden, dann ziehe man ihm geschwind wieder warme Unterkleider an, mache sein Bett zurecht und decke ihn zu und lasse nach und nach das Zimmer wieder abkühlen. Nie halte man das Krankenzimmer zu warm und mache dasselbe zum Besuchszimmer. Sind Krankenwärter in der Nacht nöthig, so nehme

man nur eine Person zur Zeit, da bei gefährlichen Typhuskranken nicht gesprochen werden darf, sondern die größte Ruhe stattfinden muß.

Bewegung im Freien. Es ist zu bedauern, daß die Frauen nicht mehr und längere Spaziergänge in der freien Luft machen, weil keine andere Bewegung für die Gesundheit zuträglicher ist. Die Bewegung im Hause kann erstere nicht ersetzen, weil die Luft im Zimmer nicht so rein ist und der beschränkte Raum eine freie Thätigkeit der Muskeln nicht gestattet. Eine Frau, welche bei der täglichen Routine der Haushaltarbeiten fast beständig auf den Füßen ist, ermüdet bald beim Gehen im Freien, und die Frau, welche selbst weite Spaziergänge nicht ermatten, findet die verschiedenen Verrichtungen im Hause anstrengend. Einer Freundin, die kürzlich einen hervorragenden Arzt wegen eines chronischen Halsleidens um Rath fragte, wurde als der wichtigste Theil der Vorschriften gesagt, daß sie „einfache, nahrhafte Speisen genießen und lange Spaziergänge im Freien machen sollte." Dies geschah, weil der Arzt der Ansicht war, daß eine allgemeine Besserung ihres Gesundheitszustandes dem lokalen Leiden bald ein Ende machen würde. So ist es mit der großen Mehrzahl der lokalen Leiden, sie hängen vom allgemeinen Gesundheitszustand ab. Der Arzt verschreibt meistens etwas zur Stärkung. Die besten Stärkungsmittel sind frische Luft und Bewegung, ohne diese sind alle anderen Mittel von geringem Nutzen.

Frauen leiden selbst im Sommer viel von kalten Füßen. Gehen ist das beste Mittel zur Beseitigung oder Verhinderung dieses unangenehmen Uebels; nicht bloßes Herumschlendern, sondern lebhaftes Gehen, schnell und weit genug, damit das Blut in Bewegung kommt.

Ueber das Waschen. Es ist nicht nothwendig den Landleuten Vorschriften und Anweisungen zu geben über das Waschen, die können ihre Wäsche so rein und weiß bringen wie frischgefallener Schnee. Aber bei Stadtleuten, die in dichten und engen Räumen zusammenleben und den ganzen Winter ihre Wäsche im Hause beim Ofen trocknen müssen, wird die Wäsche dunkel und gelb und man sehnt sich nach dem Frühjahr. Es besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen den verschiedenen Arten Seife. Ein wenig Verstand und Erfahrung ist besser, wie irgend eine „magische" Eigenschaft der Seife. Beim Lesen der Anweisungen rathen die Fabrikanten fast gemeinsam das Einweichen der Wäsche in starkes warmes Seifenwasser, von 20 Minuten bis zu einer Stunde vor dem Reiben. Dies Verfahren erleichtert das Waschen. Ich reibe die weiße Wäsche immer durch zwei Wasser, mache es nie zu heiß, sondern nur warm; dann thue ich die feinste in den Kochkessel, halb angefüllt mit kaltem Wasser, reibe die schmutzigsten Theile gut mit Seife ein und lege sie in das kalte Regenwasser und lasse sie kochend heiß werden, aber nicht kochen, da viel Kochen die Wäsche gelb macht. Hierauf wird die Wäsche ausgerieben, durch den Wäschringer gezogen und in einen Zuber reines Regenwasser gelegt, läßt jedoch die Stücke noch ziemlich naß und thut sie dann in einen andern Zuber blaues Schwenkwasser; die Wäsche bleibt in diesem Wasser einige Minuten liegen, sie wird hell und klar. Die Stücke werden wieder durch den Wringer gezogen, gut ausgeschüttelt und aufgehängt. Ist Weißzeug vom Liegen gelb geworden, so seift man die Stücke gut ein, legt sie eine Stunde in warme Seifenbrühe, wäscht sie zweimal und läßt sie über Nacht in warmem Regenwasser ohne Seife stehen, wäscht dann die Stücke noch einmal und verfährt wie zuvor.

Wie man wollene Decken reinigt. An einem trockenen windigen Tag legt man die wollenen Bettdecken ein halbe Stunde lang in heiße starke Seifenbrühe. Hat man eine Waschmaschine, so ist eine Decke in einigen Minuten gewaschen. Die Decke kommt dann in eine zweite reine Seifenbrühe; sie wird wieder ausgewaschen und in reines heißes Schwenkwasser gelegt, läßt sie etliche Minuten liegen und hängt sie seitwärts auf das Waschseil. Die Decke geht nicht ein, natürlich muß man immer Regenwasser gebrauchen.

Wie man selbstgemachte Teppichlumpen färbt. Die blaue Farbe: Auf 4 Pfd. Lumpen 1½ Unzen oxalic acid und 2 Unzen Prussian Blue, läßt beides über Nacht in einem Quart Regenwasser separat weich werden. Am nächsten Morgen gießt man so viel warmes Regenwasser nach als man braucht und läßt die Lumpen 20 Minuten darin liegen. Sie brauchen nicht zu kochen.

Die gelbe Farbe: Auf 4 Pfd. Lumpen 6 Unzen of Sugar of lead und 1½ Unzen of bichromate of potash, jedes separat in einem Pint warmen Regenwasser aufgelöst. Am nächsten Morgen gießt man so viel heißes Regenwasser nach als man nöthig hat. Man thut die Lumpen zuerst in lead, dann in potash; dieses wiederholt man einige Male, zuletzt werden die Lumpen in reinem kaltem Regenwasser geschwenkt. Man nimmt Kessel von Blech oder Kupfer.

Die grüne Farbe: Die Lumpen werden zuerst in die blaue, dann in die gelbe Farbe getaucht und man erhält ein schönes Grün. Nachdem die Lumpen ausgedreht und recht von einander geschüttelt sind, werden sie zum Trocknen aufgehängt.

Zwetschenbäume sind in diesem Lande schon viel gepflanzt, gaben aber bei Manchem wenig Befriedigung; reiften sie zur Größe einer Haselnuß heran, so bildete sich ein Wurm in jeder Zwetsche und die Frucht fiel ungereift vom Baum. Ein Landmann kam einmal auf den Einfall einen Zaun um seine Zwetschenbäume zu ziehen und als die Bäume zu blühen anfingen, ließ er einige Hennen mit ihren jungen Küchlein unter die Bäume, bis die Frucht beinahe reif war. Das Resultat zeigte sich, er zog in diesem Lande echte deutsche Zwetschen. Die Hühner suchten das Ungeziefer auf und vertilgten es, ehe es Schaden anrichtete. Er empfiehlt einem Jeden, der diese Frucht ziehen will, seinem Beispiel zu folgen.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. Mai.

Die christliche Liebe.

1 Kor. 13, 1—13.

1. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle.
2. Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht; so wäre ich nichts.
3. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht; so wäre mir es nichts nütze.
4. Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht,
5. Sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden,
6. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit,
7. Sie verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles.
8. Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntniß aufhören wird.
9. Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk.
10. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.
11. Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war.
12. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin.
13. Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei: aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.

1. Grundgedanke. „So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung." Röm. 13, 10.

2. Zeit u. 3. Ort. Siehe Lektion am 20. April.

4. Einleitung. Ebenso: *Zusammenhang* mit der letzten Lektion: Dort hat Paulus von einer einzelnen besonderen Erweisung der Liebe, nehmlich der Selbstverläugnung aus schonender Rücksicht auf den Nächsten geredet, hier schildert er das Wesen der Liebe selbst nach ihrer eigensten, innersten Natur, ihren Eigenschaften, ihrem hohen Werth, ihren herrlichen Thaten und Wirkungen und ihrer ewigen Dauer.

Unter allen Christengemeinden der apostolischen Zeit scheinen namentlich in *Korinth* ganz besonders hohe und wunderbare *Geistesgaben*, ähnlich den außerordentlichen Erscheinungen am Pfingstfest (Apstg. 2, 8. 10. 19) geherrscht zu haben, von denen wir jetzt, wenigstens in diesem Maaß und dieser Ausdehnung wenig mehr in der Kirche wissen und erfahren. Aber es hatte sich in Korinth auch mehr als sonstwo ein großer *Mißbrauch* derselben eingeschlichen, welchem der Apostel in Kap. 12 zu steuern sucht. In unserem Kapitel aber will er zeigen, wie die *Liebe die größte aller Gaben* sei und doch zugleich auch diejenige, welche nicht blos einzelnen besonders Begnadigten, sondern *jedem* Christen ohne Unterschied zu Theil werden *könne*, aber auch *müsse*, wenn er wirklich ein *wahrer Christ* sein will. Denn eines Christen wahrer Werth besteht nicht in irgend einer besonderen Anlage und Naturbegabung, noch auch in einer außerordentlichen Geistesgabe, sondern in dem Maaß seiner *Gottähnlichkeit*, denn „Gott ist die Liebe." (1 Joh. 4, 8.)

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) D r Werth der Liebe: sie übertrifft auch das Größte. V. 1—3.

V. 1. *Mit Menschen- und Engelzungen.* Wenn ich bei Euch so hochgetriebene und geschätzte (Kap. 12, 10) Zungen- und Sprachengabe im höchsten Grade besäße, so daß der Geist wie in Lobgesängen und Jubelliedern der Engelheerschaaren sich ergöße. *Und habe der Liebe nicht.* Dieß scheint fast ganz unmöglich bei einem wahren Christen, der doch dem Liebesgesetz Christi folgen soll und will (Gal. 6, 2. 3; Joh. 13, 34 ff.). *Klingende Schellen und tönende Erz- oder Kupferbecken* wurden namentlich auch beim Gottesdienst gebraucht; sie haben von ihrem Laut selbst keine Empfindung; so ist auch der Christ, der kein Mitgefühl für Andere hat, so viel er auch davon redet.

V. 2. *So bin ich* (ein) *Nichts*, weil nicht von Christo erkannt und anerkannt (8, 3.).

V. 3. *So nützt es mir nichts*, nehmlich zur Seligkeit. Selbst die glänzendsten Thaten höchster scheinbarer oder wirklicher Selbstverleugnung helfen nichts, wie reiche Almosenspenden, Märtyrthum und Selbstaufopferung. Absichtlich nennt Paulus das Aeußerste, was es auf diesem Gebiet geben kann und ganz ohne Liebe schwerlich jemals vorkommt, um auch alle anderen geringesten Opfer einer heuchlerischen Werkheiligkeit darunter zu begreifen; das Alles ist, wenn ohne Herz, dann auch ohne Werth.

b) Das Werk der Liebe: sie überwindet auch das Schwerste. V. 4—7.

V. 4. *Langmüthig und freundlich* (gütig): jenes im Entsagen des Bösen, dieses im Erweisen des Guten. Zum Letzteren gehört sonderlich auch, daß sie das Böse mit Gutem überwindet, statt bei Kränkungen und Uebelthaten sich selbst überwinden zu lassen vom Zorn und sich zu rächen durch Vergeltungen, überwindet sie ihn und rächt sich durch Wohlthun und vergiebt den Fluch durch Segen und das Scheltwort mit Freundlichkeit. Es folgen nun *acht Stücke, die die Liebe nicht thut* und die wahrscheinlich gerade in Korinth bei dem dortigen Partheiwesen mit seinem Haß und Hader, Neid und Streit vielfach vorkamen. *Sie eifert nicht* oder neidet nicht, vergl. Röm 13, 13; sie blickt nicht scheel und mißgünstig auf Anderer Vorzüge oder Vortheile; *treibt nicht Muthwillen*, besser prahlet nicht, brüstet sich nicht; *sie blähet sich nicht*, d. h. sie will weder äußerlich mit ihren Gaben, Kräften, Leistungen und Eigenschaften glänzen, noch auch erhebt sie sich innerlich damit über andere im eitlen Stolz, in leerem Wahn und zu hohlem Selbstruhm.

V. 5. *Stellet sich nicht ungeberdig*, unanständig, sondern beobachtet überall die schickliche Ordnung, was ebenfalls in Korinth nicht überall der Fall war (vergl. Kap. 14, 27 ff. 39.). *Sie suchet nicht das Ihre*, ihren eignen Nutzen, Einfluß, Bequemlichkeit u. s. w., vergl. 10, 24 ff. Denn so handelt nur der Egoismus, der das gerade Gegentheil der Liebe ist; Liebe ist Selbsthingabe, Selbstverleugnung, Selbstaufopferung. *Sie läßt sich nicht erbittern* und zu schnellem Aufbrausen in aufwallender Leidenschaft reizen, auch nicht durch Beleidigung, Ehrenkränkung, Uebervortheilung, Mißhandlung. *Sie trachtet nicht nach Schaden*, eigentlich: rechnet das erlittene Böse und Unrecht nicht zu, trägt es nicht nach, hat für Uebelthaten gar kein Gedächtniß (2 Kor. 5, 19), sondern nur Dank für die Wohlthaten. Die wortrichtigere Uebersetzung paßt jedenfalls auch besser in den Zusammenhang und schließt sich einfacher und natürlicher an das unmittelbar

Vorangehende an. Doch giebt auch die obige gewöhnliche einen vortrefflichen und wohl zu beherzigenden Sinn, sofern damit jeder Versuch, dem Andern, der mich beschädigt hat, wieder Schaden zuzufügen, abgewehrt und von der wahren Liebe als mit ihr unverträglich ausgeschlossen wird.

V. 6. Freuet sich nicht der (über die) Ungerechtigkeit, d. h. über das Böse, das Andere thun oder das ihnen angethan wird, sie ist also auch nicht schadenfroh bei fremdem Unglück, sowenig als neidisch und ungünstig bei fremdem Glück und Wohlergehen. Nun kommen fünf Stücke, welche die Liebe thut: Vor allem ist sie nicht etwa, wie man meinen könnte, freudelos, weil sie so vieles hassen und lassen, sich versagen und verbieten muß, woran der natürliche Mensch seine Lust und sein Wohlgefallen hat, sondern auch sie hat ihre Freude: sie freuet sich mit der Wahrheit, über jeden ihrer Siege und Fortschritte freut sie sich innig, unpartheisch und aufrichtig mit.

V. 7. Sie verträget alles, auch hier hat Luther dasselbe Wort, das 9, 12 vorkommt, gerade so wie dort mit „vertragen" übersetzt, und an letzterer Stelle jedenfalls mit mehr Recht als hier, wo es eigentlich heißt: sie deckt alles zu und entschuldigt es, natürlich nur soweit, als sie es mit gutem Gewissen thun kann und die Pflicht der Wahrhaftigkeit nicht das Gegentheil fordert; aber dann schweigt sie wenigstens lieber, als daß sie richtet verurtheilt und anklagt. Sie glaubet Alles, glaubt gerne das Beste und sucht es zum Besten zu kehren, sie haßt alles Mißtrauen und üble Nachreden. Sie hoffet Alles, selbst da, wo sie nicht mehr glauben kann, hofft sie noch immer das Beste im Vertrauen auf Gott als den Gott der Liebe (Röm. 14, 4; 2 Tim. 2, 25.). Sie duldet Alles, selbst da, wo sie nicht mehr hoffen darf, noch viel weniger zu glauben wagt, bleibt ihr noch die Geduld (wörtlich: das drunten bleiben), also die stille Unterwerfung und der klagelose Gehorsam gegen Gottes Willen und Zulassung.

c) Die Größe der Liebe: sie überdauert auch das Höchste. V. 8—13.

V. 8. Die Liebe höret nimmer auf oder auch: wird nie müde, fällt nie dahin, so daß auch damit noch einmal eine ihrer Eigenschaften, nehmlich ihre beharrliche Ausdauer bezeichnet wäre. Allein die erste, gewöhnliche Uebersetzung bildet einen besseren Gegensatz zu dem Folgenden, der Vergänglichkeit und einstigen Hinfälligkeit der übrigen Geistesgaben und ebendamit einen weiteren Grund, nach ihr als der höchsten derselben, weil der einzigen, die ewig bleibt, zu streben (12, 31.). Die anderen Geistesgaben haben keine solche ewige Dauer, sie sind nur etwas Zeitliches, Vorübergehendes und zwar in dreierlei Hinsicht: Man befand sich dabei meist nur in einem ungewöhnlichen Gemüthszustand momentaner Erregung, die bald wieder nachließ und ihre Spannung verlor. Mit der apostolischen Zeit haben sie alle mehr oder weniger ganz aufgehört, da ihr Zweck mit der Einführung des Christenthums erreicht war. Ueberhaupt sind sie nach der weiteren Ausführung des Apostels, V. 9—12, eigentlich doch nur für den unvollkommenen Zustand des irdischen Lebens bestimmt, dessen baldigen Abschluß man im Blick auf die als noch bevorstehend gedachte Wiederkunft Christi noch zu erleben hoffte, ja sogar erwartete, vrgl. Lektion am 16. März. Die Weissagung höret auf (wörtlich: wird abgethan) mit der Erfüllung, wo die Erleuchtung das Gemeingut aller Erlösten wird, nicht mehr blos eine Auszeichnung einzelner Erwählten bleibt (Jer. 31, 34.). Die Sprachen hören auf, zunächst ist gemeint das zum Theil unverständliche, begeisterte Zungenreden, das in der Gemeinde am frühesten ausstarb, aber auch der allgemeine Sinn ist richtig, daß einmal die irdische Vielheit der Sprachen und verschiedenen Mundarten ein Ende haben und wieder die Eine Ursprache der paradiesischen Zeit bis zur Völkertheilung und Sprachenscheidung von Babel (1 Mos. 11) Platz greifen mag. Und die Erkenntniß, sowohl jene außerordentliche wunderbare (Kap. 12, 8), als auch überhaupt unsere jetzige, gegenwärtige, freilich noch unvollkommene Erkenntnißweise (Hab. 2, 14) in seiner ganzen noch so mangelhaften Gestalt.

V. 9. Stückwerk nennt darum der Apostel beides, sowohl jenes begeisterte Weissagen, als auch das mehr verstandesmäßige Wissen, weil es seiner Natur nach bei endlichen Geschöpfen kein unendliches ganzes vollkommenes und allseitiges Wissen, sondern nur ein theilweises Kennenlernen des Einzelnen geben kann, das nur nach und nach angeeignet wird, aber kein in das Wesen der Dinge selbst eindringendes und sie auf einmal erfassendes und von Grund aus verstehendes Erkennen derselben ist.

V. 11. Dieses Unvollkommene, Halbe, Einseitige und Mangelhafte alles irdischen Wissens als eines blos vorübergehenden und theilweisen Kennenlernens der Dinge nach ihrer bloßen äußeren Erscheinung erläutert der Apostel durch zwei Gleichnisse. Zuerst durch den stufenweisen Fortschritt des menschlichen Lebensalters vom Knaben bis zum reifen Mann. Die Worte: Da redete ich wie ein Kind weisen sehr fein auf die Zungengabe und Redekunst der Korinther und des Apollos hin, aus denen man so viel unnöthiges Wesen machte, dagegen die Worte: War klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge, d. h. ich fühlte und dachte, trachtete und urtheilte nach Knabenart, scheinen mehr auf die Unreife ihres ganzen geistigen Verstehens und Erkennens hinzuweisen, worauf doch gerade diese „gebildeten" Griechen so eingebildet und stolz waren.

V. 12 folgt nun das zweite Bild von dem undeutlichen Sehen in einem Glas- (oder bei den Alten gewöhnlich Metall-) Spiegel, in welchem man ja bekanntlich nicht die Dinge selbst sieht, sondern nur ihren Widerschein, oft nur in einem dunklen, unbestimmten Umriß. So ist auch all unser irdisches Erkennen und Wissen getrübt und eingeengt durch allerlei Schranken und Grenzen, die sowohl in uns selbst, als in der Natur der Dinge liegen. Kein Mensch kann Alles wissen und keiner weiß auch nur Etwas ganz, es bleibt hinter Allem noch ein verhülltes Geheimniß und ein ungelöstes Räthsel übrig. In einem dunklen Worte nur, aber nicht unmittelbar seinem Wesen nach, kann sich Gott auf dieser irdischen Stufe unserer mangelhaften Erkenntnißfähigkeit offenbaren, auch wenn er sich der persönlichen Herzenserfahrung mittheilt. Dann aber von Angesicht zu Angesicht, vrgl. 1 Mos. 32, 30; 4 Mos. 12, 8. Erst im Zustand der Verklärung können und werden wir dereinst Gott selber seinem persönlichen Wesen nach schauen wie er ist, soweit dasselbe überhaupt seiner Natur nach für ein geschöpfliches Wesen erkennbar ist, während wir hier höchstens einzelne seiner Eigenschaften kennen lernen können, aber auch durch Christum als sein Ebenbild in sein Vaterherz hineinschauen dürfen. Gleichwie ich erkannt bin, ganz so, wie auch wir selbst unserem innersten Kern und Wesen nach persönlich von Gott erkannt sind (vrgl. Kap. 8, 3.), nehmlich in und an der Liebe zu ihm; denn die Liebe allein knüpft dieses persönliche Band.

V. 13. Während jene außerordentliche Gnadengaben mit Christi Erscheinung aufhören werden, dauern diese drei nothwendigen Eigenschaften des Christen, seine Cardinaltugenden fort, und zwar eben weil zu seinem persönlichen Wesen gehörig und unentbehrlich,

ebenfalls nothwendig. Der rechtfertigende **Glaube** bleibt die ewige Grundlage unseres Heils, auch wenn er insofern aufhören wird, als er sich in ein Schauen verwandelt (2 Kor. 5, 7.) d. h. eine andere höhere Art persönlichen Erlebens wird. Die **Hoffnung** bleibt ebenfalls, sofern wir auch in der ewigen Herrlichkeit noch immer neuen und seligeren Entfaltungen derselben entgegensehen werden (Kap. 15, 24.). Ist **die größeste**, denn nur die **Liebe** allein stellt Gottes Ebenbild vollkommen in uns dar (1 Joh. 4, 8—16.); Glaube und Hoffnung empfängt, aber die Liebe giebt, sie ändert auch hierin sich nicht, selbst wenn der Glaube sich verklärt ins Schauen und die Hoffnung verwandelt wird in seliges Haben und übergeht in immer neuen volleren Genuß. Nur die Liebe allein bleibt sich selbst gleich, sie ist ewig unwandelbar, wie ihr göttliches Urbild selber, in der unerschöpften Fülle ihres Reichthums.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Der ächten Liebe Macht.

1) Sie überwindet Alles, ist größer als das Größeste 1—3. Der Apostel weiß genau, um was es sich handelt, wenn er die Redekunst der Liebe unterordnet, denn diese Kunst war bei Römern, Griechen und Juden hoch gehalten; Demosthenes, Cicero, Paulus &c.

Als Anwendung dieses Abschnitts: Daß, wenn solches schon von jenen außerordentlichen Gaben, Kräften und Thaten der ersten Christenheit und der apostolischen Kirche gilt, wie viel mehr müssen wir uns von unserer Zeit sagen: Auch die glänzendste Beredtsamkeit, Bildung, Kunst, sowie ausgezeichnetste Bethätigung der Wohlthätigkeit oder des Heldenmuthes, Aufopferung von Hab und Gut, von Weib und Kind, Leib und Leben fürs Vaterland oder sogar für die Kirche sind nichts ohne die Liebe.

2) Sie kann Alles überwinden, auch das Schwerste 4—7. Weil sie die Eigenschaften dazu hat: langmüthig, freundlich &c. Darum ist ihr auch Nichts zu bitter, zu schwer, zu abstoßend; sie faßt Alles an und läßt Alles über sich ergehen. Beispiel: unser Herr Jesus.

3) Sie überdauert Alles; überlebt auch das Höchste, 8—13. Wenn bei Sonnenuntergang die Herrlichkeit der Welt in Schatten gebettet ist, dann glüht hoch oben die höchste Spitze des Gebirgs in wundervollem Purpurlicht. So — wenn das Buch der Weltgeschichte geschlossen, dann strahlt am Thron der Allmacht das Einzigbleibende — die reine ungefärbte Liebe als ewiges Licht von Gott, unserem himmlischen Vater.

Sonntag, 11. Mai. 1 Kor. 15, 50—58.

Sieg über den Tod.

50. Davon sage ich aber, lieben Brüder, daß Fleisch und Blut nicht können das Reich Gottes ererben; auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche.
51. Siehe, ich sage euch ein Geheimniß: Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden.
52. Und dasselbe plötzlich in einem Augenblick, zu der Zeit der letzten Posaune. Denn es wird die Posaune schallen, und die Todten werden auferstehen unverweslich, und wir werden verwandelt werden.
53. Denn dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit.
54. Wenn aber dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche wird anziehen die Unsterblichkeit; dann wird erfüllet werden das Wort, das geschrieben stehet:
55. „Der Tod wird verschlungen in den Sieg.“ Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?
56. Aber der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz.
57. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum.
58. Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

---

1. Grundgedanke: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg.“

2. Zeit und 3. Ort: s. Lektion vom 20. April.

4. Einleitung: Ebenso. **Zusammenhang** mit der letzten Lektion: Am Schluß derselben hatte Paulus von der ewigen Dauer der Liebe geredet. In jenes Reich himmlischer Herrlichkeit aber und seliger Vollendung kann nichts Irdisches und Sterbliches eingehen.

Das ganze 15. Kapitel giebt eine **Belehrung über die Auferstehung.** Keine Lehre des Christenthums war den alten Griechen wie unseren modernen Heiden so anstößig, wie diese. Schon in Athen hatte sie Widerwillen erregt und Widerstand gefunden (vgl. Apostelg. 17, 32 und die Lektion vom 2. März). Sie widersprach so ganz der Vorstellung, die sich die griechischen Philosophen, namentlich **Plato**, vom Körper und überhaupt vom irdischen Stoff oder der Materie, als etwas Grobem, Geringem, Nichtigem gegenüber dem Geiste gemacht hatten. War der Leib nur „der Kerker der Seele“, warum dann den von ihm so lange geknechteten und niedergehaltenen Geist, wenn er einmal dem Käfig glücklich entflohen ist, wieder in einen neuen Körper zurückbannen? — Daß dieser neue verklärte Leib, als ein durchgeisteter, von allen Mängeln, Schranken und Schäden der gebrechlichen Fleischesschwachheit befreit und aus ihrer Unreinigkeit erlöst, auch ein vollkommenes Werkzeug des vollendeten Geistes werden könne, davon hatte man gar keine Ahnung. Es war also kein Wunder, wenn auch manchen bekehrten Heidenchristen ihre alten Zweifel wieder kamen. Natürlich leugneten diese die Auferstehung nicht ganz, etwa wie die Sadducäer Matth. 22, 23, sondern sie dachten sie als schon geschehen wie 2 Tim. 2, 18, d. h. sie verstanden sie blos geistig, nicht leiblich, und deuteten sie bildlich von der Erneuerung des inneren Menschen durch die Bekehrung, oder erklärten sie auch wohl einfach nur als die bloße Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele, als einem zwar persönlichen, aber doch nur geistigen Fortleben ohne einen äußeren Leib.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Das Geheimniß (V. 50—53).

V. 50. **Fleisch und Blut** bedeutet unser ganzes jetziges irdisches Wesen, da wir nicht blos Fleisch und Blut äußerlich noch an uns tragen, sondern auch innerlich noch so vielfach uns davon bestimmen und beeinflussen lassen (vgl. Matth. 16, 17). Diese alte Adamsnatur in ihrem gegenwärtigen Zustand ist nicht fähig, Theil zu nehmen an jener himmlischen Herrlichkeit, sie muß erst selber verklärt und vollendet, d. h. zu dem gemacht und umgewandelt werden, was sie eigentlich sein soll. Es muß also eine völlige Veränderung mit dem **ganzen** Menschen, also auch mit seinem **Leibe** vor sich gehen. Wenn man aber gleichwohl auch oft von einer Auferstehung des **Fleisches** redet, so meint man damit nur das, daß **derselbe** Leib, den wir hier als „Fleisch“ getragen haben, auferstehen wird, nicht aber, daß er auch dann und dort noch selber Fleisch sein und bleiben werde, wie er es jetzt ist. Das **Verwesliche**, Irdische, in dem wir hienieden eben doch alle noch stecken, auch wenn wir uns bereits nach dem Ewigen

strecken. Auch mit ihm muß jener Verklärungsprozeß vor sich gehen, der eben durch den Tod und die Auferstehung sich vollzieht. Wie aber mit denen, die dann noch auf Erden leben? Darauf antwortet der Apostel mit einem Geheimniß.

V. 51. Für die bei der Zukunft Christi noch auf Erden-Lebenden tritt an die Stelle der Auferstehung die Verwandlung, denn unverklärt, in ihrer alten Fleischesnatur könnten auch sie nicht in's Reich Gottes eingehen, nur brauchen sie dabei nicht erst durch den Tod hindurchzugehen. Es ist vielmehr ein unmittelbarer Uebergang aus dem Zustand irdischer Leiblichkeit in den der himmlischen, vergeistigten (V. 44—48) Leiblichkeit, ähnlich etwa wie bei Henoch oder Elias, die auch den Tod nicht schmeckten. Also auch die, die nicht im Tod entschlafen und also auch nicht durch die Auferweckung zu einem neuen Leibe gelangen und so der Herrlichkeit theilhaftig werden können, müssen doch auf andere Weise, durch Verklärung, verwandelt werden, um auf die gleiche Stufe mit jenen gelangen zu können, zu der auch sie, die noch Lebenden so gut wie die bereits Gestorbenen, berufen sind. Sie sind aber, ebensowenig als diese fähig, mit ihrem irdischen, grobsinnlichen, stofflichen Körper in jene Welt des Geistes und in diese neue Ordnung der Dinge aufgenommen zu werden, damit muß auch mit ihnen zuvor etwas geschehen, sie müssen erst umgebildet und geistig verklärt werden, so daß auch an ihnen sich dieselbe Verwandlung vollzieht, die bei den schon im Grabe Ruhenden durch Tod und Auferweckung geschieht. Dies nennt Paulus hier ein „Geheimniß", aber nicht als eine Lehre, die geheim zu halten sei, denn er offenbart sie ja gerade, sondern als eine, die ihm selbst nur durch besondere göttliche Offenbarung bekannt ist, wie Röm. 11, 25; 1 Thess. 4, 15 ff.; auch Offenb. 20, 4.

V. 52. Plötzlich, in einem Augenblick wird dies geschehen, so daß nichts wie Sterben und Auferstehen dazwischen liegt, aber so, daß weder die Lebenden den Entschlafenen, noch diese jenen dabei zuvorkommen können (1 Thess. 4, 15). Zur Zeit der letzten Posaune, die das Ende des gegenwärtigen Weltlaufs ankündigt, Jes. 27, 13. Die Posaune gab das Zeichen zum Krieg und zur Volksversammlung, vgl. 2 Mos. 19, 16; und so wird es einst auch zum letzten Siege des Volkes Gottes posaunen, Offenb. 11, 15. Und wir werden verwandelt werden, unser noch sterblicher Leib in einen unsterblichen verklärt (2 Kor. 5, 4). Aus dem „wir" geht zunächst noch nicht sicher hervor, daß der Apostel glaubt, er selber werde die Wiederkunft Christi noch auf Erden erleben. Er stellt das Gott anheim, befaßt sich aber hier, wie 1 Thess. 4, 15 (s. die Lektion vom 16. März), allerdings unter die Zahl der dann noch Lebenden, 1 Kor. 6, 14 dagegen unter die schon Gestorbenen und dann Auferstehenden. Indessen ist es nach anderen Stellen doch wahrscheinlich, daß er sich die Zukunft Christi als sehr nahe bevorstehend dachte und auf sie und ihr unmittelbares Eintreten hoffte, außer wo ihn ohnedies Todesgedanken mehr auf die Auferweckung blicken ließen, wie 2 Kor. 5, 1 ff.

V. 53. Dies Verwesliche 2c. Der Apostel betont es auf das Stärkste und Entschiedenste, daß gerade dieser jetzige, gegenwärtige sterbliche Leib es ist, der das Pfand und Siegel der Unsterblichkeit und Verklärung in einen unzerstörbaren himmlischen Lebensbestand empfängt, vgl. 2 Kor. 5, 5. Denn anders kann das Reich Gottes nicht zur Vollendung gelangen (s. oben V. 50), sei es nun, daß jene Verwandlung durch eine sofort erfolgende Ueberkleidung geschieht (2 Kor. 5, 2 ff.).

b) Der Sieg (V. 54—57).

V. 54. Der Apostel beginnt nun die Bedeutung der Auferstehung sowohl für den Heilsrathschluß Gottes im Ganzen, als auch für den Wandel der Gläubigen im Einzelnen darzulegen. Dann wird erfüllet, d. h. aus einer vorerst nur noch als Verheißung auftretenden Weissagung wird eine vollendete Thatsache. Das geschrieben stehet, nämlich in Jes. 25, 8, zum Theil auch Joh. 13, 14, woran sich Paulus ebenfalls anschließt, doch schwebt ihm hier der Wortlaut nicht so deutlich vor, überhaupt sind beide Stellen etwas verändert, zusammengezogen und nur ihrem allgemeinen Sinne nach angeführt und zwar in herrlich schwunghaftem Tone, ganz dem erhabenen Gegenstand, der Zerstörung des letzten und furchtbarsten Feindes (1 Kor. 15, 26), angemessen.

V. 55. Der Tod ist verschlungen in den Sieg, er, der alles Verschlingende, ist ganz vom Leben verschlungen und völlig und für immer aufgehoben, so daß nun der endliche und ewige Sieg des Lebens über den Tod in der ganzen Schöpfung Gottes gewiß und sicher verbürgt ist. Wo ist dein (Gift-) Stachel, womit du einst alles Leben getödtet hast? Hölle, d. h. Unterwelt, als Aufenthaltsort aller Todten (Hiob 7, 9), nicht etwa blos als Strafort der Gottlosen. Es ist hier also nur von der endlichen Vernichtung des Todes im Reiche Christi die Rede, nur den Seinen gilt im Glauben dieser Sieg und durch nichts ist man berechtigt, hier eine Andeutung auch der endlichen Errettung der Verdammten zu finden. Aber auch die bloße Weltweisheit der Philosophen mit ihrer Unsterblichkeitshoffnung kann einen solchen Triumph nicht anstimmen, sondern nur die persönliche Erfahrung des Heils und die Thatsache der vollbrachten Erlösung stimmen zu solchen Liedern.

V. 56. Der Stachel des Todes, d. h. dasjenige, womit er eigentlich uns tödtet und um dessentwillen er Macht dazu hatte, ist die Sünde, denn ohne sie gäbe es gar keinen Tod und er hätte kein Recht auf uns (vgl. Röm. 5, 12 ff.; 6, 23). Die Macht der Sünde, das was sie mächtig macht und erregt, wodurch sie uns erst recht wirksam wird und die Macht und Kraft zu tödten bekommt, ist das Gesetz, theils weil es die Sünde erst recht hervortreibt und zum Ausbruch bringt, weil jedes Gebot zum Uebertreten reizt, theils es die Sünde in ihrer verdammungswürdigen Abscheulichkeit erkennen lehrt, wovon Paulus namentlich Röm. 7, 7—14 redet. Die Gnade allein hat uns vom Gesetz und eben damit auch vom Tode befreit. Alles Andere, selbst das Gesetz, führt uns nur tiefer in den Tod hinein, um so größer muß der Lobpreis sein, den wir Christo darbringen sollten für den fort und fort geschenkten herrlichen Sieg. Denn nun ist der Tod durch ihn überwunden, kann uns nicht mehr schaden und selbst die Hölle (Unterwelt) wird in den Feuerpfuhl geworfen (Offenb. 20, 14) und somit dem Satan zurückgegeben, wie er selber ist, so daß er über die völlig erlöste Menschheit in alle Ewigkeit keine Gewalt mehr hat (Hebr. 2, 14; Offenb. 6, 8; 21, 4). Daher nun das brünstige Dankgebet des Apostels.

V. 57. Durch unsern Herrn Jesum Christum, denn nur durch ihn allein ist das ganze Heilswerk geschehen und die gänzliche Aufhebung zunächst der Sünde und ihrer Macht, sodann des Todes als ihrer gerechten Strafe und der in seinem Gefolge befindlichen Hölle mit ihrer Verdammniß bewirkt. Hat aber Gott sein Werk so herrlich vollendet, so sollen und dürfen auch wir es an uns nicht fehlen lassen, sondern müssen um so treuer sein und bleiben, je mehr uns anvertraut ist; mit der Größe der Gabe wächst auch die Aufgabe und zwar mit Aussicht auf sicheren und reichen Erfolg.

c) Die Verpflichtung (V. 58).

V. 58. Vom begeisterten Tone des feurigen Lob-

gesangs steigt Paulus wieder herab zu den praktischen Folgen für das Leben der Gläubigen. Darum, nehmlich aus herzlicher Dankbarkeit für das, was Gott durch Jesum Christum für uns und an uns gethan hat, stehet (eigentlich werdet) fest, nehmlich im Glauben (vrgl. 1 Kor. 15, 1) und unbeweglich, in der Hoffnung des Evangeliums, so daß ihr sie weder von selbst fahren lasset und euer Vertrauen wegwerfet, noch auch durch fremdes Gerede, durch eigene oder anderer Einfälle, euch darin irremachen und erschüttern oder zum Zweifel, Wanken und Schwanken bringen lasset. Fest wird das Herz aber nur durch Gnade (Hebr. 13, 9) und fest wird der Mensch nur, wenn er sich an Christo festhält und im Centrum bleibt. So lange man sich nicht gründet auf ihn als auf den ewigen Felsen, ist man dem Sturmwind der Versuchung preisgegeben (Eph. 4, 14.). Nehmet immer zu nach allen Seiten fruchtbar und immer fruchtbarer werdend, weil die Glaubenswurzeln gesund sind und tief eingesenkt in Christum als den rechten Lebensgrund, an dem Werk des Herrn, an der Thätigkeit und Wirksamkeit für ihn und für sein Reich, in dessen Dienst wir ja alle stehen (1 Kor. 16, 10; 12, 5.). Gottes Werk ist sowohl was er selbst in uns wirkt, als was wir in seiner Kraft vollbringen; wie aber jenes immer sicherlich gelingt, so läßt er den Seinen auch dieß niemals mißlingen und es ihnen an nichts dabei fehlen, so lang sie im Glauben bleiben, der das Triebrad des ganzen geistlichen Lebens ist. Er macht uns immer eifriger und thätiger, nicht träg und gleichgiltig, wie man dem Christenthum vorwirft, sondern giebt rechten Muth und Ernst.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

1) Der Tod siegt. Die Seele trennt sich vom Körper; der Leib eine Speise der Würmer; das Grab behält denselben bis Gott kommt; keine Stimme kommt von dort an unser Ohr. Soweit ist der Tod der Sünde Sold und siegt; und es ist etwas Schauerliches um denselben, eben wegen der Sünde und Schuld.

2. Der Tod wird besiegt. Christus hat dessen Sieg in Niederlage verwandelt 1. durch seinen Tod, indem er die Schuld auf sich nahm und den Vater versöhnte, und somit die Schrecken des Todes verbannte und uns den heiligen Geist schenkte, der das ewige Leben bezeugt. 2. Durch seine Auferstehung, die uns die allgemeine Auferstehung gewiß macht.

3. Daraus folgt: Darum, lieben Brüder, einerlei, ob wir die Früchte unserer Arbeit sehen oder nicht; vergeblich ist sie niemals, denn Christus ist gestorben und auferstanden, sitzend zur Rechten Gottes, von dannen er kommen wird, dann wird auch der Segen unserer Arbeit offenbar werden.

Sonntag, 18. Mai.

Der Aufruhr in Ephesus.

Apstg. 19, 23—20, 2.

23. Es erhob sich aber um dieselbige Zeit nicht eine kleine Bewegung über diesem Wege.

24. Denn einer, mit Namen Demetrius, ein Goldschmied, der machte der Diana silberne Tempel, und wandte denen vom Handwerk nicht geringen Gewinnst zu.

25. Dieselbigen versammelte er, und die Beiarbeiter desselbigen Handwerks, und sprach: Lieben Männer, ihr wisset, daß wir großen Zugang von diesem Handel haben.

26. Und ihr sehet und höret, daß nicht allein zu Ephesus, sondern auch fast in ganz Asien, dieser Paulus viel Volks abfällig macht, überredet und spricht: Es sind nicht Götter, welche von Händen gemacht sind.

27. Aber es will nicht allein unser Handel dahin gerathen, daß er nichts gelte; sondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asien und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt.

28. Als sie das höreten, wurden sie voll Zorns, schrien und sprachen: Groß ist die Diana der Epheser!

29. Und die ganze Stadt ward voll Getümmels. Sie stürmten aber einmüthiglich zu dem Schauplatz, und ergriffen Gajum und Aristarchum aus Macedonien, Pauli Gefährten.

30. Da aber Paulus wollte unter das Volk gehen, ließen's ihm die Jünger nicht zu.

31. Auch etliche der Obersten in Asien, die Pauli gute Freunde waren, sandten zu ihm, und ermahneten ihn, daß er sich nicht auf den Schauplatz gäbe.

32. Etliche schrieen sonst, Etliche ein Anderes, und war die Gemeine irre, und der mehrere Theil wußte nicht, warum sie zusammengekommen waren.

33. Etliche aber vom Volk zogen Alexandrum hervor, da ihn die Juden hervor stießen. Alexander aber winkte mit der Hand, und wollte sich vor dem Volk verantworten.

34. Da sie aber innen wurden, daß er ein Jude war; erhob sich Eine Stimme von allen, und schrieen bei zwo Stunden: Groß ist die Diana der Epheser!

35. Da aber der Kanzler das Volk gestillet hatte, sprach er: Ihr Männer von Ephesus, welcher Mensch ist, der nicht wisse, daß die Stadt Ephesus sei eine Pflegerin der großen Göttin Diana und des himmlischen Bildes?

36. Weil nun das unwidersprechlich ist; so sollt ihr ja stille sein, und nichts Unbedächtiges handeln.

37. Ihr habt diese Menschen hergeführet, die weder Kirchenräuber, noch Lästerer eurer Göttin sind.

38. Hat aber Demetrius, und die mit ihm sind vom Handwerk, zu Jemand einen Anspruch, so hält man Gericht, und sind Landvögte da; laßt sie sich unter einander verklagen.

39. Wollt ihr aber etwas Anderes handeln, so mag man es ausrichten in einer ordentlichen Gemeine.

40. Denn wir stehen in der Gefahr, daß wir um diese heutige Empörung verklaget möchten werden, und doch keine Sache vorhanden ist, damit wir uns solchen Aufruhrs entschuldigen möchten. Und da er solches gesagt, ließ er die Gemeine gehen.

1. Da nun die Empörung aufgehöret, rief Paulus die Jünger zu sich, und segnete sie, und ging aus, zu reisen in Macedonien.

2. Und da er dieselbigen Länder durchzog, und sie ermahnet hatte mit vielen Worten, kam er in Griechenland, und verzog allda drei Monate.

---

1. Grundgedanke. „Warum toben die Heiden und die Leute reden so vergeblich?" Ps. 2, 1.

2. Zeit. 57 nach Christo.

3. Ort. Ephesus in Kleinasien, siehe Lektion am 6. April.

4. Einleitung und Zusammenhang. Diese Lektion schließt sich unmittelbar an die vom 13. April an. Wir haben dort den Apostel verlassen mit seinem kühnen Reiseplan: Von Jerusalem nach Rom! (Kap. 19, 21.) Nachdem er im Morgenland das Evangelium verkündigt hat, will er nun rastlosen Geistes es auch der großen Haupt- und Weltstadt des Abendlandes bringen. Mitten unter den Sorgen für die Gemeinden, namentlich in Griechenland, aber auch den aufs neue wieder beginnenden Nachstellungen der Juden (vrgl. Kap. 20, 19), wobei er täglich in Todesgefahr schwebte (1 Kor. 15, 31), richtet sich sein muthiger Blick schon wieder auf ein noch ferneres und höheres Ziel. Der Abschied von Ephesus wird noch beschleunigt durch den dort ausbrechenden Aufruhr, wobei er schon jetzt die Wahrheit jenes Wortes bei seiner Berufung zum Heidenapostel (Apstg. 9, 16) an sich erfahren muß; denn so bestialisch, ja dämonisch bricht die Wuth gegen ihn aus, daß er dieses Erlebniß, 1 Kor. 15, 32, mit einem wilden Thierkampfe vergleicht. Andererseits gilt eben auch von Ephesus, wie einst unter ähnlichen, wenn auch nicht so grausigen Verfolgungen von Korinth (Apstg. 18, 9 ff.), der Trost: Fürchte dich nicht!

Demetrius, zwar nicht ein „Goldschmied", aber doch ein Silberarbeiter, betrieb, wie es scheint, in größerem Maaßstab die Fabrikation von silbernen Modellen des großen Dianatempels in Ephesus, die man theils zur Zierde im Zimmer aufzustellen, theils als geheimnißvoll wirkende Schutzmittel (Amulette) mit auf Reisen zu nehmen pflegte, denn der Tumult brach nach V. 25 hauptsächlich unter seinen „Beiarbeitern" d. h. den in seiner Fabrik angestellten Handwerkern und Künstlern aus. Diana, griechisch: Artemis, war die Göttin der fruchtbar nährenden Naturkraft deren, der Sage nach vom Himmel gefallenes (V. 35) schwarzes und unschönes Bild hauptsächlich in Ephesus verehrt wurde. Dort stand auch ihr Tempel (V. 27); es war ein großes Marmorgebäude mit 127 prächtigen Säulen von 60 Fuß Höhe, 425 Fuß lang und 220 Fuß breit, eines der berühmten sieben Weltwunder des Alterthums. Später wurde er von einem gewissen Herostratus, der sich durchaus einen berühmten Namen machen wollte, angezündet, aber noch glänzender als zuvor wieder aufgebaut. Ueber Asien V. 26, 27, 31, vrgl. die Lektion am 13. April. Der Schauplatz ist das Schauspielhaus oder Theater von Ephesus, ebenfalls ein kolossales Gebäude, das 56,000 Menschen gefaßt haben soll und unter freiem Himmel amphitheatralisch in einem halbkreisförmigen Berg derart eingebaut war, daß sich die Steinsitzreihen terassenartig übereinander erhoben und die in den oberen Plätzen über die Köpfe der Untern wegsehen konnten. Der hier genannte Gajus ist weder der von Paulus getaufte Korinther (1 Kor. 1, 14), noch auch der Apstg. 20, 4. erwähnte Reisegenosse des Apostels aus Derbe, sondern ein sonst unbekannter Christ aus Macedonien gebürtig. Dorther stammte auch Aristarchus und zwar nach Kap. 20, 4 aus Thessalonich, später ist er ein Gehilfe des Paulus auf verschiedenen Missionsreisen, namentlich in Macedonien selbst (27, 2), der ihn nach Rom begleitete und seine dortige Gefangenschaft theilte (Col. 4, 10; Philem. V. 24.). Die Obersten, V. 31, sind die sog. Asiarchen, eine aus zehn angesehenen Männern des höchsten Ranges bestehende Behörde, welche wegen ihrer vornehmen Geburt und ihres Reichthums namentlich auch die öffentlichen Spiele zu Ehren der Götter zu leiten und auf eigene Kosten aufzuführen hatten, daher sie gerade im Theater sehr einflußreiche Personen waren. Alexander (der Schmied), ein sonst unbekannter Jude in Ephesus, wahrscheinlich derselbe, der 1 Tim. 1, 20; 2 Tim. 4, 14 wieder vorkommt. Der Kanzler, Staatssekretär, bekleidete ebenfalls eines der höchsten Aemter der Stadt nicht blos, sondern der ganzen Provinz, während die Landvögte oder Hofbeamte, keinesfalls mindere Gerichtsdiener, sondern vielleicht die römischen Prokonsuln selber sind. Macedonien und Griechenland, vrgl. die Lektion vom 13. April.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Der wilde Aufruhr. (V. 23—34.)

V. 23. Um dieselbige Zeit, als gerade in Ephesus in Folge der fast dreijährigen Arbeit des Apostels das Reich Gottes im herrlichsten Fortgang war (vgl. 20), tritt eine gewaltige Störung ein. Ueber diesem Wege, nämlich dem evangelischen Heils- und Gnadenweg der Buße und des Glaubens, wie ihn Paulus gepredigt hatte, der aber auch hier, als der beschwerliche, schmale und enge Weg Vielen nicht angenehm war (Matth. 7, 13. 14). Diese „Bewegung" des Weltgeistes ist das Gegenbild der mächtigen Bußbewegung, die in Ephesus entstanden war (V. 17 ff.) und von der die Lektion vom 13. April berichtet hatte.

V. 24 schildert zunächst den Ursprung des Aufruhrs und die unreine Triebfeder des Eigennutzes, woraus er hervorging. Nicht geringen Verdienst, da die vielen Fremden, die das berühmte Ephesus besuchten, fast immer eines jener Bilder zum Andenken mit nach Haus nahmen, mit deren Verkauf sich Demetrius vielleicht gleichzeitig auch noch neben ihrer Anfertigung als Großhändler befaßte. Jetzt sieht er seine Geschäftsinteressen verletzt, seinen Gewinn bedroht, weil der Absatz nicht mehr so stark war.

V. 25. Versammelte er, so konnte er leicht die Hunderte, die von diesem Gewerbe lebten und mehr oder weniger theils von ihm selbst abhängig, theils mit einander durch gemeinsame Zunftvortheile verbunden waren, gegen den Apostel aufregen und auf kluge Weise durch künstliches Schüren der Unzufriedenheit zugleich für seine eigenen Zwecke bearbeiten und ausbeuten. Großen Zugang, damit ist nicht sowohl der reichliche Fremdenverkehr selbst, als der daraus fließende große Verdienst und Wohlstand gemeint.

V. 26. Es sind nicht Götter u. s. w., d. h. die Götzenbilder sind keine wahren Götter; so hatte er auch schon in Athen gepredigt (vgl. Kap. 17, 24. 25 und Lektion vom 2. März). Jedenfalls sieht man daraus, daß diese Predigt auch hier in Ephesus viel gewirkt haben muß, wenn man es schon in den Kassen der Götzenfabrikanten spürte, und in sofern ist dies ein unwillkürliches, anerkennendes Zeugniß für den Apostel selbst aus seiner Feinde eigenem Munde.

V. 27. Hatte Demetrius bisher ganz ehrlich und offen gestanden, daß die Verluste an Geld ihn so feindlich gegen Paulus stimmen, so will er nun diesen nackten Egoismus, damit er nicht gar so ordinär und materiell interessirt erscheine, beschönigen durch den Anstrich, als gälte es die Ehre der Vaterstadt, ja sogar der Religion und als sei es ihm nur darum zu thun, diese zu retten. Wie oft muß auch heute noch Kirche oder Politik und Patriotismus die Blößen des Eigennutzes decken! Das „wird für nichts geachtet", eigentlich: abgeschätzt, ist übrigens eine große Uebertreibung und grobe Entstellung der Wahrheit, wie er ja auch bei dem Ausdruck „der ganze Weltkreis" den Mund etwas gar zu voll nimmt. Aber eben dies ist die wohlberechnete Kunst schöner Redensarten und einer geschickt angelegten Wühlerei. Freilich hatte er im Grunde auch hier nach Jes. 42, 8 ganz wider seinen Willen völlig Recht.

V. 28. Da sie das hörten, obwohl alle diese hohen Worte blos hohle Phrasen waren, zündeten sie doch; denn es gab dort und giebt eben auch heute überall noch leicht erregte, gedankenlose und fanatische Menschen genug, die blindlings nachschreien, was ihnen irgend ein gewandter Rädelsführer und Volksredner predigt, auch wenn es noch so dumm und noch so falsch wäre. Und nun beginnt nach der inneren Geschichte des Hergangs auch die frisch aus dem Leben gegriffene Schilderung seines weiteren äußeren Verlaufs.

V. 29. Das Getümmel wächst immer weiter und ergreift zuletzt die ganze Stadt, so unlauter der Anfang der Erregung war, so unsinnig ist ihr Fortgang. Das Fünklein, von Demetrius geschürt, wird zur Flamme und lawinenartig wälzt sich die aufgeregte wüthende Menschenmenge durch die Gassen, dem großen freien Platz vor dem Theater zu, wo eine Volksversammlung stattfinden soll. Der Sturm bricht immer gewaltiger los, trifft aber zunächst nur die beiden Gefährten des Paulus, die mit ihm aus Macedonien nach Ephesus (Kap. 20, 4) gekommen waren.

V. 30. Ließens ihm die Jünger (neubekehrten Christen) nicht zu; offenbar eine besondere Fügung Gottes, der Paulum noch zu Größerem aufsparen wollte und jetzt vor der drohenden Gefahr noch schützt, der er selbst muthig entgegengehen wollte.

V. 31. Selbst die Heiden müssen zu seiner Rettung wenigstens mittelbar noch mithelfen durch ihren guten Rath, sich nicht öffentlich zu zeigen; dies und daß sie *dem Paulus befreundet* waren, spricht jedenfalls für ihren edlen Charakter, wie für den des Apostels selber, daß er seine Genossen nicht allein leiden oder gar dem Tod preisgeben wollte. Doch hatte seine Stunde noch nicht geschlagen und zum Märtyrtod hinzudrängen sollte und wollte er sich nicht.

V. 32. Die Verwirrung erreicht ihren Gipfel, die Meisten der Mitschreier wissen gar nicht mehr, was sie eigentlich wollen, warum sie hier sind und was sie nun thun sollen.

V. 33 u. 34. *Hervorstießen*, eigentlich: vorschoben, nicht blos aus der Volksmenge heraus, sondern auch zum Vorwand; er sollte alle Schuld von den Juden weg auf die Christen schieben, kommt aber mit seiner beabsichtigten Schutzrede für sein Volk nicht zum Wort.

b) Der weise Rathschlag (V. 35—20, 2).

V. 35. *Gestillt*, beschwichtigt, *hatte*; nachdem der Pöbel sich müd und heiser geschrieen, kommt ein vernünftiger Mann auf den Platz, vor dessen amtlicher Stellung er doch noch einigen Respekt hat, ihm gelingt es in dem Tumult Ruhe zu schaffen

V. 36. *Weil nun das unwidersprechlich ist*, in dem V. 35 ausgesprochenen Lobe der Stadt wegen ihrer, freilich falschen Religiosität hat er allerdings ebenso Recht, wie Paulus einst in Athen mit derselben Anerkennung (Kap. 17, 22, Lektion vom 2. März); zugleich ist aber diese freundlich gewinnende und ruhige Anrede auch sehr klug gewählt, sie schmeichelt ihrem Patriotismus und Nationalstolz.

V. 37. Nun aber nimmt er auch die Apostel kräftig in Schutz und deutet namentlich an, daß ihnen keine Verspottung oder Verhöhnung der heidnischen Religion und ebensowenig ein Tempelraub, also keinerlei politisch strafbares Vergehen vorzuwerfen sei. Denn Paulus wird sich, wie in Athen und Korinth, so auch hier und überall jeder kränkenden Angriffe auf die falschen Religionen enthalten haben, wogegen auch Kap. 14, 15 nicht spricht. Er brauchte gegen die Götzen keine ungesetzlichen Mittel, noch weniger fleischliche Waffen und weltliche Gewalt, beschimpft sie auch nicht, sondern predigt Christum, dann fallen sie ganz von selbst.

V. 38 u. 39 Ungerechte Angriffe duldet der römische Stadtpräfekt nicht, etwaige gerechte Klagen und Ansprüche verweist er vor die ordentliche Obrigkeit mit ihren *Gerichtstagen* und *Gerichtsdienern* oder auch vor eine „*ordentliche Gemeinde*", d. h. eine gesetzliche rechtmäßige Volksversammlung. Also auch die Christen sollen den Schutz der heidnischen Obrigkeit und den Segen ihrer Gesetze genießen, denen sie ja auch in Gehorsam unterthan waren.

V. 40. Er droht ihnen schließlich noch mit der Gefahr einer Aufruhrklage vor der römischen Behörde und so gelingt es ihm endlich, die Menge zu entlassen, nachdem der ganze so laut und lärmend in Scene gesetzte Aufruhr so ziemlich resultatlos in beschämender Stille ausgelaufen war; das war der unschädliche Ausgang des gefährlich drohenden Aufstands. So wetterwendisch und unbeständig ist die Menge und so bald läßt sie ihre Götzen wieder fallen, wenn ihr ein einziger besonnener Mann mit ruhiger Festigkeit entgegentritt! So schnell das Feuer auflodert, so rasch sinkt's wieder zusammen, so heftig der Sturm getobt und gewüthet, so schnell ist er auch wieder gestillt und Gottes Macht behält den Sieg über die ohnmächtigen Götzen.

Kap. 20, 1. Die Empörung hat aufgehört, der laute Lärm des Kampfes schweigt: Nun erst schickt sich Paulus zum Abschied an. Er flieht nicht feig, er hält Stand, bis der wilde Pöbelhaufe ausgerast hat und die Gemeinde in Ehren und im Frieden verlassen kann, um nun zunächst eine Rundreise nach Griechenland hinüber zu machen.

V. 2. Lukas, der seit Kap. 16, 40 in Philippi verweilte und erst 20, 6 mit dem *Wir* wieder als Augenzeuge auftritt, geht kurz über die Ereignisse hinweg und faßt sie blos in Ein großes Bild zusammen. Der *3monatliche Aufenthalt* war aber gewiß reich gesegnet.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Verfolgung.

1) Die Ursache. Nichts ficht die Feinde Christi und den Erzfeind mehr an, als wenn das Reich Gottes gedeiht und Gemeinden blühen. Da ergrimmten sie und wollten Schaden thun. Darum sagt auch ein altes Sprichwort: Baut Gott eine Kirche, gleich baut Satan eine Kapelle daneben. Das war also die erste Ursache der Verfolgung — der Zorn Satans und seiner Genossen ob dem Aufblühen der Gemeinde.

Die zweite Ursache heißt — Selbstsucht. Dieser Demetrius hat heute noch gar viele Nachfolger, welche gleich ihm über die Kirche schreien, und aus gleichen Gründen—dem Eigennutz und der Selbstsucht.

2) Die Art und Weise. Man meint, einen der vorlauten Volksschürer zu hören, wenn man dem Demetrius lauscht. Er erfindet ein Losungswort, welches das Volk packt. Und er hat ein Volk vor sich, das nicht denkt, und nicht weiß, warum es zusammengekommen, Anwendung.

3) Die Bekämpfung. Gott der Herr ist der rechte, ächte Streiter, welcher dem Paulus hilft. Aber Paulus thut auch das Seine und entwickelt Muth und Einsicht.

Sonntag, 25. Mai.

Christliche Freigebigkeit.

2 Kor. 9, 1—15.

1. Denn von solcher Steuer, die den Heiligen geschieht, ist mir nicht noth euch zu schreiben.
2. Denn ich weiß euren guten Willen, davon ich rühme bei denen aus Macedonien (und sage): Achaja ist vor dem Jahr bereit gewesen. Und euer Exempel hat viele gereizet.
3. Ich habe aber diese Brüder darum gesandt, daß nicht unser Ruhm von euch zu nichte würde in dem Stück; und daß ihr bereit seid, gleichwie ich von euch gesagt habe:
4. Auf daß nicht, so die aus Macedonien mit mir kämen und euch unbereitet fänden, wir (will nicht sagen ihr) zu Schanden würden mit solchem Rühmen.
5. Ich habe es aber für nöthig angesehen, die Brüder zu ermahnen, daß sie voran zögen zu euch, zu verfertigen diesen zuvor verheißenen Segen, daß er bereitet sei, also, daß es sei ein Segen, und nicht ein Geiz.
6. Ich meine aber das: Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.
7. Ein Jeglicher nach seiner Willkühr, nicht mit Unwillen, oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.
8. Gott aber kann machen, daß allerlei Gnade unter euch reichlich sei, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habet, und reich seid zu allerlei guten Werken.
9. Wie geschrieben stehet: Er hat ausgestreuet und gegeben den Armen; seine Gerechtigkeit bleibet in Ewigkeit.
10. Der aber Samen reicht dem Säemann, der wird je auch das Brod reichen zur Speise, und wird vermehren euren Samen, und wachsen lassen das Gewächs eurer Gerechtigkeit;
11. Daß ihr reich seid in allen Dingen, mit aller Einfältigkeit, welche wirket durch uns Danksagung Gotte.
12. Denn die Handreichung dieser Steuer erfüllet nicht allein den Mangel der Heiligen, sondern ist auch überschwänglich darinnen, daß Viele Gott danken für diesen unsern treuen Dienst,
13. Und preisen Gott über eurem unterthänigen Bekenntniß des Evangelii Christi, und über eurer einfältigen Steuer an sie und an Alle.
14. Und über ihrem Gebet für euch, welche verlanget nach euch, um der überschwänglichen Gnade Gottes willen in euch.
15. Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe.

---

1. Grundgedanke: „Ein Jeglicher nach seiner Willkür, nicht mit Unwillen, oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." (2 Kor. 9, 7.)

2. Zeit und 3. Ort: s. Lektion vom 20. April.

4. Einleitende Bemerkungen: Ueber das Allgemeine bezüglich der Briefe des Paulus vgl. die Lektion vom 20. April. Unser *zweiter* Brief ist zwar noch in demselben Jahr wie der *erste*, aber mindestens 4—5 Monate später, also nicht vor dem Herbst des Jahres 57 nach Christo geschrieben, nachdem in Korinth inzwischen Vieles vorgefallen war, was ihm Herz und Amt gleich schwer machte, namentlich neue Parteistreitigkeiten. Er hatte deßwegen den *Titus* mit einem (uns verloren gegangenen) scharfen Brief an die Korinther, den er unter großer Seelennoth und mit vielen Thränen schrieb (2 Kor. 2, 1—5; 7, 8), vorausgeschickt. Er sollte seinen Rückweg über Macedonien nehmen, wohin auch Paulus selbst reiste, nachdem er Ephesus verlassen (1 Kor. 16, 5) und ihn in Troas treffen (2 Kor. 2, 12 ff.), wo sich demselben abermals eine neue Thüre zur Wirksamkeit öffnete und ihm dorthin Nachrichten über die von ihm angetroffenen Zustände in Korinth bringen. Als er dort nicht eintraf, ließ sich auch Paulus selber nicht lange halten sondern reiste nach Philippi weiter. Erst dort trafen beide zusammen und Titus konnte doch im Ganzen befriedigendere Nachrichten bringen. Das von ihm überbrachte Schreiben hatte mächtig gewirkt, die Mehrzahl der Gemeinde erklärte sich für den Apostel (2 Kor. 2, 6; 7, 11), nur ein Theil steht ihm noch mit dem alten Trotz gegenüber (10, 7). Die Widerlegung der von diesen Feinden erhobenen Vorwürfe gegen Paulus wegen seiner Schwäche und Unbeständigkeit (wahrscheinlich in Folge der Aenderung seines ursprünglichen Reiseplanes nach 1 Kor. 16, 15 ff.), aber auch wegen seiner Ruhmredigkeit und seines Stolzes auf sein apostolisches Ansehen u. s. w. bildet den *einen Hauptzweck* unseres *Briefes*. Er will darin die Gemeinde wieder so weit beruhigen, daß er, wenn er nun selbst zu ihr kommt, nicht mit Strenge zu verfahren braucht, sondern seine bloße Anwesenheit auch schon eine mildere Begegnung zum gewünschten Ziel des Friedens und eines erneuerten liebevollen Verkehrs mit ihr kommen läßt, was ihm auch nach Röm. 15. 18—23 zu schließen, wirklich gelungen zu sein scheint.

Ein zweiter Hauptzweck derselben war aber auch die Besorgung einer Collecte für die arme Muttergemeinde in Jerusalem, wie sie schon 1 Kor. 16, 1 ff. angeordnet worden war. Auch diese

sollte Titus sammeln und den Ertrag dem Apostel mitbringen, vrgl. 2 Kor. 8, 16 ff. Von ihr handelt Paulus im ganzen 8. u. 9. Kapitel unserer Epistel. Er reizt mit dem Beispiel der fleißigen Macedonier (8, 1 6) die reichen Korinther (8, 7—9) ernstlich damit voranzugehen (8, 10—15). Es gelte jetzt rasch (9, 1—5), reichlich und willig zu geben (9, 6. 7) im Aufblick auf Gott (9, 8. 11), der die Wohlthat segnet (9, 12—15). Mit diesem Gegenstand beschäftigt sich nun eingehend unsere Lektion. Ueber Macedonien und Achaja (Griechenland) siehe die Lektion am 13. April.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die eifrigen Geber (V. 1—5).

V. 1. Die Steuer, die den Heiligen geschieht, lag dem Apostel sehr am Herzen, denn Paulus will trotz der vielfachen Zerwürfnisse und Feindschaft, die er auch in Korinth von Seiten der juden-christlichen Parthei und ihrer Eiferer, die ihn als Eindringling verfolgten und seine volle apostolische Autorität und Gleichberechtigung mit den Zwölfen nicht anerkennen wollten, zu erfahren bekam, dies die Stammgemeinde in Jerusalem nicht entgelten lassen. Gerade im Wohlthun gegen sie sieht er ein Liebesband, das auch die Heiden-Christen mit ihr verknüpft vrgl. Röm. 15, 27. Insbesondere aber will er den Korinthern gerade auf diese wiederholte Bitte sein wiederhergestelltes volles Vertrauen (7, 16) zeigen, womit er auch ihnen diese Sache dringend ans Herz legt. Ist mir nicht noth, euch zu schreiben, denn theils hat er diese Dinge schon im ersten Briefe besprochen (Kap. 16), theils im vorangehenden Kapitel bereits das Nöthige darüber gesagt, sowohl, was die Grundsätze im allgemeinen betrifft, wonach er diese Collekte beurtheilt und vollzogen zu sehen wünscht, theils was die Art und Weise ihrer Betreibung im Einzelnen und die dazu von ihm berufenen Männer angeht.

V. 2. Euren guten Willen, die Bereitwilligkeit und Geneigtheit zu geben. Bei denen aus Macedonien, unter denen er sich eben jetzt befindet (Apstg. 20, 1) in Philippi selbst, oder auch vielleicht in Thessalonich. (Ueber diese beiden Städte s. die Lektion am 10. und 24. Febr.) Achaja, die ganze römische Provinz dieses Namens, die etwa den Umfang des heutigen Königreichs „Griechenland" einnahm. Wenn Paulus in dieser Weise von diesem ganzen großen Lande reden kann, so setzt das offenbar voraus, daß damals das Evangelium schon ziemlich weit und allgemein daselbst verbreitet war. Vor dem Jahr, d. h. schon in dem Jahr vor Abfassung des Briefes zeigte sich diese ihre Freigebigkeit (vrgl. Kap. 8, 10). Hat Viele gereizt, zu gleichem Wohlthun angespornt, obwohl er eigentlich nach Kap. 8, 4 und 1 Kor. 16, 1 diese ärmeren macedonischen Gemeinden nicht in Anspruch nehmen wollte.

Sehr treffend bemerkt hiezu ein alter Ausleger: „Die Gefahr der Kaltsinnigkeit erfährt jeder im Lauf seines Christenthums, darum ists gut, daß Gott uns durch Andere aufweckt." Diese Kunst gegenseitiger Förderung im Guten verstand aber Paulus ganz vortrefflich: Die Korinther ermuthigt er durch das Beispiel der Macedonier (8, 1 ff.), die Macedonier durch das der Korinther (8, 19).

V. 3. Diese Brüder, außer Titus selbst, die ihm für diesen Zweck speciell als Gehilfen mitgegebenen Reisebegleiter (8, 6. 16. 18. 22), um durch deren Dasein jeden etwaigen Verdacht (vrgl. 8, 20) und üble Nachrede gegen den Apostel abzuschneiden. Wer diese Genossen waren, ist nicht ganz sicher auszumachen: Einige denken an Lukas, Andere an Aristarchus oder an Tychikus und Trophimus. Unser Ruhm (Rühmen, Loben und Anerkennen) von Euch, womit ich den hohen Stand eures Christenthums gepriesen habe, s. Kap. 7, 4. Von euch gesagt habe, nehmlich soeben V. 2.

V. 4 geht auf seinen früheren Reiseplan (1 Kor. 16, 5 ff.), wonach er den kommenden Winter bei den Korinthern zubringen will; die Macedonier, von denen er redete, sind Geleitsmänner, die er aus den dortigen Gemeinden, seinem gegenwärtigen Aufenthaltsort, mitbringen will (Röm. 15, 24). Er fürchtete, wenn jene denn nicht gerüstet wären zur Collekte, so müßte er der schon so zuversichtlich davon gesprochen, sich dann schämen, als hätte er blos in eitler Großsprecherei mit ihrer Gutherzigkeit geprahlt, obwohl ja eigentlich nicht er, sondern sie selbst die Schuld daran trügen, wenn es blos bei leeren Worten bliebe, statt zu edlen Thaten zu kommen.

V. 5. Zu verfertigen, vollständig fertig zu stellen und in Ordnung zu bringen, diesen zuvor (schon seit einem Jahre V. 2) versprochenen Segen, d. h. die Collekte, zu der ihr euch damals schon bereit und willig gezeigt habt. Sie sollen also voraus gehen und die Sammlung soweit betreiben, daß Paulus den Betrag dann schon vorfindet und gleich selber mit nach Jerusalem nehmen kann. Ihre Gabe nennt er einen Segen (eigentlich: Dank), sofern sie gerne und freiwillig aus einem Gott liebenden und lobenden, freudig dankbaren Herzen (V. 7) kommt. Sie ist dann nicht blos ein Segen für die Empfänger, sondern auch für die Geber selbst als durch Gottes Gnade gewirkt (8, 1) und auf sie als Lohn göttlicher Vergeltung reichlich zurückfließend, der Alles wiedererstattet und mehr als zurückgiebt, was man in seinem Dienste geopfert und für sein Reich gethan, gegeben, gelitten und gearbeitet hat. Im anderen Fall aber, wenn ungern geschenkt wird, nur um sich einer sauren Pflicht zu entledigen und sich mit einer unwillig anerkannten Verbindlichkeit, um die man Schanden und Ehren halber nicht herumkommen kann, abzufinden, nennt er es mit Recht Geiz oder Geldliebe, die am liebsten den Betrag für sich selbst behielte, wenn man nur könnte um der Leute willen sich dem Opfer entziehen und die darum auch so sorgsam und kärglich als möglich giebt. Denn des Geizes Art ist es ja, die Spende so kurz als möglich bemessen und auch dann nur aus Zwang, nicht aus Liebe zu geben. Auch dies ist Eigennutz und Habsucht, so gut als wenn man das Seine unrechtmäßig erwirbt, man will es eben auch dann mindestens dem Andern nicht gönnen oder lassen, nimmt und entzieht es ihm wenigstens innerlich im Herzen.

b) Das richtige Geben (V. 6—14).

V. 6. Paulus handelt in diesem Abschnitt zuerst von dem rechten Sinn des Gebens, dann weist er hin auf Gottes Macht, allezeit die dazu nöthigen Mittel uns zu gewähren und endlich erinnert er auch noch an den Segen, der mit solchem Wohlthun verknüpft ist, was ihn zum Schluß noch an Gottes reichste und edelste Gabe in Christo gedenken heißt, die ebendamit auch zur größten Dankbarkeit und Opferwilligkeit in thätiger Nächstenliebe verpflichtet. Die Mahnung zum reichlichen Geben begründet er durch Hinweis auf den ähnlichen Spruch in Spr. 11, 24 ff., 22, 8 ff. Nur wer Segnungen giebt, darf auch wieder Segnungen erwarten und zwar in gleichem Maßstab; bei geringer Gabe giebt es auch einen durch eigene Schuld verringerten Gnadenlohn, denn Gott ist nicht blos barmherzig, sondern auch gerecht.

V. 7. Indessen kommt es nicht blos auf das reichliche Geben allein an, es muß auch ein williges sein, d. h. nicht blos ein freiwilliges, ungezwungenes, sondern eines mit Lust und Liebe. Nach Willkühr, nach freier herzlicher Selbstbestimmung, so wie's Einem ums Herz ist, nicht mit innerer Unlust und Widerwillen, noch auch aus blos äußeren Rücksichten oder gar mit gewaltsamer, sei's auch nur moralischer Nöthigung, z. B. durch Ueberredung und Drängen, dem man schließlich nachgeben muß, nur um Ruhe zu bekommen. Noch schlimmer freilich ist der Zwang, den man oft durch gegenseitiges Ueberbieten und Steigern in der Größe der Gaben ausübt, weil dies meist nur aus Eitelkeit und Ehrgeiz hervorgeht.

V. 8. Allerlei Gnade, damit meint er irdische Gaben und Segnungen, die uns Gott zufließen läßt, damit wir Anderen damit wohlthun können. Er giebt uns so viel, daß wir nicht blos für uns selber volles Genüge haben, sondern auch Anderen noch davon schenken und mittheilen können und also auch sollen. Was wir Armen zufließen lassen, macht uns selbst nicht arm, sondern reich. Diesem Spruch verdankt das Waisenhaus zu Halle seine Stiftung durch A. H. Francke.

V. 9. Wie geschrieben steht nehmlich Ps. 112, 9. Es ist dieß eine Verheißung an den Frommen und Gerechten, dem der Segen Gottes nie fehlt, so daß er immer wohlthun kann. Seine Gerechtigkeit d. h. sein auf Frömmigkeit und namentlich auch auf Wohlthun (Spr. 10, 2) beruhendes Glück bleibet in Ewigkeit, es mangelt ihm also, wie schon V. 2 des Psalms sagte, nie daran.

V. 10. Hier bezieht sich Paulus wieder auf zwei Sprüche des Alten Testaments, zuerst auf Jes. 55, 19, wobei der Gedanke der ist: Was Gott im Haushalt der Natur (vrgl. Pred. 4, 8) fortwährend thut, das wird er ebenso gewiß auch in dem Reich seiner Gemeinde thun, und dann auf Hos. 10, 12, woraus der letzte Ausdruck unseres Verses genommen ist.

V. 11. Durch Gottes Gnade und Segen sollen sie in doppelter Weise reich gemacht werden, einmal äußerlich, daß sie immer genug Mittel zum reichlichen Wohlthun an Andern haben (V. 9), dann aber auch innerlich, daß sie selbst wachsen an Früchten des Geistes und einen reichen Ertrag (V. 6) daran haben. Und zwar hebt Paulus dabei ganz besonders die Einfältigkeit des Sinnes hervor, die auch bei geringen Mitteln doch nicht ängstlich rechnet, sondern gerne giebt und die er namentlich an den ärmeren Macedoniern anerkannt hat (8, 1 ff.), welche er den reicheren Korinthern als Muster vorstellt. Durch uns, die wir die Collekte angeregt haben und besorgen, wirkt sie von Seiten ihrer Empfänger Danksagung Gotte (gegenüber, ihm geleistet).

V. 12. Erfüllet nicht allein den (leiblichen) Mangel, bei dem auf Palästina lastenden schweren Druck (Apstg. 19, 20), so daß ihnen aus dieser äußeren Noth geholfen wird, sondern diese mildthätige Gesinnung wird ihnen auch innerlich zum Segen, sofern dadurch jene Judenchristen in Jerusalem zu der Anerkenntniß gebracht werden, daß auch die gläubigen Heiden-Christen in fernen Ländern ihre Brüder in Christo sind, die ihrer fürbittend und helfend gedenken. (Anwendung für die Mission.) Durch diesen augenscheinlichen Thatbeweis ihrer werkthätigen Liebe mußte das große Mißtrauen und die vielen Vorurtheile gegen sie in der Urgemeinde zu Jerusalem am besten, einfachsten und sichersten überwunden werden.

V. 13. Ueber eurem unterthänigen Bekenntniß, d. h. sie sehen an der reichlichen Spende, wie ernst es euch mit dem willigen Gehorsam unter das Evangelium ist, zu dem auch ihr euch als gläubiggewordene Christen bekennet. Sie ist ihnen eine Gewährleistung eurer lauteren liebevollen Gesinnung gegen alle euch fremde und persönlich unbekannte Glieder einer entfernten Gemeinde.

V. 14 wird endlich noch ein wichtiges und wirksames Bindemittel genannt, nehmlich die gegenseitige Fürbitte zwischen Gebern und Empfängern, ein Vorbild der einstigen vollkommenen Zusammengehörigkeit aller Gläubigen im Himmel (Joh. 11, 52).

c) Die unaussprechliche Gabe V. 15 ist natürlich das ganze Gnadengut, das in Christo Jesu geschenkt ist (Joh. 3, 16; 4, 10; Röm. 5, 15; Hebr. 6, 4). Mit diesem lobpreisenden Ausruf kehrt der Apostel wieder zum Anfang Kap. 8, 1 zurück: mit Gottes Gnade hat er begonnen und mit Gottes Gabe schließt er ab; sie ist Ziel, Zweck und Ende von Allem. Nachdem er so lange von ihrer Liebe gegen die Brüder geredet hat, weist er ganz absichtlich nur noch mit vielsagender Kürze hin auf die noch viel größere Liebe Gottes gegen uns, womit er uns und allem unserem Liebeserweis zuvorkam und die dessen tiefste Quelle ist und seine lebendigste Wurzel und kräftigste Triebfeder bleiben muß.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

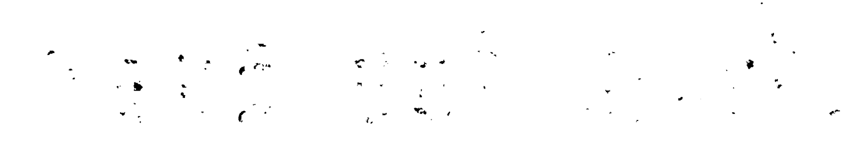
(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Wir folgen obiger Eintheilung und sprechen: 1) Von den eifrigen Gebern 1—5; 2) Ueber das richtige Geben 6 14; 3) Von der unaussprechlichen Gabe 15.



Kinderfrohsinn.

Ein Lied ohne Worte.





Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. Juni 1884. Sechstes Heft.

Pfingstgebet.

Laß den heil'gen Sturm erbrausen,
Dem der Tempel einst gebebt!
Ach! die Ruhe macht mich grausen,
Die die Herzen weich umwebt!
Bei der Lüfte sanftem Säuseln,
Die so lind die Fluthen kräuseln,
Schliefen, Herr, die Deinen ein:
Brich mit deinem Sturm herein!

Komm', ach komm' mit Feuerflammen,
Wie du kamst in alter Zeit!
Schmelz' die Seelen eng zusammen,
Die im Glauben sich entzweit!
Wecke der Begeistrung Gluthen,
Daß die Herzen flammend fluthen,
Und in Liebe dir die Welt
Gläubig sich zu Diensten stellt.

J. S.

Blauer Dunst, Knalleffekt und neue Theologie.

Editor.

Der geneigte Leser erlaube mir, mit einer Erinnerung aus der Waldensergeschichte zu beginnen.

Am Südabhang der Alpen hatte sich, so wird erzählt, eine Anzahl dieser Glaubenshelden von einem Hochthal ins andere vor ihren Verfolgern zurückgezogen, bis sie hoch oben im Gebirg in einer unzugänglichen Schlucht Zuflucht gefunden, woselbst ihnen Niemand etwas anhaben konnte, denn der einzige, fast unpaßbare Pfad wurde von den kühnen Männern todesmuthig vertheidigt.

Solches ereignete sich zu Anfang der sogenannten neuen Zeit. Man hatte das Schießpulver erfunden und bereits die ersten Kanonen gegossen. Als nun alle Versuche der Angreifer, den hinter dem GebirgVerschanzten beizukommen, nichts fruchteten, kam ein „Kluger" in Ueberschätzung der Pulver- und Kanonenkraft auf den Gedanken, die Berge einzuschießen und so die Waldenser ihres Schutzes zu berauben.

Gesagt, gethan. Von Turin schleppte man zwei ungeheure Feldschlangen herbei und begann die Alpen zu beschießen. Die Feinde der gehetzten Glaubenshelden jubelten, denn sie hielten das Geschütz für so eine Art Allmacht. Zaghafte Freunde in den Thälern zitterten ob dem möglichen Ausgang. Jedoch die Feldschlangen donnerten Tage und Wochenlang darauf los, ohne auch nur eine merkliche Spur an den Bergwänden zu machen. Gletschereis und Schnee kollerten zwar in großer Menge zu Thal, loses Steingeröll rutschte ab; aber die Felsmassen des Gebirgs blieben unerschüttert. Die Knaben der Thäler freuten sich ob den Geschützsalven und liefen auf viele Meilen herbei, um es „knallen" zu hören und den Pulverdampf zu sehen; aber dabei blieb es auch. Der Grundstock des Gebirgs steht heute noch wie vor vierhundert Jahren.

An diese Geschichte erinnere ich mich jedesmal, so oft von einer neuen (?) Entdeckung in der Theologie die Rede ist, oder auch von der Nothwendigkeit (!) etwas Neues in derselben zu entdecken. Entdeckungsreisende auf diesem Gebiete waren nie selten, so daß die „Neuesten" sich durchaus nicht schmeicheln dürfen, zuerst dagewesen zu sein. Auf fast alle Punkte der biblischen Wahrheit hat beinahe zu allen Zeiten irgend ein „neuer" Theolog los gefeuert, und immer wieder stellen die Allerneusten dergleichen Versuche an — mit genau denselben Resultaten: die Welt hatte den Knalleffekt und den blauen Dunst; die alte Gotteswahrheit aber blieb und bleibt

unerschüttert und hat sich immer noch, trotz all dem oft angestellten Lärm bei genauer Untersuchung als die beste Philosophie bewiesen.

Die Versöhnungslehre, welche zu allen Zeiten, und auch in der neuesten wieder, so viele Angriffe erduldet, hat z. B. trotz aller Klügelei noch Niemand besser dargestellt, als es von der heiligen Schrift geschieht, wenn sie sagt: Gott war in Christo, und versöhnte die Welt mit ihm selber. Ueber die Auferstehung des Leibes hat noch kein christlicher oder nichtchristlicher Weise auch nur entfernt so philosophisch Wahres gesagt, als Christus und seine Apostel. Die alte und schon so gar oft angegriffene Lehre von der ewigen Verdammniß der Gottlosen ist heute noch nicht im mindesten logisch widerlegt. Es ist immer die gleiche Wiederholung vom Pulverdampf und den unerschütterten Bergen.

So lange die Angriffe auf den Grundstock biblischer Wahrheit von ungläubiger und rationalistischer Seite aus geschehen, sind sie für das christliche Volk nicht besonders bedenklich; gehen dieselben jedoch von evangelischer Seite aus, wird heute die und morgen eine andere biblische Wahrheit von solchen Kanzeln aus, die das Heil in Christo verkündigen, in den Kreis menschlicher Spekulation gezogen, so muß Verwirrung und Schaden entstehen, denn es entquillt demselben Munde Irrthum und Wahrheit und das Volk hat im allgemeinen nicht die scharfe Unterscheidungsgabe, in solchem Falle beides auseinander zu halten. Die deutsche evangelische Kanzel ist in dieser Beziehung im Ganzen frei, denn sie giebt sich nicht mit solchen Spekulationen ab. Was von deutscher Seite aus an der biblischen Wahrheit nach dieser Richtung gesündigt wird, geschieht von anerkannten Rationalisten und Ungläubigen, gegen die man das christliche Volk schon von vornherein wahren kann. Aber die hierzulande übliche Gedankenfreiheit, das häufige Predigen und der Reiz der Neuheit hat schon gar manchen sonst fest auf dem Heilsgrunde stehenden amerikanischen Prediger verleitet, sich solche „neue" theologische Sachen aus dem rationalistischen Lager herüber zu holen, um damit seine Zuhörer ins Staunen zu setzen. Daß es dabei, wie manchmal behauptet wird, lediglich auf Knalleffekt abgesehen ist, möchten wir nicht constatiren, denn die Motive eines ehrlichen Mannes sind uns unantastbare Güter; aber höchst bedenklich sind solche Mißgestaltungen einzelner biblischer Wahrheiten auf evangelischen Kanzeln immerhin.

In jüngster Zeit sind nun in diesem Lande Gelehrte, welche sich einer außerordentlichen Erleuchtung rühmen, zur Ueberzeugung gekommen, daß nicht allein einzelne Sätze der rechtgläubigen Theologie, sondern dieselbe in ihrer Gesammtheit einer Umgestaltung bedürftig sei. Sie fordern eine „neue Theologie", ein Ausdruck, der von unserm Standpunkt aus nichts sagt, weil das in demselben gebrauchte Eigenschaftswort das Hauptwort aufhebt. Diese Forderung wird gegründet auf den Fortschritt der Natur- und anderen Wissenschaften, auf die Kultur der civilisirten Menschheit, welche die „Härten" des Bibelglaubens nicht mehr ertrage, auf die Anforderungen des literarischen Sinnes unserer Zeit und dergleichen mehr.

Auch dieses Ansinnen ist nichts weniger als neu, denn der alte, zu Grabe gegangene deutsche Rationalismus hat es schon vor hundert und mehr Jahren gestellt; es war die Losung der darauf folgenden Lichtfreunde, und der heutige Protestantenverein hat es auf sein Banner geschrieben. Rationalismus und „Lichtfreunde" bluteten sich an dieser „modernen" Theologie zu Tode. Die uralte Theologie des Alten und Neuen Testamentes aber blieb fest und unerschütterlich. Der Protestantenverein fristet sein Leben mittelst der deutschen Staatskirche und der Entchristlichung der Massen; bringt aber die Erschütterung der biblischen Theologie auf wissenschaftlichem Wege auch nicht zu Stande.

Diese „neue Theologie" ist somit weder Theologie noch neu. Man könnte solche Theorien vielleicht „Auflösungstheologie" heißen.

Letzten Winter hat der berühmte und gläubige Redner Dr. Joseph Cook mehrere aufeinander folgende Vorträge gehalten, welche sämmtlich die Ueberschrift: „Die neue Theologie" trugen. Sehr gespannt darauf, wie der von uns hochgeschätzte Mann dieses Thema anfassen und behandeln würde, haben wir jeden dieser Vorträge nicht einmal, sondern zweimal bedächtig durchgelesen und glauben die Orationen begriffen zu haben.

Dieselben enthalten, wie von dieser Quelle nicht anders zu erwarten steht, selbstverständlich viel Ausgezeichnetes.

Wenn der große Redner jenes Ansinnen der „neuen Theologie" als gänzlich unberechtigt hinstellt, wenn er die biblischen Theologen auf die bedeutende Kluft zwischen Lehre und Praxis hinweist und hier Reform fordert, wenn er uns sagt, daß auch die neue Theologie Befreiung von Sünden predigen, auf biblischer Autorität gegründet sein, in Harmonie mit sich selbstverständlicher Wahrheit stehen und Missionseifer zu erwecken habe, so kann man sich nur damit einverstanden erklären. Jedoch — all dies ist eben nicht neue Theologie.

Wenn er uns aber sagt, die Theologie, und namentlich die Form, die Ausdrücke derselben bedürfen einer Neuanordnung (readjustment), weil wir eine Religion für die ganze Welt, nicht bloß für eine Nation oder eine Sekte haben

müssen; weil die vergleichende Religionsgeschichte und die biblische Kritik vorgeschritten seien; weil die Uebersetzungen des alten und neuen Testaments revidirt worden; weil das individuelle Urtheil selbstständiger und reifer sei, weil die exakten, psychologischen und ethischen Wissenschaften avancirt seien; weil die Materialisten und Agnostiker agressiv verfahren u. s. w.: so ist dies weder neu, noch unbedenklich.

Es ist nicht neu, denn es erinnert lebhaft an die alte Vermittlungstheologie, die heutzutage beinah verwischt ist.

Es ist nicht unbedenklich, denn was soll denn eigentlich in der biblischen Theologie auf breitester Grundlage, auf welcher der gefeierte Redner steht, neu angeordnet werden? Etwa das Apostolische Glaubensbekenntniß: „Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde. Ich glaube an Jesum Christum seinen eingebornen Sohn. Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche u. s. w." Oder ist die biblische Theologie etwa nicht von Anfang an für die ganze Welt geschaffen? Kommt sie denn nur zu den Juden, bloß zu den Griechen oder allein zu den Engländern?

Wir wollen ja zugeben, daß die Bekenntnisse der Einzelkirchen und Schulen da und dort der Verbesserung bedürftig sind. Aber die Grundgedanken ächter biblischer Theologie brauchen keine Neuanordnung, denn sie stehen fest, und nur biblische Theologie hat ein Recht das Substantiv Theologie zu gebrauchen. Sie bedarf weder der Erneuerung noch der Wiederanordnung, am wenigsten deßhalb, weil sie nöthig hätte, sich abzuquälen in Uebereinstimmung zu kommen mit dem, was da und dort von der exakten Wissenschaft ans Tageslicht gefördert wird, und weil es ihre Aufgabe wäre, vom philosophischen Standpunkt aus die Wahrheiten der Schrift mathematisch zu beweisen.

Letzteres hat sich immer als verkehrte Methode bewiesen. Man kann den Supernaturalismus nicht beweisen wie eine Rechenaufgabe, und wer es je unternommen, der hat, und sei es auch der größte Geist, der gläubigste, ehrlichste Mann, bisher immer Fiasko gemacht. Weder durch die Natur noch durch die Geschichte ist an und für sich die Existenz und Persönlichkeit Gottes mathematisch nachzuweisen. Diese Offenbarungen Gottes — Schöpfung und Vorsehung — mögen dem Aufrichtigen Führer zu Gott werden, und stärken den Glauben des Christen, mathematische Beweise für Gotteswahrheiten liefern sie nicht. Wenn nichts anderes hinzukommt, werden die Thoren, die da sprechen, es ist kein Gott, durch die Betrachtung der Natur noch lange nicht zu Weisen (siehe Röm. 1), und wir mögen uns auf diesem Wege eine ganze Lebenszeit abmühen, ohne gottentfremdete Menschen zu Gott zu führen, während unsere Bemühungen allerdings Bedeutendes zur Glaubensstärkung gläubiger Christen beitragen werden.

Aber sollen wir denn auf blinden Auktoritätsglauben (Köhlerglauben) dringen, der Apologetik ganz entsagen und einfach sprechen, so stehts geschrieben und damit fertig, ohne Gründe unseres Glaubens anzugeben?

Mit nichten. Die Apologetik hat ihre hohe Berechtigung. Nur müssen wir sie vom rechten Standpunkt aus üben, nämlich vom Standpunkt geoffenbarter, biblischer Wahrheit. Anstatt auf den Standpunkt der Wissenschaft zu treten und von demselben aus zu sagen: „Hier und mit den Waffen der Wissenschaft beweise ich die Wahrheit des Christenglaubens auf streng philosophischem Wege," gilt es, sich auf Grund der Schrift zu stellen und mit der Bibel in der Hand unter die Leute zu treten und zu sagen: Ich beweise erstens, daß alle ächte Philosophie nicht im Widerspruch steht mit der Bibelwahrheit, und zweitens, daß die Behauptungen der falschen Philosophie an diesem Fels zerschellen.

Nur so werden wir, nur auf diesem Wege ist die biblische Theologie weiter gekommen. Mit der Schrift in der Hand und im Herzen, und mit dem Gewissen der Menschen als Ziel werden wir ungleich mehr erringen, als mit allen Appellationen an den reinen Menschenverstand. Denn im letzten Grund ist der Zweck einer ächten Apologetik doch nicht irgend einen Grundsatz oder eine These oder eine kirchliche Einrichtung zu bestätigen, sondern die Seelen zu dem seligmachenden, lebendigen Glauben an Christum, den Sohn Gottes zu bringen. Wendet man dagegen ein, daß eben vorerst viele Vorwerke zu nehmen, daß ein Riesenkampf mit Gegnern zu fechten, welche keinen Pardon geben, und deßhalb der streng philosophische Beweis zu führen sei, so ist zu antworten: „Gerade diese Vorwerke werden am ehesten genommen, der Riesenkampf am besten gefochten, wenn man auf der Schrift stehend mit derselben den Beweis führt. Denn nach allem wird der Unglaube nur dann glücklich überwunden, wenn ein Herz und ein Gewissen nach dem andern sich von demselben losreißt. Der objektive und subjektive Grund des Glaubens muß neben einander gehend gehandhabt werden, denn das Christenthum ist positive Religion, und es bleibt ewig wahr, was der himmlische Meister sagt: „So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede."

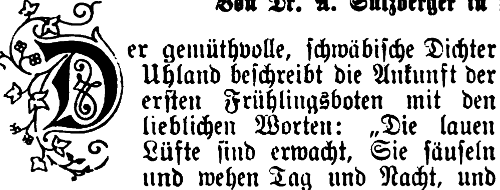
Wie Daniel.



Sei, wie einstens Daniel,
Stehe fest beim Herrn;
Wag es mit getrostem Muth,
Zeuge für ihn gern.

Bilder aus dem Reiche Gottes.

Von Dr. A. Sulzberger in Frankfurt a. M., Deutschland.



Der gemüthvolle, schwäbische Dichter Uhland beschreibt die Ankunft der ersten Frühlingsboten mit den lieblichen Worten: „Die lauen Lüfte sind erwacht, Sie säuseln und wehen Tag und Nacht, und schaffen an allen Enden," und ruft dann in seinem Frühlingsglauben hoffnungsvoll aus: „Nun muß sich alles wenden!" Nicht selten ertödtet aber ein einziger Nachtfrost das kaum erwachte Leben und scheint es dann, als ob der rauhe Winter wiederkehren wolle. Solchen Erscheinungen begegnen wir auch auf dem Gebiete des Reiches Gottes, wo dem Walten und Wirken des heiligen Geistes der störende Einfluß der menschlichen Kurzsichtigkeit und Sündhaftigkeit entgegen tritt, so daß die Frühlingsahnung, wie es in jenem Liede heißt: „Nun muß sich alles wenden" nicht verwirklicht werden kann in dem Grade, wie es der wohlgefällige Gotteswille ist. Daß in unsern deutschen Landen manch schönes Gottesgärtchen grünt und blüht, wer wollte das in Abrede stellen; daß es aber im Ganzen und Großen mit dem religiösen Leben unseres Volkes weit besser stände, wenn dem freien Walten des Geistes nicht so viele Schranken gesetzt würden, dieses kann eben so wenig wie jenes bezweifelt werden. Zum Beleg hiefür, sowie zur Orientirung auf dem kirchlich-religiösen Gebiet unseres Landes möchten wir hier Einiges aus eigener Anschauung mittheilen.

Vor einigen Jahren lasen wir mit Freuden im „Christlichen Apologeten" von den herrlichen Erweckungen, welche gleichzeitig in so vielen Ländern namentlich durch die Heiligungsbewegung hervorgerufen wurden. Von den hervorragenden Männern, welche an der Spitze jener Bewegung standen, wurden u. A. auch die Schriften eines Mannes, welcher die Heiligungslehre einfach und praktisch behandelte, ins Deutsche übersetzt und zahlreich verbreitet. Es traf sich dann, daß einige Geistliche aus Deutschland seinen Versammlungen in England beiwohnten und einen solchen Segen empfingen, daß sie diesen theuren Gottesmann einluden, auch in Deutschland solche Versammlungen abhalten zu wollen. Da dieselben keinen denominationellen, sondern allgemein christlichen Charakter trugen, wurden ihm in Berlin und andern Städten willig die Kirchen geöffnet. Mit einer wunderbaren Salbung des Geistes ausgerüstet, verkündigte er ein freies, volles Heil, nicht nur eine Vergebung, sondern auch eine Erlösung von allen anerkannten Sünden. Während noch vor kurzem diese Lehre einer christlichen Vollkommenheit mit Wort und Schrift als Irrlehre bekämpft wurde, nahm man dieselbe jetzt nicht nur freudig an, sondern es hieß sogar allgemein, was uns dieser Amerikaner verkündiget, ist keine neue, sondern nur eine alte Lehre in neuer Form. Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Laien wurden mächtig ergriffen von diesem seligen Evangelium der Erlösung von Sünden. Ein theologischer Professor soll sogar geäußert haben: „Ich halte es nicht mehr aus, annehmen mag ich diese Lehre nicht (er war ehedem ein heftiger Gegner derselben) und widerlegen kann ich sie auch nicht." Die Trägen wurden angefacht und bekannten: „Das ist gerade, was wir schon längst bedurften"; die Sicheren wurden angefacht und viele von ihnen zum Herrn gebracht. Allenthalben, wohin dieser Evangelist kam, entstand eine große Bewegung, die wie ein Frühlingswind an vielen Orten die Eisrinde starrer Orthodoxie oder des kalten Unglaubens löste. Es war für die Christen Deutschlands eine Zeit der Erquickung von dem Angesicht des Herrn. Außerdem hatten einige hundert Geistliche von dem europäischen Continent das Vorrecht zu einer Heiligungsversammlung nach England eingeladen zu werden, wo sie nicht nur die christliche Gastfreundschaft im reichsten Maße, sondern auch die geistlichen Segnungen auf eine außerordentliche Weise während zehn Tagen genießen durften. Da hatten Alle Gelegenheit zu sehen und zu empfinden, was der Psalmist sagt: Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen. Denn daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich. Die Einigkeit im Geist unter den verschiedenen Kirchen und Denominationen, welche die evangelische Allianz anstrebt, wurde in jenen Tagen an vielen Tausenden, die sich um das Kreuz Christi schaarten und aus der Religion eine Herzenssache machten, in Wahrheit realisirt.

Von den zahlreichen Repräsentanten der deutschen Landeskirche, die an diesen Versammlungen einen lebendigen Antheil nahmen, hätte man eine tiefgehende Fortpflanzung dieser heilsamen Bewegung erwarten dürfen. Aber siehe, es kam ein kalter Nachtfrost. Im Anfang hieß es: Es läßt sich nichts gegen die Sache, noch gegen die Person jenes Evangelisten einwenden, man war von seiner reinen Absicht und großen Liebe, sowie von der biblischen Begründung der Sache überzeugt. Hernach kam man wieder in die alten Verhältnisse und nach und nach sagte man: Die Sache paßt doch nicht in unsere althergebrachten Verhältnisse, denn sie ist, genau betrachtet, nichts

anders als Methodismus. Die Bewegung wurde durch die Vorliebe zur althergebrachten, traditionellen Weise im Keime erstickt und der Lebensstrom hauptsächlich durch diejenigen aufgehalten, welche über der Form das Leben vergessen oder zum mindesten es nicht hoch genug schätzen.

Ein von diesen Versammlungen angeregter, begabter lutherischer Geistlicher sagte einst zu seiner Gemeinde in heiliger Begeisterung, daß, wenn sich die Leute nicht bekehren wollten, eines Tages die Schwarzen kämen, um ihnen das Evangelium zu predigen. Ohne es zu wissen, sprach dieser gute Mann ein prophetisches Wort aus, denn nicht lange nachher kehrte ein Sängerchor von christlichen Negern in unserer Stadt ein, welche zur Unterstützung der befreiten Sclaven, zur Erweiterung der Fisk-Universität in Nashville Concerte gaben; es waren die berühmten Jubiläumssänger. In dem größten Musiksaal sangen sie ihre zwar kunstlosen, aber klangvollen, tiefergreifenden christlichen Lieder mehrere Abende hintereinander. Tausende von Zuhörern, darunter viele Juden und manche für das Evangelium durchaus unzugängliche Menschen lauschten athemlos stundenlang diesem wunderbaren Gesang von den Heilsthaten Gottes und wurden von dessen Macht so ergriffen, daß bei ihrem Abschiedsconcert wenige Augen trocken blieben. Ihre lieblichen Weisen erklangen sogar in den Gemächern des kaiserlichen Palastes in Berlin, wo sie die Ehre hatten vor dem deutschen Kaiser, dem Kronprinzen und den fürstlichen Hoheiten zu singen und den Kronprinzen zu der charakterisirenden Bemerkung veranlaßten: „Das packt!" Alle Zeitungen berichteten von der wunderbaren Wirkung ihrer Gesänge, selbst Fachblätter beschäftigten sich mit der Musik der Jubiläumssänger. Wo sie in Deutschland und in der Schweiz Concerte gaben, entstand dieselbe Begeisterung. Was war es denn, das ihnen solche Erfolge sicherte, das ihren Gesängen solche Weihe gab? Es waren nicht nur die ausgezeichneten Stimmen, der präcise und seelenvolle Vortrag, sondern vor Allem der Gebetsgeist und die Empfindung eines gläubigen Herzens, sowie der Wahrheitsinhalt ihrer Lieder. So sangen diese bekehrten Neger in dem hochcivilisirten Deutschland das Evangelium vielen Tausenden, welche der Predigt desselben schon längst den Rücken gekehrt hatten. Es war ein sanftes Säuseln des belebenden Frühlingshauches, in welchem der Herr vielen Herzen nahe trat und zum Wohl der Kirche hätte besser verwerthet werden können und sollen von denen, welche die Mittel dazu in der Hand hatten.

Einige Jahre später erging von einigen christlichen Freunden die dringende Einladung an einen Prediger des schottischen Allianz-Committees, Deutschland zu besuchen und unter uns zu predigen. Das Committee willigte in das Gesuch ein und sandte ihren ältesten und erfolgreichsten Prediger, Dr. Somerville. Der ehrwürdige Doctor vereinigt alle Eigenschaften eines evangelischen Predigers in so hohem Grade in sich, wie es in der That nur selten angetroffen wird. Von einem christlichen Studenten der Oxford Universität, Herrn Morgan, begleitet, welcher die Leitung des Gesanges übernahm, zog der alte Glaubensheld von Nord nach Süd, von Ost nach West und verkündigte mit glühender Begeisterung den ganzen Heilsrath Gottes. Es war rührend anzusehen, wie der siebenzigjährige Knecht des Herrn Abend für Abend mit gleicher Frische das Wort Gottes redete, wie sein Auge voll Freude strahlte, wenn das Volk in Schaaren herbeiströmte und wie er in kurzer Zeit einen mächtigen Einfluß auf seine Zuhörer ausübte; wie er sich den Strapatzen der Reisen und des Aufsuchens von Versammlungslokalen unterzog, während er daheim nach mehr denn vierzigjähriger Wirksamkeit im Kreise seiner christlichen Freunde ein stilles, behagliches Leben hätte führen können. Alles dieses that er einzig und allein aus Liebe zum Herrn und zu seinem Reich. Nach den Grundsätzen der evangelischen Allianz suchte er die Einigkeit zwischen den verschiedenen Kirchen und Denominationen zu fördern, das Volk des Herrn zu stärken und die sichere Welt zu wecken. An den meisten Plätzen, wo dieser theure Gottesmann einige Zeit weilte, wurden Tausende von der Macht seiner Predigt ergriffen und veranlaßt den Herrn zu suchen, während Viele ihre Bekehrung jenen Versammlungen verdanken.

Obgleich Dr. Somerville für keine besondere Kirche Propaganda machte, sondern nur im allgemein christlichen Interesse wirkte und sich durchaus aller Polemik gegen irgend eine Kirche enthielt, obgleich er nicht unterließ, die Geistlichen der Staatskirche mit dem Zweck seines Besuches bekannt zu machen und sie angelegentlich zur persönlichen Theilnahme an den Versammlungen einlud, so wurde ihm doch die Ehre ihres Besuches sehr selten zu Theil. Einige verhielten sich neutral, darunter auch ein Wortführer der deutschen Evangelisation. Andere dagegen wehrten sich gewaltig gegen den fremden Gast. Ein reicher Segen war vor der Thür so mancher Orte, aber die selbstherrlichen Verwalter der geistlichen Gewalt verschlossen Thür und Thor, guckten hie und da verstohlen in eine Versammlung hinein oder hinter ihren geschlossenen Läden hervor, sahen die große Menge dem fremden Prediger zulaufen und fragten mit dem Synedrium: Was will das werden? Es ist Gefahr im Lande, man muß zum Besten der Jugend den Besuch der Versammlung verbieten, damit sie von diesem Geiste nicht angesteckt wird. Wir

bedürfen dieser ausländischen Arbeit nicht, hieß es, außerdem verstehen diese Engländer unsere Verhältnisse nicht und behagt ihre Weise unserm Volke nicht. Hätten diese Pfleger (?) der heiligen Güter statt dessen sich herbeigelassen und herabgelassen von einem so hochbegabten Manne etwas anzunehmen und hätten sie ihn in seinem edlen Streben unterstützt, so wäre gar mancher Landeskirche ein großer Segen daraus erwachsen. Dafür machten sich, wie wir hörten, einige dieser Männer auf, sich den Segen selber zu holen in Schottland, in der Form, wie sie es zu haben wünschen, d. h. um materielle Unterstützung für ihr Evangelisationswerk zu bitten. Wir haben zwar gegen eine solche in manchen Verhältnissen erlaubte Weise nichts einzuwenden, nur sollte man von solchen Leuten erwarten, daß sie dann dem schottischen Evangelisten auch gegeben hätten, was sie ihm schuldig waren, nämlich brüderliche Liebe und freudige Aufnahme seiner Arbeit.

Nun möchten wir noch von dem Erfolg und den Hindernissen einer großen Gesellschaft Einiges mittheilen, nämlich von der evangelischen Allianz. Daß diese durch ihr echt christliches Streben, den Frieden und die Liebe unter dem Volk Gottes zu fördern und allen Brudergeist zu wahren, sich eine große Anzahl von Freunden auch in Deutschland und in der Schweiz erworben hat, brauchen wir kaum zu erwähnen. Mit Freuden eilten Mitglieder und Delegaten der verschiedenen Zweigvereine der evangelischen Allianz vor einigen Jahren nach Basel, wo ihre Generalversammlung tagte. Aus allen Theilen Europas, ja aus allen Welttheilen waren Leute zusammen gekommen, sich gegenseitig im Glauben zu stärken und im großen Werk der Weltmission zu ermuntern. Wahrlich eine großartige Erscheinung und kein geringes Argument für die Macht der christlichen Wahrheit, wenn von allen Enden der Erde Menschen zusammenkommen, die trotz ihres Unterschiedes von Nationalität. Sprache und Sitte dennoch von dem einen großen Gedanken beseelt sind, die Welt für Christum zu gewinnen und die trotz der verschiedenen Glaubensbekenntnisse dennoch mit einem Munde den Vater unseres Herrn Jesu Christi preisen für die ihnen widerfahrene Gnade. Während es allerwärts bekannt ist, daß die Allianz-Versammlung einen durchaus irenischen Charakter hat und nur gegen den allgemeinen Feind, gegen die Sünde Front macht, wagten es dennoch eine Anzahl von Nichtmitgliedern in diese Friedensversammlung arge Mißtöne hineinzutragen, indem sie hauptsächlich deßwegen nach Basel reisten, dem Vorstand der evangelischen Allianz zu erklären, daß sie diesem Verein nicht beigetreten seien, weil Mitglieder der Allianz (Methodisten) am selben Orte neben ihnen wirkten, was nach ihrer Meinung, als vom Staat verordneten Dienern, überflüssig und unstatthaft sei. Sie wünschten, daß von der evangelischen Allianz hierin Abhülfe geschafft, Einheit im buchstäblichen Sinne des Wortes hergestellt werde, d. h. daß man nur der einen, der Landeskirche das Recht der Arbeit zugestehe. Man erbat sich die Erlaubniß einer Separat-Betstunde, wozu? um die Geisteseinheit zu beten? weit entfernt, sondern um dem gepreßten Herzen in Verklagetönen Luft zu machen und jene große Einheitsidee ans Tageslicht zu fördern und ungenirt über die (bösen) Sekten (?) herzufallen. Wo aber Betstunden sind, da sind die Sekten auch dabei. Als dann die Kriegstrompete tüchtig geblasen und ein falsches Gerücht um das andere salbungsvoll berichtet wurde, da traf es sich, daß einige der Angeklagten ums Wort baten, was man aber beim Präsidenten der Versammlung zu hintertreiben suchte, jedoch vergeblich. Das verkehrte Ansinnen wurde an seinen rechten Platz gewiesen und diese wunderlichen Betbrüder mußten unverrichteter Sache abziehen.

Indessen pflanzte sich dieser Sturm von jener Zeit an fort bis zur Gegenwart und bläst bald von Süd nach Nord, und bald von Nord nach Süd so gewaltig, daß wenn es in diesem Ton so fortgeht, von der Allianz in Deutschland an manchen Orten bald nichts mehr als der Name übrig bleibt. Man erfand zwar ein Mittelchen, jener Gefahr einer zu großen freikirchlichen Wirksamkeit vorzubeugen, indem man die Constitution eines deutschen Zweiges der evang. Allianz um einen Paragraphen bereicherte, nach welchem sich dazu die Mitglieder verpflichten, ihren Einfluß nie zu gebrauchen, daß Mitglieder einer gläubigen Kirche oder Gemeinde in eine andere übertreten. Das heißt aber nach der richtigen Lesart für die Freikirchen, entweder bleibt zu Hause mit eurer Arbeit oder dann arbeitet nur nicht mit Erfolg; denn sobald Leute gründlich bekehrt werden und sich eurer Kirche anschließen wollen, dann habt ihr euren Einfluß mißbraucht und den Paragraphen übertreten. Wo bleibt da die freie Missionsthätigkeit, welche die Allianz nicht hemmen, sondern fördern will? Diese Entfernung vom ursprünglichen Sinn und Geist der evangelischen Allianz fühlen manche Freunde derselben in Deutschland schmerzlich, so daß sich kürzlich in Berlin eine „freie evangelische Allianz" bildete, welche ihrer Tendenz nach besser die „alte evangelische Allianz" genannt werden könnte.

Wenn man das Verhalten gegen die erwähnten evangelischen Bestrebungen auf dem Gebiet der inneren Mission betrachtet, so ist man versucht zu glauben, daß deren Widersacher jenes Verheißungswort von Frost und Hitze, welches über die aus der Sündfluth erstandene neue Welt ausgesprochen wurde, auch auf das geistliche

Gebiet übertragen wollen; wir glauben aber vielmehr, daß der neutestamentliche Segen darin besteht, daß aller geistliche Frost aus den Herzen der Menschen vertrieben werden soll durch die Kraft des Feuers, welches der Herr kam anzuzünden auf Erden.

Gott sei Dank, es ist in Deutschland auch innerhalb der Landeskirche noch manch liebliches Gottesgärtchen zu finden, wenn man den Weg dazu kennt. Ein noch sehr großer, wenn nicht der größte Theil vom Acker der Welt liegt noch brach und muß der Gotteshauch von Oben noch gewaltig durch unsere Lande gehen und eine große Arbeit gethan werden, bis das schöne Wort Uhlands: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag" sich im geistlichen Sinne verwirklicht und die Frühlingsahnung zur vollen Frühlingswahrheit wird. Der Herr aber, welcher durch sein allmächtiges: „es werde" die Gestalt der Erde alle Jahre erneuert, wird auch zu seiner Zeit das Wort der Verheißung zur vollendeten Erfüllung bringen.

Die West-Point Militärakademie.

Von G. Abele.



Ansicht von West-Point.

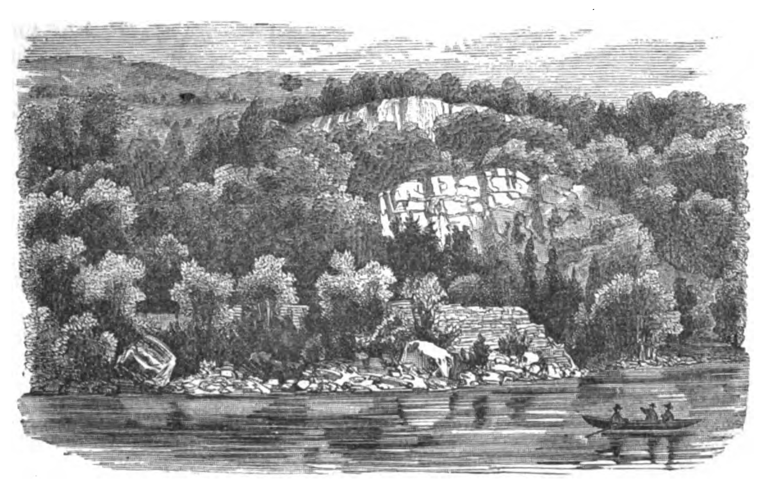
Höchst interessante Gegenstände für jeden loyalen Bürger und gewiß auch für die Leser von Haus und Herd sind die Entstehung und Entwicklung der Militärakademie der Ver. Staaten in West-Point, ihr Charakter und ihr Werth.

West Point, 100 Meilen südlich von Albany und 50 Meilen nördlich von New York, am westlichen Ufer des prächtigen Hudson gelegen, bildet den Mittelpunkt einer an geschichtlichen Denkwürdigkeiten und natürlichen Schönheiten überaus reichen Gegend. Ist auch das ganze Thal reich an Sehenswürdigkeiten, so bildet dennoch West-Point das goldene Gelenk in der langen silbernen Kette.

Die beste Uebersicht von der berühmten Gegend, der Bauten und Denkmäler, hat man von den auf dem Berge, 1000 Fuß westlich vom Akademie-Gebäude gelegenen Ruinen der Festung Putnam. Hier liegt der nördlich sich hinaufstreckende Fluß; die hohen Berge Old Cro' Nest und Storm King mit Washington's altem Hauptquartier in dem entfernten Newburgh an seinem westlichen Ufer; der Taurus Berg auf dem östlichen; das durch seine Kanonengießereien berühmte Cold Spring und Constitution Island im Nordost; die Paläste New Yorker Geldfürsten im Osten; etwas weiter südlich das wenig veränderte Gebäude, in welchem Benedict Arnold den Plan legte, diese Nationalfestung den Engländern zu übergeben; noch weiter südlich die steilen Berge Sugar Loaf, St. Anthony's Nose und der 1500 Fuß hohe Dunderberg.

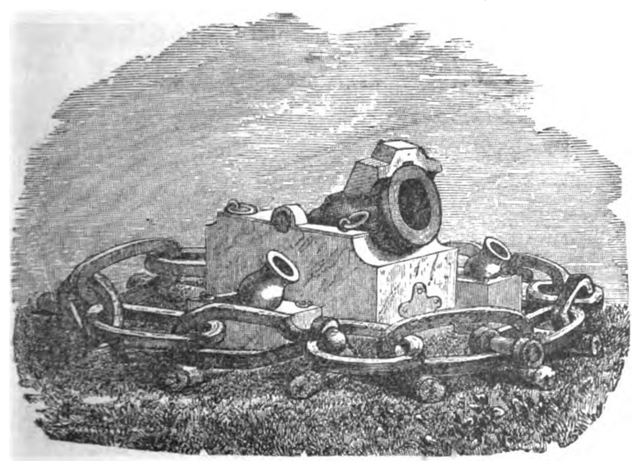
Der Landstrich, den die Regierung in West-Point eignet, enthält 2105 Acker und wurde zuerst angesiedelt im Mai 1723. Der größere nördliche Theil wurde angekauft im September

1790 für $11,085, der kleinere südliche Theil im Mai 1824 für $10,000. Das Ganze liegt auf hohen Felsenschichten und ist nur an einzelnen Stellen mit großem Kosten- und Zeitaufwand bepflanzbar.



Constitution Insel.

Die hohe Wichtigkeit von West-Point während der Revolution lag darin, daß es den Hudson, die Wasserstraße zwischen dem Seehafen und dem Innern des Landes beherrschte. Gemäß dem Wunsche des Continental Congresses beschloß der provinziale Congreß im Jahre 1775 die Hochlande zu befestigen und sandte Commissäre, begleitet von Oberst Romans, einem eigenwilligen, cholerischen Holländer, ehemals im Dienst der britischen Krone, und 24 Männern, den Plan auszuführen. Romans führte die Befestigungswerke auf Constitution Island in so unwissenschaftlicher und für den Feind gefahrloser Weise auf, daß er sich den gerechten Tadel einsichtsvoller Männer zuzog, weßhalb die vom Congreß ernannte Untersuchungscommission in ihrem Bericht im November 1775 das höher gelegene West-Point einzunehmen und zu befestigen anrieth. Dieser weise Rath wurde aber nicht befolgt und so fiel der Schlüssel zum Hochlande temporär in die Hände der Feinde, welche unter General Howe im August 1777 alle Festungswerke und Vorräthe völlig zerstörten, aber nach 20 Tagen den Platz wieder räumten und so den Amerikanern die Gelegenheit ward, die Vertheidigungswerke zu errichten, welche alle weiteren Einfälle von dieser Richtung unmöglich machten. General Washington, in Uebereinstimmung mit Gouverneur Clinton, gebot Putnam eine starke Festung auf West-Point zu erbauen. Daher ernannte die provinziale Convention von New York im Januar 1778 ein Committee in Verbindung mit dem kommandirenden Gen. Putnam und James Clinton, die Lage derselben zu bestimmen. Nach dreitägiger Untersuchung wurde für West-Point entschieden und bereits am 20. Januar, bei fürchterlicher Kälte und tiefem Schnee das Werk in Angriff genommen. Oberst R. Putnam, ein tüchtiger Ingenieur, erbaute die Festungen Wyllis, Webb und Putnam, und Kosciusko, ein polnischer Patriot, vollendete die Festungswerke in einer ihm Ruhm und Achtung sichernden Weise. Um den Durchgang der feindlichen Schiffe zu verhindern, wurde im April desselben Jahres die in New Windsor verfertigte große Kette zwischen West-Point und Constitution Island über den Fluß gespannt, auf beiden Seiten an großen Felsenblöcken befestigt, durch starke Batterien beschützt und flott gehalten durch große, an den Enden zugespitzten Blöcken und an Kabeln befestigten Ankern ihr Stätigkeit gegeben. Das Eisen der Kette war etwa zwei Quadratzoll dick, ihre Gelenke ein Fuß breit und 2—3 Fuß lang. Sie soll ungefähr 186 Tonnen gewogen und 5945 Pfund Sterling gekostet haben. Ueberreste von ihr sind noch auf West-Point, Trophy-Point und in Newburgh zu sehen.



Theile der großen Kette.

Der Haupttheil der Festung war im Juni so weit vollendet, daß sie



Kärtchen zum Verrath Arnolds.

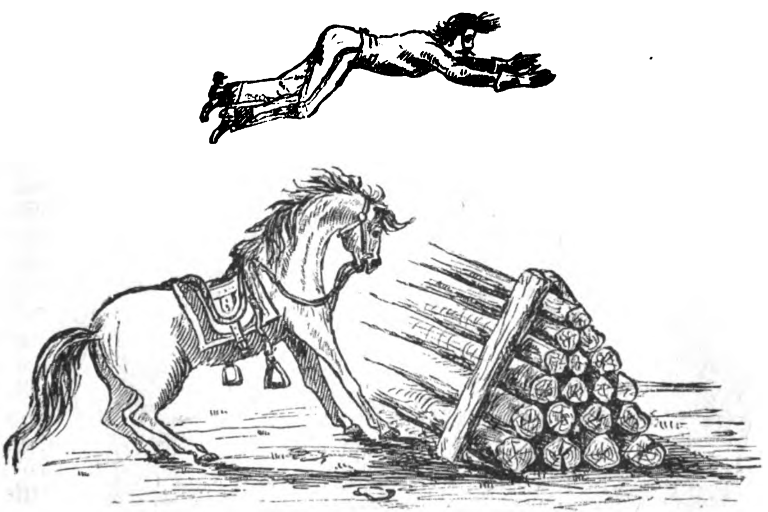
ihre Besatzung aufnehmen konnte, den Namen „Fort Arnold" empfing und behielt, bis Arnold den Verräther spielte. Im Juli folgte das Hauptquartier des Oberbefehlshabers und wurde in Moore's Hause aufgeschlagen. Im August 1780 übernahm Benedict Arnold, der bereits mit seinen verrätherischen Plänen umging, das Kommando über West-Point und Umgegend. Alles war seinen Plänen günstig, denn auf allen Seiten war man des Krieges müde. Die Armee war schlecht bezahlt, schlecht gekleidet und verprov:antirt und sehr unzufrieden. Frankreich zögerte mit weiterer Unterstützung, Spanien war unzuverlässig, der Congreß war zersplittert und gegen Washington wurde complottirt. Arnold hatte bereits früher mit John Anderson, den verkappten Major John Andree, General-Adjutant der britischen Armee, correspondirt, es handelte sich um den Verrath von West-Point und den Preis des Verräthers. Bei einer Unterredung zwischen beiden am 22. Sept. kamen sie in Betreff der Sache überein. Andree wurde aber auf seiner beabsichtigten Reise nach New York gefangen, die verrätherischen Dokumente Arnold's bei ihm gefunden und er wurde von einem Kriegsgericht als Spion zum Tode verurtheilt. West-Point, das drei Millionen Dollars und drei Jahre Arbeit gekostet hatte, war gerettet. Der Patriotismus hob sich wieder, neue Siege folgten; auch erfolgte im Jahre 1783 die Trennung von England, die Unabhängigkeit wurde anerkannt und Amerika hatte nun Gelegenheit, die Verwüstungen des Krieges wieder zu repariren.

Nebst den Festungen war jetzt auch eine Kriegsschule nöthig. Schon im Jahre 1776 angeregt und im Congreß darüber verhandelt, sollte die Sache endlich verwirklicht werden, nachdem Gen.



Gefangennahme des Major John Andree.

Washington in seiner jährlichen Botschaft im Jahre 1793 dieselbe befürwortete. Zwar opponirte Jefferson und bezeichnete das Unternehmen als unconstitutionell, dabei wurde die Schule im nächsten Jahre doch gegründet und mit dem nöthigen Apparat ausgestattet. Da aber in 1796 das Gebäude niederbrannte, wurde die Schule suspendirt, bis der Congreß im März 1802 Vorkehr traf zur Gründung der Militär-Akademie auf West-Point und den Präsidenten in 1803 ermächtigte, Professoren zu ernennen. In 1808 wurde das Kadettencorps um 156 Mitglieder vermehrt und in 1812 die Akademie überhaupt erweitert. Unter den 19 für West-Point ernannten Superintendenten, von Oberst Williams im Jahr 1802 bis zu Oberst Merritt, dem gegenwärtigen Superintendenten, zeichnete sich ganz besonders Oberst Thayer (1817—1833) aus, indem er Ordnung in die chaotischen Zustände brachte und jene strenge und unbiegsame, aber unparteiische Disciplin einführte, welche die Akademie seitdem auszeichnete und ihr den hohen Ruf im In- und Auslande sicherte.



Wohl der Reiter, aber nicht der Gaul.

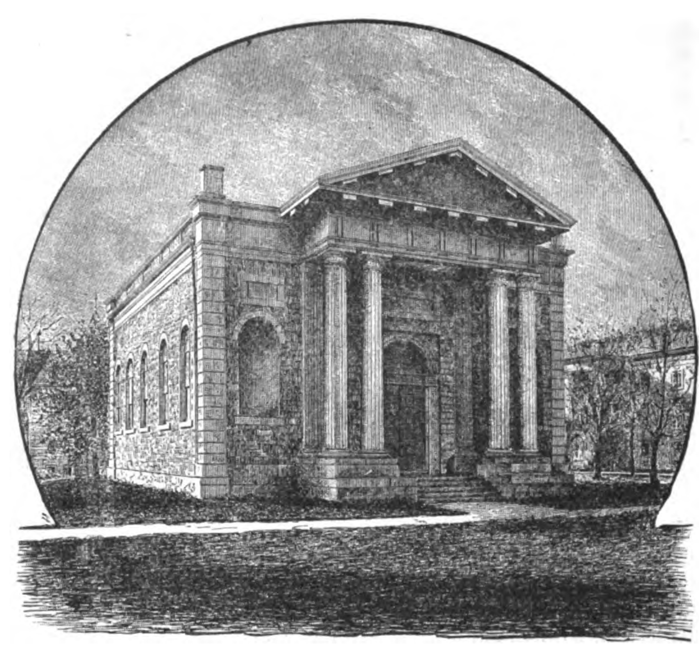
Das gegenwärtige West-Point.

Reist der West-Point Besuchende mit der Hudson River Eisenbahn, so fährt er bis nach Garrison's Station und setzt von dort nach dem südlichen Landungsplatz über den Fluß. Reist er mit den Tagdampfschiffen von New York, so steigt er am gleichen Landungsplatz aus. An das Ufer getreten, befindet er sich unmittelbar vor einer steilen, felsigen Anhöhe, mit leichtem Holzwerk bewachsen. Ein beschwerlicher, aus rauh gehauenen Steinen bestehender Treppenweg führt hinauf zum Wachthause des südlichen Einganges, wo einige Soldaten unwillkommene Gäste zurückweisen. Engbrüstige und Schwachbeinige werden es aber vorziehen, den bequemeren, rechts am Fuße der Anhöhe sich hinziehenden Fahrweg einzuschlagen, der zunächst zu der Reithalle und den anstoßenden Stallungen führt. Die Halle ist sehr groß, gewölbt und hat auf der Südseite eine Gallerie für Besuchende. Die Kadetten sind in drei Klassen getheilt und hat jede Klasse ihre besondere Reitstunden, während welchen sie entweder von ihrem Kommandanten oder einem seiner Assistenten unterwiesen werden. Ihr Cavallerie-Exercitium findet meist im Freien statt und die Kadetten erreichen allgemein eine Gewandtheit in der Reitkunst, die nicht übertroffen werden kann. Oft finden bei dem Exercitium der Kadetten die interessantesten und spaßhaftesten Scenen statt, besonders wenn manchmal der städtische, ängstliche Anfänger ein Roß von zweifelhaftem Ruf besteigt, das seinen Reiter, besonders wenn er ein schlechter ist, bald kennt; da scheint es dasselbe darauf abzusehen, seinem Neuling einen Streich zu spielen. Es macht allerlei Bewegungen und sendet plötzlich seinen temporären Herrn fliegend über seinen Kopf hinaus, daß er auf der Gerberlohe landet. „Da geht der Johann!" ruft ein kleines Mädchen aus, das die Heldenthaten ihres kriegerischen Bruders bewacht.



Akademie-Gebäude.

Der Reithalle gegenüber in westlicher Richtung steht das imposante, einen echten „Haudegen" vorstellende Standbild des Gen.



Die Kirche.

wärtige, einfache, aber durchaus bequeme Hospital. Die seltenen Patienten erfreuen sich der Pflege eines Aufsichtshabenden und Gehilfsarztes, sowie der freundlichen Bedienung zweier Matronen. Weiter südlich ziehen sich die niedlichen und bequemen, von Offizieren, Lehrern und Gliedern des Medicinalstabs bewohnten Villas, am Fuße einer Bergkette und Angesichts des stolzen Hudson hinab dem Wachthause zu.

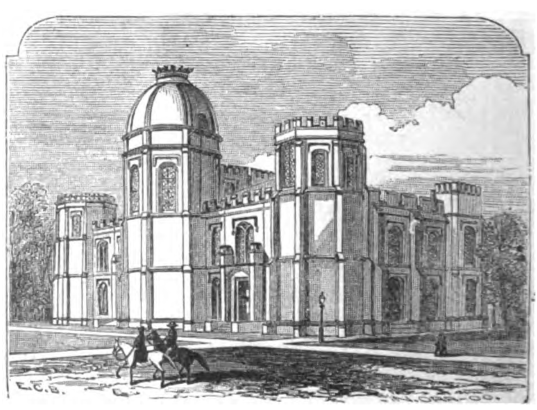
Von da wieder zurückgekehrt bis zur Speisehalle, stößt man nördlich von derselben auf das 275 Fuß lange und 75 Fuß breite, dreistöckige, mit einem Thurm gezierten, einer Uhr versehenen und ursprünglich $68,250 kostenden Akademiegebäude. Im ersten Stock ist eine chemische Abtheilung mit Laboratorium, Säle für Vorträge, für elektrische Experimente und Arbeitszimmer, eine Fechtschule, 75 Fuß lang und 38 breit, ein vortreffliches Gymnasium, Zimmer für Committeen und Kriegsgerichte. Im zweiten Stockwerk ist das Mineralien- und Fossiliencabinet, das manche Seltenheiten, militärische Memento und Trophäen enthält, eine Abtheilung für Kriegsbaukunst, zwei damit verbundene Modellenräume und 7 Recitationszimmer. Der dritte Stock enthält einen Artillerie-Modellenraum, 75 Fuß lang und 38 breit, einen mineralogischen, geographischen und mathematischen Modellenraum, eine Zeichnungsabtheilung mit Bildergallerie und Gallerie der Sculptur, von je 70 Fuß lang und 22 breit.

Oestlich vom Akademiegebäude ist die Kapelle,

Custer. Entblößten Hauptes, mit gezogenem Schwert in einer Hand, eine Pistole in der andern und mit einem Gesichtsausdruck, wie man sich ihn dachte, als er im verzweifelten Kampf mit den Sioux Indianern bei Rosebud Creek begriffen war und woselbst er mit seinem ganzen Kommando am 25. Juni 1876 sein Leben verlor, scheint er mit drohenden Geberden für immer den Eingang zu bewachen zu seiner alma mater.

Nördlich von Custer's Standbild ist das prächtige, feuerfeste Hauptquartier, mit Amtszimmern für den Superintendenten, der zugleich Kommandant von West Point ist, und seinen Stab, den Adjutanten und Schatzmeister mit einbegriffen.

Dem Hauptquartier gegenüber steht die hübsche, im Jahre 1852 aus braunen Steinen erbaute, $45,187 kostende Speisehalle, 170 Fuß lang und 62 breit, mit Wohnungen im Erdgeschoß für die Angestellten, einer Bäckerei und Küche nach hinten, mit Räumen im nördlichen Flügel für den Lieferant, Speisezimmern im südlichen für ledige Offiziere und einem 96 Fuß langen, 46 Fuß breiten und 20 Fuß hohen Saal, in welchem die Kadetten dreimal des Tages an reich besetzten Tafeln, in militärischer Ordnung und bei feinen Sitten es sich wohl schmecken lassen. Südlich von der Speisehalle befindet sich das schon eine Reihe von Jahren im Bau begriffene, aber immer noch unvollendete Prachtgebäude des künftigen Hospitales und dicht an demselben das gegen-



Bibliothek und Sternwarte.

in welcher sich alle Kadetten, wenn nicht entschuldigt, in voller Uniform beim Gottesdienst einfinden müssen.

Es ist ein einfaches Steingebäude mit etwas düsterem Eingang, vielen hindernden Pfeilern im Innern und mit steifen, unbequemen Sitzen versehen. Ueber der Kanzel ist ein meisterhaftes, symbolisches, von Prof. Weir verfertigtes Gemälde, nebst vielen eroberten Fahnen; in beiden Seitenwänden sind schwarze, marmorene Gedenktafeln der Generäle der Revolutionszeit, die in goldener Schrift deren Namen tragen, mit Ausnahme des Verräthers Arnold, dessen Name wieder herausgehauen wurde. Weiter östlich ist die 160 Fuß lange und 70 Fuß breite Bibliothek und Sternwarte mit den entsprechenden astronomischen Instrumenten. Die eigentliche Bibliothek ist 46 Fuß breit und lang und 31 Fuß hoch. Sie enthält 25,000 Bände und wird mit neuen Büchern und Zeitschriften versehen, mittelst einer jährlichen Bewilligung von Seiten des Congresses. Bilder von früher mit der Akademie verbundenen Größen zieren die Wände und ein akademischer Offizier ist Bibliothekar und für alles Eigenthum verantwortlich. Das großartigste und imposanteste Gebäude auf West-Point ist aber die nordwestlich vom Akademiegebäude gelegene, fünfstöckige Caserne, ein massiver, aus Granit bestehender, 360 Fuß langer und 60 Fuß breiter Bau, mit einem 100 Fuß langen und 60 Fuß breiten hintern Flügel, der $186,000 gekostet hat. Sie hat eine große Halle für die Dialektische Gesellschaft, 176 Zimmer für Kadetten — je 2—3 in einem Zimmer— und Quartiere für Offiziere, welche alle nöthigen Geräthschaften enthalten und jeden Morgen von den Kadetten gekehrt und abgestaubt werden müssen; ein Zahnarztgeschäft, Wärmeapparate, Badezimmer und Wohnungen für Arbeiter. Nahe dem westlichen Casernenflügel ist das Commissariatsgebäude, in welchem die Schuhe und Uniformen der Kadetten verfertigt und ausgegeben werden. Weiter nördlich, inmitten des lieblichsten Grüns und der prächtigsten Schattenbäume, liegen die Wohnungen des Superintendenten, der Offiziere und Professoren. Vor denselben breitet sich die grüne, meilengroße, für das Sommerlager benützte Ebene aus, an deren äußerstem westlichen Rande sich das Standbild des in 1864 am Potomac gefallenen General Sedgwick befindet. In weiterer nördlicher Richtung, an den obigen Residenzen vorüber, gelangt der Wanderer endlich zum Kirchhof, in welchem die Gebeine Scott's, Custer's und vieler weniger berühmter Krieger ruhen, bis die Trompete des Erzengels sie wieder erwecken wird.



Die Märtyrer im fernsten Westen.

Eine Erzählung aus der amerikanischen Missionsgeschichte.

Von W. Eßlinger in Walla-Walla, Washington Territorium.

III.

Dr. Whitman sollte nicht allein auf sein Arbeitsfeld zurückkehren, eine blühende Gattin hatte ihm zum ewigen Bunde die Hand gegeben. Es war Fräulein Narcissa Prentiß von Cuba, Alleghany County, New York, eine Dame gerade geeignet für die verantwortliche Stellung, der sie sich weihte. Sie war 28 Jahre alt, als sie mit Dr. Whitman zum Altar trat, und verzichtete mit diesem entscheidenden Schritt auf ein sorgenloses Leben und die Vortheile der civilisirten Welt. Der Bund mit Dr. Whitman war Abschied vom Leben, an der Seite des geliebten Gatten sollte sie hinaustreten in die Wildniß, wo das Grab einer Märtyrerin ihrer wartete. Der Abschied der geliebten Tochter brach den zärtlichen Eltern fast das Herz und machte wohl einen Strich durch manchen Lieblingsplan. So hatten sie sich wohl die Zukunft ihres Kindes nie vorgestellt. Draußen in einer unbekannten Welt, mitten unter den Wilden sollte sie leben. Es war, als ob die besorgten Eltern das Schicksal der Tochter geahnt hätten.

Die nunmehrige Frau Whitman besaß große körperliche Schönheit und war eine sehr einnehmende Erscheinung, die zugleich zur Bewunderung hinriß. Große blaue Augen blickten unternehmend, fast enthusiastisch und doch wieder schelmisch in die Welt. Man sah es der Dame an, daß der Muth nicht fehlte und daß in dem schönen Busen das Feuer der Begeisterung glühte. Die Gesichtszüge waren schön und edel und um die Lippen spielte etwas, was man leicht Stolz nennen konnte und auf den ersten Blick auch sicher so nannte. Die Gesichtsfarbe war reizend weiß, mit einem röthlichen Anflug auf den Wangen. Das Haar hatte jene Farbe, welche unsere Poeten mit Vorliebe „golden" nennen. Das Ganze vollendete mit der schönen, graziösen Haltung das Bild einer heroischen Dame mit edlem Herzen, wie wir sie nur selten finden. Dabei war

der Klang ihrer Stimme so einnehmend süß, daß ihr Niemand widerstehen konnte. Ihr Umgang war äußerst liebreich und ungezwungen. So war sie also ganz dazu angethan, zugleich einzunehmen und zu imponiren; kurz, gerade geeignet für ihren Posten.

Frau Whitman war Jahre lang ein hervorragendes Mitglied des Kirchenchors gewesen und als dieser am Schluß des Gottesdienstes ihr ein Abschiedslied zu singen begann, brachen die Sänger nacheinander in so heftiges Schluchzen aus, daß bald der Gesang verstummte und nur die Thränen von dem innern Weh zeugten. Da ertönte klar und sicher die Stimme der Scheidenden über die Gemeinde hin:

"Yes, my native land, I love thee,
All thy scenes, I love them well;
Friends, connections, happy country,
Now I bid you all farewell!"

Da floßen die Thränen über alle Wangen und das Schluchzen der Traurigen erfüllte das Haus. Schwer war der Abschied, aber erhaben die Pflicht, der sie entgegen ging. In der Ferne winkte bereits die Märtyrerkrone. Nur gut, daß die Eltern das Schicksal ihres Kindes zwar ahnen, aber doch nicht zum Voraus wissen konnten. Jetzt gings dahin, wo das Geheul der Wölfe das regelmäßige Nachtconcert sein sollte, wo der Bär noch sein Regiment führte.

Es waren im Ganzen fünf Personen, die jetzt nach dem Westen aufbrachen, um am Columbia eine Mission zu errichten: Dr. und Frau Whitman, Rev. und Frau Spalding und ein junger Mann Namens W. H. Gray. Frau Spalding war nicht so anziehend als Frau Whitman, hatte dunkles Haar, blaue Augen und eine ziemlich dunkle Gesichtsfarbe. Von Gestalt war sie mittelgroß und schlank. Sie war eine edle Christenseele, gänzlich der Sache des Herrn geweiht. Was ihr an Schönheit abging, ergänzte die Schönheit des Charakters und die Erhabenheit der Gesinnung. Was sie unternahm, führte sie auch aus und in allem war sie eine treue Gehülfin ihres Gatten, konnte vorzüglich Hausfrau vorstellen, verstand sich auf alle weiblichen Arbeiten und wußte ihr Heim überhaupt angenehm zu machen. Später bewies sie sich als die geeignetste Person mit den Frauen und Kindern der Indianer zu verkehren. Sie war immer fröhlich, erschien wenigstens so und hatte das volle Vertrauen der Indianer. Spalding selbst war ein Mann, der mit ganzem Herzen seinem Werk angehörte.

Wir können uns kaum einen Begriff machen von den Gefahren und Strapazen, welche diese Leute damals durchzumachen hatten, bis ihr neues Eldorado sich vor dem entrückten Auge entrollte. Sie schlossen sich zuerst der Expedition unter dem Befehl der Kapitäne Wyeth und Stuart an. Der Anfang der Reise war mit verhältnißmäßig wenig Gefahren verbunden. Die Indianer waren noch nicht so zahlreich und die öde Wüste jenseits der Berge.

Als man diesen sich näherte, erschienen plötzlich oben auf einem nahen Hügel Reiter. Die unerfahrenen Reisenden vermutheten freundliche Indianer. Allerdings sahen jene auch nicht minder wild aus als diese. Da stürmten die Reiter plötzlich von dem Hügel herab, erhoben ein Geschrei, wie das Indianer nicht schrecklicher zu thun vermögen, umstürmten mit wildem Lachen die theilweise Erschrockenen, feuerten ihre Gewehre ab, und nachdem noch einige Male der Zug lärmend umsprengt ward, schlossen sie sich für einige Zeit der Expedition an. Bei einer Musterung der Reiter finden wir unter ihnen den allbekannten Joseph Meek, der sich von einem Indianer nur sehr wenig unterschied. Er hatte eine wahre Freude an dem anfänglichen Schrecken der Reisenden. Joseph Meek war natürlich sogleich tief gerührt durch die Schönheit der Frau Whitman. Er konnte nicht genug in diese blauen Augen sehen und wenn er einmal ein Wort oder einen Blick von ihr erhaschen konnte, so machte ihn das nicht wenig stolz. Frau Whitman war eine heroische Erscheinung und nahm sich besonders stattlich aus auf ihrem Pferd. Frau Spalding dagegen war schon jetzt sehr angegriffen von der Reise und konnte das Reiten durchaus nicht ertragen. Oben auf dem Hügel verließ Meek mit seinen Begleitern die Expedition.

Hier überbrachten Nez Perces Indianer Whitman einen Brief von Parker. Es schien sich alles gut anzulassen. Die Indianer waren friedlich gesinnt und hießen die Missionare herzlich willkommen. Für die Reisenden aber beginnen jetzt die eigentlichen Strapazen. Jetzt waren die Rocky Mountains zu übersteigen und dann dehnte sich die trostlose Wüste vor ihnen aus.

Frau Spalding wurde wiederholt aufgefordert umzukehren, denn das zarte Wesen mußte aller Wahrscheinlichkeit nach den Strapazen erliegen. Aber ihr Missionseifer war so groß, daß sie kaum fühlte, wie sie schwächer wurde. In dieser edlen Dame lebte ein Geist, der sich vor nichts fürchtete, wenn es sich um die Sache des Evangeliums handelte. Immer wieder raffte sie sich auf und faßte neuen Muth. Eine edlere Frau kam nie über die Berge. Ihr Herz schlug so warm für die in tiefe Nacht des Aberglaubens versunkenen Indianer. Selbst der kranke Körper konnte den glühenden Eifer nicht abkühlen. Sie hing mit ganzer Seele an der Sache. Sie gehörte zu jenen, welche nicht im Sturm erobern, sondern im Stillen mit unerschütterlicher Treue

wirken, die in ächt weiblicher Art ihre Kräfte zu Ehren ihres Meisters gebrauchen. Die Welt mag wenig an ihnen zu rühmen haben, aber Gottes Auge sieht ihr Thun. O daß die Kirche mehr jener geräuschlosen, edlen Seelen hätte, deren Einfluß unberechenbar ist!

Die Gesellschaft hatte am Anfang neunzehn Karren durch Maulthiere gezogen, einen leichten Wagen, der amerikanischen Gesellschaft gehörend, und einen zweispännigen und einen vierspännigen Frachtwagen, das Eigenthum der Missionare. Bei Fort Laramie mußten sie alles bis auf die letzteren und einen Kapitän Stuart gehörigen Wagen zurücklassen. Es war beinahe unmöglich selbst mit diesen fortzukommen. So lange es verhältnißmäßig wenige Leute waren, ging es schon, größere Emigrantenzüge aber litten unsäglich.

Am Green River schloß sich die Missionsgesellschaft Kapitän McLeod an. Bis Fort Hall ging es in der bisherigen Weise weiter, wo sie gezwungen waren, den Wagen zu einem Karren zu reduciren. Der Fuhrmann war ihnen durchgebrannt. Er war jedenfalls des mühsamen Maulthiertreibens müde und als die Nachricht von neuen Goldfunden ihm zu Ohren kam, nahm er Reißaus und wandte sich California zu. So mußten unsere Missionare also selbst Maulesel treiben. Das wäre auch noch angegangen, aber am Boise River mußten sie auch das zurücklassen. Doch nichts vermochte die gottergebenen Missionare mit ihren Frauen zu entmuthigen.

So gelangten sie endlich zum Snake River. Hier standen sie eine zeitlang rathlos, da sie keine Boote hatten, den Fluß zu überfahren. Die Indianer mußten Rath schaffen. Sie machten Boote der einfachsten Form, machten Seile aus Gras und zogen sie, selbst schwimmend, hinüber. Dabei waren unsere Freunde gezwungen, sich möglichst ruhig darauf zu legen, um das platte Fahrzeug vor dem Umschlagen zu bewahren. Es war ohnedies ziemlich gefährlich, da der Fluß an manchen Stellen sehr wild ist. So hatten sie theilweise gegen die reißende Strömung zu kämpfen. Nach viel Anstrengung der Indianer und Gefahr unserer Freunde erreichten sie endlich das andere Ufer. Dann ging es durch Dick und Dünn weiter, bis sie endlich die Haupt-Passage über die blauen Berge fanden.

Es entrang sich unwillkürlich ein „Ah!" ihrer Brust, als sie dort droben standen und so plötzlich die prachtvolle Gegend vor sich sahen. Alles überragte der majestätische Mt. Hood, während da und dort wie kleinere Könige Mt. Adams und Rainier sich erhoben. Nordwestlich schlängelte sich der blaue Columbia still dem Meere entgegen. Dort in jenem Thal schien der Friede seine Heimstätte zu haben. Das schöne Blau des Columbia und die lieblichen Thaltriften erfüllten das heimatlose Herz mit süßer Wonne. Wenn man lang durch wasserlose Wüsten und über hohe Gebirge gewandert ist, muß einem ein solcher herrlicher Anblick doppelt wohl thun, dann haben die herrlichen Naturscenen eine um so erhabenere Sprache. Da droben offenbarte sich der begeisterte Patriotismus der Frau Spalding auf eine rührende Weise. Sie entfaltete das geliebte Sternenbanner, pflanzte es auf und kniete daneben nieder. Dann erhob sie ihre sanfte Stimme in einem inbrünstigen Gebet zu Gott und weihte den großen Nordwesten Gott und den Ver. Staaten. Ihr Angesicht strahlte vor heiliger Begeisterung. Die Andern zog es unwillkürlich auf die Kniee und mit thränenfeuchtem Auge weihten sie gemeinsam ihr neues Eldorado Gott und dem Vaterland. Es war insbesondere rührend, Frau Spalding in solchem Feuer glühen zu sehen, da sie oft auf der Reise so schwach gewesen war, daß man sie tragen mußte. Aber um keinen Preis wäre sie je zurückgegangen, denn sie fühlte einen Ruf in ihrem Busen, der mächtiger war als die Stimme der Natur. Die Jubelnden ahnten nicht, daß einige von ihnen in diesem lieblichen Garten das Grab der Märtyrer finden sollten. Dieser Moment war auch durchaus nicht dazu angelegt, bangen Befürchtungen Raum zu geben. Die Aussicht war zu herrlich und der Beruf, dem sie sich geweiht hatten, zu erhaben. In dieser Stimmung stiegen sie die Berge herab, was mitunter nicht minder Schwierigkeiten mit sich brachte als das Ersteigen. Dann wurde die Reise gemeinsam fortgesetzt bis Umatilla, wo McLeod sie verließ, um in Walla-Walla Vorbereitungen zu ihrem Empfang zu treffen.

Das damalige Fort Walla-Walla, in der Gegend des jetzigen Wallula, stand unter der Aufsicht von Paubram. Es ging aber später in die wenig rühmenswerthen Hände eines gewissen McKean über, der später eine zum mindesten feige Rolle spielte. In Walla-Walla labten sie sich zum ersten Mal seit langer Zeit an einem Leckerbissen — an **Brot**. Auf der ganzen Reise mußten sie auf diesen nothwendigen Luxus verzichten. Da erst lernten sie seinen unschätzbaren Werth kennen. Jetzt erfuhren die Damen wenigstens eine halbwegs ihrer würdige Behandlung. Ueberall erregten sie große Aufmerksamkeit, denn sie waren die ersten weißen Frauen, welche den abgehärteten Grenzwächtern dort draußen zu Gesicht gekommen waren. Die meisten ersten Ansiedler hatten sich Indianerinnen zu Frauen genommen, so namentlich die französischen Canadier, welche in Oregon damals noch in der Mehrheit waren. Auch der früher erwähnte Joseph Meek hatte sein Leben an eine „Squaw" geknüpft, was hinter dem späteren

„Dandy" in Washington wohl Niemand vermuthet hätte.

Von Walla-Walla aus machte die Gesellschaft einen Besuch in Vancouver, wo damals die Hudson's Bay Company ihren Sitz hatte. Es war am 11. Sept. 1836, als sie dort anlangten. Dr. John McLaughlin war englischer Gouverneur. Er empfing die Missionare äußerst freundlich, wie das überhaupt in dem Wesen dieses Mannes lag. Seine ganze Küche und alle Bequemlichkeiten, die ein Fort so ganz außerhalb aller Civilisation bieten konnte, standen ihnen zur Verfügung. Drei Wochen gönnten sie sich ungestörte Ruhe, deren sie nach einer langwierigen Reise durch Wüsten und über felsige Gebirge sehr wohl bedurften; nach einer Reise, wobei außer Indianern das Erscheinen eines menschlichen Wesens fast zu den Wundern gezählt werden mußte.

Nach Verlauf dieser Wochen verabschiedeten sich Whitman, Spalding und Gray von den Damen, um geeignete Missionsstationen aufzusuchen. Dr. Whitman fand zuerst seinen Posten am Walla-Walla (Fluß), etwa 30 Meilen von dem damaligen Fort Walla-Walla. Seine Wirksamkeit sollte den Cayuse Indianern, einem ziemlich aufgeweckten, fleißigen und begabten Stamm, gelten. Die Eingebornen halfen die Missionsstation bauen und stellten sich äußerst freundlich. Die Mission trug den Namen Waiilatpu. Spalding errichtete seine Station nordöstlich von Walla-Walla am Clearwater Fluß unter den Nez Perces, die sich immer rühmlich hielten und auch dem Christenthum am ehesten zugänglich waren. Die Mission trug den Namen Lapwai. Am 6. November kamen die Damen nach und die Arbeit unter den Indianern nahm ihren Anfang. Es war ein mühsames Voranschreiten. Es hielt schwer, ihnen etwas beizubringen. Am gefährlichsten für die Missionare war der grasse Aberglaube, der uns später noch oft entgegentreten wird.

W. H. Gray errichtete seine Missionsstation unter den „Flatheads", einem Stamm, der sich von den Nez Perces nur durch die Form des Kopfes unterschied, da der Kopf des Kindes gleich nach der Geburt geformt wurde, im Uebrigen aber hatten sie die gleiche religiöse Gesinnung. Gray ging später zurück nach der Heimat, um sich eine Lebensgefährtin zu holen. Seine Begleitung bestand aus einigen Weißen und mehreren Eingeborenen. Im Gebiet der Sioux wurde er mit seinen Begleitern durch diese angegriffen. Die Sioux gelüstete nemlich nach den Pferden der Indianer und nach dem Leben der Letzteren. Lange wehrten sie sich tapfer, bis sie alle erschlagen waren. Man hat Gray ungerechterweise beschuldigt, er habe den Verräther an ihnen gespielt. Er konnte ja ihre Ermordung nicht hindern, so viel er sich auch bemühte, die Sioux zur Schonung zu bewegen. Ihm und den paar Weißen waren sie nicht feindlich gesinnt, aber nach ächt indianischem Grundsatz mußten die Feinde unter allen Umständen aus dem Wege geräumt werden. Wäre es dann nicht ein tollkühnes Unternehmen gewesen, hätte er sich den Mördern im Kampfe entgegengeworfen, in welchem Falle er natürlich mit seinen weißen Begleitern auch erschlagen worden wäre? War es nicht besser, diese zu schonen, da doch die andern nicht gerettet werden konnten? Wahrlich, es ist ein bissiges Urtheil, das ihm etwas zur Last legt, was er doch unmöglich hindern konnte.

Unter die „Flatheads" durfte er sich nun allerdings nicht wieder wagen, denn daß diese ihn für den Tod ihrer Brüder verantwortlich machten, lag auf der Hand. So wandte er sich dem Wallamett Thal zu und begann dort zu wirken. W. H. Gray ist von unsern fünf Freunden der einzige, der noch lebt und sich als prominenter Bürger Oregons der allgemeinen Achtung erfreut. Er ist bekannt durch die von ihm verfaßte Geschichte jenes Staates. Für unsere Geschichte hat indeß sein Name keine weitere Bedeutung.

IV.

Bis jetzt hatten nur wenige Emigranten die schwierige Reise nach dem fernen Oregon unternommen, obwohl sich bereits im Jahre 1831 ein „Verein zur Beförderung der Besiedlung Oregons" gebildet hatte. Die Missionare waren den Befehlshabern der verschiedenen Forts nicht einmal willkommen. Es war durchaus nicht nach ihrem Wunsch, die Indianer aufgeklärter zu machen, und das fürchteten sie vornehmlich. Sie wollten sie unter absoluter Herrschaft haben und war ihnen daher die Unwissenheit ein guter Geselle. Noch weniger als die Missionare waren ihnen Handelsleute willkommen, weil sie Unruhen unter den Indianern fürchteten.

Es befanden sich um diese Zeit bereits zwei römische Priester in Oregon und wachten mit einem Argusauge über den Vorgängen, namentlich auf der Mission der Methodistenkirche. Die Angehörigen der Hudson's Bay Company gehörten der römischen Kirche an und Dr. McLaughlin, der Gouverneur selbst, war ein treuer Sohn jener Kirche.

Jetzt schon standen sich zwei Parteien fast wie feindlich gegenüber: die Mission der Methodistenkirche und die Hudson's Bay Company, zu der sich alle Canadier hielten. Letztere war bis jetzt noch die stärkste Macht und hatte das entscheidende Wort. Indessen war auch die Erstere nicht mehr ganz so schwach, denn bereits im Jahre 1837 waren zwanzig Personen zu ihrer

Verstärkung gekommen. Die Hauptpersonen waren damals Rev. D. Lee und Rev. Jason Lee, noch einige Gehilfen und später kamen andere Missionare dazu.

Wir lassen die kleinlichen Streitigkeiten zwischen den beiden Parteien und bemerken nur, daß die gehässigen Urtheile, welche man von verschiedener Seite über die Missionare der Methodistenkirche fällte, unberechtigt sind. Jedenfalls hatten sie doch mindestens das gleiche Recht, die Interessen ihres Vaterlandes zu wahren, als die Angehörigen der Hudson's Bay Company. Sie haben dem Lande durch ihre Wachsamkeit einen Dienst gethan, der nicht übersehen werden darf. Sie waren die Vertreter der Vereinigten Staaten und hatten außer der Hudson's Bay Company das einzige den Emigranten offen stehende Waarenlager. Dr. McLaughlin aber — zur Genugthuung sei es gesagt — bemühte sich immer, das gute Einvernehmen zu pflegen. In den Adern seiner Schutzbefohlenen aber wallte eben heißeres Blut. Wenn je die Indianer unzufrieden wurden, so suchte man von Seiten der Hudsons Bay Company auf diese den Eindruck zu machen, als seien die Amerikaner oder „Boston-Männer", wie sie diese nannten, ihre eigentlichen Feinde. Kein Wunder, daß die Indianer mit immer wachsendem Argwohn auf die allmählig häufigere Einwanderung sahen. Sie vermutheten dahinter den Plan, sie ihres Landes zu berauben und entweder zu tödten oder doch zu vertreiben. Die Hudson's Bay Company war sehr geschäftig, diesen Argwohn zu nähren. So gährte ganz langsam ein Uebel, das später zum traurigen Ausbruch kam.

Im Jahre 1840 erfolgte die erste bedeutende Einwanderung. Hall J. Kelly hatte schon seit einiger Zeit alles angestrengt, Leute zur Auswanderung nach Oregon zu bewegen. Erst in diesem Jahre wurde sein Bemühen theilweise mit Erfolg gekrönt. Auch Dr. Whitman bot all seinen Einfluß auf, Oregon zu besiedeln. Niemand hat eine Ahnung von den Entbehrungen und Qualen der Einwanderer. Oft hatten sie tagelang keinen Tropfen Wasser, fast nichts zu essen. Unwegsame Strecken lagen vor ihnen; Nachts heulten die Wölfe oder lungerten die Bären um die Zelte der Geängstigten. Dann und wann kamen Indianer lärmend herangesprengt, oder umschlichen sie das Lager und stahlen Pferde oder was sie erwischen konnten. Das Stehlen ist ja dem Indianer so eigen als das Athmen. Rache zu nehmen war da keine leichte Sache und setzte die Emigranten nur größerer Gefahr aus. Der Indianer findet es ganz selbstverständlich, wenn er ein Pferd stiehlt; aber es kommt ihm ziemlich unerträglich vor, wenn Rache genommen wird. So mußten die armen Emigranten stets auf der Hut sein; denn sie waren keinen Augenblick vor Ueberfall sicher. Wahrlich, selbst das muthigste Herz konnte vor den teuflisch bemalten Rothhäuten erzittern und dazu ist ihr Kriegsgeheul geradezu schauderhaft. Nur die überlegene Kriegskunst der Weißen bot diesen noch einigen Vortheil.

Noch eine andere Gefahr erwuchs ihnen aus den Büffelheerden. Eines Abends hörten die Wachen ein Getöse, wie das eines Wasserfalls. Man lauschte eine Zeitlang, bis man sich zufrieden gab mit dem Schluß, es müsse wohl ein solcher sein, da sich ein Bach in der Nähe befand. Bald kam das Getöse näher und näher, bis es aus der Ferne wie ein fürchterlicher Sturm brauste. Immer entsetzlicher wurde der Lärm, bis man im nahen Bach ein unausgesetztes Platschen hörte und wie im Sturmwind eine unzählbare Büffelheerde an dem Lager vorüberstürmte. Es müssen Tausende gewesen sein, denn es nahm geraume Zeit, bis alle vorübergeschnaubt waren. Es mußte wie ein Wunder erscheinen, daß sie nicht gerade über das Lager hinstürmten. So etwas konnte sich oft wiederholen.

Zerlumpt, ermattet gelangten sie endlich über die blauen Berge. Ihre Wagen hatten sie zurücklassen müssen, nur das Unentbehrlichste hatten sie mitnehmen können; denn es war noch keine Bahn gemacht. Oft mußten sie durch undurchsichtbares Dickicht sich mit der Axt mühsam Weg bahnen. Und in der neuen Heimath wartete ihrer kaum ein freundliches Schicksal; denn hier mußte neu begonnen werden. Vieh war nur sehr wenig vorhanden und das vorhandene war meist Eigenthum der Hudson's Bay Company und oft um keinen Preis zu haben. Je mehr die Zahl der Amerikaner wurde, desto stärker erwachte die Besorgniß und Eifersucht der Canadier. So wartete ihrer nach allen Strapazen noch ein kümmerliches Leben für eine lange Zeit. Das Land war allerdings fruchtbar, aber die Früchte waren nicht gut zu verwerthen, man war außerhalb dem Bereich des Handels.

Auch von den Abenteurern auf den Bergen hatten sich viele nach Oregon gemacht und dort niedergelassen. Unter ihnen befand sich auch Joseph Meek, der den Ruhm hat, den ersten Wagen über die blauen Berge gebracht zu haben. Zum Farmer war aber dieser Halbwilde nicht angelegt, es war ihm eine leichtere Sache, Indianer zu ermorden. Er war aber auch unter diesen nicht wenig gefürchtet und galt als ein Häuptling. Trotz seiner Rohheit hat er später in der politischen Entwickelung Oregons eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Seine Bedeutung erlangte er natürlich durch seinen Muth und seine physische Stärke, die er in manchem

Bärenkampf erprobt hatte. Die meisten meiner Leser wären bei seinem Anblick entsetzt geflohen. Was konnte auch viel anders von dem halbwilden Mann einer „Squaw" erwartet werden? Indessen war er dazu bestimmt, seinem Lande gute Dienste zu leisten und wir wollen diese um seiner Fehler willen nicht übersehen und nicht handeln wie manche, die sogar um eines einzigen Fehlers willen eines Menschen Namen in den Koth ziehen.

In demselben Jahr kam ebenfalls Dr. Elijah White nach Oregon und zwar in dem Charakter eines Agenten unter den Indianern. Eine Person von amtlicher Autorität war jetzt sehr erwünscht. Seine Pflicht war zunächst, das gute Einvernehmen zwischen Emigranten und Eingebornen aufrecht zu erhalten. Die Indianer wurden immer unruhiger und ihre Besorgniß nahm mit der wachsenden Einwanderung zu. Die Missionare hatten bereits gute Erfolge erzielt, aber alles das konnte die Indianer nicht zufrieden stellen. Da und dort machten sie einen Raubanfall und zerstörten das Eigenthum. Gewöhnlich waren sie aufgestichelt, denn auch die Vertreter der Hudson's Bay Company nährten nur zu gerne den Haß der Indianer gegen die Amerikaner. Namentlich war es ein Halbblut-Indianer, der fortwährend geschäftig war, die Indianer aufzuregen. Er sagte ihnen, er kenne die Amerikaner, sie seien gekommen, ihnen das Land weg zu nehmen und sie dann zu tödten. Das konnte natürlich seine Wirkung nicht verfehlen.

Dr. White suchte sie zufrieden zu stellen. Unter den Nez Perces gelang es ihm, gewisse Gesetze zur Annahme zu bringen. Unter diesen war bekanntlich Spalding thätig. Dr. White war begleitet von McKinlay, Rodgers und McKay. Die Häuptlinge empfingen sie mit der gewöhnlichen Würde und Höflichkeit, nota bene Indianer-Höflichkeit. Die Gäste wurden bewirthet und eine Versammlung anberaumt. Zuerst herrschte tiefes Schweigen. Die Häuptlinge blickten einander eine Zeitlang ernst an. Dann wurde Dr. White aufgefordert, seine Botschaft zu sagen. Er that es in passender Weise, im Namen seines großen Häuptlings. Dann sprachen noch seine Begleiter. Endlich erhob sich würdevoll der „Blutige Häuptling", der zum mindesten neunzig Jahre zählte und hielt eine rührende Rede. Wir geben sie, weil sie interessant ist:

„Ich rede heute, morgen mag ich vielleicht nicht mehr leben. Ich bin der älteste Häuptling meines Stammes; war Ober-Häuptling als eure großen Brüder Lewis und Clarke in diesem Lande waren. Sie haben mich besucht, sie ehrten mich mit Freundschaft und Rath. Ich zeigte ihnen meine vielen Wunden, welche ich im Kampf erhalten hatte. Sie sagten, ich sollte nicht wieder Krieg führen, sondern friedlich sein. Gaben mir eine Bundesfahne. Ich habe sie hoch gehalten. Wir versammelten uns und verhandelten, wir und unsere Feinde, und haben nicht wieder gekämpft. Clarke hat uns von diesem Tag und von euch erzählt. Wir haben lange darauf gewartet; haben drei unserer Söhne auf die Schule in Red River gesandt, sich vorzubereiten. Zwei ruhen mit ihren Vätern. Der andere (Ellis) ist hier, er kann Ohren, Mund und Feder für uns sein. Ich kann nicht weiter sprechen. Ich bin bald matt. Meine Stimme und Glieder zittern. Ich bin froh, euch und diesen Tag zu sehen;" bald aber bin ich ruhig und still im Tod."

Jedermann war gerührt. Nach einigen Unterhandlungen wurden die Gesetze angenommen und Ellis als Ober-Häuptling ernannt. Leider war die Wahl nicht gerade zu Gunsten der Amerikaner, denn Ellis hielt es mit den Engländern. Er hatte früher schon Smith, einen der Missionare der Methodistenkirche, aus seinem Lande getrieben.

Die bedeutendsten Stämme nahmen nach und nach die aufgestellten Gesetze an. Die Häuptlinge selbst schienen traurig über die Verbrechen, welche einige ihrer Leute verübt hatten und mancher von ihnen weinte damals die erste Thräne. Hauptsächlich war später einer der Häuptlinge niedergeschlagen, daß Dr. Whitman's Mühle niedergebrannt wurde. Dr. White hatte noch oft Mühe, die Indianer in Ordnung zu halten und nur gute Mahlzeiten und Versprechungen von Geschenken hatten mitunter Wirkung. Wahrlich es war keine beneidenswerthe Stellung, die eines Agenten unter den Indianern. Es war ihm nicht immer möglich, seinen Versprechungen nachzukommen und das machte die Sache nur noch ärger. Nebenbei war die Hudson's Bay Company stets bereit, den Argwohn zu schüren. Dr. White sah bald deutlich ein, daß es unter den Stämmen gähre, daß ein Gefühl da sei, das völlig entwickelt, allgemeine Erhebung zur Folge haben müsse. Daher war er eifrig bestrebt, diesem Gefühl entgegenzuarbeiten. Bei seinen späteren Reisen begleitete ihn öfters Rev. Gustavus Hines, dessen Bruder gegenwärtig den "Pacific Christian Advocate" redigirt. Die Indianer wären immer zufrieden gewesen mit den Gesetzen, wenn sie nicht mitunter Strafe getroffen hätte. Das Schlimmste war aber, daß sie von so vielen Weißen verletzt wurden.

Im Jahr 1843, als Dr. White durch Unruhen gezwungen war, in Begleitung von Gustavus Hines unter die Nez Perces zu kommen, stand der Häuptling der Walla-Walla, die „Gelbe Schlange", auf und sprach mit großem Ernst:

„Ich habe eine Botschaft an Dich. Wo kommen diese Gesetze her? Kommen sie von Gott

oder von der Erde? Ich wollte, Du könntest sagen, sie seien von Gott: Aber ich denke, sie sind von der Erde; denn so viel ich weiß, halten sie die Weißen nicht."

Das war jedenfalls keine üble Rede. Nach und nach wurden alle wieder beruhigt — auf wie lange? — Wir haben vorgegriffen, haben die Zustände unter den Indianern kurz bis 1843 verfolgt und gehen jetzt wieder zurück.

Als im Jahre 1840 die erste bedeutende Einwanderung erfolgt war, sandten die amerikanischen Ansiedler eine Petition an den Congreß in Washington, Oregon unter den Schutz der Regierung der Vereinigten Staaten nehmen zu wollen. Aber der Versuch schlug fehl. Der Congreß wußte vorläufig nichts zu thun, als was bereits geschehen war, nämlich die Annahme eines Gesetzes, nach welchem jedem Bürger der Vereinigten Staaten, der nach Oregon auswanderte, ein Recht auf 560 Acker Land zustand. So waren die Leute auf ihren eigenen Schutz angewiesen. Die Besorgniß, daß England Besitz nehmen möchte, wuchs mit jedem Tag; denn bereits betrieben die Vertreter der Hudson's Bay Company die Ansiedlung Oregons mit englischen Unterthanen auf's Eifrigste. Es mußte bald etwas geschehen, oder Oregon war für das Vaterland verloren. Einige dachten an eine unabhängige Regierung, Andere an eine provisorische, die Engländer aber wollten nur von einer gewissen Vereinbarung etwas wissen. Sie hofften auf baldige Hilfe. Aber auch die Amerikaner hofften, daß der Congreß sie bald unter seine Fittige nehmen werde. Bis dahin mußte man eben auszukommen suchen, so gut es ging.

Die Mission der Bisch. Methodistenkirche war jetzt ziemlich stark. Rev. Jason Lee hatte in den New England Staaten Vorträge über die Mission in Oregon gehalten und für dieselbe eine Unterstützung im Betrage von $40,000 erhalten. Auch war im Jahr 1840 noch bedeutende Hilfe gekommen. So war es wie selbstverständlich, daß die Leitung der politischen Vorgänge in den Händen ihrer Vertreter lag. Zählte sich doch Dr. White selbst zu ihnen und er vertrat später eine Zeitlang die Stelle eines Gouverneurs. Ob die Amerikaner wollten oder nicht, sie mußten ihn vorläufig anerkennen.

Wölfe, Bären und Panther machten den Ansiedlern viel zu schaffen. Sie stahlen ihre Heerden und richteten überhaupt viel Unheil an. Eben dieser Umstand gab Anlaß zur ersten, dem Wesen nach politischen Organisation. Es bildete sich ein Verein zum Schutz gegen diese Raubthiere, der „Wolfs-Verein". Für jedes erlegte Raubthier wurde eine festgesetzte Belohnung bezahlt. Nebenbei dachte man auch ernstlich an die Beschützung der Colonien, konnte aber noch zu keinem rechten Schluß kommen.

Am 4. Februar wurde die erste spezielle Versammlung gehalten. Aber erst bei der zweiten, am 4. März, konnte ein Committee ernannt werden, das den Auftrag erhielt, betreffs militärischer Beschützung der Colonie Schritte zu thun. Das Committee bestand aus Canadiern, Missionaren und früheren Gebirgs-Abenteurern. Kein Wunder, daß dasselbe zu keinem Schluß kommen konnte, der allgemein befriedigt hätte. Als am 2. Mai eine dritte gehalten wurde, sprach sich das Committee zu Gunsten einer provisorischen Regierung aus. Aber der Bericht fiel durch und die schon lange herrschende Aufregung wurde nur schlimmer. Alle Parteien suchten ihre Interessen zu wahren. Da kam endlich G. W. Le Breton zu Wort und schlug vor, je nach der Ansicht zu theilen; wer für eine provisorische Regierung sei, sollte sich zur Rechten und die Andern zur Linken stellen. Dieser Vorschlag wurde angenommen und dann vollführte Joe Meek eines seiner Meisterstücke. Er trat mit der selbstbewußten Miene eines freien Amerikaners in den Kreis und rief:

„Wer ist für Theilung? Wer für den Bericht und Organisation ist, folge mir!" und zweiundfünfzig folgten.

Die fünfzig Canadier waren nicht wenig bestürzt, während die Amerikaner Hochrufe für Freiheit erschallen ließen. Dann wurden noch ein Oberrichter, ein Gerichtsschreiber, ein Gerichtsdiener, vier Magistraten, ein Constabler, ein Schatzmeister und ein Kapitän erwählt. Nebendem wurde noch ein Committee zum Entwurf von Gesetz-Vorlagen ernannt, das am 5. Juli berichten sollte. Die Canadier zogen sich natürlich zurück, nachdem sie ihre sonderbare Botschaft verlesen hatten.

Später wurden gewisse Gesetze angenommen und eine Legislatur erwählt. Von ihren Verfügungen erwähnen wir nur wenige. Ein Bataillon von 3 Compagnien Reiter wurde organisirt. Weiter wurde verfügt, daß Knaben mit 16 und Mädchen mit 14 Jahren heirathen können. Die Eltern wünschten das, weil ihre Kinder dann um so eher Recht an die 560 Acker erhielten. Negern wurde der Aufenthalt in Oregon untersagt, weil man der Sklaverei entschieden vorbeugen wollte. Eben diese Bestimmung hat dem jungen Land denn auch im Congreß Schwierigkeiten bereitet.

Im Jahre 1845 wurde denn auch die Petition erneuert, allerdings mit viel Mißverständniß. Doch erst im Jahre 1848 wurde das Territorium von Oregon von dem Congreß adoptirt. Das hatte lange gedauert und namentlich den Missionaren manchen Schweiß gekostet. Wir kehren wieder zu Dr. M. Whitman zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gräberschmückungstag.



Heut geht's hinaus zur Stätte,
Wo still in Gottes Hut,
In kühlem Erdenbette
Die Schaar der Todten ruht.

Und ob auch unter Zähren
Das Aug' zum Grabe blickt, —
Wer will's der Liebe wehren,
Wenn sie's mit Blumen schmückt? —

Und weint sie bang im Herzen
Den Abgeschied'nen nach,
Und werden alte Schmerzen
Auf's Neue wieder wach,
Und ist ihr nichts geblieben
Als ein verblaßtes Bild,
Heut denkt die Lieb' der Lieben,
Heut dankt sie dankerfüllt!

Heut läßt der Trennung Thränen
Sie ungehemmt den Lauf,
Heut weckt der Seele Sehnen
Das Lied aufs Neue auf.
Doch, ob die alte Wunde
Auf's Neue blutend klafft,
Fühlt doch in dieser Stunde
Sie neuen Trostes Kraft.

Glänzt nicht auch ob den Grüften
Ein gold'ner Himmelssaal,
Umhaucht von Blumendüften,
Getaucht in Sonnenstrahl,
Der auch durch Grabesblüthen,
Durch Todesdunkel bricht, —
Ein Glanz vom ew'gen Frieden,
Ein Strahl vom Osterlicht? —

So ruhet wohl, ihr Lieben,
Euch schirme Gottes Hand!
Vereint sind wir geblieben,
Riß auch der Tod das Band;
Und seid ihr hingegangen, —
Ihr ginget nur voraus,
Wo einst uns wird umfangen
Das Eine Vaterhaus.

Wir kämpfen noch hienieden
In manchem heißen Streit,
Ihr ruhet schon im Frieden
Der stillen Ewigkeit;
Zum Loorbeerkranz des Krieges,
Der hier die Stirn umlaubt,
Den Palmenzweig des Sieges
Gewunden um das Haupt! —

P. H.

Unerfüllte Wünsche.

Ein vergeblicher Wunsch ist nicht nothwendig auch werthlos. Ein Wunsch, dessen Erfüllung in der Natur der Sache unmöglich ist, kann deßhalb doch seine Berechtigung haben. Oft kann aber ein größerer Segen in der Verweigerung eines Wunsches liegen, als in dessen Befriedigung.

Immerhin ist aber ein vergeblicher Wunsch peinlich, so lange er währt. Freude oder Schmerz ist jedoch nicht das Wichtigste im Leben. Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, wie der Evangelist berichtet; treu behielt sie ihre Kinder in der Fremde im Andenken und wollte die Qual dieses Wunsches nicht fahren lassen — eitel, so weit menschliche Augen sehen konnten — für den Genuß augenblicklichen Vergnügens. Das ist eine edlere Erscheinung in der Geschichte als Rahel in den Tagen ihres Glückes. Unzählige Geschlechter der Kinder Rahels sind zu Grabe gegangen mit dem eitlen Wunsch, daß zu einer Zeit ihre Füße im Frieden innerhalb der Mauern Jerusalems stehen möchten, und waren dadurch bessere Menschen, als wenn ihre Wünsche volle Befriedigung gefunden hätten.

Der ist nicht der glücklichste Mensch, der am wenigsten Kummer hat. Welche hohe Wünsche und große Ansprüche hegen, finden gewöhnlich keine volle Befriedigung in der Welt. Befriedigung wird eher denen zu Theil, die wenig Wünsche und bescheidene Ansprüche machen. Ein gut Theil Selbstverleugnung hat der zu üben, welcher sein Herz an das hängt, was droben und unsichtbar ist.

Oft steht es in der Macht eines solchen, welcher einen eitlen Wunsch nährt, sich wieder davon loszumachen und statt dessen gegenwärtigen Frieden zu gewinnen. Der so erlangte Friede ist nicht immer ein gewisses Zeichen für den Werth des aufgegebenen Wunsches. Ein Beleg für diese Wahrheit ist gewiß jener blinde Mann, der an ein der äußeren Erscheinung nach abstoßendes Weib verheirathet war. Jahrelang sehnte er sich vergeblich nach dem Sehvermögen; als er endlich es hätte erlangen können, wollte er es doch nicht, weil er dachte, seine bisherige Idee von seines Weibes Aussehen könnte sich ändern. Lieber Finsterniß am hellen Mittag und die Qual eines unerfüllten Wunsches, der Licht verlangte, als nur in Gedanken der wehe thun, die im Unglück treu zu ihm stand.

Wie der Mensch heranwächst und altert, so ändern sich auch seine Ideale. Bande der Dankbarkeit und Pflicht, die einst sich um ihn schlangen, lösen sich. Er überschreitet diese Grenzen und tritt in eine andere Sphäre. Manchmal

mag ihm, da gegenüber dem Streit und Leid des jetzigen Standes, der frühere Wirkungskreis als ein Himmel des Friedens erscheinen und er sehnt sich fast zurück. Zwei Stimmen reden in seinem Innern: eine sagt ihm, daß der Stand, nach dem er sich zurücksehnt, das nicht mehr ist, was er einst war; daß er eine andere Stellung dazu eingenommen und sie sich daher selbst zu ihm geändert, und daß das Beste sein werde, wenn er für eine kurze Zeit dazu zurückkehre, recht getäuscht werde — damit fernerhin keine Sehnsucht darnach mehr erwache in ihm und keine Bande der Pflicht und Liebe ihn mehr halten. Die andere Stimme sagt in ernstem Ton, daß wenn dem so sei, so sei es besser, die Dankbarkeit und den Schmerz zu bewahren, besser die Liebe und das vergebliche Sehnen zu nähren, besser voll Verlangen darnach zu sterben, als es genossen zu haben und sich mit undankbarer Kälte, ja mit Ekel davon abwenden, um ferner nur dem eigenen Vergnügen und den eigenen Interessen zu leben. Das hieße den Frieden um einen zu hohen Preis losschlagen; das hieße das Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht verkaufen — und das Traurigste von Allem ist, wenn man hernach obwohl mit Thränen aber vergeblich Raum zur Buße sucht.

Vieles dem christlichen Leben Eigenthümliche ist nur die sichtbare Verleiblichung des Werthes eines vergeblichen Wunsches. Das Bild von dem Pilgerleben des Christen erscheint in jenem Wanderer aus alter Zeit, dessen Name der Kirche des Alten wie des Neuen Testaments gleich theuer ist, der seine Heimath verließ, nicht wissend wohin, der in der Welt war als ein Fremdling, der seine Füße nicht ruhen ließ vor Egyptens oder Sinears Reichthum, denn er suchte eine Stadt, die einen Grund hat, dessen Baumeister und Schöpfer Gott ist. Auf Erden suchte er sie vergeblich; was er fand, war nur das Scheinbild des Himmels und das Zeichen einer gewissen großen Verheißung. Wie Abraham müssen auch wir die Last unserer Wünsche, die auf Erden nie verwirklicht werden können, auf uns nehmen. Sie wegwerfen möchte leichter, sogar angenehmer sein; aber der Verlust wäre unaussprechlich groß. Schmerz und Entbehrung irgend welcher Art ist gewöhnlich die Form, in welcher die zukünftigen Segnungen in ihrer Fülle abgebildet sind.

Die größte Schwierigkeit hinsichtlich vergeblicher Wünsche ist, daß sie so natürlich scheinen und ihre augenblickliche Befriedigung so wünschenswerth ist, daß man sich wundert, warum sie nicht sein kann. Wer hat nicht schon zu Zeiten, da der Glaube klein ist, gedacht, daß wenn er Christus leibhaftig einen Augenblick sehen könnte, seine Hand fühlen, wie sie segnend sich auf seine Stirne legte, dann würden alle Zweifel verstummen, alle Fragen aufhören? Der Meister ist jedoch in der That gegenwärtig, aber unsere Augen sind bedeckt, daß wir ihn nicht sehen können. Der Wunsch, Jesum zu sehen, sich an ihn zu schmiegen — jetzt — mit eigenen Augen und mit unsern Händen — in seine milden Augen zu blicken, ist ein vergeblicher Wunsch, aber doch kann er zum Guten dienen denen, die ihn hegen, wenn sie statt des Vorrechts Jener, die ihn gesehen und an ihn geglaubt haben, den noch größeren Segen gewinnen, an ihn geglaubt zu haben, ohne ihn zu sehen. Sicher diente die Erwartung der ersten Christen, daß sie nicht sterben würden vor der Wiederkunft Christi, dazu, bessere Menschen aus ihnen zu machen. Im Vergleich mit dem Werth dieses unerfüllten Wunsches wäre alle Wissenschaft Athens und Herrlichkeit Roms Schaden gewesen und nicht in Anschlag zu bringen. — Viele Propheten und Könige wollten sehen, was wir sehen und haben es nicht gesehen, und wollten hören, was wir hören und haben es nicht gehöret. Der vergebliche Wunsch Jener hatte unendlichen Werth für uns, denn er erhielt den Geist der Gottseligkeit in der Welt und bereitete den Weg für die Botschaft des Heils.

Es giebt aber auch vergebliche Wünsche, die ganz und gar eitel sind. Die Hoffnung der Gottlosen wird zu nichte werden. Die Fürsten der Erden wünschen umsonst, wenn sie rathschlagen wider den Herrn und seinen Gesalbten.

Unsere Sorge soll vor Allem darauf gerichtet sein, daß unsere Wünsche in Uebereinstimmung mit Gott und seiner Sache sind. Es thut nichts, wenn sie hienieden unerfüllt bleiben und wir wissen nicht warum. Drüben werden wir glücklich, selig und Alles wird uns klar werden.

„Sind wir den Weg gelaufen,
Dann geht die Sonne drüber auf.“

Sonntags-Arbeit.

Ein Blatt aus dem Leben, — einem Anstalts-Geistlichen nacherzählt.

Eingesandt von G. Frei in Berlin.

„Eigentlich bin ich gelernter Maurer,“ erzählte ein Gefangener dem Anstalts-Geistlichen. „Maurer lernen neben ihrem Handwerk in der Regel auch das Branntweintrinken. Ich lernte es gründlich. Als ich 22 Jahre alt war, war ich bereits ein tüchtiger Trinker und that es so manchem meiner Nebengesellen, die zum Theil viel älter waren, zu meiner Genugthuung darin schon zuvor. Zuletzt reichte der Verdienst nicht mehr zum Branntwein hin, viel weniger zu den übrigen Bedürfnissen des Lebens. Als ich 24

Jahre alt war, hatte ich keinen Rock mehr auf dem Leibe zu ziehen. Zum Kirchenbesuch brauchte ich ihn nicht, der war bei mir längst außer der Mode, aber auf dem Tanzsaale mußte ich doch im Rocke erscheinen! Kaufen konnte ich mir keinen, also stahl ich mir einen. Dafür bekam ich neun Monate Zuchthaus. Und das war sehr heilsam.

Der Branntweintrinker verliert mit der Zeit Alles: Geld, Gut, Verstand, Ehr- und Schamgefühl, Gottesfurcht und was der Mensch sonst nur an irdischen und himmlischen Gütern besitzt. Während meiner Strafzeit bekam ich natürlich keinen Tropfen Branntwein zu sehen, viel weniger zu kosten, hörte Gottes Wort wieder und fing auch selbst an, immer eifriger darin zu lesen. Unser Seelsorger that das Seinige auch redlich dabei und so kam ich denn nach und nach wieder zur Besinnung, lernte meinen Verstand wieder zu gebrauchen, kehrte zu meinem Gott zurück, den ich so schändlich verlassen hatte, kurz ich wurde zum neuen Leben, zum Leben in Christo erweckt. Als ich aus dem Zuchthause entlassen wurde, mußte ich meinem lieben Prediger und Seelsorger mit Hand und Mund versprechen, auf dem jetzt betretenem Wege fort zu wandeln, vor allem keinen Branntwein, auch nicht einen Tropfen wieder zu trinken, den Sonntag zu heiligen und in keine lockere Gesellschaft zu gehen. Ich habe es über 10 Jahre treulich gehalten, dies heilige Versprechen und während dieser Zeit ist es mir stets wohl gegangen. Ach, daß ichs auch weiter gehalten hätte! Gott würde mir auch ferner gnädig gewesen sein. Doch hören Sie weiter.

Meinem Meister wollte ich nicht wieder vor die Augen treten, oder konnte es vielmehr nicht, denn ich schämte mich zu sehr. Auf Anregen des Strafanstalts-Geistlichen wandte ich mich zunächst an unseren Herrn Propst, den ich bat, mich hie und da als Handarbeiter zu empfehlen. Der brave Herr beschäftigte mich selbst, so viel es angehen wollte, in seinem Hause und Garten, und durch seine Vermittlung erhielt ich bald ausreichende Beschäftigung und guten Lohn.

Von meiner Mutter, die zwei Jahre nach meiner Entlassung meinem längst entschlafenen Vater nachfolgte, ererbte ich ein Häuschen mit einem hübschen Garten. Bisher hatte ich nicht daran gedacht, mich in den Ehestand zu begeben; nach der Mutter Tode aber fehlte es mir an weiblichem Beistande und ich mußte mich nach einer Hausfrau umsehen. Ein Jahr war darüber noch vergangen, da fügte es sich, daß ich Bekanntschaft machte mit einem braven Mädchen vom Lande. Wir wurden bald ein Paar; und da sie mir ein kleines Vermögen zubrachte, nebst Kuh und Schwein, so hatten wir uns nach unseren Verhältnissen ganz hübsch eingerichtet. In meiner bisherigen Lebensweise wurde nichts geändert, der Sonntag wurde geheiligt, es wurde nach Christenpflicht gebetet und gearbeitet und Alles ging nach Wunsch. Wir vertrugen uns, wie es christlichen Eheleuten geziemt, und niemals haben wir uns auch nur mit einem Blicke beleidigt, es ging stets still und friedlich bei uns her. Unsere Ehe wurde durch ein Töchterchen gesegnet, das unsere größte Freude war.

Sieben Jahre nach unserer Verheirathung waren so verflossen, wir wußten nicht, wo sie hingekommen waren. Da komme ich eines Sonnabend Abends von der Arbeit nach Hause und meine Frau trägt alsbald das Abendbrot auf; sie sah aber nicht aus, wie sonst immer, sie hatte Etwas auf dem Herzen und das wollte nicht herunter und heraus, das merkte ich ihr bald an."

„Hannchen," nahm ich das Wort, „was ist dir denn? So bist du ja noch nie gewesen; was ist dir denn begegnet?"

„Ach, lieber Andreas," begann sie zögernd und wischte sich eine Thräne aus dem Auge, „sei mir nicht böse, ich habe Unrecht gethan."

„Wie so, liebes Hannchen? Nun, sag's nur heraus, es wird so schlimm nicht sein, und — hier meine Hand — es soll dir im Voraus verziehen sein."

„Nun dann, so will ich dirs nur sagen. Vetter Schulze wollte heute Nachmittag mit dir sprechen. Du solltest ihm morgen früh das Gras auf seiner Wiese mähen, er könne sonst Niemanden dazu bekommen, und es sei die höchste Zeit. Auf vieles Zureden habe ich ihm versprochen, dich dazu zu bewegen."

„Aber Hannchen, du weißt doch, daß ich des Sonntags niemals gearbeitet habe und niemals arbeiten will, wie konntest du das versprechen?"

„Ach, es hat mich auch schon so viel gereut, daß ich das gethan habe und ist mir schon Angst deshalb gewesen, daß ich gar keine Ruhe habe finden können."

„Und ich soll nun wirklich den Sonntag entheiligen um deines unbedachtsamen Versprechens willen?"

„Nun sieh, Schulze meinte, wenn du früh um drei Uhr anfingst zu mähen, so wärest du sicher um acht Uhr wieder zu Hause und brauchtest darum den Frühgottesdienst nicht zu versäumen."

„Ist denn aber von drei bis acht Uhr kein Sonntag? Entheilige ich in dieser Zeit durch Arbeit wirklich nicht den Tag des Herrn?"

„Es wird ja auf das eine Mal nicht ankommen. Und ohnedies ist es ja ein Liebeswerk. Du hättest den armen Vetter nur sollen bitten und lamentiren hören, du hättest es ihm auch nicht abschlagen können."

„Hannchen, ich muß dir sagen, die Sache ist mir sehr unangenehm, und wenn ich für die

ganze kommende Woche nicht anderweit zugesagt hätte, so müßte es morgen sicher noch anstehen, aber ich sehe ein, es geht nun nicht anders. Ich werde aber um zwei Uhr hinaus gehen, denn es könnte doch etwas mehr Zeit dazu nöthig sein, und sollte ich den Gottesdienst darüber versäumen, so würde ich mich so bald nicht wieder zufrieden geben."

Früh um zwei Uhr war ich bei der Arbeit und mähete, als ob Einer mit der Hetzpeitsche hinter mir stünde. Ich mähete und mähete ohne Ruhe und Rast, es schlug acht Uhr, es läutete vor und ich sah noch lange kein Ende und doch wollte ich nicht davon gehen, ohne das ganze Gras niedergelegt zu haben. Wie ein Verzweifelter führte ich die Sense, ich hörte, ich sah kaum noch, es flimmerte mir vor den Augen und halb blind mähete ich immer in das Gras hinein; da riefen die Glocken zum Gottesdienste! Die Sense entsank meinen Händen, unwillkürlich nahm ich meinen Hut ab, faltete die Hände und betete: „O Herr, mein Gott, vergieb mir die schwere Sünde, womit ich deinen Tag heute entheiligte! Ich gelobe hiermit feierlich, es nie und nimmer zu thun." Hierauf betete ich das Vaterunser und erbat mir den Segen des Herrn, wonach ich etwas ruhiger wurde in meinem Gemüthe und meine Arbeit wieder aufnahm. Nicht lange jedoch hielt diese Ruhe vor, mit jedem Streiche, den ich führte, wuchs vielmehr mein Aerger und mein Verdruß. Da — die Glocke verkündigte eben die elfte Stunde, als der Unmuth mich schon gänzlich übermannt hatte, erschien meine Frau voller Angst und Bekümmerniß, um nachzusehen, wo ich geblieben sei. Hätte mich der böse Geist nicht schon vollständig erfaßt gehabt, ihre wahrhaft herzlich theilnehmende Liebe hätte mich gerührt. Da ich mich aber schon für mich mit ihr im Herzen gezankt hatte, ehe sie noch erschienen war, so brach jetzt das Wetter alsbald los. Anfangs suchte sie meinen Zorn zu beschwichtigen mit Worten, wie mit Thränen; endlich aber, da ich immer härter und heftiger ausfiel, fing auch sie an sich zu vertheidigen. Ein Wort gab das andere; die Arbeit ging darüber zu Ende, nicht aber der Zank und Streit. Wir zankten auf dem Heimwege, wir zankten zu Hause mit einander und schließlich kam es so weit, daß ich — o Gott, verzeihe mir! — mein sonst so gutes Weib mißhandelte.

Jetzt hatte sie nur noch Thränen, kein Wort mehr kam über ihre Zunge und somit ging auch mir der Stoff zum Zanken und Schelten mehr und mehr aus, der Zorn verrauchte nach und nach. Ich nahm ein Gebetbuch zur Hand, um mich völlig zu beruhigen, denn schon begann es lichter zu werden in meinem umnebelten Verstande und die Reue über mein unsinniges Thun erwachte im Herzen. Ermattet, wie ich war, hatte mich beim Lesen der Schlaf übermannt. Beim Erwachen sah ich mich ganz allein in der Stube. Ich rief nach meiner Frau, ich rief nach meinem Kinde — keine Antwort. Ich durchsuchte alle Winkel des Hauses, der Ställe, des Gartens — umsonst. Endlich erfuhr ich durch eine Nachbarin, daß ihr mein Weib und Kind auf dem Wege nach dem Wohnorte der Eltern begegnet seien. Obwohl ich schon so Etwas geahnt, so fuhr mir doch jetzt diese Nachricht wie ein Donnerschlag durch die Glieder. Ich setzte mich oder fiel vielmehr auf die Rasenbank unter einem schattigen Birnbaum im Garten nieder und überlegte, was nun zu thun sei. Endlich kam ich zu dem Entschlusse, ihr nachzugehen und nicht eher zu ruhen, als bis ich sie zurückgeführt haben würde. Dem blöckenden Viehe gab ich reichliches Futter; ich selbst vermochte, obwohl ich den ganzen Tag fast Nichts gegessen hatte, nur wenige Bisse zu mir nehmen, verschloß dann, was zu verschließen war und begab mich auf den Weg.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als ich das Dorf erreichte. Hausthür und Fensterladen waren geschlossen und ich hörte in der Stube der Eltern deutlich die Stimme meiner Frau. Geraume Zeit stand ich unschlüssig, ob ich es wagen sollte, Einlaß zu begehren. Ich faßte endlich Muth und klopfte, wiewohl immer noch zitternd und zagend, an den Fensterladen. Nachdem ich mich auf Befragen der Brüder meiner Frau zu erkennen gegeben hatte, wurde ich kurz und barsch abgewiesen und auf weiteres Pochen und Bitten wurde mir der Bescheid gegeben, daß man die Hunde auf mich hetzen werde, wenn ich mich nicht entferne.

Ich kroch auf den Heuboden, um daselbst zu übernachten, in der Hoffnung, daß ich am anderen Morgen geneigteres Gehör finden werde.

Wie ich aber da empfangen wurde, will ich nicht weitläufig erzählen. Die heftigsten Vorwürfe wurden mir gemacht und es fehlte wenig, so hätte ich das, was ich Tags zuvor an meine Frau ausgegeben hatte, mit Zinsen wieder empfangen. Dem entging ich sicherlich nur dadurch, daß ich Alles, auch die ungerechtesten Auslassungen mit der größten Gelassenheit demüthig hinnahm, nur wieder meine Schuld betonte und allseitig um Vergebung bat.

Meine Frau war endlich entschlossen, wieder zu mir zurückzukehren und trotz alles Abredens von Seiten der Ihrigen ließ sie sich in ihrem Entschlusse nicht wankend machen.

Als sie sich demnach anschickte, mit mir zu gehen, erklärte der Bruder, daß er sie dann wenigstens nicht allein gehen lassen werde, er wolle sie begleiten und unser Kind müsse vor der Hand auch bei ihnen bleiben. Um allen neuen Streit zu vermeiden, ließ ich mir auch das geschehen.

Was mein Schwager eigentlich beabsichtigte, wurde mir erst klar, als wir in die Stadt gekommen waren. Er wollte meine Frau gar nicht einmal mein Haus betreten lassen, ruhte vielmehr nicht eher, als bis sie mit ihm auf Gericht ging, um die Ehescheidung zu beantragen. Meine Frau kam nicht wieder zu mir und der Scheidungsprozeß ging vor sich."

Der finstere Unmuth erfaßte mich nun; ich befand mich in einem Zustand, in welchem es mir vor mir selber graute, ich kam mir vor wie ein von einem bösen Geist Besessener, und obwohl ich meinen Zustand ziemlich klar erkannte, vermochte ich mich doch dagegen nicht zu ermannen. Ich wollte beten, ich wollte schreien: ‚Ach Herr, du Sohn Davids, treibe diesen Teufel aus von mir!' aber ich brachte kein Wort über meine Zunge. Im Hause war es mir zu einsam, ich ging in den Garten, aber auch da fürchtete ich mich vor mir selber. Endlich suchte ich, halb in Verzweiflung, Trost im Branntwein. Im Wirthshaus fand ich die ehemaligen Genossen wieder, ich stürzte mich in förmlicher Wuth in das alte wüste Leben hinein und bald war ich wieder, was ich vor 10 Jahren gewesen — ein vollendeter Trunkenbold." — —

Ich konnte mich nicht enthalten, den Gefangenen mit der Frage zu unterbrechen: „Aber wie konnten Sie nun mit einem Male so tief wieder fallen, nachdem Sie eine ganze Reihe von Jahren einen durchaus gottesfürchtigen Wandel geführt, den Weg des Heils deutlich genug erkannt hatten? Dies ist mir ein Räthsel. Und dann: Warum suchten Sie, um der Einsamkeit zu entgehen, gerade die schlechteste Gesellschaft und nicht Leute ernster, religiöser Gesinnung, die Ihnen beistehen, Sie trösten und aufrichten konnten?"

„Ja, lieber Herr, darüber habe ich nachmals mir lange Zeit den Kopf fast zerbrochen und erst nach vielen Beobachtungen und Erfahrungen, die ich zu machen vielfach Gelegenheit hatte, glaubte ich das Richtige herausgefunden zu haben. — Es hat so jeder Mensch, wie seinen guten Engel, auch seinen Teufel, meine ich, der nur auf eine passende Gelegenheit lauert, den Menschen in seine Gewalt zu bekommen. Darum gilt Allen das Wort: ‚Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Teufel gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge.' Bei mir war es der Hochmuthsteufel, der mich zu so entsetzlichem Fall brachte, es war die schlimmste Art des Hochmuths, der sich in meinem Herzen eingenistet hatte — der geistliche Hochmuth. Kein Mensch nämlich war mir fromm genug, nachdem ich von Grund aus bekehrt zu sein glaubte. An Allem entdeckte ich Mängel und Schäden, auch wenn sie noch so fromm zu sein schienen. Ich hielt es darum für das Beste, mit gar Niemandem umzugehen. An mir selbst fand ich nichts Anstößiges, Aergerliches, Sündliches, Verdammliches. Mein früheres Sündenleben hatte ich erkannt, bereut, und die Vergebung und Gnade Gottes war mir so gewiß, wie nur irgend etwas. Nun ging ich regelmäßig zur Kirche und zum heil. Abendmahl, versäumte keine Bibelstunde, betete meinen Morgen- und Abendsegen, betete vor und nach dem Essen, hielt Hausgottesdienst, war fleißig, ehrlich, sparsam, that Niemandem etwas zu Leide, war mildthätig so oft und so viel ich konnte, was fehlte mir noch? Wenn ich's auch nicht gerade sagte, so schwebte mir das Wort jenes Pharisäers: ‚Ich danke dir, daß ich nicht bin wie andere Leute,' gar manchmal auf der Zunge. Es kam mir vor, wie der Heiland Luk. 11 sagt: ‚Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausfährt, so durchwandert er dürre Stätten, suchet Ruhe und findet ihrer nicht; so spricht er: ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin, und wenn er kommt, so findet er es mit Besemen gekehrt und geschmückt. Dann gehet er hin und nimmt sieben Geister zu sich, die ärger sind denn er selbst, und wenn sie hineinkommen, wohnen sie da; und wird hernach mit demselben Menschen ärger denn vorhin.' Tief, entsetzlich tief mußte ich erst fallen, gründlich gedemüthigt werden, ehe mich Gott erhöhen konnte."

„Hören Sie, was sich weiter zutrug. Der nun folgende Winter war anhaltend und hart, der Verdienst gering, was ich an Vieh und Wirthschaftsgeräthen meiner Frau nicht hatte aushändigen müssen, das hatte ich bereits verkauft; jetzt hatte ich nichts zu beißen noch zu braten. Die Noth trieb mich endlich so weit, daß ich an einem Straßenraube theilnahm. Ueberführt konnte ich nicht desselben werden; auf dringenden Verdacht aber wurde ich zu zwölfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Schon während der Untersuchung besuchte mich unser Herr Probst im Gefängniß. Diesem stellte ich unter vielen Thränen meine Sache so dar, daß mich der ehrwürdige Mann nicht nur für gänzlich schuldlos hielt, sondern auch Alles aufbot, um meine Unschuld an den Tag zu bringen. Doch Alles umsonst, ich wurde endlich zum tiefsten Schmerze des Herrn Probstes und nach vielen Trostesworten desselben nach der Straf-Anstalt S. abgeführt."

„Auch den dortigen Strafanstalts-Geistlichen wußte ich von meiner Unschuld zu überzeugen, und auch er gab sich alle erdenkliche Mühe, um mir zu meiner Freiheit zu verhelfen."

„Zum großen Bedauern dieses Mannes wurde ich nun gänzlich zur Ruhe verwiesen. Nachdem ich 18 Monate meiner Strafzeit in S. verbüßt hatte, wurde ich nach der Strafanstalt M. ver-

setzt. In der ersten Unterredung mit dem Geistlichen dieser Anstalt versuchte ich auch diesen von meiner Unschuld zu überzeugen. Er hörte meine Erzählung ruhig an. Als ich sie unter vielen und hohen Betheuerungen, daß ich nur die reinste Wahrheit gesagt, geschlossen hatte, erhob er sich, legte seine Rechte auf meine linke Schulter und sah mir mit durchdringendem Blick ins Gesicht, ja ich kann wohl sagen in das Herz hinein.

„Wäre ich ein Neuling," sagte er dabei und faßte mich noch fester an der Schulter, „dann wäre ich nicht abgeneigt, deiner Erzählung Glauben beizumessen, denn sie klingt ganz wahrscheinlich. Aber meine langjährige Erfahrung erlaubt mir dir das zu sagen: Du bist einer der frechsten und gewandtesten Lügner, die mir je vorgekommen sind. Bist du wohl so verhärtet in deinem Gemüthe, daß du, nachdem ich dir dies gesagt habe, die Wahrheit deiner vorigen Aussage mir noch in's Gesicht behaupten kannst?"

„Ich sehe wohl, erwiderte ich dreist, daß ich von Menschen keine Hülfte, nicht einmal Theilnahme mehr zu erwarten habe, ich befehle meine Sache Gott allein."

„Unverschämter Gotteslästerer!" ließ er mich an, „du erdreistest dich sogar, den Allwissenden anzulügen? Er gebe dir Gnade, daß du noch zum Bekenntniß deiner Schuld kommest, sonst ist die ewige Verdammniß dein Loos. Gehe hin und rufe Gott mit mir um gnädige Erleuchtung an, daß du deine Sünde erkennest und um Gnade und Vergebung flehen lernest. Der Herr sei mit dir!"

„Etwa sechs Wochen nach dieser Unterredung wurde das heilige Abendmahl in der Anstaltskirche gefeiert. Ich meldete mich auch zur Theilnahme an demselben. Der Geistliche kam zu mir in die Zelle und forschte nach meiner Sinnesänderung. Da er vernahm, daß ich noch ganz bei meinen früheren Aussagen verharrte, rieth er mir ernstlich, fern zu bleiben von dem heiligen Abendmahle, wofern ich es mir nicht selbst zum Gericht empfangen wolle.

„Herr Prediger, sagte ich, Sie müssen nicht glauben, daß Sie ein unwissendes Kind vor sich haben; ich bin ganz wohl unterrichtet in Gottes Wort und weiß so gut wie Sie, was denen angedroht ist, die unwürdig zum Tische des Herrn treten, und ich würde es nun und nimmermehr thun, wenn ich mir meiner Unschuld nicht bewußt wäre. Ich muß hiebei bemerken, daß ich mich bereits in meine gewohnte Erzählung so hineingelogen hatte, daß ich mich wirklich selbst für unschuldig hielt."

„Unglückseliger Mensch," erwiderte der Prediger, „so bleibe nur dies Mal weg von dem Tische des Herrn; ich bitte, ich beschwöre dich! Vielleicht giebt Gott Gnade, daß du bis zur nächsten Abendmahlsfeier zur Erkenntniß kommst und nicht als verstockter, sondern als bußfertiger Sünder zum Tische des Herrn trittst."

„Das ließ ich mir denn endlich gefallen. Aber auch vor dem nächsten heiligen Abendmahl, obgleich der würdige Geistliche sich alle erdenkliche Mühe gab, mich zum Bekenntniß zu vermögen, leugnete ich meine Schuld ganz entschieden.

„Nun denn," schloß er endlich, „so gehe hin, genieße das Mahl, das bußfertigen und gläubigen Sündern zur Gnade verhilft, dir selbst zum Gericht und erfahre, daß Gott sich nicht spotten läßt. Mich aber klage nicht an, als ob ich nicht gethan hätte, was meines Amtes ist. Ich werde dich auch jetzt noch dem Allerbarmer empfehlen und ihn bitten, daß er dein Herz erleuchte."

„Sicherlich hat das der Mann gethan, aber mein Herz war so verstockt, daß es erst durch schwere Leiden zur Buße konnte gebracht werden. Dem Pastor zum Trotz, muß ich jetzt zu meiner Beschämung bekennen, und doch nicht ohne Gewissensangst, ging ich den nächsten Sonntag zum heiligen Abendmahle. Montag früh hatte ich das Gefühl, als ob mir alle Glieder gelähmt und zerschlagen wären, der Athem fiel mir unendlich schwer und der Kopf war mir so wüst und eingenommen, daß ich mich kaum auf den Beinen erhalten konnte. Nur mit der größten Anstrengung verrichtete ich meine Arbeit, indem ich hoffte, da ich im Freien beschäftigt war, es werde mir in der frischen Luft besser werden. Den Abend konnte ich nur auf Händen und Füßen die Treppe hinaufgelangen, und als ich am Morgen des anderen Tages trotz der noch mehr überhandgenommenen Schwäche dennoch von der Arbeit nicht zurück bleiben wollte, aus Furcht vor dem Lazareth, brach ich auf der untersten Stufe zusammen und sah mich bei zurückgekehrtem Bewußtsein in dem so sehr gefürchteten Lazareth. Jetzt war es mir aber ganz gleichgültig, wo ich mich befand, ich hatte für Nichts Sinn noch Gefühl. Bald erkannte ich aber auch, daß der wirklich Kranke sich nur der sorgfältigsten Pflege erfreute. Was nur zu erdenken war, wurde zur Wiederherstellung meiner Gesundheit gethan; aber Alles vergeblich. Neun Monate waren unter diesen Umständen ungefähr vergangen und ich machte mir bereits keine Hoffnung mehr auf Wiedergenesung, da erschien eines Tages, wie das öfters geschah, der Herr Prediger auf der Stube, worin ich mit noch fünf andern mehr oder weniger kranken Mitgefangenen lag. Nachdem er mit jedem von ihnen einige Worte gewechselt, erkundigte er sich auch nach meinem Befinden.

„Lieber Herr Pastor, antwortete ich, mein Zustand ist ein sehr trauriger; auf Genesung kann ich wohl kaum noch rechnen, und doch ist's möglich, daß ich dabei noch lange lebe. Nicht

leben, und doch nicht sterben können und das vielleicht Jahre lang, Herr Prediger, ist das nicht schrecklich?"

„Ja freilich ist das schrecklich, und das steht fest, daß dir diese Aerzte nicht helfen können; aber morgen werde ich dich wieder besuchen und weiter mit dir über deinen Zustand sprechen." Dann ging er.

„Gegen Abend wurde ich in ein kleineres Zimmer gebracht, das ich ganz allein inne hatte. Die Einsamkeit war mir entsetzlich peinlich, zumal bei meiner Hülflosigkeit. Alle Bitten und Vorstellungen bei dem Krankenwärter, der mich umquartirte, waren vergeblich.

„Wenn du Etwas brauchst," entgegnete er, „oder es stößt dir Etwas zu, so ziehe nur die Klingel und es wird alsbald Jemand zu dir kommen."

„Am anderen Morgen trat der Herr Prediger bei mir ein, nahm ohne Weiteres die Bibel vom Ruck und gab sie mir aufgeschlagen in die zitternden Hände. „Hier lies einmal," sagte er dabei, „den 32. Psalm aufmerksam durch und suche ihn zu verstehen; nach einiger Zeit werde ich wiederkommen."

„Mechanisch las ich den Psalm durch, konnte aber durchaus nicht begreifen, wozu das dienen sollte. Ich las ihn wieder und noch einmal, ich bemühte mich, darüber nachzudenken, ich brachte aber Nichts heraus.

„Was will nur der Pastor damit? fragte ich mich selbst. Ich las wieder und las eben den Psalm zum zehnten Male, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

„Denn da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine, durch mein täglich Heulen. Denn deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir, daß mein Saft vertrocknete, wie es im Sommer dürre wird."

„Der Mann bist du, schrie ich auf, indem ich mich mit der flachen Hand gegen die Stirne schlug, fiel nieder auf meine Knie und betete: „Herr, ich bekenne dir meine Sünde und verhehle meine Missethat nicht länger. Vergieb mir nun die Missethat meiner Sünden." Dabei wurde mir, als ob ein Centner von meiner Brust hinweggenommen wurde, und ein Strom heißer Thränen erleichterte mir noch mehr das Herz. Ich empfand es fühlbar, daß mir meine Sünde und Missethat vergeben war, und die hellsten Freudenthränen flossen. In diesem Zustande fand mich der theure Prediger. Unter Thränen gestand ich auch ihm mein Verbrechen und bat ihn, auch dem Anstaltsprediger in S. und meinem lieben Propst daheim das Geschehene mitzutheilen mit der Bitte, daß auch sie mir vergeben möchten, wie mir Gott vergeben habe durch unsern Herrn Jesum Christum.

„Dem guten Prediger traten selbst die Thränen in die Augen; er pries Gott mit mir, der solche Gnade gegeben hatte. Nach vielen herzlichen Ermahnungen und Segenswünschen schied er von mir.

„Wie wohlthuend war mir jetzt die Einsamkeit. Konnte ich doch ungestört mein Herz vor Gott ausschütten! Loben und Danken wollten gar kein Ende nehmen, und noch heute, wie alle Tage, preise ich Gottes Gnade und Barmherzigkeit, die er an seinem Knechte gethan hat.

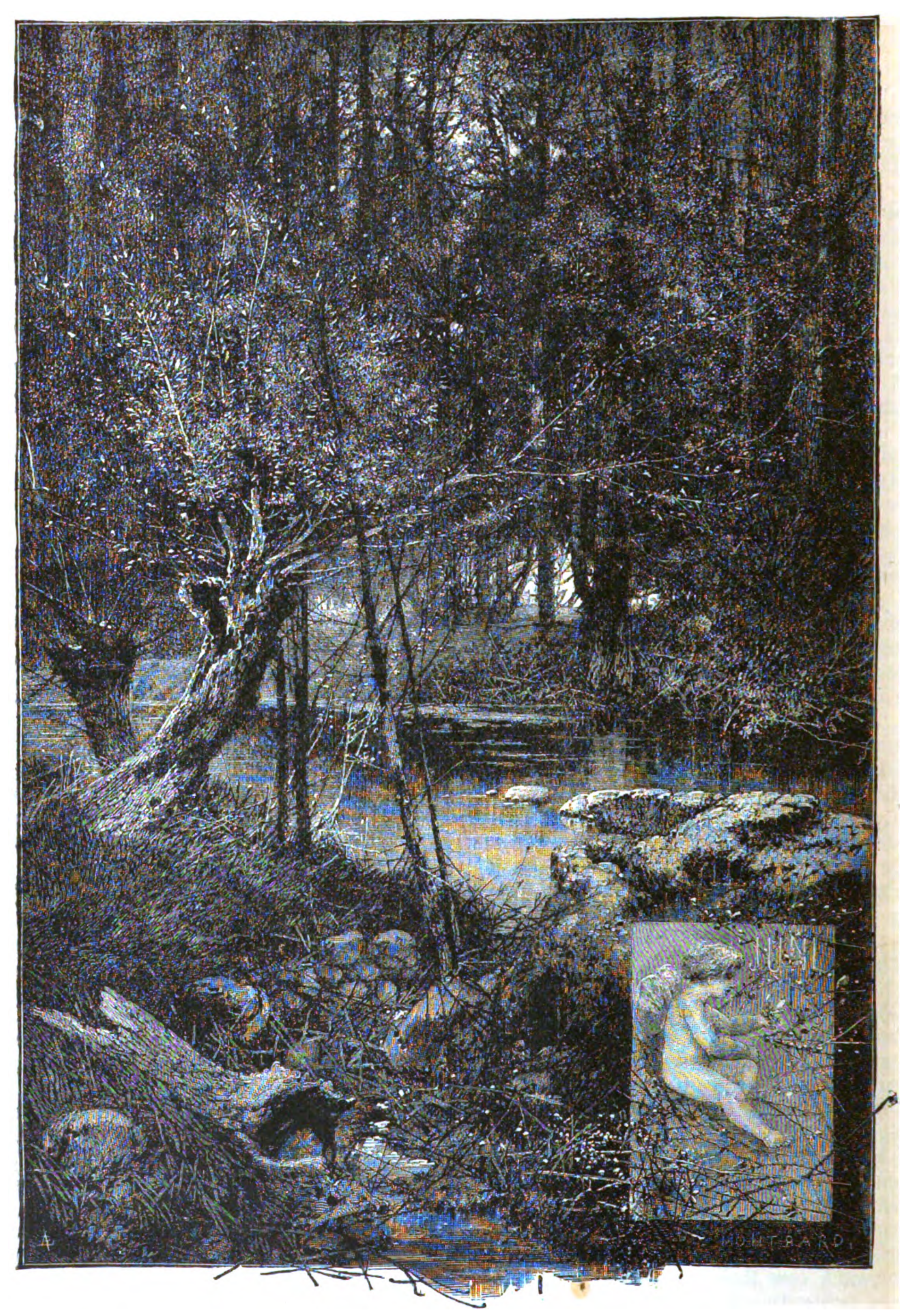
„Von Stund an besserte sich mein Zustand; täglich nahmen meine Kräfte zur Verwunderung Aller, die mich sahen, zu, und nach 14 Tagen konnte ich, vollkommen gekräftigt, das Lazareth verlassen und wieder an meine Arbeit gehen. Neun Jahre sind seitdem verflossen und es hat mir nicht einmal ein Fingerglied weh gethan. Was aber das Beste dabei ist: Meine Seele ist genesen, sie ist durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi aus dem Tode zum Leben hindurchgedrungen. Ich theile dies gern Jedem mit — zur Ehre Gottes."

Brosamen.

Im Gottes Reich hat der Zufall keinen Platz; aus seiner Hand fällt jedem Gläubigen das Loos aufs Lieblichste. Die krausen Fäden der Kehrseite am Trauergewebe unseres Lebens verrathen nur theilweise das Bild, theilweise verhüllen sie es, — der Weber indeß webt ruhig weiter und zeigt uns einst sein Meisterstück. Mögen die Steine auf dem Bauplatz bald eckig, bald rund, bald groß, bald klein zugehauen werden, der Baumeister verfügt darüber nach seinem Plane und Ermessen; unbeirrt bringt er die Wohnung und die Bewohner unter Dach. Dem Herrn befehlen wir unsere Wege hienieden; er wird es wohl machen.

* * *

Ein Mann träumte, er sei auf der Reise; da kam er dann an eine Kirche, und auf dem Dache lag ein Teufel in festem Schlaf. Er ging dann weiter und kam an eine kleine Blockhütte, die von Teufeln umringt war, welche alle sehr wachsam und thätig zu sein schienen. Er fragte einen derselben, was die Ursache von ihrer so großen Rührigkeit sei, da doch jener Teufel auf dem Dache die Sache so gemüthlich nahm. „Das will ich dir sagen," gab der Teufel zur Antwort: „jene ganze Gemeinde, mit ihrem Prediger, liegt im tiefen Schlafe, und ein Teufel ist mehr als genug, sie alle zu bewachen; aber hier in dieser Blockhütte wohnt ein altes Ehepaar, die mit ihrem inständigen Beten solche Kraft ausüben, daß alle diese Teufel die Hände voll zu thun haben, ihrem Einfluß entgegen zu wirken."



Ueberall erschallt es deutlich:
Leben ist vom Tod erwacht,
Und die Erde schmückt sich bräutlich,
Und der blaue Himmel lacht.

Komm, dies Wunder anzusehen,
Freu dich, Seele, inniglich:
Gott läßt seinen Odem wehen,
Und der Sommer kommt für dich.

Worte und Notizen für Arbeiter.

Schlaf-Ecke. Sonntagschul-„Schlaf-Ecke"! Das ist jene Klasse dort drüben in der Ecke. Der Lehrer ist taub, unaufmerksam und ohne Interesse für die Sache, folglich auch nicht im Stande, Interesse zu erwecken. Eben ruhiger Natur? Ja, wie eine Eule am Mittag auch ruhiger Natur ist. Schlafen, das ist der Jammer mit dem Lehrer. Ein Schläfchen machen, während es kostbare Gelegenheiten giebt, ein halbes Dutzend Knaben und Mädchen zu nützlichen Menschen für die Kirche und die Welt zu machen! Sei versichert, daß trotzdem die Klasse nicht schläft, sondern für alle Arten von Bosheit wach ist!

Thut eure Augen weit auf! Thut eure Pflicht recht! Schreibet das Wort „Lehrer" in großen Buchstaben. Laß es in deinen Gedanken obenan stehen, wie die Rocky Mountains sich über die westlichen Ebenen erheben. Opfere dich auf für deine Arbeit. Laß dich's Zeit kosten, vertiefe dich in deine Lection, besuche die Lehrer-Versammlung und versäume nie deine Klasse. Ringe im Gebet und lasse den Gedanken deine Seele erfüllen, daß du Lehrer bist. Das Resultat wird dann in jener Eck-Klasse sein: „Schlaf-Ecke ausverkauft!"

Priesterlicher Schmuck des Sonntagschullehrers. In der Sonntagschule in P.... war einstens ein Schüler, Namens G. S., dem der Gedanke in den Kopf kam, er sei zu alt und zu groß und dürfe deßhalb nicht mehr länger in die Sonntagschule gehen. Dieser eitle Gedanke wurzelte leider immer tiefer im Herzen des Knaben, so daß derselbe sich fest entschloß, der Sonntagschule den Rücken zu kehren. Nachdem er einige Sonntage ausgeblieben, wurde seine Lehrerin sehr bekümmert um den sonst artigen und regelmäßigen Schüler. Sie begegnete ihm eines Tages und erkundigte sich ernstlich nach der Ursache seines Wegbleibens, während dicke Thränen über ihre Wangen rollten. Diese heißen Thränen sprachen lauter als die beredtesten und feurigsten Worte. Sie gingen denn auch dem abtrünnigen Schüler so zu Herzen, daß er von Stund' an die Sonntagschule mit Freuden wieder besuchte. Dieser Schüler ist gegenwärtig ein beliebter und erfolgreicher Localprediger unserer Kirche in M.

Das Evangelium das Heilmittel gegen Zweifel. „So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede." Johannes 7, 17.

Lehrern, besonders älterer Klassen, werden von Schülern, welche etwas zweiflerisch angelegt sind, öfters Fragen zur Lösung vorgelegt. Was sollen sie damit thun? Sollen sie gegen diesen Geist des Nachdenkens kämpfen? Wie können sie dann aber dieselbe Handlungsweise bei römischen Priestern verurtheilen? Oder sollen sie mit ihren Schülern darüber disputiren? Dann aber, wenn eine Frage beantwortet ist, wird sich gleich wieder eine andere erheben, und bei allen diesen Besprechungen wird gewiß der Sieg bei Demjenigen sein, welcher am meisten Verstand hat, nicht aber nothwendigerweise bei Dem, der die Wahrheit besitzt.

Welchen Weg soll nun Derjenige einschlagen, der solche Disputationen weder führen kann noch unterdrücken will? Die obenangeführte Schriftstelle giebt diesen Weg an, indem sie zeigt, daß die Wahrheit besitzen nicht gerade nur Schärfe des Verstandes oder Gewöhnung an wissenschaftliche Untersuchung ist, sondern Aufrichtigkeit des Lebens und Herzens-Einfalt. Ich war überrascht, beim Lesen einiger Biographien zu bemerken, wie verschieden begabte Männer im Fortgang ihres Lebens mittelst dieses Textes den Leitfaden gefunden haben, der sie aus schrecklichen Labyrinthen des Zweifels und großer Schwierigkeiten herausführte. Ich würde gerne aus den Schriften eines Thomas Arnold, George McDonald und Frederic Robertson Citationen machen, aber der Raum verbietet es. Nur eine Stelle aus Robertson sei hier angeführt:

„Es ist eine schreckliche Stunde. Laßt den erzählen, der es erfahren hat. — Wenn dieses Leben seinen Werth verloren und auf eine Spanne zusammengeschrumpft zu sein scheint; wenn das Grab als das Ende von Allem erscheint, menschliche Güte nur ein bloßer Name ist und der Himmel über uns eine bloße Decke, aus deren Leere Gott selbst gewichen ist, — ich weiß dann nur einen Weg, auf welchem der Mensch diesem harmlosen Todeskampf entgehen kann, und der ist: Festhalten an dem, was gewiß ist, — dem großen, deutlichen Grenzstein der Sittlichkeit in der dunkelsten Stunde, welche über eine Menschenseele kommen kann. Mag alles Andere zweifelhaft werden, dies jedoch bleibt gewiß. Wenn es keinen Gott gäbe und kein zukünftiges Leben, so wäre es dennoch besser, barmherzig als eigennützig zu sein; besser, wahr zu sein als falsch; besser, tapfer zu sein als feige. Ueber Alles gesegnet ist der Mann, der in der trübsalsvollsten Finsterniß seiner Seele an diesen Marksteinen seinen Halt gesucht hat.

Dreimal gesegnet ist der, welcher, wenn in und außer ihm alles trüb und freudenleer, wenn Lehrer und Freunde ihn verlassen, sich untrennbar an die Lehre der Sittlichkeit angeklammert hat. Dreimal gesegnet, weil seine Nacht sich verwandeln wird in den hellen Tag. Ich berufe mich auf die Erinnerung irgend eines Mannes, welcher diese Schmerzensstunden durchgemacht hat und endlich auf dem Felsen stand, die Wogen unter ihm gestillt und der Himmel über ihm wolkenlos, mit einem Glauben, einer Hoffnung, einem Vertrauen nicht länger mehr überliefert, sondern sein eigen — einem Vertrauen, welches weder Erde, noch Hölle in Ewigkeit sollen erschüttern können."

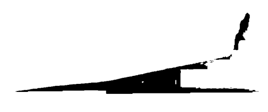
Liebe und Strenge. Liebe ist das seidene Band, welches die Schüler mit dem Lehrer verbindet, der den Weg zum Verstand seiner Schüler gewinnen muß dadurch, daß er ihr Herz einnimmt. Seine Losung in diesem Eroberungszug sei Liebe, weil nur Liebe wieder Liebe erzeugt. Ein Lehrer, welcher seine Schüler wahrhaft liebt, wird gewöhnlich auch eine liebende Klasse haben. Aber sucht man ihre Zuneigung zu gewinnen, dann thut man wohl, sich daran zu erinnern, daß Kindesliebe nicht gewonnen wird, wenn man sie ihre eignen Wege gehen läßt. Kinder haben oft mehr Verstand, als man meint. Sie wissen, daß Nachsicht mit ihren üblen Launen von Seiten der Eltern und Lehrer Beweis von deren Schwachheit ist, und sie hören bald auf sie zu achten und zu lieben. Aber wenn wahre, doch feste Liebe besteht auf dem, was Recht ist, dann unterwerfen sie sich endlich doch zum Gehorsam und erwidern die Liebe, wenn gleich sie Anfangs dagegen sich auflehnen und murren.

Im Jahr 1856 erhielt der „American Board" durch Sonntagschüler das Geld zur Erbauung eines Schiffes, welches für die Missionare auf den mikronesischen Inseln bestimmt war, aber schon 1866 ging es verloren. Ein zweites Fahrzeug, das den Namen "Morning Star" trug, ließen sie herstellen, aber nach drei Jahren ging auch dieses zu Grunde. 1870 wurde das dritte ausgesandt, welches heute noch im Dienst ist, aber das ist nicht ausreichend. Der „American Board" hat daher den Bau einer Brigg von 1425 Tonnen, welche $45,000 kosten soll, beschlossen. Hievon sind $25,000 innerhalb einiger Wochen eingegangen, wovon auf jedes Kind 25 Cents kommen. Weitere 10 Cents jährlich von jedem Sonntagschüler ist Alles, um das Schiff im Dienst zu halten.

Wichtige Frage. Ein armes Töchterlein trat eines Tages in den Sonntagschulsaal und fragte: „Ist hier die Pforte des Himmels?" Der Superintendent war einige Augenblicke bestürzt und wußte keine Antwort auf diese Frage zu geben. — War diese Schule wirklich die Pforte des Himmels? Hatte er und das ganze Lehrerpersonal diesen Zweck beständig vor Augen! Diese einfache Frage drang wie ein spitziger Pfeil in die Herzen, oder war vielmehr wie eine Stimme vom Himmel, welche den ganzen Saal erfüllte und zum Gewissen Aller, welche sich darin befanden, sprach. Möge Jeder von uns, der in der Sonntagschule thätig ist, nicht bloß darauf sehen, eine zahlreiche und wohl organisirte Schule zu haben, sondern vor allen Dingen dahin streben, daß alle uns anvertrauten Kinder das Heil ihrer Seele finden und so die Sonntagschule in der That der Weg zum Himmel für die Kinder werde.

Die Mütter.

Die meisten Menschen sind das, wozu ihre Mütter sie gemacht haben. Der Vater ist den ganzen Tag vom Hause weg und hat nicht den Einfluß auf die Kinder, den die Mutter hat. Eine Mutter hat darum große Verantwortlichkeit, ob sie auch die ärmste im Lande sein mag, denn sehr viel hängt von ihr ab, ob ihre Knaben und Mädchen schlecht oder gut werden. Wie der Gärtner, so der Garten; wie die Frau, so die Familie. Samuels Mutter machte ihm jedes Jahr einen kleinen Rock, aber sie hatte vorher sehr viel für ihn gethan: Samuel wäre nicht Samuel geworden, wenn Hanna nicht Hanna gewesen wäre. Wir werden nie ein besseres Geschlecht von Männern sehen, ehe die Mütter besser sind. Die Gnade liegt nicht im Blute, aber wir finden meist, daß Jünglinge wie Timotheus gottesfürchtige Mütter haben.—Kleine Kinder verursachen ihrer Mutter Kopfweh, aber wenn sie ihnen ihren eigenen Willen läßt, so werden sie ihr Herzweh verursachen, sobald sie zu großen Kindern heranwachsen. Thörichte Zärtlichkeit verdirbt viele, und Nichtbestrafung der Fehler verdirbt noch mehr. Gärten, die nie gejätet werden, erzeugen wenig, das des Einsammelns werth ist; nur begießen und nicht hacken, wird eine schlechte Ernte geben. Schwachherzige Mütter ziehen schwachköpfige Kinder auf; sie schaden ihnen für's ganze Leben, weil sie fürchten, ihnen weh zu thun, während sie jung sind. Seid in eure Kinder vernarrt, und ihr werdet Narren aus ihnen machen. Ihr könnt ein Kind so überzuckern, daß es jedem zuwider ist. Die Jacken der Knaben haben dann und wann ein wenig Ausklopfen nöthig und die



Kleider der Mädchen werden um so besser, wenn man sie gelegentlich abstäubt. Kinder ohne Züchtigung sind Felder ohne Pflügen. Nicht, daß wir übertriebene Strenge wünschten; grausame Mütter sind gar keine Mütter; die, welche immer schlagen und tadeln, sollten selbst geschlagen werden. Gute Mütter sind ihren Kindern sehr theuer. Es ist keine Mutter in der Welt, wie unsere eigene Mutter. Mein Freund Sanders sagt: „Der Hauch der Mutter thut so wohl!" Wenn fromme Frauen ihre Kleinen zum Heiland führen, so segnet der Herr Jesus nicht nur die Kinder, sondern auch ihre Mütter. Selig sind unter den Weibern, die ihre Söhne und Töchter in der Wahrheit wandeln sehen. Wer es für leicht hält, Kinder zu erziehen, hat nie eines gehabt. . . .

Es ist klar: was für Fehler auch unsere Kinder haben, wir sind doch ihre Eltern und können nicht den Stamm tadeln, dem sie entsprossen. Wilde Gänse legen keine zahmen Eier. . . Wenn wir schwarz sind, können wir unsere Sprößlinge nicht tadeln, weil sie dunkel sind. Laßt uns unser Bestes an ihnen thun und den mächtigen Herrn bitten, seine Hand an's Werk zu legen! Gebetskinder werden zu Dankeskindern heranwachsen; Mütter, die vor Gott über ihre Söhne geweint haben, werden eines Tages ein neues Lied ihrethalben singen. Gott kann diejenigen zurechtbringen, die wir nicht bessern können, deshalb sollen Mütter nie an ihren Kindern verzweifeln, so lange sie leben. Sind sie weg von euch über See? Gedenkt daran: Der Herr ist dort wie hier. Verlorene Söhne mögen umherirren, aber sie sind niemals dem großen Vater aus dem Gesicht, selbst wenn sie noch „ferne von dannen" sind.

Laßt die Mütter streben, das Haus zum glücklichsten Ort der Welt zu machen. Wenn sie immer mäkeln und murren, so werden sie ihre Macht über die Kinder verlieren, und die Knaben werden in Versuchung kommen, ihre Abende auswärts zuzubringen. Das Haus ist der beste Platz für Knaben und Männer, und eine gute Mutter ist die Seele des Hauses. Das Lächeln auf dem Gesicht der Mutter hat viele auf den rechten Pfad gelockt; die Furcht, eine Thräne in ihr Auge zu bringen, hat manchen Mann von bösen Wegen zurückgerufen. Der Knabe mag ein Herz von Eisen haben, aber seine Mutter kann ihn wie ein Magnet halten. Der Teufel rechnet nie darauf, daß ein Mann verloren sei, so lange er eine gute Mutter am Leben hat. O Weib, groß ist deine Macht! Siehe zu, daß du sie für den brauchst, der an seine Mutter selbst in den Kämpfen des Todes dachte.

(Spurgeon.)

Das Gedächtniß.

Von J. G. Hildenstein.

Das Gedächtniß ist die wunderbare Kraft unsres Geistes, vergangene Eindrücke, einmal gemachte Vorstellungen in uns zurückzuführen und als Eigenthum zu bewahren, und zu irgend einer Zeit in seiner jeweiligen Gegenwart zurückzuführen. Es ist gleichsam ein Buch, das man immer wieder aufschlagen und lesen kann. Zwei Dinge gehören zum Gedächtniß: erstens Aufbewahrung von einmal Erlerntem und Angeeignetem, und dann dasselbe nach Belieben zu gebrauchen. Oefters ist es der Fall, daß man etwas weiß, aber im Moment nicht wiedergeben kann, und oft fällt Einem etwas zu, ohne daran zu denken. Natürlich ist hier nicht der Wille schuld, sondern zufällige Anlässe der Ideen-Verbindungen. Durch unser Gedächtniß versetzen wir uns zurück in unsere Kindheit, erinnern uns der Trostworte unsrer Lehrer und denken an die Abschiedsstunde. O das edle Talent! Die seligen Erinnerungen sind uns in zukünftigen Tagen ein Sporn zum Besserwerden. — Das Andenken an unsere Trübsale, an unser Leid und unsere Fehler zeigt, daß auf Erden nichts vollkommen ist. Wer ein gut Gedächtniß hat, kann es schätzen und Gott danken, aber noch mehr vom Werth kennt derjenige, der ein schwaches Gedächtniß oder gar keins hat. Im Jugend- und Mittel-Alter ist es am stärksten, während im Alter es geschwächt ist, Ausnahmen abgerechnet.

Es findet sich in verschiedenen Graden. Da haben z. B. Manche ein gutes Sachgedächtniß, Andere ein Zahlengedächtniß, sie können Jahre und Daten genau angeben. Erstaunlich ist es, wie manche Menschen Ereignisse wortgetreu wiedergeben können. Andere haben im Wortgedächtniß einigen Ruhm erlangt. So soll z. B. der griechische Staatsmann Themistokles alle seine athenischen Bürger mit Namen gekannt haben. Er wünschte zu Zeiten, daß er die Kunst des Vergessens gelernt hätte. Cyrus nannte jeden Soldaten seiner Armee mit Namen. Ebenso wußte der König Mithridates von Pontus 80,000 Soldaten mit Namen zu rufen. Cäsar diktirte sieben Briefe zu gleicher Zeit. Seneca recitirte 2000 Worte, die ihm vorgesagt wurden, in der Reihenfolge, wie er sie hörte, und mehr denn 200 Verse konnte er in umgekehrter Ordnung geben. Lord Macaulay vergaß nie etwas, wenn er es auch nur einmal gelesen hatte. Dr. A. Alexander von Princeton konnte nach einmaligem Lesen ganze Seiten hersagen. Professor Brendel von Göttingen konnte die ganze Aeneide Virgils hersagen und zwar auch in umgekehrter Ordnung.

Ein 70jähriger Neger, Tom. Fuller, von Virginien, wurde gefragt, wie viele Secunden in einem und einem halben Jahre wären. Nach zwei Minuten antwortete er 47,304,000. Dann frug ihn Jemand, wie viele Secunden Jemand gelebt hätte im Alter von 70 Jahren, 18 Tagen und 12 Stunden. Nach vier Minuten antwortete er 2,210,500,800, Schaltjahre miteingerechnet. Lord Carteret vermochte das ganze Neue Testament herzusagen, als lese er es ab. So lebte im Anfang dieses Jahrhunderts in Schottland ein Mann, der jede Stelle der Bibel, wonach er gefragt wurde, selbst Verse, die lauter Namen enthielten, nach kurzem Bedenken vorsagte.

Folgende Anecdote illustrirt unser Thema: Sir Walter Scott ging einst mit Hogg, dem Schäfer von Eltrik, spazieren. Da frug Letzterer, ob Scott sich noch eines Gedichtes erinnern könne, das er an Scott's Tafel einstmals vortrug. Jawohl, sagte Scott. O, sagte Hogg, ich wünsche, ich hätte die Abschrift nicht verbrannt, denn ich möchte es gerne haben. Nun, dann laß uns niedersetzen, entgegnete Scott, wollen sehen, wie viel wir noch wissen. — Beide setzten sich und Walter sagte Wort für Wort, bis er das ganze Gedicht gesagt hatte, obgleich er selbiges nur einmal vor mehreren Jahren hörte. Hogg schrieb sein verlorenes und nun wiedergefundenes Gedicht nieder und kehrte freudig nach Haus.

Vor Allem aber: **Halt im Gedächtniß Jesum Christ!**

Eine Gespenster-Geschichte.

Nach dem Englischen.

Capitain John Codman erzählt folgende Gespenster-Geschichte, welche sich auf seinem Schiffe zutrug: In seiner Lebensbeschreibung des Judson ist es Dr. Weyland nur zum Theil gelungen, die ergreifende Scene des Leichenbegängnisses von Mrs. Judson zu schildern. Das Deck des Schiffes war mit Matrosen von allen Nationen der Erde bedeckt. Unsere Flaggen hingen Halbmast. Eine lange Linie von Schiffen hatte das unsrige ins Tau genommen, und als wir ans Ufer kamen, zog eine Prozession, von den Predigern aller hiesigen Denominationen geführt, durch die Straßen, wo alle Geschäftsläden geschlossen waren. Jedermann schien auf das Tiefste ergriffen zu sein über den Verlust einer solchen edlen Frau und Arbeiterin im Weinberge Gottes. Nachdem die Mannschaft das Schiff wieder erreicht hatte, verließen wir mit Einbruch der Nacht den Hafen, um die Reise weiter fortzusetzen. Als ich in tiefem Schlafe lag, kam der zweite Steuermann in der größten Aufregung und weckte mich auf, mit der Bitte, doch auf das Verdeck zu gehen, um einen Geist zu sehen.

„Einen Geist?" frug ich, „was für einen Geist?"

„Der Geist der verstorbenen Mrs. Judson; man kann ihn ganz gut sehen oben auf dem Mastbaum," erwiderte der Steuermann mit solch' schwacher und aufgeregter Stimme, daß ich ihn kaum verstehen konnte.

„Ach was, einen Geist," fuhr ich ihn unwillig an.

„Capitain," bat der Steuermann weiter, „kommen Sie doch auf das Verdeck, dann werden Sie sich ja selbst überzeugen können."

Ich folgte dem Steuermann, welcher mich zur Wache auf das Verdeck führte, und mit schwacher Stimme und zitternder Hand wies er hinauf ins Segelwerk, wo der Geist sich postirt hatte. Lautlose Stille herrschte. Kaum hatte ich mir den Schlaf aus den Augen gerieben und hinaufgeschaut, als ich die Situation sofort begriff. Dort oben stand Mrs. Judson in Weiß eingehüllt auf dem Takelwerk mit ausgebreiteten Armen. Nach einer längeren Pause rief ich mit vielem Gefühl aus: „Matrosen, wer von euch will mit mir auf den Mastbaum steigen, um mit ihr zu reden?"

Es waren brave Männer unter der Mannschaft, die im schwersten Sturme sich nicht fürchteten, den Mastbaum zu ersteigen, jetzt aber hatte der Muth sie verlassen. Keiner rührte sich. Zuletzt rief ich aus: „G l a u b t i h r d e n n, d a ß e s **meine** A r b e i t s e i, d a s **Segelwerk** i n O r d n u n g z u b r i n g e n!" Im Augenblick begriffen die Matrosen die geisterhafte Erscheinung. Die Segel, die nicht gespannt waren, hatten sich durch den leisen Wind verrückt und den Schrecken unter den Matrosen, deren Gemüther noch von der Leichenfeier der Mrs. Judson erfüllt waren, verursacht.

So wurde dieses Räthsel der mystischen Erscheinung des Seelenlebens auf eine natürliche Weise gelöst.

Des Pilgers Heimkehr.

Von G. Baum.

Der Pilger aus der Ferne
Zieht seiner Heimath zu;
Dort leuchten seine Sterne,
Dort sucht er seine Ruh'.

Hörst du die dumpfen Glockenschläge, wie sie in feierlichen Accorden einen müden Wanderer auf seinem letzten Gange begleiten? Ach vielleicht ist es eine Mutter, eine Gattin, die der schwarze Fürst der Schatten so plötzlich, un-

vermuthet aus der Mitte der Ihrigen gerissen und nun auf seinem so unheimlich blickenden Ernte-Todtenwagen hinaus zur stillen Gruft führt. Nach einem vielbewegten Leben hatte sie vielleicht gehofft, den Abend ihres Daseins in beschaulicher Ruhe genießen zu dürfen. Da nahte unerwartet jener gefürchtete Bote aus der Ewigkeit und brachte seine Botschaft: „Bis hierher und nicht weiter!“ Ein unbedeutendes Unwohlsein, ein kurzes Kämpfen und Ringen und des Todes Wogen schlossen sich brausend über ihrem theuren Haupte, der Liebe Hort war gebrochen und in tiefem Schmerz folgen die Verwaisten der Mutter Bahre.

Wie ernst mahnt dieser düstere Trauerzug, der sich dort langsam durch das Gewühl der Straße windet, an das Schriftwort: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Wer von uns Sterblichen kennt nicht die Giltigkeit dieses Wortes aus täglicher Erfahrung? Kein Haus, das sie nicht theilen, kein Herz, dem das nicht fühlbar geworden wäre, wenn es sich nicht gewaltsam dem von Gott verordneten Lauf des menschlichen Lebens verschließt.

Wir alle müssen es uns sagen, wenn wir nur auf Augenblicke auf das Rauschen und Verrauschen der Zeit achten: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende?“ Unwillkürlich sucht dann in einem solchen Moment unser Geistesauge nach dem Markstein der Vergänglichkeit und das bangende Herz seufzt: „Bald, bald ist es erreicht und ich werde auch ruhen.“ Und doch wenn er nun eintritt, dieser Augenblick des Scheidens und Meidens, wenn er naht, der erbarmungslose Würger der Menschheit, und uns die kalte Hand zum Todtentanze reicht, welche Bitterkeit ist's dann, sich trennen zu müssen von einer treuen Seele— den Seinigen!

Wie viel drängt sich zusammen, was wir da einander noch sagen, abbitten und verzeihen möchten, zumal wenn ein jähes Scheiden uns trennt! Es kann ja aber auch nicht anders sein, besonders wenn wir das Herz sprechen lassen, und das ist eine Stimme Gottes, wenn Gatte und Gattin, Eltern und Kinder 2c. in treuer Liebe verbunden sind und sich nur schwer an den Gedanken der Trennung gewöhnen können, um so mehr, wenn eine lange Kette von Jahren die Scheidenden umschlungen, wenn sie bald ein Menschenalter Freud und Leid mit einander getragen und die zartesten Bande der gläubigsten Liebe sie mit ihren Kindern, die ihnen Gott geschenkt hatte, verbunden, — dann wird der Trennungsschmerz ein herber und doch wie wohl ruht sich's nach gethaner Arbeit, nach vollendetem Laufe im kühlen Grabesschooß!

Freilich manch frommer Wunsch, manch guter Vorsatz für die Zukunft, der so lieblich vor unserer Seele stand, steigt mit uns hinab in unsere letzte Behausung, denn Gottes Rath hatte es ja anders beschlossen, aber wollen wir deßhalb mit dem Ewigen hadern?

Ist nicht unser Leben und unser Ende in seiner Hand und hat er nicht bei allen seinen Führungen nur heilige Gedanken des Friedens über uns? Bleibt es nicht eine ewige Wahrheit: der Rath des Herrn ist wunderbar und doch so herrlich? Wohl nicht immer für den Erdenmenschen; ach seht doch einmal die Herzen an, die nur von dieser irdischen Stätte etwas wissen wollen, als wäre sie die einzig bleibende, wenn auch nur in der Erinnerung der Hinterbliebenen. Da ist doch nur wenig Freude, aber viel Sorge, Furcht und zuletzt der Tod. Da wird die Führung Gottes so oft eine räthselhafte, dunkle; da zieht sich oft der Jammer der Vergänglichkeit durch's ganze irdische Dasein.

Ist es da nicht eine unschätzbare Gnade von Gott, wenn er in seiner unendlichen Weisheit uns frühzeitig das Auge öffnet und uns mitten im Wellenschlag der Zeit auf den Felsen ewiger Gotteswahrheit — eines seligen Lebens in Gott — stellt? Und läßt er nicht alles dieses seine Kinder in reichem Maße erfahren? Der Wechsel in unserem irdischen Wanderleben, die Todesführung im Kreise unsrer Lieben, der Zug nach Oben in der Erziehung unserer Kinder zur Gottesfurcht, der Verkehr mit lieben Angehörigen, der Umgang mit gleichverwandten Naturen und die Gemeinschaft mit unsern Glaubensgenossen — sind das nicht lauter verkörperte Liebesgedanken des himmlischen Vaters, wenn wir nicht hängen bleiben dürfen am Sichtbaren, Vergänglichen, sondern genöthigt werden, zur Tiefe und Höhe göttlicher Heilsgedanken uns zu wenden. Und je mehr wir das thun, je mehr wir ihm folgen, desto mehr und gewisser werden auch diese vergänglichen Stätten gesegnet, geheiligt und geweiht durch Gottes Gnade, und nun bekommen sie auch einen ganz anderen Namen. Es sind nicht länger bleibende Stätten, sondern einfach Vorbereitungsstätten für die Wohnungen, die uns der Sohn im Vaterhaus bereitet.

Lasset doch das Licht und die Kraft dieser Gnade auf die Liebe, die uns täglich entgegenkommt und diesem Leben seinen wahren Werth verleiht, einwirken und die künftige Stätte, wo des Glaubens Macht vor des Schauens Pracht in Staub sinket und Gottes Barmherzigkeit sich an uns verklären will, wird uns näher treten.

Diese zukünftige Stätte ist kein Trugbild unserer Phantasie, sondern dieses Sweet Home ist klar gezeichnet in Gottes Wort als die Heimath der Seele, der selig vollendeten Geister, die von Gott ausgegangen, den Beruf haben, Gott zu dienen im ewigen Leben. Aus Gottes Kraft ist das Leben offenbar geworden in der Auferstehung

Jesu Christi von den Todten, in der Erscheinung des verklärten Heilandes und jedes Herz, an dem Christus, das Licht und Leben der Welt, seine erneuernde Kraft beweisen durfte, wird sich eben darum freuen, daß die Zeit erscheint, wo der Geistesadler seine morsche Körperhülle durchbricht und heimwärts zu den seligen Gefilden der Unsterblichkeit eilen und eingehen darf zur Reinheit und Vollkommenheit des ewigen Lebens.

Diese Hoffnung, barmherziger Gott, senke wie einen segnenden Sonnenstrahl in unser aller Herzen und laß uns festhalten an dem edelsten Erbtheil unserer Entschlafenen, an Glaube und Liebe, daß sie uns stark machen in der Hoffnung, wir werden uns wiedersehen. Welcher Trost liegt nicht in diesem Worte für mein blutendes Herz beim Trennungsschmerze! Wahrlich, es ist Himmelsbalsam im irdischen Leidenskelche. Schlaft wohl, ihr Lieben, wir werden uns wiedersehen in unaussprechlicher Freude und dann mit verklärten Lippen einstimmen in das Lob unseres Gottes und Heilandes, der uns zu Zeugen seiner Herrlichkeit erwählt hat; damit wir schauen was wir glauben, nämlich die Kraft seiner Liebe, die uns aus der Fremde in die Heimath, aus den Finsternissen dieses Lebens zum Lichte der Unsterblichkeit, aus dem Tode zum Leben führt.

Petrus, Bischof von Rom;

oder:

Kann es aus der heiligen Schrift oder aus historischen Quellen bewiesen werden, daß Petrus der erste Bischof von Rom war?

Von F. Gottschalk.

Die römische Kirche behauptet, daß Paulus und Petrus gemeinsam die Gemeinde gegründet haben; daß Petrus der erste Bischof der Gemeinde war und als solcher den bischöflichen Stuhl 25 Jahre inne hatte. Meine Aufgabe ist es, die Grundlage dieser Behauptung im Lichte der Bibel und der Geschichte zu untersuchen. In dieser Arbeit wende ich mich direkt an die Quellen, die Bibel und Kirchenväter selbst.

I. Was sagt die heilige Schrift über diese Frage?

1) Nach der heiligen Schrift war weder Paulus noch Petrus Gründer der Gemeinde in Rom. Paulus schrieb seinen Brief an die Römer im Jahre 58 und bis dahin war er noch nicht in Rom gewesen. Röm. 1, 11 schreibt er: „Mich verlangt euch zu sehen, auf daß ich euch mittheile etwas geistliche Gaben, euch zu stärken.“ Und V. 13 setzt er fort: „Ich will euch aber nicht verhalten, lieben Brüder, daß ich mir oft habe vorgesetzt, zu euch zu kommen (bin aber verhindert bisher), daß ich auch unter euch Frucht schaffte, gleich wie unter andern Heiden.“ Zu dieser Zeit hatte sie also schon lange bestanden, denn er hatte schon oft zu ihnen kommen wollen, war aber verhindert worden. Ja, die Feinde hatten sogar das Gerücht verbreitet, daß er sich schäme in Rom das Evangelium zu predigen; denn Röm. 1, 15 sagt er: „So viel an mir ist, bin ich geneigt, auch euch zu Rom das Evangelium zu predigen.“ Röm. 1, 8 schreibt er: „Aufs erste danke ich meinem Gott, durch Jesum Christum eurer aller halber, daß man von eurem Glauben in aller Welt sagt;“ und Röm. 16, 19: „Euer Gehorsam ist unter Jedermann ausgekommen.“ Aus diesem ergiebt sich, daß die Gemeinde zur Zeit dieses Briefes schon lange bestand, daß Paulus noch nie da war und daß sie zumehrst aus Heidenchristen bestand, denn er schreibt Röm. 1, 13: „Daß ich auch unter euch Frucht schaffe, gleichwie unter andern Heiden.“ Dieses war sein Amt als Heidenapostel. Paulus war also nicht der Mitbegründer der römischen Gemeinde. Röm. 15, 20 schreibt er, daß es sein Bestreben sei, Christum zu predigen, wo sein Name nicht bekannt sei und Vers 22 fügt er hinzu: „Das ist auch die Sache, darum ich vielmal verhindert wurde zu euch zu kommen.“

2) Hat Petrus die Gemeinde Roms gegründet und war er ihr erster Bischof nach der heiligen Schrift?

1. Petrus war der Apostel der Beschneidung. Gal. 2, 7 heißt es: „Da sie sahen, daß mir vertrauet war das Evangelium an die Vorhaut, gleichwie Petro das Evangelium an die Beschneidung. Und erkannten die Gnade, die mir gegeben war, Jakobus und Kephas und Johannes, welche für Säulen angesehen waren, gaben sie mir und Barnabas, die rechte Hand und wurden mit uns eins, daß wir unter den Heiden, sie aber unter der Beschneidung predigten.“ Dieses war im Jahre 52 auf dem Concilium zu Jerusalem, wie wir deutlich erkennen im Vergleichen des 15. Kapitels der Apostelgeschichte mit dem 2. Kapitel im Galaterbrief Vers 1—9. Bis dahin also war Petrus noch nicht unter den Heiden thätig gewesen, außer in Cornelii Haus. Es heißt: „Gleichwie Petro das Evangelium an die Beschneidung“ und Vers 8: „Denn der mit Petro kräftig ist geworden zum Apostelamt unter der Beschneidung.“ Die Gemeinde zu Rom bestand fast ganz aus Heiden, denn Röm. 1, 13 heißt es: „Daß ich auch unter euch Frucht schaffte, gleichwie unter andern Heiden.“ Petrus in seiner Rede im Concilium zu Jerusalem spricht: „Ihr wißt, daß Gott lange vor dieser Zeit unter uns erwählet hat, daß durch meinen Mund die

Heiden das Wort hörten" u. s. w. Es war schon nothwendig, daß er sie erinnerte an seine Predigt in Cornelii Haus. Das hätte nicht noth gethan, wenn er seitdem unter den Heiden thätig gewesen wäre. Wie wir aus Gal. 2, 7—9 sehen, war Petrus der Apostel der Beschneidung und als solcher war er unter den Juden thätig.

2. Im Jahre 37 finden wir Petrus auf seiner ersten Missionsreise in Samaria. Apostelgeschichte 8, 14 heißt es: „Da aber die Apostel höreten zu Jerusalem, daß Samaria das Wort Gottes angenommen hatte, sandten sie ihnen Petrum und Johannem."

3. Im Jahre 38 ist Petrus in Joppe. Apostelgeschichte 9, 32—42 finden wir Petrus auf der zweiten Missionsreise in Judäa. V. 32 heißt es: „Es geschah aber, daß Petrus durchzog allenthalben, daß er auch zu den Heiligen kam, die zu Lydia wohnten." Und Vers 43 heißt es: „Es geschah, daß er lange Zeit zu Joppe blieb bei einem Simon, der ein Gerber war."

4. Im Jahre 41 und 43 war er in Cornelii Haus und erschloß den Heiden das Himmelreich auf ausdrückliche Befehle Gottes. Seine Gesinnung zu dieser Zeit bürgt dafür, daß er bis jetzt den Heiden das Evangelium noch nicht verkündigt hatte. (Apostelgeschichte 10, 13—20.)

5. Im Jahre 43 war Petrus in Jerusalem, wie wir aus Apostelgeschichte 11 ersehen. Er war nun angeklagt, daß er in Cornelii Haus gegangen war. Als er den Hergang der Sache erzählte, wie auch die Heiden das Evangelium angenommen und den heiligen Geist empfangen hätten, waren sie erstaunt und sprachen: „So hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben." Diese Sprache beweist aufs Deutlichste, daß die Kirche bis jetzt noch keine Heidenmission betrieben hatte.

6. Im Jahre 44 war Petrus im Gefängniß, wie wir aus Apostelgeschichte 12, 17 ersehen. Herodias' Tod erfolgte gleich nach seiner Befreiung, und dieser fand statt im vierten Jahre des Claudius; dieser aber trat seine Herrschaft an im Jahre 41 nach Christo. (Apostelgeschichte 12, 3—17 und 11, 28.)

7. Von 44—50 war Petrus wahrscheinlich thätig unter den Juden am Euphrat. Hier wohnten zu dieser Zeit sehr viele Juden, und als Apostel der Beschneidung sollten wir ihn hier erwarten. Zudem galt es Sicherheit vor den Nachstellungen Herodis zu suchen. Hier war sie ihm geboten. Von Babylon schrieb er seine erste Epistel, wie wir 2 Petri 5, 13 lesen; denn da heißt es deutlich: „Es grüßen euch, die sammt euch auserwählt sind zu Babylon und mein Sohn Marcus." Rudolf Stier sagt, daß kein genügender Grund vorhanden sei, weßhalb man Babylon nicht wörtlich nehmen sollte. Selbst ein römischer Exeget sagt, daß Babylon damals noch bestand und von da der Apostel seinen Brief schrieb. Es kann aber auch sein, daß Petrus während dieser Zeit in Babylon in Egypten war; denn auch da wohnten zu dieser Zeit viele Juden; und Marcus, der Begleiter Petri, wird als der erste Bischof von Alexandrien in Egypten bezeichnet. Soviel ist sicher, der Apostel der Beschneidung ist da zu suchen, wo viele Juden waren.

8. Im Jahre 52 ist Petrus beim Concilium zu Jerusalem; und, wie schon gezeigt, geht aus Allem deutlich hervor, daß Petrus bis dahin noch nicht unter den Heiden thätig gewesen war, außer in Cornelii Haus; und hier theilten sie das Gebiet, wie Galater 2, 7—9 berichtet wird. Bis 52 war also Petrus noch nicht in Rom gewesen.

9. Claudius vertrieb im Jahre 47—49 die Juden aus Rom. Paulus trifft den Aquila und die Priscilla in Corinth. Sie waren gerade von Rom gekommen, und Paulus wohnte lange bei ihnen. Es scheint, durch sie lernte er die römische Gemeinde kennen; aber Petro geschieht keine Erwähnung, das heißt Petrus war während dieser Zeit nicht in Rom. Wie konnte er auch sein, da wir ihn in Babylon treffen, gerade um diese Zeit.

10. 1 Corinther 9, 5 schreibt Paulus: „Haben wir nicht Macht, eine Schwester zum Weibe mit umherzuführen, wie die andern Apostel und des Herrn Brüder und Kephas?" Nach diesem war Petrus damals auf einer Missionsreise in Begleitung seiner Frau. Dieser Brief wurde in 57 geschrieben. Also wieder nicht in Rom.

11. Im Jahre 58 schreibt Paulus seinen Brief an die Römer. Im 16. Kapitel grüßt Paulus 26 Personen mit Namen; davon Rufi Mutter, Nero's Schwester, die Brüder bei Gormas, die Heiligen bei Olympia, das Hausgesinde im Hause Aquila's und Priscilla's nebst acht Personen; aber von Petrus auch kein Wort im ganzen Briefe. Die Beweiskraft dieses Kapitels ist so stark, daß die Römischen Petrus aufs Land schicken. Aber weder die heilige Schrift noch die Geschichte weiß etwas von dieser Landreise.

12. Im Jahr 60 kam Paulus selbst nach Rom. Die Brüder Roms gingen ihm entgegen bis Tretabern, aber Petrus ist wieder nicht dabei. Petrus müßte doch sehr unhöflich gewesen sein, wenn er in Rom gewesen und nicht mit hinausgekommen wäre. Oder war er vielleicht böse, daß Paulus ihn vor sechs Jahren öffentlich gerügt? O nein, sagen die römischen Ausleger. Er war auf einer Missionsreise in Italien, Gallien oder Hispanien. Nur schade, daß die Geschichte mitsammt der Ueberlieferung nichts davon weiß.

13. Vom Jahre 61—64 schrieb Paulus seine Briefe an die Galater, Epheser, Colosser, Phi-

lipper und an Philemon. Er grüßt von Verschiedenen und läßt grüßen; aber von Petrus kein Wort. Dieses beweist zur Genüge, daß Petrus von 61—64 nicht in Rom war. Daß sie sich nicht böse waren, beweist Petrus, indem er in seinem zweiten Brief, Kap. 3, 15 vom lieben Bruder Paulus schreibt.

14. Wir haben gesehen, daß Petrus bis 52 nicht in Rom gewesen sein konnte, denn sonst hätte er nicht so im Concilium reden können, wie er gethan. Wir haben ferner gesehen, daß dort das Missionsgebiet getheilt wurde und daß er als Apostel der Beschneidung unter den Juden wirken sollte, die Gemeinde aber aus Heiden bestand und er somit da nichts zu thun hatte. Ferner hat sich ergeben, daß er im Jahre 37, 38, 41, 43, 44, 47—49 und 52 anderwärtig thätig war und nicht da sein konnte, und in 57, 58, 60, 61—64 war er auch nicht in Rom. Also konnte er vor 64 nicht in Rom sein nach der heiligen Schrift. Vielleicht war er nie da.

II. Was sagen die Kirchenväter darüber in ihren Schriften?

1. Clemens von Rom schreibt in seinem ersten Brief an die Corinther, Vers 5: „Stellen wir uns die seligen Apostel vor Augen. Petrus mußte als Opfer ungerechter Eifersucht nicht eine und die andere, sondern eine allzubeträchtliche Zahl von Mühseligkeiten ausstehen, und gelangte so durch den Märtyrtod an den ihm gebührenden Ort der Gloria. Auf Grund erlittener Eifersucht erlangte auch Paulus den Preis für Ausdauer, nachdem er sieben Mal Ketten getragen, zur Flucht gezwungen und gesteinigt worden war. Herold geworden im Morgenland, erntete er endlich den erlauchten Ruhm seines Glaubens, nachdem er die ganze Welt Gerechtigkeit gelehrt, die Grenzen des Occidents erreicht und unter den Reichsverwesern den Märtyrertod erlitten." Clemens ist der dritte Bischof Roms und stand den römischen Gemeinden vor vom Jahre 92—100. Zu seiner Zeit war das Verlangen, Petrus zum Gründer der römischen Gemeinde zu haben, noch nicht vorhanden. Er rühmt Paulus als den, der bis ins Abendland gedrungen mit dem Evangelium. Wie schön hätte er Petrus mit dem Paulus erwähnen können, wenn Petrus je dagewesen. So nahe an der Quelle lebend, wußte er, wie es sich verhielt. Clemens Schweigen über Petri Anwesenheit in Rom zeugt sehr stark dagegen.

2. Ignatius, Bischof von Antiochien, schreibt in seinem Brief an die Römer, Parapraph 4: „Nicht gebe ich euch Befehle wie Petrus und Paulus." Dieses wird von den römischen Auslegern so gedeutet, als erkenne Ignatius hier an, daß Petrus und Paulus in Rom gelehrt hätten; aber dieses weist nur darauf hin, daß die Briefe der Apostel zu dieser Zeit in Rom gelesen wurden. Er schrieb ihnen, daß sie nichts zu seiner Befreiung thun sollen, ja beschwört sie; aber gesteht, daß er ihnen es nicht so gebieten könne, wie die Apostel. Sein Schreiben war nicht inspirirt wie das der Apostel. Er starb am 20. Dec. 107 n. Chr.

3. Justinius Märtyrer hat schon die Simon Magus Fabel, aber er weiß noch nichts von Petri Weilen in Rom und doch schreibt er in Rom vom Jahre 139—150.

4. Irenäus in Gallien läßt schon die römische Gemeinde von Petrus und Paulus gegründet werden. Was man in Rom nicht wußte, das wußte man schon im südlichen Frankreich. Er lebte von 140—216. (Band 1, Kap. 23, 1 und Band 3, Kap. 2. 3.)

5. Tertullian läßt Petrus schon in der Tiber taufen. In seinem Werke über die Taufe sagt er im vierten Kapitel: „Es ist kein Unterschied zwischen denen, welche Johannes im Jordan und denen, welche Petrus in der Tiber getauft hat." (S. 366.) Auf einer andern Stelle schreibt Tertullian von der Kirche in Rom: „O wie glücklich ist doch diese Kirche, in welcher die Apostel die Fülle der Lehre in Verbindung mit ihrem Blute überströmen ließen, wo Petrus in der Weise des Leidens dem Herrn gleich gemacht, wo Paulus mit der Todesart des Johannes gekrönt." (Von den Protestirenden gegen die Irrlehrer, Kap. 36, S. 224.) Er lebte von 165—245. In Rom weiß man nichts von Petrus, aber in Nord-Afrika und Süd-Gallien ist man völlig unterrichtet. Aber weder Tertullian noch Irenäus machen ihn zum ersten Bischof von Rom. Er leidet einfach dort und stirbt dort den Märtyrertod.

6. Cajus, Presbyter der Gemeinde zu Rom und Schüler Irenäus, gestorben 217, schreibt: „Ich aber kann die Siegeszeichen der Apostel zeigen. Magst du auf dem Vatican gehen wollen, oder auf dem Wege nach Osten, du wirst die Siegeszeichen derer finden, welche diese Kirche gegründet haben." (Eusebius Kirchengeschichte, Band 2, Kap. 28, S. 121.) Die Siegeszeichen der Apostel wollen die römischen Exegeten zu Gräbern des Petrus und Paulus machen. Röm. 16, 7 lesen wir: „Grüßet den Andronicus und den Junia, meine Gefreundte und meine Mitgefangenen, welche sind berühmte Apostel und vor mir gewesen in Christo." Hier werden diese beiden Prediger der römischen Gemeinde berühmte Apostel genannt und waren schon im Jahre 58 in Banden und vor ihm gewesen in Christo. Diese sind wahrscheinlich die Gründer der Gemeinde Roms und auf deren Gräber weist Cajus hier zweifelsohne hin, und nicht auf Petri, von dem die heilige Schrift und Geschichte nicht einmal weiß, ob er je da war.

7. Cyprian, Bischof von Carthago, schreibt

in seinem Werke über die Einheit des Glaubens, Kap. 4, S. 68, nachdem er die Stellen Matth. 16, 18. 19 und Joh. 21, 15 angeführt hat: „Auf jenen einen bauete er seine Kirche und ihm übergiebt er seine Schafe." Er sagt aber kein Wort über Petri Anwesenheit in Rom, da es doch schön für ihn gepaßt hätte. Er starb am 14. September 258.

8. Origenes schreibt: „Petrus aber scheint den in Pontus, Galatien, Bithynien, Kappadocien und Asien zerstreut lebenden Juden gepredigt zu haben. Endlich kam er auch nach Rom und wurde dort mit dem Kopfe nach unten gekreuzigt, wie er selbst gewünscht." (Eusebii K.-G. Band 3, Kap. 1, S. 125.) Origenes wurde geboren 185 und starb 254.

9. Laktantius in seinem Buch von den Todesarten der Christenverfolger, Kap. 2, S. 19. 20, schreibt: „Als Nero regierte, ist Petrus nach Rom gekommen, hat Viele bekehrt; Viele durch einige Wunderwerke, die er durch Gottes Kraft und in Folge der ihm von Gott verliehenen Macht wirkte" u. s. w. Nero ist darüber erbost und läßt Petrus kreuzigen und Paulus enthaupten. Laktantius lebte in Rom vom Jahre 290—324. Er weiß noch nichts von Petri Bischofsamt in Rom. Nach ihm kömmt er nur hin um zu sterben.

10. Cyrillus, Bischof von Jerusalem, lebend vom Jahre 315—381, läßt in seiner 6. Katechese Abschnitt 14. 15, S. 133 Simon Magus nach Rom kommen, die Leute bezaubern; er erhält eine Bildsäule vom römischen Senat; Petrus und Paulus gehen ihm nach. Simon Magus will fliegen und wird auch von Dämonen emporgetragen; durch ihr Gebet aber stürzt er zur Erde, stirbt und fährt zur Hölle.

11. Arnobius in seinem Werke „Gegen die Heiden" sagt: „Denn sie haben gesehen die Kutsche Simon Magus und seinen feurigen Wagen in Stücke zerbrechen durch den Mund Simon Petri, als der Name Jesu genannt wurde." Er starb 326.

12. Eusebius in seiner Kirchengeschichte hat alle Momente der Petrussage, außer dem feurigen Wagen des Simon Magus. Er schrieb seine Kirchengeschichte im Jahr 326. Nach ihm war aber Petrus nie Bischof der römischen Gemeinde. Der erste Bischof war Linius, der zweite Anakletus, der dritte Clemens, welcher noch die Apostel predigen hörte. (K.-G. Band 5, Kap. 8, S. 288.)

13. Widersprüche der Väter: Eusebius läßt ihn im zweiten Jahr des Claudius, also 42 nach Rom kommen. Nach Laktantius kömmt er unter Nero nach Rom. Nach Eutychius im Jahre 54. Nach Origenes am Ende seines Lebens. Nach Onuphorius in 69. Nach der alexandrinischen Chronik verläßt er Jerusalem nicht vor 51. Nach Dionysius, dem Areopagiten, kommt er in 66 und weilt dort nur ein Jahr und stirbt. Wer hat recht? Wo bleibt Petri 25jähriges Bischofsamt in Rom?

14. Bedenken wir, daß Irenäus Linius als den ersten Bischof der römischen Gemeinde nennt und Paulus im zweiten Brief an Timotheum 4, 21 schreibt: „Es grüßet dich Eubulus und Pudens und Linius und Clauda und alle Brüder," als zweiten Anakletus und dritten Clemens. Ferner sehen wir, daß Clemens der dritte Bischof von Rom, Paulus rühmt als nach Rom gekommen, aber von Petro schweigt; daß Ignatius und Justinian schweigen; daß man am Ende von 160 n. Chr. selbst in Rom noch nichts weiß von Petri Bischofsamt über die römische Gemeinde; daß über sein Weilen in Rom auch unter den andern Vätern keine Uebereinstimmung herrscht, so dürfen wir getrost schließen, daß es sehr unwahrscheinlich ist, daß er je in Rom war. Nehmen wir zu diesem die Beweise aus der heil. Schrift, so ist zur Evidenz klar, daß Petrus keine 25 Jahre Bischof von Rom war, daß er nie Bischof von Rom war und sehr wahrscheinlich nie in Rom war.

15. Fragt Jemand, wie es möglich sein kann, daß die Ueberlieferung uns mit so viel Nachdruck belehrt, daß Petrus in Rom war, wenn es doch nicht so ist? Dieselbe Ueberlieferung erzählt uns auch die Simon Magus Sage, welche als eine Fabel erwiesen ist selbst von römischen Exegeten. Die Ueberlieferung ist eine Lügnerin und ihr nur dann zu glauben, wenn sie mit der Geschichte stimmt. Die Zeit der Väter war keine kritische, und deßhalb ist das, was sie als nicht selbst gesehen erzählen, mit Bedacht aufzunehmen.

Der Minimal-Christ.

Der Minimal-Christ! Wer ist das? Das ist der Christ, der auf die billigste Art in den Himmel zu kommen sucht. Er ist der Mann, der so wenig Religion wie nur möglich haben möchte, ohne daß man im Stande wäre ihm zu sagen, er habe gar keine. Er will so viel von der Welt genießen wie er nur bekommen kann und doch dem Gericht über das Weltkind entgehen.

Der Minimal-Christ geht Morgens in die Kirche und auch wohl noch Abends, wenn es nicht regnet, oder nicht zu warm oder zu kalt ist, oder wenn er nicht zu schläfrig ist oder Kopfschmerzen hat vom zu reichlich genossenen Diner. Er hört ehrfurchtsvoll auf den Prediger und faltet mit andächtiger Miene seine Hände zum Beten und Loben. Er versteht die Wahrheit

wohl anzuwenden — auf seine Nachbaren. Zu Gebetsversammlungen geht er eigentlich selten, da es leicht langweilig werden kann. Er geht jedoch regelmäßig zum Abendmahle und hält ein oder zwei Wochen hinterher seine Hausandachten ganz regelmäßig. Der Minimal-Christ hat für alle guten Werke ein wohlwollendes Herz. So freundlich er ihnen auch gesinnt ist, so ist er leider nicht in der Lage viel für sie zu thun. Die Sonntagschule sieht er als eine bewunderns-werthe Einrichtung an, besonders für die Unwissenden und Verkommenen. Es ist jedoch für ihn nicht passend, selber eine Klasse zu übernehmen. Seine Wochenarbeit nimmt ihn so sehr in Anspruch, daß er den Sonntag zu seiner Ruhe nöthig hat; auch hält er sich nicht für geeignet Unterricht zu ertheilen. Er ist sehr gut zu sprechen auf die Vertheilung von Traktaten und Predigten, auch hält er viel von Besuchen bei Armen; aber er hat keine Zeit, sich bei dieser Liebesthätigkeit zu betheiligen. Er meint, es sei für Laien eine gute Sache, Gebetsversammlungen beizuwohnen oder sonstigen Vereinigungen für religiöse Zwecke; aber er hat keine Gabe, öffentlich zu beten oder Ansprachen zu halten und so muß er es Andern überlassen. Der innern und äußern Mission ist er sehr freundlich gesinnt und trägt „sein Scherflein" bei. Er denkt, der Anforderungen sind aber auch sehr viele, aber er giebt, um seinen guten Ruf zu wahren, wenn auch nicht genug nach seinem Vermögen, doch beinahe so viel wie andere; jedenfalls strebt er darnach zu helfen.

Ueber eine Menge von Dingen ist der Minimal-Christ nicht klar. Die Oper, der Tanz, vielleicht auch das Theater und das Kartenspiel und große Gesellschaften machen ihm viele Schmerzen. Er kann doch in dem oder jenem oder andern volksthümlichen Unterhaltungen durchaus keine Sünde sehen. In der Bibel steht kein Wort dagegen. So weit er es versteht, kann ein Mann ein Christ sein und tanzen oder in die Oper gehen. Er kennt mehrere ausgezeichnete Leute, die es auch thun. Warum also er nicht? —

Der Minimal-Christ glaubt nicht sehr an plötzliche Bekehrungen noch an eifrige christliche Thatkraft; an Bekehrungsversammlungen hat er keinen Gefallen; seine größte Sorge ist ein anständiges Einkommen, wie es sich gehört und dann, daß keine groben Verstöße vorkommen; es soll ja „alles ordentlich und ehrbar zugehen", ob Seelen gerettet werden oder nicht, das ist nicht seine Sache. Er schwärmt für Aesthetik und thut sich etwas zu gute auf seinen geläuterten Geschmack für Literatur. Auch hat er keine Nachsicht mit dem ungestümen Dringen des Pastors auf Buße und Glauben. Das ist nicht „fein". Darunter kann die Sache leiden und der Herr „Reiche" könnte aus der Kirche wegbleiben. —

Diese sind es, die dem Evangelio wehren. Die Kirche Gottes steht heute nicht halb so in Gefahr durch die Zweifelsüchtigen als durch die Minimal-Christen. Sei Eines oder das Andere! Sei kalt oder warm! Sei ein Christ oder ein Weltkind. Aber sei nicht länger ein lauer, abgestandener, gleichgültiger Minimal-Christ.

Das vorstehende Bild bringt „der neue Christenbote", und es ist also ein sehr kräftiges Wort aus dem alten Vaterlande, welches jedoch auch hierzuland Anwendung findet.

Gieb einen lebendigen Unterricht.

Der anschauliche Unterricht ist eine lebendige Macht, und der Unterrichtsgegenstand, von entsprechenden Geberden begleitet, macht nicht selten einen gewaltigen Eindruck. So traf ich unlängst mit einem alten Schottländer zusammen, dessen Unterricht so voll Leben war, daß ich glaubte, einige Beispiele seiner Gewandtheit genügen, auch uns zum Streben nach einem ähnlichen Talent anzuspornen.

Dieser sprach eines Tages über Mosis Tod, wie die Leute ihn mit Weinen und Wehklagen betrauerten, wie sie seine treffliche Leitung vermißten, wie sie sich umsonst nach seiner königlichen Erscheinung umsahen und nimmer dem Leuchten seines dunkeln Auges begegneten, und wie, als sich die Wolken- und Feuersäule erhob und sich ihr herber Verlust auf's Neue fühlbar machte, das schmerzliche Geschrei abermals überhand nehmen wollte, was in den ungestümen Bewegungen der Morgenländerinnen und in dem unterdrückten Schweigen der Männer zum Ausdruck kam.

Keine Erzählung von dem Unglück eines Kameraden, noch von der Thräne auf der Wange einer Mutter hätte jene Kinder mehr bewegen können, als diese Schilderung.

Als Alles vorüber und die Schüler entlassen waren, bemerkte der Lehrer einen kleinen Knaben, der an der äußeren Thüre lehnte und weinte.

„Worüber weinst du?" fragte der Lehrer.

„Moses — ist — gestorben," stotterte der Knabe unter Schluchzen.

Auch die Entlassung der Schüler hatte den Vorgang nicht aus dem Herzen dieses Knaben verdrängt.

Bei einer anderen Gelegenheit erzählte er die Geschichte von Joseph in der Grube. Joseph ist den Kindern eine wohlbekannte Persönlichkeit; dieser Lehrer aber wußte jeden Gegenstand in

eine solche Frische und Neuheit einzukleiden, daß selbst die bekanntesten biblischen Geschichten das größte Interesse erweckten. Mit seiner Hand machte er die Bewegung, als ob er ein Seil in derselben hielte, mit welchem Joseph gebunden werden sollte; dann geberdete er sich, als ob er ihn über die Front des Pultes an diesem Seile in eine Grube niederließe. Langsamer, langsamer und noch langsamer glitt das Seil durch seine Hand, bis der arme Knabe den dunkeln, schlammigen Grund erreicht hatte, was der Redner mit langsamer, tiefer Stimme ankündigte und dann laut ausrief: „Kommt! seht wo die grausamen Brüder ihn hingethan haben.“

Jedes Auge war in die vermeintliche Grube gerichtet; einige Kinder standen sogar mit weit geöffnetem Munde auf ihren Bänken, um die Sache genauer zu sehen. Wären die Bodendielen entfernt worden und Joseph wirklich darunter hervorgekommen, ihre Aufregung würde kaum größer gewesen sein.

Eines Tages versuchte er sie über den schmalen Weg zu belehren und bemerkte, wie nothwendig es sei, daß wir von allem Eigenen ausgezogen und erfüllt seien mit wahrer Demuth. Es war eine Kleinkinderklasse, welche er unterrichtete. Eine große Wandtafel stand in der Nähe, welche auch sogleich verwendet wurde. Indem er dieselbe ungefähr vier Fuß über dem Boden befestigte, versuchte er in gerader Haltung unten durchzumarschiren, was natürlich nicht ging, zumal er noch seinen Hut nicht abgenommen hatte.

„Nimm deinen Hut ab, Lehrer,“ rief ein kleiner Knabe.

Er that es, aber es ging noch nicht.

„Deinen Rock,“ rief ein Zweiter.

„Deine Weste,“ ein Dritter.

Alle diese Rathschläge befolgt, konnte er noch nicht unten hindurchkommen.

„Bücke dich,“ wiederholte eine muntre Stimme. Er that es und den Erfolg können wir uns vorstellen. Die Kinder klatschten mit den Händen, und als die Ruhe wieder hergestellt war, begann der alte Mann die Illustration ohne das geringste Zeichen von schwankendem Interesse der Kinder anzuwenden.

Einen guten Unterricht zu ertheilen, ist eine Kunst, — eine Kunst, welche Studium und Uebung erfordert, denn keinem Künstler ist es je gelungen, wenn er nicht in seinem Gegenstande lebte. Dieses sollte der Sonntagschullehrer. Dieses war auch das Geheimniß von dem Erfolg dieses alten Mannes, der Gegenstand war sein eigen, weßhalb er auch seine Schüler in denselben hineinführen konnte.

„Ich habe etwas vergessen.“

Das ist unter den zerstreuten Menschenkindern nichts so Ungewöhnliches; ja, nicht selten wird gerade das Nöthigste und Beste im Gewimmel der vielen Weltgedanken übersehen, und es kommt aus den Augen, man weiß nicht wie. Nicht umsonst hat darum die Bibel so manches „Vergiß nicht! Gedenke! Habe acht!“ Ja, mein theurer Bruder und College S. behauptete oft mit großer Bestimmtheit, **denken** und **danken** seien gar verwandte Wörtlein. Weil viele das erste nicht üben, deßwegen kommen sie auch nicht zum zweiten.

Wie der selige Bruder Martin in S. zu beiden stand, darüber könnte der Leser ein ungefähres Urtheil erhalten, wenn er Folgendes zu lesen die Geduld haben wollte.

Eines Abends — die Heuernte war angebrochen — geht Martin mit dem Vorsatz ins Bett, morgen in aller Frühe aufzustehen und seine zur Sense reife Wiese zu mähen. Zu seinem Schrecken aber nimmt er beim Erwachen wahr, er habe ordentlich „verschlafen“; denn schon wollte sich die liebe Sonne anschicken, aus ihrer Kammer zu gehen, um mit gewohntem Fleiß den Mähern das Gras zu dörren. Mit beiden Füßen zumal sprang er aus dem Bette, und — um von dem Versäumten so viel als möglich einzubringen, zog er sich rasch an, nahm die Sense auf die Schulter und eilte beschämt der Wiese zu. Er war noch nicht weit gekommen, da sagte ihm eine Stimme: „Martin, du hast noch nicht gebetet!“ Freilich, und zu seinem Leidwesen war's so; er war nicht gewohnt, ohne Gebet an die Arbeit zu gehen; allein heute war nun keine Zeit mehr dazu übrig. Er eilte fort. Wieder mahnte ihn die Stimme: „Du hast nicht gebetet!“ „Ja, ja,“ gegenredete Martin, „leider habe ich verschlafen; ich kann ja auf dem Weg für mich hinbeten, und das will ich sogleich thun.“ „Keinen Accord, Martin; wie heißt's in der Bergpredigt? Steht nicht dort: Trachtet **am ersten** nach dem Reiche Gottes? Geh' erst heim und bete!“ Der emsige Mäher unterlag, und obwohl er indeß schon halbwegs gekommen war, schwenkte er rasch rechts um und eilte schnellen Laufes seinem Betkämmerlein zu. Verwundert sahen die ihm Begegnenden den so früh heimeilenden Arbeiter an und riefen ihm zu: „Martin, hast „ebbas“ vergessen?“ — „Ach, freilich habe ich etwas vergessen!“ antwortete er den neugierigen Fragern und ging seines Weges fort. Daß es das Morgengebet sei, das er vergessen, theilte er ihnen nicht mit. Als er einigen Brüdern nachher diese Erfahrung mittheilte,

fügte er bei: „Aber meinet, dann schnitt meine Sense! Ich wurde noch so bald fertig, als wäre ich zur rechten Zeit erwacht." Das wollen wir ihm auch gern glauben. Jeder Sieg giebt Freude, die Freude aber fördert Muth und Kraft. Ueberdies steht Psalm 1, 3 von dem Frommen: „Was er macht, das geräth wohl."

Daß freilich mit dem Morgengebet noch nicht alles für den ganzen Tag fertig sei, das sagt uns nicht nur der Apostel Paulus in dem Wort: „Betet ohne Unterlaß," das erfuhr auch einmal ein gläubiger Bauersmann auf seinem Acker hinter dem Pfluge. Neben ihm verrichtete nämlich eines Nachmittags ein gleichgesinnter Nachbar dieselbe Arbeit. Um ihre Zugthiere etwas ausschnaufen zu lassen, hielten sie einmal neben einander still, lehnten sich bequem in die Arme ihrer Pflüge, und der erste rief seinem Freunde hinüber: „Hansjörg, wie geht's?" — „O, ich weiß nicht, nicht gut. Ich habe mir heute Morgen nicht Zeit genommen zum Beten, da seufze ich nun den ganzen Tag um Vergebung." Da richtete sich der freundliche Frager wie erschrocken auf und rief aus: „O, Bruder, du bist besser dran als ich! Ich habe heute Morgen wohl gebetet, aber den ganzen Tag nicht mehr an den lieben Gott gedacht!"

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 1. Juni. **Christliche Freiheit.** Gal. 4, 1—16.

1. Ich sage aber, so lange der Erbe ein Kind ist, so ist unter ihm und einem Knechte kein Unterschied, ob er wohl ein Herr ist aller Güter.
2. Sondern er ist unter den Vormündern und Pflegern, bis auf die bestimmte Zeit vom Vater.
3. Also auch wir, da wir Kinder waren, waren wir gefangen unter den äußerlichen Satzungen.
4. Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe, und unter das Gesetz gethan,
5. Auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, daß wir die Kindschaft empfingen.
6. Weil ihr denn Kinder seid, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der schreiet: Abba, lieber Vater!
7. Also ist nun hier kein Knecht mehr, sondern eitel Kinder. Sind es aber Kinder, so sind es auch Erben Gottes durch Christum.
8. Aber zu der Zeit, da ihr Gott nicht erkanntet, dienetet ihr denen, die von Natur nicht Götter sind.
9. Nun ihr aber Gott erkannt habt, ja vielmehr von Gott erkannt seid; wie wendet ihr euch denn um wieder zu den schwachen und dürftigen Satzungen, welchen ihr von neuem an dienen wollt?
10. Ihr haltet Tage, und Monate, und Feste, und Jahrszeiten.
11. Ich fürchte eurer, daß ich nicht vielleicht umsonst habe an euch gearbeitet.
12. Seid doch wie ich; denn ich bin wie ihr. Lieben Brüder, ich bitte euch: ihr habt mir kein Leid gethan.
13. Denn ihr wisset, daß ich euch in Schwachheit nach dem Fleisch das Evangelium geprediget habe zum ersten Mal.
14. Und meine Anfechtungen, die ich leide nach dem Fleisch, habt ihr nicht verachtet noch verschmähet; sondern als einen Engel Gottes nahmet ihr mich auf, ja als Christum Jesum.
15. Wie waret ihr dazumal so selig! Ich bin euer Zeuge, daß, wenn es möglich gewesen wäre, ihr hättet eure Augen ausgerissen und mir gegeben.
16. Bin ich denn also euer Feind geworden, daß ich euch die Wahrheit vorhalte?

1. Grundgedanke. „So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen." Gal. 5, 1.

2. Zeit. Spätestens im Jahr 57 n. Chr., nach Anderen schon mehrere Jahre früher.

3. Ort. Galatien, etwa in der Mitte Kleinasiens gelegene römische Provinz, siehe die Lektionen am 3. Februar und 6. April.

4. Einleitende Vorbemerkungen. Ueber die Briefe Pauli im Allgemeinen vrgl. die Lektion am 20. April, wo auch bereits das Nöthigste und Wichtigste über die Bedeutung und den Werth des Galaterbriefes gesagt ist. Die Gemeinden in Galatien, jenem ganz außerordentlich fruchtbaren Landstrich, der nördlich an Paphlagonien, östlich an Pontus, südlich an Kappadocien, Phrygien und Lykaonien, westlich an Bithynien grenzt und schon im dritten Jahrhundert vor Christo von gallischen Einwanderern aus der Gegend des Rheins, erobert und bewohnt worden war, wurden von Paulus schon auf seiner zweiten Missionsreise in Gemeinschaft mit Silas und Timotheus gegründet (Apstg. 16, 6). Sie nahmen das Evangelium freudig auf und zeigten sehr große persönliche Anhänglichkeit an den Apostel (Gal. 4, 13). Es gab mehrere solche Gemeinden dort, daher ist unser Brief nicht wie die anderen Sendschreiben des Paulus an eine einzelne Stadt gerichtet, sondern als ein Rundschreiben an alle in verschiedenen Orten befindlichen Christen daselbst zu betrachten. Bei seinem zweiten Besuch (Apstg. 18, 23) hatten sich auch dort bereits einzelne judaistische Irrlehrer eingeschlichen, die auch ihnen das Joch der Beschneidung und des mosaischen Gesetzes aufhalsen wollten, wovon schon in der Lektion am 6. Januar bei der Geschichte des Apostelconcils in Jerusalem (Apstg. 15) ausführlich die Rede war. Diese jüdischen Eiferer setzten zugleich das Ansehen des Paulus, dessen freiere heidenchristliche Lehren und Grundsätze den ihrigen widersprachen, herab und verdächtigten seine apostolische Autorität, als wäre er den zwölf Aposteln nicht ebenbürtig (vrgl. die letzte Lektion). Daß sie trotzdem mit diesen Irrlehren und Angriffen selbst bei den Galatern, die dem Apostel persönlich so treu ergeben waren und die von Natur ein besonders Freiheit liebendes Volk waren, von dem man kaum hätte fürchten sollen, daß es sich so bald in ein knechtisches Joch der Menschensatzung werde fangen lassen, Gehör fanden, erklärt sich am ersten noch durch den bereits ausbrechenden Druck der feindlichen Verfolgung von Seiten jener engherzigen Partei (vrgl. Gal. 6, 12).

Sie gegen diese zu schützen, seine apostolische Würde zu wahren, zu vertheidigen und wiederherzustellen, sie zu ermahnen und zu trösten, aber auch ernstlich vor dem drohenden Rückfall in's Judenthum zu warnen, ist der

Hauptzweck dieses Briefes, der nach der gewöhnlichen Ansicht ungefähr gleichzeitig mit dem ersten Korintherbrief, und gleichfalls, wie dieser, von Ephesus aus (Apostelg. 19, 12. 22) geschrieben ist (vgl. die Lektion am 20. April), doch wohl erst ganz zu Ende dieses Jahres, nachdem Paulus bei seinem Aufenthalt in Griechenland (Apostelg. 20, 1 ff.) noch nähere Nachrichten über die Dinge daselbst empfangen hatte. Dieß gab ihm den nächsten Anlaß zum Schreiben.

Mit vollem Recht hat man diesen Brief schon den großen Freiheitsbrief (vgl. die Lektion am 6. April) eines Christenmenschen genannt, daher er namentlich auch in der Reformationszeit und ganz besonders von Luther überaus hochgeschätzt wurde. Von dieser ächten evangelischen Freiheit handelt auch unsere Lektion, die Paulus durch das Gleichniß vom Rechtsverhältniß eines noch unmündigen Erben erläutert.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Das Kind als Knecht (V. 1—3).

V. 1. Der Zweck des Apostels ist, den jetzigen Zustand der (evangelischen) Freiheit, in den die Galater durch ihre Bekehrung zu Christo eingetreten sind, ihnen recht eindringlich in seiner ganzen Größe und Hoheit vor Augen zu stellen und dadurch recht lieb und werth zu machen. Um ihnen die Wichtigkeit und den Werth davon recht einleuchtend zu veranschaulichen, zieht er zur Vergleichung den Gegensatz desselben, den Zustand der (jüdischen und judaistisch gesetzlichen) Unfreiheit herbei, den er in dem obenerwähnten Bilde schildert. Ein Kind ist, eigentlich: unmündig; die ganze Zeit und das Leben unter dem Gesetz ist dem vorübergehenden Alter der unreifen Kindheit verglichen, wo noch das Seelische über das Geistige vorherrscht und der Sinn überwiegend von der Welt der sichtbaren Dinge befangen ist. Ob er wohl (schon) ein Herr ist aller Güter, d. h. sie zwar factisch noch nicht im Besitz und Gebrauch, aber doch ein Recht darauf hat. Eben als dem Erben kommen sie ihm jetzt schon rechtlich zu, er ist ihr rechtmäßiger gesetzlicher Besitzer und Eigenthümer. Es ist dabei an einen Sohn zu denken, dessen Vater entweder gar nicht mehr lebt oder doch ihm ferne ist, ihm aber alles das Seine rechtsgiltig vermacht und dabei die bestimmte Zeitfrist festgesetzt hat, bis wann er auch thatsächlich in den wirklichen reellen Genuß seines Vermögens eintreten soll.

V. 2. Die Vormünder sind diejenigen Personen, denen seine Erziehung und Bildung bis zur Volljährigkeit anvertraut ist; die Pfleger (Hausverwalter) diejenigen, welche für Erhaltung und Verwahrung seines Vermögens Sorge tragen sollen.

V. 3. Gefangen unter den äußerlichen Satzungen, wörtlich: geknechtet unter die Elemente der Welt. Diese Anfangsgründe der Welt, gleichsam das ABC, oder die nur für den unreifen Kindheitszustand der Menschheit berechneten Bildungsmittel bezeichnen in diesem Fall, wo es sich um das religiöse Verhältniß handelt, Alles, was zu den jüdischen oder auch heidnischen Gottesdienstordnungen gehörte: Allerlei äußere Satzungen, Gebote und Lehren, Sitten, Gebräuche und Formen desselben, die als solche doch nur die irdischen Schattenbilder der göttlichen Wahrheit selbst sind. Paulus will also den Galatern zeigen, daß sie durch Annahme des mosaischen Gesetzes und der Beschneidung, die man ihnen aufdrängen wollte, nur auf einen bereits überwundenen Anfängerstandpunkt mit allen seinen kleinlichen Aeußerlichkeiten u. s. w. zurückfallen würden, der sein Recht und seinen Sinn nur so lange halte, als die Welt noch im Kindheitszustand war, wo sie zur wahren Erkenntniß göttlicher Dinge noch nicht Empfänglichkeit genug besaß und sich mit dem begnügen mußte, was sie einstweilen nur im Bilde, aber noch nicht der Sache nach und in Wirklichkeit zu fassen vermochte. Andererseits erkennt aber doch auch er selber das Höhere, Geistige im Gesetz, das durch jene „Satzungen" nur verhüllt war, ausdrücklich als eine göttliche Ordnung und Stiftung in seinem vollen Werth und Umfang an. Vgl. 5, 14; besonders Röm. 7, 12; 3, 31.

b) Das Kind als Sohn (V. 4—7).

V. 4. Da aber die Zeit erfüllet ward, der Zeit Erfüllung herankam, d. h. als derjenige Zeitraum verflossen war, den Gott in seinem ewigen Rathschluß festgesetzt hatte (Eph. 1, 10), als die Stufe der Vorbereitung vollendet war und das religiöse Bedürfniß sowohl als Verständniß der Menschheit den Punkt erreicht hatte, wo sie jener armseligen Grund- und Anfangselemente müde und überdrüssig war. Sandte Gott seinen Sohn, noch genauer: er sandte ihn von sich heraus, somit hatte er schon vor der Fleischwerdung ein eigenes, persönliches, ewiges Dasein (Präexistenz), wie es Johannes im Eingang seines Evangeliums schildert (Joh. 1, 1—5). Dennoch wurde er wie Andere als wahrhaftiger und wirklicher Mensch geboren von einem Weibe. Absichtlich ist wohl hier nur die Mutter allein genannt, um auf das Geheimniß seiner wunderbaren, übernatürlichen Geburt aus der Jungfrau hinzuweisen (Jesaj. 7, 14). Ebenso theilte er auch alle Schwachheit und Niedrigkeit der Menschennatur (Hiob 14, 1; Phil. 2, 7; Hebr. 2, 14. 17). Dazu kamen für ihn als Sohn Israels nach dem Fleisch noch die besonderen Schranken des jüdischen Volkes, daher: unter das Gesetz gethan, z. B. der Beschneidung, dem Opfern und den übrigen gottesdienstlichen Gebräuchen unterworfen. Wie vollständig er selbst diese anerkannte, sehen wir aus Matth. 5, 17—19.

V. 5. Auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, sie gleichsam aus der Haft seines Knechtesdienstes herauskaufte, nämlich durch seinen vollkommenen, thätigen und treuen Gehorsam in der nur ihm allein als dem Heiligen und völlig Gerechten und Sündelosen in ihrer ganzen Vollendung möglichen Gesetzeserfüllung, sowohl dem inneren Kern und Wesen als dem äußeren Buchstaben des Gesetzes nach, und wiederum sowohl in äußeren Geberden, Worten und Werken wie nach der inneren Herzensgesinnung. Sie sind von nun an frei, aber darum doch nicht herren- und nicht schrankenlos, sondern seine Knechte, für die sein Gesetz gilt, das aber nicht mehr ein äußeres Buchstabengesetz ist, sondern ein inneres Lebensgesetz seines Geistes, ein vollkommenes Gesetz der Freiheit und Liebe. An die Stelle der Verhaftung unter dem Druck des äußeren Gesetzes tritt für sie nun die Annahme an Kindesstatt, an die Stelle des äußeren Rechts- und Dienstverhältnisses eines bloßen Knechtes, das Liebesverhältniß des Kindes. Dieses freie Kindesrecht einer unmittelbaren, persönlichen, vollendeten Liebesgemeinschaft mit dem Vater als einem durch Christum versöhnten, ist gemeint in den Worten: und wir die Kindschaft (Sohnschaft, Adoption) empfingen. Den Weg dazu s. Joh. 1, 2 und 3, 3 ff.

V. 6. Weil ihr denn Kinder (angenommene Söhne) seid, nämlich durch jene Loskaufung und Befreiung vom Gesetzesjoch durch Christum und seine Gesetzeserfüllung, darum ist jetzt für euch keine neue Gesetzesbeschränkung mehr nöthig, vielmehr ist die Folge davon nothwendigerweise eine ganz andere, nämlich die Gabe des Kindschaftsgeistes, welche die unentbehrliche innere Grundbedingung und Voraussetzung der Kindschaft selbst ist. Der da ruft u. s. w., vgl. Röm. 8, 16. Weil der heilige Geist, der in den Gläubigen fleht und betet, der vom erhöhten Gottessohn selbst kommende Gottesgeist ist, der auch sie dem Vater, der

selber Geist ist, ähnlich und eben damit zu seinen ihm wesensverwandten Kindern macht, so können sie ihn auch als ihren Vater mit kindlicher Zuversicht anrufen und seiner gnädigen Erhörung gewiß sein.

V. 7. Also ist nun hie u. s. w. Nach dem Grundtext: So bist du nun nicht mehr Knecht u. s. w., so daß also jedem Einzelnen persönlich nahe gelegt wird, was er aus Gnaden an und durch Christus habe. Der Fortschritt ist: weil nicht mehr Knecht, darum Kind und weil Kind, darum auch Erbe, vrgl. Röm. 8, 17.

c) Der Sohn in Banden (V. 8—16).

V. 8. Hier beginnt Paulus mit seiner Klage über den Rückschritt der Galater, der mit einem völligen Rückfall in das alte judaistisch engherzige und äußerliche Gesetzeswesen droht, um sie vor dieser Gefahr zu warnen. Der Sinn des Verses ist: Einst, in eurem noch heidnischen Zustand vor der Bekehrung waret ihr in Folge eurer Unwissenheit über die göttlichen Dinge Knechte des Götzendienstes; eben darum konnte man damals eine solche Gebundenheit an äußere heidnische Satzungen am Ende noch entschuldigen, jetzt aber nachdem ihr einmal durch Christum in den Zustand der Freiheit durch das Evangelium versetzt seid, ist es ein unerklärlicher und unerträglicher Selbstwiderspruch, wenn ihr euch wieder in's Joch des mosaischen Gesetzes fangen lassen wollet. Die von Natur nicht (wahre, wirkliche) Götter sind, sondern bloße Phantasiegebilde, vrgl. 1 Kor. 8, 4. 5; 12, 2 und die Lektion am 27. April.

V. 9. Nun ihr aber Gott (in Christo) erkannt habt u. s. w. und also durch seine Gnade und Wahrheit (Joh. 1, 14) zur Erkenntniß des lebendigen persönlichen Gottes, der sich in ihm geoffenbaret hat, gekommen seid. Ja vielmehr von Gott erkannt seid; denn alles Erkennen Gottes von Seiten der Menschen ist erst eine Folge und Wirkung eines vorangehenden Erkanntseins der Menschen von Seiten Gottes, der sich ihnen zu erkennen giebt (1 Kor. 8, 3; 13, 12, vrgl. die Lektion am 4. Mai). Es ist also nicht des Menschen eigenes Werk, sondern beruht auf Gottes eigener freier Wahl. Schwach und dürftig oder armselig nennt er jene „Satzungen", weil sie in sich selbst kraftlos, schattenhaft und unvermögend sind (vrgl. Gal. 3, 21; Röm. 8, 3) und darum auch dem Geist des Menschen keine Kraft, kein Licht und Leben, keinen Trost und Frieden zu geben vermögen.

V. 10. Gemeint sind die jüdischen Sabbathe, Neumonde und jährlichen Hauptfeste, vielleicht auch das Sabbathjahr, das im Winter 54—55 eintrat, in welcher Zeit manche Ausleger diesen Brief geschrieben sein lassen. In dem „Halten" ist nicht blos das Mitfeiern ausgedrückt, sondern das gesetzliche, ängstliche Beobachten und Ausrechnen mit pharisäischer Peinlichkeit und Kleinlichkeit.

V. 11. Indem sich die Galater, aber auch andere Judenchristen (Röm. 14, 5; Col. 2, 16) alle diese äußerlichen Religionspflichten Israels wieder aufladen lassen wollten, machten sie ihr Christenthum nicht blos vom Judenthum, sondern in Wahrheit eigentlich wieder vom Heidenthum abhängig, nämlich vom Lauf der Gestirne, der jene „Zeiten" bestimmt. Diese wurden aber eben vom Heidenthum vorzugsweise göttlich verehrt und zu seinem Gestirndienst und seiner Tagewählerei kehrten sie damit wieder zurück, also zu einem längst überwunden sein sollenden Standpunkt.

V. 12. Seid (werdet) doch wie ich, d. h. ebenso frei von jüdischen Satzungen und Vorurtheilen, denn ich bin (einst, als ich bei euch war, auch geworden oder gewesen) wie ihr, d. h. habe heidenchristlich gelebt im Geiste evangelischer Freiheit, nicht in den Fesseln der judaistischen Beschränkung, weitherzig und duldsam, freilich im Sinn und Geist jener schonenden Nächstenliebe, die kein Aergerniß giebt (siehe die Lektion am 27. April), aber nicht ängstlich und engherzig. Ihr habt mir kein Leid gethan, also spreche ich nicht als ein Gekränkter, in persönlicher Gereiztheit, sondern nur weil ich euer eigenes Bestes will und eure Freiheit nicht preisgeben möchte.

V. 13—15 erinnert sich der Apostel seiner einstigen freundlichen Aufnahme bei ihnen und ihrer herzlichen Liebe gegen ihn (vrgl. die Lektion am 3. Febr.). In Schwachheit nach dem Fleisch, damals war er in Folge eines körperlichen Leidens (2 Kor. 12, 7), das ihm vielleicht in den Augen gewöhnlicher Menschen sogar etwas Verächtliches gab (1 Kor. 2, 3) oder auch in Folge von Mißhandlungen (Gal. 6, 17) zu längerem Aufenthalt unter ihnen genöthigt gewesen. Aus dem nachher folgenden starken Ausdruck vom Augen ausreißen, der nach Matth. 5, 29 ein Bild für das Aufopfern auch des Liebsten ist, wollen manche Ausleger schließen, daß er etwa an einer schmerzhaften, für Nahestehende eckelhaften Augenkrankheit gelitten habe, die man sogar in 2 Kor. 12, 7 angedeutet finden will. Gleichwohl ließen sich damals die Galater dadurch so wenig beirren, daß sie selbst in dieser verächtlichen Hülle den edlen Kern erkannten und ihn auch in dieser Knechtsgestalt dennoch als einen Engel Gottes, d. h. seinen Boten und Gesandten (Apostel) aufnahmen und so behandelten, wie den Herrn selbst, der ihn schickte.

V. 16. Die Wahrheit vorhalte (offen sage) nämlich bei seinem zweiten Besuch (Apstg. 18, 23) schon und noch mehr jetzt im Briefe selbst. Die Frage verlangt natürlich eine verneinende Antwort: ehrliche Aufrichtigkeit auch gegen des Freundes Fehler ist das beste Zeichen und der höchste Beweis und Dienst wahrer Freundschaft, nicht aber eitle Schmeichelei, in's Gesicht hinein loben u. s. w., wo man dann vielleicht hinter dem Rücken desto schärfer schmäht und lästert.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

1) Keine Freiheit ohne Gesetz. Das gilt in mehr als einer Hinsicht. Erstens ist keine echte Freiheit zu erwerben, es sei denn, daß Gesetz erziehe uns dazu. Es ist ein Zuchtmeister auf Christum für die Israeliten gewesen und heute noch muß Jeder, der recht frei werden will, zur Erkenntniß kommen, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht werden kann. Zweitens, wer aber das Gesetz mißachtet, der kann nicht frei werden und bleiben. Das gilt für Einzelne und Völker.

2) Christus im Herzen — das ist Freiheit. Dadurch wird man frei von Sünde, frei von Menschensatzung und unterwirft sich freiwillig Gottes Gebot.

3) Das Kind, der Freie ist auch ein Erbe. Diese Erbschaft wird nicht erst im Himmel angetreten, sondern auf Erden. Das Kind hat den himmlischen Vater jetzt und dieser Vater giebt ihm das Erbe auch jetzt, nämlich — Friede und Freude und Gerechtigkeit und Heiligkeit in dem heiligen Geiste. Einstens aber — was kein Auge gesehen u. s. w.

Sonntag, 8. Juni. **Die Rechtfertigung durch den Glauben.** Röm. 3, 19—31.

19. Wir wissen aber, daß, was das Gesetz sagt, das sagt es denen, die unter dem Gesetz sind; auf daß aller Mund verstopfet werde, und alle Welt Gott schuldig sei;
20. Darum, daß kein Fleisch durch des Gesetzes Werke vor ihm gerecht sein mag; denn durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde.
21. Nun aber ist ohne Zuthun des Gesetzes die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, geoffenbaret, und bezeuget durch das Gesetz und die Propheten.
22. Ich sage aber von solcher Gerechtigkeit vor Gott, die da kommt durch den Glauben an Jesum Christum, zu Allen und auf Alle, die da glauben.
23. Denn es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten;
24. Und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist,
25. Welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl, durch den Glauben in seinem Blut, damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt darbiete, in dem, daß er Sünde vergiebt, welche bis anher geblieben war unter göttlicher Geduld;
26. Auf daß er zu diesen Zeiten darböte die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt; auf daß er allein gerecht sei, und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesu.
27. Wo bleibet nun der Ruhm? Er ist aus. Durch welches Gesetz? Durch der Werke Gesetz? Nicht also, sondern durch des Glaubens Gesetz.
28. So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.
29. Oder ist Gott allein der Juden Gott? Ist er nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich auch der Heiden Gott.
30. Sintemal es ist ein einiger Gott, der da gerecht macht die Beschneidung aus dem Glauben, und die Vorhaut durch den Glauben.
31. Wie? Heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne! Sondern wir richten das Gesetz auf.

---

1. Grundgedanke. Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben; so haben wir Frieden mit Gott, durch unsern Herrn Jesum Christ. Röm. 5, 1.

2. Zeit. Jahr 58 nach Christo (Frühling oder Sommer).

3. Ort. Rom, damalige Welthauptstadt (vrgl. die Lektionen am 9. März und 13. April).

4. Einleitende Bemerkungen. Das Allgemeine über die Briefe des Paulus überhaupt und ebenso den Römerbrief ist schon in der Lektion am 20. April enthalten. Schon während seines langen, fast dreijährigen Aufenthalts in Ephesus (Apstg. 19, 21 vrgl. die Lektionen am 20. April und 18. Mai) hatte sich Paulus gesehnt, nach Rom zu kommen. Er war indessen, nach Apstg. 20, 1 ff., von Macedonien aus, wo er den zweiten Korintherbrief geschrieben (siehe die Lektion am 25. Mai), nach Griechenland gereist, wo er den Winter von 57 bis 58 n. Chr. zubrachte und wie aus Röm. 15, 18—27 erhellt, namentlich in Korinth ein gesegnetes Werk trieb. Von hier aus schrieb er einstweilen den Römerbrief, um so die Gemeinde in Rom vorerst schriftlich auf seinen persönlichen Besuch (Röm. 15, 24) vorzubereiten.

Die römische Christengemeinde ist nicht wie die übrigen Gemeinden alle, an welche Paulus schrieb, von ihm selber gegründet. Sie verdankt ihren Ursprung den Apstg. 2, 10 genannten „Ausländern" von Rom, d. h. vertriebenen Christen aus der Zeit der Verfolgung des Stephanus, welche den längst in Rom zahlreich lebenden Juden, früher kriegsgefangenen Sklaven, später durch Kaiser Augustus freigelassen (die Apstg. 6, 9 genannten „Libertiner") das Evangelium brachten. Dasselbe geschah nachher durch Andronikus und Junias (Röm. 16, 7), namentlich aber durch Aquilas und Priscilla (vrgl. die Lektion am 6. April). Die Gemeinde bestand schon lang (Röm. 1, 8; 16, 9) und war dem Apostel besonders wichtig, daher verlangte er, sie so bald als möglich zu sehen (Röm. 1, 11); indessen bekommt er in Korinth Gelegenheit, eine briefliche Verbindung durch die Diakonissin Phöbe von Kenchreae (Röm. 16, 1 ff.) einzuleiten und anzuknüpfen, der er sein Sendschreiben als Empfehlung mitgiebt, namentlich an seinen alten Bekannten, der dort die Hauptversammlung hielt (Röm. 16, 3—5). Dasselbe ist ein eigentlicher Lehrbrief, eine Summe des ganzen Evangeliums, die als Ersatz seiner mündlichen Predigt dienen mußte.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Verschuldung vor Gott (V. 19—23). Diese Verse bilden den Schluß des ganzen ersten Abschnittes des Römerbriefes, worin Paulus das Sündenverderben der ganzen Menschheit, sowohl der Heiden (Kap. 1, 18—32) als auch der Juden (Kap. 2, 1—3, 20) schildert, um daraus zu folgern, daß es auch für Alle nur Einen einzigen und denselben Rettungsweg durch die im Glauben ergriffene freie Gnade Gottes in Christo Jesu gebe.

V. 19. Was das Gesetz sagt, gemeint ist also nach dem Zusammenhang das mosaische Gesetz des alten Bundes und die, die unter dem Gesetz sind, sind das Volk Israel. Sie haben vor den Heiden nichts voraus (V. 9), denn nach dem Zeugniß der heiligen Schrift selbst ist die Schuld der Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten die gleiche, kein Volk macht eine Ausnahme, sie ist in Jerusalem ebenso groß wie in Rom, Korinth und Athen, denn sie hat hier wie dort die gleiche Quelle und Wurzel, die Gottvergessenheit (V. 18). Deßhalb darf auch kein Mensch sich rühmen, als hätte er das Gesetz Gottes, sei es das geschriebene oder das Gewissensgesetz (Pf. 143, 2) vollständig erfüllt.

V. 20. Durch des Gesetzes Werk, wegen V. 27 wäre besser zu übersetzen: Durch das Werkgesetz, d. h. das Gesetz, das nur in einzelnen Geboten und Verboten, in äußeren Forderungen von dem und jenem Werk, das zu thun und zu lassen ist, besteht. Kein Fleisch, kein Mensch, eigentlich noch nachdrücklicher: nichts was (sündiges) Fleisch ist. Kommt Erkenntniß der Sünde vrgl. Röm. 7, 7—10; nicht die Sünde selber tilgen will oder kann das Gesetz, sondern nur sie vollkommen offenbaren als das, was sie ist, und sie zum klaren Bewußtsein bringen (Gal. 3, 24).

V. 12. Dem Gesetz, das nur Gottes Zorn über die Sünde offenbart, stellt Paulus nun die Offenbarung der Gerechtigkeit aus und vor Gott gegenüber und beginnt damit die eigentliche Haupt- und Grundlehre seines Briefes (1, 17) und des ganzen Evangeliums überhaupt. Nun aber, bei dieser oben geschilderten Sachlage, d. h. der thatsächlichen Unmöglichkeit, durch das Gesetz gerecht zu werden, ist eine andere neue göttliche Heilsoffenbarung nöthig; sie ist aber nur möglich auf einem ebenso neuen, ganz anderen Wege, nehmlich: ohne Gesetz, die Gerechtigkeit, die dieses nicht geben kann, giebt Gott durch die Gnade und zwar dem Glauben allein, dadurch erst wird die Erlösung und Versöhnung der Welt auch wirklich vollzogen. Sie geschieht aber, obwohl ohne Gesetz, d. h. dieses nicht erst geschaffen oder vermittelt, dennoch so, daß sie geoffenbart und bezeugt ist durch's Gesetz und die Propheten. Sie steht also mit den früheren Heilsanstalten Gottes im A. T. nicht im Widerspruch, sondern im Einklang, weil sie schon dort vorbereitet und angebahnt ist, theils durch ausdrückliche Weissagungen vom Messias, theils durch Vorbilder, wie z. B. die eherne Schlange, die Schlachtopfer, den Versöhnungstag u. s. w.

V. 22. Durch den Glauben, wird nachdrucks-

voll wiederholt, um ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß der Mensch nicht aus und durch sich selber gerecht werden könne, sondern nur diesen Einen Heilsweg habe. Dieser ist aber für alle und auf alle da: er ist verglichen mit einer Gnadenfluth, die zu allen herandringt, ja über alle herströmt. So ist auch diese Gottesgerechtigkeit für alle bestimmt und wird allen zu Theil, aber nur unter der Einen immer gleichen Bedingung des Glaubens.

V. 23. Mangeln des Ruhms oder der Herrlichkeit Gottes, die in der vollkommenen Gemeinschaft mit ihm besteht, zugleich aber auch der Ehre, die Gott allein giebt, vrgl. Joh. 12, 43; Röm. 2, 7. 10. Weil Niemand das ganze Gesetz vollständig gehalten hat, oder auch nur zu halten vermochte, darf auch Niemand sich dessen vor Gott rühmen und kann es nicht, denn er hat durchaus kein Recht dazu. Dieser Vers darf aber ja nicht dazu mißbraucht werden, seine eigene persönliche Schuld mit der allgemeinen menschlichen Sündhaftigkeit entschuldigen zu wollen.

b) Die Rechtfertigung aus Gnaden (V. 24). Ohne Verdienst gerecht, eigentlich: umsonst gerecht gesprochen, oder: geschenkweise gerecht gemacht. Die Rechtfertigung ist beides zugleich: ein Gerechtsprechen von Seiten Gottes, wodurch er den Sünder für gerecht erklärt, die Strafe ihm erläßt und die Vergebung ihm schenkt, wodurch er zunächst in ein anderes Verhältniß zu Gott versetzt wird, nicht mehr als der Schuldige vor ihm steht, sondern als der Los- und Freigesprochene; aber andrerseits ist diese Gerechterklärung doch auch nicht etwa blos ein leeres Wort, sondern etwas Wirksames, eine wirkliche Gerechtmachung, insofern Gott nicht blos die alte Sündenschuld aufhebt und den Fluch und Bann derselben wegnimmt, sondern auch die Sündenmacht zerbricht, ihre Fesseln und Bande löst, so daß der Mensch nun auch zu einem neuen wohlgefälligen Verhalten gegen Gott zu kommen vermag. Beides geschieht aber nicht um seiner selbst, sondern um Christi willen, also aus freier Gnade, vrgl. Eph. 2, 7. 8. Durch die, oder vermöge der Erlösung, die durch Christum bereits thatsächlich geschehen und somit für den Gläubigen vorhanden ist, als eine Loskaufung derselben um den köstlichen Preis seines unschuldig vergossenen Blutes, seines freiwillig übernommenen Todes, seines vollkommen treuen Gehorsams, vrgl. 1 Petri 1, 18 ff. Das Lösegeld (Matth. 20, 28; Eph. 1, 7) ist bereits vollständig bezahlt, also auch der Gerechtigkeit Gottes volle Genüge gethan; nun kann er die Gnade walten lassen: die Strafe ist erlitten durch den, der sie als unser Bürge und Stellvertreter auf sich nahm, darum braucht sie den Schuldigen nicht mehr zu treffen, denn neben dem Unschuldigen, der sich freiwillig dazu erbot, auch noch den zu strafen, an dessen Stelle er sie leidet, wäre ungerecht. Wir selber haben kein Verdienst vor Gott. Er aber hat sich durch seine Gesetzes-Erfüllung eine vollkommene Gerechtigkeit erworben, die er nun denen schenken kann und will, die an ihn glauben, so daß sie nun von den Ansprüchen des von ihnen nicht gehaltenen Gesetzes frei sind.

c) Die Rechtfertigung des Glaubens (V. 25—31).

V. 25. Hat vorgestellt, aufgestellt zu einem Gnadenstuhl, besser: als Sühnemittel; der Deckel der Bundeslade hieß Sühndeckel (bei Luther: Gnadenstuhl), weil er das auf den beiden in ihr aufbewahrten Steintafeln geschriebene Gesetz mit seinen Anklagen bedeckte und durch das Opferblut, das am großen Versöhnungstag gegen ihn gesprengt wurde, das Volk mit Gott versöhnte. Ueber ihm war der von Cherubim getragene Thron Gottes, 2 Mos. 25, 17; 3 Mos. 16, 14; Hebr. 9, 7. Zunächst war er also blos die Sühnstätte, dann aber in weiterem Sinne auch das Sühnmittel, das freilich eigentlich in dem im Blute des Opferthiers liegenden und an Stelle der schuldigen Menschenseele in den Tod gegebenen Thierleben lag. Daher ist auch hier im Gegenbild (Christus), in welchem das Vorbild der alten Thieropfer erst seine rechte Erfüllung fand, vor Allem auf sein für uns vergossenes Blut das Hauptgewicht gelegt, aber freilich nicht so, als ob äußerlich von der Blutvergießung selbst die erlösende Kraft und versöhnende Wirkung seines Todes ausginge, die vielmehr nur davon abhängt, daß es sein Blut, sein heiliges und reines und dennoch freiwillig in den Tod gegebenes Leben ist, auf welchem allein das Wohlgefallen Gottes ruhen kann. Darum ist auch als innere Bedingung noch ausdrücklich beigefügt: durch den Glauben, weil nur mittelst dieses sittlichen Vorgangs im Herzen die Sühne wirklich wirksam wird. Der schwierige Schluß des Verses muß lauten: „damit er seine Gerechtigkeit erweise wegen des Uebersehens der Sünden, die zuvor geschehen sind unter göttlicher Geduld," d. h. die richterliche Strafgerechtigkeit Gottes muß bei diesem Opfertod Christi und an ihm sich zeigen, weil es sonst scheinen könnte, als ob durch seine lange Nachsicht und Geduld mit den vor Christo geschehenen Sünden seine eigene Heiligkeit verletzt würde, wenn er sie nur so ohne weiteres übersehen würde und hingehen ließe ungestraft (vrgl. Apstg. 17, 30; 14, 16). Dieß ist aber keineswegs der Fall, vielmehr ist die Strafe an Christo wirklich und thatsächlich vollzogen, also der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit volle Genüge gethan.

V. 26. Zu diesen Zeiten, nämlich jetzt nach Christo. Diesem Darbieten Gottes muß aber unsererseits auch ein williges, dankbares Annehmen, Empfangen und treues Benützen entsprechen, was eben durch den lebendigen Glauben geschieht. Gerecht sei und gerecht mache, beides gilt von Gott: wie er im Gesetz sich als gerecht und heilig erweist, so im Evangelium als rechtfertigend und heiligend. Aber auch dieß ist wieder nur ein Werk seiner Gerechtigkeit, die durch das Lösegeld Christi voll befriedigt ist.

V. 27. Das schon V. 20 als Werkgesetz bezeichnete Gesetz des Alten Bundes, weil es seinem Buchstaben nach nur aus Forderungen einzelner Gesetzeswerke besteht, ist doch andrerseits und geistlich aufgefaßt, wie nachher V. 31 zeigt, auch wieder als Glaubensgesetz zu bezeichnen, weil es nur durch den Glauben als die rechte Grund- und Herzensgesinnung gegenüber von Gott seine wahre und volle Erfüllung finden kann, vrgl. Jak. 2, 10; aber auch schon 5 Mos. 6, 4 ff.

V. 28. Dieser Vers ist der Haupt- und Mittelpunkt der ganzen Lehre des Evangeliums, der Apostel (insbesondere auch des Paulus), sowie der gesammten Kirche der Reformation. Allein durch den Glauben, das „allein" steht zwar nicht im Text, aber Luther hat es dem Sinn nach ganz richtig eingesetzt, namentlich allen äußeren „guten Werken" der katholischen Kirche gegenüber. Der Gerechtfertigte thut zwar im neuen Gehorsam auch „gute Werke" aus dankbarer Liebe gegen Christum und in der Kraft des neugeschenkten Lebens im Glauben, aber seine Rechtfertigung und seinen Gnadenstand selbst gründet er nicht auf sie, sondern auf Gottes Erbarmen allein, vrgl. Jak. 2, 24.

V. 29. 30. Sinn: aus Gottes allgemeiner Liebe gegen das ganze Menschengeschlecht folgt auch die Nothwendigkeit eines für Alle gleichen Gnadenwegs.

V. 31. Paulus will hier dem Einwand begegnen,

daß man etwa meinen könnte, mit dem Ebengesagten sei ja auch das Gesetz selbst und damit überhaupt die ganze Offenbarung Gottes im A. T. überflüssig gemacht und für ungiltig erklärt, wenn dasselbe ja doch die Gerechtigkeit nicht zu schaffen vermöge. Dagegen führt er nun aus, wie auch das A. T. selbst die evangelische Lehre vom Glauben an die freie Gnade Gottes in Christo bestätige und wie umgekehrt erst die letztere auch das A. T. und sein Gesetz erst recht zur Geltung bringe, die evangelische Freiheit also keineswegs eine Gesetzlosigkeit sei, sondern vielmehr gerade zum Gehorsam gegen das rechte Gesetz, das vollkommene Gesetz der Freiheit und der Liebe, führe.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Gerecht durch den Glauben.

1) Vor Gott ist kein Mensch gerecht — recht. Sie sind allzumal Sünder, darum können sie vor Gott nicht recht, richtig sein, denn der Allmächtige ist heilig. Auch das ernsteste Streben das Gesetz zu halten und auf diese Weise recht vor Gott zu werden, nützt nichts.

2) Aus Gnaden wird der Mensch gerecht. Gott hat in seiner Barmherzigkeit den Menschen einen Weg zum Gerechtwerden geöffnet, das ist der Gnadenweg der Erlösung.

3) Durch den Glauben an Christum. Diese Erlösung kann dem Menschen nur zu Theil werden, indem er dem Erlöser im Glauben anhängt.

4) So kommt der Friede mit Gott. Dann ist Unruhe und knechtische Furcht vor Gott verschwunden, auch hat man keine Angst im Kampf des Lebens, sondern ist auf dem Fels des Heils sicher.

Sonntag, 15. Juni.

Die Seligkeit der Gläubigen.

Röm. 8, 28—39.

28. Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz berufen sind.
29. Denn welche er zuvor versehen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes, auf daß derselbige der Erstgeborne sei unter vielen Brüdern.
30. Welche er aber verordnet hat, die hat er auch berufen; welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; welche er aber hat gerecht gemacht, die hat er auch herrlich gemacht.
31. Was wollen wir denn hierzu sagen? Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?
32. Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?
33. Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hie, der da gerecht macht.
34. Wer will verdammen? Christus ist hie, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes, und vertritt uns.
35. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwerdt?
36. Wie geschrieben stehet: „Um deinet willen werden wir getödtet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe."
37. Aber in dem allen überwinden wir weit, um dessen willen, der uns geliebet hat.
38. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges,
39. Weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur, mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.

---

1. Grundgedanke. „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz berufen sind." Röm. 8, 28.

2. Zeit und **3. Ort.** Siehe die letzte Lektion.

4. Zusammenhang. Nachdem der Apostel die in der letzten Lektion besprochene Glaubensgerechtigkeit aus Gottes freier Gnade noch weiter beschrieben und namentlich in ihren segensreichen Folgen und Wirkungen des Leben schaffenden Geistes im Vergleich mit der todbringenden Sünde geschildert hat, zeigt er fernerhin nach, wie nur im Gnadenstand die volle Freiheit von der Sündenherrschaft zu gewinnen sei, die aber zugleich auch eine Freiheit vom Gesetzesjoche ist und redet sodann aus eigener persönlicher Erfahrung vom Kampf zwischen Fleisch und Geist, worauf das Leben im Geiste selbst und die auf das Leiden mit Christo folgende Herrlichkeit behandelt wird. Der Schluß dieses letzteren Abschnitts bildet nun den Inhalt unserer Lektion.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Berufung der Gläubigen (V. 28—34). Hat Paulus bisher die Größe der Herrlichkeit gepriesen, die auf das Leiden des Christen folgt, so zeigt er jetzt den Grund aller unserer Gewißheit der künftigen ewigen Seligkeit überhaupt, der in der göttlichen Erwählung liegt.

V. 28. Alle Dinge zum Besten dienen, zu ihrem wahren Wohl und ewigen Heil mitwirken müssen. Die letzte Ursache davon liegt darin, daß diejenigen, die Gott lieben, zuvor schon von ihm geliebt, erwählt und berufen sind. Zu ihrer Verherrlichung und Beseligung müssen alle Dinge und Kräfte nach Gottes Rathschluß helfen, auch wenn zeitweilig sich alles gegen sie verschworen zu haben scheint. Dieß ist eine Folge des allgemeinen göttlichen Heilsplanes, den der Apostel nun in seinen einzelnen besonderen Zügen auseinander legt. Die nach dem Vorsatz berufen sind, d. h. nach göttlichem Rathschluß aus dem Sündenverderben der Welt herausgewählt und zur Seligkeit berufen und verordnet sind. Zwar ist diese letztere Allen bestimmt, aber die Berufung wird doch nur an denen wirksam und erfolgreich, die willig auf den Ruf Gottes in seinem Wort, in ihrem Gewissen und ihren Lebensführungen u. s. w. hören und ihm demüthig und gehorsam folgen wollen.

V. 29. Paulus zählt nun fünf Punkte auf, die zur thatsächlichen Ausführung dieses göttlichen Heilsrathschlusses gehören; sie sind der Reihe ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge nach folgende: a) daß Gott die Gläubigen zuvor versehen hat, d. h. er erkennt und ersieht sie von aller Ewigkeit her voraus als solche, die glauben und somit auch selig werden werden; er erwählt sie als die Seinigen, weil er sie als solche liebend erkennt. Aber b) er hat sie auch verordnet oder vorausbestimmt nach ihrem ganzen Geschick und ihrer besonderen Art und Natur (Individualität) und zwar gleich mit dem Blick auf das letzte Ziel und Ende, daß sie nehmlich alle, wenn auch in verschiedener Weise und auf mancherlei Wegen, ähnlich werden sollen dem Ebenbild Jesu Christi, eigentlich: eingestaltet in sein Bild, ihm gleichförmig sowohl im Leiden, wie in der Herrlichkeit (Phil. 2, 5—11; 3, 21), und endlich auch einmal ähnlich seinem verklärten Leibe. Dadurch wird denn Christus der Erstgeborene oder Bahnbrecher für Viele, die ihm nachfolgen, innerlich in der gleichen Gesinnung und äußerlich in dieselbe Ver-

herrlichung. Nur indem sie und wenn sie in der Ersten ihm nachfolgen, wird ihnen auch die Zweite zu Theil.

V. 30. Während die beiden im letzten Vers genannten göttlichen Akte der Ewigkeit angehören, vollzieht sich c) das Berufen selbst in der Zeit, durch die Predigt des Evangeliums und die inneren Wirkungen des heiligen Geistes, sowie äußere Gnadenzüge Gottes, wodurch sie darauf hingeleitet werden sollen, ihre ewige göttliche Bestimmung zu erreichen; sie werden dadurch zum Glauben erweckt und der Gemeinde einverleibt, zunächst wenigstens einmal äußerlich. Die innere Wirkung der Berufung dagegen ist d) das Gerechtmachen durch den Glauben, dem die Gerechtigkeit Christi geschenkt und zugerechnet wird (s. die letzte Lektion). Endlich folgt als letzter Abschluß das Heilswerk Gottes am Menschen e) das Herrlichmachen, das Hineinführen der Gläubigen in eine schon gegenwärtige, aber auch noch künftige äußere und innere Vollendung und Verklärung. Die beste Erläuterung der ganzen Stelle, wonach das ganze Heil des Menschen nach allen seinen Stufen von Anfang bis zu Ende ausschließlich und einzig nur das Werk der göttlichen Gnade allein ist, giebt Eph. 1, 4—14.

V. 31. Was wollen wir u. s. w. Die Folgerung von dem allem könnte sein, daß ein solcher Christ, an dem das alles geschehen ist, gar keine Widerwärtigkeit mehr zu erfahren habe. In Wahrheit aber kommen auch über ihn noch solche, nur sind sie keine wirklichen Widerwärtigkeiten mehr, sondern nur scheinbare, die ihn thatsächlich nur zu läutern und zu fördern bestimmt sind. Ist Gott für uns u. s. w. Wenn und weil dieß der Fall ist und uns alle in ihm verbürgten Heilsthatsachen fortwährend gelten, so lang wir im Glauben mit Christo verbunden sind und bleiben, so haben wir keinerlei Feind mehr zu fürchten, denn Gottes Gerechtigkeit (1, 17) ist nun völlig an uns geoffenbart und in Christo uns völlig gewiß. Gleichsam wie vom Gipfel des Berges der Verklärung herab blickt Paulus noch einmal auf alles, was den Christen anfechten mag, aber alles liegt bereits überwunden zu seinen Füßen; das Ziel ist erreicht, der Sieg gewonnen, Lauf und Kampf sind zu Ende.

V. 32. Nicht verschonet, selbst nicht vom bittersten Todesloos. Für uns alle dahingegeben, in die Niedrigkeit des Erdenlebens, in den schmerz- und schmachvollen Kreuzestod, als Opfer für Alle zu unserer Erlösung. Mit ihm nicht alles schenken, gleichsam noch als Zugabe, außer und neben ihm. Alles was im Himmel und auf Erden uns zu Theil werden mag, ist viel geringer als diese Gabe.

V. 33. Wer will die Auserwählten Gottes, die gleicherweise auch ihrerseits ihn als ihren einzigen Retter und Heiland im Glauben erwählt angenommen haben, beschuldigen (anklagen)? Selbst wenn das böse Gewissen uns vor Gott verklagt wegen unserer Sünde-Schuld, kann es gestillt werden mit dem Wort 1 Joh. 3, 20. Aber auch den unberechtigten Anklagen Satans gegenüber gilt dasselbe.

V. 34. Wer will verdammen (verurtheilen)? Nur Christus selbst als der Richter des Weltkreises könnte das thun; aber er ist statt unser verdammender Richter vielmehr unser Vertheidiger und Anwalt geworden durch die im Text genannten vier großen Thatsachen: a) seinen Tod, womit er unsere Schuld endgiltig getilgt und bezahlt hat; b) seine Auferstehung, wodurch er als der wahrhaftige und lebendige Heiland sich erwiesen hat und seine eigenen Lebens- und Auferstehungskräfte uns schenkt; c) sein Sitzen zu Gottes Rechten, wo er vom Ehrenthron göttlicher Macht und Herrlichkeit uns schützt wider alle unsere sichtbaren und unsichtbaren Feinde; und endlich d) seine hohepriesterliche Fürbitte, wodurch er als unser Stellvertreter bei Gott bei jeder Uebertretung fort und fort die Kraft seines Sühnopfers für uns geltend und wirksam macht, sobald wir uns bußfertig zu ihm nahen, vrgl. dazu namentlich die Hauptstelle Hebr. 4, 15 ff., 9, 24, sowie 1 Joh. 2, 1. Somit ist es also ganz und gar unmöglich, daß die Gläubigen in Gottes Gericht unterliegen (Joh. 5, 24), denn wie sollte Jesus sich den Schmerzenslohn seines Lohnes rauben lassen?

b) Der Triumph des Glaubens (V. 35—39).

V. 35. Von der Liebe Christi, mit der er uns geliebet hat und die er V. 34 bewiesen hat. Nichts ist im Stand, die Wirksamkeit derselben aufzuheben oder uns auch nur ihren Genuß zu verkümmern; noch viel weniger aber, uns gar gänzlich von ihr zu scheiden und zu trennen, d. h. zum Abfall von ihr zu bewegen. Zuerst sind hier sieben irdische Feinde genannt, denen dies nicht gelingen kann: Trübsal, oder Drangsal von Außen; Angst, Bedrückung nach Innen, als Folge von jener Furcht und Noth, wenn das Wasser bis an die Seele geht (2 Kor. 4, 8); Verfolgung, damals namentlich um des Glaubens willen verhängt, die aber auch jetzt wieder den treuen Jüngern Jesu drohen kann; Hunger und Blöße, also Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, Nahrung, Kleidung und Obdach; Fährlichkeit oder erst drohende Gefahr, die oft noch mehr angreift, als das gegenwärtige Uebel selbst; und endlich Schwert, d. h. die von der Obrigkeit damals nur selten, aber später desto öfter verhängte Todesstrafe, das Martyrerthum, das auch unsere Gegenwart den Gläubigen wieder bringen kann.

V. 36. Wie geschrieben steht nehmlich in Ps. 44, 23, wo in starken Worten die ganze Furchtbarkeit dieser irdischen Feinde und ihrer Feindseligkeit ausgedrückt ist, die mit sicherem siegesgewissem Trotz auf die wehrlosen, ohnmächtigen Kinder Gottes blicken, um sie, sobald es ihrer Willkühr beliebt, in den Tod zu jagen. Was damals dem alten Israel geschah, ist ein Vorbild auch für das Volk Gottes im Neuen Bunde.

V. 37. Ueberwinden wir weit, eigentlich: sind wir mehr als Sieger und Ueberwinder, er will sagen: Wir haben nicht blos eine hinreichende, sondern eine noch weit überwiegende Siegeskraft. Selbst wenn noch mehr käme, würden wir doch in Gottes Macht und mit seiner Hilfe damit fertig. Durch den (nehmlich Jesus), der uns geliebet hat und noch fortwährend liebt (V. 34); in dem „geliebet hat" liegt aber auch zugleich ausgedrückt, daß er es durch unumstößliche Thatsachen unwiderleglich bewiesen hat.

V. 38. 39. Ueber den Kreis der gegenwärtig schon vorhandenen oder noch drohenden irdischen Widerwärtigkeiten und Anfechtungen geht der Apostel nun noch hinaus und vergleicht mit der überschwenglichen Liebe Christi zehn (fünf Paare von) Weltmächte, die an Kraft ihr nicht gewachsen seien und die er gleichsam schon zum Voraus des Sieges gewiß triumphirend zum Kampfe hervorruft, nehmlich: Tod und Leben als die beiden Hauptzustände, in welche ein Mensch kommen kann (vrgl. 14, 8), mit jenem zugleich die Furcht des Todes, mit diesem die Reize des Lebens verbunden; Engel und Fürstenthümer (Fürstenmächte) also geistige Kräfte niederer und höherer Art, namentlich böse Dämonen (1 Kor. 6, 3); ferner Gewalten und Kräfte, gleichfalls Mächte geistiger, besonders satanischer Art, die entweder schon entbunden sind oder etwa noch entbunden werden sollen, vrgl. 2 Thessal. 2, 9; endlich Gegenwart und Zukunft, vrgl. 1 Kor. 3, 22, ebenfalls als persönliche Mächte gedacht, wobei man zugleich daran denken mag, wie die Gegenwart damals so schwer war, die Zukunft so unsicher, ja

unheimlich durch den drohenden und immer mehr sich ausbreitenden Abfall, der auch jetzt wieder so gewaltig um sich greift; schließlich Höhe und Tiefe, das Erstere wohl an Entrückungen anspielend wie die von Paulus selbst 2 Kor. 12, 3 ff. als eine himmlische Verzückung geschilderte, die ebenso gut zur Versuchung werden konnte, sich zu überheben (2 Kor. 12, 7), wie der Blick in die Tiefen teuflischer Bosheit (Eph. 6, 12) oder in das Todtenreich mit seinen Schrecken zur Versuchung, kleinmüthig, verzagt und schwachgläubig zu werden. Noch keine andere Kreatur fügt er alles zusammenfassend bei: also nichts Geschöpfliches überhaupt, sei es drohender oder lockender Gestalt, sei es sichtbar oder unsichtbar, nichts in der Zeit, diesseits oder jenseits des Grabes, nichts in allen Räumen der Schöpfung, Himmel und Erde, Hölle und Unterwelt, überhaupt nichts Seiendes oder Denkbares, denn das alles findet seine Schranke an Gott dem Schöpfer selbst. Gottes eigenstes innerstes Wesen aber ist seine Liebe, die er ausgegossen, reichlich und wirksam geoffenbart hat in Christo Jesu.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Alles zum Besten.

1) Was ist das Beste? Der Geizhals sagt — Gold, ein anderer — Gesundheit, ein dritter singt — das Beste aber ist die Bildung 2c. Keiner hat Recht. Das Beste ist unsere sittliche Wohlfahrt, unser Heil, die Liebe Gottes im Herzen, unsere Seligkeit, denn wir sind unsterbliche Geschöpfe und haben vor Gott Rechenschaft zu geben.

2) Wer liebt Gott? Wem die Sünden vergeben sind; wer Jesum hat und seinen heiligen Geist; wer Gottes Gebote hält 2c.

3) Wie dient denen, die Gott lieben, Alles zum Besten? Indem sie sich Alles zum Besten, zum Heil dienen lassen. Sie kommen durch Alles tiefer in die Liebe Gottes hinein, von der sie nichts scheidet und das ist das Beste. Wer trübe Tage, Unglück, Krankheit u. s. w. nicht also auskauft, dem dient solches nicht zum Besten.

Sonntag, 22. Juni. **Der Gehorsam gegen das Gesetz.** Röm. 13, 1—10.

1. Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet.
2. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen.
3. Denn die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten. Willst du dich nicht fürchten vor der Obrigkeit, so thue Gutes; so wirst du Lob von derselbigen haben.
4. Denn sie ist Gottes Dienerin, dir zu gut. Thust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe, über den, der Böses thut.
5. So seid nun aus Noth unterthan, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.
6. Derhalben müsset ihr auch Schoß geben, denn sie sind Gottes Diener, die solchen Schutz sollen handhaben.
7. So gebet nun Jedermann, was ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebühret; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebühret; Ehre, dem die Ehre gebühret.
8. Seid Niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet; denn wer den Andern liebet, der hat das Gesetz erfüllet.
9. Denn das da gesagt ist: „Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht tödten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugniß geben; dich soll nichts gelüsten;" und so ein ander Gebot mehr ist, das wird in diesem Wort verfasset: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst."
10. Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

---

1. Grundgedanke. „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet." Röm. 13, 1.

2. Zeit und **3. Ort.** Siehe die Lektion vom 8. Juni.

4. Zusammenhang. Von der Höhe der vollendeten Herrlichkeit der Gotteskinder, welche Paulus in der letzten Lektion in so beredten Worten geschildert hat, kehrt er hier wieder zu den einfachen Pflichten unseres alltäglichen Lebens zurück, an deren treuer Erfüllung es sich zeigen muß, ob es uns mit unserem Christenthum auch ein wahrer Ernst ist. Es ist bedeutsam, daß der Apostel gerade im Brief an die Christengemeinde in Rom, der damaligen Welthauptstadt und Sitz der obersten Behörden des mächtigsten Staates und Volkes der alten Zeit, vom Gehorsam gegen die Obrigkeit redet, den einzuschärfen er wohl ganz besondere Veranlassung hatte, weil ohne Zweifel viele Christen sich der heidnischen Obrigkeit in falschem Verständniß und Mißbrauch ihrer evangelischen Freiheit nicht immer gerne fügen wollten.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Obrigkeit von Gott (V. 1—7).

V. 1. Die Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, eigentlich: den höher stehenden Gewalten, der einmal gesetzlich bestehenden Obrigkeit, ohne zu fragen, ob sie mit Recht oder Unrecht ihre Stelle eingenommen hat und ihr Amt verwaltet. Denn die obrigkeitlichen Gewalten jener Zeit und Stadt, die heidnischen Kaiser von Rom, waren alle mehr oder weniger durch Schuld und Sünde zu ihrer Macht und ihrem Range gelangt und doch verlangt Paulus, daß man ihnen gehorcht; natürlich blos soweit es nicht gegen das Gewissen und Gottes ausdrücklichen Befehl geht (Apstg. 5, 29). Eben nur so konnte das Christenthum das Böse des Heidenthums mit Gutem überwinden. Es ist (giebt) keine Obrigkeit ohne von Gott; alle geordnete Obrigkeit überhaupt und die ganze Einrichtung des Staatswesens, die Gewalt, welche dasselbe gesetzlich über alle ausüben und der Gehorsam, den die amtlichen Träger derselben von Allen ohne Unterschied fordern können, ist von Gott eingesetzt und göttlichen Ursprungs, der auch dann fortbesteht und wirksam und giltig bleibt, wenn schlechte Menschen diese Macht inne haben, mißbrauchen und schänden, wie dieß z. B. bei den gottlosen Königen Israels, bei Herodes, Pontius Pilatus 2c. der Fall war. Auch eine schlechte Obrigkeit ist von Gott verordnet oder doch zugelassen, vielleicht zur Strafe vergangener Sünden eines Volkes oder zu seiner Prüfung und dieses darf sich solchem göttlichen Gericht nicht gewaltsam und eigenmächtig entziehen wollen, so lange nicht seine heiligsten Güter, seine höchsten göttlichen und menschlichen Rechte auf dem Spiele stehen.

V. 2. Werden über sich ein Urtheil empfangen, sich selbst ihr Gericht holen; alle Völker und Einzelne, die um vermeintlichen oder auch wirklichen Unrechts willen sich empören, haben noch immer viel Leid und Schmerzen zu erdulden gehabt, und sehr oft noch etwas viel Schlimmeres erreicht, als das Uebel, dem sie entfliehen wollten. Gott läßt seiner Ordnung nicht spotten, die an sich heilig ist und bleibt, auch wenn unheilige Hände sie verwalten.

V. 3. Denn die Gewaltigen (Herrscher) sind nicht denen, die Gutes, sondern (nur) denen, die Schlechtes thun, ein Schrecken;

die Machthaber und Regenten sind von Gott dazu gesetzt und verordnet, daß sie ein Schrecken, ein Gegenstand der Furcht für die Bösen sein sollen. Werden sie durch Mißbrauch ihres Amtes auch ein Schrecken für die Guten, so weiß Gott selber am Besten auch sie zu strafen, aber die Menschen sollen sich nicht selber rächen wollen, auch wenn sie darunter leiden müssen; besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. Die Empörung straft Gott, weil sie eine von ihm zum Schutz des Guten aufgerichtete Ordnung zerstören will; denn selbst ein schlechter Regent ist immer noch besser, als volle Zuchtlosigkeit und gottlose Anarchie.

V. 4. Gottes Dienerin, denn die ganze gesetzliche Ordnung des Staatslebens mit seinen Rechten und Pflichten ist im Namen Gottes und als seine Stellvertreterin eingesetzt und wird von der Obrigkeit zum Schutz und Besten Aller verwaltet. Diese ursprünglich gute und heilsame Bestimmung der Obrigkeit sollen Christen unter allen Umständen achten und ehren durch treuen Gehorsam; ebenso Christenkinder, die gleichfalls von Gott stammenden Ordnungen des Familienlebens, der Zucht und Sitte des Hauses, die schon auf einem angebornen Naturverhältniß ruhen, das man nicht ohne großen Schaden übertreten kann und also auch nicht übertreten soll. Das Schwert bezieht sich auf das der Obrigkeit zustehende Recht der Todesstrafe; in welchen Fällen dieselbe aber auch eine Pflicht ist, ist eine von mancherlei Umständen abhängende Frage, die jedes Mal einer in's Einzelne eingehenden Untersuchung bedarf.

V. 5. So seid nun aus Noth unterthan, wörtlich: darum ist es geboten (eine sittliche Pflicht), sich ihr zu unterwerfen. Allerdings gehorcht ein Christ nicht um irgend welcher äußeren Rücksichten willen, nicht aus bloßer Klugheit, nicht wegen Lohn und Strafe, aus Furcht oder aus Hoffnung, sondern um des Gewissens, d. h. also eigentlich im letzten Grunde um Gottes willen, aus rein innerlichen, sittlichen, geistigen Beweggründen; denn nur so hat sein Gehorsam einen inneren Werth.

V. 6. Müsset ihr Schooß geben, Steuern und Abgaben entrichten, ihr sollt das thun und könnet es mit gutem Gewissen thun, weil die Obrigkeit es von euch fordert und es zu ihrem eigenen Bestehen, das ja auch euch Christen zu gute kommt, nothwendig gehört; doch kann man auch übersetzen: „Ihr entrichtet Steuern", dann ist der Sinn: und damit erkennet ihr mit Recht die Staatsgewalt als eine gesetzliche, rechtmäßig bestehende Ordnung an und zwar als eine göttliche. Denn es sind Gottes Diener oder Beamte, die solchen Schutz sollen handhaben, eigentlich: die solches betreiben und zu betreiben haben. Was sie dabei kraft ihres Amtes und Berufes thun, ist ihnen selbst vielleicht unbewußt, ein Handeln im Dienste, weil im Namen und Auftrag, Gottes selbst. Mit dieser Regel des Apostels stimmt auch Christi eigenes Wort und Beispiel (Mark. 12, 17) auf's Beste überein; vrgl. auch 1 Petri 2, 13. 14.

V. 7. So gebet nun Jedermann u. s. w., was zunächst nur von der Obrigkeit und den Verpflichtungen ihr gegenüber gesagt war, wird nun verallgemeinert zu einer Pflicht, die man gegen Alle schuldig ist. Ein Christ soll also auch z. B. keine leichtsinnigen Schulden machen und die, die er zu machen gezwungen ist, so schnell und so vollständig als möglich abtragen, seinen Arbeitern ihren Lohn ganz und rechtzeitig geben, es an Respekt und Ehrerbietung gegen Höherstehende niemals fehlen lassen u. s. w. Kurz, Jedem das leisten, was er ihm nach Gesetz und Recht, nach Brauch und Billigkeit zu leisten hat.

b) Das Gesetz der Liebe (V. 8—10), (vrgl. hiezu die ganze Lektion am 4. Mai).

V. 8. Seid und bleibet Niemand nichts schuldig, erfüllet vollständig jede Art von Verpflichtung, haltet auch scheinbar kleine und äußerliche nicht zu gering. Als daß ihr euch u. s. w. Nur Eine Schuld, die Liebe, kann nie ganz und vollkommen entrichtet werden, denn sie ist in sich selber unendlich. Hierin kann man also auch niemals genug, noch weniger aber jemals zu viel thun, es bleibt immer noch ein ungedeckter Rest. Wie schrecklich, an versäumte Liebespflichten erinnert zu werden, wenn es zu ihrer Erstattung zu spät ist (Kinder am Grabe der Eltern u. s. w.)! „O lieb, so lang du lieben kannst!" Hat das Gesetz erfüllet, wenigstens in dem Maß, als seine Liebe stark ist und treu und fest; wie aber diese selbst niemals eine ganz vollkommene ist, bevor wir im Stande der Vollendung sind, so auch jene nicht. Mit der Liebe wächst auch die Liebespflicht, sie erweitert sich in immer größere Kreise, aber es wächst zugleich damit auch die Liebeskraft der Erfüllung.

V. 9. 10. Das wird in diesem Wort verfasset, d. h. zusammengefaßt, oder: wiedervereinigt, denn in allen jenen Einzelgeboten steckt dieses Hauptgebot verborgen als ihr letzter Grund und tiefster Sinn; es ist in ihnen gleichsam nur nach verschiedenen Seiten hin auseinandergelegt. Daher sind zuvor auch lauter Gebote der zweiten Tafel genannt, die von der Liebe gegen den Nächsten handeln; diese alle sind nur Auslegungen und Anwendungen dieses Einen großen Liebesgebotes. Wer also nicht liebt, der hat auch nichts wahrhaft und innerlich Gutes, Gott Wohlgefälliges gethan und wenn er gleich äußerlich alle zehn Gebote dem strengsten Buchstaben nach gehalten hätte; wer jenes Eine Grund- und Hauptgebot übertritt, hat alle anderen Einzelgebote mit übertreten und ist somit des ganzen Gesetzes schuldig. Denn jene Einzelgebote alle wollen ja nur dem Bösen wehren, das man dem Nächsten thut; die Liebe aber will zum Voraus gar nichts Böses überhaupt thun. Darum ist sie des ganzen Gesetzes Erfüllung: Alles, was irgend ein Gebot verbieten oder verlangen kann, ist zum Voraus schon in der Liebesgesinnung verwehrt oder gefordert; sie beherrscht und durchdringt alle Stufen und Verhältnisse des Lebens. Darum heißt auch das Liebesgesetz Jak. 2, 8 ein „königliches", Alles regelndes Gesetz und Joh. 13, 34 ein „neues" Gebot, weil den Geist der Liebe erst Christus den Seinen gegeben hat und noch giebt. —

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Was wir schuldig sind.

1) Gehorsam gegen alle Obrigkeit, 1—7. Dazu ist nicht blos die Staatsobrigkeit zu rechnen, sondern Alle, die über uns stehen — Eltern, Lehrer, Prediger u. s. w. Hierzuland, wo Jedermann gleichsam als Souverän geboren wird, fällt das Gehorchen sehr schwer, und der Unabhängigkeitssinn entwickelt sich bis zur ausgelassenen Ungezogenheit. Hier bietet sich eine gute Gelegenheit von der Achtung vor dem Gesetz und der Pietät gegen alle Vorgesetzten, gegenüber der Mißachtung und Zügellosigkeit, zu reden.

2) Die Liebe, 8—10. Sie ist des Gesetzes Erfüllung, und wer sie hat, dem wird das Gehorchen nicht schwer werden.



Aus der Zeit und für die Zeit.



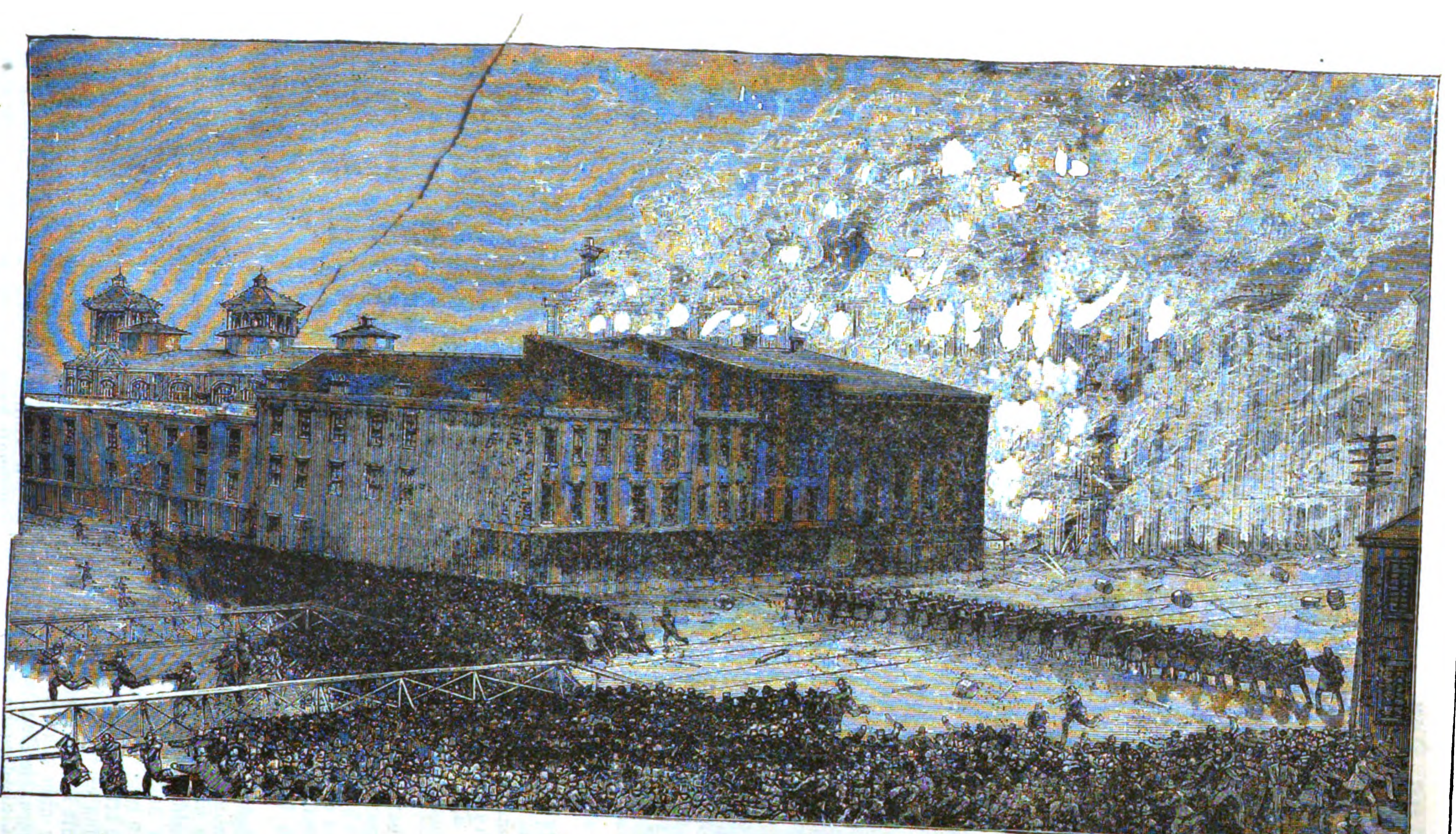
Versuch der Aufständischen in Cincinnati das Gefängniß mit Kohlöl anzuzünden.

Gerechtigkeit, Gesetz und Ordnung. Solcherlei war die Losung, welche man jüngstens an allen Straßenecken Cincinnati's, sowie allüberall im ganzen Lande wiederhallen hörte, mit der Bemerkung, daß das ungesetzliche Treiben vornehmlich in Cincinnati ein Ende nehmen müsse, womit wir vollkommen übereinstimmen.

Wer jedoch meint, daß nur dieser Stadt Gerechtigkeit, Gesetz und Ordnung noth thut, der hat fehlgeschossen. Es zeigt sich vielmehr im ganzen Lande, ja in der ganzen Welt eine Mißachtung der Gesetze, die nur auf Gelegenheit wartet. Es existirt überhaupt Zügellosigkeit, die nur eines Zünders zum Ausbruch bedarf.

Die Mißachtung des Gesetzes und das der Justiz eine Nase Drehen datirt sich in Cincinnati nicht erst von ehegestern. Es ist vielmehr schon gar lange ausgeübt worden, nicht blos betreffs der groben Verbrecher, sondern auch anderer Gemeinschäden und Uebertreter, und gerade manche der Leute, die jetzt am lautesten ob der ungerechten Justiz schreien, haben die Auflehnung gegen das Gesetz lange Zeit offen gepredigt, sobald dasselbe etwas berührte, was ihnen genehm oder nicht genehm war; so z. B. den Widerstand gegen die Sonntagsgesetze, unter dem Vorwand, daß dieselben die öffentliche Meinung nicht für sich haben, förmlich organisirt. Wer Wind säet, der wird Sturmwind ernten. Wenn eine Anzahl Bürger mit allen zu Gebote stehenden Mitteln darauf dringen, irgend welche Gesetze kraftlos zu machen und einfach lachen, wenn man auf deren Ausführung dringt, da ist es wahrlich nicht zum Verwundern, wenn der handwerksmäßige, gut bezahlte Advokat der Verbrecher das Gesetz ebenfalls zu umgehen sucht oder es zum Gunsten seiner Clienten auslegt. Wird gegen sein Verfahren eingewandt — das sei doch etwas anderes als die Mißachtung des Sonntaggesetzes, so ist zu antworten: Nein — im letzten Grund ist beides dasselbe; die Gesetze werden in dem einen wie andern Fall nebenangesetzt, der Rechtssinn des Volkes zerstört, die Gerechtigkeit nicht ausgeübt und das Unrecht befördert.

Freilich haben Richter, Geschworene und Advokaten dem Volke in Cincinnati zuletzt doch zu viel zugemuthet, und es hat seiner Entrüstung in einer ebenfalls nicht zu billigenden Weise Luft gemacht. Wir bedauern die Ausschreitungen, beklagen die Getödteten und sind grundsatzmäßig gegen alle sogenannte Lynchgerichte, denn sie müssen schließlich doch wieder zur Ungerechtigkeit und endlich zur Anarchie führen, wie die Geschichte der alten Vehmgerichte deutlich darthut. Aber der Aufruhr in Cincinnati hatte zunächst nicht in Ungerechtigkeit,



Brand des Gerichtsgebäudes in Cincinnati.

sondern in dem Rechtssinn des langmüthigen Volkes seinen Ursprung, der auch den Ungebildeteren und selbst Rohen noch nicht abhanden gekommen ist. Aus Solchen bestand am ersten Abend des Aufruhrs die Menge der Stürmer, und nicht aus der sogenannten gebildeten Klasse, namentlich aber befanden sich wohl keine Christen darunter, denn die haben gelernt, der Obrigkeit unterthan zu sein, selbst wenn dieselbe nicht recht thut.

Der zweite, der Samstag Abend des Aufruhrs aber brachte eine Bevölkerung auf die Beine, die jeden Vaterlandsfreund erschrecken mußte, und wieder einmal einen tiefen Blick in unser viel gerühmtes Volksleben thun ließ. Weil wir freie Institutionen haben, weil Jedem der gute Unterricht in den Freischulen frei steht, weil Jedermann wählen kann — kurz, weil wir ein freies, großes Volk sind — sind wir auch des Selbstruhms voll, und posaunen vornehmlich in die Welt, daß ein verkommenes Proletariat, wie es die europäischen Hauptstädte aufweisen, bei uns unmöglich Wurzel fassen könne, und

unsere freie Verfassung ein—für allemal die Größe, Ruhe, den Frieden und die beständige Wohlfahrt des Landes garantiren.

Wer über Aufstände, wie der des zweiten Abends in Cincinnati, nachdenkt, wer wahrgenommen, wie bei solchen Gelegenheiten eine raublustige Menge die Straßen durchschwärmt, von der man früher mit dem amerikanischen Selbstbewußtsein in der Brust gar keine Ahnung hatte; der wird wohl den zuversichtlichen Versicherungen gegenüber, daß die herrlichen amerikanischen Zustände von der Freiheit auf ewig garantirt seien, doch etwas bedenklich werden.

Uns ist es schon längst klar, daß nicht so wohl die viel gepriesenen und wirklich guten von den Vätern vererbten Institutionen uns vor den Elementen der Gesellschaft schützen, die — wenn einmal erregt — zerstören und rauben, als das große, reiche von Gott uns geschenkte Land. Wären die Ver. Staaten heute so dicht bevölkert wie Frankreich, und Grund und Boden derselben nicht reicher als der in Deutschland, so hätten wir trotz aller freien Verfassung wahrscheinlich ähnliche Noth und ähnliche Kämpfe zu bestehen wie jene Länder. Wir möchten die freien Institutionen um keinen Jota geschmälert wissen; wir wollen den Vätern der Republik immerdar Dank dafür zollen. Aber Angesichts der jüngsten in Cincinnati aufgeführten Scenen wird uns doch auch ins Gedächtniß zurückgerufen, dem großen Gott Anbetung und Preis zu bringen für das uns angewiesene große reiche Land, das immer wieder als Abzugskanal für diejenige Bevölkerungsklasse dient, welche unter andern Landverhältnissen der Gesellschaft sehr gefährlich werden dürfte.

Der Cincinnati Aufstand hat, wie dies stets bei solch warnenden Vorkommnissen der Fall ist, eine Masse Vorschläge zur Abhülfe hervorgerufen. Hoffen wir, daß die richtigen Heilmittel gefunden werden.

Das erste derselben, das theilweise in Ausführung kam, ist jedoch zu Wasser geworden. Während noch die Trümmer des Courthauses rauchten, versammelte sich nämlich eine Anzahl der angesehensten Bürger, welche einen Sicherheitsausschuß wählten, der dazu sehen sollte, daß die Gesetze gehandhabt, Gerechtigkeit geübt und die Ruhe hergestellt werde. Nun — die Ruhe kam von selbst; der Tod und die Soldaten brachten sie zu wege, wie in Paris No. I. so oft geschehen. Was aber that der Sicherheitsausschuß? Die erste ihm aufgegebene Pflicht bestand darin, in corpore nach Columbus zu gehen, um auf die Legislatur zu wirken. Der Ausschuß bestand aus 40 bis 50 Mann. Von diesem ganzen Regiment zog ein ganzer Mann nach Columbus, zwei sandten Depeschen, die andern blieben zu Hause und thaten nichts. Kaum je haben wir eine richtig angefachte Reformbewegung kläglicher verlaufen sehen, als diese. Cincinnati hat, wie so manche andere Stadt, die Gelegenheit zur schnellen, eingreifenden Reform entschlüpfen lassen, so daß sich gute Bürger schämen.

Weßhalb aber denn dieses klägliche Fiasko? Wahrscheinlich um der Parteimaschine, um des Brotkorbs der Politiker willen. Sind denn aber auch die besten Bürger von demselben abhängig? Vielleicht mehr als sie wissen oder zugestehen wollen. Kurz nach dem Aufruhr fand eine Wahl in Cincinnati statt. Die Politiker und ihre verbündeten Zeitungen stießen nun in die Parteitrompete und machten Lärm, damit der Partei und dem lieben Brotkorb kein Leid geschehe. Die Republikaner trompeteten republikanisch und die Demokraten auf demokratisch. Der Grundton aber war der Brotkorb. Und der erstreckt sich viel weiter als man glaubt. Mittelbar oder unmittelbar übt diese Parteimaschine einen so weit gehenden Einfluß aus, daß nur wenige ganz unberührt von derselben bleiben. Sie spinnt ihre Fäden über das ganze Volk und macht ihre Einflüsse geltend auf Leute, die da meinen ganz und gar unabhängig von ihr zu sein.

So lange die Macht dieser Brotkorb-Partei-Maschine nicht gebrochen ist, wird die Durchführung der Reformen überall sehr schwierig sein.

Doch — wir hoffen, daß es trotz dieses Fiaskos in Cincinnati zu einer besseren Justizpflege kommt.

Soll jedoch das Uebel gründlich geheilt werden, so haben wir beim Anfang, bei der Erziehung zu beginnen und statt jenem Unabhängigkeitssinn, der sich hierzuland von einem zum andern vererbt und nach und nach zur Ungebundenheit und Ungezogenheit wird, welche alle Autorität verachtet, muß Gehorsam gepredigt und eingeprägt werden, Gehorsam gegen Eltern, Lehrer, Prediger und Obrigkeit, Gehorsam gegen Gott.

Frauenzeitung.

Frau Bertha S. Ohlinger schreibt aus China: King Eng, Tochter von unserem lieben Bruder Hü Jing Mi, verabschiedete sich letzten Freitag von den lieben Eltern und dem Heimathland, um nach Amerika zu gehen, woselbst sie sich für medizinische Arbeit auszubilden gedenkt. Mrs. Keen und einige andere hervorragende Frauen der Frauen-Missions-Gesellschaft erboten sich, für ihren Unterhalt zu sorgen. Es war ein schwerer Abschied. Jing Mi weinte einige Stunden, als habe ihm der Tod sein Alles entrissen. Dieses Alles brachte mir den Abschied vom lieben Vater (vor beinahe 8 Jahren) so deutlich in's Gedächtniß und das Herz that mir weh. King Eng ist ein munteres, aufgewecktes Mädchen von 18 Jahren. Vielleicht erinnerst Du Dich an einige Briefe, die ich von ihr erhalten und für die „Glocke" übersetzte? Sie hat musikalisches Talent und spielt die Orgel ziemlich gut für den kurzen Unterricht, den sie hatte. Ich gab ihr etwa 10 Monate Unterricht. Vor einem Jahr kam sie nach Foochow in das Frauen-Hospital und studirte Medizin unter der Aufsicht von Fräulein Trask, M. D. King Eng besitzt besondere Gaben zu diesem Beruf.

Fräulein M. F. Caffey, Oberlin, O., schreibt an uns: Es wurde schon sehr viel darüber geschrieben, auf welche Weise sich Frauen und Mädchen etwas verdienen können. Seiden- und Geflügelzucht und andere Beschäftigungen wurden angerathen, und das Resultat ist ohne Zweifel in vielen Fällen ein sehr befriedigendes. Es giebt jedoch viele Mädchen und Frauen, die sich weder mit Seiden- noch mit der Geflügelzucht abgeben können und es frägt sich, was diese Klasse etwa zur Erwerbung eines Dollars zu thun vermag.

Ich kenne ein gänzlich neues Feld. Vor etwa 3 Monaten besuchte uns ein Onkel aus New Albany, N. Y. Wir sprachen über mancherlei und so auch über platirte Waare, mit deren Fabrikation er sich beschäftigt. Zur Befriedigung meiner Neugierde stellte er eine Platirmaschine her und platirte unser Silberzeug auf's Neue. Einige unserer Nachbarn sahen die neu platirten Gabeln, Löffel u. s. w. und wünschten, daß ich ihr Silberzeug ebenfalls wieder platire. Ich that es und verdiente in 22 Tagen $94.34. In beinahe jedem Haus erhielt ich Aufträge im Betrage von $2.00 bis $3.00. Derartige Arbeit bringt viel Profit, und dieselbe kann sowohl von Frauen als Männern verrichtet werden. Mein Bruder, obwohl er zwei Tage länger als ich arbeitete, verdiente bloß $91.50.

Ich bin im Begriff, eine Curiositäten-Sammlung anzulegen und bereit, jedem Leser, welcher mir eine Curiosität sendet, eine vollständige Anweisung zur Anfertigung und zum Gebrauch einer Platirmaschine mitzutheilen, mittelst welcher man Gold-, Silber- und Nickel-Geräthe platiren kann.

Bitte, kleine Exemplare von Curiositäten — Steine, Erz, Muscheln, Blätter, alte Münzen rc. zu senden. Ich möchte so viele verschiedenartige Exemplare sammeln als möglich und von so vielen Gegenden des Landes als möglich.

Nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen scheinen es in England hin und wieder zu recht hohem Alter zu bringen. Ein würdiges Seitenstück zu dem patriarchalischen Menschenfreund Sir Moses Montefiore, bildet Miß Catharina Heathorn, eine liebenswürdige, geistig und körperlich noch frische und rüstige alte Dame, welche am 17. April 1783 zu Maidstone in Kent das Licht der Welt erblickte und demnach das 100. Lebensjahr bereits überschritten hat. Sie ist die Tochter eines Brauereibesitzers in Maidstone und verbrachte ihr ganzes Leben in der schönen, alterthümlichen, von üppigen Obst- und Hopfengärten umgebenen Vaterstadt, mit Ausnahme einiger zu Gravesend an der Themsemündung verlebten Jugendjahre. Die merkwürdigste Erinnerung aus jener Zeit, von der die würdige Dame noch immer mit vieler Lebhaftigkeit zu erzählen weiß, besteht in einem Besuch auf Nelsons Flaggschiff, Victory, bald nach der am 21. Oktober 1805 stattgehabten Schlacht von Trafalgar, deren Spuren auf dem blutbefleckten Verdeck und den von Kugeln durchlöcherten Schiffswänden noch mit schauriger Deutlichkeit erkennen ließen, wie heiß der Kampf getobt hatte, wo der große Held seinen Tod fand. Gegenwärtig lebt Miß Heathorn im Hause einer verheiratheten Großnichte und genießt ihrer Frömmigkeit wie ihres heitern Wesens halber die allgemeinste Liebe und Verehrung.

Mrs. Ayer, die Gattin eines der reichsten Geschäftsleute Chicago's, der in Folge unglücklicher Spekulationen kürzlich 2 Mill. Dollars verlor und gezwungen war, seinen Bankerott anzusagen, hat sich bei diesem niederschmetternden Schicksalsschlag als wackere, tüchtige Frau bewiesen. Sie überhäufte weder den schwerbetroffenen Gatten mit Vorwürfen, noch legte sie jammernd über das hereingebrochene Unglück die Hände in den Schooß, sondern sie trat schon wenige Tage nach der Katastrophe als erste Verkäuferin in das Etablissement von Sypher und Co., eine große Kunst- und Curiositätenhandlung, deren gute Kundin sie früher gewesen. Auch mehrere andere Geschäftshäuser, z. B. ein Spitzengeschäft und eine bedeutende Juwelenhandlung, boten der Dame Stellungen an, sobald ihre Absicht bekannt geworden war, da man ihren vorzüglichen Geschmack, ihre Kennerschaft und ihr feines, liebenswürdiges Benehmen wie ihre trefflichen Sprachkenntnisse gebührend zu schätzen wußte. Mrs. Ayer vermiethete außerdem ihr elegant möblirtes Haus und soll auch als Einkäuferin für ihre Firma Europa bereisen, während ihr Mann nach San Francisco gegangen ist, um dort sein Glück von Neuem zu versuchen, und die Kinder des tapfern Paares unter der Obhut einer Tante erzogen werden.

Seiden-Kultur. An der Spitze der seit einiger Zeit mit vielem Erfolg in den Vereinigten Staaten eingeführten Seidenkultur steht ein 16jähriges Mädchen in Philadelphia. Ihr Name ist Nellie Lincoln Rossitar, und ein von ihr verfaßtes Werk über den Seidenbau und die Behandlung der Seidenwürmer dient allen, die sich mit dem neu aufstrebenden Industriezweig beschäftigen, als unumstößliche Richtschnur. Ihre eigenen Kulturprodukte haben auf allen Ausstellungen die ersten Preise davongetragen, und Miß Rossitar stiftet nicht allein viel Gutes durch die Beförderung eines Industriezweigs, der ihren Mitschwestern ein neues Feld der Thätigkeit bietet, sondern sie sammelt sich auch ein ganz hübsches Vermögen dabei und erspart ihrem dereinstigen Gatten die Ausgabe für ihre Toilette, da sich die junge Dame ihre Seidenkleider selbst züchtet.

Unter ganz besonders schwierigen Verhältnissen hat unlängst eine junge Frau Beweise von ungewöhnlichem Muth und überraschender Geistesgegenwart gegeben, die wohl verdienen, in weiten Kreisen bekannt zu werden. Die junge Dame, eine Dänin aus guter Familie, die eine vorzügliche Erziehung genossen hatte, vermählte sich vor einigen Jahren mit einem Deutschen aus Kiel, Herrn v. Roepstorff, dem sie nach Indien folgte, da er in Diensten der angloindischen Regierung den Posten eines Commissars auf den Nikobaren- und Andamaneninseln im Golf von Bengalen verwaltete. Diese Inseln sind an und für sich ihres ungesunden Klimas halber schon kein angenehmer Aufenthaltsort für Europäer, weshalb auch frühere Colonisationsversuche der Oesterreicher und der Dänen scheiterten; allein seit die Engländer 1869 auf Camorta, dem größten Eiland der mittlern Inselgruppe, eine Verbrechercolonie für Indien angelegt und die Insel nach und nach mit etwa 10,000 Strafgefangenen besiedelt haben, ist das Leben dort

jedenfalls noch weit unfreundlicher. In Camorta, wo Roepstorff als Regierungscommissar angestellt war, sind ungefähr 200 Verbrecher stationirt, die von einem aus 30 Mann bestehenden Piket eingeborener Infanterie und einer ebenso großen Anzahl Polizeiconstabler bewacht werden. Eines Tages wurde ein Sergeant jenes Infanteriepikets beschuldigt, einige Kokosnüsse gestohlen und einen Aufseher mißhandelt zu haben, weshalb der Regierungscommissar den Mann einem Verhör unterwarf. Als v. Roepstorff kurz nach dem Verhör an der Infanteriekaserne vorbeiritt, traf ihn plötzlich ein Schuß zwischen die Schultern. Zum Tode verwundet sank er in die Arme seiner Begleiter, die er dringend bat, ihn nur ruhig sterben zu lassen und seine Frau möglichst schnell in Sicherheit zu bringen, da er für diese ein gleiches, wenn nicht schlimmeres Schicksal befürchtete. Die unglückliche Frau eilte indeß noch rechtzeitig herbei, um ihrem sterbenden Gatten die Augen zuzudrücken. Ihre Lage nach dem Tode ihres einzigen Beschützers war furchtbar, denn die in Camorta befindlichen 200 Verbrecher, für die keine Gefängnisse vorhanden waren, sollten nun allein durch die eingeborenen Wächter (auch die Polizeimannschaft besteht aus Sikhs), unter denen sich eine starke Gährung bemerkbar machte, in Schach gehalten werden. Ihrem Gatten, der sich den nöthigen Respect zu verschaffen gewußt, hatte man bisher stets willig Folge geleistet, aber jetzt wollte jeder befehlen und keiner gehorchen. Frau v. Roepstorff kämpfte Schmerz und Angst mit bewunderungswürdiger Charakterstärke nieder und machte sich muthig zur Herrin der kritischen Lage. Sie ließ den Leichnam des ermordeten Gatten in ihr Bungalow bringen und beerdigen, dann entsandte sie zwei Polizeiconstabler nach Port Blair auf den Andamaneninseln, dem Sitz der Verwaltung, um dort Meldung von dem Geschehenen zu machen. Inzwischen übernahm die junge Frau mit ruhiger Festigkeit und Energie den Befehl über die Station und verstand die Leute bis zur Ankunft von Unterstützung in bester Ordnung zu erhalten. Nach Verlauf von sieben Tagen, die unsere Heldin wohl ziemlich lang gedünkt haben mögen, trafen ein höherer englischer Offizier, ein Geistlicher und eine Anzahl Beamte auf Camorta ein, um die kühne Befehlshaberin von ihrem schweren Posten abzulösen. Als der Geistliche die Leichenrede für ihren Gatten hielt und dessen Ruhestätte weihte, brachen die Kräfte der armen jungen Wittwe zusammen, und man trug sie besinnungslos von dem Grabe hinweg. Sie wurde zunächst nach Port Blair gebracht, wo sie noch eine Zeit lang zu verweilen gedenkt, um ein Wörterbuch der Nikobarensprache, an welchem sie mit ihrem Gatten zusammen gearbeitet, zu vollenden.

Auch Kaiserinnen können dankbar sein, wie eine, gelegentlich des jüngst erfolgten Todes des Pariser „Lumpensammler-Königs" Celestin Collet zu Tage gekommene Thatsache beweist. Collet bezog während seiner Lebenszeit eine jährliche Pension im Betrag von fünfhundert Francs von der Kaiserin Eugenie. Nicht genug damit, hat die Ex-Monarchin soeben ihre Absicht erklärt, diese Summe, so lange sie selbst lebt, der Familie Collet's auszubezahlen. Der Grund dieser Pensionirung war der folgende. Im Jahre 1858 hatte die Kaiserin ein sehr werthvolles Diamanten-Armband verloren, welches nach manchen Irrfahrten seinen Weg in einen Kehrichthaufen fand, wo es von Collet aufgestöbert wurde. Der ehrliche Gesell, welcher den Werth des Fundes sehr wohl kannte, lieferte denselben auf der Polizei-Präfektur ab, wo es eine Kleinigkeit war, die Eigenthümerin des Schatzes zu ermitteln. Zwei Tage danach ließ sich diese den Mann selber kommen, und es fand eine höchst ideale Scene zwischen Kaiserin und Lumpensammler statt, welche in der Verleihung der erwähnten Pension ihren angenehm realistischen Abschluß fand.

Eine Engländerin zeigt in Chicago an: „Damen und Kinder werden im Gehen unterrichtet." Einem sie um nähere Auskunft befragenden Journalisten sagte die Gehlehrerin folgendes: „Das Hauptprincip meiner Unterweisung ist das Gehen auf dem Fußballen oder der Mitte des Fußes statt auf den Absätzen. Von zehn Menschen gehen neun auf dem Absatz. Ein solcher Gang schadet der Gesundheit, indem er der Wirbelsäule bei jedem Schritt einen Stoß versetzt, während das Schreiten auf den Ballen einen gleitenden und anmuthigen Gang zur Folge hat. Die Engländer (?) und Franzosen gehen am graziösesten, weil sie von frühster Kindheit richtig dazu angeleitet werden; der Gang der Amerikaner und Deutschen ist dagegen meist schlecht und nachlässig, oft sogar plump, weil er in der Jugend gar nicht beachtet wird."

In Paris widmen sich jetzt mehr Französinnen dem medicinischen Studium und erzielen ganz achtungswerthe Erfolge; so drangen bei der neulichen Bewerbung um das Internat in den pariser Hospitälern, zu dem nur solche Medicinstudirende zugelassen werden, die sich im Examen ausgezeichnet haben, auch drei angehende Aerztinnen mit guten Nummern durch: Frau Sarrante, Frl. Dubois und Frl. Chapin. Früher waren es fast nur Russinnen und Amerikanerinnen, die in Paris den medicinischen Studien oblagen, gegenwärtig bilden die Französinnen schon die Mehrheit und verdienen das Lob, daß ihre ganze Haltung eine viel weiblichere, im Auftreten und in der Kleidung weit weniger emancipirte ist als die jener Ausländerinnen.

In der Türkei sind die armenischen Frauen ihrer besondern Reinlichkeit wegen vortheilhaft bekannt. Sie stehen denn auch fleißig am Waschtrog, dabei haben sie aber die üble Angewohnheit, ihre nasse Wäsche auf den durch die Dörfer und Städte geleiteten Telegraphendrähten aufzuhängen, wodurch die Drähte nur zu oft abgerissen werden. Der Telegraphendirector von Erzerum hat nun eigens eine Rundreise durch Armenien angetreten, um überall die Frauen und Mädchen darüber zu belehren, daß die Telegraphendrähte für die Correspondenz, nicht aber zum Trocknen nasser Röcke und Schürzen da sind.

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Traubensaft, ungegohrener, welchen man auch für das heil. Abendmahl gebrauchen kann. Man nimmt reife Trauben von irgend einer guten Sorte, pflückt sie ab und sieht, daß sie rein sind, wenn nicht, so wascht man die Trauben und läßt sie trocken ablaufen, dann drückt man sie durch eine reine Presse oder Tuch. Den Saft läßt man wieder durch ein dünnes Tuch laufen und macht ihn dann in einem porzellanenen Kessel kochend heiß. Aller Schaum auf der Oberfläche wird sorgfältig abgenommen. Sind die Trauben süß genug, so nimmt man keinen Zucker, wenn nicht, so nimmt man so viel man braucht, läßt es einige Minuten aufkochen, thut es in kochend heiße Gläser, die versiegelt und aufbewahrt werden an einem kühlen und luftigen Ort.

Um Gläser zu schützen vor Zerspringen beim Einmachen lege ich sie in einen Waschkessel, bedeckt mit kaltem Wasser, lasse es kochend heiß werden; dann nehme man ein Glas heraus, lasse es geschwind trocken auslaufen, fülle es mit dem kochend heißen Saft oder Frucht und versiegle es geschwind. Auf diese Weise sind mir noch keine Gläser versprungen, noch ist mir irgend welche Frucht verdorben. Es ist viel die Rede vom Vergiften durch eingemachte Früchte. Fast alle Früchte sind säuerlich, nimmt man dann beim Einkochen alte Blechbüchsen und kupferne oder messingene Kessel, welche nicht einmal vollständig gereinigt, so kann es leicht möglich sein; denn ein Chemiker, der dieses zu analisiren versteht, würde sagen: Der säuerliche Saft der Frucht nimmt das Unreine und Giftige vom Geschirr in sich auf, und daher die Frucht-Vergiftung.

Erdbeeren (Strawberries). Man kann nicht alle Sorten von Erdbeeren befriedigend einmachen, die meisten sind zu wässerig, und haben einen widrigen Geschmack wenn eingemacht, und eine helle, gelbe Farbe. Es giebt aber eine gewisse Sorte (ich habe den Namen vergessen), die sind nicht so groß wie die meisten Erdbeeren, dunkelroth und sehr trocken, sie reifen um die nämliche Zeit wie die „Wilson", die eignen sich am besten zum Einmachen. Man pflückt die Beeren ab, kocht sie mit etwas weißem Zucker, blos einige Minuten, damit sie ganz bleiben. Dann thut man sie kochend heiß in kleine, neue, ebenfalls kochend gemachte, irdene Krüge, die werden gleich versiegelt und aufgehoben, wie andere Frucht auch. Die Erdbeere ist eine delikate Frucht und selten gelingt es dem Fruchthändler oder der Hausfrau, daß sie beim Einmachen Befriedigung erhalten.

Wie man Erdbeeren zieht. Der beste Boden für Erdbeeren ist ein dunkler, fetter Lehmboden und wenn er sich nicht in diesem Zustand befindet, so sollte man ihn gut pflügen und düngen, ehe man die Pflanzen setzt. Nie wähle man zu hohes, noch zu nasses Land. Auch sollten die Erdbeeren der Sonne und dem Lichte ausgesetzt sein. Man sollte sie in Reihen pflanzen, zwei Fuß von einander entfernt. Die Läufer sollten wenigstens drei Mal während des Jahres beschnitten werden, und den Boden erhalte man in einem guten Zustand. Im ersten Jahr kann man etwas kleines Gemüse zwischen den Reihen ziehen. Eine gute Bedeckung der Pflanzen mit Blättern oder gutem Compost im Herbst wird sich als sehr nützlich erweisen. Im Anfang des Winters, ehe die Erde gefroren ist, bedecke man das ganze Beet mit Stroh, Blättern oder geschnittenem Welschkornstroh, welches man im Frühling von den Pflanzen entfernt, oder als Dünger auf dem Boden liegen läßt, damit die Beeren im nächsten Sommer rein bleiben.

Bohrer. Ein einfaches Mittel, um Bäume zu schützen vor diesem schädlichen Wurm. Im Frühjahr, sobald der Frost aus dem Boden ist, grabt oder hackt man einen halben Fuß tief, vom Baume weg. Man nimmt einen Eimer voll Kohlenasche, packt sie fest um den Baum und bedeckt sie wieder mit dem weggenommenen Grund. Sind schöne Zierbäume vom Wurm schon angefressen, so nimmt man ein spitzes Messer, schneidet die angefressene Rinde weg und sucht so lange, bis man den Wurm findet. Die Wunde am Baum muß man dann aber auch pflegen. Man kocht einen Theil Wachs und einen Theil Rosin; wenn abgekühlt, schmiert man diese Salbe auf die Wunde und bindet darüber ein Stück Tuch, dieses schützt den Baum. Die Bäume sollten von Gras und Unkraut frei gehalten werden, und tragende Bäume werden durch gutes Düngen im Winter sehr gefördert, da dieses eine allzu frühe Entwickelung der Fruchtknospen verhütet und sie daher nicht von späten Frösten beschädigt werden können.

Immergrüne Bäume. Man kauft diese kleinen Bäume vom Gärtner und es nimmt eine lange Zeit bis sie heranwachsen. Manchem geht die Geduld dabei aus. Ein gewisser Professor, dessen Collegium von einem großen Garten umgeben ist, sagt Folgendes aus seiner eigenen Erfahrung: Im Garten befanden sich einige prachtvolle Bäume, die uns im Wege standen, die wir aber auch nicht willig waren zu verlieren. Wir kamen auf den Gedanken, diese Bäume zu verpflanzen. Wir gruben im Herbst ein Loch an dem Ort, an den die Bäume versetzt werden sollten, und bedeckten es mit Streu, um den Boden zu schützen vor Frost; dann wurde um den Baum eine Grube gegraben. Um den Baum ließ man natürlich einen Klumpen von vier Fuß Grund, und als dieser hinreichend gefroren, nahm man die Bäume auf. Einige starke Männer hoben den Baum auf einen ganz niederen Karren oder starken Truck. Der gefrorene Grund blieb am Baume hängen und der Baum ward dann in das hiezu gegrabene Loch gestellt, und dann mit Grund, der aber nicht gefroren sein durfte, fest und gut verpackt.

Silberkuchen. 1 Tasse Butter, 1½ Tasse feinen Zucker, das Weiße von 4 frischen Eiern, 1 Tasse kaltes Wasser, 3 Tassen gesiebtes Mehl und 2 Theelöffel voll Backpulver, ½ Theelöffel voll Vanilla oder Lemon. Man rührt Butter und Zucker so lange, bis es wie ein leichter Schaum aussieht, dann werden die Eier in einer flachen Platte zu einem Schaum geschlagen, das Mehl wird mit dem Backpulver gesiebt. Man thut etwas Wasser in den Teig, dann etwas Mehl. Man macht so fort, bis alles hinein gemengt ist, dann die Vanilla oder Lemon. Zuletzt rührt man den Eierschaum ganz leicht hinein. Man backt den Kuchen in einer langen flachen Schüssel, belegt den untern Theil mit weißem Papier, welches man ganz dünn mit Butter bestreicht.

Hühnersalat. Man nimmt ein Huhn und läßt es kochen. Wenn abgeschäumt, thut man ein Lorbeerblatt, englisches Gewürz und einige Pfefferkörner hinein und läßt es weich kochen. Dann entfernt man die Haut von dem Huhn und hackt das Fleisch. Darauf schneidet man zwei Stangen Sellerie dazu. Man kocht drei Eier ganz hart; das Weiße hackt man, das Gelbe verrührt man ganz fein, rührt drei bis vier Eßlöffel voll Salatöl hinein und gießt dann Essig dazu, etwas gestoßenen Pfeffer und vier bis fünf Eßlöffel „Salatdressing", dann etwas von der Hühnerbrühe und mengt alles gut durcheinander.

Zuckererbsen. Die kleine Salatzuckererbse ist die beste, die großschotige unschmackhaft. Sind die Fasern gut abgezogen, so werden sie tüchtig gewaschen und etwa eine Stunde in Wasser gekocht. Dann werden sie angemacht mit Butter, Salz, gehackter Petersilie und etwas verrührter Stärke und heiß aufgetragen.

Pflege der Zähne. Während es feststeht, daß gute und schlechte Zähne zum großen Theil geerbt sind, können gute durch Vernachlässigung doch leicht verdorben werden. Nicht nur der Gesundheit, sondern auch des guten Aussehens wegen, sollten die Zähne in möglichst gutem Zustande erhalten werden. Nichts entstellt einen jungen Mann oder ein Mädchen mehr, als in Folge von Vernachlässigung gelb oder schwarz gewordener Zähne; je hübscher die betreffende Person, um so auffallender ist der Fehler. Die Eltern sind in dieser Beziehung oft zu tadeln. Sobald ein Kind seine permanenten Zähne bekommt, sollte ihm gelehrt werden, daß es mindestens einmal täglich die Zahnbürste und Wasser gebraucht. Dies könnte dem Kinde in späteren Jahren manchen Aerger und vielleicht manches Leiden ersparen. Der Gebrauch einer nicht zu steifen Zahnbürste, in Wasser getaucht, Morgens und Abends, ist Alles was die Zähne bedürfen. Setzt sich trotzdem Weinstein an, wird etwas Castilseife (die weiße ist am besten) auf die Bürste gerieben, denselben entfernen. Wenn mehr nöthig ist, die Zähne in gutem Zustand zu erhalten, ist präparirte Kreide eines der besten Zahnpulver. Man vermeide alle Zahnpulver, die in irgend einer Weise körnig sind; einige enthalten pulverisirten Bimstein, der sowohl den Weinstein wie die Emaille entfernt. Beim Gebrauch der Bürste ist es ebenso wichtig, daß sie auch an der Rückseite der Zähne angewendet wird und anstatt nur quer den Zähnen entlang zu bürsten, sollte es theilweise auch von den Gaumen auf und nieder geschehen, um etwa zwischen den Zähnen sitzende Theilchen zu entfernen. Nie gebrauche man metallene Zahnstocher; ein Holzspänchen ist selbst besser, wie die so häufig benutzten Federkiele. Wenn Fäulniß an den Zähnen bemerkt wird, gehe man zum Zahnarzt.

Tafelzierden. Blumenstücke als Tafelzierden sind allgemein beliebt und die Floristen bemühen sich fortwährend, etwas Neues und Geschmackvolles in dieser Richtung herzustellen. Bei einer kürzlich abgehaltenen Ausstellung des New Yorker Gartenbau-Vereins wurden werthvolle Preise für Entwürfe dieser Art zuerkannt. Die Sache wird manchmal übertrieben; aber innerhalb bestimmter Grenzen kann es kaum etwas Geschmackvolleres und Angenehmeres geben, als einige hellfarbige, aber nicht zu stark riechende Blumen auf einer nett gedeckten Tafel. Starke Wohlgerüche machen einen unangenehmen Eindruck auf manche, besonders auf schwächliche Leute und verderben für sie den Genuß eines in jeder anderen Weise vollkommenen Mahles.

Für gewöhnliche Gelegenheiten sind niedrige Vasen oder dreieckig geformte Behälter aus glänzendem Glase, mit Rosen, Nelken und Veilchen gefüllt und hier und dort auf dem Tisch vertheilt, ungemein schön; sie werden von Vielen den höheren Blumenstücken vorgezogen, weil sie dem Ueberblick nicht hinderlich sind. Aber bei größeren Gesellschaften scheint ein Mittelstück, aus Blumen und Früchten bestehend, unentbehrlich. Wenn Auslagen nicht in Betracht kommen, ist ein schöner Aufsatz oder Krystall-Rosenglas, auf einer runden Scheibe dicken Spiegelglases stehend, sehr hübsch, wenn mit wohlriechenden Blumen gefüllt; wenn diese nicht zur Verfügung stehen, kann man einen passenden Ersatz dafür aus in jedem Hause vorhandenen Geschirren herstellen. Nehme eine große runde oder ovale Schüssel, stelle eine umgedrehte Untertasse darauf, auf diese kommt ein gläserner Obstbehälter und in letzteren zwei Gläser, die an den unteren Rändern fest mit Bändern zusammengebunden sind; das eine Glas steht verkehrt, das andere aufrecht. Wenn vorgezogen, kann man eine dünne, hohe, gläserne Blumenvase anstatt des oberen Kelchglases nehmen. Farren und große Blätter werden um den Rand der Schüssel gelegt und die Stiele unter den Rand der Tasse geschoben. Auf diese wird Obst gehäuft und dazwischen einige Blumen vertheilt. Ueber den Rand des hohen Gefäßes hängen Farren, Epheu oder Smilax graziös herab, während das Gefäß selbst mit Obst gefüllt ist. Das obere Glas enthält Wasser, in dem ein Bouquet Blumen gestellt ist. Herabhängende Smilax- oder andere Ranken verdecken das Glas. Man hat dann eine sehr geschmackvolle Zierde für die Tafel.

(Am. Agr.)

Die vom Herrn gepflückte Blume.

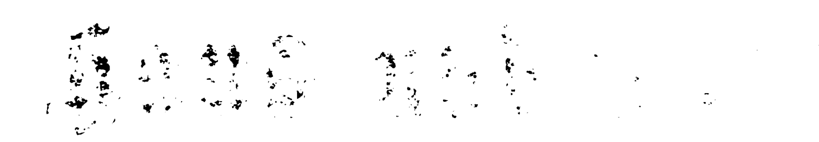


4 Er liebte die Blume, sie war Seine Lust;
D'rum nahm Er sie leise, zog sie an die Brust,
Und trug sie zum Vater, zur himmlischen Au;
:,: Dort prangt sie verkläret den Engeln zur Schau! :,:

5 Wohl möchten wir weinen; doch Jesus, der spricht:
„Ihr Eltern, Geschwister, bekümmert euch nicht!
„Auch euch werd' Ich holen zu seligern Höh'n;
:,: „Dann sollt ihr die Blume beglückt wiederseh'n!" :,:



DER GEORG—SEE







Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. Juli 1884. Siebentes Heft.

Die deutschsprechende Bevölkerung und die deutschen Kirchen in den Ver. Staaten mit Bezugnahme auf Evangelisations-Arbeit.

Editor.

I. Die deutschsprechende Bevölkerung.



Der Census der Ver. Staaten für 1880 weist eine in unserer Republik wohnende deutschsprechende Einwanderung* von 2,094,000 Seelen nach, was — die Kinder dieser Einwanderer hinzugerechnet — eine deutschsprechende Bevölkerung von etwa fünf Millionen Seelen ergiebt. Manche setzen diese Zahl sogar auf zehn Millionen, was jedoch zu hoch gegriffen erscheint, da dieses Resultat wohl nur durch Hinzuzählen der Enkel und Urenkel deutscher Einwanderer erreicht werden kann, welche doch kaum noch zur deutschsprechenden Bevölkerung zu zählen sind.

Fünf Millionen Seelen sind aber für Evangelisationsarbeit ein schon äußerst großes Feld. Es ist das mehr als ein Zehntel der Gesammtbevölkerung des deutschen Reiches; es leben mehr Leute in den Ver. Staaten, welche durch die deutschen Kirchen erreicht werden sollen, als — Preußen und Baiern ausgenommen — in irgend einem Königreich, Herzog- oder Fürstenthum Deutschlands.

Die Meinung, daß diese massenhafte deutsche Bevölkerung meistens in den am fernsten westlich gelegenen Staaten zu suchen sei, ist eine irrige, was sich sogleich ergiebt, wenn wir fragen, wie viele deutschsprechende Einwanderer dieser und jener Staat, diese oder jene Stadt aufweist, woraus sich alsdann — die Kinder hinzurechnend — auf die Gesammtbevölkerung, welche in den betreffenden Staaten und Städten durch die deutschen Kirchengemeinschaften erreicht werden sollte, schließen läßt.

Da die Aufführung aller Staaten und Städte zu weit führen würde, greifen wir nur eine Anzahl derselben heraus, was unserm Zweck vollkommen genügt.

Deutschsprechende Einwanderer nach dem Census von 1880 in:

Staaten — Californien 49,588; Indiana 80,756; Illinois 247,275; Iowa 94,328; Kentucky 31,685; Louisiana 18,324; Michigan 92,584; Missouri 115,519; Nebraska 35,050; New Jersey 68,839; New York 373,164; Ohio 206,267; Pennsylvania 177,086; Texas 40,024; Wisconsin 195,212; Dakotah 6,442.

Städte — New York 172,770; Philadelphia 58,321; Chicago 78,015; St. Louis 58,041; Baltimore 34,551; Cincinnati 47,490; New Orleans 14,594; Cleveland 24,160; Pittsburg 16,701; Louisville 13,956; Detroit 17,841; Milwaukee 32,847; Indianapolis 6,351; St. Paul 5,371; San Francisco 21,838; Newark 18,539; Toledo 7,504; Boston 7,752; Brooklyn 56,386; Jersey City 10,325; Rochester 11,522; Buffalo 26,780; Allegheny 10,050; Columbus 4,561; Dayton 5,048.

Wir wiederholen, daß mit diesen Ziffern die Zahl der deutschsprechenden Einwanderer (1880) angegeben ist, und man getrost mit zwei multipliciren darf, um die Anzahl derer zu erhalten, auf welche der Natur der Sache gemäß die deutschen Kirchengemeinschaften in ihrer Evangelisationsarbeit angewiesen sind, nämlich — auf die Einwanderer und ihre Kinder.

* Deutsch-Oestreicher und Schweizer mitgezählt.

Ist nun dieses Feld an und für sich schon ein wirklich kolossales, so kommt noch hinzu, daß sich dasselbe fast täglich durch massenhafte Einwanderung erweitert. Im Jahr 1882 landeten in allen Häfen der Ver. Staaten 300,000 deutschsprechende Einwanderer; im Jahr 1883 etwa 250,000! Tausende derselben ziehen nach dem fernen Westen, um das offene Land einzunehmen, andere tausende bleiben in den östlichen und Mittelstaaten und eine große Menge vorerst wenigstens in den großen Städten. In der Stadt New York allein ließen sich Anno 1883 40,000 Einwanderer nieder, darunter 5,000 Dienstmädchen. Waren dies nun auch nicht sämmtlich Deutsche, so befinden sich doch wenigstens ein Viertheil Deutschsprechende darunter. Illinois empfing voriges Jahr wenigstens 20,000; Indiana 2,500; Iowa 7,500; Michigan 9,000; Ohio 12,000; Pennsylvanien 20,000; Minnesota 10,400; Nebraska 3,700; Kansas 2,890 und Texas 2,100 deutschsprechende Einwanderer.

Somit zieht die deutsche Einwanderung nach Ost und West, aufs Land und in die Stadt; nur die Südstaaten erhielten bisan bloß einzelne unserer Landsleute und nur in den Neu-England Staaten bemerken wir geringere Einwanderung. Und dieser gewaltige Zuzug wird fortdauern. Mag dieselbe auch zeitweilig der Geschäftsstockung oder anderer Verhältnisse wegen unterbrochen werden oder nicht in der Fülle der zwei Vorjahre andauern: so lange das übervölkerte Deutschland Brot verlangt und die Menschen dem dortigen Militärdruck sich zu entziehen bestreben, so lange wird der Auswanderungsstrom währen und sich über unsere Ost-, Mittel- und Weststaaten ergießen. Mag deßhalb in einzelnen Lokalitäten das Deutschthum auch aussterben, indem sich die Kinder der Auswanderer amerikanisirten, so hat die Kirche heute und wird auch in der Zukunft in fast allen Staaten, jedenfalls aber in den meisten größeren Städten unter der deutschen Bevölkerung ein Arbeitsfeld haben, über dessen numerische Magerkeit nur derjenige klagen kann, welcher seine Augen schließt.

Fragen wir nun ferner nach der bei Evangelisationsarbeit in Betracht kommenden Gesinnung der deutschen Bevölkerung, so ergiebt sich, daß dieselbe durchaus nicht sammt und sonders, wie man so gerne annimmt, dem gehässigen, klarbewußten Unglauben verfallen ist.

Weil manche übergescheidte Weltweise im alten Vaterlande den lieben Gott abgeschafft glauben, und mehrere deutsche Leithämmel hierzuland diese Melodie nachblöckten, deßhalb verbreitete sich die Ansicht übers Land, die Eingewanderten aus der deutschen „Philosophen-Nation" seien mittelst klaren Denkprozesses dem reinen und auf Haß gegründeten Unglauben verfallen. Und so oft hörten wir diese Meinung wiederholen, daß wir dieselbe am Ende selbst für baare Münze halten.

In Wahrheit zeigt sich jedoch ein deutsch-amerikanisches Volk anderer Gesinnung — ein Volk, welches herüber kommt, um Brot, Land und Freiheit zu finden, das von Hause aus gern „schöppelt", spielt und lustig ist und nunmehr an den Ufern dieses Westlandes die Fesseln des Staatskirchenthums und der Monarchie abstreifend, entweder auf sein Banner geschrieben hat: „Brot, Erwerb, Land" oder aber: „Lasset uns essen und trinken, fröhlich und guter Dinge sein, denn morgen sind wir todt." Nicht wenige wählen sich beide Sinnsprüche, und machen den Versuch, den einen Hand in Hand mit dem andern durchzuführen. Man ist der einen die Völker zügelnden Macht, dem Bajonnett entronnen und betrachtet die andere Macht — die Bibel mit panischem Schrecken, und zwar im letzten Grunde deshalb, weil drüben diese beiden Mächte in unnatürlicher Verbindung zur Tyrannisirung des Volkes zusammengeschmiedet sind.

Muß nun diese theils in Erwerbs-, theils in Genußsucht sich kundgebende Gesinnung auch der in rohe Praxis übersetzte Unglaube genannt werden; ist die Signatur vieler tausender unserer Landsleute auch mit „gottlos" zu verzeichnen, und setzt die so allgemein herrschende Gleichgültigkeit der Evangelisirung noch die bedeutendsten Hindernisse entgegen, so gehört die Masse der deutschen Bevölkerung doch nicht dem klarbewußten Unglauben an, welcher nur bei den Führern zu finden ist, die sich wohl überall, wie z. B. in Cincinnati auf die Journalisten, eine Anzahl Aerzte, ein paar Advokaten und ebenso viele protestirende Rabbiner beziffern, die wiederum ihre Nachschwätzer haben. Die Menge aber weiß weder von Darwin, noch Häckel, noch Hartmann, noch Schenkel etwas, wohl aber von Erwerben und Schaffen und von Vergnügen und Genuß.

Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß unser deutsches Volk auch gar manche gute Eigenschaft mitbringt, viel Treue, Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit, Fleiß, Sparsamkeit und vornehmlich Gemüth und Herz, wie kein Einwanderer eines andern Volkes. Nur bei der Hefe der deutsch-amerikanischen Bevölkerung finden wir die Merkmale mehr oder minder verwischt.

Auch ist im Auge zu behalten, daß diese nach Besitz jagende oder lustige deutsche Bevölkerung noch viel kirchlichen Sinn besitzt, der sich auf dem Lande gewöhnlich länger erhält als in der Stadt, und welcher, obwohl von manchen als größeres Hinderniß angesehen als klarausgesprochener Unglaube, unter geschickter Benutzung

als Anknüpfungspunkt bei Evangelisations-Arbeit dienen mag.

Endlich klingt vielen Eingewanderten aus dem Gotteshaus, aus der Bibel, oder vom Prediger und Lehrer gar manches ernste Echo nach. Fromme Väter und Mütter ringen drüben für ihre hiesigen Kinder, denn noch hat der Herr seine Auserwählten in Deutschland. Die vorlaufende Gnade Gottes geht sehr vielen Eingewanderten in verschiedener Gestalt nach. Und da wir an die Wirkungen des heiligen Geistes und an Gebetserhörung glauben, so müssen wir auch fest darauf trauen und bauen, daß es einen Schlüssel zum deutschen Herzen, einen Weg zum deutschen Ohr giebt, anstatt daß wir das deutsch-amerikanische Volk von vornherein als verlorene Verderbnißmasse ansehen.

II. Die numerische Stärke der deutschen Kirchengemeinschaften und ihr Einfluß auf die deutsche Bevölkerung.

Durch die Güte und Freundlichkeit der Redakteure kirchlicher Zeitschriften und einiger Synodal-Sekretäre ist es mir gelungen, eine möglichst genaue Statistik der deutschen Communikanten der protestantischen Kirchengemeinschaften zu erhalten. Ich sage — möglichst genau, denn man muß sich immerhin erinnern, daß es in manchen Fällen nicht so ganz leicht ist, die deutschen Kirchenglieder aus den englischen derselben kirchlichen Organisation herauszufinden, sowie daß ein und dieselbe Gemeinde oft sogar „zweisprachig" ist. Auch war es unmöglich, die Statistiken der ganz freistehenden deutschen Gemeinden auch nur annähernd zu erhalten. Jedoch ist die folgende Statistik über die deutsch-protestantischen Gemeinden immerhin eine sehr ausführliche und den Bezugsquellen nach eine richtige.

Deutsche in:	Communikanten.	Sonntag-Schüler.
Lutheraner: General-Concil	120,500	....
Lutheraner: Synodal-Conferenz	172,000	....
Lutheraner: General-Synode	25,000	....
Lutheraner: Alleinstehende Synoden	15,000	....
Deutsch-evangel. Synode von N.-A.	90,000	41,700
Reformirte Kirche	130,000	114,000
Presbyterianer-Kirche	8,900	9,800
Amerikanische Brüderkirche	3,900	2,500
Baptisten	11,809	13,253
Bischöfl. Methodisten-Kirche	47,482	43,913
Südliche Bisch. Meth.-Kirche	1,338	806
Evangelische Gemeinschaft	75,000	70,000
Vereinigte Brüder	7,000	8,810
Mennoniten	25,000	....
Protestantischer Bund	5,000	....
	737,929	....

Wie viele von diesen beinahe 781,000 deutschen Communikanten als wiedergeborene Gotteskinder ein Anrecht auf das ewige Leben haben, das zu entscheiden, ist selbstverständlich unmöglich, kommt uns auch gar nicht zu. Wir finden in dieser Anzahl deutscher Communikanten eine Ursache großer Dankbarkeit gegen Gott, sowie gut gegründete Hoffnung für die Zukunft der deutschen Gemeinden und für das so nothwendige Werk der Evangelisation.

Welchen Einfluß diese deutschen Kirchen und Gemeinschaften auf das deutsche Volk ausüben, in wie weit sie ihre Aufgabe gelöst und in wie weit nicht, das wird uns durch statistische Vergleiche und andere Einblicke klarer werden.

Wir haben gesehen, daß die deutsche Bevölkerung (Einwanderer und ihre Kinder) der Ver. Staaten etwa 5 Millionen Seelen zählt. Obwohl die katholische Kirche bekanntermaßen keine Kirchenregister führt, sondern jeden römisch Getauften als Kirchenglied betrachtet, so kann man aus dem Census des deutschen Reiches, aus welchem ja die Haupteinwanderung kommt, schließen, daß mit Hinzuziehung der Deutsch-Oestreicher und katholischen Schweizer aus den 5 Mill. wenigstens 2 Mill. zu der katholischen Kirche gehören, vielleicht auch 2½ Mill. *)

Wir hätten also eine außerkatholische deutsche Bevölkerung (Einwanderer und ihre Kinder) von wenigstens 2½ Mill. vor uns, aus welcher Zahl 737,929 als Communikanten berichtet werden, was immerhin noch eine nichtkatholische deutsche Bevölkerung von beinahe 1½ Mill. übrig läßt.

Darf nun auch festgesetzt werden, daß nebst der angeführten Anzahl der Communikanten, eine große Anzahl unter der Gesammtbevölkerung angeführte Kinder, die noch nicht Communikanten sind, unter dem Einfluß dieser Kirchen stehen, und bringt man auch die in keinerlei Synodalverband stehenden Freigemeinden in Betracht, so steht doch immer noch ein so außerordentlich großes Feld für kirchliche Evangelisations-Thätigkeit offen, daß diejenigen winzig kleine Muskito-Seelchen haben müssen, welche ein Zetergeschrei erheben, wenn andere, nicht gerade nach der Trommel jener Marschirende, sich die Rettung ihrer Landsleute angelegen sein lassen.

Auch bestätigt dieser statistische Vergleich zwischen der gesammten deutschen Bevölkerung und den deutschen Communikanten, die durch andere Beobachtungen constatirten Thatsachen, daß der

*) In Cincinnati z. B. wohnen in runder Zahl 100,000 Deutsche (Einwanderer und ihre Kinder), und nach den besten katholischen Quellen befinden sich unter denselben 50,000 deutsche Katholiken. Aehnliche Berichte liefern andere Städte.



Einfluß dieser Kirchengemeinschaften, weder in ihrer Gesammtheit, noch in Einzelnen ein auf das Deutschthum unseres Landes überwiegender ist. Einzelne Ausnahmen abrechnend, haben die wenigsten derselben rasche Fortschritte aufzuweisen, und was kürzlich durch genaue statistische Berichte in Cincinnati festgestellt wurde, gilt wohl von vielen andern Städten des Landes. Die deutschen evangelischen Gemeinden Cincinnatis zählen nämlich gegenwärtig 6,004 Communikanten, 365 Sonntagschullehrer und Beamte und 3,735 Sonntagschüler, unter einer deutschen Bevölkerung von 100,000 Seelen, wobei jedoch ebenfalls nicht zu vergessen, daß auch viele Nichtcommunikanten unter dem Einfluß dieser Gemeinden stehen.

Während wir uns also darüber freuen, daß Gott der Herr seinen Segen auf die Evangelisationsarbeit gelegt hat, finden wir auch noch Ursache zur Demüthigung, zum reiflichen Nachdenken und ernsten Gebete.

Der Einfluß der deutschen Kirchen kann jedoch nicht einfach mit Ziffern berechnet und dargestellt werden. Daß tausende Prediger und Sonntagschullehrer Sonntags wie Werktags das Wort Gottes verkündigen ohne weiteren als den durch Zahlen vor Augen tretenden Erfolg zu bezwecken, ist geradezu eine Unmöglichkeit. Das Wort Gottes wirkt immerdar; es wird entweder ein Geruch zum Leben oder zum Tode, und es steht deßhalb ohne alle Selbstüberhebung nur im Einklang mit den leicht zu beobachtenden Thatsachen, wenn wir namentlich betreffs der auf ächt evangelischer Grundlage stehenden deutschen Kirchen sagen: Als treue Zeugen evangelischer Wahrheit, als Repräsentanten kirchlicher Zucht und Ordnung, als ächt christliche Erzieher der Jugend, als Pflegestätten evangelischen Lebens gegenüber dem erstarrten Kirchenthum, als Herolde des Glaubens gegenüber der Gotteslängnung, Gottlosigkeit und Gleichgültigkeit — wirken diese Kirchen als Salz und Licht, und üben in bescheiden-stiller Weise Einfluß auf die deutsche Bevölkerung.

Ob dieselben betreffs der mit der Volkswohlfahrt zusammenhängenden Zeitfragen, bezüglich der vor dem Forum der Oeffentlichkeit ausgefochtenen Kämpfe und Volksbewegungen so entscheidend eingreifen, wie dies von manchen Seiten erwartet wird, steht in Verbindung mit einer andern Frage: Ob nämlich die Kraft der evangelischen Kirche sich auf diesem Gebiete überhaupt hinlänglich äußert, und ob dasselbe ihr eigentlicher Kampfplatz ist, was von manchen geläugnet wird. Jedenfalls ist es unschwer zu erkennen, daß die englischen evangelischen Gemeinden kräftiger ins öffentliche Leben eingreifen als die deutschen und zwar aus Gründen, die auf der Oberfläche liegen.

Ein Schlußartikel über Mittel und Wege zur Evangelisation folgt.

Morgenthau.

Schwüle Lüfte
Zittern glühend auf der Erde,
Lasten schwer auf Wald und Flur;
Lange harrt die Creatur,
Bis ihr Bann gelöset werde.

Purpurglühend
Prangt im Abendroth der Himmel,
Scheidend küßt der Sonne Strahl
Feld und Wald zum letzten Mal,
Und es schweigt der Welt Getümmel.

Nächtlich Dunkel
Wallt herab auf Berg und Auen,
Und vom Himmel nah und fern
Grüßet freundlich Stern an Stern;
Friede ruht auf allen Gauen.

Tiefes Schweigen!
Welke Blätter, dürre Saaten,
Gras und Blumen auf der Au
Lechzen nach des Himmels Thau;
Send' Erquickung, Gott der Gnaden!

Nieder schweben
Auf des Morgenrothes Schwingen
Gottes Engel, um der Welt
Aus des Himmels Lichtgezelt
Seinen Friedensgruß zu bringen.

Heil'ge Stille!
Von dem Himmel trieft der Segen
Auf die Erde wunderbar;
Durch die ganze Pflanzenschaar
Zieht ein neues, kräft'ges Regen.

Morgenthau.



Doch der Segen kommt von Oben.

Herrlich strahlend
Glänzt im Thau die Morgensonne,
Neu gestärkt erwacht die Welt;
Was da lebt in Wald und Feld,
Fühlet neu des Daseins Wonne.

Liebend walten
Gottes treue Vaterhände
Ueber Jedermanns Geschick;
Drum empor zu ihm den Blick!
Er führt stets zu sel'gem Ende.

Stehet feste
In des Kampfes wildem Toben!
Ringet nach dem höchsten Ziel!
Setzet alles auf das Spiel!
Doch der Segen kommt von oben.

C. F. P.

Ein Opfer der Trunksucht.

Nach Thatsachen skizzirt von W. F. Fritze.



Es war bei einer Abendunterhaltung. Alt und Jung nahm regen Antheil an der Unterhaltung und suchte sie so interessant als möglich zu machen. Unter anderem kam die Rede auf die Mäßigkeits-Bewegung, wobei es an dafür und dagegen nicht fehlte. Einigen kam die Idee geradezu lächerlich vor, sich vorschreiben zu lassen, was man essen und trinken soll. Es handele sich hier um die persönliche Freiheit, man lebe in einem freien Lande und brauche sich keine Vorschriften machen zu lassen, und dann solle jeder so viel Männlichkeit besitzen, daß er sich beherrschen könne.

Andere zeigten die Vortheile gänzlicher Enthaltsamkeit und als Beleg ihrer Ansicht wiesen sie hin auf die traurigen Folgen der Trunksucht, wie sie täglich ihre Opfer fordern. Der einzige sichere Weg dem Uebel abzuhelfen sei, daß man Gesetze passire, welche das Fabriciren und Verkaufen spirituöser Getränke gänzlich verbieten zu anderem als medizinischem Gebrauch.

Pastor W. hatte mit Stillschweigen zugehört, als man ihn frug, was seine Ansicht sei von der Sache. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, als er erwiderte: „Ich will weder der einen noch andern Partei beipflichten, sondern nur eine Geschichte erzählen.

„Es war im Jahre 18.. als ich in dem kleinen Landstädtchen B. Prediger war. Es war zur Weihnachtszeit, als ich von einer Landbestellung heimkam, um im trauten Familienkreis das liebe Weihnachtsfest zu feiern, worauf sich Jung und Alt, Reich und Arm schon lange im Voraus freuten. Doch nicht alle Bewohner B.'s sollten dieses Mal ein fröhlich Weihnachtsfest erleben. Das erste, was mir mitgetheilt wurde, war — hast du schon gehört, daß Nolan seine Frau erschossen hat?

„Es war mir zu unerwartet, ja beinahe nicht glaubhaft. Ich kannte Herrn Nolan wohl schon geraume Zeit als einen Mann, welcher dem Trunk ergeben war, aber aus welchem Grund sollte er eine solche That vollziehen? Doch also war es; das Maaß war voll, aus dem Trunkenbold wurde ein Wahnsinniger. Herr Nolan war dem Säuferwahnsinn verfallen. In diesem Zustand erschoß er seine treue Lebensgefährtin, als sie dasaß umgeben von fünf kleinen Kindern."

'Der Nichtswürdige!' riefen viele Stimmen wie aus einem Munde. „Seid nicht zu voreilig mit eurem Urtheil," mahnte Herr W., „das war nur ein kleines Bruchstück von der eigentlichen Geschichte, welche ich erzählen wollte. Nachdem die ganze Geschichte zu Ende, darf ein Jeder sein Urtheil abgeben, wer die meiste Schuld an dieser Gräuelthat hatte.

„Es ist eigentlich eine lange Geschichte, die sich auf ähnliche Weise vielfach wiederholt. Ich habe der Geschichte schon vorgegriffen, ihren wirklichen Anfang nimmt sie im elterlichen Hause dieses Opfers der Trunksucht.

„Thomas Nolan's Eltern wohnten in der blühenden Stadt M., wo Herr Nolan ein einflußreicher Geschäftsmann war und als solcher sich bemühte, sein Geschäft immer mehr zu vergrößern, was ihm auch gelang. Er war als ein ehrbarer reeller Geschäftsmann bekannt und bei Reich und Arm allgemein beliebt. Er bildete sich nicht wenig darauf ein, daß ihm Niemand auf Grund der Wahrheit eine Unehrlichkeit nachweisen konnte. Doch begnügte Herr Nolan

sich nicht damit, nur als tüchtiger Geschäftsmann dazustehen, sondern er machte auch Anspruch auf Religion. Er war sogar ein streng kirchlicher Mann, und hielt besonders treu zur Kirche seiner Wahl, welche er nicht nur nach Vermögen unterstützte, sondern auch die öffentlichen Gottesdienste derselben fleißig besuchte. Er hatte einmal Erfahrung im Christenthum gemacht, doch bald verlor er, was er mit Thränen gesucht und gefunden. Sein Geschäft war ihm Hauptsache, das göttliche Leben erlosch in seiner Seele, und die Welt nahm Besitz von derselben. Er wollte als Christ gelten, begnügte sich aber mit der Form der Gottseligkeit. Seine Gattin machte etwas mehr Anspruch auf Herzens-Religion, — aber es fehlte ihr an Entschiedenheit, besonders in der Erziehung der Kinder.

„Herr Nolan's meiste Zeit war vom Geschäft in Anspruch genommen. Morgens hatte er früh zu gehen, — Abends kam er spät vom Geschäft heim, — Sonntag als Ruhetag betrachtend, schlief er lange, bis es Zeit zum Gottesdienst war. So verging Sonntag nach Sonntag, Woche um Woche, so daß Herr Nolan sehr wenig mit seiner Familie in Berührung kam. Somit fiel die ganze Sorge der Erziehung der Kinder auf die Mutter. Hätte sie den Schleier von der Zukunft etwas lüften dürfen, die Aufgabe würde ihr größer erschienen sein!

„Der Herr hatte ihre Ehe mit 4 Kindern gesegnet, ein Knabe und drei Mädchen. Thomas, so hieß der Knabe, war sehr lebhafter Natur, dabei hatte er gute natürliche Gaben. Seine Aufgaben in der Schule lernte und begriff er schnell, und Lehrer und Freunde versprachen sich viel von dem guten Talent, welches Thomas besaß. Die Mutter hielt ihn an, zur Sonntagschule zu gehen; sie selber aber wurde nie fertig mitzugehen. Außer den Schulstunden wußte sie kaum, wo ihr Thomas zu finden war. Sie liebte still und ungestört zu sein. Kam der kleine Thomas zu ihr mit seinen kindlichen Fragen, so wurde er ein lästiger Knabe gescholten, welcher der Mutter nur Mühe macht. Fing er im Hause ein unschuldiges Spiel mit seinen Schwestern an, dann machte er zu viel Lärm für die Mutter, und sie hieß ihn auf die Straße gehen, wenn er spielen wolle. Bei ihrem beständigen Kopfweh, war ihr jede Aufregung zuwider und sonst war ihre ganze Zeit so in Anspruch genommen, daß sie dem kleinen Thomas keine Aufmerksamkeit schenken konnte. Thomas merkte bald, daß man lieber sah, wenn er irgend sonst wo war, nur nicht im Hause. Deßhalb suchte er seinesgleichen auf der Straße, um da seine Zeit zu vertreiben. Bald wurde es ihm so zur Gewohnheit, daß er im elterlichen Hause gar keine Freude mehr fand, sondern seine Lust daran hatte, Streiche zu spielen und mit anderen verwahrlosten Knaben sich auf der Straße herumzutreiben.

„Da konnte es denn nicht fehlen, daß bald Klagen einliefen über sein schlechtes Betragen. Der Vater war eben auf einer Geschäftsreise begriffen, die Mutter hatte einen heftigen Anfall von Kopfweh, und sonst alle Hände voll zu thun, als geklagt wurde, der kleine Thomas führe sich schlecht auf in der Schule, sei oft abwesend und voll böser Streiche. Die Sonntagschul-Lehrerin war auch rathlos, was sie thun sollte, indem er nicht nur selber ungezogen war, sondern auch die Anderen verführte. Die Mutter fühlte sich bei solcher Nachricht im höchsten Grade unglücklich, doch — konnte sie die Sache ändern?! Sie klagte ihren Freunden ihre Noth, gab dem Thomas eine Zurechtweisung, und dabei blieb's.

„Eines Abends war Gesellschaft bei Herrn Nolan. Die Freunde hatten Kinder mitgebracht und Thomas blieb diesen Abend zu Haus. Das Gespräch drehte sich um allgemeine Gegenstände und die gebildete Gesellschaft gab ihr Urtheil und Gutdünken über jede Tagesfrage. Unter Anderem kam auch die Mäßigkeits-Bewegung zur Sprache, welche gerade in M. Fuß gefaßt hatte. Manche von den Freunden neigten sich entschieden zu Gunsten der Sache. Doch Herr Nolan meinte: ‚Man bleibe mir mit solchen Zwangsmaßregeln vom Halse. Ich will der Unmäßigkeit nicht das Wort reden, aber es sollte Jeder so viel Männlichkeit besitzen, das Trinken ohne Gelübde zu lassen; oder doch nicht zu viel zu trinken. Ich selber bin 38 Jahre alt, trinke hin und wieder ein Glas Wein oder Bier, und fühle, daß es mir gut thut, und weßhalb sollte ich nicht? Man beweise mir aus der Bibel, daß es Sünde ist, so will ich es lassen. Doch Jesus selbst hat aus Wasser Wein gemacht, und Paulus giebt dem Timotheus den Rath, etwas Wein zu genießen wegen seines schwachen Magens.'

„Es wurde hin und her geredet, und auf die traurigen Folgen des Trinkens hingewiesen. Die Bibel lehre, sagte man, allen bösen Schein zu meiden. Der Vater möge ein mäßiger Trinker sein, aber dem Sohne sei das unmöglich. Aus zehn mäßigen Trinkern können neun Trunkenbolde werden. Jedoch Herr Nolan und Andere meinten, sie wollen sich ihre persönliche Freiheit nicht rauben lassen. Es sei dieses alles nur Weibergewäsch, und er hoffe, sein Sohn würde männlich genug sein, sich ohne solchen Zwang beherrschen zu können.

„Damit endigte das Gespräch, und war bald von allen vergessen, nur nicht von Thomas, der aufmerksam dagesessen hatte. Er faßte den Entschluß, wie sein Vater, nie ein Gelübde zu unterzeichnen, sich auch nie mit derartigen Sachen einzulassen.

„Mehrere Wochen waren vergangen, jener

Abend vergessen und Alles ging seinen gewohnten Gang. Da brachte man eines Tages den kaum 12jährigen Thomas betrunken heim. Hätten sie ihn todt gebracht, die Mutter wäre nicht so sehr erschrocken; sie war außer sich vor Schmerz. Er war in die Gesellschaft böser Buben gerathen, welche ihr Vergnügen darin fanden, den jungen Nolan betrunken zu machen. Ein Bekannter fand ihn unter einem alten Schuppen schlafend und brachte ihn heim.

„Der Vater gerieth in furchtbaren Zorn und züchtigte seinen Sohn demgemäß. Der Mutter wollte das Herz brechen. Sie klagte, wenn der Junge selig sterben würde, wollte ich Gott danken. O, daß ich diese Schmach erleben muß! Von jetzt an wurde Thomas strenger gehalten. Herr Nolan drohte mit noch viel härterer Strafe, im Fall sich das noch einmal wiederhole. Thomas war von jener Zeit an etwas vorsichtiger. Er fing an darüber nachzudenken, welche schrecklichen Folgen das Trinken nach sich ziehe. Er ging fleißiger zur Sonntagschule, faßte gute Entschlüsse und wollte schließlich das Trinken sich ganz abgewöhnen. Seinen Kameraden gefiel das durchaus nicht, daß sie den Thomas mit sammt seinem Taschengeld, welches ihm nie fehlte, verlieren sollten. Sie lachten ihn tüchtig aus, daß er jetzt auch so ein Wassersimpel werden wolle. Sein Vater trinke ja auch, und sei ein solcher angesehener Mann. Auch hatten sie einige andere Kirchenglieder, und sogar von den Vorstehern, trinken sehen; man müsse nur aufpassen und nicht zu viel trinken.

„Aengstlich sah er sich nach einem treuen Freund um, der ihm jetzt zur Seite hätte stehen können. Ach, hätte Thomas jetzt einen treuen Führer gehabt! Doch wer sollte es sein? Die Sonntagschul-Lehrerin allein vermochte es nicht, Vater und Mutter vergaßen ihre heilige Pflicht. Es wurde bei Festlichkeiten im elterlichen Hause Wein getrunken und Thomas trank auch wieder mit, natürlich fest entschlossen, nur mäßig zu trinken, was ihm auch eine geraume Zeit gelang.

„Er wuchs endlich zum hoffnungsvollen Jüngling heran. Seine Schuljahre waren glücklich überstanden und er wurde in das Geschäft seines Vaters genommen. Man gratulirte Herrn Nolan, einen solch gewandten Sohn zu haben, welcher bald das Geschäft des Vaters übernehmen könne.

„Thomas hatte sich bis dahin gut gehalten, und es schien, als wolle er jetzt ganz in die Fußtapfen des Vaters treten. Er faßte auch jetzt wieder gute Entschlüsse, sich ganz dem Geschäft zu widmen, um einmal des Vaters Stelle einnehmen zu können. Mit gutem Gedächtniß und vielerlei Kenntnissen ausgerüstet, begriff er alles sehr schnell und war bald mit dem Geschäft so vertraut, daß sein Vater ihn oft wichtige Angelegenheiten besorgen ließ. Er war jetzt der Eltern Stolz und Freude. Jeder Wunsch wurde ihm gewährt und an Taschengeld ließ Herr Nolan es nicht fehlen. Seine Abende hatte er frei und nicht daran gewöhnt, sie daheim zu verbringen, suchte er andere Gesellschaft, welche er bald genug fand, wo dann gespielt und gezecht wurde.

„Auf diese Weise waren mehrere Jahre vergangen, als Herr Nolan eines Jahres über Unwohlsein klagte und in einigen Tagen eine Leiche war. Der Schlag war so plötzlich und unerwartet gekommen, daß die Familie für geraume Zeit fast wie betäubt war. Doch das Leben macht seine Ansprüche, so mußte auch wieder daran gedacht werden, was wohl am besten zu thun sei. Man kam zunächst zu dem Entschluß, daß Thomas in Zukunft das Geschäft verwalten soll. Thomas fühlte jetzt, daß die ganze Verantwortlichkeit des Geschäftes auf ihm laste. Dies stimmte ihn sehr ernst, und er war jetzt mehr als je entschlossen, demselben seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Er mied auch von jetzt an das Wirthshaus und alle leichtfertige Gesellschaft, so daß man sich die besten Versprechungen von ihm machte. Seine Mutter war jetzt ganz besonders froh, eine solche Stütze zu haben, da der Vater todt war, und überließ ihm alle geschäftlichen Angelegenheiten.

„Thomas hatte von Natur ein weiches Gemüth. Er liebte seine Mutter und Schwestern zärtlich, war freundlich gegen Jedermann und wollte recht thun. Es fehlte ihm jedoch zu all seinen guten Entschlüssen die Kraft. Es fehlte ihm an der rechten Entschiedenheit und Charakterfestigkeit, diese nothwendige Ausrüstung zu einem erfolgreichen Leben. Es kann sich dieses keiner selbst geben, wird auch in keiner Schule oder Universität gelernt, sondern fängt an auf der Mutter Schooß, und wird weiter ausgebildet unter der Aufsicht und Pflege frommer, christlicher Eltern, die ihre heilige Pflicht der Kindeserziehung erkannt haben, und entschlossen sind, sie auszuführen. Hier ist es, wo sich der Charakter des Kindes entwickelt, was dann dem Jüngling und Mann so gut zu statten kommt, und ihm sicheren Halt im Leben giebt, allen Schwierigkeiten Trotz zu bieten und in allen Unternehmungen erfolgreich zu sein.

„Thomas hatte das Vorrecht einer solchen Erziehung nicht genossen. Obwohl seine Eltern sich christlich nannten, so hatten sie es doch nicht so genau genommen in der Erziehung der Kinder, sondern waren mehr bedacht, ihnen ein gutes Auskommen zu sichern in irdischer Beziehung. So kam es denn, daß trotz aller sonstigen Begabung und guten Eigenschaften dem Thomas etwas fehlte und zwar das Nöthigste. Wahres Christenthum kann vieles wiederum gut machen

und den Menschen veredeln, wodurch sein Charakter und sein Herz fest wird, welches geschieht durch Gnade. Hier hat die Religion eine große Aufgabe und schon Manchen vom zeitlichen und ewigen Ruin gerettet. Doch wehe dem Armen, der sich selbst überlassen bleibt, um auf einer solchen morschen Grundlage weiter zu bauen!

„Thomas fühlte ein fast unwiderstehliches Verlangen, seine Abende wie früher zuzubringen. Er widerstand lange Zeit und folgte der besseren Stimme des Gewissens. Aber endlich gab er nach, jedoch mit dem Vorsatz nur hin und wieder einmal in's Wirthshaus zu gehen. Niemand wehrte ihm. Er war ja auch jetzt sein eigner Herr. Sein Hang zum Trinken und Spiel wurde immer stärker, so daß er immer häufiger im Wirthshaus seine Abende zubrachte. Seine Mittel beschränkten sich auch nicht mehr auf ein bloßes Taschengeld, sondern er verfügte jetzt über die Geschäftskasse und war deßhalb ein vielgesuchter Kamerad. Er vernachlässigte bei solchem Treiben natürlich das Geschäft immer mehr, was sich auch bald bemerkbar machte. Er verlor an Kredit und das Geschäft fing an rückwärts zu gehen.

„Besser gesinnte Freunde warnten ihn und seine Mutter vor dem kommenden Bankerott. Er selber sah ein, daß es so nicht immer gehen könne, und faßte auf's Neue Entschlüsse, die böse Lust zu beherrschen und ein besseres Leben zu führen, aber nur um in kurzer Zeit um so leidenschaftlicher zu trinken und seiner Lust zu fröhnen. Es waren auf diese Weise drei Jahre vergangen seit dem Tode des Herrn Nolan. Es hatte sich manches geändert. Die drei Töchter des Hauses waren verheirathet und lebten glücklich und zufrieden. Auch in dem einmal glänzenden Geschäfte des Herrn Nolan war es anders geworden. Thomas hatte um hohe Summen gespielt und verloren. In der Hoffnung wieder zu gewinnen hatte er immer wieder eingesetzt, aber das Unglück wollte, daß er immer wieder verlor, welches endlich zur Folge hatte, daß das sonst so angesehene Geschäft den Bankerott erklären mußte. Es blieb der Wittwe nur so viel, daß sie ohne Noth zu leiden leben konnte. Thomas selbst war bankerott an Leib und Seele. Sobald er kein Geld mehr hatte, waren auch alle seine früheren Freunde verschwunden. Die ihm geholfen sich und die Seinen zu Grunde zu richten und die oft gezecht auf seine Kosten, wollten ihn jetzt nicht mehr kennen. So lohnt die Welt.

„Er fing jetzt an seine Thorheiten einzusehen und zu bereuen. Er stand da, wo er schon oft gestanden; er gelobte Besserung, vielleicht mit mehr Ernst als je zuvor. Er war entschlossen in eine fremde Stadt zu gehen. Da, wo ihn Niemand kannte, wollte er ein neues Leben führen. Ach wäre er jetzt zur rechten Quelle, zu dem gegangen, der dem Tiefgesunkensten helfen kann! Doch er glaubte immer noch sich selber helfen zu können. Durch seine Kraft, die ihn so oft betrogen, wollte er sich auch diesesmal helfen und das ist immer ein großer Irrthum, denn wer sich auf sein eigen Herz verläßt, ist betrogen.

„Eines Morgens war Thomas spurlos verschwunden. Es verbreiteten sich allerlei Gerüchte. Einer meinte, er habe sich das Leben genommen, ein Zweiter dieses und ein Anderer jenes. Seine Mutter ahnte den Zusammenhang. Sie erhielt auch bald einen Brief von seinem Aufenthaltsort, neuen Vorsätzen und wie er sich redlich durch seiner Hände Arbeit nähren wolle. Er hatte das Städtchen B. als seine neue Heimath erwählt, wo er bald bekannt wurde als ein gewandter, fleißiger junger Mann. Auffallend war Jedermann sein stilles eingezogenes Wesen. Er mied alle Gesellschaft. Er kämpfte mit sich selbst einen doppelt schweren Kampf, denn die vorige Lust regte sich gewaltig in ihm; aber er war entschlossen ihr die Spitze zu bieten. Bilder von seinem vergangenen Leben schwebten vor ihm, am Tage bei seiner Arbeit, bei Nacht, als die Stille der Nacht ihn umgab, machte er sich Vorwürfe, daß er Schmach und Schande auf seine Familie geladen und ihr Gut, welches sie ihm anvertraut, schnöde durchgebracht habe. Es trieb ihn oft beinahe zur Verzweiflung, so daß er einige Mal nahe daran war, sich das Leben zu nehmen. Aber die Lust zum Leben hatte bis jetzt gesiegt und das Verlangen, einmal alles wieder gut zu machen, verlieh ihm Muth in seinen Bestrebungen fortzufahren.

„Doch ein solches Leben konnte und wollte er nicht immer führen, das fühlte er; deßhalb fing er an und suchte wieder Gesellschaft und Zerstreuung. Er wollte jedoch nur gute Gesellschaft aufsuchen, welche ihm in seinen Bestrebungen behülflich sein konnte. Er war auch ein gern gesehener Gast wegen seines feinen Benehmens und guter Bildung, was von allen geschätzt wurde. Doch auch in jenen gesellschaftlichen Zusammenkünften durfte nach vieler Anschauung der edle Traubensaft nicht fehlen. Hätten jene Personen es errathen können, welch ein Kampf in Thomas Nolan hervorgerufen wurde, als sie ihm das erste Glas Wein anboten, welches zu trinken er sich weigerte, und hätten sie einen Blick in die Zukunft thun können, welch namenloses Elend die Folgen sein würden, sie würden nicht gelacht haben, daß er es höflich abwies und lieber nicht trinken wollte. Einer solchen Gesellschaft gegenüber, die es ganz harmlos fand, ein Glas Wein zu trinken bei ihren Zusammenkünften, konnte er nicht widerstehen. Er fing

auch selber an zu glauben, daß es harmlos sei, und trank mit ihnen, was man als männlich lobte.

„Bei einer solchen Zusammenkunft machte er die Bekanntschaft einer jungen Dame, welche die einzige Tochter einer angesehenen Familie war. Er hielt um ihre Hand an und war bald mit ihr verlobt und ehelich verbunden. Er fühlte sich jetzt glücklicher und sicherer als seit langer Zeit. Daß er hin und wieder in's Wirthshaus ging, seitdem er wieder der Versuchung nachgegeben, fand kein Mensch für auffallend, denn das thaten die angesehensten Bürger der Stadt. So waren drei Jahre in ihrem ehelichen Glück verflossen, als Herr Nolan eines Abends betrunken heimkam. Seine Frau schämte sich der Schande, und war besorgt für die Zukunft. Er versprach jedoch, es solle nicht wieder geschehen. Seine Mutter, die indeß zu ihm gezogen war, hatte ernste Befürchtungen, als sie der Vergangenheit gedachte, und jetzt sehen mußte, wie er immer mehr seine Abende im Wirthshaus zubrachte. Es wiederholte sich auch bald und dann immer öfter, daß er betrunken heimkam. Der Saufteufel hatte förmlich Besitz von ihm genommen, und die alte Leidenschaft erwachte mit erneuter Macht, so daß er sich nicht mehr zu beherrschen wußte. Seine junge Gattin und Freunde waren rathlos, seiner Mutter wollte schier das Herz brechen.

„So verging ein Jahr nach dem andern, mit Nolan wurde es immer schlimmer. Es wäre noch viel zu erzählen, wir wollen jedoch die höchst traurige Geschichte kurz zusammenfassen. Wir wollen nicht viel reden von den Thränen und Sorgen der Gattin eines Trunkenboldes, wie fünf kleine Kinder, schlimmer als Waisen, um Brot schreien, und die Mutter ihnen mit gebrochenem Herzen sagen muß, sie habe keines für sie. Es war jedesmal ein Stich in's mütterliche Herz, wenn sie die blassen Wangen und geisterhaften Blicke der Kleinen sah, und der kleine Johann seine abgezehrten Händchen ihr entgegenstreckte und bat: ‚Mamma, nur ein kleines Stück Brot, der Hunger thut so weh,' die größeren ihn aber zu trösten suchten, er solle zufrieden sein, die Mutter habe kein Brot. Oft wandte sie sich vom Strohlager, denn ein Bett hatten sie schon lange nicht mehr, mit blutendem Herzen. Es schmerzte das Mutterherz zu sehr zu sehen, wie sich die Kleinen krümmten wie Würmchen, weil der Hunger groß und sie vor Schmerz nicht schlafen konnten.

„Doch wir wollen den Schleier über dieser Trauerstätte nicht weiter wegziehen. Gott selbst hat die Thränen der Armen gezählt, und er ist der Richter über dem allem. Wir wollen nicht jenen Nolan verdammen, der ein Opfer seiner Leidenschaft, im Wirthshaus saß und die Seinen am Hungertuch nagen läßt. Aber die Thränen und Seufzer solcher Armen, das Gewimmer der unschuldigen Kleinen schreit zu Gott um Rache über die Mitschuldigen, über den Selbstgerechten, der sich mit einem: ‚Soll ich meines Bruders Hüter sein?' abwendet. Man will seine persönliche Freiheit schützen und männlich sein, aber ladet damit den Fluch auf seine eigenen Hausgenossen. Der in der Jugendzeit gelegte Keim wird sich endlich entwickeln, und mit aller Macht sich geltend machen. Wäre es nicht an der Zeit, daß Eltern die heiligste ihrer Pflichten anerkennen, und Solche, die vorgeben, sich für das Wohl ihrer Mitmenschen zu interessiren, etwas mehr Rücksicht auf ihre schwachen Brüder nehmen würden? Diese brauchen der Starken Beispiel, und man ist Gott verantwortlich dafür. Es gibt Solche, die reden vom Himmel und Seligkeit, aber handeln ganz rücksichtslos, fragen nichts darnach, ob sie dem Schwächeren Anstoß oder Aergerniß bereiten, sondern stoßen ihn mit ihrem Beispiel tief hinunter in's Verderben. Der Sünder wird wohl sterben um seiner Sünden willen, aber es wird schwerer sein für den, dessen Hände mit seinem Blut befleckt sind.

„Thomas Nolans Maß war voll und wir sind da angekommen in unserer Erzählung, wo wir im Anfang begonnen, an jener Trauerscene vor Weihnachten. O, es war eine traurige Weihnachtsfeier! Die ganze Stadt war in Aufregung. Niemand hatte das erwartet; sie selbst hatte alles erlitten in stiller Ergebung und Niemand ihre Noth geklagt als Gott allein."

Pastor W. machte eine Pause, während Alles stillschwieg und Niemand Lust verspürte zu reden.

„Ihr werdet das Uebrige wissen wollen," fing er endlich wieder an. „Es ist mit wenigen Worten gesagt. Nolan nahm sich, nachdem er die That vollbracht, selbst das Leben. Seine Mutter überlebte diese Schmach nicht lange. Mit gebrochenem Herzen sank sie in's Grab in ihren besten Jahren. Die Mutter der jungen Frau war erst ganz niedergeschmettert. Sie ging traurig und gebückt umher. Ihr Gesichtsausdruck zeugte von tiefem Schmerz und ihre Gestalt war verfallen. Man fürchtete ernstlich für ihre Gesundheit. Da eines Tages, nachdem sie lange tiefsinnig dagesessen, lachte sie hell auf, die Arme, sie hatte den Verstand verloren."

Pastor W. hatte aufgehört zu erzählen, der Schmerz hatte ihn überwältigt, als er jener Trauertage gedachte.

‚Noch eins,' unterbrach Jemand die Stille, ‚was wurde aus Nolans Schwiegervater und den Kindern?'

„Das wollte ich noch sagen," fuhr Pastor W. fort, „ich habe ihn seither oft gesehen. Der kräftige Mann ging gebeugt umher. Er war

in wenigen Wochen viele Jahre gealtert. Früher lebensfroh, aber seit jener Zeit sah ich ihn nie mehr lächeln. Die Kinder versorgte er, indem er sie zu Verwandten brachte."

Alle gingen stillschweigend aber tief gerührt heim, neue Entschlüsse fassend um sie mit Gottes Hülfe durchzuführen. Und du, lieber Leser?



Die Adirondack-Berge und deren Umgebung.

Von P. Quattländer.

Hierzu der Stahlstich.

In einer früheren Nummer führte Haus und Herd seine Leser durch die Catskill-Berge. Heute will es mit ihnen nach den Adirondack-Bergen wandern, auf dem Wege jedoch da und dort ein wenig anhalten und sich der schönen Gotteswerke erfreuen.



Fort Edward.

Albany, der Regierungssitz des Staates New York, liegt auf unserem Weg. Es ist ein, durch seine Lage, seine Eisenbahnverbindungen, seinen Verkehr auf dem Hudson und auf dem berühmten Eriekanal, bedeutender Ort und zählt etwa 80,000 Einwohner. Das nunmehr seiner Vollendung entgegengehende Regierungsgebäude „Capitol" ist einer der imposantesten Bauten in den Ver. Staaten und übertrifft vielfach an reicher und glanzvoller Ausstattung das gleichnamige Regierungsgebäude in Washington.

Von Albany gehen wir entweder über Troy oder Schenectady nach Saratoga, dem Mekka unserer kranken und nichtkranken Aristokratie und machen die übliche Runde von einer Heilquelle zur andern. Von hier trägt uns die Rensselaer und Saratoga Bahn den Adirondacks entgegen. Wir steigen jedoch in dem etwa 20 Meilen entfernten Dorfe, wo die ehemalige Festung Edward stand, ab um von hier aus einige Fußreisen zu machen.



Glen's Fälle.

Die genannte Festung — Fort Edward — spielte in den englisch-französischen Kriegen auf diesem Kontinent, sowie in unserm eigenen Revolutionskriege eine bedeutende Rolle. Nur wenige Spuren der ehemaligen Festungswerke sind übrig geblieben und erin-



Ka-che-bon-cook, oder Jessup Great Falls.

nern an die blutigen Kämpfe, die hier stattgefunden.

Eine charakteristische Handlung des „Alten Israel Putnam", eines der hervorragendsten Revolutionshelden, wird in Verbindung mit der Geschichte dieser Festung erzählt. In unmittelbarer Nähe des Pulvermagazins brach eines Tages in den Barracken Feuer aus. Putnam bestieg eine Leiter, die er an das dem Magazin zunächst stehende Gebäude angelehnt hatte, und goß nun von hier aus, in größter Kaltblütigkeit, das ihm hinaufgereichte Wasser auf das Magazin hinab. Allen Ermahnungen zuwider blieb er in dieser gefährlichen Stellung, bis das Feuer vollständig gelöscht war. Unter den Hurrahrufen seiner Soldaten stieg er von der Leiter herab, mußte jedoch in Folge der erhaltenen Brandwunden einen ganzen Monat im Hospitale zubringen.

Ein interessantes Stück Landschaft, unweit den Ruinen dieser Festung, bietet sich dem Auge auf der Brücke — siehe Bild 1 —, die das westliche Ufer des Hudson mit der sogenannten Rogers Insel verbindet. Das hervorragendste Gebäude des gewerbethätigen Städtchens, das unser Bild zeigt, ist ein Seminar der bischöflichen Methodistenkirche.

Etwa fünf Meilen westlich von Fort Edward — der Ort wird immer noch so genannt — sind die bekannten Glen's Fälle (Bild 2). Der Hudson, hier ungefähr 400 Fuß breit, hat im Laufe einer Meile einen Fall von 80 Fuß, und bildet, durch die zackigen Felsenmassen seines Bettes gebrochen, eine Reihe schäumender Fälle und reißender Strömungen.

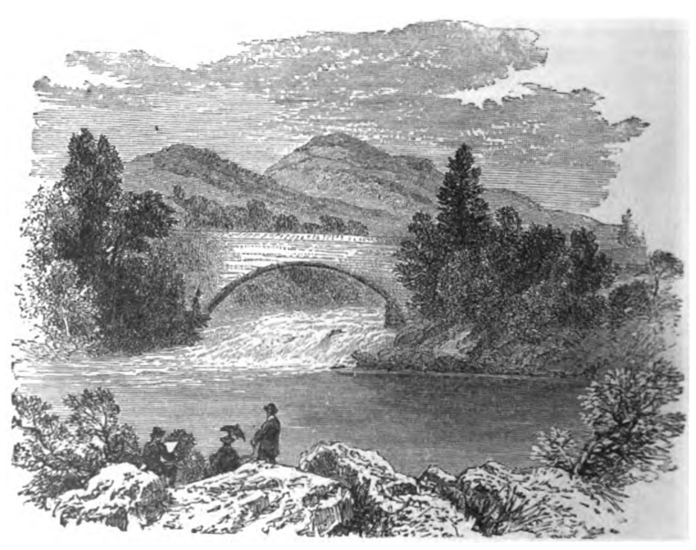
„Es wallet und siedet, und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich menget."

Die Umgegend dieser Fälle bietet scenisch und geschichtlich so viel Interessantes, daß selbst der mit seiner Zeit haushälterische Tourist gewöhnlich länger, als er beabsichtigte, weilt. Hier läßt Fennimore Cooper den letzten Mohikaner seinem tragischen Ende entgegengehn.

Dem Hudson entlang bringt uns eine Fahrt von wenigen Stunden nach den „Jessup Great Falls" — großen Fällen — von den Indianern Ka-che-bon-cook genannt (siehe Bild 3). Im Laufe von etwas mehr als einer Meile fällt der Fluß 120 Fuß, abwechselnd über hohe Abhänge und durch tiefe Felsenklüfte rauschend.

Einige Meilen oberhalb dieser Fälle vereinigt sich der Sacandaga mit dem Hudson (Bild 4), und hier fließt letzterer träge und langsam dahin, gleichsam als ob er Athem holte für seine gewaltigen Sprünge.

Wir nähern uns dem Gebiete der Adirondacks, diesem Paradies der Jäger. In allen möglichen Nüancen, vom unbestimmten Grau und Grün



Mündung des Sacandaga in den Hudson.



Mündung des Scarron in den Hudson.

der näherliegenden, bis zum zartesten Blau der fernen Berge, liegen diese Gebirgsketten da, und kostet es einige Ueberwindung, nicht direkt auf dieselben loszugehen. Doch müssen wir vorerst dem vielbewunderten Lake George — Georgesee — einen Besuch machen.

Lake George, ungefähr neun Meilen von Glen's Falls entfernt, ist nahezu so oft umgetauft worden wie der Hudson, und wie diesem bleibt ihm schließlich der prosaischste seiner Namen. Die Iroquois nannten ihn Andiata-rockte, d. i. eingeschlossener See; andere Indianerstämme: Canidere-oit—Schwanzsee, womit sie ihn als Schwanz des größern Lake Champlain bezeichneten. Der Pater Jaques, der ihn schon im Jahre 1646 befuhr, gab ihm den Namen Lac Sacrament, und Sir William Johnson nannte ihn nach seinem Könige: Lake George. Schöner und poetischer als die bis jetzt genannten, war eine andere indianische Bezeichnung; nämlich Horikon, d. h. Silberwasser.

Lake George mit seiner Umgebung ist eine Verbindung von Land- und Wasserscenerie, wie man sie selten reizender und anziehender findet. Aus dem schimmernden Wasser steigen grüne Inseln und Inselchen — man zählt deren 365 — herauf, zwischen denen Dampfer, Segel- und Ruderboote hin und wieder gleiten. Sechsunddreißig Meilen lang, von ein bis vier Meilen breit und umrahmt von einem größtentheils üppigen und durch stattliche Wohnungen unterbrochenen Ufer, liegt diese Wasserzunge da wie eine poetische Composition, stundenlang das Auge fesselnd. Der malerische Reiz wird erhöht durch den Gegensatz des dunkeln Hintergrundes, den das rauhe Gebirge bildet. Touristen, die die Schweiz und Schottland bereist haben, versichern, daß die natürliche Schönheit dieses Sees und seiner Umgebung von keiner Scenerie der genannten Länder übertroffen werde.

An den Ufern dieses Sees steht man auf historisch-interessantem Boden. Hier spielten die blutigen Fehden der Indianer, besonders der Huronen und Mohikaner, später die erbitterten Kämpfe zwischen Engländern und Franzosen und noch später die der amerikanischen Patrioten mit den englisch gesinnten Tories. Es ist blutgetränkter Grund, auf dem wir stehen und muß man sich zwingen zu denken, daß dieser glitzernde See, diese friedliche Landschaft so oft der Schauplatz blutiger Kämpfe war.

Von Lake George gehen wir nach Warrensburgh, in dessen Nähe der Schroon Fluß — sollte eigentlich Scarron heißen — mit dem Hudson zusammenstoßt. Es ist auch dies ein überaus reizendes Stück Landschaft. In einem kleinen aber lieblichen Thal, von gewaltigen Ulmen beschattet, treffen sich diese wilden Söhne des Gebirgs, sich friedlich umarmend, und, durch Vereinigung stark gemacht, auf gemeinsamem Wege der großen Weltstadt entgegen ziehend.

Dem Schroon Fluße aufwärts folgend, erreichen wir etwa 30 Meilen von seinem Zusammenfluß mit dem Hudson entfernt, den Schroonsee und nur wenige Meilen weiter



Dorf Adirondack.





Fall des Opalescent Flusses.

begegnen uns, auf immer rauher und mühsamer werdendem Wege, bereits kleinere Hügelketten, bedeckt mit meilenlangen, düstern Wäldern, deren drückende Stille nur dann und wann durch das Murmeln eines Baches unterbrochen wird. Die Luft wird merklich rauher, aber auch reiner und, von dem Duft der Fichten und Tannen geschwängert, angenehm und stärkend. In dem kleinen Dorfe Adirondack gönnen wir uns einige Erholung und rüsten uns für unsern Streifzug in die Schweiz Amerikas (?) aus.

Die Adirondacks sind das bedeutendste Gebirge im Staate New York und liegen, wie aus Vorangehendem ersichtlich, im nordöstlichen Theile desselben. Es sind fünf Gruppen, die, einander nahezu parallel vom Südwesten nach Nordosten laufen und an den Ufern des Sees Champlain enden. Der Name Adirondack wird gewöhnlich dem ganzen Gebirgssystem, nördlich vom Mohawk-Thale gegeben, gehört jedoch eigentlich nur der Gruppe zu, von welcher der Berg Marcy oder Tahawus der Mittelpunkt ist. Die südlichste Gruppe, die an die südöstliche Grenze des Essex County streift, ist unter dem Namen Palmertown- oder Luzern-Berge bekannt. Die zweite Gruppe parallel mit ersterer, das County Essex durchschneidend, endet in den Hügeln, die die Bulwagge Bucht überhängen. „Pharaoh", vier tausend Fuß hoch, ist der höchste Berg dieser Gruppe. Die dritte endet in dem Split Rock (gespaltener Felsen), im östlichen Theile von Essex County. Ihr höchster Punkt ist die Spitze des Bald Mountain, nur 2100 Fuß hoch. Die vierte Gruppe führt den Namen Schroon-Berge, unter welchen der Dix-Berg — nach Marcy der höchste — 5200 Fuß und der Nipple Top 4900 Fuß hoch sind. Die fünfte und bedeutendste Gruppe bilden die eigentlichen Adirondacks, in denen der Berg Marcy 5467 Fuß hoch, der höchste Punkt im Staate New York ist. Andere hervorragende Berge dieser Gruppe sind: McMartin, McIntire und Sandanona, jeder derselben ungefähr 5000 Fuß hoch.

Nördlich von den Adirondacks, an der Westseite des Ausable Flusses erreichen die Berge Steward und Whiteface eine Höhe von resp. 5100 und 4855 Fuß.

Alle diese Höhen, von denen manche eine recht lohnende Aussicht bieten würden, kann Haus und Herd mit seinen Lesern nicht besteigen; wir beschränken uns daher auf einen Ausflug nach dem Gipfel des Marcy, der uns die beste Aussicht und dabei einen Ueberblick des ganzen Gebirges bietet.

Das Dorf Adirondack verlassend, überschreiten



Ersteigung des Marcy oder Tahawus.

wir auf höchst gebrechlicher Brücke den Hudson, arbeiten uns eine beträchtliche Strecke durch wildverwachsene Himbeergesträuche hindurch und gelangen dann in einen Bergpfad, über welchen da und dort die den Winterstürmen unterlegenen Fichten hingestreckt liegen. Schon hier erhält man einen kleinen Vorschmack von den Mühen und Geduldsproben, die das Ersteigen des Berges fordert. Große Felsstücke, die nicht immer umgangen werden können, vielmehr überstiegen werden müssen, versperren allenthalben den Weg, der sich übrigens nach und nach ganz verliert. Nur das geübte Auge des Führers findet noch die „Jägerspur".

Eine wohlthuende Ueberraschung gewährt uns der Opalescent Fluß, ein kleiner Waldstrom, genährt von den Wassern des Colden Sees, der uns hin und wieder durch die Lichtungen des Waldes aus der Ferne entgegenschimmerte. Der Opalescent bildet eine Reihe kleiner aber interessanter Wasserfälle. Hier überspringt er mächtige Felsblöcke, dort rauscht er durch eine enge Schlucht hinab und tobt sich im zackigen Felsenbett aus. Wenige Schritte weiter zieht er friedlich über die glattgeschliffenen, theils tiefblauen, theils brillant grünen, theils wie Perlen glänzende Kieselsteine hin. Es ist das Alles — besonders wenn die Sonne durch das seichte Wasser diese schöngefärbten Kiesel bescheint — ein überraschend liebliches Bild inmitten dieser Baum- und Felsenwildniß. Unweit dieser Stelle fällt der Bach durch eine enge Schlucht — über 50 Fuß tief — in ein düsteres, von Felsen umhangenes Becken hinab. Das fallende Wasser bildet eine dünne Scheibe, und die Indianer, immer poesiereich in der Benamung auffallender Naturerscheinungen, nannten diesen Wasserfall She-gwi-en-dawkwe, d. i.: hängender Speer. Wie viel Einbildungskraft dazu gehört, diese Bezeichnung zu rechtfertigen, mag der geneigte Leser mit Hülfe des beigefügten Bildes selbst entscheiden.

Durch das wilde und rauhe Opalescent Thal, durch das wir uns den Weg selbst bahnen müssen, gelangen wir endlich zum Fuße des Berges Marcy, wo noch die Wildkatze haust. Und nun liegt eine pfadlose Bergseite vor uns, die durchschnittlich unter einem Winkel von 45 Graden zwei Meilen in die Höhe führt und deren Ersteigen nicht wenig Willenskraft und Ausdauer fordert. Zwischen moosbedeckten Felsen, zwergigen Fichten und Tannen, oft auf Händen und Knieen arbeitet man sich langsam aufwärts. Endlich ist die Waldgrenze überschritten, aber nun gilt es an kahlen, schroffen Abhängen hinaufzuklettern, wobei oft jedes Ständlein, jede knorrige Wurzel als Halt willkommen ist. Es ist allerdings kein Alpensteigen, aber denn doch ein recht mühsames und auch nicht ganz gefahrloses Stück Arbeit, und man ist froh, wenn endlich die Spitze des Berges—sechstausend Fuß über dem Spiegel des Hudson liegend — erreicht ist.


Lake Colden.

Die Aussicht in dieser Höhe ist natürlich eine weitreichende und fesselnde. In der Nähe erheben sich die Häupter der Berge Colton und McIntire, hinter diesen die Berge Emmons, Seward, Whiteface (Weißgesicht) und Giant of the Valley (Riese des Thales). Weiter hinten schweift das Auge durch das St. Lawrence Thal im Norden und im Osten hinüber zu den „Grünen Bergen", hinter welchen man noch den grauen Kopf des Mount Washington, des Königs der „Weißen Berge" sieht. Gegen Süden erheben sich die gespenstigen Katzenberge und im Westen die kleineren Bergketten der Herkimer und Hamilton Counties.

Es ist eine schöne Aussicht, ein wechselreiches

Panorama, das sich dem Auge auf dieser Spitze bietet. Unabsehbare Waldungen, kleine, baumbegrenzte Seen, die Wasser des herrlichen Champlain mit ihren grünen Inselgruppen und weißen Segeln, die kleinen Flüsse und Bäche, die sich wie silberbedeckte Schlangen durch die luxuriösen Thäler winden — das und vieles Andere macht die Aussicht von diesem Berge zu einer der schönsten dieses Landes.

Auf unserm Rückwege machen wir einen Abstecher nach dem Colden See, der ungefähr 3000 Fuß über dem Wasserspiegel des Hudson in einem reizenden Hügelbecken liegt. Sein Wasser ist außerordentlich kalt; keine Fische, höchstens Blutegel werden in demselben gefunden. Die fast ununterbrochene Stille, die an den Ufern dieses Sees herrscht; die tiefen Schatten der dunkeln Hügel in dem ruhigen Wasser und die, das Ganze umrahmende Wildniß machen einen eigenthümlichen fast unheimlichen Eindruck. Selbst der Adler, der dort drüben auf dem Aste jenes erstorbenen Baumes sitzt, scheint diesen Eindruck zu theilen.

Wir besuchen zum Schluße noch den See Champlain. Dieses prachtvolle Stück Wasser, 140 Meilen lang, liegt zwischen den Adirondacks und den Grünen Bergen, und bildet die natürliche Grenze der Staaten New York und Vermont. Für letzteres ist er von hoher commerzieller Bedeutung, indem der beträchlichste Theil seines Handels durch diese Wasserstraße vermittelt wird.

Wie Lake George ist auch dieser See geschichtlich denkwürdig. An seinen Ufern finden wir das berühmte Ticonderoga, um dessen Besitz abwechselnd Indianer, Franzosen, Engländer und Amerikaner gerungen haben. Crown Point, das wenige Tage nach der glänzenden Eroberung Ticonderogas durch Ethan Allen und Benedikt Arnold in die Hände der Patrioten fiel, liegt nur wenige Meilen oberhalb desselben. Nennenswerth sind ebenfalls Whitehall und Plattsburgh, letzteres bekannt durch die in seiner Nähe stattgefundene und für die Amerikaner so glänzende Seeschlacht am 11. September 1814.

Lake Champlain mit seiner Umgebung ist unstreitig eine der schönsten Wasser- und Landscenerien dieses Landes und verdient die Pietät, die ihr der Amerikaner entgegenbringt. Friedeathmend liegt der See zwischen den Gebirgen drinnen; seine Ufer sind bedeckt mit einladenden Dörfern, Städten und Landhäusern und seine glänzende Fläche besät mit Inseln und Inselchen. Und wenn das Abendroth diese schimmernde Fläche in Gold verwandelt, ihre Inseln und Fahrzeuge in Purpur kleidet, während die Bergriesen zu beiden Seiten Wache stehen über dieses Zauberland — dann wird dem empfänglichen Beobachter gar feierlich ums Herz und sein Auge sucht unwillkürlich dieser Schöpfung Gott.

Luther und seine Lieder.

Von A. Flammann.



Jemehr man das Leben und den Charakter Luther's studirt, desto mehr wird man überzeugt von der Vielseitigkeit seines Genies und seiner Talente. Gleichwie John Wesley, der Leiter der „zweiten Reformation“, war Luther nicht ein Mann von beschränktem Verstand und Wissen. Seine natürliche Begabung, die durch fleißiges, allgemeines Studium sich aufs Beste entwickelte, wurde nach allen Richtungen hin gebraucht zur Ehre Gottes und zum Wohle seiner Mitmenschen. Er war Poet, Prediger, Theologe und auch im besten Sinne des Wortes, ein ächter deutscher Volksmann. Ein Geschichtsschreiber nennt ihn, „den größten Helden der christlichen Kirche seit den Aposteln, den Begründer der deutschen Sprache und Literatur, den ersten Redner und Debattirer und zugleich den größten Schreiber seines Zeitalters in Prosa und Poesie.“

Bekanntlich war Luther ein großer Liebhaber von Musik. Auf seinen Reisen hatte er gewöhnlich seine Flöte bei sich und in seinen Musestunden sang und spielte er liebliche Weisen, sowohl im Freundes- und Familienkreise, als auch wenn er allein war. „Die nicht von der Musik gerührt werden,“ schreibt er einmal, „die halte ich den Stöcken und Steinen gleich. Denn wir wissen, daß die Musik auch dem Teufel zuwider und unleidlich sei. Und ich halte gänzlich dafür . . . daß nach der Theologie keine Kunst sei, die mit der Musik zu vergleichen wäre, dieweil sie . . . Ruhe und einen fröhlichen Muth macht . . . . Man vergißt dabei alles Zornes, Unkeuschheit, Hoffart und andere Laster.“

Als Dichter aber war Luther besonders hoch begabt. Seine Lieder sind Muster von edler Einfachheit, voll Kraft und Schwung. Im Vergleich mit andern Liederdichtern schrieb

Luther nicht so viele Lieder als manche andere. John Wesley und sein Bruder Charles z. B. waren in dieser Hinsicht unendlich fruchtbarer, indem Letzterer allein zwischen sechs und sieben Tausend Lieder schrieb. Von Luther haben wir im Ganzen nur siebenunddreißig geistliche Lieder, von welchen selbst nur fünf ganz von ihm verfaßt wurden. Die Uebrigen sind entweder theils beinahe wörtliche, theils freie Uebersetzungen alter lateinischer Lieder, oder auch gebrauchte er einzelne Verse, welche in deutscher Sprache schon lange vom Volke gesungen wurden, welche er verbesserte und zu welchen er neue Verse hinzufügte.

Obgleich schon lange vor Luther solche deutsche christliche Gesänge existirten und gelegentlich beim Gottesdienst gebraucht wurden, so kann doch Luther wohl mit Recht als der Vater und Begründer der deutschen Hymnologie bezeichnet werden. Im Jahre 1523 dichtete er sein erstes Lied: „Ein neues Lied wir heben an," auf Veranlassung des Märtyrerthums zweier junger Augustiner Mönche, Heinrich Voes und Johannes Esch, welche am 1. Juli 1523 in Brüssel verbrannt wurden. Im September desselben Jahres folgte sein Reformationslied: „Nun freut euch, lieben Christen, g'mein," und bald darauf: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir." Das Erstere ist ganz Original und das erste wirkliche Kirchenlied Luther's. In den ersten Gesangbüchern bemerkt Luther zu diesem Liede: „So singt man vor der Predigt." Dasselbe wurde gleich sehr populär und wirkte viel Segen. Ein Zeitgenosse Luthers schreibt davon: „Wer bezweifelte es wohl, daß viele Hundert Christen, welche vorher vielleicht selbst den Namen „Luther" nicht hören mochten, zum wahren Glauben gebracht worden sind durch dies eine Lied allein. Diese süßen und kräftigen Worte haben also ihre Herzen eingenommen, daß sie der Wahrheit nicht widerstehen konnten." Das Zweite ist nach dem 130. Psalm bearbeitet. Dies Lied wurde in Halle bei der Ueberbringung der Leiche des großen Reformators am 20. Februar 1546 von dem versammelten Volke unter vielen Thränen an seinem Sarge gesungen."

Luthers Wunsch war, daß sein liebes deutsches Volk nicht allein Gottes Wort in deutscher Sprache lesen und hören, sondern auch singen möchte. Zu diesem Zwecke ließ er diese Lieder zuerst auf einzelne Blätter drucken und unter dem Volke verbreiten. Er selbst componirte oder adoptirte passende Melodien für dieselben. Sie wurden mit großer Freude aufgenommen und gesungen. Durch solch gesegnete Wirksamkeit der wenigen Lieder ermuthigt, machte sich Luther an die Arbeit, andere zu schreiben und ersuchte auch seine Freunde, „deutsche Psalmen" zu dichten, woraufhin zunächst Justus Jonas und Paul Speratus ihm einige Lieder sandten. In einem Briefe an Spalatin schrieb Luther zu jener Zeit wie folgt: „Es ist meine Absicht, nach dem Vorbilde der Propheten und der Väter, deutsche Psalmen für das Volk zu machen, das heißt, geistliche Lieder, wodurch das Wort Gottes lebendig bleibt unter ihnen. Ich suche deshalb überall nach Poeten. Und weil du ein solcher Meister der deutschen Sprache bist, so mächtig und beredt, so bitte ich dich, mir die Hand zu geben in dieser Arbeit."

Das erste gedruckte Gesangbuch der evangelischen Kirche erschien sodann im Jahre 1524 unter dem Titel: „Etlich Christlich Lider Lobgesang und Psalm, dem rainen wort Gottes gemeß, aus der heyligen schrifft, durch mancherlei hochgelehrter gemacht, in der Kirchen zu singen, wie es dann zum tayl berayt zu Wittenberg in übung ist." Da dasselbe nur acht Lieder enthält, wovon fünf mit beigedruckten Melodien, so wurde es nothwendig, daß dies „Gesangbuch" durch ein etwas größeres ersetzt werden mußte. Bald erschien deshalb ein solches, welches den Titel, „Enchiridion oder Handbüchlein" führte. Dies enthielt fünfundzwanzig Lieder, darunter achtzehn von Luther. Ehe das Jahr zu Ende ging, wurde noch ein drittes und wieder etwas inhaltsreicheres gedruckt, welches den Titel, „Geistliches Gesangbüchlein" führte. Dasselbe enthielt zweiunddreißig Lieder, wovon vierundzwanzig von Luther waren. Im Jahre 1529 wurde das „Wittenberger Gesangbuch" herausgegeben. Im Ganzen erschienen von 1524 — 1545, also im Laufe von einundzwanzig Jahren dreizehn Gesangbücher unter der Aufsicht Luther's, wofür er selber die meisten Lieder schrieb.

Diese Lieder Luthers und seiner Zeitgenossen Speratus, Justus Jonas, Spalatin, Hans Sachs und Andere, las und sang man bald durch ganz Deutschland, also, daß sie nächst der Bibel die Reformation am meisten verbreiten halfen, indem dadurch gleichsam die Lehren der Bibel in die Herzen hineingesungen wurden und ein Römischer, Namens Conzenius, klagen mußte, sie hätten mehr Seelen getödtet, als alles Schreiben und Predigen. „Das ganze Volk singt sich in diese lutherischen Lehren hinein," sagte ein Anderer. Coleridge schreibt darüber: „Luther that ebensoviel für die Reformation durch seine Lieder, als durch die Uebersetzung der Bibel." Bei den Feinden der Reformation war zu jener Zeit der Ausdruck „Psalmen-Sänger" gleichbedeutend mit Ketzer.

Das Jahr 1524, in welchem Luther allein einundzwanzig von seinen siebenunddreißig Liedern schrieb, kann wohl als das fruchtbarste in dieser Beziehung betrachtet werden. Vier Buchdrucker in Erfurt waren zu der Zeit fort-

während beschäftigt, sie zu drucken, und die Lieder flogen über das ganze Land, als auf den Flügeln des Windes.

Luthers Lieder sind allesammt von großem und bleibendem Werthe, und während es interessant sein würde, über ein jedes derselben einige Anmerkungen zu machen, so müssen wir doch in diesem uns beschränken auf einige der anerkannt besten Lieder des Reformators.

Unter diesen nimmt sicherlich das weltbekannte „Ein' feste Burg ist unser Gott" den ersten Platz ein. Wir sagen mit Recht, daß es weltbekannt ist, indem es in etwa 25 Sprachen übersetzt ist und in denselben in allen Theilen der Welt gesungen wird. Es ist das Kampf- und Siegeslied des Protestantismus und Heinrich Heine nennt es „die Marseillaise der Reformation". Kein anderes geistliches oder auch weltliches Lied ist so bekannt und hat so viel gewirkt, als dieses. Zu Luthers Zeiten glaubten Manche sogar, daß dasselbe auf besondere Weise inspirirt sei und daß es eine übernatürliche Kraft besitze. Ein Schreiber sagt darüber schon im Jahre 1530: „Selbst die Teufel zittern und fliegen davon, wenn sie es hören. Eine vom Teufel besessene Person wurde beim Anhören dieses Liedes von ihrem schweren Leiden befreit." Dies Schutz- und Trutzlied der Kirche ist auch immer noch der National-Psalm unseres deutschen Volkes. Unter dem Absingen desselben zog das deutsche Heer im Jahre 1870 muthig gegen den Feind, im Vertrauen auf Gottes Beistand, und bei seiner siegreichen Rückkehr wurde wohl überall, „soweit die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel Lieder singt", dies Lied aus freudiger, dankerfüllter Brust zur Ehre dessen gesungen, der da „ist bei uns wohl auf dem Plan" und der „das Feld behalten muß". Die ersten fünf Verse des 46. Psalms liegen diesem Liede zu Grunde. Manche Schreiber meinen, daß Luther dasselbe schon in 1521, kurz vor oder nach dem Reichstag zu Worms geschrieben habe. Andere behaupten, daß es erst im Jahre 1530 auf der Festung Coburg verfaßt wurde, und daß Luther bei seinem Weilen auf der Burg durch den täglichen Anblick jener festen starken Mauern die erste Idee und Inspiration zu jenem sogenannten „Lutherliede" empfing. Doch, das Wahrscheinlichste ist, daß er es dichtete kurz nach der Protestation in Speyer im Jahre 1529, da er es schon in 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg sang, und es sich auch schon in 1529 in dem, von Jos. Klug gedruckten Gesangbuch, vorfindet. So lange es deutsche evangelische Christen giebt, wird dies Lied Martin Luthers von ihnen mit Vorliebe gesungen werden.

Die Kirche vor Luthers Zeiten hatte manche herrliche Gesänge in lateinischer Sprache aus den ersten Jahrhunderten, als die von Ambrosius verfaßten, „Te Deum Laudamus", „O Lux Beata Trinitas", „Veni Creator Spiritus" und andere mehr. Diese Schätze, welche so beliebt waren und so viel Segen gewirkt hatten, wollte Luther seinem Volke übergeben, damit dasselbe sie in deutscher Mundart singen könne. Auch das mit Recht als die Perle der lateinischen geistlichen Gesänge bekannte „Veni Sancte Spiritus", von König Robert II. von Frankreich verfaßt, wovon schon ein Vers in Deutsch existirte, übersetzte er.

Schon seit dem 12. Jahrhundert gab es einen deutschen Ostergesang, wohl das älteste deutsche Kirchenlied, „Christus ist auferstanden von des Todes Banden". Luther hatte ein besonderes Wohlgefallen daran. Er verbesserte und vervollkommnete diesen Gesang, der sich besonders dadurch auszeichnet, daß in der Composition desselben beinahe ausschließlich die kräftigen Worte der heiligen Schrift angewandt sind.

Es ist bekannt, wie Luther einen solch lieblichen Brief in kindlicher Sprache von der Festung Coburg aus schrieb an seinen Sohn Hans, der von Freude sehr passend bezeichnet wird, als „der schönste Brief, den je ein Vater an seinen Sohn geschrieben hat". Nach einigen Jahren schrieb er auch für denselben eines der schönsten Weihnachtslieder. Wer hat es nicht gelernt in seinen Kindheitstagen, das schöne Lied: „Vom Himmel hoch da komm ich her" u. s. w.? In kindlichen Worten beschreibt Luther hier die Geburt unseres Heilandes, wie dies Ereigniß uns berichtet wird im 2. Kapitel des Evang. Lukas. Mit andern Festliedern Luthers wird es schon seit 1535 gesungen, und immer noch singt Jung und Alt es mit inniger Freude.

In 1543, also 3 Jahre vor seinem Tode, schrieb Luther, so viel man weiß, sein letztes geistliches Lied. Es war dies die schon erwähnte Uebersetzung des Ambrosianischen Hymnus: „O Lux Beata Trinitas", ein alter Vespergesang zum Lobe der heiligen Dreieinigkeit. Unter Luthers Liedern ist es uns bekannt als „Der du bist drei in Einigkeit" u. s. w.

Nahezu 350 Jahre sind vergangen, seit die kräftige Stimme dieses begabten Sängers verstummte, aber das Echo seiner Lieder schallt fort und fort, immer lauter und voller, und die Wahrheit von der Seligkeit durch den Glauben, wie sie von Luther erfahren, gelehrt und besungen wurde, siegt mehr und mehr über Menschensatzungen und Formenwesen.

Wie von Luthers Worten und Schriften, so kann auch von seinen Liedern gesagt werden: „Durch dieselben redet er noch, wiewohl er gestorben ist!"

Die Hand des Geizigen.

Von G. Baum.



Michel Angelo mit seinem vollen Namen Michel Angelo Buonarotti, einer der größten Künstler aller Zeiten, wurde am 6. März 1475 im schönen Land Italien geboren, und von dem alliebenden Vater im Himmel, der allein der rechte Vater ist über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, schon in der Wiege mit dem Füllhorn seiner göttlichen Gnadengaben beschenkt, so daß es ihm vergönnt war, früher als andere Sterbliche die dornenbesäte Höhe des Ruhmes und der Ehre zu ersteigen.

Michel Angelo, der Erbauer der Peterskirche zu Rom, des größten Gotteshauses der ganzen Welt, dessen gewaltiger Geist so Großes schaffte, daß heute noch die Nachwelt staunend vor seinen Werken steht, war nicht nur groß als Maler, Bildhauer und Architekt, sondern ragte auch durch viele seiner vortrefflichen Charakter-Eigenschaften über manchen seiner Zeitgenossen rühmlichst hervor.

In Florenz und Rom, den beiden Hauptstätten seines Wirkens, weiß der Volksmund noch manchen herrlichen Zug aus dem Leben seines großen Todten zu erzählen. In der öffentlichen Bibliothek zu Venedig befindet sich eine kleine Zeichnung, eine Hand darstellend, an die sich nachfolgende Erzählung knüpft:

An einem Abend des Jahres 1495 schritt eine in einen langen schwarzen Mantel gehüllte Frauengestalt der Rialtobrücke in Venedig zu. Ihr Gang war zögernd und unsicher, und von Zeit zu Zeit schaute sie sich mit einem hastigen erschreckten Blicke um. Mitten auf der Brücke blieb sie stehen und blickte schauernd hinab in das klare blaue Gewässer der Adria, dann schloß sie ihre Augen, flüsterte leise: „Antonio, mein Antonio!" und machte sich zum Sprung in die Tiefe bereit.

In dem Augenblick, da sie den Todessprung zu machen im Begriffe stand, eilte ein Mann auf sie zu, ergriff sie mit fester Hand und riß sie von der Brustwehr zurück, indem er sprach: „Mädchen, vernichte das Leben nicht, das Gott dir gab. Wenn du unglücklich bist, so gehe in eine Kirche, gieße an dem heiligen Orte vor Gott dein sorgenvolles Herz aus und danke deinem Schöpfer, daß du davor bewahrt wurdest, ungerufen vor sein Antlitz zu treten."

Ungeduldig versuchte das Mädchen die starke gütige Hand, die sie festhielt, abzuschütteln und sagte: „Lassen Sie mich los. Ich will im Frieden sterben!" Im nächsten Augenblick wankte sie und fiel zu Boden, wo sie bewußtlos liegen blieb. Ihr Retter richtete ihr Haupt empor und um ihr Luft zu verschaffen, schlug er den Schleier zurück, der bisher ihre Züge verborgen hatte. Es war ein liebliches Antlitz und der Mann blickte auf sie voll Bewunderung, während sie allmälig wieder zu sich kam.

Nach und nach erzählte sie ihm, wer sie war und wo sie wohne. Ihre Geschichte läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen: ein geiziger Vater, ein armer Liebhaber und eine gegenseitige aber unglückliche Liebe.

Vergebens hatte Maria bei ihrem Vater, einem reichen Wirthe in Venedig, die Sache ihres Geliebten, Anton Barbarigo, des hübschesten Gondoliers, der jemals die Lagunen befuhr, vertreten. Zuletzt an diesem Abend hatte sich ihr Vater Giannettini so weit vergessen, daß er seine Tochter schlug, was deren heißes Blut in solchen Aufruhr brachte, daß sie ihrem Leben ein Ende machen wollte.

Der Mann, der sie vor dem Selbstmord bewahrt hatte, geleitete sie freundlich nach Hause und nachdem er sie dem Vater übergeben, ließ er sich in einen Winkel der Schenke nieder.

Giannettini empfing seine Tochter mit den rohesten Vorwürfen, und befahl ihr, sich dort mit Spinnen zu beschäftigen. Dem Manne, welcher das Mädchen heimgebracht hatte, warf er mißtrauische Blicke zu. Doch hielten ihn dessen stattliche Figur und vornehmes Wesen davon ab, ihn in feindseliger Weise anzureden.

Als Maria sich zum Gehen anschickte, erschien ein junger Gondolier an der Thür, der sich ihr mit den Worten: „Liebste, Theuerste!" heimlich nahte.

Giannettini eilte herbei und schrie: „Hinaus mit dir! Hinaus, du Bettler!"

Der junge Mann rührte sich nicht. „Sind Sie zu Ende?" fragte er gutmüthig. „Warum diese harten Worte? Haben Sie die Empfindungen Ihrer Jugend gänzlich vergessen? Wissen Sie nicht, daß seitdem ich 10 und Maria 5 Jahre alt war, wir einander zärtlich liebten? Wollen Sie uns denn nicht gestatten, daß wir Ihr Greisenalter mit unserer Dankbarkeit verschönern?"

„Ich will keinen Haufen Bettler als meine Enkel haben," warf Giannettini unwirsch ein.

„Natürlich, Sie sind reich," erwiderte der Jüngling. „Aber was hindert mich, es ebenfalls zu werden? Ein starker Arm, ein muthiges Herz und eine ehrliche Seele vermögen mit Gottes Hilfe viel auszurichten."

„Narrenträume!"

„Nein," sagte Antonio mit fester Stimme. „Es ist klare Vernunft. Fürst Lorenzo Dei Medici war ein Kaufmann, Herzog Giromo Sforza ein Kuhhirt."

Der Mann in der Ecke hatte diesem Zwiegespräch mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht. Nun erhob er sich, klopfte Barbarigo auf die Schulter und sagte: „Gut gesprochen, Gondolier; Muth bringt Erfolg, und Kampf Sieg. Maria soll dein Weib werden."

„Nein!" schrie Giannettini.

„Wenn aber," wendete sich der Unbekannte mit verächtlicher Miene ihm zu, „wenn aber dieser Jüngling 600 spanische Pistolen Euch zu Füßen legte, würdet Ihr auch dann Euch einer Heirath widersetzen?"

„Sei dem, wie ihm wolle; aber Ihr müßt bedenken, daß er nicht viel besser als ein Bettler ist."

„Pah!" sagte der Unbekannte. „Schwätzer sind listiger als Diebe. Vor morgen sollt Ihr die Summe in Händen haben."

Während er sprach, zog er ein Stück Pergament und einen Kohlenstift aus der Tasche, kehrte zum Tische zurück und begann rasch eine Menschenhand zu skizziren. Er stellte sie offen, ungeduldig, mit hohler Fläche, als ob sie einen Goldregen erwartete, dar. Sie hatte sozusagen einen sensuellen, geizigen Ausdruck und einer der Finger war von einem massiven Ringe umschlossen.

„Das ist meine Hand!" schrie Giannettini.

„Und Ihre Geschichte," sagte der Künstler, der die Skizze Antonio gab und demselben rieth, die Zeichnung zu Pietro Beavolo, dem Bibliothekar des Dogenpalastes, zu tragen und 600 Pistolen dafür zu fordern.

„Sechshundert Narrenköpfe," rief der Wirth verächtlich. „Ich würde keine Zechine für die Sudelei geben."

Ohne ein Wort der Erwiderung wandte sich der Künstler ab.

Der Gondolier nahm das Pergament und betrachtete mit Erstaunen die Zeichnung auf demselben. Dann wandte er sich zweifelnd an Maria, doch ein Blick aus ihren sanften, dunklen Augen machte ihm Muth und er begab sich auf den Weg.

Mit gefalteten Armen und gerunzelten Braunen begann der Künstler in dem großen Schenkzimmer auf und ab zu schreiten. Von Zeit zu Zeit warf er einen forschenden Blick auf das junge Mädchen, das die beabsichtigte Frevelthat bereuend, in einer Ecke leise betete. Giannettini schien unfähig zu sein, den seltsamen Einfluß, den der unbekannte Besucher über ihn gewann, abzuschütteln; seine gewöhnliche Unverschämtheit ließ ihn im Stiche und zum erstenmal in seinem Leben wagte er nicht, das peinliche Schweigen zu brechen.

Eine Stunde verging, dann vernahm man hastige, freudige Schritte und Antonio erschien mit einem Sack und einem Briefe in der Hand. Der Sack enthielt 600 Pistolen und der Brief war an den Künstler gerichtet, den der Bibliothekar um die Ehre seines Besuches bat.

„Nehmt diese Münzen und wiegt sie," sagte der Unbekannte, indem er Giannettini den Sack zuwarf.

Antonio Barbarigo stand bleich und zitternd vor seinem Wohlthäter. „Erweiset mir eine Gunst," sagte er. „Laßt mich wissen, wer Ihr seid."

„Was geht dich das an?" frug der Fremde.

„Viel, sehr viel! Nennt mir Euren Namen, Signor, damit ich ihn ehren und lieben kann bis zum letzten Augenblick meines Lebens."

„Ich heiße Buonarotti; die Welt nennt mich Michael Angelo."

Was hilft's, wenn's nicht gilt?

Einen reisenden Engländer führte vor mehreren Jahren sein Weg durch die Gegenden am Main und an der Tauber. Etliche Stunden Weges jenseit Werthheim brach ihm etwas an seinem Wagen, und er mußte bei einem kleinen Dorfe still halten, was ihm um so weniger behagte, da er seinen Kammerdiener, welcher gut deutsch sprach, mit allerhand Aufträgen nach Frankfurt a. M. vorausgesendet hatte. Der Reisende war in seinem Lande ein sehr reicher Mann und hatte auch diesmal sehr große Summen bei sich, freilich nicht in baarem Gelde, denn dies führte größtentheils der Kammerdiener in seinem Beutel, sondern in englischen Banknoten. Im Vertrauen auf dies sein Vermögen ließ der Herr sich bedienen, so gut man es nur haben konnte; er setzte fast die ganze Mannschaft des kleinen Dörfleins in Bewegung, und selbst aus der benachbarten Stadt wurden noch geschickte Handwerksleute für ihn herbeigeholt. Da es aber zum Bezahlen kam und er eine Banknote hervorzog, auf welche er, nach Abzug seiner Schuld noch mehr als 1000 Gulden herausgezahlt haben wollte, da sagten die Leute: dergleichen Papier gilt bei uns keinen Kreuzer, geschweige tausend Gulden! und der



Nach Hause.

Ein Heimathsbild ohne Worte.

Herr hätte wohl selber als Pfand müssen dableiben, wenn ihm nicht der Postillon mit Geld und mit seinem Gutsagen ausgeholfen hätte.

Jener Reisende war in seinem Vaterlande sehr reich gewesen, weil dort seine Banknoten als Dinge von sehr hohem Werthe geachtet wurden; nun kam er aber über das Meer herüber in ein jenseitiges Land und sein großer Reichthum galt hier für nichts. So könnte es wohl mancher Menschenseele gehen, welche hier im Erdenleben durch Dinge glänzte und hoch angesehen war, auf welche der große Haufe unserer Weltleute den größten Werth legt, wenn sie da hinüberkämen in jene andere Welt, wo dergleichen Dinge für nichts geachtet sind. Daher ist es immer gut, wenn man Gold und Silber, gereinigt vom himmlischen Schmelzer und geläutert im Feuer der Liebe zu Gott und den Brüdern, bei sich trägt -- denn dergleichen Münze gilt auch noch jenseits des Grabes, Luc. 16, 20 ff. — und sich zur rechten Zeit nach dem Bürgen umsieht, der in jener Welt mit seinem Verdienste und seiner Gerechtigkeit uns vertritt. Sonst könnte es uns gehen, wie dem reichen Manne und könnten wir hören müssen: „Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben."

Die Märtyrer im fernsten Westen.

Eine Erzählung aus der amerikanischen Missionsgeschichte.

Von W. Eßlinger in Walla-Walla, Washington Territorium.

V.



Dr. Whitman kam im September 1842 auf Einladung nach Fort Walla-Walla, um dort einen Kranken zu behandeln. Da bot sich ihm am Columbia ein Anblick dar, der sein patriotisches Blut in heiße Wallung brachte. Verschiedene englische Schiffe waren angekommen. Zu gleicher Zeit kam die Nachricht, daß ein Emigrantenzug von englischen Unterthanen im Anzug sei. Alles jubelte. Ein junger Priester schwang die englische Flagge und rief in seinem Enthusiasmus: „Hoch lebe Oregon; Amerika hat das Nachsehen; das Land ist unser!" Ein anderer stimmte in den Jubel mit ein und ließ das Taschentuch in den Lüften flattern.

Whitman begriff die Situation vollständig, denn er hatte bereits vernommen, daß die Engländer einen Gesandten nach Washington abgesandt hatten, um die Erlaubniß zur Niederlassung der englischen Emigranten von „Red River", die eben im Anzug waren, auszuwirken. In Washington war man mit dem Werth Oregon's nicht bekannt und wie leicht konnte es geschehen, daß die Regierung einen tollen Streich beging und den Bitten der Engländer auf eine unvorsichtige Weise willfahrte. Dr. Whitman war entschlossen, wenn irgend möglich die Besitzergreifung von Seiten Englands zu verhindern. Er trat auf den jungen Britten zu und erklärte mit der überlegenen Miene eines patriotischen Amerikaners: „Und es soll verhindert werden und wenn ich selbst die Reise nach Washington machen muß!" „Sie können aber nicht!" war die kecke Antwort. „Wir werden sehen!" warf Whitman hin, bestieg eilig sein Pferd und sprengte der Mission zu. Es galt hier schnell zu handeln, es war ein gesegnetes Land für das Vaterland auf dem Spiel. Noch konnte aber Whitman über die Ausführung seines Planes nicht gewiß sein, wie wir aus seiner letzten Antwort ersehen. Es war eine gewagte Sache, jetzt eine Reise über die schneebedeckten, unwegsamen Berge zu unternehmen. Niemand konnte ihm Versicherung geben, daß er sie lebend überstiege. Ein Fortkommen war in den meisten Fällen geradezu unmöglich. Auch war es gefährlich, die Gattin ganz allein mit einigen Weißen mitten unter den Rothhäuten zurückzulassen.

Auf der Mission angelangt, ging Whitman trotz all dieser Hindernisse an die Vorbereitungen zur schleunigen Reise. Alles war ruhig, was sollte ihn hindern? Von den Indianern war

nichts zu fürchten, denn sie hatten sich namentlich in letzter Zeit unter seiner Wirksamkeit bedeutend gebessert. Die Mission war im hoffnungsvollsten Zustand. Man konnte Whitman die Aufregung ansehen, als er ankam. In vierundzwanzig Stunden saß er mit A. L. Lovejoy reisefertig zu Pferd und beide brachen nach dem Osten auf. Es ist uns über diese Reise wenig Bestimmtes bekannt; es wird viel darüber gestritten. Was wir als wahr verbürgen können, theilen wir hier mit. Wir sind dabei gezwungen, uns meist alles Romantischen zu enthalten.

Die lange Reise bis zu Fort Hall wurde von Beiden glücklich zurückgelegt. Immer weiter ging es zunächst in südöstlicher Richtung durch Taos, dann nach Fort Bent und dem Arkansas (Fluß) zu. Bereits hatten die Beiden fürchterliche Qualen ausgestanden, der Winter mit seiner grimmigen Kälte und seinem tiefen Schnee war hereingebrochen. Tagelange Reisen ohne Lebensmittel, weit und breit kein menschliches Wesen als höchstens Indianer und ihnen mußte man möglichst aus dem Wege gehen. Das unausgesetzte Reiten, höchstens von kurzer Rast unterbrochen, die Entbehrung alles Erquickenden, die beißende Kälte rieben den Begleiter Whitman's mit der Zeit so sehr auf, daß er ohnmächtig und entkräftet am Arkansas zurückbleiben mußte. Während er den Winter in Fort Bent zu überwintern gezwungen war, setzte Whitman mit heroischem Muth rastlos die beschwerliche Reise nach Washington fort. Wir haben keinen genauen Bericht über die Weiterreise, wir wissen nur, daß er Washington im richtigen Moment erreichte. Eben verhandelte man über die Colonisation und Grenzbestimmung von Oregon und der Patriot Whitman hatte noch Gelegenheit, ein lautes „Halt!" zu rufen. Die Ver. Staaten waren damals kaum gewahr, was sie geopfert hätten.

So hatte also Whitman doch ausgeführt, was ihm der junge Britte vorlaut für unmöglich erklärt hatte. Tragen auch die Akten in Washington jener Zeit nicht den Namen unseres Helden; er hat ungenannt einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Man sucht ihn seiner Lorbeeren zu berauben, die er im Leben nie erhalten hat. Whitman war überhaupt nicht der Mann, der nach einem glänzenden Ruhm strebte, er opferte sich selbstlos Andern. Sein Streben hat reiche Früchte getragen, lud er auch andererseits den Haß der Feinde auf sich. Wäre Whitman's Gesinnung nicht so selbstlos, so edel gewesen, er wäre schwerlich das Opfer gemeiner Hinterlist geworden.

Whitman kam nicht allein zurück, er diente unerfahrenen Auswanderern nach Oregon als unentbehrlicher Führer. Es war eben im Jahr 1843, als die bedeutendste Auswanderung erfolgte. Und diese Auswanderung war wichtig, denn sie gab den Amerikanern in Oregon das Uebergewicht. Ganz gegen unsere Erwartung ist es eine Thatsache, daß die Reise mit mehr Beschwerden verbunden war, je mehr sich daran betheiligten. Kleine Züge wurden nicht so leicht durch die Indianer angegriffen, weil man weniger oder nichts von ihnen fürchtete; sie kamen rascher vorwärts, denn die Reise war nicht mit so viel Umständen verbunden. Je größer der Zug, desto mehr Aufenthalt und Krankheiten und diese verbreiteten sich rasend schnell wie eine Pest. Viele starben auf der weiten, wüsten Ebene, oder kamen in den Bergen um. Oft war das Wasser so lange entbehrt worden, daß die Maulesel geschlachtet wurden und man deren Blut trank, um nur auf einen Augenblick den brennenden Durst zu löschen und das Fleisch war oft ein Leckerbissen. Als man die übrigen Maulesel nicht mehr entbehren konnte, ließ man ihnen die Adern, um so etwas Flüssiges zu gewinnen. Und die armen Thiere waren selbst bis zum Tode erschöpft.

So erreichten die Leute endlich zerlumpt und krank die blauen Berge. Das war aber ein Fest, als sich die Triften Oregon's zum ersten Mal vor ihnen ausdehnten. Der Jubel war trotz aller Ermattung groß. Aber noch waren die Mühsalen nicht vorüber, noch war das ersehnte Eldorado nicht ganz erreicht. Ueberall war die Gegend weglos, man mußte sich mühsam durcharbeiten. Und auf dem Columbia hat noch mancher seine größten Gefahren bestanden.

Die Einwanderer wollten nach dem Willamette Thal, aber dorthin zu kommen war kein geringes Unternehmen. Bis nach Vancouver mußten sie auf Booten der Hudson's Bay Company fahren und diese Boote schlugen sehr oft um. Damals war der Columbia noch weniger fahrbar als jetzt. In der reißenden Strömung konnte ein Boot leicht an einem Felsen zerschellen. Von zwei Knaben von Missouri erzählt man eine abenteuerliche Geschichte. Beider Boot schlug um und dann ging's hinunter auf den Grund, gegen schneidige Felsen und dann wieder nach oben. So übel zugerichtet gelang es ihnen endlich auf einer Felsbank zu halten. Aber nun wohin? Das Ufer neben ihnen war unerkletterbar steil und das entgegengesetzte schien unerreichbar. Schon waren die Beiden als todt beweint, da wurden sie durch den Heldenmuth des einen gerettet. Auf schlüpfrigen Felsvorsprüngen erreichten sie halbtodt das Ufer. Andere verloren sogar das Leben.

Es war kein Freudenfest, als die Einwanderer an dem Ort ihrer Bestimmung anlangten. Zerlumpt, mittellos, krank kamen sie an. Und was jetzt? Die Ansiedler hatten nur dürftige kleine

Hütten und kaum Raum für die Ihrigen. Doch die Neuankommenden mußten untergebracht werden, bis es ihnen möglich war, einige Hütten zu bauen. Alles war voll und in manchem Hause war nicht einmal mehr Raum zum bequemen Sitzen, geschweige denn ein ordentliches Nachtlager. Die Nahrung ging aus, man mußte sich mit dem Unappetitlichsten begnügen. Der Regen fiel unaufhörlich und alles war feucht und kalt.

Die Kranken wurden nur noch elender und auch die Andern angesteckt. Es war ein allgemeiner Jammer. Von der Mission der Bisch. Meth. Kirche aus that man das Beste, aber was war das unter so viele? Auch die Hudson's Bay Company war nicht gefühllos. Geld war nicht vorhanden und wenn je welches ankam, so reichte es nicht weit. Luxus wie Zucker und mitunter nothwendigere Sachen waren oft unerwerbbar. Hatte auch einer einmal Geld, so konnte er erst nicht bekommen, was er kaufen wollte. Das Geld wurde ausgegeben, man wußte nicht wie und doch hatte man fast nichts dafür. Es war trostlos. Ein Brief nach Oregon war sechs Monate auf der Reise.

Auch Whitman beherbergte eine ganze Anzahl auf seiner Station. Oft hat er später verzweifelt in die Zukunft geschaut, nicht wissend woher die Mittel zur Ernährung aller kommen sollten. Aber was war zu machen? Man mußte für die Armen sorgen, wenn sie in den kalten Wintertagen nicht gar umkommen sollten.

Da hat mancher frierend barfuß gehen müssen, der jetzt sich großen Reichthums und hoher Achtung erfreut. So erzählt Frau Victor von einem reichen Banquier in Californien, der sich damals unter den Nothleidenden befand. Es war ihm gestattet worden mit seiner Familie in dem kleinen Schulgebäude zu wohnen, unter der Bedingung, daß am Sonntag der Raum zum Gottesdienst bereit stehe. Der Sonntag kam und der arme Mann hatte nur einen einzigen zerrissenen Stiefel. Er wollte so anständig als möglich erscheinen und da war guter Rath theuer. Endlich kam ihm ein rettender Gedanke. Er konnte ja hinter dem Pult des Lehrers sitzen und da den einen Fuß verborgen halten, während er die Blöße des andern mit dem alten Stiefel deckte. So geschah's. Er putzte sich auf so gut als möglich und setzte sich hinter das Pult. Es war ja nicht zu erwarten, daß eine Bewegung von seiner Seite nöthig wurde. Es ließ sich alles gut an, der Redner begann. Da aber — o Schrecken! — ehe noch alles aus war, wendet er sich an unsern einstiefeligen Freund und bittet ihn, ihm ein Glas Wasser zu geben. Das konnte er doch nicht ablehnen! Er erhob sich mit erröthendem Gesicht und schleppt sich halb barfuß hinaus. Jedermann mußte den Mangel sehen, denn immer nur ein Stiefel meldete seine jedesmalige Ankunft am Boden. Am andern Tag erhielt der arme, jetzt aber steinreiche Mann ein paar neue Stiefel geschenkt.

So hat es noch manches drollige Geschichtchen abgegeben, über das man jetzt wohl lachen kann, das aber den Leuten damals nicht so lächerlich vorkam. Wer jetzt nach Oregon kommt, hat kaum einen Begriff davon. Doch die Mühsale wurden mit gutem Segen gekrönt und mancher, der damals kaum noch ein gutes Kleidungsstück im Besitz hatte, ist heute ein wohlhabender und angesehener Bürger.

Manche von den neuen Einwanderern haben trotz aller bittern Erfahrung noch die Reise nach Californien unternommen und da begann die Noth erst recht. Das Goldfieber ließ die Leute alles vergessen, machte sie blind gegen jede Gefahr.

So endete die Emigration von 1843, deren Engel Whitman im vollkommensten Sinn des Wortes gewesen war. Er that alles, er war Führer und Diener und das alles ohne den Wunsch einer Entschädigung. Manches Herz schlug ihm dankbar entgegen und mancher hält den Helden in gesegnetem Andenken.

* * *

Es bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Mission während der Abwesenheit Whitman's zu werfen. Es war nicht alles so ruhig geblieben, wie er es wohl gehofft hatte. Die Indianer nahmen mitunter eine gefahrdrohende Stellung ein. Der Frau Whitman wurde öfters ziemlich deutlich gedroht. Man ließ merken, daß die Weißen unwillkommene Gäste seien. Schon jetzt schienen im Geheimen elende Menschen an dem blutigen Plan zu arbeiten.

Es blieb nicht allein bei Drohungen. Die Indianer schritten auch zur That und brannten die Mühle nieder. Aber immer noch blieb die heldenmüthige Frau standhaft, obgleich man sie zu verschiedenen Malen aufgefordert hatte, zu ihrer Sicherheit nach „The Dalles" zu ziehen, bis ihr Gatte wieder ankomme. Da in einer Nacht, als Niemand etwas zu ahnen schien, drang ein Häuptling in das Haus und war eben im Begriff, mit verbrecherischer Absicht das Schlafzimmer der Frau Whitman zu betreten. Zu rechter Zeit noch hörte ein Amerikaner, der im Nebenzimmer schlief, das Geräusch, um die Ausführung des Verbrechens durch energisches Auftreten hindern zu können.

Frau Whitman erkannte jetzt klar, daß sie fliehen müsse und zog daher ganz geräuschlos nach „The Dalles". Als Dr. Whitman wieder zurückkam, schmerzte ihn das Betragen der Indianer tief, aber trotzdem nahm er mit seiner

edlen Gattin den Posten wieder ein. Hier arbeitete er bis zu seinem tragischen Ende unverdrossen weiter.

VI.

Von 1843 an wurde die Einwanderung allmählig stärker. Es gährte mehr und mehr unter den Eingebornen. Verschiedene römische Priester kamen und suchten in das Feld der protestantischen Missionen einzudringen. Es wiederholte sich die alte traurige Geschichte, welche protestantische Missionare in Afrika und sonstwo oft und oft erfahren mußten.

Schon früher hatte ein römischer Priester in dem Bereiche der Mission der Bisch. Meth. Kirche sein Wesen getrieben. Im Jahre 1847 aber schien die römische Geistlichkeit entschlossen, das Feld für sich zu gewinnen und jedes mögliche Mittel anzuwenden. Walla-Walla war als Mittelpunkt auserseehen. Aus dem früheren hat der werthe Leser ersehen, daß bereits unter den verschiedenen Stämmen um Walla-Walla protestantische Missionare thätig waren. Warum wirkten denn die Römlinge nicht unter den Stämmen, welche noch ohne Lehrer gelassen waren? Wir wissen keine andere Antwort, als daß es sich um unchristliche Opposition handelte. Daß all dieses Treiben unter den Missionaren traurige Folgen haben mußte, konnte zum Voraus Jedem einleuchtend sein. Aber was fragt Rom nach Folgen, so lange es keine Gefahren für sich selbst wittert. Es hat's noch immer verstanden, sich ungestraft selbst aus dem gemeinsten Handel zu ziehen. Bei der Darstellung der traurigen Catastrophe wollen wir uns nicht bestreben, allzu grelle Farben aufzutragen; wir nehmen alles, wie es offenbar vor Augen liegt, wie wir es von zuverlässigen Zeugen erfahren haben. Es war uns möglich, uns den Hergang von einer Dame erzählen zu lassen, die als Mädchen selbst am Platze des Gemetzels gewesen und wahrlich nur durch das Walten der Vorsehung mit den Ihrigen dem Tode entrann. Wir haben selbst Erlaubniß, ungehindert ihren Namen zu nennen, welches Recht sie bis jetzt jedem Andern verweigerte. Sie machte auf uns den Eindruck einer Dame im vollsten Sinne des Wortes; einer Dame, die alles wohl überlegt, was sie spricht, und leider von verschiedenen Seiten empfindlich angegriffen wurde. Ihr Name ist Frau Nancy Reese, wohnhaft in Centerville, Washington Territorium. Sie ist die Tochter Osborne's, saß als Kind oft auf Dr. Whitman's Schoß und ging zu Frau Whitman in die Sonntagschule. Einer ihrer nächsten Verwandten wurde auf der Mission gründlich zu Gott bekehrt und starb selig in der gewissen Hoffnung des ewigen Lebens. Das Leben und die Erfahrungen dieser Dame böten guten Stoff zu einem segensreichen Buch für die Sonntagschul-Bibliothek. Ihr ganzes Leben ist durchwoben von deutlichen Beweisen der göttlichen Vorsehung. Sehr vieles oder das meiste findet hier allerdings keinen Raum, da es zu weit von dem wahren Zweck dieses Artikels abführte.

Da es den Katholiken einzig und allein um Proselyten zu thun ist, war ihr Erfolg auch meistens für eine zeitlang ein größerer als der der Protestanten. Und doch hält ihr Erfolg nicht an, weil er keine Basis hat. Seit sie nun auch unter den Stämmen in der Gegend von Walla-Walla arbeiteten, war natürlich ihr Hauptbestreben, die unter den Protestanten Bekehrten so schnell als möglich unter ihre Fittige zu nehmen.

Am 5. September 1847 war Bischof A. M. A. Blanchet mit noch drei Priestern in Walla-Walla angelangt. Dr. Whitman traf mit ihnen zusammen und ein nicht geringer Wortwechsel folgte. Dr. Whitman konnte sich nicht verhehlen, was die Ankunft der Römlinge zu bedeuten hatte. Unter den Cayuse Indianern nahm er bereits Zeichen wahr, welche ihn deutlich merken ließen, daß nicht mehr alles wie früher war. Man hatte ihn verschiedene Male gewarnt, seinen Posten aufzugeben, aber alle Versuche waren an seinem starken Willen und seinem Eifer für die Mission gescheitert. Er war in diesem Spätjahr nach „The Dalles" gereist und hatte dort von der Mission der Bischöfl. Methodistenkirche Eigenthum käuflich erworben; hatte es seinem Neffen, P. B. Whitman, zur Aufsicht übergeben, und war wieder auf seine Station zurückgereist, mit dem Vorsatz, im Frühjahr nach „The Dalles" zu ziehen. Er sprach damals schon die Befürchtung aus, es müsse etwas Schlimmes im Anzug sein; glaubte aber, es betreffe nur ihn selbst und Niemand sonst sei in Gefahr. Wiederholt wurde ihm auf unverkennbare Weise mit dem Tode gedroht, wenn er den Platz nicht verlasse. Er sah, wie die Cayuse immer mehr mit Argwohn auf ihn blickten. Doch er blieb auf seinem Posten. Auch seiner Gattin ahnte ihr trauriges Schicksal. Es war, als ob die Lüfte erfüllt wären mit jenem tiefen Geflüster, das wie ein Todesurtheil in den Ohren des Opfers klingt. Ganz langsam zog sich am westlichen Himmel ein Gewitter zusammen, das Anfangs vorbeizuziehen schien, bis es dumpf und stille heraufzog und sich plötzlich über die Armen mit Wucht entlud.

Seit die römischen Priester im Lande waren, war die Einwanderung eine außergewöhnlich lebhafte gewesen. Es konnte nicht anders erwartet werden, als daß die Einwanderer nach so viel Noth und Entbehrung manche Krankheit mit sich schleppten, die namentlich in der Unreinlichkeit oder auch der oft so ungünstigen Witterung und der Blöße ihre Ursache hatte. Dieß-

mal war es außergewöhnlich schlimm. Unter den Indianern hausten die Masern. Die Kinder starben in großer Anzahl dahin und auch die Alten blieben nicht verschont. Das bot eine willkommene Gelegenheit, der Indianer Mißtrauen zu nähren. Die Krankheit hauste wie eine Pest.

Dr. Whitman war in selbstverleugnender Aufopferung mit der Behandlung der Kranken beschäftigt. Täglich starben bis fünf Personen. Nun herrscht aber bei den Indianern der Aberglaube, daß der Arzt den Kranken getödtet hat, wenn dieser stirbt. Ein Indianer-Doktor behandelt seine Kranken ganz anders. Es wird ihm übernatürliche Kraft beigelegt. Ein Kräutertrank und einige Ceremonien sind seine Heilkunst. Daß Whitman andere Medicin gebrauchte, bot natürlich Gelegenheit zum Verdacht. Spalding war mit seiner kleinen Tochter bei Whitman auf Besuch und half ihm in der Behandlung der Kranken.

Ein Halbblut-Indianer, Joe Lewis, befand sich auf der Mission im Dienste Dr. Whitmans. Schon von Anfang hatte er diesen Menschen nicht gerne um sich, wollte ihn aber nicht abweisen. Und gerade dieser elende Mensch war es, der überall Berichte über Vergiftung der Indianer von Seiten Whitmans ausstreute. Er hatte vorher das Gleiche unter den Nez Perces versucht, aber wenig bezweckt. Er behauptete, Whitman und Spalding belauscht zu haben, wie sie gerade über die Vergiftung aller Indianer verhandelt hätten. Er selbst habe das Gift gesehen und könne es beweisen. Whitman gehe damit um, alle Indianer zu ermorden. Sie müßten ihn entweder ermorden oder doch vertreiben, sonst seien sie alle des Todes. Whitman habe schon ausgerechnet, wie viel Gewinn sie aus der Ermordung ziehen könnten. Es werden im Frühjahr Leute kommen, die ihr Land dann einnehmen werden. Whitman habe nach dem Osten um Gift geschrieben. Das erste Mal sei es zu schwach gewesen, jetzt aber habe er das richtige erhalten und werde an's Werk gehen. — So lauten manche Berichte, aber meist in der Absicht, die Römlinge vom Verdacht, der auf ihnen ruht, zu reinigen. Bedenken wir aber, daß eben dieser elende Joe Lewis ein begeisterter Katholik war.

Joe Lewis behauptete weiter, er sei in der Kindheit durch Amerikaner von seinem Stamm gestohlen und in Maine erzogen worden; er kenne die Amerikaner gut und wisse, daß sie die Indianer tödten wollten, um dann das Land in Besitz zu nehmen. Er sprach englisch als seine Muttersprache und konnte lesen und schreiben.

Schon tönte es wie ein verhängnißvolles Geflüster in den Hütten der Indianer: „Sie müssen sterben!“ Es lag wie schwere Gewitterluft über dem Thal von Walla-Walla. Frau Whitman konnte sich oft der Thränen nicht enthalten, doch ihr Gatte beschwichtigte sie immer wieder. Er ahnte wohl einen Mordplan, aber er glaubte, er sei nur gegen ihn selbst gerichtet. Wie konnte er auch denken, daß seine geliebte Gattin ebenfalls ein Opfer der ruchlosen Mörder werden sollte! So vergingen die Tage ganz langsam, doch Whitman blieb standhaft. Er vertraute Gott und ging seiner Pflicht nach.

Am 27. November folgte Whitman der Einladung zweier Häuptlinge der Walla-Walla Indianer, am Umatilla verschiedene Kranke zu besuchen. Spalding begleitete ihn, während er seine zehnjährige Tochter Elisa auf der Mission unter der Obhut von Frau Whitman zurückließ. Wir lassen Spalding am Besten selbst erzählen:

„Die Nacht war finster, der Wind tobte fürchterlich und jagte uns den kalten Regen in's Gesicht. Unsre Unterhaltung aber war erquickend. Kaum ahnten wir, daß es unsere letzte sein sollte. Tief bewegt erinnerten wir uns der Thatsache, daß wir 11 Jahre zuvor auf derselben Bahn nach Walla-Walla gekommen waren nach einer sieben Monate langen Reise von New York. Wir sprachen von den hohen Hoffnungen und dem lebendigen Interesse, das im Folgenden geweckt wurde — von unserem gesegneten Wirken und dem Eifer der Indianer, ihre Lebensweise zu bessern. Wir erinnerten einander an die Bedrängnisse, welche uns durch das immer sich mehrende Fordern der Indianer von Bezahlung für ihr Holz, Wasser, Luft und Land bereitet worden waren. Alles hatte sich gebessert und die Cayuse Indianer berechtigten gerade jetzt zu den besten Hoffnungen.“

Weiter schreibt er in Bezug auf die Katholiken: „Wir fühlten, daß die jetzt hausende Krankheit denselben eine günstige Gelegenheit biete, die Indianer aufzuhetzen, uns aus dem Lande zu treiben; und Alles, was um uns her vorging, konnte uns nur zeigen, daß eben das bald versucht, wenn nicht gar ausgeführt werde.“

Erst spät am Abend kamen sie bei den Zelten des Häuptlings Stickas an. Es wurde ihnen ein Feuer angezündet, wobei sie sich wärmten und ihre Kleider trockneten. Die Nacht über war alles ruhig und die Beiden schliefen nach der ermüdenden Reise sanft ein.

Eben um diese Zeit hielten die Häuptlinge der Cayuse in der Nähe der Mission eine Versammlung, wo der Frevler Joe Lewis alle jene Klagen im buntesten Lichte wiederholte. Wahrlich, es bedurfte jetzt nicht mehr viel, den Argwohn der Indianer zum Mordplan zu schmieden. Die drückende Gewitterluft wurde plötzlich von Blitzen durchzuckt. „Sie müssen sterben!“ murmelte es in der Nachtluft und der Sturm heulte das Todesurtheil weiter. Joe Lewis erbot sich als

Anführer. Unter den Cayuse herrschte große Aufregung und auch die andern Stämme ahnten oder wußten das Kommende. Aus allen Blicken konnte man das Geheimniß lesen.

Schon auf der Reise hatten Whitman und Spalding von der Möglichkeit eines Mordplans gesprochen. Immer aber lebte er noch der Ueberzeugung, es gelte nur ihm und meinte er daher: „Mein Tod kann vielleicht Oregon so viel nützen als mein Leben." Ist das nicht die Sprache eines Mannes, der für Gott und Vaterland zu sterben bereit ist?

Der Tag, der ihrer Ankunft bei Stickas folgte, war der Sonntag, der von allen in würdiger Weise gefeiert wurde. Es herrschte überall feierliche Ruhe. Nach dem Frühstück, das von der gebesserten Küche der Indianer zeugte, besuchte Dr. Whitman die Häuptlinge „Janitau", „Five Crows" und „Yamhawalis". Später kehrte er noch bei dem katholischen Bischof und zwei Priestern ein und trank Thee mit ihnen. Der Verkehr war dießmal ein ziemlich freundlicher. Sie versprachen ihm, ihm bald einen Besuch abstatten zu wollen. Es war bereits Nachmittags 4 Uhr, als er wieder zurückkehrte.

Spalding wollte ihn bewegen, bei Stickas über Nacht zu bleiben; Whitman aber ließ sich nicht halten, sondern erklärte, die Kranken zu Hause bedürften seiner Gegenwart. So trat er die Heimreise an, während Spalding zurückblieb; denn auch die Kranken in jener Gegend bedurften eines Arztes. Das Benehmen seines Gastwirths aber war so entfremdend, daß es nicht zu verkennen war, wie er über einem peinlichen Geheimniß brütete. Er sprach wenig und sah nur immer geheimnißvoll sinnend vor sich hin. Spalding fragte ihn verschiedene Male, aber Stickas verweigerte die Auskunft. Er antwortete nur mit einer bedeutungsvollen Miene und rieth zur größten Vorsicht. Auch die Frauen schienen das Geheimniß zu kennen. Sie blickten den Gast auf so geheimnißvolle Weise an, daß ihm ganz bange wurde. Noch konnte er das traurige Räthsel nicht völlig lösen.

In der folgenden Nacht hatte er wenig Ruhe, auch die Indianer waren schlaflos. So ging noch ein weiterer Tag unter bangen Ahnungen dahin. In der folgenden Nacht schlossen sich seine Augen nicht zum Schlummer, es lag wie ein fürchterliches Verhängniß über ihm. Er suchte noch einmal nach dem Geheimniß zu forschen, aber Niemand gab ihm Auskunft. Zwei Weiber saßen in seiner Hütte neben seinem Lager die ganze Nacht auf und summten ein Todtenlied vor sich hin. Auf die Frage, was das bedeute, erhielt er keine Antwort. Sie summten ihr schreckliches Lied weiter. Es war eine fürchterliche Nacht. Kaum tagte der Morgen, als Spalding in schlimmer Ahnung es nicht länger aushielt und sein Pferd sattelte, um schleunigst nach der Station zu reiten und sich endlich Gewißheit zu verschaffen. Als er schon im Sattel saß, trat eine Indianerfrau herzu, faßte das Pferd am Zügel und sagte in einem dumpfen Ton: „Hüte Dich vor den Cayuse auf der Mission." Das regte ihn nur noch mehr auf, er warf sein Pferd herum und sprengte Walla-Walla zu. Das Pferd lief ihm nicht schnell genug.

Welch schreckliche Bilder stiegen vor seinem Geiste auf! Seine Phantasie malte ihm eine Scene vor Augen, vor der er erbebte. Er sah seine Tochter Elisa im Blute liegen. Ohne daß er's wußte, stieß er auf's Neue die Sporen dem Pferde in die Seiten, das ohnehin schon von Schweiß triefte. Jetzt war er im Walla-Walla Thal angelangt, noch eine kurze Strecke und die Mission war in Sicht. Er zögerte. Er fürchtete sich trotz aller Sehnsucht, die Mission wirklich zu sehen. Ihm ahnte das Schlimmste und er bebte bei dem Gedanken, diese Ahnung verwirklicht zu sehen. Da sah er klopfenden Herzens zwei Reiter auf ihn zureiten. Das Blut stockte einen Augenblick in seinen Adern, um dann nur heftiger zu wallen. Bald erkannte er in den Reitern den katholischen General-Vikar Brouillet und seinen Halbblut-Dolmetscher. Jetzt mußte er sich Gewißheit verschaffen. Er ritt dem Priester entgegen und folgendes Zwiegespräch entspann sich:

„Wie steht es auf der Mission?"

„Sehr viele Kranke dort," erwiderte Brouillet verlegen.

„Wie geht's Dr. Whitman und seiner Gattin?"

„Er ist — krank — — todt," war die zögernde Antwort.

„Und Frau Whitman?"

„Auch todt. Die Indianer haben sie getödtet."

„Mein Kind?" hauchte Spalding mit Schaudern.

„Gut aufgehoben in der Gefangenschaft."

Spalding selbst sagt von jenem Augenblick: „Dann war mir zu Muthe, als ob die Welt mit einmal vernichtet wäre. Ich saß auf meinem Pferd leblos wie ein Stein, nicht wissend, was mir geschah." Welch schreckliche Bilder sah er jetzt im Geiste! So war also Alles so gekommen!

Brouillet gab ihm den Rath, so schnell als möglich zu entfliehen, da er auf der Mission nichts mehr nützen, wohl aber sein Leben verlieren könne. Er versorgte ihn noch mit einigen Sachen und Spalding schlug im wildesten Schmerz die Richtung nach Lapwai ein. Wie er dort ankam, weiß er kaum selbst zu erzählen. Er war halb todt, ohne Pferd, die Füße von Felsen und Baumstumpen fürchterlich verunstaltet, ein Bild des Jammers. Kein Wunder, daß

sein Nervensystem für immer zerrüttet war. Er war acht Tage auf dieser entsetzlichen Reise gewesen.

Frau Spalding war allerdings auch früher einmal aus dem Hause geholt und gemein beleidigt worden, doch im Ganzen waren die Nez Perces edler. Jetzt fand sie Schutz bei ihnen und war in ihrem Lager, als ihr Gatte halbtodt anlangte. Nach langem Hin= und Herreden wurden endlich durch die Nez Perces beide in Schutz genommen. Spalding blieb denn auch unter den Indianern und starb unter ihnen. Mit knapper Noth war er einem traurigeren Schicksal entflohen.

(Schluß folgt.)

Worte und Notizen für Arbeiter.

Deines Schüler's Mutter. Hinter dem Schüler steht seine Mutter. In vielen Fällen hat sie mehr Macht als du. Zum wenigsten ist sie im Stande, Vieles was du redest und thust zu bestätigen. Darum werde mit ihr bekannt. Laß sie mit dir bekannt werden. Besuche sie, so oft du kannst. Laß sie dich besuchen. Spreche mit ihr über ihr Kind — deinen Schüler. Bringe ihr die Ueberzeugung bei, daß du dich für ihr Kind interessirst. Erkundige dich so viel du kannst über des Kindes Fehler, Gefahren, Bedürfnisse, Schwachheiten, damit du den Sonntagschul=Unterricht demselben anpassen kannst. Gewinne der Mutter Herz, dann kannst du auch leicht des Kindes Herz gewinnen und leiten. Der Einfluß einer Mutter ist groß. Darin ist Thron und Krone und Scepter. Gewinne es. Halte es. Oeffne es. Mache Gebrauch davon.

Uebelstände. Wenn ein Mann durch einen Salonwagen oder einen gewöhnlich Wagen geht, in dem sich Damen oder Herren befinden, und bläst Tabackrauch in die Luft, so ist er ein Flegel und kein feiner Mann. Wenn ein Mann in einem Wagen, in dem sich Damen oder Herren befinden, mit den Fingern auf der Rückenlehne trommelt, pfeift oder zur Belästigung seiner Nachbarn, die zu lesen oder sich zu unterhalten versuchen, ein Lied summt, so ist er ein Flegel und kein feiner Mann. Wenn ein Mann einen ganzen Sitz zu seiner eigenen Bequemlichkeit in Anspruch nimmt, während andere Personen nicht mit Plätzen versehen sind und stehen müssen, indem sie wünschen, daß sie irgendwo sitzen könnten, so ist er ein Flegel und kein feiner Mann. Wenn ein Mann einen Platz in einem Eisenbahnwagen inne hat und er stemmt seine Kniee von hinten gegen die Rückenlehne des Sitzes vor ihm, so daß er dem Inhaber desselben Belästigungen und Unannehmlichkeiten macht, so ist er ein Flegel und kein feiner Mann.

Sprich ein Wort. Es ist nicht leicht, Worte göttlicher Weisheit weise zu reden. Thöricht ist es, eine religiöse Unterhaltung am unrechten Platz und zur Unzeit zu erzwingen. Um religiöse Gespräche zu führen, erfordert es Weisheit und Takt, und es ist die Pflicht eines Jeden, dies zu lernen.

Auf einem Zuge war inmitten einer Anzahl Männer ein roher Bursche, der fortwährend fluchte, als ein Prediger an seiner Seite sachte sein Knie berührte und mit freundlichem Blick sagte: „Das sind sehr starke Worte, mein Freund." Augenblicklich umzuckte es die Brauen des Fluchers. Er bückte sich, vertheidigte sich und sprach: „Eine sehr schlechte Gewohnheit," und unterbrach die Unterhaltung; aber während der ganzen Reise machte er sich keines Schwures mehr schuldig. Der gegebene Wink arbeitete in ihm, erregte bessere Gedanken und wurde der Anfang zum Guten.

Auf einem Bahnhof stand ein junger Mann, der bei jedem Satze fluchte. Was er erzählte, die Erklärungen, die er darüber machte — Alles gipfelte in einem Schwur. Ein Prediger, der dieses scheinbar nicht beachtete, lief ruhig im Zimmer auf und ab, vor sich hinsingend: „Fels des Heils, geöffnet mir." Nach einigen Minuten näherte sich der jugendliche Flucher dem Prediger, berührte seinen Arm und sagte mit Thränen in den Augen: „Sehen Sie, mein Herr, dieses Lied sang meine Schwester als sie starb und es beunruhigte mich sehr es hier zu hören." Eine religiöse Unterhaltung folgte. Die Beiden verließen den Bahnhof und gingen hinaus in die Dunkelheit. Nach einem kurzen und ernsten Gebet des Predigers entschloß sich der junge Mann sein Herz Gott zu geben.

In einem Elevator sitzend, sagte ein Herr zu dem dienstthuenden Knaben: „In deinem Leben geht's immer auf und ab." „Ja," antwortete der Knabe. „Nun," sagte der Herr, „ich hoffe beim letzten Mal wird es aufwärts gehen." Ein Lächeln und freundliches Nicken

sagte dem Sprecher, daß seine Worte nicht so bald vergessen werden.

Auf mancherlei Wegen können wir, ohne Zwang, mit richtigem Takt Andere zur Erkenntniß der Wahrheit führen, welche Christus uns geoffenbaret hat; der Wahrheit, welche wir als kostbares Kleinod von ihm erhalten haben.

Geflickte Hosen. Was die Grundfarbe der Hosen gewesen sein mag, das weiß Niemand. Hier sind sie blau und dort schwarz; vorne braun und hinten grau. Gelb an der Rückseite und an der oberen Seite orangenfarbig. Der Eigenthümer sieht aus wie ein wandelnder Regenbogen.

Geflickte Hosen — das ist der Kummer mit Klasse No. —. Fräulein A. übernahm die Klasse für zwei Wochen und flickte sie mit ihren Anschauungen und Methoden. Fräulein B. hatte die Klasse drei Wochen lang, und ging dann an einen anderen Platz. Die Arbeit in der Klasse gleicht einer altmodischen Bettdecke. Die Schüler wissen, was sie davon denken, oder wie sie dieselbe behandeln sollen. Laßt den Superintendenten sorgfältig in der Auswahl seiner Lehrer sein. Laßt keine andere Person an den Platz des Lehrers treten. Versichert euch vorher vollkommen, daß der Lehrer lange genug bleiben wird, um seine Ideen, Methoden und Eigenschaften der Klasse dauernd einzuprägen. Und daß der Lehrer in die Klasse geht — um dort zu bleiben. Wenn diese Voraussetzungen nicht erfüllt sind, so wird der Styl von mehr als einer Klasse der der geflickten Hosen sein.

Die Kirche hat ein Recht von allen ihren Gliedern Arbeit zu erwarten. Bitte, sage mir Bruder Leichtfuß oder Schwester Gleichgiltig, was thust du für des Herrn Sache? Bist du immer in der Gebets-Versammlung? Gehst du jedesmal zur Sonntagschule? Erzeigst du dich in irgend einer Sache als ein williger und fleißiger Arbeiter? Was gibst du im Verhältniß zu deinem Einkommen zur Unterstützung des Evangeliums — giebst du den hundertsten Theil nur? Oder giebst du den Zehnten (so viel als Arbeiter geben)? O prüfe dich selbst, feierlich, im Blick auf die Vergangenheit, was du gewesen bist oder gethan hast, wodurch du ein Recht zur Mitgliedschaft in der christlichen Kirche hast! Und im Blick auf die Zukunft entschließe dich, mehr zu sein, mehr zu thun, mehr zu geben für die Sache des Herrn, durch die Denomination, zu welcher du gehörst. Wenn du hoffst, durch den Glauben an Jesum Christum selig zu werden, dann vergiß nicht, daß „der Glaube ohne Werke todt sei". —

Zünder. Es ist oft nicht möglich, eine Kanone abzufeuern. Warum nicht? Eine schöne Kanone muß auch gut geladen sein. Der Fehler ist der, daß die Ladung nicht paßt und das Metall am Zündloch nicht ordentlich durchbohrt ist, so daß der Zünder nicht wirkt. Du kannst ein ganzes Dutzend Zünder darauf legen und das Pulver pfundweise, aber du wirst die Kanone nicht abfeuern können. Das Pulver entzündet sich nicht. Das ist der große Fehler.

Du gehst in die Sonntagschule, um deine Klasse zu unterrichten. Du hast dir, wie es dir scheint, die Kenntniß deiner Lektion vollkommen angeeignet. Du hast dir Notizen über den Jordan und über das jüdische Jahr gemacht. Du scheinst vollständig ausgerüstet zu sein. Eine herrliche Kanone, soweit das Aussehen in Betracht kommt, und dennoch ist sie von keiner Wirkung. Du berührst mit deinem Geiste die Klasse durchaus nicht. Du machst nicht mehr Eindruck auf ihre Seelen, als du auf einen Schwarm Vögel machen würdest, wenn du ihnen eine ungeladene Flinte vorhieltest. Der Fehler ist der, daß du dich nicht vor dem Betreten deiner Klasse in ernstem Gebet zu Gott gewandt hast; daß du nicht vom heiligen Geist durchdrungen gewesen bist, der allein fähig ist, Seelen an sich zu ziehen. Die Kanone ist am Entladen verhindert.

Welche sittliche Veränderungen werden durch die Gnade Gottes im Menschen hervorgebracht?

Von W. F. Griewe.

Werfen wir einleitender Weise einen Blick auf die geistig-seelische Natur des Menschen und zwar zuerst, wie wir sie erfahrungsmäßig, also abgesehen von Sünde und Gnade kennen, dann in ihrem gefallenen Zustand. Betrachten wir den Menschen als dreifaltiges Wesen, so ist der Geist sein Innerstes und Höchstes, die Seele gleichsam die Außenseite des Geistes und das Lebensprinzip des Leibes, somit das Bindeglied zwischen beiden, der Leib sein materieller Bestandtheil. Die Kräfte oder Vermögen des geistig-seelischen Lebens werden gewöhnlich

eingetheilt in Denkvermögen mit Vernunft, Verstand, Gedächtniß, Phantasie, mit dem Wahrnehmungs- und Vorstellungsvermögen; in Willensvermögen mit freiem Wollen, Willkür, Begehren, Trieb; in Empfindungs- und Gefühlsvermögen. In dem Ich-Gedanken faßt der Mensch alle Aeußerungen dieser Geistesvermögen zur Einheit zusammen, erfaßt er sich selbst als Person und wird sich seiner selbst bewußt.

Das Selbstbewußtsein ist gleichsam ein Licht im Geistesleben, in welchem der Mensch erkennt, daß er ist und was er ist, nämlich ein vernünftiges (weil intelligentes), mit Willensfreiheit begabtes, empfindungsvolles Wesen. Der Mensch weiß sich auch abhängig von einem höheren Wesen; er hat Gottesbewußtsein. Dieses ist keine Frucht der Erziehung, es gehört zum menschlichen Geistesleben und schlummert auch in dem Ungläubigen, der nicht zugestehen will, daß es einen Gott giebt. Der Unglaube ist mehr Sache des Willens, als des Denkens und des Gefühls; er ist ein moralischer Fehler. In dem Gottesbewußtsein weiß der Mensch, daß er Gott für sein Thun verantwortlich ist. Gott hat sein Gesetz dem Menschen in's Herz geschrieben. Das Gewissen ist das Wissen um dies Gesetz, also um das, was Gott will und was er nicht will, und der in allen Lebensthätigkeiten selbst wider Willen sich geltend machende Antrieb, nach diesem Gesetz zu handeln.

Gott hatte diese Geistesvermögen des Menschen nach seinen eigenen moralischen Eigenschaften erschaffen, wodurch der Mensch ein Bild Gottes wurde. Dieser wandte sich mit allen Vermögen seinem Urbild und Schöpfer zu und stand zu ihm in ungetrübter Lebens- und Liebesgemeinschaft. In einem so beschaffenen Geistesleben war kein Widerspruch, keine Störung, überall herrschte tiefer Friede, vollkommene Harmonie. Der Mensch genoß hohes Glück, er war selig.

Als er aber durch Ungehorsam aus der Liebe zu Gott, aus der Gemeinschaft mit ihm herausfiel, zog das Verderben in sein Geistesleben ein. Des Tages, da er von der verbotenen Frucht aß, starb sein göttliches Leben. Er wurde durch die Sünde als zerstörende Macht traurig ruinirt. Die innere Harmonie ging ihm verloren. Widerspruch und Zerrüttung sind heimisch in ihm geworden. Der Wille, vom Schöpfer bestimmt, Herr im ganzen Hause zu sein, ist geknechtet. Die Vernunft, diese göttliche Leuchte, ist jeglichem Irrthum und Wahn unterworfen. Die Empfindung ist empfindlich, das Gefühl unlauter. Das Gottesbewußtsein, einst hell und ungetrübt, ist erblaßt. Das Gewissen, dieser Führer auf dem Gebiet der Moral und Religion, irrt und ist schwach. Das Ich aber, von Selbstsucht aufgeblasen, will in allen Dingen den Vorzug haben. Ja, der Geist hat seine Herrschaft verloren. Neigungen und Begierden, Lüste und Leidenschaften des seelisch-leiblichen Lebens, sogar Verhältnisse und Umstände der Außenwelt haben bestimmenden Einfluß über den Menschen. Der Mensch ist in seinem abnormen Leben und Streben selbstisch, irdisch, fleischlich und deßhalb widergöttlich geworden. Das bekundet er täglich im Dichten und Trachten nach persönlichem Vortheil und zeitlichem Gewinn. Ja, er findet Lust an der Sünde. Dazu ist er bezüglich seiner traurigen Lage vielfach unwissend, gefühllos und besonders unfähig, sich daraus zu retten. Der Mensch ist ein Ruin der Sünde.

Welche Veränderungen werden nun durch die Gnade Gottes in dem so beschaffenen Menschen hervorgebracht? Obschon die Sünde in alle Geistesvermögen des Menschen zerstörend eingedrungen ist, so hat sie ihn doch nicht so total ruinirt, daß Gott ihn nicht retten könnte. Das Gewissen, obgleich in seinem natürlichen Bestande schwach und vielfach irrend, wird durch die Erleuchtung und Kräftigung des heiligen Geistes ein treuer Zeuge für Gott und Wahrheit. Durch das Gewissen straft der heilige Geist den Menschen um die Sünde. Dasselbe erhebt dann seine mahnende und warnende Stimme im Menschen, es wird sein Verkläger und Richter. Das moralische Bewußtsein erwacht. Nimmt er das empfangene Licht in sein Wollen auf, entschließt er sich für die Gnadenwirkungen, so wird die Gewissensanklage: Du bist ein Sünder, die Sprache seines ganzen Wesens, so daß er aus der Tiefe seiner Seele Gott bekennt: Ich habe vor dir gesündigt. Er trägt Reue über seine Sünden, sein Geist ist zerknirscht. Stolz und Hochmuth sind gebrochen, Selbstrechtfertigung schwindet dahin. Die Sünde erkennt er als seine größte Feindin, darum sagt er sich von ihr los. Seine ganze Seele sehnt sich nach Erlösung von der Sünde. Er kann sich aber weder von ihrer Schuld noch von ihrer Macht selbst befreien. Indem er in sich keine Hilfe, nur Verderben sieht, wirft er sich in seiner Hilflosigkeit seinem Heiland in die Arme. Der seligmachende Glaube ist eine That des ganzen Menschen, eine That des tiefsten Vertrauens in Christi Verdienst, eine That der gänzlichen Uebergabe an Gott.

Bewirkt die vorlaufende Gnade große Veränderungen in der Erkenntniß, dem Willen, dem Gefühl, dem Handeln und Leben des Menschen, bringt sie ihn zum Bruch mit seinem alten Sinn und mit der Sünde, so sind die Veränderungen der erneuernden Gnade doch eingreifender und durchgreifender. Gott adoptirt nicht nur den Menschen in der Rechtfertigung an Kindesstatt, er m a ch t ihn wirklich zu seinem Kinde, indem er ihn nach seinem Bilde wiedergebärt. Der heilige Geist schafft auf geheimnißvolle Weise das innere Wesen des Menschen um und erfüllt

dasselbe mit göttlichem Leben. So wird der Mensch „eine neue Creatur" in Christo Jesu. Nicht werden seine ursprünglichen Geistesvermögen zerstört, diese bleiben noch wie vor der Wiedergeburt dieselben; nur die sittliche Grundlage des Menschen wird gänzlich umgeschaffen. Die Vermögen des Denkens, Wollens und Fühlens werden aus ihrer gottwidrigen Richtung herausgehoben und in normale Bahnen eingelenkt, so daß der Wiedergeborne nicht mehr fleischlich, sondern geistlich gesinnt, sein Hauptstreben nicht mehr auf irdische, sondern auf himmlische Dinge gerichtet ist. In das Lebenscentrum, wo vorher die Selbstsucht wohnte, kehrt Liebe ein, Liebe ausgegossen durch den heiligen Geist. In das Erkenntnißvermögen dringt himmlisches Licht ein, so daß der Mensch anders denkt und urtheilt über sich selbst und seine Mitmenschen, über Gott und die Ewigkeit, über dies Leben und den Lebenszweck. Der Wille wird von göttlicher Kraft belebt und durchdrungen, so daß er nun die Lüste und Leidenschaften der sinnlichen Natur beherrschen kann und das will, was vor Gott wohlgefällig ist. Auch das Gefühlsvermögen wird erneuert. Der Mensch findet nur Lust an Gott und seinem Wort, an gottesdienstlichen Uebungen und gottseligem Wandel. Das Gewissen wird unter dem Einfluß des heiligen Geistes zarter und kräftiger. Alle Geistesvermögen werden von der Herrschaft der Sünde befreit und von göttlicher Kraft belebt und gekräftigt.

In dem Gleichniß von dem Weinstock und den Reben spricht Jesus von einem organischen Verhältniß der Gläubigen zu ihm und gebraucht er den Ausdruck: „Ihr in mir und ich in euch." Im Einklang damit sagt der Apostel Paulus, Gal. 2, 20: „Christus lebt in mir," und an die Corinther schreibt er (1 Cor. 3, 16): „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnet?" Aus diesen und anderen ähnlichen Schriftstellen dürfen wir schließen, daß Christus selbst sich mit der Seele des Wiedergebornen verbindet, daß er im innersten Geistesleben, auf dem Herd des Herzens seinen Thron aufrichtet, um die ganze innere Welt des Geistes zu beherrschen. Das Leben des Wiedergebornen ist das Leben Christi in ihm. Deßhalb ist auch das Kind Gottes im tiefsten Seelengrunde geheiligt und sein innerstes Begehren und Verlangen, Denken und Wollen ist heilig.

In welchem Verhältniß steht nun der Wiedergeborne zur angebornen Sündhaftigkeit? Ich antworte 1) Die Herrschaft der Sünde über ihn ist aufgehoben, ja er ist durch Gottes Gnade in den Stand gesetzt, über die Sünde und zwar über jede Sünde zu herrschen. Diese Thatsache bekräftigen die Apostel Paulus und Johannes; Ersterer im sechsten Kapitel des Römerbriefes, wo er unter Anderem sagt: „Die Sünde wird nicht herrschen können über euch; sintemal ihr nicht unter dem Gesetze, sondern unter der Gnade seid"; Letzterer in seiner ersten Epistel, wo wir 3, 9 lesen: „Wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde, denn sein Same bleibet bei ihm und kann nicht sündigen, denn er ist von Gott geboren"; und 5, 9: „Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt."—2) Durch die Inwohnung Christi ist im innersten Geistesleben des Wiedergebornen gleichsam ein Heiligthum aufgerichtet worden, aus dem die Sünde heraus und in das seelisch-leibliche Leben zurückgedrängt wurde.

Die Sünde hat noch eine Macht im Wiedergebornen, aber nur eine gebrochene. Sie wohnt noch gleichsam in der Peripherie des Geisteslebens und versucht in gewaltigen Anläufen gegen den neuen Menschen die verlorne Herrschaft wieder zu gewinnen. Wohl dem, der wacht und betet und sich nicht wieder mit der Sünde einläßt! Die Sündenmacht völlig aus seinem Wesen zu verbannen, ihre Inwohnung vollständig aufzuheben, das ist eine Aufgabe des Wiedergebornen. Das kann und will die heiligende Gnade in ihm zu Stande zu bringen. Aber nicht bloß will sie sein Geistesvermögen von den Beschwernissen der Sünde reinigen, sie will ihn auch zu einem vollkommenen Mann in Christo machen, zu einem Manne, der Christi Gesinnung hat, der also sanftmüthig und von Herzen demüthig ist, dessen Speise es ist, den Willen Gottes zu thun, der nicht sich selbst lebt, sondern sich in thätiger Liebe dem Wohle seiner Mitmenschen hingiebt. Unter dem steten kräftigenden und verklärenden Einfluß des heiligen Geistes wird die Vernunft so erleuchtet, daß der Mensch erkennt, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille; der Wille bereitwillig, solche Erkenntniß zu wollen und der ganze Mensch so von göttlicher Kraft durchdrungen und damit erfüllt, daß er den erkannten Gotteswillen sogleich in der freudigen That ausführt. Welch ein geförderter Christ war der Apostel Paulus, als er sagen konnte: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christum!" Alle Vermögen des Geistes werden durch Gottes Gnade wieder in völliger Liebe auf Gott gerichtet, so daß der Mensch Gott liebt von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Infolge solcher gründlicher Veränderungen wohnen wieder Harmonie und Frieden, Glück und Seligkeit im Menschen durch den Glauben an unseren Herrn Jesum Christum.

Der Superintendent der Sonntagschule als Beamter der Kirche.

Die Sonntagschule ist eine Abtheilung der Kirche, also ist ihr Vorsteher auch ein Beamter der Kirche. Bei einigen ist dies Theorie und Logik, bei den Methodisten ist es Thatsache und Gesetz. Ueber alle Angelegenheiten jeder Ortsgemeinde ist ein Prediger gesetzt, der alle Jahre von einem Bischof der Kirche bestimmt wird. Unter dem Prediger und über der Schulabtheilung steht der Superintendent, der von der Sonntagschulbehörde erwählt und von der Vierteljahrs-Conferenz bestätigt wird.

Die speciellen Pflichten des Superintendenten, die ihm auferlegt und vorgeschrieben sind, sind folgende: Erstens, die Schüler in Klassen zu theilen und die Lehrer für die Klassen auszuwählen, die Thätigkeit der anderen Angestellten zu überwachen, Ordnung zu halten und die Uebungen der Schule zu leiten; zweitens neue Lehrer, die von dem Sonntagschulboard erwählt werden, zu ernennen; drittens, bei der Wahl der Bücher und Zeitungen, die gebraucht werden sollen, behülflich zu sein; viertens an den Board und die Vierteljahrs-Conferenz über den Stand der Schule Bericht abzustatten und an den Geschäften beider Theil zu nehmen. Die Form und Weise dieser letztgenannten Arbeit kann er sich selbst bestimmen. Aber wenn er denjenigen, denen er seinen Vertrauensposten zu verdanken hat, einen Bericht über seine Abtheilung abstattet, erkennt er seine Verantwortlichkeit an, und wenn er sich auf der Conferenz befindet, legt er sein Interesse dar, gesteht seine Mängel, beweist seine Fähigkeit und macht von seinem Vorrecht Gebrauch. Bei Ausführung der zweiten und dritten Pflicht handelt er stets in Gemeinschaft mit anderen, indem er doch an der großen Verantwortlichkeit Theil hat, indem er sich über den Charakter der Lehrer und die Lektüre in der Schule klar werden muß. In der Ausführung seiner ersten Pflicht ist er vollständig unabhängig, nur den Instruktionen der Behörde unterworfen.

Hieraus geht hervor, daß der Vorsteher beides ist, ein Rathgeber und ein Vollstrecker. Er verwendet seine Erfahrung und seine Rathschläge im Committee, in der Behörde in allen Schulangelegenheiten, in der Conferenz in allen Interessen der ganzen Gemeinschaft. Es ist dies nicht blos sein Vorrecht, es ist auch seine Pflicht. Man setzt bei ihm voraus, daß er über alles, woran es mangelt, unterrichtet ist, natürlich nur so weit, als menschlicher Verstand es bemerken kann. Was darüber ist, dagegen kann er nichts thun. Seine Ansichten allein sind nicht maßgebend, sie müssen mit den Ansichten Anderer verbunden sein. Das Resultat ist die Richtschnur für seine Handlungsweise. Von einer solchen Berathung kehrt er zu seinen Pflichten zurück, mit wichtigen Vollmachten ausgerüstet, aber doch in bestimmten Grenzen gehalten. Material ist in seine Hände gelegt, um zu einem symmetrischen Ganzen verarbeitet zu werden und das Ganze soll nur ein Theil eines größeren Körpers sein. Als ein gehorsamer Beamter soll er die Ideen der Kirche in die Schule verpflanzen und die Erfolge der Schule in der Kirche berichten. Zu diesem Zweck soll er in die kirchlichen Versammlungen gehen.

Bei Befolgung seiner Pflichten muß der Vorsteher sich auch der Pflichten seines Vorgesetzten, des Predigers, gegen die Schule erinnern. Zahlreiche und schwierige, im Lehrplan deutlich festgesetzte Pflichten sind ein Theil von dem Amte des Predigers, ein Theil von seinem Vorrechte, Pflichten, die demselben bei seiner Erwählung zugewiesen worden sind. Sie überragen, begleiten und ergänzen die Pflichten aller anderen in der Schule. Sie bedingen in größter Ausdehnung den Erfolg des Vorstehers und der Lehrer. Deshalb dürfen die Lehrer nicht übersehen, zurückgesetzt oder vor den Kopf gestoßen werden; nein, man muß sie unterstützen, sie würdigen und ermuthigen. Wenn der Prediger etwa gleichgültig, furchtsam, träge oder unwissend ist, so ist dem Untergebenen zu rathen, ihn zu den Pflichten seines Kirchenamtes so lange zu ermuntern, bis er ihn für sein Amt und seine Pflichten gewonnen hat. Und der Superintendent sollte auch bedenken, daß die ganze Kirchengemeinschaft ein Anrecht an ihn, als einen Beamten der Kirche hat, als Repräsentanten eines Theiles ihres Wirkungskreises. In Folge dessen ist er nicht nur verpflichtet, ihr in gewissem Maße zu gehorchen, nein, sein Charakter, seine Bildung und seine Aufführung sollen ihn der Jugend zum Vorbild machen, denn alles was er thut, gereicht letzterer zum Nutzen oder zum Schaden. Ein Mangel oder ein Vortheil in dieser Beziehung schadet oder nützt der ganzen Kirche.

Der Superintendent muß für sein Amt auf viererlei Weise vorbereitet sein. Er soll die Gesetze und Vorschriften der Kirche studiren, besonders diejenigen, die in sein Fach gehören, als da sind die Regeln des Lehrplans, die Gesetze der General-Conferenz, die Verordnungen der Bischöfe, die Veröffentlichungen der Sonntagschul-Union und die Auseinandersetzungen des correspondirenden Sekretärs derselben. Er sollte oft mit seinem Prediger zusammenkommen, der die Kirche repräsentirt, damit derselbe mit seinen

Unterricht und seiner Verwaltung vertraut wird; er sollte darauf vorbereitet sein, demselben die Mängel vorzustellen und zu erklären. Er muß sich sebst mit der Verfassung und Nebengesetzen der Schule, den Beschlüssen der Behörde, des Committees und der vierteljährlichen Conferenz bekannt machen. Er sollte den ganzen Plan der Sonntagschule prüfen, in allen ihren Einrichtungen, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, mit Büchern, Zeitungen und dergleichen, um alle Zeit das Zweckmäßigste und Beste zu wissen um täglich einem höheren Ziele zuzustreben.

Wenn alle diese Dinge befolgt werden, so geht daraus hervor, daß der Sonntagschulvorsteher der oberste Laienbeamte der Kirche ist. Die Verwalter und Bevollmächtigten werden auf Angabe des Predigers hin von der Vierteljahrs-Conferenz erwählt, um die weltlichen Dinge zu überwachen und um in der Gemeinde, wo sie erwählt sind, auf Ordnung zu halten. Die Klaßführer werden vom Prediger ernannt, um die geistigen Interessen und in Gemeinschaft mit den Bevollmächtigten und Verwaltern die Gesetzgebung zu überwachen. Aber der Superintendent ist für all dieses gewählt und wird unterstützt von den Verwaltern, Führern und Bevollmächtigten und es ist ihm ein weiteres Arbeitsfeld bestimmt als irgend einem Anderen. Seine Stimme wird unter vielen andern zuerst gehört und seine Beschäftigungen beziehen sich auf eine Menge von Personen. Er ist dem Pastor eine Hülfe, den Lehrern ein Führer, den Eltern ein Freund, den Kindern ein Muster und der Schule das Haupt. Er führt die Kirche der Gegenwart hinaus zu der der Zukunft. Ein solcher Mann sollte nur mit der größten Sorgfalt auserwählt werden; er sollte feierlich in sein Amt eingeführt und mit allen Kräften unterstützt werden; er sollte nur entlassen werden, wenn man einen besseren bekommen kann. Er sollte kein anderes Amt haben, dieses erfordert allein alle seine Kräfte. Er sollte weise, eifrig und gut sein.

Ein alter Brauch.

Von G. Hanser.

Alte Sitten und Gebräuche findet man bei allen alten Völkern zahlreich. Dieselben sind oft so alt wie sie selbst und verdanken ihre Entstehung nicht selten ganz merkwürdigen Umständen. Wie und wann sie jedoch entstanden sind, ist kaum anzugeben, denn viele von ihnen sind aus dem Heidenthum auf uns gekommen. Erhalten haben sich dieselben durch Erziehung, Pietät, Aberglaube und eine falsche Furcht, wenn nicht beachtet, für einen Sonderling zu gelten. Diese Sitten und Gebräuche gehören mit zu den wesentlichen Eigenthümlichkeiten eines Volkes, durch welche es sich von anderen Völkern unterscheidet und der Mensch in seiner Empfänglichkeit nimmt sie in sich auf in einer Weise, mehr als ihm nur bewußt ist. Ohne gerade ein besonderer Menschenkenner und weit in der Welt herum gekommen zu sein, kann man bei näherer Bekanntschaft doch leicht den Engländer von dem Franzosen und den Deutschen von dem Russen unterscheiden, auch wenn man ihre Sprache nicht versteht.

Ein höchst charakteristisches Zeichen unserer Zeit ist — der Mangel an Zeit. In fieberhafter Eile dampft und hastet die civilisirte Menschheit vorwärts, an Altem und Bekanntem vorüber zu Neuem und immer Neuem, vorwärts um jeden Preis.

In Folge dieser rastlosen Lebenshast hat die heutige Generation denn auch die meisten, oder wenigstens viele der althergebrachten Sitten und Bräuche des gesellschaftlichen Verkehrs als zeitraubend und hindernden Ballast über Bord geworfen und vor Allem sind es die vormals allerdings sehr ausgedehnten Formen der sogenannten „Umgangshöflichkeit", welche von diesem Schicksal ereilt wurden.

Ehe nun aber diese guten alten Sitten und Bräuche, deren gewissenhafter Aufrechthaltung so viele vorangegangene Geschlechter sich ängstlich gemüht haben, ganz der Vergessenheit, besonders hier zu Lande anheimfallen, dürfte es nicht uninteressant sein, den Ursprung, soweit sich derselbe nachweisen läßt, und die Zeitdauer näher zu beschreiben.

Da ist zum Beispiel jener vormals ganz unumgängliche Glückwunsch, welcher die unter der Bezeichnung „Niesen" bekannten Kraftäußerungen jeder in der Nähe befindlichen Nase pflichtschuldigst zu begrüßen pflegte. Ein „Prosit", „Gott helf" oder „Wohlzubekommen" 2c. hätte bei solcher Gelegenheit Niemand unterlassen können, ohne sich einer tadelnswerthen Unhöflichkeit schuldig zu machen, ja, bei einigen, der Artigkeit besonders beflissenen Nationen benutzte man diese Veranlassung, um sich gegenseitig in Glückwünschen zu überbieten. So war es, um nur ein Beispiel anzuführen, bei den Polen üblich, das Niesen eines Andern mit den Worten zu bemerken: „Ich wünsche Ihnen hundert

Jahr Gesundheit", worauf der also Beglückwünschte schleunigst: „Ich lade Sie zu meinem Begräbniß" zu erwidern pflegte.

Heute blicken wir mit überlegenem Lächeln auf diese sonderbare, seiner Zeit von allen civilisirten Nationen geübte Höflichkeitsformel zurück, die nicht selten durch übergroßen Eifer der Anwendung in das direkte Gegentheil verkehrt wurde. So rief einmal ein würdiger Pfarrer in Deutschland mitten in seiner Predigt dem anwesenden, plötzlich niesenden Kirchenpatron ein höfliches „Wohlbekomm's, Ew. Gnaden" zu, was den aufmerksamen Zuhörern, da Sr. Gnaden nicht gerade im Geruch besonderer Frömmigkeit stand, natürlich zu großem Gaudium gereichte.

Es ist zum Verwundern, wenn man bedenkt, wie lange die kultivirte Menschheit diesen und noch so viele andere Bräuche viel schlimmerer Art, ohne viel nach Ursprung und Bedeutung derselben zu fragen, aufrecht erhalten hat. Im Allgemeinen nahm man an, daß der betreffende Glückwunsch während einer um das sechste Jahrhundert in Italien wüthenden bösartigen Seuche entstanden sei, indem man, da die Krisis sich durch Niesen des Patienten ankündigte, ein andächtiges „Gott helf" oder „Zur Gesundheit" als Schutzmittel gegen die nahe Todesgefahr zu sprechen pflegte.

Obgleich nun die Geschichtsbücher berichten, daß im Laufe des sechsten Jahrhunderts in Italien wirklich mehrere Jahrzehnte hindurch eine böse Krankheit, die Niespest, herrschte, gegen welche Papst Gregor der Große vergebens zu Felde zog, so kann dieselbe doch keineswegs die erste und alleinige Ursache der Entstehung dieses Glückwunsches gewesen sein, da dasselbe nachweislich schon lange vor der christlichen Zeitrechnung im Gebrauch war.

Nach einer Sage im Talmud soll es die Bestimmung Gottes gewesen sein, daß der Mensch ohne Krankheit und ohne Schmerzen sterbe, indem er laut und kräftig niese; Jakob habe jedoch gebeten, aus welchen Gründen wird nicht gesagt, Gott möge dies ändern. Seine Bitte sei erhört worden, denn er nieste alsbald und starb nicht, und seitdem haben die Juden ihr Niesen gegenseitig stets mit dem Wunsche „Jehovah stärke dich" begrüßt.

Eine ungleich poetischere Sage von dem Ursprung des Niesens hatten die alten Griechen. Als Prometheus das Feuer vom Himmel geholt hatte, um mittelst desselben dem von ihm gebildeten Geschöpfe Leben einzuflößen, war die erste Bewegung des so belebten Wesens, sein erster Gruß an das Dasein, ein lautes Niesen. Demnach wurde das Niesen auch bei den Griechen und Römern als ein Zeichen von Kraft und Lebensfrische angesehen und von Jedermann mit dem Glückwunsch „Jupiter erfreue dich", begrüßt.

Außer dem Glückwunsch haben aber alle heidnischen wie christlichen Völker dem Niesen noch die verschiedensten abergläubischen Bedeutungen beigelegt, und selbst Helden und Gelehrten waren von solchem Aberglauben nicht frei. Die ursprüngliche Entstehung desselben dürfte ebenfalls in der vorerwähnten Annahme des griechischen Philosophen zu finden sein.

Bei den Juden galt das Niesen während des Gebets als Zeichen, daß dasselbe Erhörung finde; ähnliches glaubten auch die Aegypter und Araber. Die Römer hielten es für eine böse Vorbedeutung, wenn das Niesen Jemanden versagte. Ueberhaupt war bei den Griechen und Römern allgemein der Glaube verbreitet, daß das Niesen eine Art göttliche Offenbarung, ein Fingerzeig künftiger Dinge sei; die wunderlichsten Annahmen wurden daraus gefolgert.

Sowohl Zeit und Ort, wie auch die Zahl des Niesens entschied darüber, ob es Glück oder Unglück bedeute. Wenn zum Beispiel Jemand am Morgen beim Aufstehen nieste, noch ehe er die Schuhe angelegt hatte, so war ihm der ganze Tag verdorben, und wenn irgend thunlich, legte er sich sofort wieder ins Bett, um zu einer glücklicheren Stunde aufzustehen. In Süddeutschland glaubt man jedoch, Niesen des Morgens, so lange man noch nichts zu sich genommen habe, bedeute, daß man etwas Günstiges in Erfahrung bringe. Nieste man dagegen Mittags oder später, so überließ man sich bei allem Thun der frohen Hoffnung eines glücklichen Erfolgs. Bei der Tafel galt ein Niesen gegen das Ende des Mahles für unheilsam, man ließ dann gewöhnlich die abgetragenen Speisen wieder aufsetzen oder neue herbeibringen und setzte das Mahl fort, damit es nicht mit einer bösen Vorbedeutung ende.

Dieser scheinbar so harmlose Aberglaube hatte leider auch schon in den frühesten Zeiten seine Schrecken im Gefolge. So ließ unter anderem Themistokles (490 v. Chr.), als er nach einem eben beendigten Treffen den Göttern opferte, eine Anzahl ihm als Gefangene zugeführte Jünglinge tödten, weil gerade zu seiner Rechten Jemand geniest hatte und die Priester dies dahin deuteten, daß die Jünglinge den Göttern ein angenehmes Opfer seien, welches den Griechen Ehre und Sieg bringen würde.

Selbst der grausame, durch seine Schreckensherrschaft berüchtigte Kaiser Tiberius war diesem Wahne ergeben. Er hatte einen ausdrücklichen Befehl erlassen, daß, wenn er niese, Jedermann sogar auf offener Straße ihm ein lautes „Glück und Heil" zurufen solle.

Aber nicht nur die Alten liebten und übten diesen thörichten Wahn; die verschiedenen aber-

gläubischen Auslegungen des Niesens bei den modernen Völkern gehen noch weit mehr in's Unglaubliche, wie z. B. jener weise, im Munde jedes alten Mütterchens lebende Schicksalsspruch bezüglich des Niesens: „Morgens — beschenkt, Mittags — gekränkt, Abends — zu Gast geladen oder auch — zum Schaden," ziemlich allgemein bekannt ist.

Ob es unserer Alles nivellirenden Zeit gelingen wird, alle diese Bräuche abzuschaffen, ist sehr fraglich; im Gegentheil darf man versichert sein, daß gar Viele sich nicht die Freiheit des Niesens als den Glückwunsch nehmen lassen werden. Es bestätigt sich auch hierbei das Wort des Dichters:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort."

Gottes Behüten.

„Er hat seinen Engeln befohlen über dir."

Es war in den heißen Hundstags-Ferien. Eine Schaar fröhlicher Kinder tummelte sich im Schatten der alten Eichen, die den ländlichen Edelhof umgaben. Es war ein Hauptvergnügen, noch Gäste da — 10 bis 12 Ferienkinder, die können so etwas leisten an Lust und Leben! Jetzt wurde geschaukelt. Die Schaukel selbst war zwar ein etwas veraltetes Ding: alte Kletterbäume eines Turngerüstes, nützlich verwandt als Träger einer plumpen, wohl vier Kinder auf einmal fassenden Lehnstuhlschaukel, eine Art Lehnstuhl, aus des „Stellmachers Händen und Werkstätte hervorgegangen," seit manchem Jahr treulich benutzt und ganz verbraucht. Sie war altersschwach geworden, wackelte leise mit dem Kopf, und längst war strenger Befehl ertheilt und das beliebte „zu Mehreren Schaukeln" abgestellt.

Heute wurde es der alten Schaukel gar zu viel mit all dem jungen Volk! Als gerade die Lust am größten, das jüngste Töchterchen des Hauses „nur immer höher" rief, und die Tertianer und Quartaner ihre Sache so gut machten, daß sie immer unten durchlaufen konnten, da ging es an ein Knacken und Knurren in den lebensmüden Gliedern der Vielgeplagten, einer der Tragbalken löste sich, unter der Erde morsch geworden, vom Boden, schwang sich ein paar Mal lustig mit, bis es dem Kameraden drüben auch zu viel wurde, ein Donnergekrach erfolgte, und das morsche Gebälk in rauchenden Trümmern am Boden lag!

Und die Kinder? Ja, die waren alle noch da, keines unter dem Holzhaufen begraben, keinem ein Haar gekrümmt, wie durch ein Gotteswunder alle unversehrt um das Wrack versammelt! Entsetzt erkannten die herzueilenden Großen die große Gefahr, in der alle die blühenden Leben gestanden. „Wie kam denn das?" hieß es. „Ja," sagte die Kleine, die zuletzt oben gesessen, als es noch eine Schaukel gab, „ich bin Schuld, ich wollte immer toller! es wackelte sehr, aber es ging so schön! Mit einem Mal schaukelte der linke Baum immer mit, da bekam ich Angst, ich dachte: nun fällt Alles um und du mit und da machte ich einen Satz, so weit vorwärts, als ich konnte, und als ich unten war, fiel auch all das Andere um, das machte fürchterlichen Spektakel, aber wie wir uns besannen, lebten wir alle noch und da haben wir schön gelacht!"

Es sind viele, viele Jahre vergangen seit jenen Hundstagen; kleine Schneeflocken wirbeln leise auf die Häupter, die den Ernst des Lebens inzwischen kennen lernten und nicht mehr über Alles lachen können. Jedes hat seinen Platz im Leben, manches einen guten, reichgesegneten, und es sind nicht mehr alle hier unten, die damals lachten. Ja, ich höre uns noch lachen, leichtsinniges, übermüthiges, ahnungsloses Kindervolk! Aber doch besinne ich mich deutlich, daß das kleine Mädchen, das in der größten Gefahr gewesen, nicht bloß lachte, sondern innerlich — äußerlich thun Kinder so etwas selten! — sich sehr wunderte über die Güte Gottes, sich eigentlich schämte, daß sie gelacht und nicht gebetet: „Lieber Gott, ich danke dir, daß du mich nicht hast todtschlagen lassen oder mir was zerbrechen ließest von den großen Balken! Was würden die Eltern gesagt haben?"

Eine wirkliche Stütze.

Von C. Winter.

„Wann wirst du einmal aufwachen! Wann wird man dir etwas anvertrauen können! Was soll aus dir werden!" So lautete der Text des Kanons, der mir täglich dreistimmig in den klagendsten Molltönen gesungen wurde. Ach, ein „unendlicher" Kanon! Wer hätte auch einen Schlußsatz in unerquicklichem Durdreiklang dazu erfinden können! Denn ich war ein durchaus hoffnungsloses Kind, meiner drei guten Tanten unwürdigste Nichte. Freilich war ich nicht gerade bösartig, aber — was wohl schlimmer sein mochte — ich war zu nichts, sage zu nichts zu gebrauchen. — Nicht allein standen mir, nach dem bezeichnenden Ausdruck meiner Tanten, zu allen Dingen die Hände verkehrt, ich war auch eine

Erzträumerin, die, wie sie behaupteten, nur durch Trompetentöne zur Wirklichkeit zu erwecken war. Ich träumte eigentlich nicht — ich s c h l i e f.

Geradezu haarsträubend wurden die Erfahrungen meiner armen Tanten, als ich, zum Backfischchen herangewachsen, ihnen in ihrem kleinen Haushalte zur Hand gehen sollte. Da wurde es bald eine feststehende Thatsache, daß man nichts in meine Hand geben könne, ohne ein Unglück zu riskiren.

O diese Gefahr, wenn mir einmal übereilterweise ein zerbrechlicher Gegenstand zum Tragen gegeben worden war! Da litt es meine Tanten nicht an ihrem Platze, die eine lief, so schnell sie konnte, voran, mir die Thüre zu öffnen und etwaige ungehörige Dinge aus dem Wege zu räumen; die andere trippelte neben mir her, mit den Armen balancirend, mich so vor dem Fallen zu behüten; und die dritte verfolgte mich mit angstvollen Blicken und Nachrufen: „Kind, Kind — sieh auf deine Füße! halt ja recht fest!“ Und alle sagten Gottlob! wenn der bange Augenblick vorüber war.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß ich bald bei allen Arbeiten nur z u s e h e n, aber nichts anfassen durfte. Mich drückte diese Passivität wenig, da sie meiner Natur durchaus nicht widerstrebte, und meine Tanten trugen mich mit großer Geduld, war ich doch, da sie — der Weise alter Jungfern entgegen—dem Mops- und Katzenkultus nicht ergeben waren, ihre „einz'ge Passion.“

Ja, die Tanten waren lieb und gut. Ach — ich hatte auch einen Onkel! Der kam eines Tages und ich — sein unglückliches Mündel — ward von seinem scharfen Auge in meiner erschreckenden Mangelhaftigkeit erkannt.

Da gab es einen Sturm im Hause, vor dem alles zarte Liebessäuseln meiner Tanten verstummen mußte. Ich sollte von Haus, zu einer Pastorin, je „böser“ sie wäre, desto besser — ich müßte fest angefaßt werden, heraus aus den liebkosenden Händen meiner Tanten, und es gäbe Häuser genug, wo „Stützen“ gebraucht würden.

„Stütze!“ riefen da entsetzt meine Tanten, wie aus einem Munde, „Stütze! Lieber Bruder! Bester Heinrich — das Kind k a n n ja noch nichts!“

„Das ist eben das Schlimme,“ fuhr mein Onkel auf, „eine, die nichts h a t, wie sie, m u ß aber etwas können! Bei euch und in eurem kleinen Puppenhaushalte wird sie nie etwas lernen, darum soll sie in ein fremdes Haus, als Stütze, ja als „w i r k l i c h e Stütze“. Sie ist gesund und kräftig, hat ihren guten Verstand — es müßte ja wunderlich zugehen, wenn sie nichts leisten könnte. Laßt sie nur einmal ernstlich m ü s s e n, und ihr sollt sehen, es wird noch etwas aus ihr.“

Wie geängstigte Gluckhennen hatten die Tanten mich umringt, als gelte es, ein Küchlein vor dem Habicht zu schützen, aber alle ihre Vorstellungen waren vergebens, es blieb dabei: ich sollte den schützenden Flügeln grausam entrissen werden.

Mit größter Energie wurde nun von diesem Onkel auf eine „böse“ Pastorin gefahndet, und ehe mir mein Schicksal recht klar geworden, war schon ein Pfarrhaus gefunden, war ich engagirt als „w i r k l i c h e Stütze“ — ich! — stand schon mein Köfferchen gepackt, wurde ich mit großem Weh und vielen Thränen von meinen Tanten entlassen in die fremde rauhe Welt.

Als größten Schatz nahm ich mit mir viele gute Rathschläge und in meiner Manteltasche die „kleine Hamburger Köchin“ vom Jahre 1799, die aus dem Nachlasse meiner Großmutter stammte.

Unbarmherzig rollte der Postwagen mit mir von dannen und ich war ganz allein, zum erstenmale in meinem Leben nicht von Tanten umgeben. Wie sonderbar! Wen sollte ich nun fragen in zweifelhaften Fällen — und mir erschien jeder Fall höchst zweifelhaft — wer würde mir sagen, was ich zu thun hatte, wenn es mir nicht von selbst einfiel — und mir fiel nie etwas ein!

Wie sonderbar! das dachte ich auch, als ich nach beendeter Posttour von Bremen per Bahn weiter reiste und mein kleiner Koffer ganz allein auf dem Perron stehen blieb — wie wunderbar, daß der nun doch mit mir ankommen würde, und es hatte mich doch niemand gefragt, wohin er sollte.

„Deinen Koffer läßt du vom Posthause zum Bahnhofe tragen, dann forderst du am Schalter ein Billet für dich und dein Koffer kommt so mit!“ So lautete ein Paragraph meiner Verhaltungsregeln für die Reise. Genau so hatte ich gehandelt. Ich sah noch einmal zurück — er stand noch da und rührte sich nicht.

Am späten Abend stand ich klopfenden Herzens vor meiner Prinzipalität, einem alten, kinderlosen Ehepaare von würdigem Ansehen, aber die Begrüßung war so warm und herzlich, daß ich einen tiefen Seufzer der Erleichterung nicht unterdrücken konnte.

Nein, die Pastorin war gewiß nicht „böse“, sie hatte gütig blickende Augen und gerade jetzt zuckte ein schelmisches Lächeln um ihren Mund. Auch der alte Herr machte mir keine Angst, obgleich sein scharf prüfender Blick mit einem gewissen Mißtrauen auf mir ruhte.

„Sie scheinen noch sehr jung, liebes Kind,“ fügte er alsbald seinen Begrüßungsworten hinzu, „indessen wenn Sie Ernst und Willigkeit besitzen, so hoffen wir, daß Sie uns beiden und nament-

lich meiner schwächlichen Frau eine wirkliche Stütze sein werden."

„Wirkliche Stütze" — das Wort fing an, einen beängstigenden Klang zu haben, im übrigen war eine Täuschung ausgeschlossen. Denn jung war ich — sehr jung, noch bis gestern hatte ich hängende Zöpfe getragen; nun waren sie um den Kopf gelegt, um mir das würdige Ansehen zu geben, das einer wirklichen Stütze geziemend war. Ernst war ich auch — gewiß, man hatte mich noch nie anders gesehen, und willig — ja, das wollte ich sein, sobald ich nur erst wußte, was ich in meinem neuen Berufe eigentlich zu leisten hatte.

Wieder seufzte ich tief auf und wieder zeigte sich bei meiner Pastorin das schelmische Lächeln, das ich vorhin schon bemerkt hatte. Ich sah keinen Grund dazu und blickte sie verwundert an. „I' muß lach-chen, wenn Sie so tief seifzen," sagte sie erklärend und dann sprach sie weiter, rasch und viel, aber — wie erschrocken war ich — meine Pastorin redete eine Sprache, die meinem Ohre wie ein Kauderwelsch klang. War das deutsch? Dieser wunderbare Tonfall, diese Abschweifung, ja gänzliche Ueberhüpfung einiger Konsonanten, dieses „seifzen" statt seufzen!

Ach, wie sollte es werden, wenn ich sie auch morgen und immer nicht verstand — und keine Tante in der Nähe, die mir helfen konnte! Hatte ich nicht schon wieder Ursache zu seufzen? Aber da strich sie mit ihrer weichen Hand über meine Augen, die bange und verwundert sie angeblickt hatten, und ich fühlte nun, daß meine Pastorin gut und freundlich war.

Wohl sprach sie wirkliches Deutsch, aber sie stammte aus Kurland, und der kurische Accent war ihr geblieben, trotz der langen Reihe von Jahren, die sie schon in Deutschland gelebt hatte. Auch andere kurische Eigenthümlichkeiten hatte sie sich bewahrt: die fast allen Kurländerinnen eigene gewinnende Anmuth und Liebenswürdigkeit, daneben freilich auch die bei kurischen Damen so häufig sich findende Neigung zur Heftigkeit. Uebrigens erinnerte nichts an die einstige „Freiin", diese hatte sich der Macht der Liebe gebeugt und sich umgewandelt in eine einfache deutsche Pastorin, der Liebe und Verehrung würdig, die sie in ihrer zweiten Heimath so reichlich genoß.

Mit gemischten Gefühlen begab ich mich am anderen Morgen in die Wirthschaftsräume zu meinem Debüt als wirkliche Stütze; doch hauptsächlich war ich gespannt, wie das wohl eigentlich sein möchte.

Ehe ich vor meine Pastorin trat, erinnerte ich mich noch einmal der Grundregeln, die meine Tanten mir für diese neue Lebensperiode eingeprägt hatten: Sei ja immer recht freundlich, achte genau aufs Wort und träume nicht! Außerdem hatte ich, ihren Weisungen gemäß, drei Rezepte meiner kleinen hamburger Köchin auswendig gelernt, wie ich es Tag für Tag fortsetzen sollte.

So vorbereitet, präsentirte ich mich meiner Pastorin — im Reisekleide, denn mein Koffer war infolge irgend eines Irrthums doch nicht mit angekommen. Ich fand sie schon in der Küche beschäftigt, während die Magd emsig im Garten arbeitete.

Und nun begann für mich der Ernst des Lebens.

„Verschtehen Sie kurische Gritz' zu koch-chen?" war die erste Frage.

Ich verneinte und überlegte in demselben Augenblicke, daß ich mir mit diesem Bekenntnisse noch keine Blöße gegeben habe; „kurische Grütze" braucht man in unserer Provinz gewiß nicht zu kennen.

„Nun, so werd' ich sie heut' kochen! Geben Sie eine Fülle Wasser in jenen Kessel!"

Mit verdoppelter Hörschärfe horchte ich und achtete auf die Worte mit einer Genauigkeit, die den Augen meiner Tanten Freudethränen entlockt hätte. Ich nahm jenen, also den entfernteren Kessel und goß eine Fülle Wasser hinein, d. h. ich füllte ihn bis zum Rande.

„I' bitt' Sie, wie können Sie nur so unvernünftig sein! Wer wird denn im Waschkessel Supp' kochen! Nehmen Sie doch jenen!"

Ich nahm nun diesen und traf den rechten.

„Aber die Menge Wasser! Wer soll denn alle Supp' essen! ich bitt' Sie! Eine Fülle — verstehen Sie denn kein Deutsch!"

Mir dämmerte ein Licht: „Fülle"*) war die Bezeichnung für den Wasserschöpfer.

„Nun gehen Sie in jene Speis'kammer, dort liegt ein Topf mit Schmand, bringen Sie den!"

Gehorsam ging ich in jene Speisekammer, ohne eine Ahnung zu haben, was Schmand sein könnte, aber ich hütete mich wohl durch eine Frage mich zu blamiren, hoffte aber den liegenden Topf zu finden. Aber auf dem Tische lag kein Topf — wirklich nicht; auch meine Tanten hätten mir bezeugen müssen, daß da kein Topf lag, so genau sah ich nach.

„Frau Pastorin, da liegt kein Topf mit —"

„Aber ich bitt' Sie, ich hab' ihn selbst dort hingelegt! Kommen Sie mit, ich werd' Ihnen zeigen."

Ich folgte. „Sehen Sie doch — aber ich muß wirklich glauben, Sie können nicht sehen."

Ja, da war der Topf mit Schmand — Rahm in meiner Sprache, aber er lag ja nicht, er

*) Den Ausdruck „Fülle" in diesem Sinn muß die Pastorin übrigens aus einem anderen deutschen Dialekt geschöpft haben. In Kurland ist er unbekannt. D. R.



stand auf dem Tisch. Schüchtern wagte ich dies anzudeuten, um mich zu rechtfertigen.

„Ich muß Sie serr bitten, solche Belehrungen zu unterlassen, und Widerspruch vertrag' ich nicht."

War sie doch eine „böse" Pastorin? Mir sank der Muth nach diesen ersten Erfahrungen — und weit und breit keine Tante, mich zu trösten! Aber gelernt hatte ich schon etwas, ich wußte nun, daß jener unter Umständen dieser sein kann, und daß mitunter etwas liegt, wenn es steht. Als die kurische Grütze fertig war und ich sie zum Abkühlen in den Keller legen sollte, da war es mir schon ganz unzweifelhaft, daß ich die Schüssel nicht auf die Seite zu kehren hätte.

O, dieser erste schwere Tag! Geleistet hatte ich so viel, wie noch nie in meinem Leben, ja — ohne mich zu rühmen — ich hatte mich selbst übertroffen. Nicht ein einziges Mal war ich versucht gewesen zu träumen, im Gegentheil, ich hatte mehrere Male selbständig gedacht, und doch war meine Pastorin nicht zufrieden gewesen, hatte mich manchmal so verwundert angesehen, ja einmal war sie sogar heftig geworden.

Die folgenden Tage wurden nicht leichter. Die Stimmung im Hause schien mir immer gedrückter zu werden, und bald erwachte in mir die Erkenntniß, daß ich, die wirkliche Stütze, die Ursache der Verstimmung sei.

Dieses Bewußtsein kränkte mich, ich hatte es nie vertragen können, wenn man auf mich wirklich böse war und unwillkürlich machte ich Versuche, meine Principalität mit mir auszusöhnen.

Noch nie hatte ich so offene Augen gehabt wie jetzt, noch nie so viel Scharfsinn entwickelt. Ich wußte, wann der Pastor seine Pfeife zu haben wünschte, ohne daß er es erst sagte, wußte auch immer, in welcher Ecke sie gerade stand, und dachte ganz von selbst daran, Fidibusse mitzubringen. Wenn seine Brille verschwunden war — und das kam häufig vor — so fand ich sie gewiß wieder, und wie freute ich mich, sie ihm bringen zu können. Wie lief und rannte ich für meine Pastorin, ihr einen Weg, eine Mühe abzunehmen! Oft freilich ganz verkehrt und unverständig, aber ich zeigte ihr wenigstens meinen guten Willen — ach, ich hätte ihr so gern gefallen mögen, wenn auch nur ein bischen! Schon am dritten Tage wußte ich, daß sie keinen Zug vertrug — wie eilte ich, um alle Thüren zu schließen, wenn sie von einem Raume in den anderen gehen wollte!

Aber meinem Geschicke entging ich nicht. Noch ehe die erste Woche zu Ende war, sollte es sich erfüllen, und an einem Tage, an welchem ich es am wenigsten erwartete.

Es war an einem Sonnabend, wo am Mittag nur ein serr einfaches Gericht gegeben werden sollte: Bratwurst mit Kartoffelsalat. Ich zweifelte nicht, daß mir heute alles gelingen würde. Ueber die Bratwurst hatte mich meine kleine Hamburgerin schon belehrt, gerade heute war das Rezept an der Reihe gewesen zum Auswendiglernen, und für die Bereitung des Kartoffelsalates hatte ich offenbar Talent, sie war mir von meinen Tanten stets überlassen worden, und ich hatte ihn nicht ein einziges Mal verdorben, ja, wegen der geschmackvollen Garnirung der Salatschüssel hatten meine Tanten mich sogar bewundert.

„Mein Mann liebt so serr den Kartoffelnsalat" — die Kurländer lieben alles — „ich bitt' Sie, geben Sie sich rechte Müh, und geben Sie auch Acht, daß die Wurst nicht platzt!"

Ich versprach alles und, in dem Gedanken, wie überrascht sie alle sein würden über meine heutigen Leistungen, lächelte ich schlau.

Mit großem Eifer begab ich mich an meine Arbeit und genoß bald die Freude, mein Werk wohlgelungen zu sehen. Wie hübsch die Salatschüssel auf dem gedeckten Tische aussah! Wirklich delikat!

Mit dem Braten der Wurst hatte es noch Zeit. Zehn Minuten vor dem Anrichten, so verlangte es die kleine Hamburger Köchin, durfte sie erst gebraten werden. Ja, wie stand doch da, wußte ich das Rezept auch noch? „Um die Wurst vor dem Platzen zu schützen, lege man sie einen Augenblick in lauwarmes Wasser und brate sie alsdann in —" ja, nun wußte ich doch nicht mehr, ob in gelber oder brauner Butter. Jedenfalls war das ein wichtiger Punkt und ich mußte nachsehen. Schnell sprang ich die Treppe hinauf zu meinem Stübchen und nahm meinen kleinen „Geheimrath" zur Hand. Da stand es: „— und brate sie in brauner Butter und in offener Pfanne gelbbraun, und bringe sie alsdann in gewärmter, flacher Schüssel zu Tisch."

Genau so wollte ich verfahren, es sollte nichts daran fehlen. Ob meine Pastorin mir dann vielleicht ein anerkennendes Wort sagen würde? Es war nicht unmöglich, ja eigentlich wahrscheinlich und ich genoß die Freude darüber schon im Voraus.

Ja, wer konnte es wissen! Vielleicht ging alles doch viel besser, als ich dachte, vielleicht war ich doch nicht so unbrauchbar zur wirklichen Stütze! Und heute Abend wollte ich meinen Tanten, die in großer Sorge meiner gedachten, Nachricht geben — Gottlob! daß ich ihnen von dem heutigen Tage nur Gutes berichten konnte. O, wie würden die sich freuen, wenn ich ihnen beschrieb, was alles ich in diesen Tagen geleistet hatte! Hoffnung und Muth erfüllten meine Seele. Ich blickte hinaus, wie herrlich war es draußen, wo zum ersten Male nach grauen Tagen alles im Sonnenlicht erglänzte: in der Ferne die waldigen Berge und unter meinem Fenster

die reiche Fülle von Schneeglöckchen. Wie hübsch mußte im Sommer das Gärtchen sein, wenn alle Beete ihre bunte Pracht entfaltet hatten! Ach, und wie niedlich das kleine Rothkehlchen, das gerade jetzt auf dem Aste nahe an meinem Fenster hin und her hüpfte und mich anblinzelte mit seinen schlauen Aeuglein, als wollte es sagen — doch halt! schlug da eben die Uhr? Richtig, es war Essenszeit, und Pünktlichkeit war meine Tugend — meine einzige — schnell lief ich hinunter und bat meine Prinzipalität zu Tische zu kommen.

„Ei, ei, wie delikat!“ rief der Pastor, als er den Salat erblickte, und ein freundliches Nicken belohnte mich. Wie stolz war ich! Mit dankbarem Herzen neigte ich mich zu dem Tischgebete.

Dann sah meine Pastorin sich suchend um, wie mir schien; wünschte sie vielleicht in dem kühleren Eßzimmer ein Tuch umzulegen? Ohne Besinnen schoß ich davon und holte ein solches.

„J' dank' ferr — aber Liebe, lassen Sie doch die Wurst bringen!“

„Die Wurst — die W —“ Ach, ich Unglückskind! Die hing noch in der Vorrathskammer — ich hatte vergessen sie zu braten.

Wie vernichtet stand ich da. Es flimmerte mir vor den Augen, lauter Schneeglöckchen und Rothkehlchen tanzten vor meinem Geiste und redeten auf mich ein mit kreischenden Stimmen, und doch war ich mir der Todtenstille bewußt, die an unserer kleinen Tafelrunde herrschte.

Aber dann stand der Pastor auf, schob den Stuhl zurück und verließ mit einem sarkastischen „Gesegnete Mahlzeit!“ das Zimmer. Er war ernstlich böse. Und ich blieb mit meiner Pastorin zu einer Auseinandersetzung unter vier Augen allein.

Sie sprach ohne alle Heftigkeit — ihren Zorn würde ich als Wohlthat empfunden haben — aber noch nie war mir ihr kurisches Deutsch so verständlich gewesen, wie in diesem Augenblicke.

„Ich seh' jetzt — statt einer wirklichen Stütz' hab ich ein total unbrauchbares Kind; nicht allein, daß Sie nichts verstehen, Sie scheinen auch zu träumen. Sie können nicht erwarten, daß ich mich noch weiter mit Ihnen plag'.“

Dann ging sie hinaus und ich blieb wie betäubt mit meinem delikaten Salat allein zurück.

Was bedeuten diese Worte? Würde man mich gehen heißen, morgen, heute schon? Konnte denn das wirklich geschehen?

Mein Stolz erwachte, mein ganzer Mensch ward munter bei dem Gedanken an diese Möglichkeit. Es ward mir plötzlich Ehrensache, hier zu bleiben, ich fühlte, daß ich für alle Zeiten als „unbrauchbar“ gebrandmarkt sein würde, wenn ich so kläglich bald zu meinen Tanten zurückkehren müßte. Und ich hatte sie lieb, meine Pastorin, wie gern wollte ich bei ihr bleiben. Aber ich war eine Plage.

Schweren Herzens stieg ich zu meinem Stübchen empor,—ach, da stand mein kleiner Koffer, er mußte während der Wurstkatastrophe angekommen sein. Was wollte der nun noch, sein Kommen war vollständig zwecklos, ich bedurfte ja nur noch — ein Reisekleid.

Der Tag verging schwer, niemand sagte mir, was nun mit mir werden sollte, und ich war tief betrübt, aber morgen mußte ich es ja erfahren. Der Morgen kam, der gefürchtete Augenblick war da, aber er wurde anders eingeleitet, als ich vermuthet hatte.

„Ich werd' Ihnen sagen, was heut Mittag gegeben werden wird. Kochen Sie Bouillon mit Schwammklößen, dann machen Sie jenen Kalbsbraten — mein Mann „liebt“ ihn roth, und als drittes Gericht geben Sie irgend einen Auflauf, den Sie gerad kennen! Ich werd mich heut um die Küche nicht kümmern.“

Rathlos, trostlos sah ich meine Pastorin an und faltete in stiller Verzweiflung meine Hände.

„Nun, Sie werden doch verstehen Bouillon zu kochen?“

„Nein,“ antwortete ich, denn seit der Wurstaffaire war alles Selbstvertrauen dahin, ich hätte in diesem Augenblicke nicht angeben können, auf welche Weise man Bouillon gewinnt.

„Aber einen Braten werden Sie doch machen können!“ Vergebens suchte ich mich an die Braten meiner Heimath zu erinnern, mir fiel nichts ein, nichts als eine Mahnung meiner Tanten, die allerdings dahin gehörte: „Kind, gieße auch ja Wasser zur Sauce, wenn er anfängt zu „schreien“! Und: „Nein,“ antwortete ich wieder.

„Nun, aber irgend einen Auflauf werden Sie doch kennen!“

Auflauf — in dieser Bedeutung? Mir wurde schwindelig bei diesem Verhör. Auflauf—Aufruhr — was kam mir alles in den Sinn! die Rotte Korah — ach, wenn die Erde mich jetzt verschlungen hätte, es wäre Erlösung gewesen von namenloser Pein.

„Nein,“ antwortete ich zum drittenmale.

„Aber ich bitt Sie um alles in der Welt, was verstehen Sie denn eigentlich?“

„Nichts.“ — Ich sagte das aus voller Ueberzeugung mit einem tiefen Seufzer, der meine Qual verrieth, und ein kalter Schauer durchrieselte mich. Was würde nun kommen? Ich war auf alles gefaßt, auf *alles* — aber doch nicht auf das, was nun geschah.

Wie es eigentlich zuging, ich weiß es nicht, aber meine Pastorin hatte mich mit ihren Armen umschlossen, sie lachte und doch liefen Thränen über ihre Backen, und ich empfing einen kurischen Kuß auf beide Wangen.

„Ja, sehen Sie, wenn Sie mir nicht würden

so leid thun," sagte sie dann, „so würd' ich Sie fortschicken, denn ich bin alt und brauch' eine wirkliche Stütz' und Sie sind keine — wissen Sie das?"

Die Frage konnte ich bejahen, ich nickte.

„Sie thun mir leid," fuhr sie fort, „ja, ich glaub', ich würd' Sie recht „lieben" können, wenn Sie nur ein wenig brauchbarer sein wollten. Sagen Sie, wollen Sie versuchen es zu werden?"

Ja, ja — ich wollte! Aber sagen konnte ich's nicht. Ich war zerknirscht und doch so froh, denn ich durfte ja bleiben.

„Nun, so gehen Sie," sagte sie dann mit dem alten schelmischen Lächeln, „gehen Sie hinauf und legen Sie Ihr Reisekleid ab! Aber es bleibt dabei: um das heutige Mittagsessen werd' ich mich nicht kümmern."

Und es blieb dabei, nicht nur heute, nein, sie „riskirte" es alle Tage, bis ich mich durch Angst und Noth zu einer wirklichen Stütze hindurchgekämpft hatte.

Daß sich auch häufig schwere Gewitter über meinem Haupte entluden, ehe ich auf der Höhe meiner Leistungen angelangt war — ich will es nicht verhehlen, und Dank sei meiner Pastorin dafür!

Meine drei guten Tanten weinten Freudenthränen, als ich nach Jahren in ihre Arme zurückkehrte, nicht mehr ein Gegenstand ihrer Seufzer, sondern als bewährte „wirkliche Stütze", und der harte Onkel, dessen kühnes Manöver so wunderbaren Erfolg gehabt hatte, hat sich ausgesöhnt mit seinem Mündel, das auch jetzt noch nichts hat, aber doch etwas kann.

Aber die Palme wird von ihnen allen meiner Pastorin zuerkannt. — Sie ruht längst im Frieden. Ein unverwelkliches Blatt sei hiermit auf ihr Grab gelegt. (Daheim.)

Böse Hausgeister.

Der große Preußenkönig Friedrich erbaute sich in seiner zweiten Residenz Potsdam ein schönes Lustschloß inmitten der herrlichsten Gärten mit köstlichen Laubgewinden. Dort wollte er der Regierungssorgen zuweilen vergessen und sich frei ergehen können; darum nannte er diesen Ort Sanssouci, d. h. ohne Sorge, sorglos.

Die lieben Leser sind nun freilich keine Könige, denen der Kopf von Staatsgeschäften warm würde. Aber ob nicht manchem unter ihnen ebenso sehr die Sorge, vor der unser Heiland im Evangelium warnt, um's Haupt schwirrt? — Ihr treuen, fleißigen Hausmütter, die ihr die emsigen Hände unermüdlich regt in harter Arbeit, die ihr gedrückt und gebückt einhergeht unter der Last der täglichen Sorge, — laßt euch einmal freundlich an das Wort erinnern: Martha, Martha, du schaffst dir viel Sorge und Mühe: sorget nichts!

Zwar das meine ich nicht und wäre gewiß ein schlechter Liebesdienst, wollte ich euren Händen die Arbeit entwinden und euren Gedanken die liebende Fürsorge für die Eurigen wegnehmen. Es ist gewiß auch nicht des Heilands Meinung, wenn so viele unserer erwachsenen Töchter im Elternhaus hinleben gleich den Lilien auf dem Felde: Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; suchen sich herrlich zu kleiden und glauben durch ihr bloßes Dasein Freude genug zu verbreiten und ihre Lebensaufgabe zu erfüllen. Nein, einem deutschen, christlichen Frauenherzen ist es Bedürfniß, für seinen Familienkreis zu schaffen, Behagen um sich her zu verbreiten und nach Kräften es Jedem in der Häuslichkeit wohl sein zu lassen. Solch still dienendes Walten ist das höchste Glück einer rechten Frau. Aber woher kommt es, daß so mancher unter den treusten Schaffnerinnen die fröhliche Miene der vollsten Befriedigung fehlt, daß der Blick stets gesenkt bleibt und nie dem rührigen Tage ein freudig feiernder Abend folgt?

Martha, Martha, — du machst dir zu viel Sorge und Mühe! Unsere Zeit triumphirt ihrer großen Fortschritte in der Industrie, wie wir's so herrlich weit gebracht; und je mehr die Maschinen aller Art uns Arbeitserleichterung versprechen, um so ruheloser und vielgeschäftiger wird unser Geschlecht; je mehr Hilfsmittel, desto höher gesteigerte Ansprüche. Liebe Hausfrau, muß denn auch in dein Haus dies hastige Thun und Treiben eindringen? Kannst du dich nicht freihalten von den tausenderlei kleinen Bedürfnissen, die man früher nicht kannte, die von spekulativen Kaufleuten ersonnen sind, und deren Beschaffung jetzt so manches Frauenleben ausfüllt? Kann dein Anzug, deine Wohnung nicht ebenso freundlich und wohlthuend für das Auge sein ohne die Schleifen und Stickereien, ohne die unzähligen Deckchen und Kissen? Kannst du nicht aus der herrschenden Mode das Einfache, Zweckmäßige für dich und deine Töchter wählen, so daß die große Wäsche, die herbstliche Schneiderei nicht den riesigen Umfang einnimmt, der den Mann aus dem Hause treibt? Würde es nicht reicher Gewinn für dich und die Seinen sein, wenn du so dein Gemüth öfters erquicken könntest durch ein gutes Buch, durch einen fröhlichen, gemeinsamen Spaziergang?

Da sitzen in manchem Hause die Töchter tagein tagaus gebückt am Fenster, sticheln, häkeln, filiren für den nahen Geburtstag einer Tante oder Freundin. Gebt doch das einmal auf, ihr



Mädchen! Ihr vergeudet in vornehmem Müssiggang, der sich wie Fleiß geberdet, einen unverantwortlichen Aufwand von Zeit, Kosten, Mühe und — Augen. Glaubt ihr nicht, daß oft eine saubere Serviette auf der Kommode hübscher aussieht, als eure zusammengehäkelten Sterne? Ich will gewiß keine zierliche, anmuthige Arbeit schelten, die in sinniger Liebe bereitet und genommen wird; es ist keine noch so große Mühe vergeblich und verloren, wenn sie nur einen Strahl der Freude in eines Menschen Herz zaubert. Aber das Uebermaß von Tändeleien, das gedankenlose und gewohnheitsmäßige Aufgehen vieler Mädchen in solchen „Luxusarbeiten", die man eher „Spielereien" nennen sollte, — fällt's nicht auch unter das Wort: Martha, Martha, du schaffst dir viel Sorge und Mühe? Versuch's einmal muthig, bringe deiner Tante zum Geburtstag ein paar Blumen aus dem Garten, und sag ihr dazu von Herzen deinen Glückwunsch; und statt des unnützen, gestickten Gegenstandes, den du etwa noch zu den überflüssigen Sachen ihrer Stube hinzugefügt haben würdest, strick' einmal ein Paar warme Strümpfe für deine Wäscherin oder die kranke Frau im Nachbarhause, — du wirst mehr Freude bereiten und dich glücklicher fühlen, als wenn du die künstlichste Stickerei gefertigt und noch obenein eine Mark in die Armenkollekte gegeben hättest.

Die selige Adventfreude, wie wird sie vielen verkümmert und ihr Strahl verdeckt durch die kleinen Dinge, die doch nur Schmuck und Zuthat des Festes sein sollen und leider so oft mit ihrer geschäftigen Hast den heiligen Gedanken der Festbereitung keinen Raum lassen. „Viel Sorge und Mühe," — wo sie sind, kann nicht rechte, volle Freudigkeit herrschen. Darum, wenn die Advents-Epistel uns zur Freude ruft, fügt sie weislich hinzu: „Sorget nichts."

Sorget nichts! — Du seufzest bekümmert, du vielbeanspruchte Kindermutter, und sagst: „Ich kann nicht anders; ich nehme die Sorge für alle auf mich, damit doch meine Kinder fröhlich dreinschauen können." Liebe, treue Hausmutter, du bist auch ein Kind und sollst fröhlich dreinschaun; du Kind deines himmlischen Vaters, ist's nicht genug, daß er für dich sorgt? (Nachbar.)

Ich bin ein verlorener Mann!

Das waren die letzten Worte, welche der französische Marschall Bugeaud auf seinem Todtenbette aussprach. Wie ergreifend! Wie oft hatte der alte Krieger gekämpft im Parlament mit der Zunge, in Europa und Afrika mit dem Schwert! Aber wahrscheinlich hatte er noch wenig von dem rechten Kampf verstanden, von dem Salomo sagt: „Wer seines Muthes (Sünde) Herr wird, ist größer, als der Städte bezwingt," Spr. 16, 32. Wer das „Schwert des Geistes" (Epheser 6, 17) recht führen lernt, ist auch ein Held.

Aber merkwürdig sind die Wege Gottes. Als jene letzten Worte des alten Helden bei der Anzeige seines Todes in der Zeitung standen, machten sie auf einen jungen Mann einen tiefen Eindruck. Sie brachten ihn zu dem Bewußtsein, daß auch er vor Gott ein verlorener Sünder sei, und er sprach sich darüber folgendermaßen aus:

„Als ich die Stelle las, griff sie mich sehr an; mein Gewissen erwachte; das Sterbebette des Marschalls von Frankreich stellte sich meinen Blicken mit überwältigendem Eindruck dar. Ich suchte die Bewegung in meinem Innern nicht zu unterdrücken oder zu vergessen. Was für eine Gelegenheit hatte ich als gläubiger Christ gehabt, für meine Seele zu sorgen, und ich hatte es nicht gethan! Welche Gaben und Güter hatte Gott in meine Hand gelegt, und ich hatte nicht damit gewuchert! Ich fühlte mich elend. Doch ich ließ mich durch das Gesetz zu Christo treiben, der ja auch Keinen hinausstoßen will, der zu ihm kommt. Obgleich ich mich lange in den Wegen der Sünde verhärtet und mich fast an jede schlechte Leidenschaft gewöhnt hatte, so wurde ich doch nun zur Buße und zum lebendigen Glauben an den Heiland geführt. Die Zeit muß es zeigen, ob ich aufrichtig bin. Doch Gott ist treu, er hat's versprochen, hinauszuführen, was er angefangen hat. Durch seine Gnade finde ich jetzt das größte Wohlgefallen an seinem Worte.

Der Fürst dieser Welt hatte meine Augen geblendet, aber der Heiland der Welt hat mich erhört, als ich zu ihm rief, und hat den Schleier von meinen Augen genommen."

Brosamen.

In den Gewässern Ostindiens lebt ein Fisch, den die Eingebornen dort den „schießenden Fisch" nennen. Er hat ein langes röhrenförmiges Maul, das er auf folgende Weise als Schießgewehr benützt: Wenn dieser Fisch hungrig ist und eine Fliege oder ein anderes Insekt auf einer Seepflanze erspäht hat, so schwimmt er ungefähr vier oder fünf Fuß von der Beute weg; dann schießt er mit großer Heftigkeit einen Tropfen Wasser nach dem Insekt, das getroffen von dem Blatt herabfällt und bald im Rachen des schlauen Jägers verschwindet. So genau zielt der Fisch, daß er niemals sein auserlesenes Opfer verfehlt.

Echo aus der '84ger General-Conferenz.

Editor.

Philadelphia im Mai '84.

Es war im Jahr 1768, als sich in einem kleinen sehr bescheiden ausgestatteten Zimmer zu Philadelphia, Penn., die erste Conferenz der Methodistenprediger versammelte, welche aus sieben Mann bestand, von denen nur Pillmore und Boardman regelmäßig von Herrn Wesley ordinirte Prediger waren, während die übrigen dem ehrenwerthen Stande der Lokalprediger angehörten.

Sechszehn Jahre später (1784) trat in Baltimore, Md., die erste General-Conferenz der Methodisten zusammen, welche, unter dem Namen Christtags-Conferenz bekannt, keine Zusammenkunft Abgeordneter, sondern eine Massenversammlung aller Methodistenprediger war.

Heute naht die 24. General-Conferenz der Bisch. Meth. Kirche ihrem Ende. Welch einen Anblick bietet dieselbe dar! Vierhundert und sechszehn Delegaten aus allen Welttheilen sitzen hier zu Rathe. Der Hindu hat seinen Platz eingenommen und die bekehrte Chinesin, welche nach Philadelphia gekommen, um Medicin zu studiren und später als Missionsfrau unter ihren Landsleuten zu arbeiten, schaut von der Galerie auf die große Versammlung herab. Afrika sandte einen seiner Vollblutsöhne aus dem Stamme Ham. Hier sprechen die Repräsentanten Deutschlands von ihren Kämpfen und Sorgen im alten Vaterlande; dort hört man die Laute Skandinaviens und soeben malt der Delegat aus Italien in schwungvoller Rede aus, wie in nicht ferner (?) Zeit der Papst aus Rom aus- und ein Methodisten-Bischof daselbst einziehen werde.

Aber diese Versammlung stellt noch lange nicht das Wachsthum und den Fortschritt des Methodismus seit jener ersten in hiesiger Stadt gehaltenen Conferenz dar, denn es haben sich außer der Bisch. Meth. Kirche eine nicht geringe Anzahl methodistischer Gemeinschaften entwickelt, welche zusammen in den Ver. Staaten etwa vier Millionen Mitglieder zählen.

Wie bei all derartigen aus Amerikanern zusammengesetzten Körperschaften, zeigt sich auch bei dieser außerordentliches Sprachtalent und Redelust. Die „brennenden" Fragen werden in That und Wahrheit als solche behandelt, denn sobald dieselben Tagesordnung sind, könnte man wirklich der Meinung werden, es brenne irgendwo, so blitzartig und ungestüm springen wohl fünfzig Redner auf die Füße, sobald sie glauben, der Vorredner habe geendet oder wenn der Hammer anzeigt, daß die zehn Minuten Redezeit abgelaufen sei. Die Freunde, welche unsere deutschen Delegaten ermahnen, doch auch in diese „brennende" Thesen eingreifen, sollten einmal selbst in einem solchen Sturm um's Wort ringen und sie würden entdecken, daß es keine kleine Sache ist, dasselbe zu erhalten. Die Repräsentanten aus dem Stamme Germanien haben dies bei verschiedenen Gelegenheiten ganz wacker und mit teutonischer Ausdauer versucht, und zwar bisher nur mit sehr vereinzeltem Erfolg. Ob es ihnen noch in der letzten Woche besser gelingen wird, bleibt dahingestellt. Mehr Glück und auch etwas mehr „Stirn" haben in dieser Hinsicht die Abkömmlinge Hams. Sie besitzen als frühere Sklaven die Sympathie der Anglo-Amerikaner und haben einige ganz tüchtige Redner unter sich. Ob sie aber ihrem Stamm und ihrer Sache jedesmal ohne Ausnahme genützt, wenn sie sich mit dem donnernden „Herr Präsident" in der öffentlichen Conferenz oder auch in den Sitzungen der Committeen das Wort errangen, das stelle ich sehr in Frage; denn das Sprichwort: „Reden ist Silber und Schweigen Gold", dürfte auf diese farbigen Kinder Afrikas mehr als einmal Anwendung gefunden haben.

Uebrigens sind es selbstverständlich auch hunderte der Amerikaner, welche nicht zum Worte gekommen sind, oder dasselbe nicht gefordert haben. Ja, eine bedeutende Anzahl der fähigsten Männer haben vor der Conferenz keinen Laut gegeben, wohl aber in den Committee-Versammlungen mit ihrem werthvollen Rath ausgezeichnete Dienste geleistet. An den Geschäften dieser Committeen betheiligten sich die deutschen Delegaten mit musterhafter Treue und Ausdauer und haben hier nach Ueberwindung der deutschen Bescheidenheit auch ordentlich mitgesprochen.

In Extra-Versammlungen besprachen sie verschiedene Phasen des deutschen Werkes. Ein Abend wurde der Revision des deutschen Gesangbuches gewidmet, welche von der Conferenz in der Weise angeordnet wurde, daß ein Mitglied jeder deutschen Conferenz für die Revisions-Commission bestimmt ward, welche in drei Sektionen arbeiten und nicht später als den 15. März 1888 zusammentreten und die Arbeit vollenden soll. Es heißt also auch hier nach gutem bewährtem Grundsatze — Eile mit Weile — und unsere Kirchenglieder dürfen getrost das alte Gesangbuch kaufen, denn sie werden es gewiß „ausbrauchen", ehe das neue zu Stande kommt.

An einem andern Abend hielt in dieser deutschen Delegaten-Versammlung Br. Nülsen von Deutschland einen sehr interessanten Vortrag über die Missionsarbeit im alten Vaterlande. Ein drittes und viertes Mal ward über die deutschen Publikationen berathen und einmal kam auch der deutsche Bischof auf die Tagesordnung dieser deutschen Delegaten-Versammlung. Die Generalconferenz-Committeen über das Episcopat und die Mission berichteten nämlich zu Gunsten bischöflicher Residenzen in Ost-Indien und Europa, was den deutschen Delegaten Veranlassung zur Besprechung der deutschen Bischofsfrage wurde. Es war eine recht eingehende und dabei brüderliche Berathung, die endlich in einem Beschluß culminirte, welcher sich dahin ausdrückte, daß die Feststellung einer Bischofsresidenz in Indien und Europa als ein Schritt zum Ziel angesehen werde, und unter passenden Umständen man schon diesmal sehen wolle, was zu thun sei. Näher ist noch keine deutsche Delegaten-Versammlung zum deutschen Bischof gekommen, und zwar aus der Ursache, weil der Grundsatz und nicht Persönlichkeiten besprochen wurden, was auch die einzige Art und Weise ist, wie dieses Thema behandelt werden sollte, denn wenn man warten wollte, bis sich alle ohne Ausnahme auf eine Per-

son einigen, so würde die Kirche nie Prediger, Vorst. Aelteste, Editoren und Bischöfe, und die Welt nie Reichskanzler, Staatssekretäre oder auch Handwerker bekommen. Es blieb jedoch beim Beschluß, denn aus den Bischofs-Residenzen in Indien und Europa wurde nichts, und wenn dieselben auch festgestellt worden wären, so mußten ja immer noch passende Umstände eintreten, und somit ward keine Anstrengung für die Erwählung eines Deutschen zum Bischofsamt gemacht. Trotz diesem unschuldigen, durchaus nur einen Grundsatz feststellenden Beschluß, muß derselbe in einigen Quartieren wie ein Feueralarm gewirkt haben.

Fiel nun auch die Bischöfliche Residenz in Ost-Indien und die in Europa durch, so schritt die Conferenz zu einer meiner Ansicht nach viel eingreifenderen, nicht zu sagen radikaleren Maßregel, nämlich der Erwählung eines Missions-Bischofs für Afrika. Die Mission in Liberia konnte des dortigen Fieber-Climas wegen nur höchst selten von den Bischöfen besucht werden und litt deßhalb nicht wenig. Sie hat nur geringe Fortschritte gemacht und ist in Gliederzahl eher zurück als vorwärts gekommen. Wie diesem Uebelstande abzuhelfen sei, darüber beriethen die kirchlichen Behörden schon gar oft. Die letzte General-Conferenz glaubte die Abhülfe in einem Bischof zu entdecken, welcher eigens für Afrika erwählt, den Titel „Missions-Bischof für Afrika" erhielt und nur dort Jurisdiktion hat. Wurde dieser Weg schon früher ohne besondern Erfolg eingeschlagen, so unterscheidet sich das diesjährige Experiment von den früheren dadurch, daß nicht allein der Titel, sondern auch der erwählte Missionsbischof auf ganz Afrika deutet. Die früheren Missionsbischöfe waren vornehmlich für Liberia bestimmt; die Diöcese des jetzigen ist ganz Afrika, und daß Rev. Wm. Taylor, der weltberühmte Missionar, dessen Pfarrei wirklich die ganze Erde ist, den Titel womöglich in die That umsetzen wird, daran zweifelt kaum Jemand, der diesen eigenartigen Mann kennt.

Es war eine denkwürdige Stunde, als er mit den andern neuerwählten Bischöfen vor der großen tief bewegten Versammlung stand, um zum Amt geweiht zu werden. Trotz seiner 63 Jahre ist er noch im besten Mannesalter und besitzt eine wahrhaft herkulische Gestalt und Kraft. Mehrere der Söhne Afrikas hatten die Erwählung aus Familien- und Gesundheitsrücksichten abgelehnt. Wm. Taylor braucht keine solche Rücksichten zu nehmen. Das überwiegende Votum der Conferenz als den Ruf Gottes acceptirend, empfing er Afrika als seinen Sprengel und wird dahin ziehen, nicht, wie er selbst sagte, mit dem Wunsche bald ins Grab zu sinken, sondern mit dem Vorsatz, unter Gottes gnädigem Beistande daselbst zu leben und zu wirken.

Ein Neger — Dr. W. M. Taylor und ein Abkömmling der ostindischen Mischlingsrasse — Dr. Osborne—präsentirten ihn zur Ordination, welche die feierlichste und bestarrangirte war, der ich je beiwohnte.

Europa, Afrika, Asien und Amerika waren durch die acht Mitglieder der General-Conferenz vertreten, welche die vier neuerwählten Bischöfe auf dem feierlichen Gange begleiteten. Die älteren Bischöfe, mit Bischof Simpson an der Spitze, flankirten die Neuerwählten mit ihren Begleitern auf der Plattform und die Versammelten lauschten mit tiefer Andacht der feierlichen Liturgie.

Ohne Zweifel werden künftige General-Conferenzen sich mit der indischen, chinesischen und europäischen Bischofsfrage zu befassen haben. Wie dieselbe in diesem und jenem Falle gelöst werden wird, darüber lassen sich wohl Vermuthungen, aber nichts weiteres aufstellen, weßhalb ich mich auch aller Muthmaßungen enthalten will. Gott sitzt ja im Regimente und macht alles wohl. Gewiß ist jedoch, daß je mehr sich die ausländischen Missionen entwickeln, desto mehr bedürfen sie sowohl der unmittelbaren Oberaufsicht, als auch der Anpassung an die in den verschiedenen Ländern gegebenen Verhältnisse, ohne daß dabei Fundamental-Grundsätze zu opfern wären. Die Kirche wird in der Zukunft dafür Sorge tragen und in conservativ-fortschrittlicher Weise die Wege bahnen. Diesmal hat sie nebst der Erwählung des afrikanischen Bischofs die Missionen in Japan, Mexiko und Dänemark zu jährlichen Conferenzen gestaltet. In vier Jahren wird ein weiterer Schritt gethan werden, und so fort — bis die Kirche überall die Gestalt genommen hat, in welcher sie die ihr von Gott übertragene Aufgabe am besten auszuführen vermag.

Zu den wichtigeren vor die Conferenz gebrachten Anträge sind diejenigen zu zählen, die es darauf absahen, den Frauen Lizens zum Predigen zu ertheilen und den sogenannten „Evangelisten" eine Stellung in der Kirchenordnung anzuweisen. Beide Anträge wurden abgelehnt. Während die Conferenz einstimmig darin war, daß den Frauen der Mund nicht verstopft werden soll, sah die Mehrzahl in der Frauen-Prediger-Lizens nur einen ersten Schritt zu weiteren Zielen, dessen logische Consequenz nichts anderes sei als Ordination, Aufnahme ins Reisepredigtamt u. s. w. Auch ward geltend gemacht, daß die große Mehrzahl der frömmsten und gebildetsten Frauen durchaus keine Prediger-Lizens verlangten, sondern daß sie vollauf zu thun hätten, den ihnen bereits übertragenen Pflichten nachzukommen. Für die „Evangelisten" fand das Committee übers „Reisepredigtamt" keinen rechten Platz in der kirchlichen Ordnung und berichtete in diesem Sinne.

Noch conservativer verhielt sich die Conferenz allen Anträgen gegenüber, welche auch nur die geringste Ausnahme von dem dreijährigen Amtstermin anstrebten.

Wie vorauszusehen, hatten die Anforderungen des vorgeschrittenen Radikalismus jeden Conservativen und Halbconservativen auf Vorposten gestellt, so daß im Committee übers Reisepredigtamt trotz eines geschickt und lebhaft geführten Kampfes nicht einmal der Vorschlag durchzubringen war, daß in dringenden Ausnahmsfällen, mit Zweidrittel Mehrheit der Vierteljahrs- und Dreiviertel Mehrheit der jährlichen Conferenz ein viertes Jahr Dienstzeit statthaft sei. Nach heißer Debatte hieß dieses Committee das mit 4000 Unterschriften versehene Gesuch unserer Mitglieder in Deutschland gut und bestimmte, daß dort wieder die sogenannte Missionsregel in Anwendung kommen soll, so daß ein Prediger im Nothfall länger als drei Jahre einer Gemeinde bedienen kann. Ob aber die General-Conferenz diesen Committee-Bericht gutheißen wird, steht zur Zeit, da ich dieses schreibe, noch in Frage.

Der Antrag, die Laiendelegaten in den jährlichen Conferenzen einzuführen, wurde ablehnend beantwortet, während der Vorschlag, daß Laien und Prediger in der General-Conferenz in gleicher Anzahl vertreten sein sollen, an eine Commission verwiesen wurde, welche an die nächste General-Conferenz zu berichten hat.

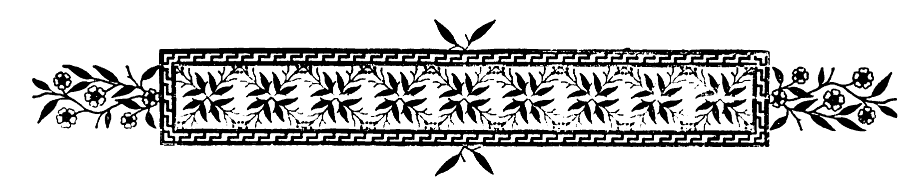
Eine Menge Bittschriften und Gesuche wurde auch diesesmal — wie dies ja nicht anders möglich ist — entweder in den Committeen begraben oder konnte in diesen wegen Zeitmangels nicht zur Besprechung kommen. Leid thut es mir, daß das Committee über Revision keinen Bericht einbrachte, welcher in bestimmten Ausdrücken angeben sollte, ob die Kinder der Kirchenglieder Probeglieder sind oder nicht. Sprachen sich die Committeen-Mitglieder auch bejahend über diese Frage aus und wird sie von den allermeisten auch in dieser Weise, den schon bestehenden Bestimmungen gemäß, aufgefaßt, so herrscht in der Praxis doch ganz außerordentliche Confusion, weßhalb nicht mißzuverstehende Bestimmung in der Kirchenordnung sehr wünschenswerth wäre.

So sehr aber auch die Conferenz im allgemeinen das Alte und Bewährte zu erhalten suchte, wich sie doch in einigen Stücken von dieser Bahn ab, so z. B. betreffs der statistischen Tabellen, welche — zum Trost aller geplagten Sekretäre sei es berichtet — nach eingehender Berathung auf eine erträgliche Rubrikenzahl reducirt wurde.

Zwischen einer so aktiven, lebhaften, oft stürmischen Versammlung von vierhundert energischen Männern und einem ächten Quäker-Gottesdienst ist ein Contrast, wie derselbe nicht größer gedacht werden kann. In Philadelphia, der Heimath des Quäkerthums, kann man dasselbe in seiner besten, am wenigsten unverfälschten Gestalt sehen. Wir machten uns diesen Umstand deßhalb zu nutze und gingen einmal zu den orthodoxen Quäkern. Ein Versammlungssaal in einfachster Art, dessen Bänke noch nicht einmal einen Anstrich hatten, nahm uns auf. Die Versammelten sind entweder in grauem Quäkercostüm oder sonst in sehr einfachen Kleidern erschienen. Kanzel und Altar, Bibel und Gesangbuch fehlen gänzlich. An der Vorderwand befinden sich einige erhöhte Sitze, welche von „Lichtern" der Freunde eingenommen werden. Tiefe Stille lagert über den Versammelten, während welcher manche offenbar zum Herrn flehen, andere aber auch nur „ruhig" sind. Im Ganzen übt dieses lautlose Harren auf den Christenmenschen einen guten Einfluß aus, und wir fragen uns, ob es zur Abwechslung manchmal nicht wohlthuend wäre, statt des brausenden Ungestüms mancher Gottesdienste auch dann und wann Ruhe eintreten zu lassen. — Endlich wird die lautlose Stille durch eine silberhelle Frauenstimme unterbrochen, die in so innig-herzlichen Worten, so gläubig und ächt evangelisch zum himmlischen Vater fleht, daß man gleich beim ersten Satze fühlt, es sei ein Kind von Gottes großer Gnade, das da vor seinem Herrn steht. — Darauf wieder eine lange Pause und alsdann wieder dieselbe Stimme. Es ist eine Mutter in Israel, mit einem Antlitz, auf welchem der Friede Gottes glänzt, und die uns mit merkwürdiger Genauigkeit die Geschichte der Israeliten vorführt, wie sie aus Egypten durch's rothe Meer, durch die Wüste nach Canaan gezogen und daranhin die Wiedergeburt und Heiligung schildert. Es ist eine uralte Geschichte; die Allegorie ist durchaus nicht neu, und das Gleichniß hinkt wohl noch etwas mehr als manche andere Gleichnisse. Aber wir werden von der Einfachheit des aus dem Herzen fließenden Vortrags gefesselt. Die Wahrheiten dringen in die Seele und wir feiern einen gesegneten Gottesdienst. — Die Mutter in Israel hat geendet, die Versammlung sitzt noch eine Zeitlang stille, stille und geht alsdann lautlos auseinander wie sie gekommen. Junge Leute haben wir nur wenig bemerkt. Weßhalb? Das kann der Leser aus der obigen Skizze entnehmen, und wir brauchen nicht hinzuzusetzen, daß das Quäkerthum am Aussterben ist.

Jedoch — das war nur so ein Abstecher zu den „Freunden". Wir kehren noch auf einen Augenglick zur General-Conferenz zurück und beschauen uns die nicht geschäftlichen Abend- und andere Versammlungen. Das eine mal lauschten wir der vollendeten Beredsamkeit des Wesleyanischen Delegaten — Dr. Whitehead; das andere mal staunen wir die Massenversammlung in der Musikhalle an, welche im Interesse der Kirchenbausache berufen ward und wobei $50,000 aufgebracht wurden. Eines Sonntag Nachmittags machen wir die Uebungen in der berühmten Sonntagschule Wanamakers mit und an einem Abend bewegen wir uns in der Akademie der Künste unter 2000 zu Ehren der Bischöfe geladenen Gästen. Was wohl die sieben arme Methodisten-Prediger, die sich 1768 zur ersten Conferenz in Philadelphia versammelten, gesagt haben würden, hätten sie sich damals eine solche, alle Welttheile repräsentirende Methodisten-Gesellschaft vorzustellen vermocht! Möge Gottes heiliger Geist in reichem Maße über die Kirche ausgegossen werden, und möge sie nie vergessen, daß nicht Macht und Glanz, sondern die Kraft aus der Höhe sie tüchtig macht zur Erfüllung ihrer großen Aufgabe.

Schließlich bietet der wiedererwählte Editor dieses Magazins seinen lieben Lesern brüderlichen Gruß und Handschlag. Gott der Herr war sichtbarlich von Anfang an mit diesem Unternehmen. Wir wollen Ihn anrufen, daß er auch künftig uns zu Hilfe komme und es sollen unter dem Beistand des himmlischen Vaters alle unsere Kräfte daran gesetzt sein, diese Familienschrift und das ganze deutsche Sonntagschul-Departement zu immer größerem Nutzen und vermehrtem Segen für unser liebes deutsches Volk zu machen.



Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 6. Juli. David wird König über ganz Israel. 2 Sam. 5, 1—12.

1. Und es kamen alle Stämme Israel zu David gen Hebron, und sprachen: Siehe, wir sind deines Gebeins und deines Fleisches.

2. Dazu auch vorhin, da Saul über uns König war, führtest du Israel aus und ein. So hat der Herr dir gesagt: Du sollst meines Volks Israel hüten, und sollst ein Herzog sein über Israel.

3. Und es kamen alle Aeltesten in Israel zum Könige gen Hebron. Und der König David machte mit ihnen einen Bund zu Hebron vor dem Herrn, und sie salbeten David zum Könige über Israel.

4. Dreißig Jahr war David alt, da er König ward, und regierete vierzig Jahr.

5. Zu Hebron regierete er sieben Jahr und sechs Monden über Juda; aber zu Jerusalem regierete er drei und dreißig Jahr über ganz Israel und Juda.

6. Und der König zog hin mit seinen Männern zu Jerusalem wider die Jebusiter, die im Lande wohneten. Sie aber sprachen zu David: Du wirst nicht hie herein kommen, sondern Blinde und Lahme werden dich abtreiben. Das meinten sie aber, daß David nicht würde da hinein kommen.

7. Aber David gewann die Burg Zion, das ist Davids Stadt.

8. Da sprach David desselben Tages: Wer die Jebusiter schlägt und erlanget die Dachrinnen, die Lahmen und Blinden, denen die Seele Davids Feind ist. Daher spricht man: Laß keinen Blinden und Lahmen ins Haus kommen.

9. Also wohnete David auf der Burg, und hieß sie Davids Stadt. Und David bauete umher von Millo und inwendig.

10. Und David ging und nahm zu, und der Herr, der Gott Zebaoth, war mit ihm.

11. Und Hiram, der König zu Tyrus, sandte Boten zu David, und Cedernbäume zur Wand, und Zimmerleute, und Steinmetzen, daß sie David ein Haus baueten.

12. Und David merkte, daß ihn der Herr zum Könige über Israel bestätiget hätte, und sein Königreich erhöhet um seines Volks Israel willen.

---

1. Grundgedanke. „Ich habe gefunden meinen Knecht David, ich habe ihn gesalbet mit meinem heiligen Oele." Ps. 89, 21.

2. Zeit. Um 1048—47 v. Chr.

3. Ort. Zuerst Hebron, Stadt des Stammes Juda, im Gebirge Juda, 20 Meilen südlich von Jerusalem, etwa halbwegs von Bersaba auf der Hauptstraße dorthin gelegen; berühmt aus der Patriarchenzeit, erster Wohnort und später Begräbnißplatz Abrahams, „des Freundes Gottes" (2 Chron. 20, 7), daher der heutige arabische Name der Stadt El-Kalil (Gottesfreund). Nachher Jerusalem.

4. Einleitende Vorbemerkungen. Ueber Saul, den Sohn Kis aus dem Stamm Benjamin und David, den Sohn Isai aus dem Stamm Juda, die beiden ersten Könige Israels, vrgl. die Lektion im letzten Quartal des Jahres 1883. Die ältesten in Israel (V. 3) sind die Familienhäupter aller einzelnen Stämme. Der Name Juda (V. 5), d. h. die Nachkommen des 4. Sohnes Jakobs und der Lea, dem Jakob sterbend noch die Oberherrschaft über seine Brüder verheißen hatte (1 Mos. 49, 10), war der mächtigste der zwölf Stämme; sein Gebiet lag im Süden des Landes zwischen dem Mittelmeere und Todten Meere. Der Name „Juda" bedeutet „Preis" oder „der Gepriesene" (1 Mos. 49, 8). Die Jebusiter (V. 6), ein kanaanitischer Stamm, bewohnten zur Zeit der Eroberung des Landes die Gegend um das damals nach ihnen Jebus, noch früher zu Melchisedeks Zeit (1 Mos. 14, 18) Salem, d. h. „Friede", genannte Jerusalem her, das selbst in der Richterzeit (Richter 19, 12) noch ganz in ihren Händen war, da bei der ersten Belagerung durch die Stämme Juda und Simeon es nur gelungen war, die Unterstadt zu verbrennen, die Oberstadt mit der Burg Zion von den Jebusitern besetzt blieb, die sich von dort aus allmählig wieder der ganzen neu aufgebauten Stadt bemächtigte; erst durch David kam sie ganz und für immer unter die Herrschaft Israels. Millo (V. 9), eine der Burgen auf den Hügeln von und um Jerusalem her, lag wahrscheinlich auf dem Berg Zion selbst, am Nordwest-Ende desselben und bestand aus einem mit Ringmauern versehenen Festungsthurm. Der Gott Zebaoth (V. 10), eigentlich: „Herr der Heerschaaren", bezeichnet Gott als den Heerführer nicht blos seines Volkes, sondern auch der Stern- und Engelschaaren, denselben Namen führt der Herr auch Jos. 5, 14. Hiram, der König von Tyrus (V. 11), jener großen Haupt- und Handelsstadt von Phönicien, nordwestlich von Palästina am Gestade des Mittelmeers gelegen, war später nach 2 Chron. 2, 2 auch dem Salomo zum Tempelbau ebenso behülflich, wie hier dem David zum Schloßbau. Die Cedernbäume kamen von dem nahen im Südost-Ende von Phönicien gelegenen Gebirge Libanon.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Erwählung des Königs (V. 1—5).

V. 1 u. 2. Die geschichtlichen Verhältnisse, welche die Lektion verursacht, sind folgende: Nach dem von David selbst (2 Sam. 1, 11) tief betrauerten Tode Sauls und seiner drei Söhne, besonders des ihm eng befreundeten Jonathans, welche in der Schlacht gegen den Philisterkönig Achis gefallen waren (1 Sam. 31, 1—13), wurde der von Samuel schon nach Gottes ausdrücklichem Willen zum König über ganz Israel erwählte und gesalbte David (1 Sam. 16, 1—13) zunächst nur von seinem eigenen Stamm Juda als wirklicher König anerkannt, während die übrigen Stämme dem von Sauls Feldhauptmann Abner zum Nachfolger erhobenen Sohne Sauls Isboseth treu blieben. Letzterer wurde später meuchlings ermordet (2 Sam. 4, 5 ff.); aber sowenig sich David früher über den Tod Sauls, seines Feindes und Verfolgers, gefreut hatte, der ihm so lange den Weg zu dem ihm von Gott selbst zuertheilten Throne versperrt hatte, ebensowenig macht er sich jetzt diese neue Erledigung des Thrones eigenmächtig zu Nutzen, sondern giebt vielmehr jenen Mördern, die sich wohl durch ihre blutige That bei David in Gunst setzen wollten, ihren wohlverdienten Lohn (2 Sam. 4, 9—12).

1) Jetzt aber, da Gottes Stunde für ihn schlägt, kommt Israel selbst ihm freiwillig mit seinem Wunsche entgegen (vrgl. 1 Chron. 13, 38—40 „von ganzem Herzen") und bringt ihm seine Huldigung dar. Das war Gottes Ruf und darum kann er freudig folgen und die neue Würde mit ihrer neuen Bürde getrost auf sich nehmen, er hat sie nicht selber erzwungen, wohl aber sich durch sein ganzes bisheriges Leben der Treue und Selbstverleugnung für beide würdig und tüchtig gemacht. Jetzt war aber gerade auch die rechte Zeit dazu: sollte das durch Sauls Mißregierung verkommene Reich wieder zu neuer Kraft und Blüthe kommen, so mußte vor allem die Spaltung der Stämme aufhören.

Die Bitte an David, die Regierung über ganz Israel anzunehmen, wird dreifach begründet: 1) durch die nahe Blutsverwandschaft aller Stämme (Schluß von V. 1); dann 2) durch Davids bisherige Stellung, da er ja auch seither schon unter Sauls Regierung

und als sein Feldherr Israel angeführt hatte (1 Sam. 18, 13—30), daher ihm das Volk und namentlich das Heer sehr ergeben war und David dies sehr leicht hätte zu sich herüberziehen können, wenn er hätte wollen, und 3) durch die göttliche Bestimmung Davids zum König für das gesammte Volk (Schluß von V. 2). Es giebt zwar nirgends einen unmittelbaren und ausdrücklichen Ausspruch Gottes, der dies besagt, wohl aber ganz ähnlich lautende Worte von Propheten vrgl. 1 Sam. 13, 14; 28, 18; 22, 5. Auch lag es in der Salbung durch Samuel wenigstens indirekt eingeschlossen, daß sich an David erfüllen sollte, was schon dem Saul nach 1 Sam. 9, 16 verheißen war, aber wegen seines Ungehorsams gegen Gott nicht zu Stand kommen konnte. Dieser im Volk allgemein herrschenden Hoffnung geben sie Ausdruck mit den für den ehemaligen Hirten besonders bezeichnenden Worten: „daß er das Volk Gottes hüten solle," während das „Herzog" mehr auf den Kriegshelden geht.

V. 3. Alle Aeltesten, also die Repräsentanten des ganzen Volkes, kamen nach Hebron, seiner damaligen Residenz. Einen Bund, d. h. nicht sowohl einen gegenseitigen Vertrag oder Verfassung, wornach etwa das Volk sich bei dieser Huldigung zum Gehorsam gegen ihn, den menschlichen König verpflichtet hätte, sondern vielmehr wie der Beisatz „vor dem Herrn" deutlich zeigt, ein beiderseitiges Versprechen, wornach König und Volk miteinander Gott als dem himmlischen Herrscher dienen wollen, vrgl. 5 Mos. 17, 19 ff. Salbten David, das war somit schon seine dritte Salbung, zuerst durch Samuel zum zukünftigen König, dann zum wirklichen König, aber nur über Juda allein, jetzt zum Alleinherrscher über ganz Israel.

V. 4 u. 5 folgt nur noch die genaue Zeitangabe über Regierungsantritt und Regierungsdauer Davids. Fällt Sauls Tod nach der gewöhnlichen Berechnung ins Jahr 1056 vor Christo, so wäre seine erste Thronbesteigung 1055, seine zweite 1048—1047 zu setzen.

b) Die Eroberung der Stadt (V. 6—9).

V. 6. Das erste Erforderniß für das ungegründete Königreich des geeinigten Volkes war die Eroberung und Befestigung einer geeigneten Hauptstadt für alle Stämme. Dies ist daher auch Davids erste Königsthat, denn so lange eine solche fehlte, fehlte auch noch der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Theokratie. Das höhnische und spöttische Benehmen der Jebusiter erklärt sich daraus, daß sie auf die ungemeine Festigkeit der von ihnen besetzt gehaltenen Stadt trotzten, die von drei Seiten von einem tiefen Thal umgeben, das für die mangelhafte Belagerungskunst der alten Zeit unüberwindliche Schwierigkeiten darbot und nur von der Nordseite her zugänglich war. Für David aber war der Besitz von Jerusalem doppelt wichtig und nothwendig, theils weil es die geweihte Stätte der uralten heiligen Volkserinnerung war (der Hügel Morijah vrgl. 1 Mos. 22, 2 ff.), theils als Schlüssel für das ganze mittlere und südliche Palästina. Der Sinn ihrer Rede ist natürlich: selbst wenn blos Blinde und Lahme die Stadt vertheidigten, würde die Belagerung David doch nicht gelingen; nach Josephus sollen sie wirkliche Lahme und Blinde auf die Mauern gestellt haben.

V. 7. Aber, ein göttliches „Aber" wie Ps. 2, 4, vrgl. Röm. 8, 31. David's Sieg war nicht blos nöthig für sein eigenes und Israels Wohl und Sicherheit, sondern auch zur Rettung der Ehre Gottes, die gleichfalls durch den Schimpf der heidnischen Jebusiter (V. 6) angetastet war (vrgl. 1 Sam. 17, 26).

V. 8 ist die unmittelbare Fortsetzung von V. 6: Desselbigen Tages, nehmlich eben als er die Stadt erstürmte. Und erlanget die Dachrinnen ist jedenfalls unrichtig übersetzt, denn das Wort kann nicht die „Dachrinnen" bedeuten, auch nicht im Sinn von: die obersten Zinnen des Walls, wornach der Sinn wäre: wer zuerst die Mauer ersteigt; sondern es heißt eigentlich: „Wasserleitung", denn Jerusalem hatte außer der Quelle Siloah (Joh. 9, 7) keine fließenden Brunnen, das Trinkwasser mußte von außen herbeigeführt werden. Nun kann man aber auch dann noch den Satz in doppelter Weise fassen: 1) Als Befehl: Wer die Jebusiter schlägt, der soll sie in den Wasserfall hinabstürzen, d. h. in die Felsenschlucht zwischen Morijah und Zion; allerdings eine grausame Strafe, aber doch nicht zu stark angesichts ihrem trotzigen Benehmen (V. 6) und mit dem strengen göttlichen Befehl, alle heidnischen Einwohner des Landes zu vertilgen, gewiß in diesem besonderen Fall wohl zu vereinigen. Andere fassen es 2) als (nicht ausgesprochene) Verheißung, wobei man am Schluß des Verses ergänzen müßte: Wem dieß gelingt, „der soll Haupt und Oberster sein" (1 Chron. 11, 6) und zwar gelang es nach derselben Stelle dem Joab, der früher schon Feldhauptmann des Stammes Juda allein war, jetzt aber in Folge dieser Heldenthat der Oberste von ganz Israel wurde (2 Sam. 2, 13). Der Sinn des nachfolgenden Sprichworts ist wohl der allgemeine: „Leute, mit denen man nichts zu schaffen haben will, sollen nicht in's Haus"; nach Anderen soll „Blinde und Lahme" später wirklicher Spottname für die Jebusiter geworden sein, denen man höhnisch zugerufen habe: Ihr Jebusiter, ihr Blinde und Lahme dürft nicht herein!

V. 9. David zog von Hebron herüber nach Jerusalem und wählte sich seine Residenz dort und zwar auf der Feste selbst, d. h. der auf dem Berg Zion (Ps. 2, 6) gelegenen Citadelle, und zwar nicht blos darum, weil diese Stadt so fest war, auch nicht weil sie von ihm erobert worden, daher er sie sehr gut seine Stadt (vrgl. V. 7) nennen konnte, sondern namentlich auch darum, daß sie zum Stamm Benjamin, also nicht zu seinem eigenen Stamme Juda gehörte und doch diesem nahe genug lag. Sein eigentlicher Palast lag wohl innerhalb der Ringmauern und sonstigen Befestigungswerke, die David schon anlegen und später Salomo vollenden und noch mehr erweitern ließ (1 Kön. 9, 15); daher: „bauete inwendig", was eben auf die in dieser durch Bastionen geschützten Lage errichteten Wohnungen sich bezieht.

c) Die Erhöhung des Reiches (V. 10—12).

V. 10. Nahm zu, nehmlich an Macht und Ansehen; zum Schluß des Verses vrgl. Joseph's Geschichte. Daß David auch im Glanz und Reichthum dankbar und demüthig blieb und weder seiner eigenen früheren Niedrigkeit, noch Gottes Gnade und Hilfe vergaß, zeigt er selbst sehr schön in Ps. 40, 1—4.

V. 11 beweist, daß David's wohlverdienter Ruhm auch schon weit in die Nachbarschaft gedrungen war und man sich dort um seine Freundschaft bewarb („sandte Boten" u. s. w. ohne Aufforderung, freiwillig, zu Israels Anerkennung). Die betriebsamen Phönizier galten damals schon als besonders geschickt in allerlei Handwerk.

V. 12. Der glückliche Erfolg seiner Regierung ist dem David ein Beweis nicht blos von der Liebe und dem Segen Gottes gegen und über ihn selber, sondern auch von seinen Gnadenabsichten mit seinem Volk. Er schreibt daher sein Gelingen nach außen und innen nicht sich selbst zu, sondern der Fürsorge Gottes und weiß, daß diese auch über ihm selbst, nicht um seiner eigenen Person willen waltet, sondern um Israels willen; darin lag aber für ihn auch eine um so größere Verantwortlichkeit und Verpflichtung zur Treue gegen Gott und gegen sein Volk.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bilbersaal überein.)

Der rechte Mann am rechten Platz.

1) Gott findet denselben für sein Reich. Als Abel nicht mehr war, kam Enoch, Abraham und Moses. Wer hätte Moses besser folgen können als Josua, Samuel. So oft aber Menschen in Gottes Vorsehung eingriffen, ging es schief. Manchmal mag auch der von Gott erwählte schlimm ausfallen, wie z. B. Saul, aber Gott der Herr findet immer wieder einen David als Nachfolger. Auch die besten Männer haben Schwächen und fallen manchmal in Sünde, wenn sie jedoch aufrichtige Buße thun wie David, mögen sie in ihrem Platz immerhin sehr nützlich sein. 2) Der rechte Mann vertraut Gott. 3) Der rechte Mann thut seine Pflicht. Er weiß, daß Gott durch ihn wirken will und er (der Mann) nicht lässig sein darf. 4) Der rechte Mann hat Gaben. Gott wird Niemand wählen, der nicht auf irgend welche Weise ausgerüstet ist. Die Einbildung, Gaben für einen Posten zu besitzen, ist jedoch nicht die nothwendige Gabe. Die Bescheidensten sind oft die Tüchtigsten. 5) Die große Kunst, den rechten Platz im Leben zu finden.

Sonntag, 13. Juli. **Die Bundeslade wird auf den Berg Zion gebracht.** 2 Sam. 6, 1—12.

1. Und David sammelte abermal alle junge Mannschaft in Israel, dreißig tausend.
2. Und machte sich auf, und ging hin mit allem Volk, das bei ihm war aus den Bürgern Juda, daß er die Lade Gottes von dannen herauf holete, welcher Name heißt: Der Name des Herrn Zebaoth wohnet drauf über den Cherubim.
3. Und sie ließen die Lade Gottes führen auf einem neuen Wagen, und holeten sie aus dem Hause Abinadab, der zu Gibea wohnete. Usa aber und Ahio, die Söhne Abinadab, trieben den neuen Wagen.
4. Und da sie ihn mit der Lade Gottes aus dem Hause Abinadab führeten, der zu Gibea wohnete, und Ahio vor der Lade her ging;
5. Spielte David und das ganze Haus Israel vor dem Herrn her mit allerlei Saitenspiel von Tannenholz, mit Harfen, und Psaltern, und Pauken, und Schellen, und Cymbeln.
6. Und da sie kamen zur Tenne Nachon, griff Usa zu und hielt die Lade Gottes, denn die Rinder traten beiseit aus.
7. Da ergrimmete des Herrn Zorn über Usa, und Gott schlug ihn daselbst um seines Frevels willen, daß er daselbst starb bei der Lade Gottes.
8. Da ward David betrübt, daß der Herr einen solchen Riß an Usa that; und hieß dieselbige Stätte PerezUsa bis auf diesen Tag.
9. Und David fürchtete sich vor dem Herrn des Tages, und sprach: Wie soll die Lade des Herrn zu mir kommen?
10. Und wollte sie nicht lassen zu sich bringen in die Stadt Davids; sondern ließ sie bringen in das Haus ObedEdom, des Gathiters.
11. Und da die Lade des Herrn drei Monden blieb im Hause Obed-Edom, des Gathiters, segnete ihn der Herr, und sein ganzes Haus.
12. Und es ward dem Könige David angesagt, daß der Herr das Haus ObedEdom segnete, und alles, was er hatte, um der Lade Gottes willen. Da ging er hin, und holte die Lade Gottes aus dem Hause ObedEdom herauf in die Stadt Davids, mit Freuden.

---

1. Grundgedanke. „Das Haus des Gerechten wird gesegnet." Spr. 3, 33.

2. Zeit. Um 1046 nach Christo (nach Eroberung Jerusalems durch David).

3. Ort. Zuerst Baal Juda, d. h. Kiriath-Jearim, drei Stunden westlich von Jerusalem, im „Gebirge Juda" gelegen (Jos. 15, 9), also auf der Grenze zwischen dem Stamm Juda und Benjamin, den Gibeoniten gehörig (V. 3 u. 4), später wieder Jerusalem selbst.

4. Zusammenhang und einleitende Bemerkungen. Nach einem für David glücklichen Kriege gegen die Philister, die in Streifzügen bis mitten in das Land vordrangen, um ihn zu suchen, d. h. sich mit ihm zu messen (2 Sam. 5, 17 ff.), beginnt David nach der politischen Einigung des Volkes in der letzten Lektion nun auch mit seiner religiösen Reform. Unmöglich konnte er den bisherigen ungeordneten Zustand des Gottesdienstes fortbestehen lassen, wornach nicht blos an den verschiedensten durch große geschichtliche Erinnerungen geweihten Orten geopfert wurde, sondern selbst Stiftshütte und Bundeslade sich an getrennten Plätzen befanden; nehmlich die Stiftshütte mit Brandopferaltar und anderen heiligen Geräthen blieb vorläufig in Silo wie schon zu Elis Zeiten, bis sie später zu verschiedenen Zeiten zuerst nach Nobe (1 Sam. 21), dann nach Gibeon (1 Kön. 3, 4; 1 Chron. 17, 39; 22, 29) gebracht, zuletzt ganz abgebrochen und von Salomo im Tempel aufbewahrt wurde (1 Kön. 8, 4). Die Bundeslade dagegen kam nach dem Raub durch die Philister (1 Sam. 4) zuerst nach Bathsemes (1 Sam. 6, 14. 21), ebenfalls Hauptstadt vom Stamm Juda und Benjamin, sodann in das Haus Abinadabs in Kiriath-Jearim, 1 Sam. 7, 12, von wo sie nun David erst auf den Berg Zion bringen ließ in ein eigens für sie errichtetes Zelt, bis sie später gleichfalls von Salomo im Tempel aufgestellt wurde (1 Kön. 5, 8).

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Der Zug des David (V. 1 u. 2).

V. 1. Diese Sammlung der jungen waffenfähigen Mannschaft scheint blos eine Auswahl aus einer noch größeren Zahl des wahrscheinlich in Jerusalem selbst gesammelten Gesammtheers gewesen zu sein; er sammelte jene abermals, nehmlich wie zuvor schon für die beiden siegreichen Philisterschlachten in dem vorangehenden Abschnitt (2 Sam. 5, 17 ff.). Eine solche militärische Aushebung (nicht eine eigentliche Volksversammlung der Stämme) paßt ganz gut zu dem folgenden an sich allerdings religiösen Unternehmen, da ja nur der vorangehende Kampf mit den Philistern die Einholung der Bundeslade überhaupt möglich gemacht hatte. Diese 30,000 Mann Kerntruppen schaarten sich gewissermaßen als die Besten des ganzen Volkes als Geleite um dieses höchste Heiligthum Israels.

V. 2. Die gewöhnliche Uebersetzung Luthers: „aus den Bürgern Judas" kann schon deßhalb nicht richtig sein, weil ja die Angehörigen des Stammes Juda allein unmöglich dasselbe besagen können wie der vorangehende Ausdruck: mit allem Volk, der offenbar heißen soll, daß sich David bei dieser das ganze Volk berührenden wichtigen Angelegenheit auch an die Spitze des ganzen Volkes, nicht blos eines einzigen Stammes gestellt habe. Es heißt vielmehr: er zog aus von Baal Juda, was denn nur auf Kirjiath-Jearim, den damaligen Aufenthaltsort der Bundeslade gehen kann, wo sie sich schon fast 40 Jahre lang und beinahe ganz vergessen (denn der Gottesdienst geschah nicht bei ihr, sondern bei der Stiftshütte und dem Brandopferaltar unter Leitung des Hohenpriesters Zadok (1 Kön. 4, 8; 1 Chron. 16, 36), die aber wo anders standen) bei dem Leviten Aminadab befand, wie sich aus V. 3 ff. deutlich ergiebt. Dann ist auch der Ausdruck „von dannen" ganz klar, von dem man bei der anderen Fassung eigentlich nicht recht weiß, worauf man ihn beziehen soll, weil erst im Folgenden eine bestimmte Oertlichkeit genannt ist, die also verschiedene Namen hatte: den gewöhnlichen Namen Kiriath Jearim, aber auch „Baal Juda" und vielleicht auch Gibea oder



Gibeon (V. 3 u. 4). Auch die Uebersetzung im zweiten Theil des Verses ist zwar nicht falsch, kann aber auch anders gefaßt werden und giebt dann einen noch bessern Sinn. Im ersten Fall wären die Worte: der Name des Herrn Zebaoth (vrgl. letzte Lektion Einleitung) bis zu: über den Cherubim, d. h. Erzengeln oder Engelfürsten, der eigentliche Name der Bundeslade selbst (2 Mos. 25, 10 ff.), der ihre Bedeutung oder ihr Wesen bezeichnen würde, sofern sie ihrer eigentlichen Natur nach der „Thron Gottes selbst", d. h. Stätte und Unterpfand seiner persönlichen Gegenwart in Israel ist, d. h. sein Wohnen, sein Wirken und Walten unter seinem Volk sinnbildlich ausdrücken sollte. Dagegen kann man aber statt „welcher Name heißt" auch übersetzen: wo angerufen wird der Name des Herrn u. s. w. In diesem zweiten Fall ist dann mehr an den Zweck der Bundeslade und Stiftshütte (als Zelt „der Zusammenkunft" des Volkes mit Gott) gedacht, als an das Zusammenkommen und Nahesein Gottes zu und bei seinem Volk; dieß paßt darum besser, weil als Ort seiner Gegenwart sonst nicht die Bundeslade selbst, sondern die über ihr und zwischen den Engelgestalten schwebende „Wolke der Herrlichkeit" genannt ist.

b) Die Abholung von Aminadab (V. 3—5).

V. 3. Der neue Wagen, womit man ohne Zweifel der Bundeslade eine ganz besondere Ehre erweisen wollte, wie z. B. Jesu durch das neue Grab, die noch nie gerittene Eselin u. s. w., war durchaus gegen die gesetzlichen Bestimmungen (Jos. 3, 3. 4), wornach sie vielmehr nur auf den Schultern der Priester selbst transportirt werden durfte; man geht dabei unerlaubter Weise ganz auf das Vorbild der heidnischen Philister zurück (1 Sam. 6, 7), so tief war der religiöse Geist und Sinn in Israel bereits gesunken. Gibea, sonst der Name der nördlich von Jerusalem im Stamm Benjamin gelegenen Geburtsstadt Sauls, mußte hier mit Kiriath Jearim identisch sein, das sonst überall als Wohnort Aminadabs genannt wird; entweder muß man dann annehmen, daß dieser Namenswechsel davon herkommt, daß auch Kiriath Jearim von Gibionitern bewohnt war, oder mit den meisten neueren Erklärern das Wort Gibea gar nicht als besonderen Städtenamen fassen, sondern seinem Wortlaut nach als „Höhe", d. h. den Bergzug von Kiriath Jearim selbst. Usa und Ahio, kein Widerspruch mit 1 Sam. 7, 1 ff., wornach ein anderer Sohn des Aminadab, Eleasar, die Bundeslade zu besorgen hatte, da diese aber jedenfalls sehr lang in Aminadabs Hause stand (nach Einigen 70 Jahre lang), so sind jene zwei vielleicht statt Söhne vielmehr schon Enkel des letzteren, was das hebr. Wort auch heißen kann; sie waren nicht einmal Leviten, so sehr vergaß oder mißachtete man damals die gesetzlichen Vorschriften, man hatte sie schon zu Sauls Zeit nicht mehr gehalten (1 Chron. 13, 3).

V. 4 u. 5. Schilderung des feierlichen Festzugs, an der Spitze David selbst, wahrscheinlich auch hier wie V. 14 im priesterlichen Königsschmuck (1 Sam. 22, 18), spielend, d. h. wohl „tanzend" im tactmäßigen Processionsschritt nach der Musikbegleitung voranziehend. Solche heilige Tänze, Aufzüge mit Gesang u. s. w. waren auch sonst bei feierlichen Anlässen, z. B. Siegesfesten üblich (2 Mos. 15, 20; Richt. 11, 34; 21, 19; 1 Sam. 18, 6; 19, 20 u. s. w.) und etwas ganz anderes, als die modernen leichtfertigen Tanzmusiken u. s. w. Von Tannenholz, d. h. Cypressenholz, das dem Cedernholz gleichgeschätzt und weil der Fäulniß fast gar nicht unterliegend, namentlich gerne zu allerlei Musikinstrumenten, namentlich den Psaltern d. h. Saitenspielen (Lauten) benutzt wurde; Cymbeln sind Tamburine.

c) Die Bestrafung des Usah (V. 6—9).

V. 6. Die Tenne (offener Platz auf freiem Felde zum Ausdreschen des Getreides durch Vieh, das dasselbe zerstampft) Nachon's, eines sonst ganz unbekannten Mannes. Er hielt die Lade Gottes, in der besten Absicht, um sie vor dem Fallen zu bewahren, denn sie schwankte, weil die Zugthiere aus dem Weg getreten waren, wahrscheinlich weil auf der Tenne Futter für sie zu finden war. Ueber die Unberührbarkeit der Bundeslade ist zu vergleichen 4 Mos. 4, 15, wornach die Todesstrafe durch Steinigung darauf stand als Verletzung der Heiligkeit Gottes. Schon 4 Mos. 4, 20 war in Bethsemes etwas ganz ähnliches geschehen nur in Folge neugierigen und vorwitzigen Betrachtens derselben. So ernst nimmt es Gott, wo die heilige Scheu und Ehrfurcht vor seiner Gegenwart oder auch dem Ort derselben fehlt, während man ganz besonders auch in diesem Lande in und mit Kirche, Gottesdienst (Sonntagschule) oft so unehrerbietig umgeht (in denselben Schlafen, Schwätzen, Lachen, Essen, Spielen u. s. w.).

V. 7. Und schlug ihn daselbst; also wahrscheinlich ein plötzlicher Schlagfluß, doch war dies nur das natürliche Mittel, dessen Gott sich zur Ausführung dieses plötzlichen und schrecklichen Strafgerichts seines heiligen (nicht sündlich leidenschaftlichen) Zorneifers bediente, das gerade „am Hause Gottes" anfangen mußte (1 Petr. 4, 17).

V. 8. Betrübt, eigentlich: ergrimmt; es war das allerdings sehr natürlich zu begreifen, da die Festfreude so unvermuthet gestört wurde, mit der er es doch eigentlich gut gemeint hatte (V. 5), war aber doch nicht zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, denn sein „Zorn" ging doch theilweise wenigstens auch wider Gott selber. Ohne Zweifel war sein Schmerz noch verschärft durch die Selbstvorwürfe seines Gewissens über die Nichtachtung der göttlichen Verordnungen über den Transport (V. 3), ohne welche der Unfall gar nicht hätte geschehen können, vrgl. auch 3 Mos. 10. Perez Usa = Riß Usa's, Name der Unglücksstätte, ihre Lage ist nicht genau bekannt.

V. 9. David fürchtete sich, der natürliche und nächste Eindruck war eine große Bestürzung, wohl des ganzen Volkes; daß die tiefe Erschütterung Davids besonders hervorgehoben ist, beweist sein zartes Gewissen; er besorgt, überhaupt mit dieser ganzen Sache etwas gegen Gottes Willen gethan zu haben und wagt es daher nicht, sie weiter zu führen.

d) Die Unterbringung bei ObedEdom (V. 10—12).

V. 10. Das hier genannte Gath ist natürlich nicht die sonst unter demselben Namen bekannte Philisterstadt, sondern vielmehr die Levitenstadt gleichen Namens, sonst auch Gath-Rimmon genannt (vrgl. Jos. 21, 24. 25; 1 Chron. 6, 69), denn ObedEdom selbst war ein Levit aus dem Geschlecht Kahat, dem die Bundeslade anvertraut war.

V. 11 hat uns David durch sein Verlangen nach der Bundeslade und seinen freudigen Eifer bei ihrer Zurückbringung gezeigt, was es um die rechte Liebe zum Gotteshaus und Gottesdienst ist und wie Niemand, auch ein König nicht, sich der persönlichen Theilnahme daran zu schämen hat, und war auf der andern Seite Usa ein warnendes Beispiel davon, daß man mit den Heiligen nicht unheilig umgehen darf, so beweist jetzt ObedEdom den Segen, der in einem Hause einkehrt, wo Gott wohnt und es zu einer „Hütte Gottes bei den Menschen" macht. Er hat die Bundeslade also jedenfalls mit der rechten heiligen Ehrfurcht unter sein Dach aufgenommen, daher brachte ihre Gegenwart hier keinen Schaden, sondern Segen. Dieser kommt über sein

ganzes Haus; dieß weist sowohl darauf hin, daß das Schicksal einer Familie hauptsächlich davon abhängt, welcher Geist sie selbst und namentlich ihr Oberhaupt beseelt, als auch darauf, daß hier der göttliche Segen wohl hauptsächlich auch in einem reichen Familienglück und Kindersegen bestand, denn nach 1 Chron. 26, 4. 5 bekam er im Alter noch 8 Söhne; vrgl. auch Spr. 1, 24 ff.

V. 12. *Mit Freuden*; aber dießmal gewiß auch zugleich mit der nöthigen Vorsicht und gewissenhaften Einhaltung der heiligen Gebräuche, vrgl. 1 Chron. 15, 2 ff. Eben dieser volle willige *Gehorsam* gegen Gott macht den Menschen recht *frei* und darum recht *froh* und *freudig*; indessen hat David auch hier nicht eigenmächtig zugegriffen, sondern volle 3 Monate (V. 11) gewartet, bis es ihm zur festen inneren Gewißheit ward, daß es nun *Gottes* Wille sei und er es wagen dürfe, die Bundeslade nach Zion heimzuholen.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Gottes Segen.

1) Gottes Segen ist nur da, wo Gott ist. Mit der Arche war die Gegenwart Gottes vorgebildet. Der heilige Geist zeigt uns heute an, ob der Herr bei uns ist. 2) Gott ist nur da, wo sein Wort ist, und recht gebraucht wird. So wie das Wort Gottes sich unter dem Gnadenstuhl in Jerusalem befand, so ist es bei uns die Grundlage der Gegenwart Gottes. 3) Wo das Wort Gottes ist, da ist auch sein Gesetz. Das Halten der Gebote Gottes ist die Bedingung seiner Gegenwart. 4) Unsere Arche ist der Gnadenstuhl Christi. Christus und die von ihm gestiftete Versöhnung bringt die Gegenwart Gottes bei uns zuwege.

Sonntag, 20. Juli.

Der Bund Gottes mit David.

2 Sam. 7, 1—16.

1. Da nun der König in seinem Hause saß, und der Herr ihm Ruhe gegeben hatte von allen seinen Feinden umher;
2. Sprach er zu dem Propheten Nathan: Siehe, ich wohne in einem Cedern-Hause, und die Lade Gottes wohnet unter den Teppichen.
3. Nathan sprach zu dem Könige: Gehe hin, alles, was du in deinem Herzen hast, das thue; denn der Herr ist mit dir.
4. Des Nachts aber kam das Wort des Herrn zu Nathan, und sprach:
5. Gehe hin, und sage zu meinem Knechte David: So spricht der Herr: Solltest du mir ein Haus bauen, daß ich drinnen wohnete?
6. Hab ich doch in keinem Hause gewohnet, seit dem Tage, da ich die Kinder Israel aus Egypten führete, bis auf diesen Tag; sondern ich habe gewandelt in der Hütte und Wohnung.
7. Wo ich mit allen Kindern Israel hinwandelte, hab ich auch je geredet mit irgend der Stämme Israel einem, denen ich befohlen habe, mein Volk Israel zu weiden, und gesagt: Warum bauet ihr mir nicht ein Cedern-Haus?
8. So sollst du nun so sagen meinem Knechte David: So spricht der Herr Zebaoth: Ich habe dich genommen von den Schafhürden, daß du sein solltest ein Fürst über mein Volk Israel;
9. Und bin mit dir gewesen, wo du hingegangen bist, und habe alle deine Feinde vor dir ausgerottet, und habe dir einen großen Namen gemacht, wie der Name der Großen auf Erden.
10. Und ich will meinem Volk Israel einen Ort setzen, und will es pflanzen, daß es daselbst wohne, und es nicht mehr in der Irre gehe, und es die Kinder der Bosheit nicht mehr drängen, wie vorhin,
11. Und seit der Zeit ich Richter über mein Volk Israel verordnet habe; und will dir Ruhe geben von allen deinen Feinden. Und der Herr verkündiget dir, daß der Herr dir ein Haus machen will.
12. Wenn nun deine Zeit hin ist, daß du mit deinen Vätern schlafen liegest, will ich deinen Samen nach dir erwecken, der von deinem Leibe kommen soll, dem will ich sein Reich bestätigen.
13. Der soll meinem Namen ein Haus bauen, und ich will den Stuhl seines Königreichs bestätigen ewiglich.
14. Ich will sein Vater sein, und er soll mein Sohn sein. Wenn er eine Missethat thut, will ich ihn mit Menschen-Ruthen und mit der Menschenkinder Schlägen strafen;
15. Aber meine Barmherzigkeit soll nicht von ihm entwandt werden, wie ich sie entwandt habe von Saul, den ich vor dir habe weggenommen.
16. Aber dein Haus und dein Königreich soll beständig sein ewiglich vor dir, und dein Stuhl soll ewiglich bestehen.

---

1. Grundgedanke. „Aber dein Haus und dein Königreich soll beständig sein ewiglich vor dir, und dein Stuhl soll ewiglich bestehen.“ 2 Sam. 7, 16.

2. Zeit. Vielleicht 1042 v. Chr., jedenfalls erst nach Vollendung des königlichen Palastes und der Besiegung der verschiedenen Feinde (V. 8 und 9), also jedenfalls *nicht* unmittelbar nach der letzten Lektion.

3. Ort. Die Königsburg Zion.

4. Zusammenhang. An die Geschichte von der Abholung der Bundeslade nach Jerusalem schließt sich 2 Sam. 6, 13—23 noch die von ihrer feierlichen Einholung durch das ganze Volk und David selbst, sowie der Vorwurf seines Weibes *Michal*, Sauls Tochter, und Davids gelassene demüthige Antwort auf denselben und ihre Bestrafung durch Gott, an.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Davids Vorschlag (V. 1—3).

V. 1. *In seinem Hause*, d. h. der Königsburg, von deren Ausbau und Befestigung schon Kap. 5, 9—11 die Rede gewesen und die somit jetzt als *fertig* vorausgesetzt wird; erwähnt wird dieß absichtlich darum, weil gerade diese Vollendung seines *eigenen* Hauses, das nach innen und außen der Würde eines Königsschlosses entsprechend ausgestattet war, in dem König (natürlich *David*) den Wunsch nach dem Bau eines ähnlichen und für seine religiösen Zwecke gleichfalls würdigeren *Gottes*hauses rege macht. Ist dieß der *innere* Grund, so lag der *äußere* Anlaß in dem überall herrschenden Zustand der Ruhe und Sicherheit des ganzen Landes, denn der Schluß des Verses bezieht sich gewiß nicht blos auf die *äußeren* Feinde, die heidnischen Völker „umher“, d. h. in der näheren oder ferneren Nachbarschaft, sondern auch auf die Ordnung im *Innern*, Unterdrückung aller Gesetzlosigkeit ꝛc.

V. 2. *Nathans* persönliche Verhältnisse sind unbekannt, jedenfalls war er einer der bedeutendsten Propheten zu Davids und auch noch zu Salomos Zeit (vrgl. 2 Sam. 12, 25; 1 Kön. 1, 22 ff.; 4, 5), nach 1 Chron. 30, 29 der Biograph beider; ein dem König besonders nahestehender und sehr einflußreicher Mann, auch durch seine treue Freundschaft dieses hohen Vertrauens besonders würdig. *Siehe ich wohne* ꝛc. Diese Worte zeugen von Davids dankbarer Anerkennung der göttlichen Wohlthaten, zugleich geht ihm aber auch ein Licht auf über den Gegensatz zwischen *seiner* Wohnung in ihrem *jetzigen* Zustand, einem prächtigen, aus dem edlen und festen, und darum sehr kostbaren Cedernholz gebauten Schloß und dem Haus *Gottes* und der Bundeslade in seiner *damaligen* noch so unfertigen Gestalt eines bloßen, leicht gebauten *Zeltes*, d. h. der Stiftshütte, die wohl ursprünglich mit Rücksicht auf die Nomadenzeit während der Wüstenwanderung nur aus „Teppichen“ mit beweglichem Gestell bestand, so daß man sie gut auseinandernehmen, abschlagen, transportiren und wieder aufrichten konnte. David fühlt also ganz richtig das *Mißverhältniß* zwischen beiden: die jetzige Befestigung seines eigenen Hauses und Reiches schien auch einen festen Tempelbau nicht nur zu gestatten, sondern geradezu dringend zu verlangen.

V. 3. Nathan redet hier zunächst nur als *Mensch*, nicht als *Prophet*, also ohne besondere göttliche Erleuchtung, die erst V. 4 folgt. Die Verheißung am

Schluß des Verses galt ja in der That dem König schon vermöge seiner Salbung (1 Sam. 10, 7), wenigstens im Allgemeinen und er, als sein Rathgeber, konnte sich über Davids Entschluß nur freuen, bei dem es sich ja blos um Gottes Ehre handelte; daher billigt er ihn zunächst nach seiner blos menschlichen Einsicht, muß ihn aber nachher nach ausdrücklicher göttlicher Weisung wieder zurückweisen, wenigstens vorerst; aber doch so, daß Gott selbst gerade hieran eine seiner herrlichsten Verheißungen anknüpft (V. 10 ff.), die fortan der Mittelpunkt aller an das Davidshaus geknüpften messianischen Hoffnungen bleibt (vrgl. 1 Chron. 18; 29, 3).

b) Nathans Einwand (V. 4—10).

V. 4. Des Nachts, wahrscheinlich schon in der nächsten Nacht, kam das Wort des Herrn u. s. w. Also eine unmittelbare göttliche Erleuchtung, die wie jedes andere Wunder unter der Voraussetzung eines wahren, lebendigen und persönlichen Gottes lediglich nichts „Unmögliches" an sich trägt, sondern vielmehr nur etwas ganz natürliches und nothwendiges ist.

V. 5. In dem Vorsatz Davids lag doch auch etwas, was dem Herrn nicht ganz gefiel und nicht gefallen konnte, darum giebt er ihm im Folgenden zur Demüthigung seines Stolzes, der sich V. 2 doch auch neben aller Dankbarkeit gegen Gott ausspricht, zu bedenken, daß und warum zuerst er der Herr dem David Haus und Reich gründen und befestigen müsse und dann erst könne Davids Sohn daran denken, dem Herrn ein Haus zu bauen. Mit diesem Hauptgrund, warum ihm selbst nicht gestattet wird, den Tempel zu bauen, stimmt auch der etwas anders geartete Grund in 1 Chron. 22, 8 und 1 Kön. 5, 3 ganz gut überein. Die Frage: Solltest du u. s. w. ist soviel als eine Verneinung: „Du sollst nicht" u. s. w. (1 Chron. 29, 3. 4).

V. 6 und 7 werden nun die Gründe der Weigerung angegeben und zwar 1) auch bisher habe Gott ja in Israel nur unter Zelten gewohnt und 2) er habe nie ein anderes Haus zur Wohnung verlangt. Darin liegt also nicht sowohl ein Tadel gegen David selbst, als ob er etwas Ungebührliches unternommen, oder doch wenigstens sein Vorhaben ohne ausdrückliche göttliche Anweisung getroffen habe, als vielmehr nur die einfache Erklärung, mit dem Unterlassen des Tempelbaues sei auch bisher schon keinerlei Pflicht versäumt worden, und auch jetzt noch sei es zu einem derartigen Friedenswerk nicht die rechte Zeit, denn Davids nächste Aufgabe sei auch ferner noch die Kriegführung. Der Grundgedanke ist nicht der, daß ein Tempel überhaupt nicht nöthig, sondern nur, daß er jetzt noch nicht zeitgemäß sei, während der noch ungesicherten Herrschaft Davids, daß dieser sich also noch gedulden müsse, bis Gott selbst ihm einen ausdrücklichen Wink und Befehl dazu gebe. Ehe David selbst etwas für Gott thun kann, muß ihm nachdrücklich zu Gemüth geführt werden, daß er selber alles, was er ist und hat, nur durch Gottes Gnade ist und hat, es ihm allein und nicht sich und seiner Weisheit und Tapferkeit verdanke, ja daß er eigentlich erst durch Gott etwas werden muß.

V. 8—10. Auf die Abweisung des eigenmächtigen Planes Davids folgt nun die Ankündigung des göttlichen Gnadenrathschlusses über ihn und sein Haus. In der Erinnerung an Davids früheres Hirtenleben liegt wohl ein Doppeltes: 1) Diesem Nomaden- und Wanderleben soll auch wenigstens vorläufig noch die äußere Form der Gotteswohnung entsprechen, sie soll Stiftshütte (Zelt) bleiben, noch nicht ein fester steinerner Tempel werden; aber auch 2) liegt darin ein Hinweis auf die bisherigen Gnadenführungen Gottes mit David, die ihm Bürgschaft und Unterpfand auch ferneren und noch größeren göttlichen Segens sein sollen. Daß sich dieser aber an ihm auch wirklich erfüllen kann, hat Gott ihm auch dazu einen Ort gesetzt, nehmlich das heilige Land selbst, dort soll er eine sichere Wohnung finden, daß er nicht mehr verdrängt werde, wie vorher z. B. noch in der erst kurz vergangenen Richterzeit, von den Kindern der Bosheit, d. h. den Gottlosen, also insbesondere den umliegenden heidnischen Völkern. Daß sie später dieß herrliche Land des Segens und der Verheißung wieder verloren und wieder eine hilflose Beute ihrer Feinde wurden, lag nicht daran, daß Gott sein hier gegebenes Wort nicht gehalten hatte, sondern war ihre eigene Schuld.

c) Gottes Verheißung (V. 11—16).

V. 11. Mit den Schlußworten dieses Verses erreicht diese Weissagung ihren Gipfel: „Ein Haus machen" bezieht sich auf Davids ganze Nachkommenschaft (wie auch V. 12: „Samen"); es ist nicht von einem Einzelnen die Rede, dem Gott das Reich Davids bestätigen und ein Haus bauen will, sondern von Davids ganzem Haus, zunächst freilich wie es in Salomo, seinem nächsten Erben, gewissermaßen concentrirt war. Was aber in den weiteren Versen von diesem geweissagt ist, das findet seine vollkommene Erfüllung erst im Messias: erst sein Reich ist ein „ewiges" Reich (Himmelreich) und das Haus, das er baut (nehmlich der Leib seiner Gemeinde) ist der wahre Tempel Gottes, die Stätte, wo die ganze Fülle seiner Herrlichkeit, seiner Gnadengaben und Geisteskräfte, seines Lichts und seines Lebens wohnt (vrgl. 1 Cor. 6, 16; 1 Pet. 2, 5).

V. 12 u. 13. Absichtlich geht die Verheißung erst von der Zeit nach Davids Tode aus, denn der Tempelbau soll ja gerade nicht mehr durch ihn selber, den Kriegshelden, sondern erst durch Salomo, den Friedenskönig, geschehen; an Letzterem ging die Verheißung Gottes (V. 11) zunächst in Erfüllung dadurch, daß Gott seinen Thron gegenüber von Adonias Verrath befestigte (1 Kön. 2, 12). Aber die in V. 13 mit dem Beisatz „ewiglich" wiederholte Verheißung der Bestätigung seines Reiches weist noch weiter hinaus, nicht blos über Salomos, sondern überhaupt über jeden blos menschlichen Thron, denn eine ewige Dauer hat kein blos irdisches Reich, und ewig währen kann auch Davids Nachkommenschaft blos dann, wenn in ihren Reihen Einer ist, der obwohl Glied seiner Familie als Mensch, doch zugleich auch noch mehr, als ein bloßer gewöhnlicher Mensch, d. h. Gottessohn oder der Messias ist, der darum auch Matth. 21, 9 ausdrücklich als der wahre „Davidssohn" bezeichnet ist, dessen Reich ein göttliches Reich ist (Dan. 2, 44) und darum auch ein unvergängliches (Matth. 16, 18). Die Verheißung hat also eine doppelte Erfüllung: eine nächste zeitgeschichtliche, noch menschlich unvollkommene in Salomo und eine höhere heilsgeschichtliche, eine göttlich vollkommene in Christus. Auch Salomos Tempel wurde wieder zerstört, aber das in Christo begonnene „Wohnen Gottes unter den Menschen" (Joh. 1, 14) hört nimmer auf (Joh. 14, 23).

V. 14 u. 15. Ich will sein Vater sein u. s. w. Zunächst geht auch dieß wieder auf Salomo, der zwar leiblich der Sohn Davids war, von dem aber doch Gott insofern sagen konnte, Er sei sein „Vater", weil es sich bei ihm um die Thronfolge in einem erblichen Königreich handelte, das ausdrücklich V. 13 als ein göttliches bezeichnet wurde; im höheren Sinn geht es aber wieder nur auf den Messias als den wahren Gottessohn (Hebr. 1, 5), und durch ihn als dem erstgeborenen Bruder auch im geistlichen Sinn auf alle

wahren Gläubigen als nachgeborene Gotteskinder, die durch die Wiedergeburt göttlicher Natur theilhaftig werden, also Geisteskinder sind, dem Wesen Gottes ähnlich, der selber Geist ist. Die Worte: „Wenn er eine Missethat thut" rc. gehen natürlich wieder auf Salomo und die irdischen Nachkommen Davids überhaupt, denn der Messias kann ja nicht sündigen, und sollen besagen, daß auch dieß kein Grund zur Zurücknahme dieser Verheißung sein solle: diese Fehler der einzelnen Menschen will Gott auch nur menschlich strafen und übersehen, um das letzte Ziel, das göttliche ewige Reich, schließlich doch seiner Vollendung entgegenzuführen und den Heilsplan Gottes zur Erlösung der Welt zu erfüllen. Die manchfachen Sünden der späteren Könige Israels wurden zwar gestraft kraft göttlicher Gerechtigkeit, aber dennoch blieb nach seiner Barmherzigkeit das Reich bei Davids Samen, bis der Messias kam.

V. 16. Nochmalige nachdrückliche und feierliche Wiederholung dieser wichtigen Verheißung, die eine grundlegende Bedeutung für die ganze zukünftige Entwickelung des Reiches Gottes hatte, sofern fortan das Königthum Davids selbst über das Prophetenthum und Priesterthum hoch emporragte und alle messianischen Hoffnungen und Erwartungen einer künftigen Theokratie Israels sich an jenes knüpften. Hier ist also bereits ein Fortschritt über den allgemeinen Gnadenbund mit Abraham hinaus (vrgl. 1 Mose 12, 1 ff.), indem hier schon bestimmter das „Haus Davids" als Träger der Verheißung und ihrer künftigen Erfüllung erscheint.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

1. Wer macht den Bund? Gott mit David. Nur der ewig wahrhaftige, allmächtige und allweise Gott kann einen solchen Bund beantragen. Denn seine Verheißungen werden getragen von seiner unveränderlichen Wahrheit, unbeschränkten Kraft und unendlichen Weisheit. Wie groß sollte deßhalb unser Vertrauen in das Wort seiner Verheißung sein! — David, mit dem Gott den Bund einging, war ein frommer, gebetsvoller, demüthiger und dankbarer Mann, welcher durch seine großen Erfolge durchaus nicht übermüthig wurde. 2. Welche Merkmale hatte der Bund? Derselbe war vollständig und erstreckte sich über die Nation, den Tempel und das Haus David. Er hatte eine wörtliche und eine geistliche, zeitliche und ewige Bedeutung. Die Bundesverheißung deutete auf ein geistlich Volk und Königreich, dessen König der Löwe aus Juda sein sollte auf ewig. 3. Wie wurde der Bund erfüllt? In Christo Jesu. Er ist aus Davids Stamm. Er hat ein Reich aufgerichtet, das ewig ist, und sich ein geistlich Volk zugerichtet. Sein Königreich schreitet fort bis alle andern Königreiche Gottes und seines Christus geworden.

Sonntag, 27. Juli.

Davids Großmuth gegen Mephiboseth.

2 Sam. 9, 1—13.

1. Und David sprach: Ist auch noch jemand überblieben von dem Hause Saul, daß ich Barmherzigkeit an ihm thue, um Jonathan willen?

2. Es war aber ein Knecht vom Hause Saul, der hieß Ziba, den riefen sie zu David. Und der König sprach zu ihm: Bist du Ziba? Er sprach: Ja, dein Knecht.

3. Der König sprach: Ist noch jemand vom Hause Saul, daß ich Gottes Barmherzigkeit an ihm thue? Ziba sprach zum Könige: Es ist noch da ein Sohn Jonathans, lahm an Füßen.

4. Der König sprach zu ihm: Wo ist er? Ziba sprach zum Könige: Siehe, er ist zu Lodabar, im Hause Machir, des Sohns Ammiel.

5. Da sandte der König David hin, und ließ ihn holen von Lodabar, aus dem Hause Machir, des Sohns Ammiel.

6. Da nun Mephiboseth, der Sohn Jonathan, des Sohns Saul, zu David kam, fiel er auf sein Angesicht, und betete an. David aber sprach: Mephiboseth! Er sprach: Hie bin ich, dein Knecht.

7. David sprach zu ihm: Fürchte dich nicht; denn ich will Barmherzigkeit an dir thun um Jonathan, deines Vaters, willen, und will dir allen Acker deines Vaters Saul wiedergeben; du aber sollst täglich auf meinem Tisch das Brod essen.

8. Er aber betete an, und sprach: Wer bin ich, dein Knecht, daß du dich wendest zu einem todten Hunde, wie ich bin?

9. Da rief der König Ziba, dem Knaben Saul, und sprach zu ihm: Alles, was Sauls gewesen ist und seines ganzen Hauses, hab ich dem Sohn deines Herrn gegeben.

10. So arbeite ihm nun seinen Acker, du, und deine Kinder und Knechte, und bringe es ein, daß es deines Herrn Sohnes Brod sei, daß er sich nähre; aber Mephiboseth, deines Herrn Sohn, soll täglich das Brod essen auf meinem Tisch. Ziba aber hatte fünfzehn Söhne und zwanzig Knechte.

11. Und Ziba sprach zum Könige: Alles, wie mein Herr, der König, seinem Knechte geboten hat, so soll sein Knecht thun. Und Mephiboseth esse auf meinem Tisch, wie der Königs-Kinder eins.

12. Und Mephiboseth hatte einen kleinen Sohn, der hieß Micha. Aber alles, was im Hause Ziba wohnete, das dienete Mephiboseth.

13. Mephiboseth aber wohnete zu Jerusalem, denn er aß täglich auf des Königs Tisch, und hinkte mit seinen beiden Füßen.

---

1. Grundgedanke. „Deinen Freund und deines Vaters Freund verlaß nicht." Spr. 27, 10.

2. Zeit. Gegen 1040 v. Chr., also etwa die Mitte der Regierungszeit Davids (von 1055—1015), denn Mephiboseth war bei Sauls Tod (2 Sam. 4, 4) erst 5 Jahre alt, jetzt hatte er nach V. 12 der Lektion selber schon einen etwa gleich alten Sohn.

3. Ort. Nach V. 4 Lodabar (deutsch: waideleer), wahrscheinlich ein kleines Städtchen in einer unfruchtbaren Gegend des Ostjordanlandes, vielleicht in der Nähe von Mahanaim.

4. Zusammenhang. Auf die Geschichte der vorigen Lektion folgt zunächst 2 Sam. 7, 18—29 das herrliche Loblied und Dankgebet Davids, das wahrscheinlich auch Psalm 89 zu Grunde liegt, und worin er tief ergriffen von der prophetischen Verkündigung Nathans in einen Preis der göttlichen Barmherzigkeit und der seinem Haus erwiesenen unverdienten Gnadenwohlthaten Gottes ausbricht; in demüthiger Empfindung seiner eigenen Unwürdigkeit erkennt er, daß die ihm und seinen Nachkommen verliehenen Vorzüge nur dazu verliehen sind, zur Befestigung des ewigen Reiches Gottes und seines Messias zu dienen. Ferner folgen in Kap. 8 eine Reihe von Siegen Davids über verschiedene auswärtige Völker, nehmlich die Philister, Moabiter, Syrer und Edomiter; gerade wenn er das Musterbild eines theokratischen Königs über Israel werden sollte, war es ja vor allem nöthig, daß gerade er dem Volke das ganze Gebiet des ihm schon von Abraham her verheißenen (1 Mose 15, 18), aber durch seine eigene Schuld, d. h. die falsche Schonung der Kanaaniter, die es nach Gottes Befehl hätte „verbannen", d. h. vernichten sollen, noch nicht wirklich zu Theil gewordenen Erblandes erobere, auch dieß ein Vorbild auf das künftige Reich des Messias, der über alle Welt herrschen soll, freilich nicht durch äußere Waffengewalt, sondern durch freiwillige Unterwerfung der Herzen in Gehorsam und Liebe (Joh. 18, 36 ff.).

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Frage des Königs (V. 1).

Wie David nach der vorigen Lektion auch nach seiner Thronbesteigung mitten in seiner königlichen Macht und

Pracht seines Gottes nicht vergaß, so auch nicht seiner Freunde. Wie er dort die Ruhe nach langen Kriegen nicht zu Müssiggang und bloßem Genuß verwenden wollte, sondern dem Herrn ein Haus bauen (7, 1), so daß ihm um dieser Dankbarkeit willen Gott selbst den Ehrennamen eines „Knechtes Gottes" giebt (7, 4), den sonst nur die ausgezeichnetsten Männer des Reiches Gottes tragen, wie z. B. Moses, so will er auch hier nach abermaligem herrlichem Sieg und im Besitz des lang entbehrten Friedens und des lang ersehnten Landes vor allem seine Dankesschuld gegen die Menschen bezahlen: mit seinen Feinden ist er fertig, jetzt gedenkt er seiner Freunde. Wie er dort nicht in einem kostbaren Palast wohnen will, während die Bundeslade noch sich mit einem einfachen Zelt begnügen muß, so will er auch jetzt nicht allein sich seines Glückes freuen, während Andere daneben darben; er ist, obwohl König, nicht zu stolz, sich auch um das Elend seiner armen Unterthanen zu kümmern, und gerade das macht ihn zum rechten König. Vor allem aber war er nicht rachsüchtig und benützte nicht seine nunmehr völlig gesicherte Herrschaft zur Ausrottung der Familie seines Vorfahrens, so viel Leid ihm auch Saul angethan hatte, wie dieß sonst Sitte nach dem Regierungs-Antritt orientalischer Herrscher war. Dieß war auch der Grund, warum sich Sauls einziger noch überlebender Enkel (vrgl. die Vorbemerkungen zu 5, 1. 2) sich so lang in tiefer Verborgenheit gehalten hatte; deßhalb fragt nun David ausdrücklich nach ihm. Aber er denkt nicht mehr an die alte Feindschaft und Verfolgung Sauls, sondern nur noch an die Liebe und Freundschaft Jonathans und den mit ihm geschlossenen Bund (vrgl. 1 Sam. 20, 42). Indem David so auch auf dem Gipfel der königlichen Macht Dankbarkeit, Treue und Liebe übt, ist er zugleich auch hierin Vorbild des Messias; auch Jesus kommt dem Sünder mit suchender Gnade und Erbarmung entgegen, er läßt nicht erst ihn mit seiner Noth ihm entgegenkommen, sondern thut selber den ersten Schritt ihm entgegen.

b) Die Auskunft des Knechtes (V. 2—5).

V. 2. Die Nachfrage Davids ergibt, daß noch zwei Personen aus Sauls Umgebung und Familie vorhanden sind, Ziba und Mephiboseth (V. 3). Der Erstere war ein Diener Sauls gewesen, den aber David nicht persönlich gekannt haben kann, weil er erst eine so umständliche und genaue Untersuchung über ihn anstellen muß; es ist also falsch, wenn man aus seiner Antwort: „Ja, dein Knecht" schließen will, er sei später in Davids Dienste übergetreten, denn „Knecht" heißt hier (wie V. 8) einfach blos „Unterthan".

V. 3. David fügt hier seiner nochmaligen Erkundigung nach etwaigen Nachkommen Sauls ausdrücklich noch das Motiv derselben bei, damit Ziba zu einer offenen Mittheilung eher willig werde, wenn er wisse, daß es sich nicht um Rache, sondern um Wohlthat handle. Der Ausdruck: Gottes Barmherzigkeit, ist wohl soviel als: Barmherzigkeit „um Gottes willen" (1 Sam. 20, 14) und zugleich eine solche, wie Gott selbst sie erweist, willig und reichlich. Lahm an Füßen, vrgl. 2 Sam. 4, 4; während aber an letzterer Stelle dieser Umstand blos deßwegen ausdrücklich erwähnt ist, um zu zeigen, daß kein Nachkomme Sauls mehr vorhanden gewesen sei, der dem David hätte gefährlich werden können, weil ein Gebrechlicher doch nicht lange sich hätte als Gegenkönig gegen ihn halten können, ist diese Bemerkung hier deßhalb beigefügt, um anzudeuten, daß dieser Verkrüppelte Davids Mitleid doppelt verdiene.

V. 4. Mephiboseth hatte sich wahrscheinlich gleich nach seines Vaters und Großvaters Tod in der Schlacht auf den Bergen Gilboa und nach seinem eigenen Unfall in das Haus Machirs, des Sohnes Ammiels (beide sonst unbekannte Namen), in stille Zurückgezogenheit geflüchtet, um hier an einem abgelegenen Orte während der unruhigen Zeiten nach dem Sturze Sauls einen sicheren Zufluchtsort zu finden. Daß er nicht bei Ziba selbst blieb, erklärt sich vielleicht am besten dadurch, daß dieser in Sauls Geburtsort, Gibea im Stamm Benjamin, selbst wohnte, möglicherweise als der Verwalter der hinterlassenen Familiengüter, wo aber für Mephiboseth Gefahr drohte.

V. 5. Ließ ihn holen — glückliche Wendung seines traurigen Schicksals! Ganz ebenso macht es der Herr auch mit uns. Mephiboseth ist das Sinnbild des sündigen Menschen, der seine Krone, den Adel der Gotteskindschaft, verloren hat und wie gelähmt umherirrt ohne feste, sichere und gewisse Tritte thun zu können, der während seines gefallenen Zustandes das harte Brod der Fremde (die Träber der Welt Luk. 15, 16) essen muß in niederem Stande, ja in der Wüste der Welt (Lodabar), wo er nirgends Ruhe und Erquickung findet, bis der rechte König sich seiner erbarmt und ihn zu sich ruft, daß er ihm seine Gnade erweise. Andrerseits ist dieser Zug aber insofern auch ein Vorbild, als er zeigt, wie die wahre Barmherzigkeit sich nicht damit begnügt, nur nach den Nothleidenden zu fragen (V. 1) und sich nur aus der Ferne um sie zu bekümmern, sondern ihnen persönlich nahe kommen will, was z. B. auch bei der gewöhnlichen Art von Wohlthätigkeit durch bloße Beiträge an Anstalten ꝛc. viel zu wenig geübt wird.

c) Das Erbtheil des Kindes (V. 6—13).

V. 6. Fiel er auf sein Angesicht, nach orientalischer Sitte der Huldigung; er that es wohl zitternd mit Furcht vor dem mächtigen König, er kannte ja die Gesinnung Davids noch nicht und wußte nicht, daß dieser Gedanken des Friedens und der Liebe, nicht des Leides, der Rache und des Hasses einer unerbittlichen Feindschaft wider ihn hatte, daß er nicht im Zorn Böses mit Bösem vergelten wollte, sondern Gnade üben und zwar nach V. 3 „um Gottes willen", also aus Liebe zu Gott, ohne egoistische Nebengedanken und selbstsüchtige Absichten, wie leider so oft unsere Wohlthätigkeit nur geschieht, um gelobt zu werden oder auch um Anderen einen Dienst zu thun, den sie dann wieder vergelten. Sehen wir wieder auf's Geistliche, so erfährt auch der geängstete Mensch vor seiner Bekehrung etwas von dieser Furcht, von den Schrecken des Gewissens und dem bangen Zittern vor Gottes Zorn, vor Tod, Gericht und Ewigkeit. Aber auch da kommt den Aufrichtigen, d. h. denen, die ganz kommen wie sie sind (lahm und arm), die keinerlei eigenes Verdienst mitbringen, sondern sich ganz nur auf Gnade und Ungnade ergeben, Gottes freundlicher Ruf und Friedensgruß entgegen und nennt sie bei Namen („Mephiboseth") und spricht zu ihnen: Du bist mein! dann darf aber auch das andere nicht fehlen, daß sie sich fortan gänzlich und rückhaltslos dem Herrn übergeben und zu seinem Dienste weihen („hier bin ich, dein Knecht!") in völliger und demüthiger Unterwerfung unter Gottes Willen und zu treuem dankbarem Gehorsam, als sein theuer erkauftes Eigenthum.

V. 7. Fürchte dich nicht! So lautet dann auch das Freudenwort des Evangeliums an den gerechtfertigten Sünder, die Gnadenzusicherung und innere Versiegelung der Gotteskindschaft, die für den Erlösten und Versöhnten allen Kummer in lauter Seligkeit wandelt, vrgl. Röm. 5, 1 ff.; 8, 1 ff. Durch die Worte: um Jonathans deines Vaters willen, bezeichnet David seine Güte gegen Mephiboseth ausdrücklich als einen Freundschaftsdienst, eine auf ihm



liegende Verpflichtung, der freilich die Meisten in solchen Fällen aus dem Wege gehen. Ein Ausleger bemerkt gut dazu: „So kommt es auch jetzt noch den Kindern zu gute, wenn sie gottesfürchtige Eltern haben," ihr Segen ruht noch nach ihrem Tode auf ihnen und ist mehr werth als ein reiches Erbtheil. Die Zuziehung zur königlichen Tafel und zwar nicht blos als einmaliger, sondern als täglicher Gast, war eine der höchsten Ehrenerweisungen an einem orientalischen Hofe, die hier noch mehr in's Gewicht fiel, als Mephiboseths Mißgestalt sehr leicht in den Augen der Meisten ihn von einem solchen Ehrenplatz ausgeschlossen hätte. Das Versprechen der Wiedererstattung seines ganzen Erbtheils ist hier von ganz besonderer Bedeutung und höchstem Werthe, weil die Besitzungen Sauls (in Gibea 1 Sam. 9) also diesseits des Jordans in dem von David bereits regierten Lande gelegen nach dem Gesetz entweder als Krongüter diesem selbst rechtlich zugefallen, oder als Familiengüter nach dem Erbrecht an andere Seitenverwandte gekommen wären; ja aus V. 9 scheint hervorzugehen, daß diese sich der Güter vielleicht schon bemächtigt hatten, so daß es sich um Heraus- und Wiedergabe derselben handelte.

V. 8. Er aber betete, meint nicht ein Gebet zu Gott, sondern die meist kniefällig geschehende Huldigung vor David selbst (V. 6); er sinkt ihm von seiner Huld, die ihm so unerwartet kam, völlig überwältigt zu Füßen, nicht mehr wie dort aus Furcht, sondern aus Freude und dankbarer Rührung. Auch der Ausdruck „todter Hund" ist nach orientalischem Maßstab zu messen, wornach er das Allerverächtlichste und Eckelhafteste bezeichnet, das man sich nur denken kann (1 Sam. 24, 15), daher die Türken bis auf den heutigen Tag noch die Christen nicht blos „Ungläubige", sondern „Hunde" nennen.

V. 9. David läßt es nicht bei leeren Worten und großartigen Versprechungen bewenden, sondern setzt sie sofort in Thatsachen und Wirklichkeiten um; auch wieder die Art der wahren Liebe, 1 Joh. 3, 18; Jak. 2, 15 ff., die sich nicht mit bloßen hohen aber hohlen Redensarten von Menschenliebe, Freundschaft und Frömmigkeit begnügt.

V. 10. Dieser Befehl, wodurch nun Mephiboseth wieder ganz in seinen väterlichen Besitz und das Erbtheil seines Großvaters eingesetzt wird (wie im geistlichen Sinn der Wiedergeborene durch den Glauben ein Kind und somit auch ein Erbe Gottes wird, Röm. 8, 17 ff.), war hier durch die Hilflosigkeit des gelähmten Mephiboseth gefordert, der nicht selber sein Land bauen konnte; dagegen war dieß für Ziba mit seinen vielen Söhnen und Knechten eine Kleinigkeit. Und bringe es ein, nehmlich den Ertrag des durch ihn bestellten Landes, der dem Mephiboseth, auch wenn er selbst für seine Person als Gast der königlichen Tafel nichts zu seinem eigenen und eigentlichen Lebensunterhalt brauchte, doch nöthig war zur Fürsorge für seine Familie (V. 12, vrgl. mit 1 Chron. 8, 32 ff.) und Dienerschaft.

V. 11—13. Wie David befohlen, so geschah es: schon jetzt und fernerhin, so oft Mephiboseth nach Jerusalem kam, war und blieb er Davids Gast; daß er beständig seinen Aufenthalt dort nahm, ist nicht gesagt und an sich selbst schon ganz unwahrscheinlich, da seine Besitzungen in Gibea lagen und er ohne Zweifel viel auf seinen Gütern lebte, auch wenn er sie nicht selbst bewirthschaften konnte. Jedenfalls wurde er aber immer ganz wie ein Prinz gehalten; über seine weiteren Schicksale vrgl. 2 Sam. 16, 3 ff.; 19, 24—30, wornach er sich auch in der Folgezeit stets als ein treuer Freund seines Wohlthäters bewies.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Echte Freundschaft.

1) Sie erlischt nie. Jonathan und David waren nicht bloß befreundete Bekannte, sondern wirkliche Freunde, die sich in Wahrheit liebten, und einander angehörten, und sich in der Liebe Gottes gefunden hatten. Solche Freundschaft stirbt nicht, sondern vererbt sich fort. 2) Sie suchet nicht das ihre. David hatte Ursache, die Nachkommen Sauls zu scheuen; aber so sehr liebte er seinen längst hingegangenen Jonathan, daß er in reinster Absicht seine Hand dem Mephiboseth reichte. 3) Sie ist thätig. Sie zeigt sich nicht bloß in Gefühl und Worten, sondern wie bei David in Thaten.

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Das Gebet. Zu dem alten Pfarrer Flattich, der als ganz besonders glücklicher Erzieher und Lehrer bekannt war, brachte einst ein Oberamtmann seinen Sohn, mit der Bitte, diesen in die Pension zu nehmen. „Ich muß Ihnen nur gestehen, lieber Herr Pfarrer," sagte der Vater, als er allein mit ihm war, „daß mein Sohn ein ganz desperater Mensch ist, an dem bisher alle Lehren, alle Zucht und Strafe vergeblich waren. Ich habe den Knaben im Guten ermahnt, ich habe ihn geschlagen, ich habe ihn hungern lassen, ihm Hausarrest gegeben, ihn vor andern beschämt, — er blieb ein desperater Mensch, dem Lob und Tadel, Güte und Strenge, alles einerlei war, bei dem auch nichts helfen will." — Der Pfarrer fragte den Oberamtmann, ob er denn in einem solchen Falle keine andre Kur versucht habe, als Schläge, Hunger und Arrest? Der Vater zählte noch einige Hausmittel dieser Art her, welche er jedoch ohne allen Erfolg bei dem Knaben angewendet habe, und daß er ihn auch dadurch habe zur Vernunft bringen wollen, daß er ihn habe in die Gesellschaft wohlgezogener Kinder gehen lassen; der Junge sei aber von da sobald als möglich fortgelaufen zu den Gassenbuben hinaus, oder er habe in der guten Gesellschaft nur lauter schlechte Streiche verübt.

Darauf sagte der alte Pfarrer, das seien immer noch nicht die rechten Mittel; er wisse eine bessere Kur für solche desperate Leute, wie der Oberamtmann seinen Sohn nenne, nehmlich das Gebet. Der Vater möge ihm doch sagen, ob er denn auch recht fleißig und ernstlich für seinen Sohn und mit diesem gebetet habe?

Der Amtmann erwiderte, er müsse gestehen, das

hätte er eben nicht gethan. „Dann freilich darf es Sie nicht befremden," entgegnete der würdige Pfarrer, „daß alle Mühe, die Sie auf den Knaben verwendet haben, so umsonst gewesen ist. Die Mühe ist auf die Haut des Jungen verschwendet worden und Sie versäumten, der Haut erst ein Leben und das natürliche Gefühl zu geben; das bloße Gerben auf ein todtes Fell kann diesem wahrlich nichts nützen!" Der Vater schien dies einzusehen. Der Knabe kam zum Pfarrer in die Pension, und dieser versuchte nun seine Kur an dem Knaben, welche so vortrefflich anschlug, daß, wie der Berichterstatter versichert, aus dem jungen Menschen ein frommer, trefflicher und für das Wohl seiner Mitmenschen wirkender Mann wurde.

Sein Arbeitsfeld. Ein kleiner zwölfjähriger Knabe, Namens Johnny, ging gern in die Kirche um die Predigt zu hören. An einem Sonntage predigte der Prediger über die Worte: Matth. 20, 6. „Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Gebet ihr auch hin in den Weinberg", und fügte er hinzu: „Ein jeder Bekenner des Herrn sollte etwas thun für seinen Meister."

Die Predigt weckte den Kleinen. Er ging in die Sonntagschule, fast in alle Versammlungen, aber das nannte er keine Arbeit für den Herrn. Was soll ich thun? Tag und Nacht beschäftigte ihn dieser Gedanke. In einer Nacht, als er wieder am Nachdenken war, was er doch wohl für den Herrn thun könne, war es ihm, als sagte ihm eine innere Stimme: Er könnte alte christliche Zeitschriften nach dem öffentlichen Lesezimmer tragen.

Johnny's Vater hielt mehrere christliche Zeitungen und nachdem sie oberflächlich durchgeschaut, wurden sie oft von der Dienerschaft verbrannt oder unnütz verbraucht. Der Kleine merkte sich dieses, er dachte: Würden diese christlichen Zeitungen zu armen unwissenden Familien getragen, die könnten noch manches Gute wirken. Er ging und fragte seine Eltern, ob sie ihm die alten durchgelesenen Zeitungen erlauben würden. Die Eltern gaben gern ihre Zustimmung und an dem darauf folgenden Montag Nachmittag machte sich der kleine Johnny mit einem Packet alter Zeitungen auf den Weg zum Lesezimmer oder sein „Arbeitsfeld", wie er es nannte. Das Lesezimmer war vier Straßen entfernt. Mancher arme Mann fand sich dort ein, um christliche Bücher oder Zeitschriften zu lesen. Auch war mit dem Lesezimmer eine Betstunde in einem andern Zimmer verbunden und einem Jeden Gelegenheit geboten, dieser beizuwohnen. Der Herr, der die Aufsicht über das Lesezimmer führte, war natürlich erstaunt über den kleinen Knaben, als er in das Zimmer trat, ihn grüßte und von seinem Plane hörte. Er war froh, die Zeitungen zu bekommen, bat ihn öfter zu kommen und mehr zu bringen. Und während die beiden mit einander sprachen, kam ein armer Mann, schaute den Kleinen an und bat um eine christliche Zeitschrift. Der Mann sah so traurig, so arm und verlassen aus, aber sobald er ein christliches Blatt erhielt, heiterte sich sein Gesicht auf.

Nicht weit von Johnny's Heimath wohnte ein Mann, der auch einige christliche Zeitungen erhielt. Eines Tages wagte Johnny es und ging zu diesem Nachbar, erzählte ihm von seinem Plan und bat ihn um einige alte Zeitungen. Er hörte ihn an und sah, wie seine Augen strahlten vor Freude, als er erzählte, wie rauhe Männer in das Lesezimmer gingen und öfter bewogen wurden, in die Betstunde zu gehen und mit einstimmten in die lieblichen Lieder, die zur Ehre Gottes gesungen werden. Der Nachbar versprach ihm nicht nur die Zeitungen, sondern er äußerte den Wunsch, selber mit ihm in diese Versammlungen zu gehen. Johnny's Arbeitsfeld vergrößerte sich. Die armen und rauhen Männer liebten ihn und baten ihn, in ihre Häuser zu kommen, und fand er dort Noth und Armuth oder Krankheit, so suchte er auch diese durch Mithülfe seiner Eltern und wohlthätiger Freunde zu lindern.

Kartoffelbrei. Schäle die Kartoffeln und schneide alle mißfarbigen Stellen heraus; koche in leicht gesalzenem Wasser. Wenn gar, gieße alles Wasser ab und nehme den Topf vom Feuer, lasse ihn aber stehen, wo es warm ist, und die Kartoffeln vollständig zerquetscht werden können; gieße genug heiße Milch zu, um sie feucht zu erhalten. Auch gebe ein Stück Butter hinzu und quetsche, bis sie rahmartig sind. Servire heiß. Kalten Kartoffelbrei kann man in Scheiben schneiden, in geschlagene Eier wenden und in Fett braten.

Kartoffeln und Zwiebeln zusammen kochen. Schneide rohe Kartoffeln in Scheiben, ebenso Zwiebeln, je nach Wunsch. Gieße genug siedendes Wasser darauf, um sie zu bedecken und schmore. Gebe etwas Butter zu und würze mit Pfeffer und Salz.

Saratoga Kartoffeln. Schäle, schneide in sehr dünne Scheiben und lasse diese einige Minuten in kaltem Wasser liegen. Gieße das Wasser ab und trockne die Scheiben mit einem Handtuch. Eine Pfanne mit siedendem Schmalz wird in Bereitschaft gehalten, die Kartoffeln zu einem hellen Braun gebraten, dann mit einem Drahtlöffel heraus genommen und in ein Sieb zum Abtrocknen gelegt. Streue ein wenig feines Salz gleichmäßig darüber und servire heiß.

Herzogin Kartoffeln. Reibe ein Quart gekochte Kartoffeln durch ein Sieb. Mische gut damit eine Unze Butter, einen knappen Theelöffel voll Salz, eine Priese weißen Pfeffer und geriebene Muskatnuß und das Gelbe von zwei rohen Eiern. Schütte die Kartoffeln auf einen Teller und mit dem Messer schneide sie in kleine länglich runde Kuchen; lege diese in ein gebuttertes Blech, bestreiche sie mit geschlagenem Ei und backe in einem heißen Ofen hellbraun.

Neue Kartoffeln. Wasche, schabe und koche zehn Minuten; gieße das Wasser ab und gebe genug anderes kochendes Wasser, um sie zu bedecken, sowie etwas Salz zu. Koche noch einige Minuten, gieße das Wasser ab und stelle den Topf auf den Ofen. Gebe Butter, Salz, Pfeffer und eine Sauce, aus zwei Eßlöffel voll Mehl und ein Pint Milch bestehend zu. Oder gieße nach dem Kochen das Wasser ab, schütte die Kartoffeln in einen Blechtopf mit heißem Fett, lege den Deckel auf und schüttele, bis sie hübsch braun sind.

Kartoffel-Soufflé. Koche sechs gewöhnlich große Kartoffeln und reibe sie durch ein Sieb. Siede eine Theetasse voll Milch und einen Eßlöffel voll gute Butter, gieße sie auf die Kartoffeln, gebe etwas Salz und Pfeffer zu und rühre Alles zu einem Rahm. Gebe das Gelbe von vier Eiern, jedesmal eines unter beständigem Umrühren zu. Gebe eine Priese Salz zu dem Weißen, schlage dies zu einem steifen Schnee, schütte dies zur Mischung und rühre dabei so wenig wie möglich. Halte eine gebutterte Backpfanne, groß genug, damit die aufgehende Masse nicht überläuft, in Bereitschaft und backe zwanzig Minuten. Servire in demselben Geschirr, in dem das Gericht gebacken wurde, sobald es aus dem Ofen kommt. Am. Agr.

Muffins. 1 Quart frische Milch, 1 Ei, 1 Eßlöffelvoll Zucker, 1 großen Eßlöffelvoll Butter, 1 kleinen Theelöffelvoll Salz, ½ Tasse selbstgemachte Hefe (oder so viel Bäcker-Hefe als man braucht), gesiebtes Mehl genug um den Teig mit dem Löffel dick genug zu rühren und dann stellt man den Teig über Nacht an einen warmen Platz. Morgens backt man die Muffins in kleinen Pfannen, die man mit Butter bestreicht und in einen ziemlich heißen Backofen stellt.

Kohlrabi. Man schneide dieselben nach dem Abschälen und Waschen in feine Streifen oder Scheiben, wobei alle harten Stellen entfernt werden müssen, und koche sie in gesalzenem Wasser weich. Alsdann wird etwas Butter und Mehl geschwitzt (aber ja nicht zu braun), dann thut man in dieses ein Pint Fleischbrühe. Dann gießt man die Kohlrabi ab und thut sie dann in die kochende Fleischbrühe; man streut etwas Salz und gemahlenen schwarzen Pfeffer hinein und sieht nach, ob es recht gewürzt ist; darnach läßt man es einige Minuten aufkochen. Man muß es beständig umrühren. Die blauen Kohlrabi sind den weißen vorzuziehen, da sie milder sind und nicht so leicht stockig werden als jene.

Salatbohnen. Man ziehe die Fasern ab, breche die Bohnen entzwei, wasche und koche sie ab, schütte das Wasser weg und gieße frisches kochendes Wasser darüber, thue etwas Salz hinein und lasse die Bohnen weich kochen. Dann schütte man sie auf einen Durchschlag und lasse das Wasser ablaufen.

Dann schwitze man etwas Mehl in heißgemachtem Nierenfett, rühre etwas frische Milch hinein, dann die Bohnen und etwas Salz und Pfeffer. Man lasse die Bohnen einige Minuten aufkochen und stelle sie weg vom Feuer. Nun rühre man behutsam, damit die Bohnen so viel wie möglich ganz bleiben so viel Essig hinein, daß sie einen säuerlichen Geschmack erhalten, lasse sie noch einige Mal aufkochen und schütte sie kochend heiß in eine porzellanene Schüssel.

Sonnenstich verlangt warme Fußbäder, Umschläge von kaltem Wasser auf den Kopf und fleißiges Reiben des Körpers.

Im Schatten.

Ist das Diebshandwerk einträglich? Diese Frage richtete der Berichterstatter eines New-Yorker Blattes an den Chef der New-Yorker Geheimpolizei, welcher die besten Jahre seines Lebens in ihrem Dienste zugebracht. — „Kaum," erwiderte dieser. „Ja, so weit meine Erfahrung reicht, glaube ich sogar, daß es sich besser zahlt, ein ehrlicher Mensch zu bleiben." — „Warum giebt es trotzdem so viele Diebe, Einbrecher und Fälscher?" fragte der andere. — „Viele sind es, weil sie nichts anderes können, andere, weil sie durch schlechte Gesellschaft und hauptsächlich durch lose Frauenzimmer verleitet werden. Es giebt hier Familien, in denen der Hang zum Verbrechen eben so erblich ist, wie bei andern der Wahnsinn. Geistige Getränke unterdrücken die Stimme des Gewissens, der Spieltisch setzt dem Werk die Krone auf, und sobald der erste Versuch geglückt, ist auch schon der Dieb, der Fälscher oder Einbrecher fertig. Während der eine ein großes Genie wird und der andere nur ein kleines Licht in der Verbrecherwelt, ist es eine Thatsache, daß keiner von beiden zu einem Vermögen kommt. Ein gemeinschaftliches Schicksal harret aller. Alle Verbrecher sind zugleich Spieler und Verschwender. Viele „arbeiten" nur, wenn sie betrunken sind. Bei nahezu jedem Einbruch sind Spuren davon übrig, daß die Schnapsflasche eine Hauptrolle gespielt. Dies beweist, daß der Muth, welcher bei schweren Verbrechen, besonders bei Einbrüchen an den Tag gelegt wird, im Schnaps seinen Ursprung hat. Die Pläne zur Ausführung eines Einbruchs und die Werkzeuge dazu werden von Leuten geliefert, die eigentlich keine Einbrecher sind, welche aber über den Raub später verfügen und den Einbrechern bestimmte Prozente zahlen. Auf diese fällt in der Regel der geringere Theil; derselbe wird dann ebenso schnell wieder aufgezehrt, als er erworben wurde." — „Kommt es nie vor, daß einzelne Verbrecher Vermögen erwerben und sich dann vom Geschäft zurückziehen?" — „Meiner Erfahrung nach ungemein selten! Der größte Theil derselben stirbt entweder in bitterer Armuth, oder sie werden von der Polizei im Handgemenge oder gar von den eigenen Kumpanen getödtet; ein anderer Theil verkommt in den Zuchthäusern. Von einer Spitzbubenehre, wie dies sprüchwörtlich geworden, ist in Wirklichkeit keine Spur vorhanden; jeder ist ein Schurke im allgemeinen sowohl, als seinen Kameraden gegenüber, die er übers Ohr haut, so oft sich nur eine Gelegenheit dazu bietet. Ein Bankräuber, der vor einigen Wochen in Baltimore abgefaßt wurde und nun im Zuchthause sitzt, hat bedeutendes Grundeigenthum in New York; sobald er New York betritt, harret seiner das Zuchthaus, da etwa

sechs Anklagen gegen ihn vorliegen. Was nützt ihm sein Reichthum? Mortimer Kelly, der Larry Jerome um 200,000 Doll. beraubte und mit seiner Beute nach Paris entkam, starb dort in einem Irrenhause; auch ihm half sein Geld nichts. Drei Taschendiebe, welche jetzt noch der Polizei viel zu schaffen machen, sind ebenfalls vermögend, aber über jedem derselben hängt das Damoklesschwert in Gestalt mehrerer Anklagen, die ihnen das Zuchthaus zeitlebens sichern. Der weitaus größere Theil der Anhänger dieser Zunft ist ärmer als Hiobs Huhn. So ist z. B. „Dutch Heinrich," der an den bedeutendsten Räubereien betheiligt gewesen und dem zwei bis drei Millionen Dollars bereits durch die Finger gingen, einer der ärmsten der Zunft; er brachte in letzter Zeit seine Nächte in den Stationshäusern zu, bis seine ehemaligen Kumpane eine Sammlung für ihn veranstalteten und ihn nach Deutschland schickten, wo er in einem Irrenhause starb. Der berüchtigte Ladendieb Charles Rothschild, der einst vierspännig in der Stadt umherfuhr und das Geld geradezu verschleuderte, hinterließ nicht einmal genug, daß man seine Begräbnißkosten damit bestreiten konnte. Kerwin Karr, der 200,000 Dollars stahl, starb ebenfalls arm und irrsinnig. Sein Genosse wurde bei einem Einbruch von einem herabfallenden Fensterladen erschlagen. Und solche Beispiele lassen sich viele hundert anführen."

General Sherman und der Rebellen-Pfarrer. Folgende jetzt bekannt werdende Anekdote über General Shermann wird von diesem selbst als „ächt" anerkannt:

Nachdem er im Juli 1862 die Rebellenstadt Memphis besetzt hatte, wo er dann vier Monate das Kommando führte, wurden von den rebellenfreundlichen Einwohnern die Kirchen, Schulen und Kaufläden geschlossen gehalten. Der General erließ daher einen Befehl, wonach die Kaufläden während der Geschäftsstunden offen sein und die Schulen und Kirchen wieder in Thätigkeit treten mußten. Da stellte sich im Hauptquartier der Prediger einer protestantischen Episcopalkirche ein und erklärte dem General: dem Kirchengebete sei von der Synode seiner Kirche eine Fürbitte für den Präsidenten eingefügt, die ihn, falls er sie während der Anwesenheit von Bundestruppen vortrüge, in Verlegenheit bringen könnte. General Sherman merkte wohl, worauf der Prediger hinaus wollte und daß dieser mit Bestimmtheit auf den Befehl, für Präsident Lincoln zu beten rechnete, um dann vor seiner Gemeinde den Märtyrer des Südens zu spielen.

„Wen betrachten Sie als Ihren Präsidenten?" fragte Sherman. „Wir betrachten Herrn Davis als unseren Präsidenten," antwortete erwartungsvoll der Rebellenpfarrer. Doch General Sherman entgegnete ganz ruhig: „Gut! beten Sie für Jeff. Davis, wenn's Ihnen beliebt. Er hat es sehr nöthig, daß man für ihn betet." Nun sagte der Pastor: „Ich werde also nicht für Herrn Lincoln beten müssen?" Darauf der General: „O nein! Lincoln ist so gut und brav, daß er Eurer Gebete nicht bedarf; Sie können für ihn beten, wenn es Ihnen danach zu Muthe ist, aber Sie sind nicht dazu gezwungen."

Wie betete nun am Sonntag darauf der Pfarrer? Er schämte sich nach dem, was Sherman ihm gesagt hatte, doch für Jeff. Davis zu beten und betete überhaupt für keinen Präsidenten, sondern nur für "all in authority", für die Obrigkeit überhaupt.

Der Geburtsort des Pontius Pilatus. Noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hielt man allgemein die fränkische Stadt Forchheim bei Bamberg für den Geburtsort des Landpflegers Pontius Pilatus.

Professor Germar in Thorn trat in seiner 1785 veröffentlichten Apologie des Pontius Pilatus entschieden für die fränkische Herkunft desselben ein. Der gelehrte Ernesti war der erste, der in Vulpius' „Kuriositäten" (VIII. 2), auf die Unmöglichkeit hinwies, daß der römische Landpfleger in einer Stadt geboren sein könne, die erst unter Karl dem Großen entstand. Er hob zur Unterstützung seiner Ansicht ferner hervor, daß das Gebiet, in welchem Forchheim liege, niemals von den Römern okkupirt war. Aber deutscher Abstammung ist nach seiner Ansicht P. Pilatus allerdings, nur habe man bisher das unrichtige Forchheim als seinen Geburtsort angegeben. Das richtige soll in der bayerischen Pfalz bei Deidesheim liegen, welches früher Forcht oder Forachheim hieß, dessen schon in den Kapitularien Karls des Großen (cap.7, de negotiatoribus quousque procedant) Erwähnung geschieht. Dieses Forchheim, welches zum belgischen Gallien der Römer gehörte, ist nach Ernestis Ansicht „wahrscheinlich, wo nicht gewiß," der Geburtsort des Pilatus.

Nicht weit von Amsterdam hatte ein Großbauer einen Knecht, der arbeitete, wenn er Lust hatte, und wenn er keine Lust hatte, ließ er's bleiben und ließ auch sonst viel zu wünschen übrig. Da, eines Abends im Sommer kam er heim aus der Stadt, wohin er einen Wagen Frucht geführt hatte, aber nicht wie sonst halbbenebelt, sondern nüchtern, so daß sich sein Herr nicht genug verwundern konnte. Am folgenden Tag that er seine Arbeit ohne Brummen, war still und fröhlich, und so ging's eine Reihe von Tagen. Da fragte ihn der Großbauer, warum er denn auf einmal so ganz anders geworden? Aber der Knecht that seinen Mund nicht auf, wie ein echter, maulfauler Holländer. Am Sonntag ging er, die Bibel unter dem Arm, in die Kirche. Endlich erfuhr der Bauer, daß der Knecht an jenem Sommertag beim Missionsfest gewesen, bei der Schilderung eines Heidenherzens laut ausgerufen habe: „Das bin ja ich" und damit hinausgeeilt sei. Der Bauer rief von jetzt an seinen Leuten, wenn sie rebellisch werden und nicht pariren wollten, immer zu: „Wenn ihr euch nicht bessert, schick ich euch nach Amsterdam auf's Missionsfest." Und als wieder Missionsfest war, lud er seine Leute auf einen vierspännigen Wagen und fuhr mit ihnen auf's Fest. Am Abend kam er selber anders heim, als er hingefahren war, und er wurde der Freund seines Knechtes, denn beide waren jetzt Freunde des einen Herrn.

Empor!

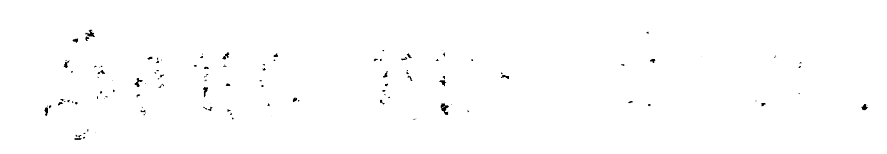


Empor!

Empor soll preisend sich schwingen,
Dem Herrn der Ernte zu singen,
Ein Lied im höheren Chor!

Erfüllt mit Speise und Freude
Die Herzen am festlichen Heute:
Zu ihm schallt jauchzend der Chor

Empor!







Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. | August 1884. | Achtes Heft.

Die deutsch-sprechende Bevölkerung und die deutschen Kirchen in den Ver. Staaten mit Bezugnahme auf Evangelisations-Arbeit.

Editor.

III. Mittel und Wege zur Evangelisation.

1.

Die Frage, worin die Evangelisation bestehe, ist eine nicht schwierig zu lösende, sofern man sich nur das Wort etwas näher ansieht. Die Aufgabe evangelischer Thätigkeit unter den Deutschen unseres Landes besteht: Nicht in Ausschmückung mit christlich aussehenden Federn — das wäre jesuitische Propaganda; noch in dem Einverleibtwerden ins starre Kirchenthum — das wäre ziemlich nutzlose Lappalie; sondern die Aufgabe ächter Evangelisation besteht darin — „Aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zu dem Lichte und von der Gewalt des Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe sammt denen, die geheiligt werden durch den Glauben an Christum." In dieser göttlichen Signatur des Arbeitszieles besteht die große Herrlichkeit desselben, aber auch dessen Hauptschwierigkeit, denn gerade dazu will sich das deutsche Menschenherz nicht bequemen.

Auf die Methode zur Lösung dieser Aufgabe übergehend, könnte ich mir es ziemlich leicht machen, indem ich sagte — wir bedürfen den Ausguß, die Fülle des heiligen Geistes und ein aus dem Herzen kommendes Amen hinzusetzen, denn diese Gabe ist vor allem nothwendig. Da es jedoch bei allem menschlichen Wirken auf das Verhalten zur und den Gebrauch der göttlichen Gabe ankömmt, so haben wir bei gegenseitiger Erörterung auf letztere Punkte Nachdruck zu legen.

Indem ich die unter dem Beistand des heiligen Geistes zu ergreifenden Methoden ins Auge fasse, eröffnen sich zwei Hauptwege. Wir können hinaustreten ins öffentliche deutsche Leben, Volksbewegungen mitanfassen, in den Tagblättern uns hören lassen, populäre Vorträge halten, gemeinsame Bewegungen ausführen und in allen Stücken auf den Wogen der Oeffentlichkeit Front machen; kurz — so zu sagen von Außen nach Innen wirken. Und wer wollte behaupten, daß solche Methode nicht oft nützlich, heilsam und nothwendig werde?

Aber der Hauptnachdruck ist nach Vorgang unseres Meisters und seiner Apostel, sowie nach vieljähriger im deutsch-amerikanischen Volksleben gesammelten Erfahrung nicht darauf, sondern auf das Gewinnen einzelner Seelen zu legen. Sinn und Geist des Evangeliums, die vorliegenden äußern, wie unsere innern Gemeindezustände und vor allem das Beispiel Jesu Christi weisen uns darauf an, vorzüglich von Innen nach Außen, vom Herzen aufs öffentliche Leben zu wirken. „Ich bin es müde, die Länder und Völker zu reformiren," sagte kürzlich ein englischer Freund zu mir, „wir müssen an die Herzen appelliren." „Wird dir gut thun," antwortete ich, „obwohl du deiner ganzen Mache nach kaum vom großen Publikwagen wirst ganz wegbleiben können."

Gewinnt derartige Ueberzeugung bei evangelischen Arbeitern amerikanischer Nation, die gewohnt sind auf das große Ganze zu wirken, Grund und Boden, so sind deutsche evangelische Christen, obwohl sie ihre Stimme im Volksleben nie verstummen lassen dürfen, aufs hauptsächlichste darauf angewiesen, vor allem Herzen zu gewinnen. Denn wie wollen und können wir wirklich erfolgreich von Außen nach Innen wirken, so lange, wie dargethan ward, ein immerhin nur kleines evangelisches Häuflein einer solchen Massenbevölkerung gegenübersteht! Die Hauptparole unserer Methode heißt also: von Herz zu Herz, von Haus zu Haus, Familie nach Familie, eine Sonntagschule nach der andern und eine Gemeinde nach der andern.

2. Unserer Aufgabe etwas näher tretend, ist als ein Mittel zur Evangelisation die gründ-

liche, überwältigende Ueberzeugung aufzuführen, welche oft zum wahren Schmerze werden darf, daß mit geordnetem, aus sich selbst heraus stattfindendem Gemeindeaufbau, oder in gläubig beschaulichem Stillleben unsere hohe Aufgabe noch lange nicht ganz erfüllt ist, welche vielmehr auch in dem stetigen, agressiven Hinausgreifen in's Volk besteht, damit wir etliche gewinnen. Wenn irgendwo, so ertönt der Ruf des Herrn hier: Komm und hilf deine deutschen Landsleute retten. Ja, wir müssen, so vielfach die sonstigen Ansprüche auch sein mögen, wir müssen unter dem deutsch-amerikanischen Volke innere Mission treiben.

Ferner werden wir wenigstens ein Mittel zur Evangelisation gefunden haben, wenn es uns gelingt, als warmherzige Deutsche unter unser Volk ohne zu viele fremdländische Anklänge zu treten.

Sehr leicht ist diese Aufgabe nicht. Wir sind entweder adoptirte oder geborene Amerikaner und sollten als solche einerseits mit dem amerikanischen Volksleben verwachsen sein, „amerikanisch" fühlen und denken, und amerikanische Ziele anstreben, — andrerseits jedoch gilt es, nicht bloß mit der aus einer ganz andern Luft kommenden Emigration in Fühlung zu bleiben, sondern also unter dieselbe zu treten, daß der deutsche Emigrant fühlt — da kommt einer der Unsern. Wer meint, dieser zwiefachen Stellung nur so beim Handumdrehen gerecht werden zu können, der hat wohl kaum den ernstlichen Versuch dazu gemacht. Er wird entweder dem Amerikanerthum fern stehen und einfach deutsch bleiben, oder aber als Ausländer unter sein Volk treten, und mehr und mehr das Verständniß für dasselbe verlieren.

Die richtige zur Evangelisationsarbeit nothwendige Stellung der Einwanderung gegenüber erfordert in vielen Fällen Selbstverleugnung und Aufopferung. Es wäre oft unser und unserer Kinder Vortheil, gingen wir so schnell als möglich ganz und gar in der amerikanischen Bevölkerung auf. Aber die Evangelisationsaufgabe unter den Deutschen würde dadurch unsrerseits gewißlich wenig befördert. Die Ver. Brüderkirche z. B., welche ihren Ursprung auf eine rein deutsche Gemeinde zurückdatirt und von dem deutschen Mann Otterbein zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründet wurde, vergaß ob dem Amerikanerthum die deutsche Evangelisationsarbeit dermaßen, daß sie heute bloß 7,000 deutsche Communikanten berichtet. Die Am. Brüderkirche (Herrnhuter), welche bereits im letzten Jahrhundert in den Ver. Staaten wirkte, und der ganzen Welt ein großartiges, edles Missionsbeispiel giebt, hat wohl aus ähnlichen Gründen nur 3,900 deutsche Communikanten. Hierher gehört auch das Beispiel der Lutherischen General-Synode. Wir haben in kirchlich-religiöser sowie politischer Hinsicht große, heilige Grundsätze uns zu eigen gemacht, welche dem aus einer andern Sphäre kommenden Einwanderer ganz fremd sind. Was weiß er z. B. von gänzlicher Enthaltsamkeit um Anderer willen! Giebt es doch in ganz Deutschland keinen einzigen Enthaltsamkeits- sondern nur Mäßigkeitsvereine. Was weiß er von der christlichen Vollkommenheit in der Liebe; oder von vollständigster politischer Freiheit im Verein mit vollständigster Unterordnung unter das Gesetz! Alles das und anderes ist ihm in Theorie sowohl als Praxis böhmisches Dorf. Uns aber sind es hohe unveräußerliche Güter. Wer nun Evangelisation unter den deutschen Einwanderern treiben will, muß, ohne seine Grundsätze zu verleugnen, mit großer Weisheit (und wem sie mangelt, der bitte von Gott) im ächten Verständniß seines Volkes anstatt an den Gipfelpunkten anzuknüpfen und diese immer vorzuschieben, das Vorhandene, Gegebene gebrauchen: Das apostolische Glaubensbekenntniß, die Bibel, den Katechismus und den bei den meisten vorhandenen kirchlichen Sinn.

Wiederholend, daß ich die Schwierigkeit der Stellung nach allen Seiten hin recht wohl erkenne, halte ich doch an dem Satze fest: die erfolgreiche Evangelisationsarbeit unter der deutschen Emigration bedingt das Hineintreten unter dieselbe mit nicht zu vielen ihr fremdländischen Anklängen. Sintemal der Apostel Paulus den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche geworden, auf daß er etliche gewinne — ohne den Herrn Jesum Christum zu verleugnen, sollten auch wir uns bestreben, den Deutschen — ohne Verleugnung unserer Grundsätze — im edelsten, besten Sinne Deutsche zu sein, auf daß viele aus unserem Volke selig werden.

Es giebt einen Talisman, welcher den richtigen Weg zeigen wird. Der heißt Liebe. Die duldet alles, glaubt alles, hoffet alles; sie läßt sich nicht erbittern. Sie war die Triebfeder, aus welcher das große, schwierige Wort des großen Apostels entsprang: „Ich habe gewünscht verbannet zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreundte sind nach dem Fleisch." (Röm. 9, 3.) Sie wird unter anderem auch Mittel und Wege finden und es vermögen, so bald als möglich dem armen, unerfahrenen, vielfach verachteten Einwanderer helfend und rathend zu nahen, und so gleich von vornherein Einfluß auf ihn gewinnen; denn der Mund, welcher das erste Freundeswort zu ihm spricht, wird wohl auch später gehört und die Hand, welche sich zuerst liebevoll darreicht, wird auch später vertrauensvoll ergriffen werden.

Man kann kaum oft genug wiederholen, wie wichtig es für die Evangelisation ist, dem Ein-

wanderer gleich zu Anfang liebend, helfend und weislich zu nahen. Daß — nicht in allen — aber in sehr vielen Lokalitäten sich Einwanderer niederlassen, die sogleich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen sollten, das haben uns die Statistiken bewiesen. Sie ziehen weder alle nach dem fernen Westen, noch bleiben sie alle in New York. Wir werden sie vielmehr überall finden, so wir nur die paulinische Triebfeder besitzen, mittelst deren er allüberall die im großen römischen Reiche zerstreuten Juden fand, und mit großer Weisheit sich an sie wandte.

Ins Centrum unseres heutigen Themas tretend und fragend, was die Hauptsache in der Evangelisirung der Deutschen in den Ver. Staaten sei, antworte ich, wie bereits angedeutet, nicht blos mit dem oft wiederholten Satz — „Fülle des heiligen Geistes“ — oder allein mit der großen Wahrheit, daß den Gemeinden Heiligung des Herzens und Lebens gepredigt werden müsse. Wir haben dem Einwanderer und der deutschen Bevölkerung vielmehr etwas in die Augen Fallendes, mit den Sinnen Wahrnehmendes zu bieten, nämlich die im Leben verkörperte Heiligung; ein Gottgeweihtsein, das mit Händen zu greifen, eine Heiligkeit, die zu verstehen und fühlen ist, auch ohne in die betreffenden Lehren und Theorien eingeweiht zu sein. Ein Volk haben wir dem deutschen Geschlecht zu zeigen ohne Runzeln und Flecken, ein in jeder Beziehung und in allen Lagen königlich, priesterlich Volk des Eigenthums, das fleißig ist zu allen guten Werken.

Sind wir ein solches Volk; fehlt es nicht an diesem Hauptmittel der Evangelisirung der Deutschen; ist mein Herze Gott geweiht und mein Leben ein heiliges? Gehören diese Fragen zunächst auch nicht zu unserem Thema und würde die Beantwortung derselben auch viel zu weit davon abführen, so schalten wir sie doch zum gebetsvollen Nachdenken ein.

Mit einem solchen zum wirklichen und praktisch verwerthbaren Eigenthum Gottes gewordenen Volke werden die Einzelmittel nicht gar schwierig zu finden und zu verwenden sein.

Ich habe schon viel von Vereinen für Evangelisation innerhalb der Gemeinden gehört, und dieselben sind zweifelsohne da am Platze, wo keine andere kirchlichen Vorkehrungen getroffen sind, oder dieselben sich als unzulänglich erweisen. Wo aber kirchliche Verordnungen, wie z. B. in der Methodistenkirche bereits vorliegen, da sollte, anstatt der immerhin problematischen Vermehrung der Maschinerie, der Versuch gemacht werden, an dem Vorhandenen anzuknüpfen. Unsere gemeindlichen Traktat-, Missions- und Sonntagschul-Committeen könnten den Kern eines solchen Vereins in jeder Gemeinde bilden, um welchen alsdann in ganz einfacher Weise die tauglichen Kräfte beiderlei Geschlechts in guter Auswahl zur Arbeit gruppirt werden könnten.

In dieser Weise könnte die Sonntagschule das werden, was sie ihrem Grundwesen nach in erster Linie ist, nämlich Bibel-Missionsschule, also einerseits Sammelplatz nicht bloß für die der Gemeinde Angehörigen, sondern auch für die Außerhalbstehenden. Andererseits könnte durch solches Zusammenwirken und die Erweiterung dieser Committeen die Schule auch vielmehr als bisher als Ausgangspunkt zur Familienbekanntschaft dienen, indem man den nicht zur Gemeinde gehörenden Schülern systematisch nachginge.

Die Hausbesuche des Predigers, der Sonntagschullehrer und Gemeindeglieder würden mittelst solcher Unionsbestrebungen der Committeen — wenn diese gut geleitet werden — nach gegebenen Anknüpfungspunkten gewiß erleichtert und systematisirt, denn der in Bausch und Bogen ohne Unterscheidung veranstaltete Hausbesuch dürfte in unserer Zeit namentlich in größeren Städten ziemlich nutzlos verlaufen.

Die kirchliche Literatur könnte zur allgemeinen, gut geregelten Verwendung kommen, nicht allein durch Subscribentensammlung, sondern auch durch gut vorbereitete Bücher- und Traktatverbreitung und in sofern, als manche Blätter, die von unsern Verlagen am Ende doch in die Papiermühle wandern, der Evangelisation dienlich gemacht werden möchten.

Durch Herbeiziehen der Lokalprediger, Ermahner und anderer fähiger Leute in diesen missionirenden Committeenkreis könnte auf manchem Außenposten das Evangelium gepredigt und vielleicht auch Sonntagschulen gegründet werden, und zwar so, daß nicht blos die Laienprediger hinausgehen, sondern abwechslungsweise auch Pastoren, wenn nämlich die Hauptgemeinden das von Laienpredigern verkündigte Wort gerne aufnehmen.

Vielleicht würden diese und andere Maßregeln nach und nach auch zur Anstellung von Colporteuren und Stadtmissionaren (Männer oder Frauen) führen, wie dies bereits an einigen Orten geschehen ist.

Ist Geld zu dergleichen Unternehmungen nothwendig, so werden die sonst so freigebigen Gemeinden nicht zurückstehen, wenn es sich darum handelt, die Evangelisation unter den Deutschen zu befördern. Die andern kirchlichen Interessen werden nicht vergessen werden; sollte aber die eine oder andere Collekte deßwegen etwas geringer ausfallen, so wird uns weder unser Gewissen noch die Kirche einen Vorwurf daraus machen, wenn die hohe, schwierige, uns vor allem übertragene Aufgabe energisch und gebetsvoll angefaßt und ausgeführt wird.

4. Betreffs der zu ergreifenden kirchlichen Methoden im großen Ganzen erlaube ich mir zu sagen, daß es von äußerster Wichtigkeit ist, ganz besonders die Städte mehr als je zu berücksichtigen. Mehr als Einfünftel der Gesammtbevölkerung wohnt in Städten von 8000 Einwohnern und darüber. Wie massenhaft sich die deutsche Emigration in den Städten schaart, wurde unter I. nachgewiesen. Diese Stadtfelder verdienen demnach als Anhalts- und Ausgangspunkte der Einwanderung unsere ganz besondere Beachtung.

Ferner möchte die Theilung großer jetzt organisch zusammengehörender geographischer Arbeitsgebiete in kleinere, abgerundetere Strecken zu erfolgreicherer Evangelisation führen. Zur eingehenden, sorgfältigen Bebauung eines einer Conferenz-Körperschaft übergebenen Missionsfeldes gehört unter andern auch in intensiver Weise das, was der Franzose mit esprit du corps — Gemeinsinn — bezeichnet. Erstreckt sich aber ein Conferenzgebiet 700 Meilen von Ost nach West und etwa ebenso weit von Süd nach Nord, so ist auch beim größten Missionseifer der Einzelnen kaum zu erwarten, daß die so zerstreut Wohnenden — obwohl in ein und und demselben Conferenzverband — gegenseitig für die entfernt liegenden Punkte das erforderliche specielle Verständniß besitzen. Sind jedoch die geographischen Gebiete etwas compakter, abgerundeter, so wird bald jeder Prediger, sowohl als jedes eifrige Mitglied der Kirche im betreffenden Conferenzverband über die Missionspunkte desselben wohl unterrichtet sein und es lassen sich somit von der Conferenz-Organisation aus viel leichter Unternehmungen für Evangelisation ins Leben rufen. Auch würden kleinere Conferenz-Körperschaften — hauptsächlich wenn sie Missionsunternehmungen aufzuweisen haben, viel eher die kräftige Hilfe der Missions-Gesellschaft beanspruchen können, als geographisch so weit verzweigte, welche für reich gelten.

Endlich ist betreffs der Evangelisations-Arbeit unter den Deutschen der Ver. Staaten die schon so oft besprochene Frage des Pastoral-Termins des gebetvollen, ernstesten Nachdenkens werth. Man braucht nicht zu den radikalen Stürmern zu gehören, die nur um der Neuerung willen an dem Bestehenden rütteln, sondern kann ganz conservativen Wesens sein und mag sich doch vom Standpunkt der Evangelisation aus diese Frage wieder und wieder überlegen. Wer das deutsche Volk und seine an den Prediger als Pastor gestellten Ansprüche kennt; wer sich schon mitten in dem aus aller deutschen Herren Länder kommenden Einwanderergewühl gefragt hat, wie fasse ich denn die so schwere Aufgabe am besten an; wer mit schwierigen Kirchenbauten unter der Emigration zu thun hatte u. s. w., der wird diese Frage wohl kaum einfach mit der Behauptung abthun können — das Alte sei unbedingt das Beste — sondern sich gar manchen Falles erinnern, wo eine Ausnahme von der Regel wohlthätig und nützlich gewesen und oft betend darüber nachdenken, ob ein längerer Diensttermin der Evangelisations-Arbeit unter den Deutschen nicht förderlich wäre.

Wir können jedoch auch diese Frage nur vorübergehend berühren und machen schließlich nur noch auf die hohe Wichtigkeit der Emigranten-Mission in New York aufmerksam. Sie ist das Thor, durch welches sich der Auswanderungsstrom übers Land ergießt. Und da so viel von dem baldigen Herantreten an den Einwanderer abhängt, so erkennen wir in jener Mission ein wichtiges Mittel zum Zweck, weßhalb auch alle Gemeinden dieselbe aufs Beste fördern und pflegen sollten.

Ist nun die Aufgabe auch so groß und schwierig, daß man sich einmal um das andere fragt, wer denn hierzu tüchtig sei, so liegt doch kein Grund zur Muthlosigkeit vor. Gott der Herr, unser großer Helfer sagt uns: Sei getrost, meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Sei nur getreu, der Glaube wird der Sieg sein, welcher die Welt überwindet.

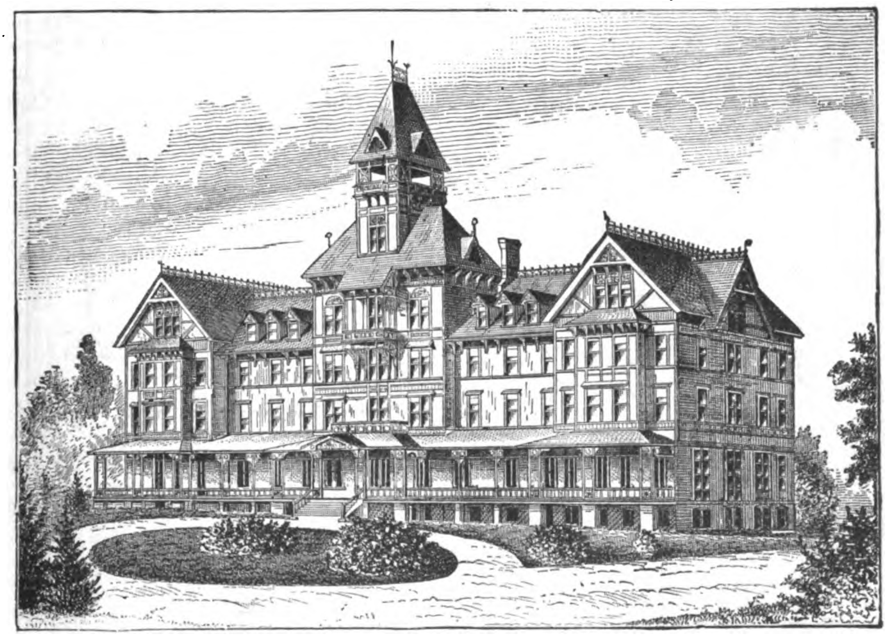
Ein moderner christlicher Sommer-Erholungsplatz.

J. J. Meßmer.

So! Nun wie gefällt dem geneigten Leser dieses prächtige Hotel auf einem Lagerversammlungsgrund? „So gut und bequem haben wir es nun freilich nicht," antwortete unser lieber Nachbar von der Nebraska Prairie, „wir sind froh, wenn wir unsere guten Zelte haben, wir schlafen auf Stroh, das ein Jeder sich mit bringt; das Essen besorgt auch jede Familie sich selbst, und wenn wir es auch hie und da zu einem Kostzelt bringen, so geht es dabei einfach genug her, von euren modischen Einrichtungen wissen wir nichts." Und der liebe Mann verwickelt sich in seinen Erinnerungen sofort in eine Reihe von Erzählungen aus dem Lagerversammlungsleben, wie der Sturm da die Zelte umgeworfen, der Regen dort den Grund über-

schwemmt habe, so daß die Versammlung trotz alles Hoffens und Wartens aufgebrochen werden mußte und Jedermann in Haus, Stall und Scheune der nächsten Farmen nach einem trockenen Plätzchen suchte, bis die Witterung endlich die Heimkehr erlaubte. „Aber gesegnete Zeiten hatten wir," fährt der Erzähler mit leuchtenden Augen fort, „die Kraft Gottes offenbarte sich in einer Weise, wie ihr auf euren modischen Lagerversammlungen keine Ahnung habt. Ob dieselben mit der zu Tage tretenden Verweltlichung viel Gutes stiften, möchte ich überhaupt in Frage stellen und . . ." Hier erlauben wir uns, seinen Redefluß zu unterbrechen, ihn auf die veränderten Umstände, auf die Bedürfnisse, welche zeitiger Tod sind die nächsten Folgen des Ungestüms und der Rastlosigkeit, das unser Geschäftsleben auszeichnet. Diesen Uebeln gegenüber tönt der Ruf nach Erholung lauter und lauter. Und besonders sind es die Sommermonate mit ihrer erdrückenden Hitze, in welcher Jeder, der es machen kann, sich gerne einige Wochen der Ruhe und Erholung sichern möchte.

„Wohin gehen wir dieses Jahr?" fragt man sich in unsern aristokratischen Kreisen. „Machen wir eine Europa-Reise oder soll es dieses Mal nach dem berühmten Yosemethe Thale gehen? Wollen wir einige Wochen nach Long Branch oder nach Saratoga, nach Cape May oder nach den Weißen Bergen?" Die weniger bemittelte



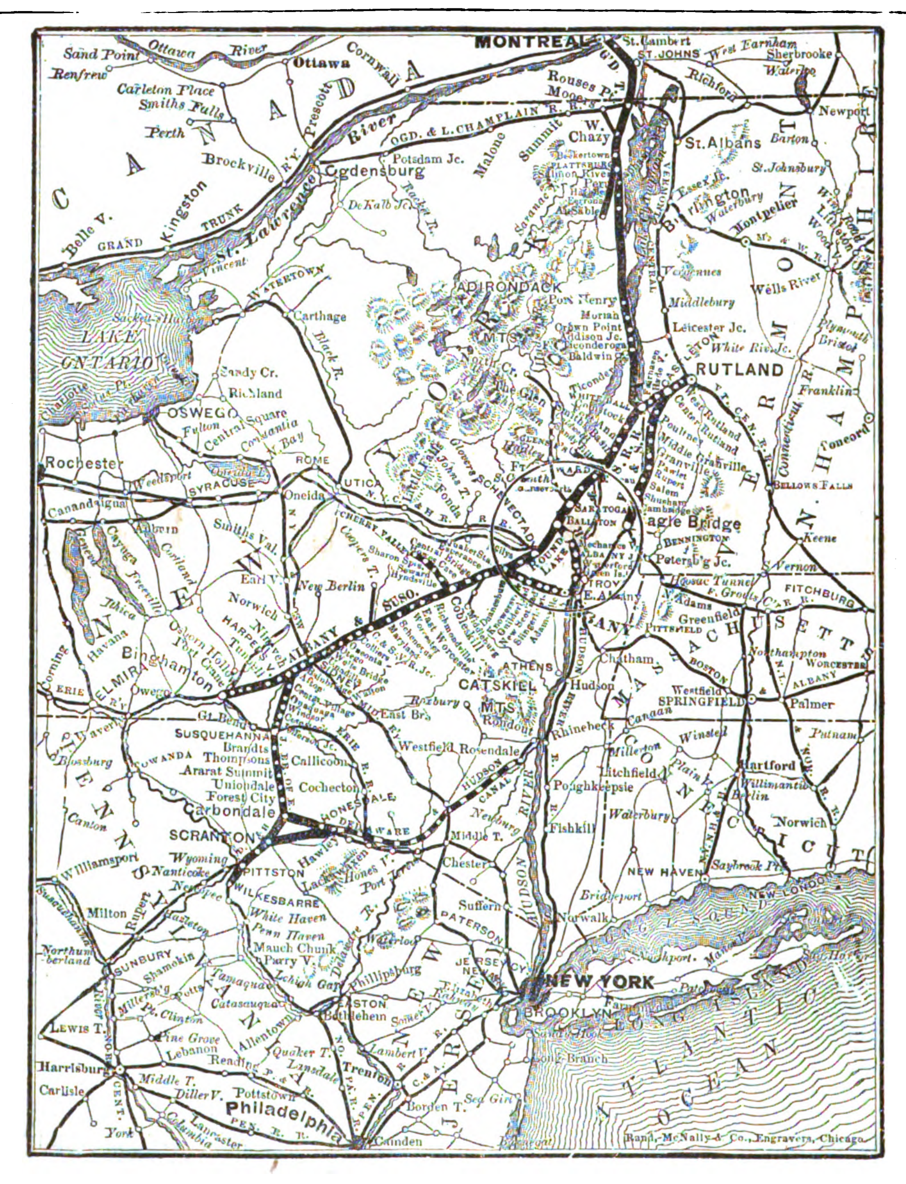
Das Round Lake Hotel.

dieselben geschaffen, und die herrlichen Erfolge, welche die neuen Einrichtungen bereits erzielt, hinzuweisen.

Und in der That, diese christlichen Sommerfrischen sind so recht Kinder der Neuzeit und kommen einem wirklich vorhandenen Bedürfniß entgegen. Jedermann wird zugestehen müssen, daß unser gegenwärtiges gesellschaftliches Leben etwas Aufreibendes hat. Der Kampf um's Dasein ist zur wilden Jagd nach dem Götzen Erfolg geworden. Wer da nicht seinen Mann stellt, wird einfach überrannt. Alle Kräfte Leibes und der Seele werden auf's Aeußerste angespannt; nicht selten rächt die Natur die Gewalt, die ihr angethan wird, indem sie den Dienst versagt. Krankheit, frühes Alter, un-

Klasse hat sich freilich mit den zahlreichen Sommerhotels in der Nähe, oder gar nur auf einen oder zwei Tage mit den Vergnügungsplätzen an den Wassern zu begnügen.

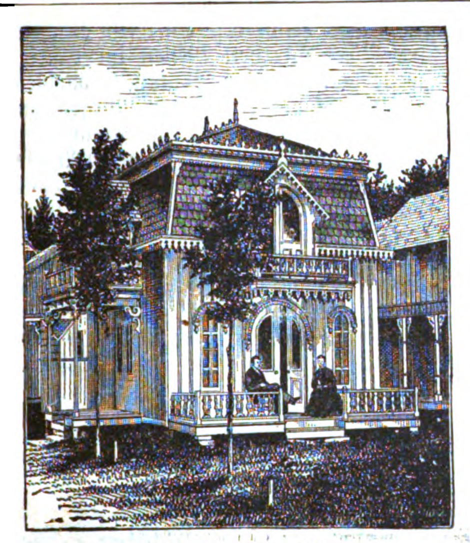
Aber all diese Plätze können den Christen, der seine Religion nicht mit seinem Winterrock abzustreifen im Stande ist, nicht befriedigen. Fleischeslust, Augenlust und Hoffart führen auf denselben das Regiment; Sabbathentheiligung, Spiel und Trunk fordern ihre Opfer. Auf gesegneten Lagerversammlungen, am Ufer des Oceans, in idyllischer Waldesruhe hieß es so oft: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen." Und in der That, warum nicht länger da verweilen? Warum sich nicht eine Stätte bereiten, wo die so nothwendige leibliche Erho-



lung mit geistlicher Erfrischung verbunden werden kann? Die Idee fand praktische Ausführung. Man bildete Gesellschaften, kaufte bequem gelegene Plätze, legte sie aus, machte dieselben durch eine Reihe moderner Einrichtungen so bequem als möglich, verlegte Lagerversammlungen und Sonntagschul-Conventionen dahin, baute hübsche Sommerhäuser und die christlichen Sommer-Erholungsplätze waren fertig und erfreuten sich bald großer Beliebtheit. So entstand „Ocean Grove“ mit seinem lieblichen „Wesley See“, seinen Sanddünen und dem majestätischen Wellenschlag der Atlantic; so „Marthas Weingarten“, das ähnliche Schönheiten aufzuweisen hat; so das idyllische „Round Lake“, Lake-Side und das Loveland-Lager.

„Aber ist nicht die Gefahr vorhanden, daß das Erholungsbedürfniß das geistliche Interesse absorbirt und das Ganze schließlich mehr auf eine Zerstreuung, denn auf geistliche Erfrischung hinausläuft?“ fragt der geneigte Leser besorgt. Wir wissen darauf keine bessere Antwort als: „Komm und siehe!“ Und dieses Mal lenken wir unser Angesicht dem lieblichen Round Lake zu, hat uns doch der Künstler zu diesem Zwecke mit hübschen Ansichten ausgestattet.

In lauschiger Waldesstille unter den majestätischen Riesen des Forstes, deren manche bis zu



Rev. B. J. Ives' Haus, Auburn.

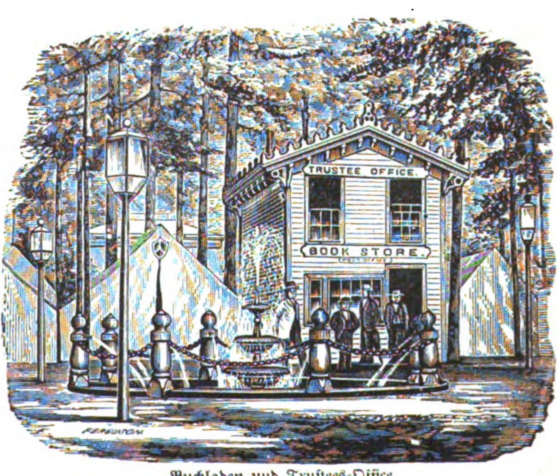
100 Fuß hoch sind und welche hier eine Mannigfaltigkeit zeigen, daß gegen dreißig Arten gezählt werden, schlagen wir dieses Mal unser Zelt auf. „Aber wo liegt denn Round Lake?" unterbricht der geneigte Leser unsere Betrachtung. Ein Blick auf die Karte enthüllt uns sofort seine günstige Lage als ein christlicher Erholungsplatz. An der großen Eisenbahn zwischen Albany und Saratoga gelegen, befindet es sich mitten in der Strömung der Vergnügungszügler des Sommers. Stellt die stark methodistische Bevölkerung der Umgegend zu den großen Lagerversammlungen schon ein ansehnliches Contigent, so sind die Verbindungslinien mit dem Innern des Staates New York, wie mit dem ganzen Neu England, ja selbst mit den großen Städten am Ocean so vortrefflicher Art, daß sich kein besserer Mittelpunkt für große Massenversammlungen, die sich aus allen Theilen des Landes rekrutiren, denken ließe.

Die New York Central Eisenbahn bringt uns direkt an das hübsche Depot, das hart am Waldessaum erbaut ist. Wenige Schritte weiter und wir befinden uns schon auf dem Grunde und nehmen von unserer Umgebung die ersten Eindrücke auf. Zur Linken befindet sich das von der Gesellschaft erbaute Hotel, das sich aus seiner mit grünem Rasen, Blumenbeeten und Buschwerk geschmückten Umgebung recht hübsch abhebt. Reinliche, bequeme Zimmer, ein guter Tisch und billige Preise machen es zu einem wünschenswerthen Sommeraufenthalt. Die breite Veranda ladet unter ihrem Schatten zu behaglicher Ruhe ein.

Doch wir gehen weiter und biegen in die Fletscher Avenue ein, wandeln zwischen rebenumrankten Sommerhäusern und Blumenbeeten, bis wir den Mittelpunkt der kleinen Waldstadt erreicht haben. „Fountain Square" bietet auf den ersten Blick ein gar liebliches Bild. Das weiße Wasserbecken, aus dessen Mitte ein Springbrunnen und von dessen Seiten acht Röhren beständig frisches Wasser sprudeln, erinnern an den krystallenen Strom, der auch hier in zahllosen Predigten von dem Worte des Lebens dem erfrischungsbedürftigen Herzen geöffnet ist. In Front des Springbrunnens, jenseits einem kleinen Park hoher Bäume, befindet sich die Trustees-Office und der Buchladen, gegenüber die große Eßhalle, die beiden Pfosten des Thores zu dem Lagergrunde bildend, das jederzeit während des Gottesdienstes geschlossen ist. „Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken und zu seinen Vorhöfen mit Lobpreisen!" steht treffend über dem Portale geschrieben.

Werfen wir einen allgemeinen Ueberblick über den Platz! Der Umfang desselben beträgt etwa eine Meile, der Flächeninhalt 200 Acker, die in über 1000 Bauplätze eingetheilt sind. Der größte Theil derselben ist bereits verkauft, und mehrere hundert Sommerhäuser auf denselben erbaut. Die Ausführung derselben zeigt nicht geringen Geschmack und ist auch besondere Sorgfalt auf die Ausschmückung der Umgebung verwendet. Grüne Wiesen und offene Plätze mit plätschernden Springbrunnen wechseln in wohlthuender Weise mit den Wohnungen ab.

Der Boden, grober, leichter Kies, ist besonders geeignet, den Platz von Fieber erzeugenden Einflüssen frei zu halten. Die äußerste Reinlichkeit und die gute Verwaltung hält die Uebel ferne, welche gewöhnlich mit der Anhäufung großer Menschenmassen auf einem engen Raume verbunden sind, dazu liegt derselbe 65 bis 80



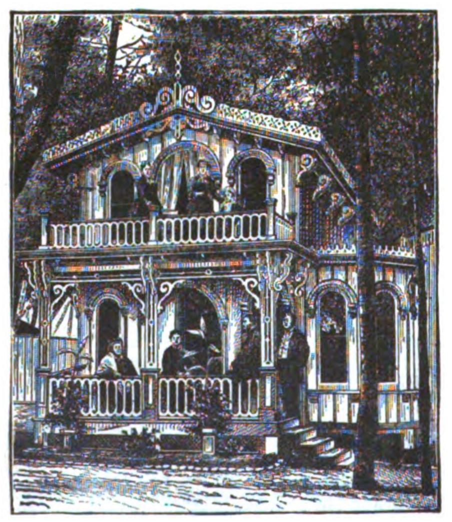
Buchladen und Trustees-Office.

Fuß über dem See erhöht und gewährt beständig frische reine Luft. Der eigentliche Lagergrund mit seinem Predigerstand, den Sitzen für



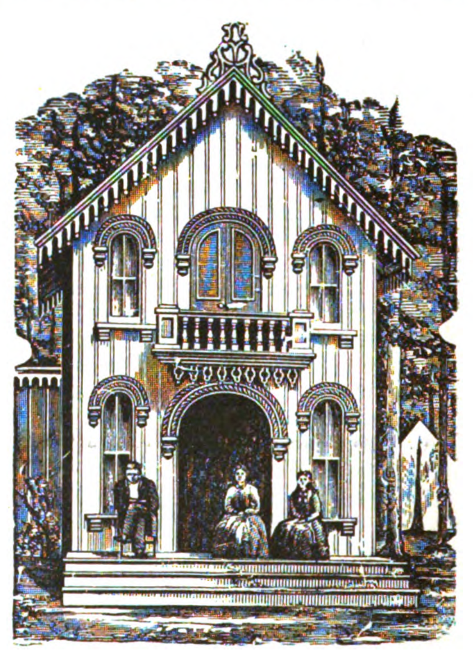
Superintendent J. D. Rodger's Haus.

die Zuhörer und einem doppelten Kreis von Zelten, welcher wiederum von Wesley Avenue und einem andern Kreis von Sommerhäusern umgeben ist, bietet ein malerisches Bild. Aber gerade außerhalb dieses Kreises fällt das Land gegen den See ab und hier an dem sonnigen Abhange befindet sich manche schöne Sommerheimath, nicht zu vergessen derjenigen unseres Kapitäns J. D. Rodgers, der als Superintendent des Platzes das ganze Jahr zur Stelle ist, um nach dem Rechten zu sehen.



Präsident Joseph Hillman's Haus.

Daß der See, selbst bei seiner sehr bescheidenen Größe von nur drei Meilen im Umkreise eine Quelle mannigfacher Vergnügen darbietet, ist selbstverständlich. In früher Morgenstunde eilt das geschäftige junge Volk nach dem kleinen Kristall See und pflückt die prächtigen Wasserlilien, welche den Tag über die Zimmer schmücken. Bootfahren und Fischen, bald Einzeln, bald in Gesellschaft, gewährt gesunde Unterhaltung; selbst ein Schwimmbad bietet Gelegenheit, sich in der nützlichen Kunst zu üben. Doch Round Lake hat auch seine Mineral-Quelle, die sich ganz in der Nähe des Hotels befindet. Dieselbe hat ihre eigene Geschichte. Da Round

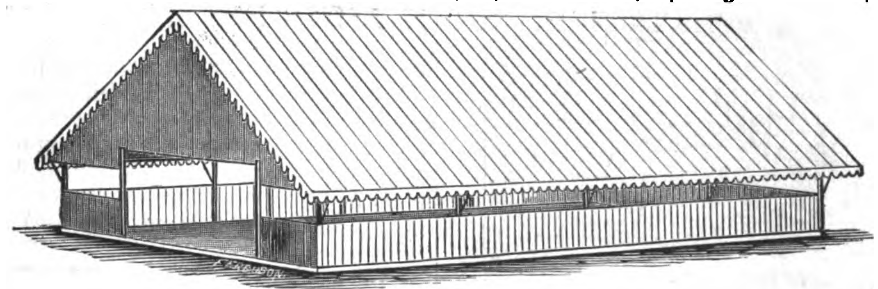


Haus der vorstehenden Beamten der Versammlung.

Lake mit Saratoga und Ballston in einer Linie liegt, kamen einige weise Häupter auf den Gedanken, daß in der Nähe möglicher Weise eine Heilquelle zu finden wäre. Ein Geolog untersuchte den Grund und erklärte, daß eine solche in einer Tiefe von 1200 Fuß zu finden sein müßte. Fünftausend Dollars wurden für den Zweck ausgesetzt und mit einer von Bischof Janes geleiteten religiösen Feierlichkeit wurden die Bohrarbeiten eröffnet. Man bohrte und bohrte, erreichte gutes Brunnen- und Schwefelwasser, aber kein Mineralwasser, bis in einer Tiefe von 1200 Fuß die $5000 aufgebraucht waren. Die Sache sah sehr trübe aus, doch die Trustees beschlossen noch $1000 zu wagen, und mit nahezu 1400 Fuß folgte die gewünschte Quelle dem Bohrer an die Oberfläche. Ein Dankfest wurde gefeiert und die weiteren Ein-

richtungen zur Benutzung der Quelle getroffen, welche sich als eine der wohlthätigsten der ganzen Gegend erwies.

Round Lake hat ebenfalls gleich dem berühmten Chautauqua seinen Palästina Park, nur in einem etwas größeren Maßstabe. In einer Länge von 500 Fuß und einer Breite von 250 Fuß haben wir das gelobte Land freilich in Miniatur vor uns. Welch prächtige Gelegenheit für Sonntagschul-Conventionen, sich im Anschauungsunterricht zu üben. Da wandeln wir in der That unter den Bergesgipfeln des Libanon, wir hören Fluch und Segen von Ebal und Garizim; wir überschreiten den Jordan und blicken in die trüben Wasser des todten Meeres. Der Bach Kidron, der Oelberg, Bethlehem, Cana, Capernaum, Nazareth vergegenwärtigen uns die heiligen Scenen aus dem Leben Jesu; und während wir von der Höhe des Karmels auf die Bai von Acre hinunter blicken, erscheint vor unsrem Geiste das Heer der Kreuzfahrer des Mittelalters. Aber wir dürfen das heilige Land nicht verlassen, ohne der heiligen Stadt einen Besuch abzustatten, die in einem Modell in dem Verhältniß von 1 Fuß zu 150 vor uns liegt. Ein Gerüst, welches dasselbe umgiebt, ermöglicht es uns „um Jerusalem zu gehen und seine Thürme zu zählen".



Tabernakel für Gebets-Versammlungen u. s. w.

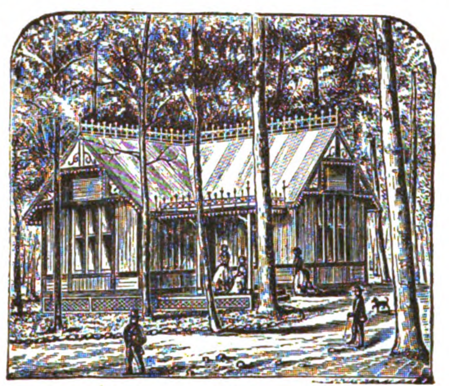
„Aber wie steht es mit den kirchlichen Gnadenmitteln? Wie wird das Reich Gottes in Round Lake gefördert?" fragt der geneigte Leser. Diese Frage zu beantworten, nehmen wir zuerst einen Sonntag, wo keine Lagerversammlung gehalten wird, und wo die Bürger der kleinen Waldstadt sich allein versammeln, den Herrn in seinem prächtigsten Tempel anzubeten. Vielleicht weckt die 6 Uhr Morgenglocke den langen Schläfer auf; aus dem Tabernakel ertönen die sanften Melodien der Lieder Zions und mischen sich mit dem Freudengezwitscher der Sänger des Waldes, die in ihrer Weise mit den Kindern Gottes ihren Schöpfer anbeten. Es folgt eine Versammlung, da das Volk Gottes den Herrn durch seine Zeugnisse preist. Dann ist Predigt-Gottesdienst, denn ein guter Mann Gottes ist stets hier, die Kanzel zu versehen. Die Jugend wird nicht vergessen; Kapitän Rodgers sammelt sie in der Sonntagschule; endlich wird der Tag geschlossen mit einem allgemeinen Danksagungs-Gottesdienst und die stille Heimkehrenden meinen in dem lauschigen Waldesdunkel, dem Rauschen der Zweige, dem süßen Blättergelispel und in den schmetternden Weisen der gefiederten Sänger auch das Zeugniß der Natur zu vernehmen: „Heut ist der Tag des Herrn!"

Doch Round Lake kennt auch noch andere Scenen. Wird man durch einen solchen eben geschilderten Sonntag an das Wort des Psalmisten erinnert: „Gott, man lobet dich in der Stille zu Zion!" so giebt es auch wiederum andere, wo das Lob des Herrn aus Tausenden von Menschenherzen zum Thron der Herrlichkeit



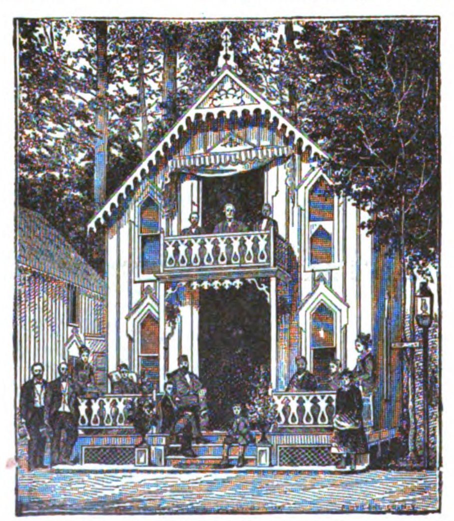
Zelt in Round Lake.

emporsteigend gleich dem Rauschen mächtiger Wasser durch den Wald dringt. Schon Wochen zuvor kündigt die Emsigkeit der Beamten der



J. W. Osborn's Haus, Albany.

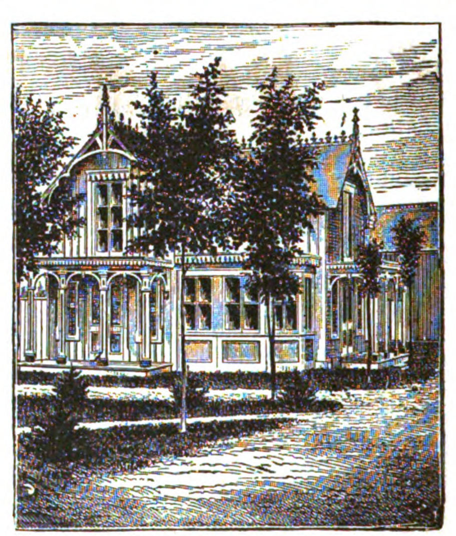
Gesellschaft die nahe Lagerversammlung an. Da wird gebaut, gehämmert, Zelte aufgeschlagen, Vorräthe herbeigeschafft; die Eisenbahn bringt in buntem Durcheinander Kisten, Koffer, Fässer, Betten, Möbel, Koch- und Eßgeschirr; immer zahlreicher stellen sich neue Ankömmlinge ein; das Hotel, Sommerhäuser und Zelte füllen sich an; in der großen Eßhalle herrscht ein buntbewegtes Treiben; endlich nimmt die Lagerversammlung ihren Anfang. In Schaaren kommen die Leute mit Fuhrwerken herbei; in den Gottesdiensten ist jeder Sitz besetzt; das Tabernakel für Gebetsversammlungen ist jeden Tag mehrere Male mit einer heilsbegierigen Menge



Dr. Benjamin King's Haus, N. Y.

angefüllt. Mächtig braust der Gesang durch den belebten Wald, und die Predigten — so verschieden nach Styl, Form und Ausarbeitung, wie nach der Vortragsweise, sie behandeln alle das alte und doch ewig neue Thema von des Menschen Schuld und von Gottes Liebe in Christo Jesu, die jede Schuld tilgt, jede Fessel löst und jeden Flecken reinigt. Die bekehrende und heiligende Kraft Gottes offenbart sich auch hier und die Massen gehen ihren Weg heim, freudig in dem Herrn.

Round Lake ist auch in geistlicher Hinsicht ein Erfolg. Der gesellschaftliche und gesundheitliche Zweck des Platzes durfte nie seine geistlichen in den Hintergrund drängen. Herrliche Zeiten hat der Platz gesehen. Es würde zu weit führen, einen Ueberblick über die wichtigsten Versammlungen, die hier gehalten worden sind, zu geben. Die bedeutendste war wohl die Lagerver-



A. Birch's Haus, Amsterdam.

sammlung zur Förderung wahrer Heiligung, die in 1873 gehalten wurde, bei der mehrere Male bei 20,000 Menschen gegenwärtig waren. In 1874 und 1875 präsidirte Bischof Janes über die beiden großen brüderlichen Versammlungen, wo die so lange getrennten Methodistenkirchen von Nord und Süd von Neuem lernten, „wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen.“ In 1877 war eine große Unions-Lagerversammlung, an der Christen aus allen Denominationen Antheil nahmen. Seit 1877 wird hier jedes Jahr eine große Sonntagschul-Convention gehalten. Wer kann den Einfluß ermessen, der von diesen Versammlungen auf die geistliche und moralische Entwicklung Tausender ausgeht. Uns haben dieselben längst zu der Ueberzeugung gebracht, daß auch diese modernen, christlichen Erholungsplätze ihre Aufgabe in der Geschichte des Reiches Gottes zu erfüllen haben.

Die Märtyrer im fernsten Westen.

Eine Erzählung aus der amerikanischen Missionsgeschichte.

Von W. Eßlinger in Walla-Walla, Washington Territorium.

VII.

Dr. Whitman war noch am Sonntag Abend nach Hause gekommen und obwohl sehr ermattet, machte er doch noch einmal die Runde bei den Kranken. Spät erst begab er sich zur Ruhe, um am Morgen gleich wieder der Kranken zu warten. Der Edle ahnte nur schwach, was im Anzug war. Bald kam ein Indianer und bat um einen Sarg, ein Leintuch und Whitman's Hülfe zur Beerdigung seines Kindes. Die Bitte wurde gewährt; Whitman ging, das Kind zu beerdigen. Nach einer Weile kam er ziemlich aufgeregt zurück und sagte: „Was soll das bedeuten? Nur ein einziger Indianer bei der Beerdigung, während die andern sich ringsum zusammenschaaren?“ Kurz nachher sah man Dr. Whitman und seine Gattin in Thränen im bangen Vorgefühl des Kommenden. Whitman sandte nach Nicholas Findley, einem Halbblut-Indianer, Angehöriger der Hudsons Bay Company, der nicht weit von der Mission seine Hütte hatte.

„Findley, ich vernehme die Indianer wollen mich und Herrn Spalding tödten. Weißt du etwas davon?“ fragte der Doktor.

„Nein, ich müßte das wissen, es ist keine Gefahr für Sie,“ antwortete das elende Geschöpf, während gerade in seiner eigenen Hütte die Häuptlinge zum blutigen Hochgericht versammelt waren und von dort aus auf das Zeichen zum Beginn des allgemeinen Gemetzels warteten. Whitman war wieder beruhigt.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir sehen, wer sich gerade auf der Mission befand. Whitman's Familie bestand damals aus zweiundzwanzig Personen: er selbst und Gattin; sieben Waisen mit dem Namen Sager, deren Eltern auf der Reise in der Wüste gestorben waren, drei Halbblut-Kinder, nemlich Helen Mar, die Tochter Manks, eine Tochter des Abenteurers Bridger und ein Halbblut spanischer Knabe, dessen Mutter ihn in einen Teich geworfen hatte, aus Rache, weil sie ihr spanischer Gatte hatte sitzen lassen und den nun Whitman erzogen hatte, Rogers, ein junger Missionar, ein junger Mann Namens Bewley und seine kranke Schwester, diese lag im obern Stock und ihr Bruder mit einem jungen Mann Names Sails ebenfalls im Schlafzimmer, Hoffmann aus New York, J. Stanfield, ein Canadier, Joe Lewis, ein katholischer Halbblut-Indianer von Maine, Spalding's Tochter Elisa und zwei Halbblut-Indianer von der Hudson Bay Company in der Schule.

Nebstdem befand sich noch eine Anzahl Familien, Emigranten, auf der Mission, welche durch das ungünstige Wetter auf ihrer Weiterreise nach dem Willamette Thal gehindert waren: Hall und Frau und fünf Kinder von Illinois, Young und Frau und drei erwachsene Söhne von Missouri, Smith und Weib und fünf Kinder von Illinois, älteste Tochter sechszehn Jahre alt, Canfield und Weib und fünf Kinder von Iowa, älteste Tochter sechszehn, Kimball und Frau und fünf Kinder von Indiana, eine Tochter von sechzehn, Sannders und Frau und fünf Kinder von Iowa, eine Tochter von vierzehn, Frau Hays und Kind, March und Tochter und Gill, ein Schneider. Dann befand sich noch im sog. „Indian Room“ Herr Osborne mit einer kranken Frau und drei kranken Kindern. Das sind die Personen, welche sich zur Zeit auf der Mission befanden, theils in der Sägmühle, theils in der Schmiede-Werkstatt, theils im Wohnhaus, theils in einem größeren Gebäude.

Die Zahl der Indianer mehrte sich von Augenblick zu Augenblick, immer näher kamen sie heran, bis nach und nach die Mission überall wie von Wachen umstellt war. Und trotz alledem redeten die guten Leute auf der Mission sich ein, das Schlachten eines Ochsen im Hofe müsse wohl der Grund des Zusammenlaufes sein, denn das zog immer die Neugierigen zusammen. Eben wurde an der Küchenthüre geklopft. Whitman ging hinaus und fand einen Indianer, der nach Medicin verlangte. Er reichte sie ihm und kam wieder zurück ins Wohnzimmer, wo seine Frau und drei eben von den Masern genesende Kinder sich befanden. Frau Osborne, die zum ersten Mal seit Wochen das Bett verlassen hatte, saß im „Indian Room“, eines ihrer Kleinen auf dem Schooß. Jetzt wankte sie mit dem Kinde in das Wohnzimmer, wo Whitman saß und las. Einige berichten, er habe eben in der Bibel gelesen.

Eben hatte der Nachmittagsunterricht begonnen. Herr Sannders stand der Schule vor. Hall war auf der Jagd. John Sager, ein starker junger Mann, lag in der Küche krank. Um Gill, den Schneider, standen vier Indianer, die unter ihrem Teppich, der ihnen gewöhnlich als Mantel dient, ihre Waffen verborgen hatten, um auf ein Zeichen von Joe Lewis sogleich

an das blutige Werk zu gehen. Hoffmann, Kimball und Canfield waren im Hof zwischen der Schmiedewerkstätte und der Mühle mit Schlachten beschäftigt. Um sie standen Indianer mit verborgenen Waffen. Ueberall waren die Indianer, auf das Zeichen von Joe Lewis harrend.

Bald nach jenem ersten klopfte ein zweiter Indianer an der Küchenthüre und verlangte Arznei. Whitman war eben mit der Zubereitung beschäftigt, als Tomahas, „der Mörder", hinter ihn trat mit einem Tomahawk (Schlachtbeil), während der andere Indianer Whitmans Aufmerksamkeit zu fesseln suchte. In diesem Augenblick trat ein Indianer in die Thür zum Wohnzimmer und wechselte in seiner Muttersprache mit Frau Whitman einige Worte, worauf diese hastig die Thüre zuschlug und die Hände ringend ausrief: „O mein Gott, diese Indianer!"

Jetzt ertönten plötzlich Schüsse von allen Seiten und wildes Geschrei erhob sich, das sich mit dem Röcheln der Gemordeten vermischte. Kaum war das Zeichen gegeben, als Tomahas seinen Tomahawk mit einem wuchtigen Streich in Dr. Whitmans Kopf begrub, daß dieser bewußtlos zu Boden sank. Eben begann das schauderhafte Gemetzel von allen Seiten. Entsetzlich klang das wilde Geheul und teuflische Gelächter. Kaum hatte Tomahas Dr. Whitman niedergeschlagen, als er ausrief: „Ich habe meinen Vater erschlagen." Dann setzte er seinen Fuß auf Whitmans Haupt, um seinen Tomahawk herauszuzerren, so tief war derselbe eingegraben. Der junge Sager stürzte auf den Mörder los und wollte schießen, als er todt niederstürzte. Da erhielt auch Whitman, der eben laut stöhnte, einen zweiten Schlag, die Rippen wurden ihm eingestoßen und der ganze Körper verunstaltet. Jetzt lag er wie leblos am Boden.

Näher und näher kam von außen der Lärm. Ringsum Stöhnen, Todesröcheln und höllischer Lärm. Man konnte die Tomahawks ihre schreckliche Arbeit verrichten hören. Frau Whitman kam zu ihrem im Blute liegenden Gatten in die Küche. Sie schleppen die leblose Gestalt auf ein Sopha und ziehen dasselbe in das Wohnzimmer. Die Tochter Bridgers lag im Blute, war aber nicht verwundet, wie sich am andern Tag herausstellte. Hall war bestrebt, Frau Whitman zu unterstützen, entfloh aber später in das größere Gebäude, da er nichts als sein Leben retten konnte. Frau Whitman kniete bei ihrem Gatten und suchte ihn zu verbinden. „Mein Gatte, mein Theurer, kennst du mich?" fragte das arme Weib. Aber er hatte sein letztes Wort gesprochen, eben entfloh die befreite Seele der blutigen Hülle und das schwergeprüfte Weib rief aus: „Mein Gott, dein Wille geschehe; ich bin eine Wittwe; daß meine Eltern diesen Jammer nie vernähmen!"

Um das Haus und in demselben war es stiller geworden. Draußen nahm das Gemetzel seinen Fortgang. Die Thüren wurden so gut als möglich verrammelt. Im Hofe wird gekämpft und gemordet. Eben werden gerade unter dem Fenster des Wohnzimmers zwei der Freunde erschlagen. Frau Whitman sieht Joe Lewis als den Mörder und ruft durch's Fenster: „Bist du der Anführer von all diesem, Joe?" als eben die Scheiben in Splitter flogen und ihr eine Kugel in die Brust drang. Sie sank in Ohnmacht, erholte sich aber wieder. Es war eine ganze Anzahl Verwundeter und Verschonter im Zimmer.

Der Lärm der Mörder kam wieder näher. Schon umringten sie das Haus und forderten Einlaß. Die Thüren wurden gesprengt und alles flüchtete nach oben, wo sich jetzt Frau Whitman, Fräulein Bewley, Frau Hays, Catharine Sager, Herr Rogers und Herr Kimball und 3 kranke Kinder befanden. Die Wilden drangen unten ein und zerfleischten das leblose Antlitz Whitmans. Dann wurde die Treppenthüre nach oben zertrümmert und der Häuptling Telankaikt gebot den Geängstigten, herunter zu kommen. Von allen Seiten wurde gerufen, das Haus werde angezündet und sie alle verbrannt, wenn sie nicht herunter kämen. Frau Whitman forderte den Häuptling auf, hinauf zu kommen. Dazu war er aber nicht zu bringen. Droben wimmerten fast alle in Todesängsten, während die edle Missionarsfrau sie auf den Erlöser wies. Die Indianer hatten unten Spalier gebildet in der Erwartung, die Armen zu ermorden, sobald sie aus dem Hause treten. Die Schulkinder waren alle in die Küche gesperrt und der Lehrer bereits getödtet.

Endlich entschlossen sich die oben, herunter zu kommen, in der Erwartung, beschützt und in das größere Gebäude geführt zu werden. Rogers und Frau Whitman gingen voraus. Frl. Bewley folgte, die andern blieben oben. Als die arme Gattin das verunstaltete Antlitz ihres Mannes erblickte, sank sie in Ohnmacht. In der Meinung, die Uebrigen sollten gerettet werden, suchte man sie zu Kräften zu bringen. Eben schritten Fräulein Bewley und Herr Rogers der Küchenthüre zu über den Leichnam John Sagers weg, dem die Kannibalen den Kopf abgehauen — als Schüsse krachten und alle bis auf Fräulein Bewley niederstürzten. Letztere war nur durch eine Kugel an den Fingern und Kleidern leicht berührt worden. Rogers hauchte sterbend: „Komm, Herr Jesu, komm bald!" und er war nicht mehr. Frau Whitman befahl sterbend ihre zum zweiten Mal verwaisten Kinder ihrem Schöpfer an. Bald hatte auch sie, tödt-

lich verwundet, ihre edle Seele ausgehaucht. Ueber dem Haupte des Fräuleins Bewley sausten die Kugeln hinweg und wurden Tomahawks geschwungen. Als sie aufhörte zu rufen, wurde sie in das große Gebäude geführt, um nur einem traurigeren Schicksal entgegen zu gehen.

Jetzt begannen die nackten, teuflisch bemalten Indianer ihr barbarisches Spiel mit den Kindern und Mädchen. Erst wurden sie alle in ein Zimmer gebracht, die Läufe der Gewehre ihnen vor's Gesicht gehalten und Keulen über ihrem Haupte geschwungen. Die Unmenschen labten sich mit lautem Gelächter an dem Schrecken. Sie ergriffen Hände voll Blut, bestrichen sich und ihre Waffen damit, warfen es in die Luft und lachten und heulten ihre Kriegslieder. Ringsum tanzten die Indianerweiber, sangen ihre wilden Gesänge und schwangen ihre Keulen, als verlangten sie ihren Theil an dem Gemetzel. Die schreckliche Scene schien ihnen ein längst ersehntes Fest. Welch schauerlichen Anblick bot jetzt die Mission! Da und dort lagen verstümmelte Leichname, dazwischen ein Verwundeter in seinen brennenden Qualen, lange umsonst nach dem Tode rufend. Ah! das war mitunter ein langsames, fürchterliches Sterben.

Kimball lag verwundet oben im Wohnhaus und schrie fast wahnsinnig vor Durst nach Wasser. Niemand konnte es ihm reichen. Endlich raffte er sich auf mit den Worten: „Und ich muß Wasser haben, ob ich's gleich mit dem Leben bezahle." Er schleppte sich hinunter und an den Bach. Ein freundlich gesinnter Indianer wollte ihn verstecken. Bald aber wollte er aus unbekannten Gründen ins Haus zurückkehren und wurde ermordet.

Die Kinder und Mädchen wurden herausgeführt und nun begann ein Treiben, das zu beschreiben meine Feder sich sträubt. Nicht einmal die Kindheit schützte vor der Grausamkeit. Die höllischen Leidenschaften der Barbaren hielten ihr Fest und das Messer wurde oft angewandt. Dann wurden die älteren Mädchen in die Hütten der Kannibalen geschleppt, um einem Schicksal anheimzufallen, das schlimmer ist als der Tod durch Mördershand.

Die im Wohnhaus im obern Stock sich verborgen hielten, wagten sich nicht herunter. Einige Tage später wurde Herr Bewley ermordet, während seine Schwester bereits einem elenden Schicksal entgegen gegangen war.

Am Tage nach der fürchterlichen Tragödie kam der römische General-Vikar auf die Mission. Was ihn dorthin getrieben hat, steht nicht fest.

Die Priester blieben ungefährdet, wurden sogar in Schutz genommen. Der elende Joe Lewis aber wurde beschützt, wie noch kein amerikanischer Bürger. Lange noch währte auf der Station die traurige Scene, bis die Märtyrer in eine Grube geworfen wurden, als sie schon zu modern begannen. Die armen Zurückgebliebenen mußten an dem traurigen Geschäft mithelfen. Aeltere Frauen wurden gezwungen, den Indianern als Sklavinnen zu dienen. Die Waarenlager wurden beraubt, die Häuser niedergebrannt und alles zerstört. Und von der einst segensreichen Mission waren nur noch Trümmer und Grabhügel zu sehen.

So endete Dr. Marcus Whitman, der Mann, der mehr gethan hat für Oregon, als irgend ein anderer und sich selbstlos opferte. Er war lange Jahre ein Freund und Berather der Emigranten gewesen, hatte manche Thräne getrocknet und manches Herz getröstet. Oede liegt heute noch sein Grab. Möge die Zeit nicht mehr ferne sein, wo das projektirte Monument auf dem Hügel neben dem Grabe ragt und mancher Wanderer dabei stille steht und des Helden gedenkt, der da ruht von seiner Arbeit. Möge sein Grab noch Manche himmelwärts weisen, wie er und seine edle Gattin es im Leben gethan.

Whitman's Tod hat mehr für Oregon gethan als sein Leben. Jene traurige Scene auf der Mission bestimmte den Congreß, gegen Oregon seine Pflicht zu erfüllen.

Ruhe sanft, Oregon's größter Mann; deine Werke folgen dir nach!

Eine Locke des goldenen Haares der Frau Whitman ist noch jetzt unter den alten Dokumenten des Staates Oregon in Salem zu sehen.

VIII.

Wir hatten früher bemerkt, daß ein gewisser Hall der Frau Whitman zu Hülfe geeilt war, aber der feindlichen Uebermacht weichen mußte. Von dem Giebel des großen Gebäudes aus übersah er die gräßliche Scene und suchte so bald als möglich seine Flucht zu bewerkstelligen. Es gelang ihm, bei einbrechender Dunkelheit ungesehen zu entfliehen und er war der erste, der nach Fort Walla-Walla gelangte, die Trauerkunde zu überbringen und ein Unterkommen zu erbitten. Der damalige Befehlshaber aber, McBeau, verweigerte ihm den Eintritt. Hall bat, aber seine Bitten rührten den steinharten McBeau nicht. Endlich wurde Hall über den Columbia gesetzt und Niemand weiß, was aus ihm geworden ist. Man vermuthet, daß ihn die Indianer sogleich ermordet haben. Im Fort befanden sich mehrere katholische Geistliche. Und trotzdem kein Mitleid.

Die schon früher erwähnte Familie Osborne hatte sich gleich in den ersten Augenblicken des Gemetzels unter den Fußboden geflüchtet. Das Haus war nicht lange vorher — ist es nicht ein Akt der Vorsehung? — vom Boden erhöht worden und bot somit unten einen Schlupfwinkel. Die Frau hob eine Diele auf und die ganze

Familie schlüpfte hinunter und ließen die Diele wieder zufallen. Dort hörten sie alles, was außen vorging, das Stöhnen der Sterbenden und das Geheul der Mörder. Fünf Minuten später hörten sie die Barbaren im Hause. Mitunter konnten sie ganz deutlich die Stimmen unterscheiden. So verbrachten sie schreckliche Stunden, bis die Nacht hereinbrach.

Jetzt wagte sich Osborne hervor. Rings war alles still geworden. Er nahm einige wenige Sachen mit, welche er zusammenraffen konnte und entfloh, die kleinsten Kinder in den Armen, während seine Gattin mit dem ältesten an der Hand mühsam sich nachschleppte. Die älteste Tochter hatte einen Becher und ein Stück Teppich mitgeschleppt, die nachher gute Dienste leisten sollten. Unbemerkt gelangte er mit der Familie an den Bach und hatte denselben fünfmal brusttief zu durchkreuzen, bis seine ganze Familie am andern Ufer war.

Mühsam schleppten sie sich in der Dunkelheit, in welcher man kaum die Hand vor dem Gesicht sehen konnte, westlich weiter. Endlich sank die ohnehin kranke Frau ohnmächtig zusammen. Wieder raffte sie sich auf und wieder verließen sie ihre Kräfte. Osborne kniete nieder und befahl seine und der Seinen Seelen in des Schöpfers Hand. Von der Ferne hörten sie das Geheul der Hunde und das Gebrüll der spanischen Kühe, welche durch den Geruch des Blutes wie rasend geworden waren. Nur wenige Meilen waren die Flüchtlinge gekommen, als der Tag graute und sie sich in dem Gebüsch verborgen halten mußten. Die entsetzliche Angst dieses Tages war unbeschreiblich. Jedes kleine Geräusch ließ sie einen Mörder vermuthen, der auf ihrer Spur sei. Als es Nacht wurde, setzten sie die mühsame Wanderung fort.

Die Füße wurden wund, die Hände waren voller Dornen, aber die Armen achteten es kaum in ihrer Angst. Wiederholt hatte die zum Tode ermattete Frau ihren Gatten gebeten, sie zurückzulassen und allein weiterzugehen. Aber Osborne konnte nicht. Wieder versuchten sie die Wanderung fortzusetzen. Ringsum heulten die Wölfe und über ihren Häuptern und über dem Gebüsch krächzten die Raben. Es war eine schauderhafte Nacht. Noch waren sie nicht weit gekommen, als wieder der Tag anbrach. War die Nacht schrecklich, so war es der Tag noch mehr. Jeden Augenblick konnten sie entdeckt und ermordet werden. Osborne stieg auf einen Baum, sah aber nur Indianer. Hunger und Kälte nagten an den Armen und weit und breit keine Zuflucht.

Wieder wurde es Abend, aber die arme Frau konnte unmöglich weiter. Sie bat ihren Gatten, sie doch zu lassen und allein nach Walla-Walla zu gehen und Hilfe zu bringen. Aber wie konnte der arme Mann die Seinen so zurücklassen? Doch keine andere Aussicht war vorhanden. Das arme Weib beschwor ihn, es sei seine Pflicht. Endlich nach hartem Kampf mit seinen zarten Gefühlen entschloß er sich zu gehen. Er kniete nieder und befahl sich und die Seinen in Gottes Hand. Er betete in der Weise eines alten ernsten Presbyterianers. Auch seine Gattin sandte mit zitternder Stimme ein Gebet zum Gnadenthron empor. Noch eine letzte Umarmung und der Vater schied zerrissenen Herzens, das jüngste Kind auf dem Arm, von den Uebrigen.

Langsam verhallten seine Schritte in der Ferne und die geprüfte Mutter seufzte unter Schluchzen: „Vielleicht sehen wir ihn nie wieder!" In Frost und Hunger mußten sie auf ihrem Platz verharren.

Es war am Morgen sehr frühe, als Osborne mit dem Kind bei Fort Walla-Walla anlangte. Er klopfte und McBeau fragte ihn nach seinem Begehr. Dieser erklärte kurzweg mit steinernem Herzen, er werde ihn nicht einlassen, auch dürfe er seine Familie nicht bringen. Wenn er es doch thue, werde er ihn über den Columbia setzen. Osborne bat, aber seine Bitten fanden taube Ohren. Alles, alles wurde dem armen Mann verweigert.

Zu gleicher Zeit befand sich ein Maler auf dem Fort, der endlich Osborne seine Pferde und etwas zu essen gab, wovon dieser das Meiste für die Zurückgelassenen aufbewahrte, die seit jenem Schreckenstage nichts mehr zu essen gehabt hatten. Jetzt erst verstand sich McBeau dazu, Osborne einen Indianer-Führer mitzugeben, der sich nachher als sehr zuverlässig erwies. McBeau aber verbot Osborne auf's Entschiedenste, wieder zurückzukehren und gebot dem Führer, ihn mit seiner Familie nach Umatilla zu bringen. Das herzlose Ungeheuer!

Osborne schlug mit seinem Führer die Richtung ein, wo er die Seinen wieder zu finden hoffte. Während des bangen Suchens kam er so nahe einem Indianerdorf, daß er die Hunde bellen hörte. Lange suchten sie vergeblich. Schon wollte der schwergeprüfte Gatte und Vater verzweifelnd die Hoffnung aufgeben. Er rief oft und oft den ihm so theuren Namen, endlich antwortete eine matte Stimme. Eben in diesem Moment hatte der Indianer die Gesuchten entdeckt und rief ihnen, die rechte Hand emporgehoben, zu: „Hajah Clattawoh!" („beeilet euch!"). Frau Osborne war halbtodt und die Kinder dem Erfrieren nahe. So schnell als möglich wurden alle auf Pferde gesetzt und dann ging es in möglichster Eile weiter.

Zunächst hatten sie gerade zwischen zwei Indianer-Lagern zu passiren. Wie ein Wunder mußte es ihnen erscheinen, daß nicht einmal ein Hund bellte. Der geringste Lärm und sie wären

unrettbar des Todes gewesen. Bald nachher mußten sie zum zweiten Mal den Fluß durchschreiten. Um ein Geringes und Frau Osborne wäre durch die Wellen fortgerissen worden. Bald lag die Hudsons Bay Farm und dann die sogenannte „French Farm" vor ihnen.

Auf der ersteren fanden sie nur einen Franzosen und einen Indianer. Ersterer machte sogleich ein Feuer und brachte Milch. Wahrlich dieser Erquickung bedurften die Armen nach so langer Entbehrung. Aber auch der Franzose erklärte, er könne sie nicht bei sich behalten, wenn er nicht sein eigenes Leben riskiren wolle.

„Was wollen Sie jetzt thun?" fragte er weiter mit Theilnahme.

„Werde nach Umatilla zu kommen suchen," antwortete Osborne.

„Lassen Sie sich warnen, thun Sie's nicht."

„Was bleibt mir übrig? McBeau verweigert mir den Eintritt."

„Verlangen Sie als amerikanischer Bürger Schutz. Es ist seine Pflicht."

Wohl oder übel mußten sie weiter und schlugen zunächst die Richtung nach Umatilla ein. Bald kam ein Sumpf, den sie nur mit vieler Mühe überschreiten konnten. Kaum waren sie wieder auf dem Trockenen, als Frau Osborne nicht sehr entfernt einen Indianer bemerkte, der sie schon lange aufmerksam beobachtet hatte. Plötzlich stürmte er heran und umkreiste sie einige Male. Dann zog er eine Pistole und zielte auf Osborne. Der Führer sprach lange mit ihm und aus ihren Bewegungen konnte man herausnehmen, daß nicht zu spassen war.

Zuletzt schien der Führer zu sagen: „Eine brave That, einen kranken hilflosen Mann zu ermorden. Schäm' dich!"

Osborne wußte, daß es ihm ein Zeichen der Sicherheit sei, wenn der Indianer Tabacк von ihm annehme. Er bot ihm daher welchen an und wurde nicht zurückgewiesen. Der Führer aber bedeutete ihm, daß Gefahr sei. Lange Zeit noch folgte der Indianer und beobachtete Osborne immer von der Seite. Nach und nach ritt er langsamer, bis er endlich ein lautes Gelächter anschlug und zurücksprengte.

Der Weg führte über die Berge. Hier war es ganz besonders gefährlich. Eben waren sie in einem Hohlweg, als der Führer sie schleunigst abseits führte. Kaum waren sie verborgen, als sie schon einen Haufen Indianer passiren hörten. Es waren Verfolger, welche ihnen jedenfalls auf der Spur waren. Ganz vorsichtig gingen sie vorwärts und in der Dämmerung gewahrten sie das Lager der Feinde. Ein nicht geringer Schrecken bemächtigte sich ihrer. Leise ritten sie vorüber und wiederholt flüsterte ihnen ihr Führer zu: „Clos Uänetsch" (recht vorsichtig). Auch diesmal hatte sie die Vorsehung gerettet. — Frau Osborne konnte sich nicht mehr selbst auf dem Pferde halten. Ihre Kräfte schwanden. Die gefährlichsten Umstände bestimmten sie, sich gegen die Weiterreise nach Umatilla zu sträuben.

„Wenn ich doch sterben muß, so kann das ebenso gut vor dem Thor des Forts geschehen. Ich gehe nicht weiter."

So blieb eben nichts anderes übrig, als wieder nach Walla-Walla zu gehen. Sie kehrten um und gelangten endlich bei dem Fort an. Osborne klopfte und als McBeau ihn erkannte, weigerte er die Aufnahme. Es schien, als ob alles Bitten nichts nützen sollte.

„Als amerikanischer Bürger verlange ich Aufnahme," appellirte jetzt Osborne.

Zögernd antwortete McBeau: „Nun, ich muß Sie wohl hereinlassen," und der Schlagbaum öffnete sich und die Flüchtlinge traten ein.

Kaum hatte sich der Schlagbaum eine halbe Stunde hinter ihnen geschlossen, als die Verfolger außen erschienen und nach ihren Opfern riefen. Eine Zeitlang trieben sie sich außen herum, bis sie sich endlich entfernten.

McBeau wies den Erschöpften ein geheimes Zimmer an. Bald kamen zwei „Squaws" und machten Feuer und kochten etwas. So verbrachten sie in der Verborgenheit ihre Stunden. Auf die Bitte um Bettdecken erwiderte McBeau, er habe keine zu verschenken, würde aber aus dem Lager welche verkaufen. Osborne erklärte, er habe alles verloren, wolle aber McBeau versprechen, später redlich zu bezahlen, wenn das genüge. Endlich erhielt er dürftige Decken. — Der früher schon erwähnte Häuptling Stickas besuchte die Armen und zeigte herzliches Mitleid. Er nahm seine Mütze vom Haupte und schenkte sie Osborne und der kranken Frau gab er ein Taschentuch. Sie waren natürlich fast des Nothwendigsten entblößt. — Hier hatte die Familie zu verharren, bis endlich Hilfe kam und sie befreite.

Es bliebe uns nun noch übrig, einen kurzen Blick auf die Schicksale der Andern zu werfen. Vierzehn waren im Ganzen ermordet worden. Der Uebrigen aber wartete größtentheils ein nicht minder trauriges Schicksal. Die Mädchen wurden von den Barbaren als Frauen abgeführt, Fräulein Kimball von dem Mörder ihres eigenen Vaters, jenes Mannes, der fast wahnsinnig vor Durst sich zum Bach geschleppt hatte.

Canfield war es gelungen zu entfliehen, trotzdem ihn ein Canadier, dem er mit der Bitte, ihm ein Pferd zu bringen, eine Uhr gegeben hatte, im Stich gelassen hatte. Er war der erste, der Ladwai erreichte und Frau Spalding die schreckliche Botschaft überbrachte. Diese Frau zeigte in dieser Katastrophe eine seltene Geistesgegenwart und fand auf ihre Bitten Schutz bei

den Nez Perces, obgleich die Missionsstation selbst aufgehoben ward.

Fräulein Bewley war in das Zelt des Häuptlings „Five Crows“ nach Umatilla geschleppt worden. Jeden Morgen erschien sie händeringend vor der Thür des General-Vikars und des Bischofs, wurde aber immer wieder herzlos zurückgewiesen, um an jedem Abend wieder in das höllische Zelt geschleppt zu werden.

Lange, lange Wochen wurden die armen Opfer so gequält, bis endlich Ogden mit einer kleinen Truppenmacht anrückte. Wahrlich, es war eine lange Zeit des Harrens, bis endlich die ersehnte Hilfe auf dem Schauplatz anlangte. Sobald die schreckliche Nachricht an die Ansiedler in Oregon gelangte, bot Jeder alle Kräfte auf, um schleunige Hülfe zu bringen und die Grausamen zu bestrafen.

Die Hudsons Bay Company half die Gefangenen loskaufen, noch ehe es zu ernstlichen Reibereien zwischen dem Militär und den Indianern kam. Mit dem Missionswerk aber hatte es ein Ende. Lange Jahre selbstverleugnender Arbeit war so mit einem Mal zerstört. Alle Missionare mußten ihre Posten verlassen, bis auf Spalding, dem es mit der Hilfe Gottes gelang, die Nez Perces wieder zu beruhigen und sein Wirken fortzusetzen.

* * *

Für Oregon aber brachte die schreckliche Scene eine bessere Zeit herbei. **Aus dem Blute der Märtyrer entkeimte der Segen des künftigen Staates.** Jetzt war die geeignete Zeit gekommen, die Appellation an den scheinbar so schwerhörigen Congreß zu erneuern. Joe Meek wurde nach Washington gesandt und Applegate nach Californien.

Englands Herrschaft hatte für Oregon ihr Ende erreicht und einer der reichsten Staaten wurde der großen Union einverleibt.

Von den barbarischen Mördern lebt heute keiner mehr. Sie wurden theils erhängt, theils fanden sie sonst ein elendes Ende. Das Strafgericht Gottes ereilte die Frevler, denn vor seinem Arm kann Niemand entfliehen.

Ueber den Gräbern und um dieselben wohnt der Frieden. Nur die Lokomotive schnaubt dann und wann in der Nähe vorüber. Zuweilen kommen Wanderer einzeln oder paarweise und betrachten andachtsvoll die verwahrloste Ruhestätte. Und stiehlt sich mitunter eine Thräne aus den Wimpern eines Wanderers, wahrlich, so ist sie nicht Unwürdigen geweiht. Ich vergesse nie den Eindruck, welchen die Stätte damals auf mich gemacht und die Bilder, die vor meiner Seele vorüberzogen. Bewahre auch du, lieber Leser, ein freundliches Andenken den „**Helden im Westen**“.

Warten.



Wir sind ein rastloses, eiliges, ungeduldiges Volk geworden! Man nennt unsere Zeit gern eine Zeit des Fortschritts, und es scheint, als müsse es immer im Sturmschritt gehen, sonst verliert man die Laune, wird verdrießlich und ärgerlich, ja, als sei die ganze große Menschheit eine einzige ungeheure Maschine, welche vom Dampf, der Elektrizität oder dem Luftdruck mit rasender Geschwindigkeit getrieben wird, an der alle Menschen Räder sind, die sich mit Blitzesschnelle drehen. — Was früher geschickte Hand, geübtes Auge, geschulter Griff in Stunden wirkten, das macht der Dampf jetzt in Minuten fertig. — Nun, es ist gut, daß uns der Menschengeist mit so vielen Erfindungen beschenkt hat; sie bringen manchen Nutzen. Aber — verlieren wir nicht nach und nach etwas, das weit kostbarer ist, als alle Dampfmaschinen der Welt? Haben nicht die Millionen Räder, die sich summend drehen, die viel tausend eisernen Arme, die der Menschen Arbeit verrichten müssen, einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt auf den Menschengeist und das **Menschenherz**? **Wir verlernen das Warten!** Unser Geist wird selbst zu einer Maschine, die alles mit Blitzesschnelle thun und ausführen will. Wir pilgern nicht mehr mit dem Wanderstab in der Hand, wir marschiren im Sturmschritt. Alles muß im schnellsten Tempo geschehen; nur kein Aufenthalt! Nur kein **Warten**!

Jeder von uns hat seine Pläne und Hoffnungen. Heute gehen sie nicht in Erfüllung, morgen auch nicht — und wir wenden uns erbittert ab voll Ungeduld und Murren; nicht bloß im Irdischen, auch im Geistlichen ist es so. Auch da hat jeder von uns seine Arbeiten und Pflichten und darum auch seine Erwartungen. — Jemand, der unserm Herzen nahe steht, will von Gott und vom Heiland nichts wissen. Wir arbeiten an ihm unter Gebet und Flehen, —

scheinbar ohne Erfolg. Flugs sind wir müde geworden, ziehen die Hand ab vom Pfluge, und das ungeduldige Herz murrt: Es ist vergebens! Könnten wir nur warten! Wie manchem Pastor ist's schon so gegangen! Treu hat er seines Herrn Wort verkündigt und sein Werk getrieben. Eifrig hat er mit voller Hand den guten Samen ausgestreut. Und doch sieht er keine reifenden Aehren; alles Arbeiten scheint umsonst. Leicht, gar leicht ziehen Mißmuth und Gereiztheit in's Herz und setzen sich mit dem bösen Geist der Ungeduld zu Tische.

Jedes Menschenherz möchte glücklich sein und im Sonnenschein leben. Und doch ziehen so viele Gewitterwolken am Himmel empor; doch werden so viele Hoffnungen zu Schanden; doch fallen so manche schönen Pläne vor dem Auge in Trümmer. Wird nicht endlich einmal ein heller Himmel lachen? Wird das Unglück mich denn immer wie ein dichter Nebel umfangen? Wird das Elend nimmer schwinden? So spricht das Herz, das arme, ungeduldige Herz. Warten, lieber Christ, nur geduldig und gläubig warten!

In meiner Kindheit gab man mir ein Samenkorn, aus dem eine wundervoll schöne Blume ersprießen würde. Jubelnd wurde es in den Boden gebettet. Am nächsten Tage stürmte ich zum Beet, und groß war die Enttäuschung, als noch keine Spur der Blume vorhanden war. Und als am dritten Tage noch immer sich kein Blättchen zeigte, grub ich das Körnlein wieder aus, um nachzusehen, warum es nicht wachse. Und so geht's den Erwachsenen und Alten auch gar oft. Heute säen wir den Samen — morgen gehen wir mit der Sichel auf's Feld, um zu ernten. Wenn wir doch warten könnten!

In einem kleinen Dorfe wohnte eine Wittwe, deren Sohn in die Welt gegangen und verschollen war. Keine Kunde gelangte zur schmerzlich harrenden Mutter. In ihrem Herzen aber hatte sie die Hoffnung: „Vielleicht kommt doch einmal ein Brief von ihm!" Und so ging sie täglich zur Post und fragte nach: „Meinem Briefe". Die Jahre schwanden dahin und streuten langsam die Flocken auf der Alten Haar. Die Stirn war schon längst gefurcht und der Rücken gebeugt, aber jeden Tag, wenn der Postzug in's Städtchen brauste, machte sich das Mütterchen auf den Weg zur Post. — So ging's zehn Jahre lang. Da endlich kam eines Tages der heiß ersehnte Brief mit der freudigen Nachricht: „Ich komme heim aus fernen Landen und will dein Alter sorgenfrei und glücklich machen." Sie hat warten können, die alte Mutter.

Es ist ein köstlich Ding um's geduldige Warten; aber es wird immer mehr zu einer seltenen Kunst. Und doch ist es nicht schwer, wenn wir nur immer bedenken wollten, daß Gottes Gedanken und Wege nicht unsere, und daß vor ihm tausend Jahre wie ein Tag sind. Er vergißt uns gewiß nicht. Der treue Gott hat gesagt: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen!" Und was der sagt, das ist Ja und Amen und bleibt allewege stehen, und wenn Erd und Himmel untergingen. Zuletzt wird doch Hülfe, Sonnenschein und Friede kommen, — warten wir nur getrost! Wissen wir nur, daß wir Gottes Kinder sind, daß sein Auge auf uns ruht, seine Hand uns führt, was soll's uns da das Herz schwer machen, wenn heut und morgen und am nächsten Tage die trüben Wolken am Himmel ziehen! Laß sie ziehen, hinter ihnen scheint die Sonne! Wir wischen eine Thräne weg und warten.

Ein Wartezimmer ist die ganze Welt —
Wir warten, bis der Hammer auf die Glocke fällt,
Wir warten, bis der Zug vor unsrer Thüre hält,
Wir warten, bis zum Abgang die Trompete gellt,
Wir warten, ob wir weinen oder lachen,
Wir warten, ob wir schlafen oder wachen;
Wir warten in der hohlen Langeweile,
Wir warten in der fieberhaften Eile;
Wir warten, wenn uns nach dem Ziel verlanget,
Wir warten, wenn uns vor ihm graut und banget.

Und wenn wir ausgewartet — wo dann hin? —
Auf Gottes Gleis und nicht nach deinem Sinn!
Dicht vor der Pforte theilet sich die Bahn:
Rechts geht es im Eliasfluge himmelan,
Links geht's hinab in sonnenlose Nacht,
In Gottes Ferne und eiskalten Schacht.
Da gilt kein Rufen und kein menschlich Lenken,
Aus ist es mit der Wahl nach eignem Denken,
Drum nimm dir ja bei Zeiten ein Billet,
Auf dem „Aus Gnaden" und „Nach Zion" steht.

(Nachbar.)

Brosamen.

Kein Ort ohn' Ohr, kein Winkel ohne Aug', keine Nacht ohne Licht, kein Wald ohne Zeugen.

* * *

Je mehr der Geist des Glaubens, der Liebe und der Zucht eine Hausordnung durchdringt und die Hausgenossen verbindet durch das Band des Friedens, desto erziehender ist dieselbe.

* * *

Demokrit antwortete auf die Frage, wer der Reichste sei: „Der an Begierden Arme." Sokrates auf die gleiche Frage: „Der am wenigsten bedarf."

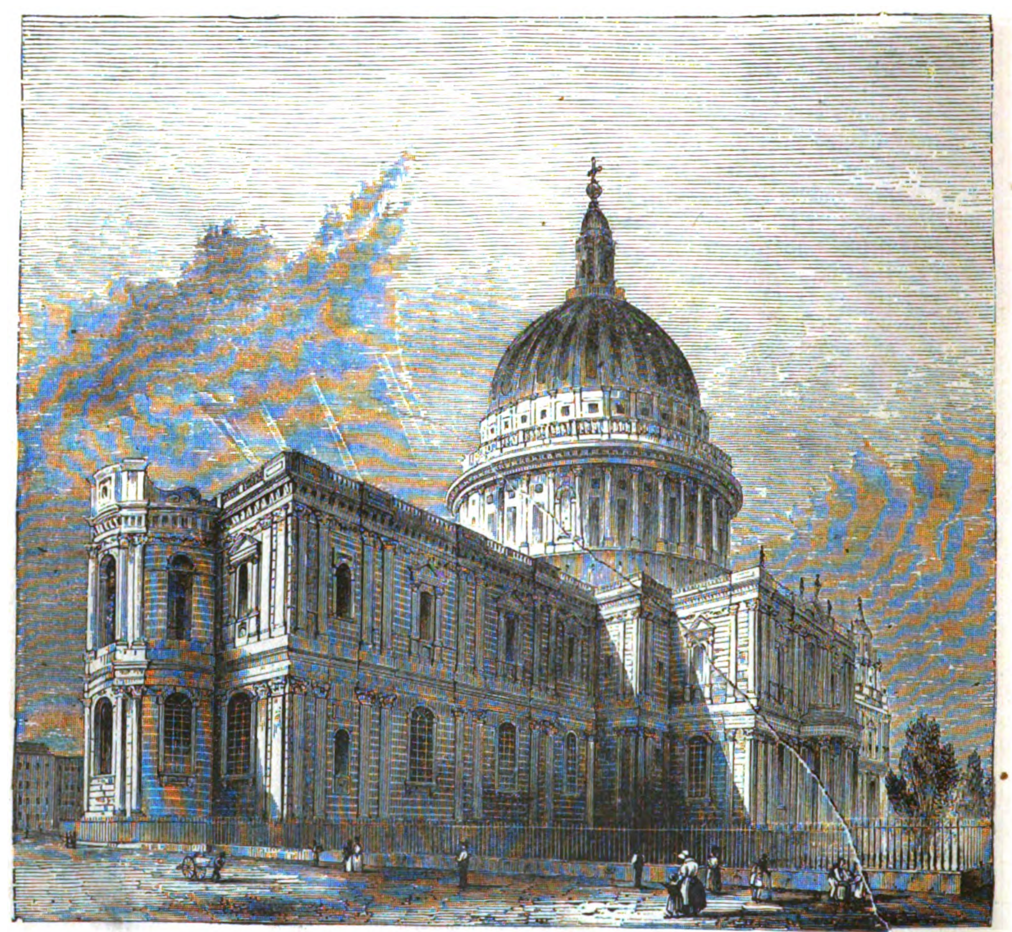
In englischen Kirchen.

Aus Tagbuchblättern vom Editor.

So erhaben, so wundervoll poetisch und in allen ihren Theilen wirklich schön wie der Straßburger Münster, der Kölner oder der Mailänder Dom sind die großen Kathedralen England's nicht; recht großartig aber sind sie, wie alles, was der Angelsachse thut und schafft. Mächtiges, Unerreichtes zu leisten, das ist des Engländers Ziel, das hat er mit dem ungeheuren London (der Name kommt wohl von dem Keltischen Wort Llongdin — Schiffsstadt her), den dortigen mächtigen Monumenten, dem kolossalen Londoner Museum und auch mit den großartigen englischen Kirchen bewiesen. Wenn dabei die Kunst nicht immer so sehr berücksichtigt wird, als die Massenhaftigkeit, so liegt das im angelsächsischen Charakter.

Wir treten also an die englischen Kathedralen mit der Erwartung heran, vor allem etwas ungewöhnlich Großartiges, Massenhaftes und Ausgedehntes zu finden, und finden unsere Erwartung durch die Wirklichkeit noch um ein Bedeutendes übertroffen.

Da ist z. B. die in Mitte des alten Londons auf Ludgate Hill in Form eines lateinischen Kreuzes nach dem Muster von St. Peter in Rom erbaute St. Pauls Kirche, welche 5?0 Fuß lang (das Kreuz), 250 Fuß weit ist, ?4,000 Quadratfuß bedeckt und 25,000 Personen fassen soll, was uns etwas übertrieben vorkommt. Jedenfalls aber können daselbst viele Tausende untergebracht werden. Ob sie dann auch alle die Predigt vernehmen können, ist eine andere



St. Paul Cathedrale. (Südseite.)

Frage, denn ich lauschte eines Sonntag Nachmittags mit etwa 3000 Zuhörern in ziemlich guter Position einem Rektor daselbst zu und konnte nur mit Mühe alles Gesagte verstehen.



Chor in St. Paul.

St. Paul ist in seinen untern Theilen in korinthischem, in seinen obern in gemischtem Baustyl aufgeführt, macht aber auf den ersten Anblick den Eindruck eines romanischen Baues. Das Material ist der bekannte Portland Stein.

Das Innere ist mächtig, jedoch sehr einfach. Nur der Chor weist reichen architektonischen Schmuck auf und die Monumente des Philantropisten Howard, Dr. Johnsons, des Geschichtschreibers Hallam u. s. w. dienen dazu, das großartig Monotone der kolossalen Mauern abzuschwächen. In diesem gewaltigen Dom ruhen auch die Gebeine Wellingtons und Nelsons.

Schon der angelsächsische König Edelbert ließ an dieser Stelle im Jahre 610 nach Christi Geburt eine Kirche errichten, welche nach fünfhundertjährigem Gebrauch anno 1087 durch eine Feuersbrunst zerstört ward.

Die zweite auf demselben Platze erbaute Kathedrale ist in der Geschichte unter dem Namen „Alt St. Paul" bekannt. Dieselbe dehnte sich 690 Fuß der Länge und 130 Fuß der Breite nach aus, besaß einen 520 Fuß hohen Thurm und überragte demnach die große Pyramide Egyptens. So sehr jedoch auch die damaligen Engländer an den abergläubischen Ceremonien des Mittelalters festhielten, scheuten sie sich doch nicht, ihre große Kathedrale vielfach durch profane Geschäfte zu entweihen. In den weiten Kirchengängen wurde zu Zeiten nach Herzenslust verkauft und gekauft, und nicht selten Pferdefutter ausgemessen. Das mächtige Gebäude diente für das schon damals große London als bequeme Markthalle, und als im Jahre 1569 die Loose der ersten englischen Lotterie gezogen wurden, wußte man keinen bessern Platz dafür als „Alt St. Paul". — Das ist ein Zug aus der guten alten Zeit, in welcher unsere Altvordern lebten. — Jedoch, auch diese Kirche fiel dem Feuer zum Opfer, nämlich dem großen Londoner Brand von anno 1666. Erst sieben Jahre nach diesem Unglück begann König Karl II. den Bau der jetzigen Kathedrale. Dieselbe ist also ein nachreformatorisches Werk, und steht im Dienste der englischen Hochkirche.

Westminster, noch berühmter als St. Paul, steht drei Meilen oberhalb dieser Kirche, nahe der Themse. Auch die Anfänge dieses Baus reichen bis zur angelsächsischen Zeit hinauf, indem 616 Sibert, König der Ost-Sachsen, hier eine einfache Kirche errichtete und dieselbe St. Peter nannte, was noch heute Westminsters

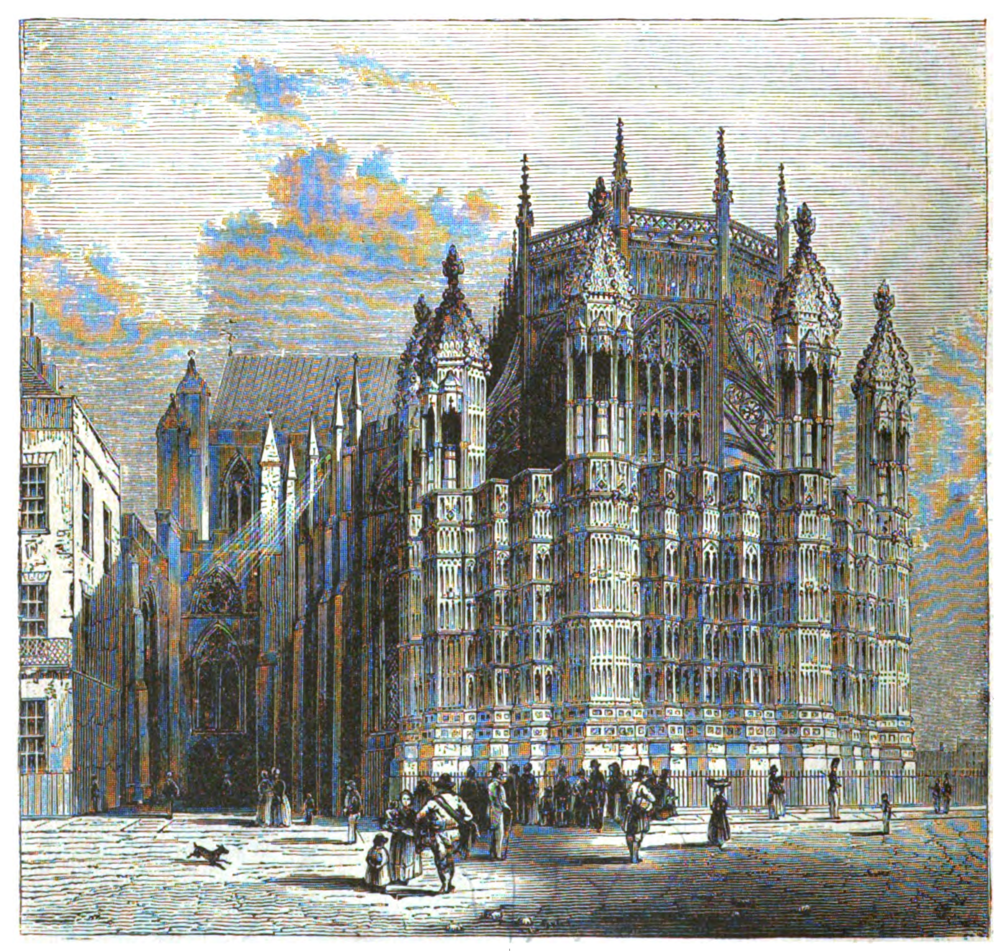


St. Paul, London.

kirchlicher Name ist. Eduard der Bekenner, Heinrich III., sowie dessen Sohn Eduard I. und Heinrich VII., welcher die prächtige Ostseite erbauen ließ, vergrößerten und verschönerten

Westminster, bis die Kathedrale in ihrer jetzigen Gestalt dastand.

Die ganze Länge des Gebäudes beträgt 400, die größte Breite 203 Fuß. Hierin sind die ringsum angebrachten Kapellen und Nischen nicht eingeschlossen. Die Kirche ist in Gestalt eines römischen Kreuzes im gothischem Styl erbaut und in manchen ihren Theilen außerordentlich schön, obwohl die nach Form englisch-gothischer Bauart viereckigen Thürme ohne Spitze, wenigstens für mich, immer etwas plump und wie unvollendet aussehen.



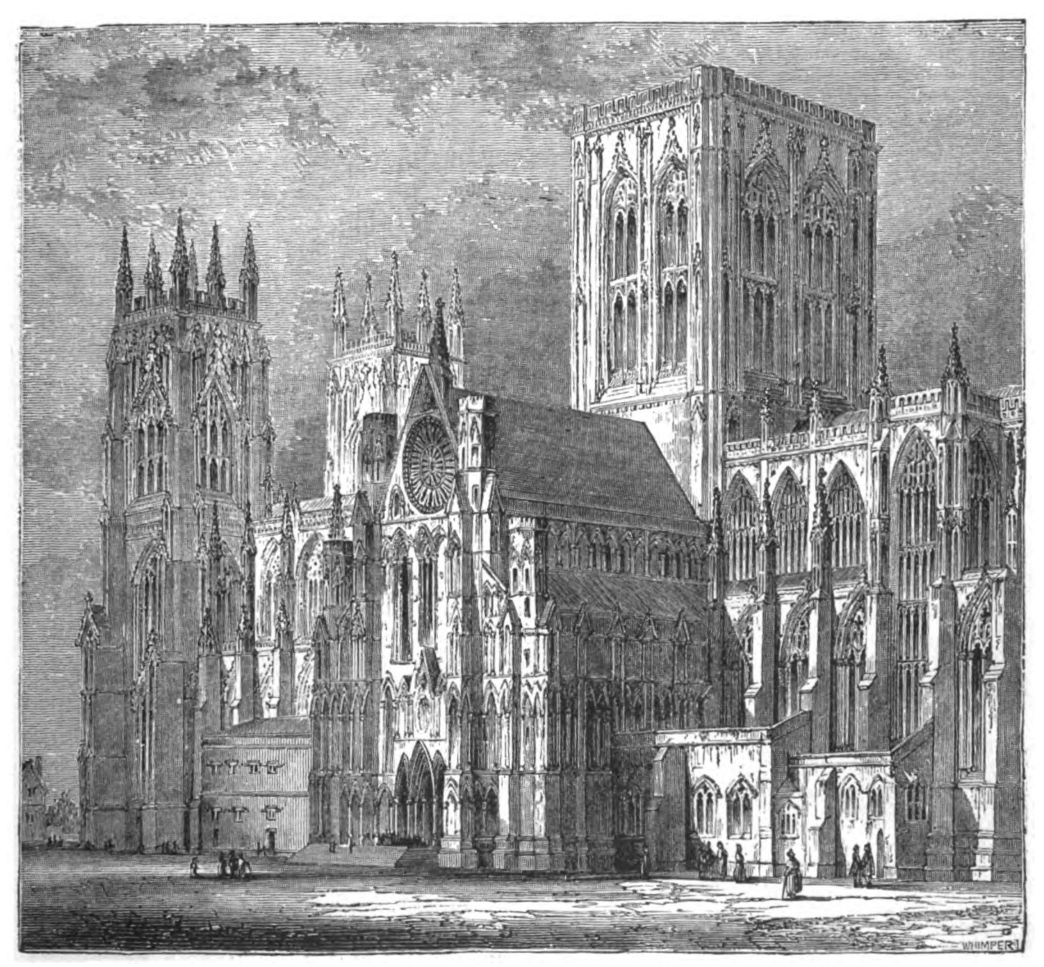
Westminster Abtei in London. (Ostseite.)

Westminster ist sowohl der ehrwürdigste als vielbesuchteste englische Kirchenbau. Vielbesucht, vornehmlich deßhalb, weil die Kathedrale zugleich auch ein Mausoleum (Ehrengrabstätte) und Denkmalplatz großer, berühmter Engländer ist. Fast zu jeder Tageszeit kann man daselbst Fremde aus aller Herren Länder treffen und ich habe eines Nachmittags in diesem merkwürdigen Dom Laute aus beinahe allen civilisirten Sprachen der Gegenwart vernommen. Man kommt, um die Kirche zu betrachten und alsdann den beinahe unzähligen Denkmalen, welche Wände, Ecken, Nischen und Kapellen füllen, die meiste Zeit zu widmen. Es ist eine Ueberfülle von Statuen, Brustbildern Reliefplatten und großer Denkmale vorhanden, so daß man voll lauter Massenhaftigkeit nicht zum rechten Genuß kommt, zumal da viele dieser Monumente durchaus nicht Kunstwerke erster Klasse sind und eine bedeutende Anzahl vom Zahn der Zeit benagt ist.

Hundert historische Erinnerungen drängen sich uns in diesem Tempel auf. In einer Kapelle ruhen Königin Elisabeth und Maria Stuart friedlich gebettet beisammen, in anderen Nischen und Kapellen hat der Staub anderer gekrönten Häupter eine Ruhestätte gefunden.

In der Poeten-Ecke sind die Denkmäler von Milton, Southey, Shakespeare, Thomas Campell und anderen. Auch Johannes und Karl Wesley sind in neuerer Zeit mit einer Gedenktafel geehrt worden.

Pitt, Fox, Wolfe, Howe, Händel und Garrick; Staatsmänner, Schlachtenlenker, Musikkönige und Schauspieler sind hier bunt zusammen gewürfelt.



Der Münster in York.

Die letzten der hier Beerdigten sind Livingstone, Dickens und Maurice. Jedoch ruhen nicht all die Ueberreste der Großen hier, welche man durch Denkmale in Westminster ehrte; wie z. B. Shakespeare, Scott und Burns, deren Gruft anderswo ist. Byrons Staub durfte nicht nach Westminster gebracht werden.

Alles zusammen genommen, fröstelt's uns in diesem von Modergeruch und Verfall erfüllten Mausoleum, und wir sind, nachdem wir uns in Westminster satt gesehen, froh darüber, daß weder der herrliche Straßburger Münster, noch der Kölner Dom zur Grabstätte vieler Todten und ihrem Denkmalplatz umgewandelt wurden.

Der Münster in York wird von den Engländern mit dem in Straßburg, der Kathedrale in Mailand und St. Peter in Rom in gleiche Linie gestellt, wobei die englische Vaterlandsliebe wohl eine Rolle spielt, denn unparteiische Bautenkenner theilen dieses Urtheil durchaus nicht. Jedoch darf betreffs der Symmetrie, der architektonischen Schönheit sowohl als der Einzelausführung der Yorker Münster an die Spitze aller englisch-gothischen Bauten gestellt werden, und es ist wahrlich der Mühe werth, daß man diese Kathedrale besucht. Nicht ganz so alt wie St. Paul, oder Westminster, datirt dieselbe doch weit in's Mittelalter, in die „Sachsenzeit" hinauf.

Ja, man behauptet, daß die heidnischen Sachsen hier ihrem Gott „Thor" einen Tempel errichtet hätten, welcher aber jedenfalls mit dem jetzigen Münster nichts Gemeinsames hatte. Edwin, König von Nordumbrien, habe an Stelle des Heidentempels später eine christliche Kirche gebaut. Geschichtlich erwiesen aber ist nur, daß auf dem von Wilhelm dem Eroberer zwei Jahre nach der Schlacht bei Hastings unternommenen nördlichen Kriegszug eine sächsische Kirche in York zerstört ward, und Thomas Boyeux, der erste normannische Bischof, eine Kirche an Stätte der zerstörten erbaute, welche alsdann von späteren Erzbischöfen erweitert und verschönert



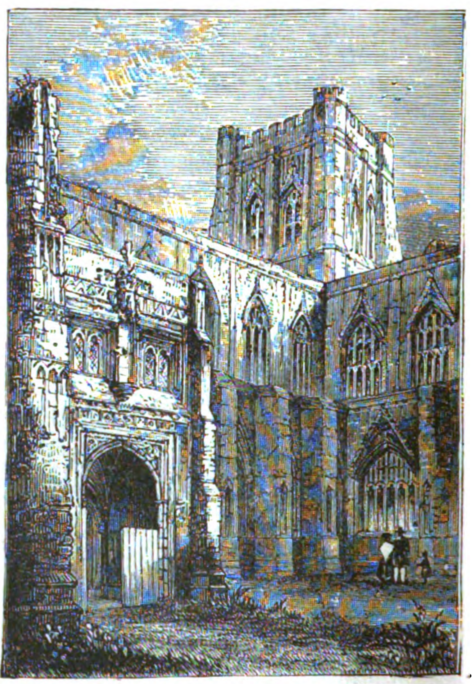
Mittelschiff des Münsters in York.

und in etwa 200 Jahren in ihrer jetzigen Gestalt hergestellt wurde.

Die ganze Länge beträgt 524, die Breite 250 Fuß. Der Central-Thurm mißt 213, die andern Thürme 200, der Central-Dom 188 Fuß. Das große Fenster auf der Westseite ist seiner Schönheit wegen weltberühmt und mißt der Höhe nach 54 und in seiner Breite 30 Fuß.

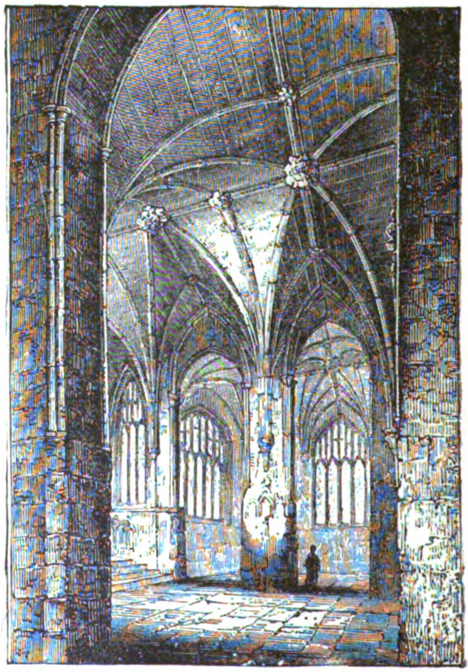
Von den Thürmen hübsche Aussicht auf Englands grüne Gefilde, — auch sieht man von hier das denkwürdige Schlachtfeld bei „Marston Moor", wo Cromwell einen seiner entscheidenden Siege über die Königlichen erfocht.

In Chester (von dem römischen Castra, d. h.



Südliches Portal der Kathedrale in Chester.

Lager), der ältesten Stadt in England, von welcher wir vielleicht später einige Tagebuchblätter mittheilen, treffen wir eine andere alte,



Lady Chapel der Kathedrale in Chester.



Kathedrale in Chester.

ehrwürdige Kathedrale. Der Grund derselben soll einem alten Heidentempel gedient haben, und gewiß ist, daß hier schon zur Römerzeit christlicher Gottesdienst gehalten wurde. Die Druiden, die alten Priester der Kelten, haben hier den Göttern geopfert, und später entstand unter der Römerherrschaft ein Apollotempel, welcher alsdann im zweiten Jahrhundert in eine christliche dem Peter und Paul gewidmeten Kirche umgewandelt ward, — so sagt die Ueberlieferung. Die jetzige Kathedrale entstand in verschiedenen Zeiträumen, und der Baustil ist der alt-normannisch-gothische, der weder in seinen Einzelheiten noch insgesammt den Eindruck der ausgebildeten gothischen Bauart hervorbringt. Großartig aber ist die Chester-Kathedrale immerhin mit ihrer Länge von 350 Fuß und einer Breite im Mittelschiff von 75 Fuß.

Diese Kathedralen sind Monumente längstgeschwundener Geschlechter, welche mit großer Mühe und fast unerschwinglichen Kosten Gott dem Herrn diese Kunstdenkmale errichteten. Wir wollen den frommen Sinn ehren, — wir erfreuen uns an den prächtigen, himmelanstrebenden Bauten, — sie zeugen von der Macht des Christenthums. Aber Stätten zur Anhörung des Wortes Gottes sind sie doch eigentlich nicht. Der römische oder der Kultus der englischen Hochkirche mag darin geeigneten Ort finden; die evangelische Predigt aber, so wie sie die Masse des Volks bedarf, verhallt in diesen Hallen. Es ist als ob sie gegen die Architektur, gegen die Säulen, die Hallen, die ungeheuren Mittelschiffe — gegen das Mittelalter ankämpfe, und im Allgemeinen geht das Volk auch nicht dorthin, um das W o r t z u h ö r e n. Unsere Zeit bedarf der P r e d i g t h ä u s e r, wie Spurgeon eines errichtete, wie Newman Hall ein solches hat und wie sie zu tausenden in unserem praktischen Amerika erbaut wurden. Geschmacklos und scheunenmäßig brauchen deßhalb diese Predigthäuser nicht zu sein, und können recht

gut nebst dem praktischen Zweck den kirchlichen Styl bewahren. Wer aber hierzuland den Pomp und die Formen des Mittelalters nachahmt, und dabei den Hauptzweck eines evangelischen Gotteshauses aus den Augen verliert, wird sich gewöhnlich nicht allein durch immerhin kleinliche Nachäfferei lächerlich machen, sondern je mehr die Nachahmung gelungen, auch der Anbetung des Mittelalters Raum schaffen, welche durchaus nicht eine im Geist und in der Wahrheit genannt werden kann. — Also lauten die in's Tagebuch nach Betrachtung der englischen Kathedralen verzeichneten praktischen Betrachtungen.

Ein Sarg in New England.

Von A. Flammann.

In diesem Jubeljahr des amerikanischen Methodismus, wo man so vielfach „gedenkt an die vorigen Zeiten" und sich erinnert an die Helden, erwählt und ausgerüstet von Gott, eine Kirche in diesem Lande in's Leben zu rufen, die, Schritt haltend mit dem Zuwachs der Bevölkerung, aus geringen Anfängen sich entwickelte, bis ihre Glieder jetzt nach Millionen gezählt werden, mag es wohl am Platze sein, eines besonders auserwählten Rüstzeuges zu gedenken, dessen Name in Verbindung mit dieser religiösen Bewegung weltbekannt ist.

George Whitefield, ein Freund und Mitarbeiter der Wesley's, den wir wohl bezeichnen mögen als „den Mann, von Gott gesandt", als Vorläufer des amerikanischen Methodismus, „der einherging im Geiste und in der Kraft Elias", war, obwohl nicht persönlich mit dieser Kirche verbunden, doch gleichsam ein Johannes der Täufer, der dieses Land durchzog, der methodistisch-religiösen Bewegung den Weg bereitend, mit dem Rufe: „Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!"

Es ist nicht die Absicht, das Leben und segensreiche Wirken dieses Gottesmannes hier näher zu beschreiben oder darüber zu berichten, wie er, einem Engel vom Himmel gleich, das ewige Evangelium predigend, England sowie dieses Land hin und her durchzog; wie die Volksmassen zusammenströmten, ihn zu hören; und wie Tausende von Sünden überzeugt und an Christum gläubig wurden durch das Wort seiner mächtigen Predigt.

Wir wollen vielmehr heute der Stätte, wo die irdischen Gebeine dieses Helden ruhen, und welche wir betitelt haben als „ein Sarg in New England", einen Besuch abstatten.

Newburyport im nordöstlichen Theile des Staates Massachusetts, ein alt-ehrwürdiges Städtchen, hart am Seestrande gelegen, ist das Ziel unserer heutigen Wallfahrt. Hier ist es, wo die verweslichen Gebeine des größten Predigers seit der Zeit Chrysostomus ruhen und zwar in einer Gruft unter der Kanzel der alten Presbyterianer-Kirche. Doch ehe wir in's Gotteshaus eintreten, biegen wir ein in eine nahe Straße, woselbst die ehemalige Predigerwohnung noch steht, in welcher Whitefield am Sabbath-Morgen, den 30. September 1770, seinen Geist aushauchte und sein segensreiches Wirken endigte.

Tags zuvor war er ermüdet und krank daselbst angekommen von Exeter, Newhampshire, woselbst er seine letzte Predigt kurz vorher gehalten hatte. Der Gegenstand seiner Rede war „Glauben und Werke" gewesen. Schwach und leidend dem Leibe nach, war es nur mit Anstrengung aller Kräfte, daß sein starker, feuriger Geist über das Fleisch triumphirte, so daß er, von der Wichtigkeit seines Themas durchdrungen, für zwei Stunden lang die große Versammlung gefesselt hielt durch seine kräftige Predigt, die aus seinem vollen Herzen und über seine beredten Lippen sich ergoß wie ein alles mit sich hinreißender Strom.

Von dort eilte er südlich nach Newburyport. Die Nachricht von seinem Kommen hatte eine große Menschenmasse zusammengebracht, welche jetzt im Eingange des Hauses und vor dem Hause wartete, um womöglich einige Worte aus dem Munde des größten Predigers in der Welt zu vernehmen. Aber er war zu krank zum Predigen. Nachdem er etwas Speise zu sich genommen, schickte er sich an, sich zur Ruhe zu begeben. Doch beim Anblick der harrenden Menge entbrannte sein Geist in ihm und der heilige Eifer durchdrang ihn derart, daß er mit dem Lichte in der Hand, auf der Treppe stehen blieb, und mit Aufopferung seiner letzten Kräfte zu ihnen redete, so lange, bis das Licht im Leuchter ausgebrannt war. Dann ging er, mehr todt als lebendig, die Treppe hinauf in sein Schlafzimmer. Dort fand man ihn am nächsten Morgen todt im Bette. Sein erlöster Geist war in eine bessere Welt eingegangen. Gott hatte „den Elias der neueren Zeit", wie Punshon ihn nennt, zu sich genommen in sein ewiges Reich. Seine Arbeit auf Erden war gethan, und seinem Wunsche gemäß wurden seine irdi-

schen Ueberreste am folgenden Dienstag beigesetzt in dem Grabgewölbe dieses Gotteshauses.

Die große und schöne Kirche, in welche wir jetzt eintreten, hat die Eigenthümlichkeit, daß das leiseste Wort, welches an einem Ende geredet wird, deutlich und klar gehört wird am entgegengesetzten Ende. Nahe dem Altare bemerken wir eine große marmorne Gedenktafel, durch deren Inschriften die Nachwelt erinnert wird an den Mann und sein Werk, welches oben auf der Tafel sehr passend symbolisirt ist durch ein flammendes Herz.

Unser Führer öffnet jetzt eine Thür hinter der Kanzel, und nachdem er Licht angezündet, steigen wir eine kurze Treppe hinab. In einer Gruft, am Fuß dieser Treppe, bemerken wir oben auf zwei andern Särgen, welche die Gebeine von zwei früheren Predigern dieser Kirche enthalten, den Sarg Whitefields. Seine Gebeine sind noch gut erhalten, in Anbetracht der Thatsache, daß sie schon über hundert Jahre daselbst ruhen. Ein kleines Kistchen, welches auf dem Sarge liegt, zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auf unsere Frage erklärt der Führer uns, daß vor längeren Jahren ein Reliquiensucher den vordern Theil eines Arms des Skeletts gestohlen und nach England genommen habe. Nach zwanzig Jahren bereute und enthüllte er diese That auf seinem Sterbebette, und ordnete an, daß der Knochen wieder zurückgeschickt werde. Und somit verstehen wir die Erklärung des Führers, daß, während Whitefield selbst dreizehn Mal den Ocean kreuzte, sein Arm diese Reise aber fünfzehn Mal machte.

Wenn wir wollen, so haben wir die Freiheit, die Hirnschale des Skeletts in unsere Hand zu nehmen und — wie Shakespeare's Hamlet — allerlei Betrachtungen anzustellen über die ernsten Dinge, an welche wir so lebendig erinnert werden hier an dieser Stätte des Todes.

Wer könnte auch hier stehen und in diesen Sarg schauen, ohne daß ernste Gedanken mancherlei Art in ihm wachgerufen würden? Gedanken über die Wichtigkeit des Lebens und den Ernst des Todes; über die Größe des Menschen und seine Nichtigkeit zugleich; über die Nothwendigkeit des Wirkens „so lange es Tag ist, ehe denn die Nacht kommt, wo Niemand mehr wirken kann". — Solchen Gedanken uns hingebend, und mit neuem heiligem Ernst erfüllt, verlassen wir diesen feierlichen Ort und nachdem wir uns beim Führer bedankt und ihm für seine Mühe eine kleine Gabe gegeben haben, kehren wir wieder zurück in die Welt voll thätigen Lebens, mit dem Vorsatz, hinfort mehr zur Ehre Gottes und zum Segen der Welt zu leben.

Was Arbeiter in Deutschland über die Sonntagsruhe sagen.

Von Germanikus.



Die christlich-soziale Partei in Berlin, von welcher „Haus und Herd" bereits zum Oefteren berichtete, und an deren Spitze Herr Hofprediger Stöcker steht, hatte kürzlich die Sonntagsfrage in einer ihrer Versammlungen zur Tagesordnung gemacht.

In der Diskussion dieser Frage ließen sich Stimmen aus dem Arbeiter- und unteren Beamtenstande in so entschiedener Weise von beiden Seiten vernehmen, — denn auch von den ungläubigen Sozial-Demokraten hatte sich eine nicht geringe Anzahl eingefunden, — daß ich zur Einsicht in deutsche Verhältnisse und Anschauungen einiges aus dieser Versammlung mittheilen will.

Herr Stöcker war als Redner angesagt, konnte aber wegen „reichstaglicher" Pflichten nicht kommen, und so gestaltete sich nach einer Einleitungsrede des Herrn Inspektors Homuth eine recht interessante Diskussion.

Ein Unterbeamter der preußischen östlichen Eisenbahn nahm zunächst das Wort und beklagte sich unter lebhafter Zustimmung seiner anwesenden Collegen bitter über die mangelnde Sonntagsruhe der Bahn-Unterbeamten und Arbeiter; sie bäten ja zunächst nur um Zeit zum Besuche des Gottesdienstes am Sonntage. Den Post- und Telegraphenbeamten seien doch in neuerer Zeit wesentliche Diensterleichterungen am Sonntag bewilligt worden, was haben die Eisenbahnbediensteten verschuldet, daß sie nicht ähnlicher Berücksichtigung theilhaft werden? Die meisten „Eisenbahner" sind nicht aus Berlin, sondern aus der Provinz und sind die Sonntagsfeier, den Kirchenbesuch von Jugend auf gewohnt, die sie jetzt schmerzlich vermißten. Se. Majestät der Kaiser ziehe in keinen Krieg ohne ein allgemeines Gebet anzuordnen und vor jeder Schlacht empfangen die Soldaten erst das heilige Abendmahl — sollten wir diesem Beispiel in unserem „Civilverhältniß" nicht nachfolgen dürfen? (Lebhafter Beifall.) — Später gab derselbe Beamte, der sich einer Vertrauensstellung unter seinen Collegen erfreut, noch einige praktische Illustrationen zu seiner Rede. Ein katho-

lischer Eisenbahnbeamter sei beispielsweise sieben Jahre lang verhindert gewesen, in die Kirche und zum Abendmahl zu gehen, so daß der katholische Geistliche, als der Beamte endlich doch einmal dazu kam, sich deshalb weigerte, ihn zu absolviren und ihm das Abendmahl zu reichen. Erst die Drohung des Beamten, daß er dann zum evangelischen Geistlichen gehen werde, machte den katholischen Geistlichen williger. Beim Bauer auf dem Lande könnten wenigstens abwechselnd Knechte und Mägde Sonntags zur Kirche gehen, selbst die Gefangenen werden regelmäßig zum Gottesdienst geführt und die Lohnbeamten sollen davon ausgeschlossen sein? Wo keine Religion, schließt Redner, da keine Sitte, und wo keine Sitte, da keine Ordnung! (Lebhafter Beifall.)

Ein Arbeiter Otto bedauert die Abwesenheit des Herrn Hofpredigers Stöcker im Interesse der Diskussion; er, Stöcker, und die Christlich-Sozialen wollten am Ende mit ihrer Agitation für die Sonntagsruhe doch nichts anderes, als die Leute in die Kirche treiben. (Oho! Unruhe und Zustimmung seitens der Sozialdemokraten.) Die Sonntagsruhe wollten die Arbeiter auch, aber nicht zum Kirchengehen, in Gottes freier Natur könne man sich doch viel besser erbauen. (Große Unruhe einerseits und Beifall andererseits.)

Herr Oberinspektor Homuth erklärt die Annahme des Redners als falsch: nicht um die Leute in die Kirche zu treiben, agitiren die Christlich-Sozialen, sondern aus sozialen Gesichtspunkten. Gewiß, in Gottes freier Natur ists auch schön, die Seele wird im Anblick und Genuß der Naturherrlichkeit geneigt zur Anbetung, denn die Himmel erzählen des Ewigen Güte. Aber deshalb ist der Gottesdienst in der Kirche nicht überflüssig, und die Möglichkeit, an demselben theilnehmen zu können, soll durch die Sonntagsruhe geschaffen werden, nicht das Muß. Wer nicht gern und freiwillig zur Kirche geht, mag lieber wegbleiben, er hätte doch keinen Segen vom Kirchenbesuch. Uebrigens habe es mit der gepriesenen Erbauung in der Natur doch auch oft seine Bedenklichkeit. (Beifall.)

Konditorgehülfe Koppe beklagt den Mangel an Sonntagsruhe auch in seinem Geschäft. Die Konditorgehülfen müßten auch des Sonntags zumeist bis 4 Uhr Nachmittags arbeiten und haben für die Kirche keine Zeit, außer wenn sie „bummeln“ (außer Arbeit sind).

Herr Zeschner, anscheinend ein Bäckergehülfe, anerkennt, daß die Christlich-Sozialen wohl nicht blos darum für die Sonntagsruhe eintreten, um die Leute in die Kirche zu ziehen. Der Mangel der Sonntagsruhe macht sich mehr oder weniger in allen Industriebranchen geltend, insbesondere auch beim Bäckergewerbe. Die Bäcker müßten am Tage schlafen, um Nachts arbeiten zu können, und das gehe Sonntags wie Wochentags so. Es wäre ja schön, wenn sich im Reichstage eine Partei fände, die die Sonntagsruhe gesetzlich durchbrächte. Seitens der konservativen Partei aber würde Hofprediger Stöcker hierin wohl nicht unterstützt werden. (Oho! Widerspruch.) Nun, wenn doch, und die Ultramontanen wären auch für den Antrag, so hätte man ja bereits eine Majorität dafür. Warum also geschieht nichts hierin? In der Provinz Sachsen habe das Verbot der Sonntagsarbeit ja bereits bestanden, warum sei es zurückgezogen worden? Petitionen müßten diesbezüglich an den Reichstag gerichtet werden, und für jeden Reichstagskandidaten, der dafür einzutreten verspricht, könnten die Arbeiter bei der nächsten Wahl ja auch stimmen. (Beifall.)

Herr Oberinspektor Homuth präcisirt nochmals die Stellung der christlich-sozialen Partei in dieser Frage, und seine einfachen, würdigen, von wahrhaft christlichem Geiste getragenen Ausführungen fanden den lebhaftesten Beifall seitens der Freunde und erzwangen sich selbst den Respekt der oppositionslustigen Arbeiter. „Das Religiös-Kirchliche ist von der Sonntagsfrage schwer zu trennen; aber mag damit jeder Einzelne sich mit der Kirche und dem lieben Gott abfinden. Und wer es nicht thut — Gott wird ihn schon finden! Diejenigen, die nach Gott nicht fragen, haben auch keinen Frieden und gehen unter, das hat sich noch immer gezeigt.“ „Jeder hat Zeit zur Umkehr, und die Zeit wird auch kommen, wo die Zweifler und Spötter sagen werden: Wenn du uns (Gott) nicht hilfst, so gehen wir unter!“

Diese Rede hatte solchen Eindruck gemacht, daß der Arbeiter Berndt seine Genossen zur Ruhe und ordentlichem Verhalten mahnte, woran es etliche vorher, wenn die Rede auf kirchliche und religiöse Dinge kam, hatten fehlen lassen. Dieser Redner schlug nun aber die Taktik ein, die Sonntagsfrage mit der Normalarbeitstagsfrage zu verquicken. Die letzten Verhandlungen im Reichstag über das Sozialistengesetz hätten wieder gezeigt, wie „christlich“ man es mit den Arbeitern meine. Stöckers Antrag auf Fortfall der Fortbildungsschule am Sonntag habe auch nur den Zweck, dem Volke die Bildung zu entziehen. (Widerspruch und große Unruhe). Der Vorsitzende Herr Kühne protestirt dagegen, daß der Redner dem Herrn Hofprediger Stöcker etwas insinuire, woran er, Stöcker, nicht denkt. (Beifall.) Herr Berndt erklärt hierauf erregt, er sei Steuerzahler und habe deshalb auch das Recht zum Reden. (Ruf: Quatschkopf! Unruhe und Heiterkeit. Der Präsident rügt den „Quatschkopf“ als unparlamentarisch.) Der Redner schweift sehr weit vom Verhandlungsgegenstande ab und macht schließlich der christlich-

sozialen Partei — christlich-sozial sei ein schönes Wort — den Vorwurf, sie segele unter falscher Flagge. Wolle sie wirklich etwas für die Arbeiter thun, so hätte sie für den Normalarbeitstag und die Abschaffung aller Ausnahmegesetze eintreten müssen. (Große Unruhe einerseits und lebhafter Beifall andererseits.)

Herr Aschenbrenner bemerkt, daß es sich hier nicht um die Sonntagsfeier, sondern um die Sonntagsruhe handle, was man absichtlich zu verkennen scheine. Der Normalarbeitstag sei eine der ersten Forderungen des christlich-sozialen Programms. Betreffs der Stellung der konservativen Fraktion zu dieser Frage konstatirt Redner, daß Hofprediger Stöcker im Namen dieser Fraktion im Reichstage hingestellt hat: 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Erholung, 8 Stunden Schlaf. Die Arbeiter seien über die sozialpolitischen Bestrebungen der konservativen Partei nicht gehörig informirt, weil sie keine konservativen Blätter lesen. Hofprediger Stöcker insbesondere sei ein warmer Freund der Volksbildung. (Beifall.) — Es trat nunmehr eine längere Pause ein, um die Ankunft des Herrn Hofpredigers zu erwarten. Während der Pause wurden insbesondere von den Sozialdemokraten lebhafte Privatdiskussionen geführt. Um 10½ Uhr eröffnete der Vorsitzende die Verhandlungen wieder mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß der Herr Hofprediger noch immer nicht erschienen sei. (Rufe unter den Sozialdemokraten: Das haben wir gewußt! Buchbindermeister Kühne protestirt gegen diesen Zuruf: Vor Ihnen fürchtet sich Hofprediger Stöcker noch lange nicht! Lebhafter Beifall einerseits und höhnische Zurufe andererseits.)

Es sprachen dann noch Herr Bäckermeister Knönagel und Köhler im christlich-sozialen Sinn. Herr Oberinspektor Homuth machte die Arbeiter noch darauf aufmerksam, daß, wie sie hoffen wollten, zur Sonntagsruhe zu gelangen, wenn sie nur gegnerische Blätter lesen und Abgeordnete wählen. — Endlich langte durch Boten ein Brief ein, welcher meldete, daß der Herr Hofprediger Stöcker zu seinem Bedauern außer Stande sei, noch in die Versammlung zu kommen, weil die Fraktionssitzung noch andauere. Der Vorsitzende proponirt hierauf, die Verhandlungen für heute fallen zu lassen und dasselbe Thema in demselben Lokal nächsten Freitag weiter zu verhandeln, wo dann Hofprediger Stöcker wohl zugegen sein werde. (Zustimmung und Widerspruch. Ruf unter den Sozialdemokraten: dürfen denn die Arbeiter wieder kommen wie heute? Buchbindermeister Kühne: Selbstverständlich. Sie sind nicht nur eingeladen, sondern auch herzlich willkommen. Beifall und Heiterkeit.) Und damit Sie zum Besuche ohne Weiteres — denn Sie sind doch gekommen, den Vortrag des Herrn Hofpredigers zu hören — legitimirt seien, werden Ihnen am Ausgange besondere Zettel ausgehändigt werden, die Ihnen das freie Entree sichern.



Kopfschmerzen.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Ich bin überzeugt, daß mein Berühren dieses Themas in dem Herzen meiner verehrten Leserinnen eine Saite schmerzlich wiederklingt, denn welche von ihnen hätte nicht, ach so oft schon, unter den grausamen Martern jenes Dämons unbeschreiblich gelitten? Es hieße ihre Qualen erneuern, wollte ich es unternehmen, diese reißende, bohrende, zusammenschraubende Pein zu schildern. Erkaltet ist die Theilnahme an allem, was sonst ihr Gemüth bewegt, der Reiz der Natur, der Gruß der Freundschaft, der Anblick eines neuen Kleiderstoffs bleibt zuweilen fruchtlos! Und bei all dem Jammer finden wir kaum eine Seele, die uns wahrhaft bemitleidet!

Ja selbst wenn wir uns hülfeflehend an den Arzt wenden, müssen wir von ihm hören, Kopfschmerz sei keine Krankheit! Freilich ist er weit entfernt, mit diesem hart scheinenden Ausspruch unserm Schmerz jede ernstere Bedeutung absprechen zu wollen; er will nur damit sagen, daß der Kopfschmerz niemals als ein selbstständiges Leiden, sondern nur als Symptom einer Legion anderweiter Krankheiten aufzufassen sei. Schon beim gewöhnlichen Schnupfen treffen wir ihn als eben so unausstehlichen, wie untrennbaren Begleiter, mit Sicherheit meldet er sich als Vorläufer jeder fieberhaften Krankheit, so z. B. der Lungenentzündung, des Typhus, der Pocken; wir finden ihn bei Erkrankungen des Hirns und seinen häutigen und knöchernen Umhüllungen, eben so bei tieferen Entzündungen des Auges und des Ohres, bei Vergiftungen durch narkotische Stoffe (Kohlenoxyd, Opium, Nikotin und Alkohol), bei Gicht und Rheumatismus, bei Störungen des Nervensystems und der Verdauung, als Verräther unterdrückter und Verkünder bevorstehender Blutungen, nach

Kummer und Noth, nach üppigem und schlechtem Leben, kurz als ein Hans überall unzähliger menschlicher Gebrechen. Kopfschmerz beweist also zunächst nur, daß irgendwo in der Maschine eine Schraube nicht in Ordnung ist; des Arztes Aufgabe besteht vor allem darin, die Fehlerquelle zu ergründen.

Manche Menschen haben Nerven wie von Eisen, und erfahren niemals an sich selbst, wie es thut, an Kopfschmerzen zu leiden. Die Glücklichen! Andere hinwieder werden den Jammer nie recht los. Oft beginnt die Plage schon in früher Kindheit und dauert mit geringeren oder schwereren Anfällen und zeitweisen Pausen viele Jahre lang, bis erst das herannahende Alter Erleichterung bringt. Der Schmerz sitzt bald im ganzen Kopf, bald mehr in der Schläfe, der Stirn, dem Scheitel oder dem Hinterkopf. Die Empfindungen werden von den Kranken in der mannigfaltigsten Art beschrieben: als Reißen, Stechen, Bohren, Hämmern, Klopfen. Dem Grade nach äußert sich der Schmerz in den verschiedensten Abstufungen, vom gelinden Eingenommensein bis zur rasendsten Heftigkeit.

Halten wir nun eine Heerschau über einige der am häufigsten vorkommenden Arten von Kopfschmerz, so stoßen wir zuerst auf den

Kopfschmerz infolge von Blutüberfüllung des Gehirns. Derselbe gibt sich meist dadurch zu erkennen, daß er bei horizontaler Lage, beim Bücken, bei Mahlzeiten, bei selbst mäßigem Genuß von Kaffee, Thee und geistigen Getränken, bei wärmerer Temperatur und Aufenthalt in Stubenluft, wie auch bei starken Bewegungen und Erschütterungen des Körpers durch Husten oder Niesen zunimmt. Beruht die Vollblütigkeit auf vermehrter Blutzufuhr nach dem Gehirn, so röthet sich das Gesicht, die Adern schlagen voll und lebhaft, die Kranken leiden oft an Schwindel und Ohrensausen. Entsteht sie dagegen durch Stauung des Bluts im Schädelinhalt, also durch verhinderten Abfluß, z. B. bei gewissen Herzkrankheiten, bei Kopf- oder andern Geschwülsten, welche auf die großen Halsgefäße einen Druck ausüben, oder bei Strangulation des Halses durch enge Binden oder Kragen, so werden Kranke dieser Art eine mehr oder weniger dunkelrothe oder bläuliche Gesichtsfarbe zur Schau tragen.

Umgekehrt giebt es auch zahlreiche Fälle von Kopfweh, hervorgebracht durch Blutleere des Gehirns, die meist mit allgemeiner Blutarmuth Hand in Hand geht. Mit diesem Zustand kann sich eine gewisse Gesichtsröthe ganz gut vertragen; der wirkliche Blutmangel verräth sich aber bald durch die ungemeine Blässe der Schleimhäute, und namentlich des Zahnfleisches. Der Kopfschmerz der Blutleeren verschlimmert sich bei aufrechter Stellung, bei nüchternem Magen, lindert sich durch niedrige Kopflage und Zusichnehmen von Nahrung. Die Blutleeren klagen bei ihrem Kopfweh auch über Ohrensausen, Schwindel und Schwarzsehen, ganz so wie die Vollblütigen, zum Beweis dafür, daß verschiedene Ursachen oft dieselbe Wirkung haben können.

Der rheumatische Kopfschmerz entsteht durch plötzliche Abkühlung des schwitzenden Kopfes. Er pflegt seine Wohnstätte auf der Mittellinie der Kopfschwarte von vorn nach hinten einzunehmen und bei Witterungswechsel besondes empfindlich zu werden. Bei weitem die meisten Fälle von Kopfschmerz aber wurzeln auf dem Boden eines krankhaft gereizten Nervenlebens, und hier tritt uns in erster Linie der hysterische entgegen.

Die Hysterie, diese Erbplage fast aller Evastöchter, ist ein wunderliches Gemisch der mannigfachsten Leidensscenen, welche sämmtlich auf einer krankhaften Reizbarkeit des Nervensystems beruhen. Ein wahres Chamäleon, diese Hysterie! Aufgeregtheit und tiefe Verstimmung, Lach- und Wein-, Gähn- und Magenkrampf, Herzklopfen, Rückenschmerzen, ins Unerträgliche gesteigerte Empfindlichkeit und Fühllosigkeit, stilles Dulden und laute Uebertreibung — das sind die Farben, in denen sie schillert.

Zu den gewöhnlichsten Drangsalen der hysterischen Behaftung aber gehört der Kopfschmerz. Derselbe stellt sich bald nach Gemüthsbewegungen oder Störungen von Körperfunktionen, bald ohne jede erkennbare Veranlassung, meist Morgens nach dem Erwachen ein. Seine Heftigkeit steigt von Minute zu Minute. Schon die Berührung des Kammes, jedes leise Geräusch, jeder Lichtstrahl vermehrt ihn. Es ist, als ob ein Nagel vom Scheitel aus in's Gehirn sich einbohren, als ob der Kopf zerplatzen möchte. Der Ort des Schmerzes ist verschieden. Manchmal nimmt er den ganzen Kopf, manchmal die Stirn oder nur eine Seite des Kopfes ein. Erleichternd wirkt zuweilen ein auf der Höhe des Anfalls sich ereignendes Erbrechen; allmählich lassen nun die Schmerzen nach, die Nacht bringt etwas Schlaf und der Morgen Befreiung, mitunter aber auch Wiederholung des trübseligen Schauspiels.

Eine kurze Betrachtung sei hier noch dem einseitigen Kopfschmerz (hemicrania, Migräne) gewidmet. Dieses oft erbliche, nicht selten auch bei Männern auftretende Leiden pflegt seine Opfer schon in jungen Jahren zu befallen, und erst als Greise zu verlassen, und seinen Wohnsitz mehr auf der linken als auf der rechten Kopfhälfte aufzuschlagen. Dem Anfall gehen mehrere Stunden oder Tage Frösteln, allgemeines Unbehagen, Schwindel oder Ohrensausen voraus. Er beginnt nach Professor

Seeligmüllers, des trefflichen Nervenarztes, Schilderung meist „mit einem bohrenden Schmerz, welcher zunächst an einer umschriebenen Stelle des Kopfes, an der Stirn, Schläfe oder in der Tiefe der Augenhöhle festsitzt, dann aber sich immer weiter ausdehnt, bis er schließlich die eine Kopfseite einnimmt. Dabei steigert sich seine Heftigkeit beständig in einem Grade, daß die Kranken ihre Qualen nicht grell genug schildern können: als wühlten Messerklingen im Schädel, als wäre derselbe in einen Schraubstock gespannt, als sollte er zerspringen. Durch jede Bewegung, jeden Sinnenreiz wird der Schmerz erhöht. Jeder Puls wird wie ein Hammerschlag empfunden. Es besteht vollständiger Appetitmangel; Essen und Trinken verbieten sich in den meisten Fällen schon durch die sehr quälende Uebelkeit, welche in häufigen Würgeschauern sich Luft machen will."

Die Ursache des Migräneanfalls beruht auf zwei ganz verschiedenen, ja einander entgegengesetzten Krankheitszuständen im Innern des Gehirns: krampfhafte Verengerung und lähmungsartige Erweiterung der Kopfgefäße. Bei der ersteren Form erscheint das Gesicht blaß und kühl, bei der zweiten geröthet und erhitzt mit stärkerem Pulsiren der Schläfenarterien.

Haben wir in dem hysterischen einen Kopfschmerz kennen gelernt, welcher — unter gewissen, später noch zu erörternden Einschränkungen — den Kranken mehr oder weniger angeboren ist, so begegnen wir in einem andern, heutzutage sehr verbreiteten, einem Kunstprodukt. Der neurasthenische, durch Nervenschwächung verursachte Kopfschmerz (Kopfdruck) ist ein Kind der modernen Kultur.

Wir leben im Zeitalter der Nervosität. Die Welt ist wie umgewandelt. Dampf und Elektrizität haben unserem Dasein den Merkursfittig angeheftet. Weit ab liegt die glückliche Gemächlichkeit und Unbefangenheit unserer Jugend. Ueberstürzende Hast, Früh- und Schnelllebigkeit sind an ihre Stelle getreten. Die Jagd nach Glück und Macht, nach Reichthum und Genuß, die Aufregungen der Politik, der Zwist und Haß der Parteien, der aufreibende Kampf um's Dasein — alles zwingt uns, unsere Kräfte auf's Aeußerste anzuspannen, raubt uns Ruhe und Zufriedenheit, erschöpft das innerste Mark. Daher die hochgradige Nervosität, zu welcher schon die Schule den Grund legt. Mit welcher Fülle von Lernstoff wird das arme jugendliche Gehirn vollgepropft! Zensur, Versetzung und Examen geißeln den Jüngling zu unausgesetzter Tages- und Nachtarbeit, während das Mädchen an dictés, Klavier und Nähmaschine wie an eine Tretmühle gefesselt ist! Dahin fliehen Frohsinn und Wangenroth! Wie sollen diese Treibhauspflanzen den Stürmen des Lebens widerstehen? — Eine der häufigsten Folgen der Ueberbürdung zeigt sich in dem Schulkopfschmerz, über den wir einem Vortrag des trefflichen Hygienikers, Geheimrath Dr. Finkelnburg, nachstehende Darstellung entnehmen: „Lehrer und Aerzte kennen gleichmäßig aus fast täglichen Beobachtungen an Schulkindern, Gymnasiasten, Pensionatsschülerinnen u. s. f. jenen mitunter sehr heftigen und tiefen, den ganzen Kopf und besonders den Scheitel einnehmenden, häufig zum Nacken ausstrahlenden Schmerz, mit welchem sich meist eine tiefe Röthe des Gesichts und der Augen, immer aber eine solche der Ohren verbindet, und welcher die daran leidenden Schüler unlustig oder bei heftigem Grade ganz unfähig zu geistiger Arbeit, gemüthverstimmt und theilnahmlos macht. Häufig besteht dabei Neigung zum Nasenbluten. Jeden etwaigen Zweifel über die Herkunft des Leidens hebt die konstante Beobachtung, daß absolutes Fernhalten vom Unterricht das beste Heilmittel, und zu frühe Wiederaufnahme desselben das sicherste Hervorrufungsmittel eines Rückfalles ist."

Wie die Hysterie eine Frauenkrankheit ist, so erscheint die Neurasthenie vorzugsweise beim männlichen Geschlecht, dem Theile der Menschheit, der „hinaus muß in's feindliche Leben". Unter dem Einfluß langdauernder tiefer Gemüthsbewegungen, anhaltender Geistesanstrengungen, namentlich Rechnungsarbeiten, nach übertriebenen Nachtwachen, schweren körperlichen Extravaganzen, entwickelt sich häufig ein quälender Zustand, dessen hervorstechendsten Symptome sich in einer tiefen Verstimmung und Erschlaffung und in einem Gefühl von Betäubung und Druck im Kopf kundgeben. Diese Menschen, oft die begabtesten, werden zerstreut, fahrig, zu jeder geistigen Arbeit unfähig. Der Kopfschmerz, an dem sie unablässig zu leiden haben, wird oft so heftig, daß er Lebensüberdruß hervorbringt.

Ihr Bücherwürmer und Staatshämorrhoidarier, die ihr solches lest, lernet euer künftiges Loos fürchten, und gehet in euch. Studirt etwas mehr die grünen Blätter der Natur, und etwas weniger die vergilbten eurer Pergamente und Akten! Holt euch Gesundheit in frischer Wald- und Bergluft und vergiftet euch nicht mit den gährenden Produkten eures eigenen Stoffwechsels! Denn der neurasthenische Gehirnarbeiter und Stubenhocker, dieser verstimmte, reizbare, schnell ermattende, schlaf- und appetitlose Schwächling krankt nach dem englischen Arzt Lander Brunton infolge seiner sitzenden Lebensweise theils an der Resorption seiner eigenen Verdauungssäfte, wodurch Schwefelwasserstoff, Kohlen- und Buttersäure von der Pfortader aufgefangen und in

den Kreislauf aufgenommen werden, theils an der Zurückhaltung der Stoffwechselprodukte des Gehirns und Rückenmarks, wodurch dieses wunderbare Uhrwerk des Gehirns ins Stocken geräth.

Hier sehen wir nun gleich, wie der gang und gäbe Spruch: „Gegen Kopfschmerzen gibt's nichts!" sein Loch hat. Es leuchtet ein, daß wir durch Vermeidung der Ursachen die Krankheit wenigstens zu lindern, durch eine Diätetik des Gehirns der Nervosität und damit dem Dämon Kopfschmerz Zügel anzulegen im stande sind. Wechsel zwischen Ruhe und Arbeit, Schutz vor Gemüthserregungen, Enthaltung von Leidenschaften, fleißige Bewegung im Freien, mäßige, aber nahrhafte Kost — darin besitzen wir gar wirksame Waffen gegen die Anfälle von Kopfschmerzen.

Schon im Elternhause muß gegen den Keim des Uebels gekämpft werden. Eine richtige Erziehung, welche die Mitte hält zwischen Affenliebe und harter Strenge, berechtigte Wünsche thunlich erfüllt, unberechtigte mit Entschiedenheit abweist, Trotz und Eigensinn konsequent niederdrückt, wird das Kinderherz vor der Giftpflanze der Nervosität und ihren Früchten bewahren. Gehorchen muß das Kind, muß lernen Wuth und Jähzorn zu beherrschen. Wie Seeligmüller sehr richtig darlegt, hat jeder Affekt, der nicht gehemmt wird, Blutandrang nach dem Gehirn und daher eine Ausdehnung der Blutgefäße zur Folge. Wiederholen sich nun die Affekte häufig, so kommt es zu habitueller Blutfülle und Erweiterung der Kopfgefäße. In gleicher Weise wirken gerade in der Jugend auch noch geistige Ueberanstrengung oder anderweitige Erregungen. Wahrlich! In den Händen der Eltern oder Lehrer ruht eine ernste, Generationen verantwortliche Aufgabe. Eindringlicher als je erhebt sich der Mahnruf der Aerzte gegen die übermäßige Belastung der lernenden Jugend — einst wird er erhört werden müssen, und der ärztliche Schulrath in den Lehrerkonferenzen eine wichtige Stimme führen!

Wenden wir uns nun zur Behandlung der einzelnen Anfälle selbst, so wird, je öfter und heftiger diese wiederkehren, der Rath eines erfahrenen Arztes um so nothwendiger sein. Eingewurzelter Kopfschmerz beweist immer die Gegenwart einer tiefen Störung in der Konstitution. Zuweilen wird er durch fehlerhafte Lebensgewohnheiten: beharrliches Gebücktsitzen an der Nähmaschine oder am Strickstrumpf, Mangel an freier Luft, übermäßiges Kaffeeschlürfen verschuldet, und durch Aufgeben dieser Schädlichkeiten gemildert.

Wenn sich der Anfall meldet, wird vor allem die Ruhe des Bettes im dunkeln Zimmer aufzusuchen, und jedes Geräusch fernzuhalten sein. Unser alter Hausfreund, der Senf, wird, in Form von Senfteig, -Spiritus oder -Papier etwa zehn Minuten lang an den Nacken gebracht, sein möglichstes zur Beschwichtigung des Leidens versuchen. Nützlich erweisen sich noch: eine Binde um den Kopf mit einem Inhalt von geriebenem Brot mit Essig und Garbe, Koffeinpastillen, zweistündlich eine zu nehmen, Brausepulver in etwas Wasser, eine Tasse starken schwarzen Kaffees, kalter Baldrianthee oder -Tropfen. Bei geröthetem Gesicht und anderen Zeichen von Blutandrang fleißig kalte Umschläge, Einwicklungen der Füße und Unterschenkel in Tücher mit warmem Essig getränkt, stündlich fünfzehn Tropfen Hallersches Sauer in einem Weinglas Zuckerwasser.

Nicht scharf genug ist gegen das eigenmächtige Hanthieren mit der Morphiumspritze zu warnen. Die Laienhand soll mit diesem gefährlichen Instrument, welches, von Unberufenen gebraucht, schon oft die schrecklichste Zerrüttung des Körpers hervorgebracht hat, gar nichts zu thun haben.

In schweren Fällen von Kopfdruck (Neurasthenie) ist außer Geistesruhe und völliger Arbeitsausspannung eine Luftveränderung, namentlich ein längerer Aufenthalt an der See oder auf hohen Bergen anzurathen.

Eine rechte Haushälterin, wie sie sein soll.

Von A. Lüring.

In der Gr. Reichenstraße in der reichen Hansastadt Hamburg, dort, wo die großen nebeneinander gebauten soliden Kaufmannshäuser aus vergangenen Zeiten, wie noch jetzt Zeugniß geben von dem Reichthum und der Solidität des alten hamburger Handels, war es im Anfange dieses Jahrhunderts in einem der dortigen großen Häuser recht stille. Es war Sonntag. Die Familie des reichen Besitzers war mit Beginn des Sommers auf ihr Landgut hinausgezogen, um entfernt von dem Geräusch der großen Stadt das Angenehme und das Erfrischende des Landlebens zu genießen. Nur der Kaufmann besorgte mit gewohnter Umsicht und Pünktlichkeit in den Tagen der Woche die Geschäfte der Börse und seines mit zahlreichen

Schreibern besetzten Comptoirs und des manchen Arbeiter beschäftigenden Packhauses hinten im Hof. Heute ruhte alles. Gestern Abend schon war der Kaufherr zu seiner Familie hinausgefahren und das Haus war der alleinigen Aufsicht der alten treubewährten Haushälterin Anna anvertraut.

Alles im Hause zeugte von peinlicher Sauberkeit und Ordnung. Die obern Zimmer waren verschlossen und die Schlüssel im sichern Verwahrsam. Die große weitflurige Diele mit den Marmorfliesen belegt, ließ in keinem Winkel ein Stäubchen entdecken und in dem kleinen Stübchen nebenan, dem Stübchen Anna's, herrschte die äußerste Ordnung. Hier stand ihr sauberes Bett, an der Seite die alterthümliche Kommode und darauf allerlei Nippsachen, Gelegenheitsgeschenke. An der Wand hing das Bild des Erlösers und noch einige andere biblische Begebenheiten darstellend und die Silhouette ihres Seligen. Am Fenster stand der Tisch und ein alter Lehnstuhl, noch ein Erbstück aus alten Tagen von den Vorfahren der Familie stammend.

Nach den geräuschvollen Tagen der Woche kam es der alten Anna an diesem Sonntage so ganz allein in dem großen weitläufigen Hause fast einsam und beängstigend vor. Allein was konnte sie fürchten? In dem soliden, durch feste Thüren, Läden und Schlösser verwahrten Hause konnte ihr ja keine Gefahr drohen. Dazu am Tage die belebte Straße und des Nachts wachte ja der gute alte Nachtwächter mit Spieß und Knarre. Kein Wunder, daß sie sich nicht anfechten ließ, fürchtete sie doch Gott den Herrn und kannte den Spruch: „Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten und hilft ihnen aus.“ So saß sie denn am Fenster in ihrem Stübchen. Sie sah die Leute aus ihren Häusern treten mit dem Gesangbuch in den Händen um zur Kirche zu gehen und seufzte, daß sie nicht unter ihnen sein könne; aber es ermuthigte sie auch, dem Herrn zu dienen, so gut sie könne. So nahm sie denn die alte Hauspostille vom Bord herunter, wischte ihre Hornbrille ab und rüstete sich, ihre Predigt zu lesen. Wie erquickte sie das liebe Gotteswort. Da wird man doch wieder anders zu Muthe, so ein Gotteswort hat doch Kraft, meinte sie zu sich selber.

Mittlerweile kamen auch die Kirchleute wieder heim. Manche nickten noch freundlich der gutmüthigen Alten zum Fenster hinein, die nicht verfehlte, die Grüße freundlich zu erwidern, ja einer oder der andern nähern Freundin ein paar Worte durch den offnen Fensterflügel zuzusprechen. Dann bereitete sie ihr bescheidenes Mittagessen. Ein bischen Suppe, ein bischen Fleisch und Gemüse, mehr bedurfte sie ja nicht. Und nachdem sie hierfür dem Geber aller guten Gaben herzlich Dank gesagt hatte, folgte ein halbstündiges Schläfchen, das sie im bequemen Lehnstuhl abmachte. Dann folgte ein Täßchen Kaffee, bei dem sie es sich so gemüthlich als möglich zu machen suchte. Aber wie langsam schlichen ihr die Stunden des Tages hin. Freilich auf den Straßen wurde es wieder lebendig. Viele Freunde und Nachbarn gingen in ihrem Sonntagsstaat am Fenster vorbei, um am Nachmittage außerhalb den Stadtthoren etwas von Gottes schöner Natur zu sehen oder um Freunde zu besuchen.

Bald aber hörte auch dieses auf und es wurde ganz öde auf der Straße. Niemand kam sie zu besuchen. Da griff sie wieder zu ihrer Hauspostille, um die zweite Predigt zu lesen, wobei freilich nicht verschwiegen werden darf, daß ihr einige Male dabei der Schlaf kam und sie zu ihrem eigenen Verdruß einnickte, denn es war ein warmer Sommertag und das Haus an der Sonnenseite.

So war es endlich gegen sechs Uhr geworden. Da hörte sie plötzlich ein Rollen vor der Hausthüre und gleich darauf ein starkes Klopfen. Vorsichtig öffnete Anna das Fenster und so sah sie vier Männer mit einem Handwagen und auf demselben einen großen Ballen in Leinwand genäht.

„Wir haben diesen Ballen hier abzuliefern,“ sagte der eine der Männer zu der Anna.

„Ach, du liebe Zeit, das Packhaus ist ja des Sonntags geschlossen und keiner der Arbeiter ist bei der Hand,“ antwortete diese.

„Wir können ja den Ballen auf die Hausdiele hinstellen, bis Morgen die Arbeiter kommen. Es ist Tabak darin und die Sache ist wichtig,“ antwortete wieder der Mann.

Da schloß denn Anna die gewichtige Hausthüre auf und die vier Männer trugen vorsichtig den Ballen herein und setzten ihn auf dem Flur an die Wand, gerade der Thüre des Stübchens gegenüber. Der Sprecher gab der Anna den Frachtbrief und empfahl sich. Gerne hätte Anna noch ein wenig mit den Männern sich unterhalten vom Wetter oder von dies oder jenes, denn die Langeweile war gar zu drückend. Allein die Männer erklärten, sie hätten keine Zeit, sie müßten noch aufs Schiff zurück, das in der Nacht noch aus dem Hafen wolle. So fiel die schwere Hausthüre wieder ins Schloß und Alles war so still wie vorhin. Nur Anna konnte sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Die Beängstigung vom Morgen kam ihr wieder, sie wußte selber nicht warum. Sie dachte an die Männer, sie sah nach dem Ballen; sie konnte nichts Verdächtiges entdecken und doch wollte das unheimliche Gefühl nicht schwinden. „Man ist auch so ganz allein hier, darum kommt das,“ sagte sie zu sich selber.

So war der Abend gekommen. Die Straße belebte sich aufs Neue mit den von ihren Ausflügen zurückkehrenden Spaziergängern, die wieder ihre Wohnungen aufsuchten. Da kam noch, wie gerufen, eine alte Freundin, die in einem entfernten Theil der Stadt wohnte und die sie lange nicht gesehen hatte. Das war der alten Anna so recht gelegen. Da gab es so viel zu erzählen, Altes und Neues. Vor allem aus der guten alten Zeit der vergangenen Tage und von vielen alten Freunden und Bekannten, von denen schon manche daheim waren bei dem Herrn, gleich wie ihr Seliger. Auch von den hereinbrechenden bösen Zeiten und Menschen wurde gesprochen, wobei mancher Stoßseufzer mit unterlief. Die gute Freundin mußte absolut den Abendthee mittrinken, obwohl diese erklärte, keine Zeit zu haben und heim müsse.

Endlich mahnte die Knarre des Nachtwächters, dessen rauhe Stimme dazu rief: „De Klock het tein schlagen, tein ist de Klock." „Ach ja, es ist schon zehn Uhr, nun muß ich aber fort," erklärte jetzt die Freundin mit Entschiedenheit. Noch ein paar Worte zum Schluß, denn ohne diese geht das Abschiednehmen unter zwei Freundinnen nicht ab, und abermals ein paar Worte unter der Hausthüre und der Besuch eilte die Straße hinunter, während Anna sorgsam die Hausthüre schloß und die schweren Nachtriegel vorschob, auch die Fensterläden befestigte, um vor bösen Menschen ganz sicher zu sein.

Aber unbegreiflicher Weise, das beängstigende Gefühl, das unter dem traulichen Besuch ganz vergessen war, kehrte sofort, nachdem die Freundin sich entfernt hatte, wieder. Horch! hörte sie nicht von der Diele her sich etwas regen? Aber nein, Alles war stille, ganz stille, nur die alte Wanduhr machte ihr lautes Tick Tack. Es mußte nichts als ihre Einbildung gewesen sein. So las Anna denn ihren Abendsegen und befahl sich mit besonderer Inbrunst dem Hüter Israels, der nicht schlummert und nicht schläft. Dann zündete sie ihr Nachtlämpchen an, stellte den grünen Lichtschirm davor, damit der Schein nicht den Schlaf störe, und legte sich ins Bett. Da es sommerschwül war, ließ sie die Stubenthüre offen und konnte so beständig den auf der Diele stehenden Ballen sehen. Sie konnte gar nicht den Schlaf finden, stets mußte sie mit den Augen nach dem Ballen sehen und ihre Beängstigung nahm zu. Dann hörte sie vom nahen Catharinenkirchthurm es elf Uhr schlagen und gleich darauf wieder des Nachtwächters Stimme und Knarre, zugleich auch seinen schweren Tritt dem Hause vorbei. Des Wächters Nähe beruhigte sie in etwas und endlich schloß sie die Augen zum Schlummer. Aber schon die Thurmschläge der Mitternachtsstunde weckten sie wieder aus beängstigendem Traume.

Mit dem Schlafen war es jetzt vorbei. Sie mochte noch ein Viertelstündchen gelegen haben, da hörte sie deutlich von der Diele her, aus dem Ballen kommend, ein Geräusch. Mit starren, weit offenen Augen sah sie nach dem Ballen. — Was war das? — Sie sah und hörte, wie ein blankes, scharfes Messer von innen des Ballens die Leinwand durchfuhr und dieselbe rasch zerschneidend, entstieg dem Ballen leise und behend, schneller als es sich erzählen läßt, ein baumlanger, wildblickender Mensch. Instinktmäßig schloß Anna ihre Augen, ein guter Gedanke gab ihr ein, tiefen Schlaf zu simuliren, während sie in ihrem Herzen in diesen schrecklichen Augenblicken den Herrn um Hülfe anrief. Sie hörte, wie der furchtbare Mensch sich ihrem Bette nahete, sie fühlte seinen Athem, als sich derselbe über sie beugte, um ihren Schlaf zu prüfen und endlich gar mit der Spitze seines Messers ihren Hals berührte. Bei der geringsten Bewegung hätte er sie unfehlbar erwürgt. Aber Gott gab ihr Festigkeit, nicht zu zucken und zugleich ihm es in das Gewissen, ihrer zu schonen. Gottes Engel wehrete seiner Hand. Er trat wieder vom Bette ab, zündete sich eine Diebslaterne an und fing an, die Räume des Hauses zu untersuchen. Seinen Diebeswerkzeugen widerstand kein Schloß. Er ging in das Comptoir und in die oberen Zimmer und trug leise und behend was ihm werth däuchte auf die Diele zusammen. Dann öffnete er vorsichtig die Hausthüre und in derselben stehend, gab er mit einem durchdringenden Pfiff seinen Raubgenossen draußen das verabredete Zeichen.

Anna war ihm immer mit den Augen gefolgt. Als er in der Hausthüre stand, kam ihr ein entschlossener Gedanke. Mit dem Muthe der Verzweiflung sprang sie leise aus dem Bette und mit Aufbietung aller ihrer Kraft den nichts ahnenden Mann in den Rücken stoßend, stürzte er die Haustreppe hinab auf die Straße. Im selben Augenblick schlug sie die Hausthüre zu, schloß und riegelte und flog mit Windeseile die Treppe hinauf in die erste Etage. Dort riß sie einen Fensterflügel auf und schrie durchdringend um Hülfe, die auch alsbald in Gestalt der Nachtwache erschien.

Wer erstaunt nicht über den Muth dieser Frau, dieser Haushüterin wie sie sein soll? Gottesfürchtig, treu, klug und entschlossen. Welcher Gläubige aber erkennt nicht auch lobend die Hand des Herrn und seiner heil'gen Engel Wacht! Wohl dem, der sich unter seinen Schirm stellt, der muß wohlbewahret bleiben.

Fleisch und Geist nach dem Sprachgebrauch der heiligen Schrift.

Von F. L. Nagler.

Jedem aufmerksamen Bibelleser ist es schon aufgefallen, daß die Ausdrücke Fleisch und Geist nicht immer in einem und demselben Sinne in der heiligen Schrift gebraucht werden.

Wir betrachten zuerst die verschiedenen Bedeutungen des Ausdruckes Fleisch.

Erstens bezeichnet Fleisch im biblischen Sprachgebrauch den weichen Theil am menschlichen und thierischen Körper. Schriftstellen: „Und nahm seiner Rippen eine und schloß die Stätte zu mit Fleisch," 1 Mose 2, 21; „Es ist besser, du essest kein Fleisch, daran sich dein Bruder stößt oder ärgert," Röm. 14, 21.

Zweitens bezeichnet die Schrift mit Fleisch die gesammte Kreatur Gottes auf Erden, Menschen und Thiere. Schriftstellen: „Und das waren Männlein und Fräulein von allerlei Fleisch," 1 Mose 7, 16; „Du bist ein Gott der Geister alles Fleisches," 4 Mose 16, 22; „Allerlei Thier, das bei dir ist, von allerlei Fleisch," 1 Mose 8, 17.

Drittens bezeichnet die Schrift mit Fleisch die Menschen oder die Menschheit überhaupt. Schriftstellen: „Denn alles Fleisch hatte seinen Weg verderbet auf Erden," 1 Mose 6, 12; „Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch," Joel 3, 1; „Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume," 1 Petri 1, 24; „Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern" u. s. w., Epheser 6, 12.

Viertens bezeichnet die Schrift mit Fleisch den menschlichen Körper, und mit dem Ausdruck „im Fleisch" das irdische Leben, das Leben im Leibe. Schriftstellen: „Und auf daß ich mich nicht der hohen Offenbarung überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl in's Fleisch," 2 Kor. 12, 7; „Und ist getödtet nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht nach dem Geist," 1 Petri 3, 18; „Sintemal aber im Fleisch leben, dienet mehr Frucht zu schaffen," Phil. 1, 22; „Denn was ich jetzt lebe im Fleisch," Gal. 2, 20.

Fünftens bezeichnet die Schrift mit Fleisch die leibliche Verwandtschaft, die sogenannte Blutsverwandtschaft. Schriftstellen: „Da sprach Laban: wohlan, du bist mein Bein und mein Fleisch," 1 Mose 29, 14; „Von seinem Sohne, der geboren ist von dem Samen Davids nach dem Fleisch, und kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes nach dem Geist," Römer 1, 3; „Ob ich möchte die, so mein Fleisch sind, zum Eifern reizen, und ihrer etliche selig machen," Römer 11, 14.

Sechstens bezeichnet die Schrift mit Fleisch die ganze menschliche Natur und Art, wie sie sich nach dem Fall und durch denselben offenbart, und zwar 1) in Bezug auf ihre Untüchtigkeit, Schwachheit und Hinfälligkeit; 2) in Bezug auf ihre Kurzsichtigkeit, Thorheit und Verblendung; 3) in Bezug auf ihre Sündhaftigkeit, Abgeneigtheit vom Guten, ihren Widerstreit gegen Gott und sein Gesetz, wie es sich offenbart in Wort und Gewissen. — Hier einige Schriftstellen, in denen Fleisch den gefallenen Zustand des Menschen bezeichnet, hinsichtlich seiner Schwachheit und Hinfälligkeit: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm," Jer. 17, 5; „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach," Matth. 26, 41. Hierher müssen wir auch zählen: „Das Wort ward Fleisch," Joh. 1, 14; „Nun aber hat er euch versöhnet mit dem Leibe seines Fleisches," Col. 1, 22; „Gott ist geoffenbaret im Fleisch," 1 Tim. 3, 16; „Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen," 1 Joh. 4, 2. — Hier einige Schriftstellen, in denen Fleisch (oder Fleisch und Blut) den gefallenen Zustand des Menschen bezeichnet hinsichtlich seiner Kurzsichtigkeit und Verblendung: „Denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel," Matth. 16, 17; „Ihr richtet nach dem Fleisch; ich richte Niemand," Joh. 8, 15; „Alsobald fuhr ich zu und besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut," Gal. 1, 16. — Hier einige Schriftstellen, in denen Fleisch den gefallenen Zustand des Menschen bezeichnet, hinsichtlich seiner Abgeneigtheit vom Guten und seines Widerstrebens gegen Gott und sein Gebot: „Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch," 1 Mose 6, 3; „Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch," Joh. 3, 6; „Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch wohnet nichts Gutes," Röm. 7, 18; „Die nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist," Röm. 8, 1; „Und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches," Röm. 8, 3; und noch viele andere paulinische Schriftstellen. Hierher gehört auch: „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben," 1 Kor. 15, 50.

Betrachten wir nun das Wort Geist nach dem Sprachgebrauch der heiligen Schrift. Auch hier werden wir eine sechsfache Bedeutung finden.

Erstens bezeichnet die heilige Schrift mit dem Ausdruck Geist gewisse persönliche

Wesen, d. h. solche Wesen, die ein Selbstbewußtsein haben und mit einem Erkenntniß-, Gefühls- und Willensvermögen ausgerüstet sind. Die Schrift kennt sechs Klassen solcher Wesen: 1) Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, ohne Rücksicht auf die Lehre von der Dreieinigkeit. Schriftstelle: „Gott ist ein Geist," Joh. 4, 24. 2) Der Geist Gottes oder der heilige Geist, auch der Geist der Wahrheit genannt, die sogenannte dritte Person der Gottheit. Schriftstellen: „Der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser," 1 Mos. 1, 2; „Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen," 1 Mos. 6, 3; „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird," Joh. 16, 13. 3) Von Gott erschaffene Engelwesen. Schriftstelle: „Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister," Hebr. 1, 14. 4) Gefallene Engelwesen, der Teufel, die Dämonen. Schriftstelle: „Und er rief seine 12 Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unsaubern Geister," Matth. 10, 1. 5) Der Menschengeist, das höchste Prinzip im Menschen, der Gotteshauch, der Sitz seines Selbstbewußtseins. Schriftstellen: „Mein Geist muß forschen," Ps. 77, 7; „Derselbige Geist giebt Zeugniß unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind," Röm. 8, 16; „Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne den Geist des Menschen, der in ihm ist," 1 Kor. 2, 11. 6) Der abgeschiedene Menschengeist. Schriftstellen: „Sie erschracken aber und fürchteten sich, meineten, sie sähen einen Geist," Luk. 24, 37 u. V. 39; „Ein Geist hat nicht Fleisch und Bein;" „Der Geist geht zu Gott, der ihn gegeben hat," Pred. 12, 7; „In demselben ist er auch hingegangen und hat geprediget den Geistern im Gefängniß," 1 Petr. 3, 19; „Geister der vollkommenen Gerechten," Hebr. 12, 23.

Zweitens bezeichnet Geist oft die wirkenden Kräfte der Gottheit in der Welt und im Menschen, in ihrer Gesammtheit wohl gleichbedeutend mit Geist Gottes oder heil. Geist. Schriftstellen: „Und von den sieben Geistern, die da sind vor seinem Stuhl," Offenb. 1, 4; auch „Die sieben Augen Gottes" genannt, die das ganze Land durchziehen, Sach. 3, 9; 4, 10; Offenb. 5, 6. Hierher gehören wohl auch Schriftstellen, wie diese: „Auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Raths und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn," Jes. 11, 2; „Und sollst reden mit Allen, die eines weisen Herzens sind, die ich mit dem Geist der Weisheit erfüllet habe," 2 Mos. 28, 3; „Josua aber ward erfüllet mit dem Geist der Weisheit," 5 Mos. 34, 9.

Drittens bezeichnet Geist oft die einfache physische Lebenskraft, sowohl des Menschen als der Thiere, weil diese nur im Geiste Gottes ihre eigentliche Quelle oder erste Ursache haben kann. Schriftstellen: „Das ging alles zu Noah in den Kasten, von allem Fleisch, da ein lebendiger Geist innen war," 1 Mos. 7, 15; „Ach Gott, der du bist ein Gott der Geister alles Fleisches," 4 Mos. 16, 22; „Und da er gegessen hatte, kam sein Geist wieder zu ihm," 1 Sam. 30, 12; „Denn die Pfeile des Allmächtigen stecken in mir, derselben Grimm säuft aus meinem Geist," Hiob 6, 4.

Viertens bezeichnet Geist oft eine Autorität, Würde, Gabe, besonders Prophetengabe. Schriftstellen: „So will ich deines Geistes, der auf dir ist, nehmen, und auf sie legen." „Da kam der Herr hernieder in der Wolke, und nahm des Geistes, der auf ihm war, und legte ihn auf die siebenzig ältesten Männer," 4 Mos. 11, 17. 25; „Der Geist Elias ruhet auf Elisa," 2 Kön. 2, 15; „Und die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan," 1 Kor. 14, 32.

Fünftens bezeichnet Geist oder „im Geiste" die geistige oder geistliche, übersinnliche Art und Weise einer Begebenheit oder Sache im Gegensatz zur leiblichen, sinnlichen Art und Weise. Schriftstellen: „Im Geist und Kraft Elias," Luk. 1, 17; „Ich im Geiste gebunden," Apstg. 20, 22; „Alsobald war ich im Geist," Offenb. 4, 2; „Und er brachte mich im Geist in die Wüste," Offenb. 17, 3.

Sechstens bezeichnet Geist im biblischen Sprachgebrauche die Charakteristik, Gesinnung oder innere Lebensrichtung des Menschen, besonders wenn diese eine gute, eine vom Geiste Gottes bewirkte ist. Hierher gehören Schriftstellen, wie die folgenden: „Aber meinen Knecht Kaleb, darum daß ein anderer Geist in ihm ist," 4 Mos. 14, 24; „Und will euch ein einträchtig Herz und einen neuen Geist in euch geben," Hes. 11, 19; „Denn ihr habt nicht einen knechtlichen Geist empfangen, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen," Röm. 8, 15; „Erneuet euch im Geist eures Gemüths," Ephes. 4, 23; „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch," Gal. 5, 17.

In Bezug auf die beiden letzten Punkte (die Sechstens), sowohl dessen, was ich über den biblischen Sprachgebrauch von Fleisch, als auch dessen, was ich über Geist sagte, nämlich Fleisch als Ausdruck des gefallenen Zustandes des Menschen, und Geist als Ausdruck der inneren, guten, durch Gottes Geist bewirkten Lebensrichtung, möchte ich noch einige kurze Bemerkungen hinzufügen.

Fleisch und Geist bilden in diesem Sinne durchweg einen Gegensatz. Fleisch ist das

Aeußere, Weltliche; Geist das Innere, Göttliche. Fleisch ist das Schwache, Vergängliche; Geist das Starke, Bleibende. Fleisch ist das Sündhaft-Menschliche; Geist das Göttlich-Gute. Mit einem Wort: Fleisch ist der alte Mensch, der alte Adam mit allen seinen sündhaften Neigungen und bösen Lüsten; Geist ist der neue Mensch, geschaffen nach dem Ebenbilde des Sohnes Gottes.

Daß die innere, gute, göttliche Lebensrichtung im Menschen Geist genannt wird, hat nichts Auffallendes für uns, wenn wir bedenken, daß Geist überhaupt das Höchste im Wesen des Menschen bezeichnet, und daß alles Gute und Göttliche im Menschen durch die Wirkungen des Geistes Gottes hervorgerufen werden. Aber warum wird das Entgegengesetzte, das Sündhafte im Menschen, Fleisch genannt? Deutet dieses vielleicht an, daß das Uebel, die Sünde ihren Ursprung und Sitz in der Sinnlichkeit, im Fleische hat? Nichts ist unpaulinischer und unbiblischer als diese Auffassung. Wenn die Schrift von besonderen Lüsten des Fleisches redet (1 Petr. 3, 21; 2 Petr. 2, 10; 1 Joh. 2, 16), da meint sie Hurerei, Unreinigkeit u. s. w.; aber der Ausdruck Fleisch hat in diesen Stellen auch keine solch umfassende Bedeutung, als in den sogenannten paulinischen. Dieses läßt sich zur Genüge erweisen aus der inhaltreichen Stelle Gal. 5, 19 ff.: „Offenbar sind aber die Werke des Fleisches, als da sind Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord, Saufen, Fressen und dergleichen." Hier nennt der Apostel allerdings die sogenannten Fleischessünden als Werke des Fleisches; aber er nennt als Werke des Fleisches auch Zauberei, Feindschaft, Neid, Zorn, Haß, Zwietracht, welche gewiß keine sogenannten Fleischessünden sind.

Fleisch bezeichnet bei dem Menschen das in die Erscheinung Tretende, das Aeußere; was er thut, das thut er — der Mensch, der ganze Mensch — im Fleische. Auch zeigen sich seine Sünden, die verkehrte Willensrichtung seines Geistes, nirgends so deutlich, als an seinem Fleische; und deshalb wird Fleisch von der ersten Stelle, 1 Mos. 6, 3: „Die Menschen sind Fleisch," bis zur letzten paulinischen Stelle, wo es in diesem Sinne gebraucht wird, figürlich als Bezeichnung seines Totalzustandes, wie ihn der Sündenfall hervorgerufen hat, gebraucht.

Aus dem soweit Gesagten ist deutlich zu ersehen, was der Apostel unter „fleischlich" und unter „geistlich gesinnet sein" meint. „Denn die da fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnet; die aber geistlich sind, die sind geistlich gesinnet. Aber fleischlich gesinnet sein ist der Tod; und geistlich gesinnet sein ist Leben und Friede. Denn fleischlich gesinnet sein ist eine Feindschaft wider Gott; sintemal es dem Gesetz Gottes nicht unterthan ist, denn es vermag es auch nicht. Die aber fleischlich sind, mögen Gott nicht gefallen. Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein." Röm. 8, 5 ff. Der unwiedergeborene Mensch hat eine fleischliche Gesinnung, sein Geistesleben, sein Sinnen und Trachten ist auf das Zeitliche, Vergängliche und Sündhafte gerichtet. Wenn der Mensch aber Buße thut, d. h. seine Verdorbenheit erkennt, die Sünde lassen will und an Jesum Christum glaubt, so wird er wiedergeboren, d. h. Gottes Geist theilt ihm eine neue Lebenskraft mit, diese nimmt Besitz von seinem Herzen, dem geistigen Centrum seines ganzen Wesens, und es entsteht in ihm eine geistliche Gesinnung, er wird, wie man spricht, ein neuer Mensch. Durch die Wiedergeburt wird der alte Adam, der alte Mensch (wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf) tödtlich verwundet — nicht getödtet. Trotzdem der Mensch nun nicht mehr fleischlich, sondern geistlich gesinnet ist, so wird sich die fleischliche Gesinnung doch hie und da wieder in ihm regen; ja sie mag, wenn der Mensch nicht wachend und betend ist, wieder zur Herrschaft gelangen. Es ist die erhabene Aufgabe jedes Christen, dieses fleischliche Wesen mehr und mehr in den Tod zu bringen; das Geistliche soll sein ganzes Wesen und Leben in Besitz nehmen, er soll durch und durch geheiligt werden. Auf welche Weise, wann und bis zu welchem Grade dieses in diesem Leben geschehen soll, das sind Fragen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann.

Warum lesen wir: „Das Wort ward Fleisch; Gott geoffenbaret im Fleisch?" Dieses will mehr sagen als, das Wort ward Mensch, Gott geoffenbaret im Menschen (in der Menschennatur), wie es sehr oft aufgefaßt wird; es will sagen: Der Sohn Gottes nahm die menschliche Daseinsweise an, nicht wie sie Adam vor dem Sündenfalle hatte, nicht wie sie wäre, wenn der Mensch nicht gesündigt hätte, sondern wie sie durch den Fall wurde und in der sündigen Menschheit ist. Christus nahm nicht die Königsgestalt des ungefallenen, sondern die „Knechtsgestalt" des gefallenen Menschen an; er kam, wie der Apostel so bedeutungsvoll sagt (Röm. 8, 3), in der „Gestalt des sündlichen Fleisches;" er that dieses und mußte dieses thun, um uns aus eben diesem Zustande heraus zu erlösen.

Gedanken und Thatsachen über die vierte Internationale*) Sonntagschul-Convention.

Editor.

Viererlei hat die im Juni 1884 in Louisville, Ky., tagende Internationale Sonntagschul-Convention klar vor Augen gestellt.

I.

Die große Macht, welche das Christenthum namentlich in unserem Lande und in den von England regierten Gebieten, sowie beziehungsweise auch in der ganzen Welt ausübt. Da so zu sprechen, ein einzig Fach der christlichen Thätigkeit und dazu noch eines, welches von vielen Menschenkindern für ein so recht „kleines" angeschaut wird, Männer und Frauen aus aller Welt Ende, aus allen Ständen und aus allen kirchlichen Gemeinschaften zu Tausenden zusammenführt, und diese aus 1100 Delegaten bestehende Massen-Convention ein Werk der christlichen Kirche repräsentirt, zu welchem 14½ Mill. Seelen gehören, so nehmen sich die Faseleien des Ingersoll und anderer Verneinungsapostel über den nahen Untergang des Christenthums doch recht lächerlich aus. Ebenso wird das Winseln vieler Christen über den Verfall der Kirche zu Schanden. Freilich sind es der Ursachen zum Klagen und Wimmern gar viele und es will manchmal scheinen, als ob der Herr sein Volk verlassen habe und die Gottlosigkeit die Obhand bekommen würde. Aber die andere Seite des Reich-Gottes-Bildes darf ebenfalls nie außer Acht gelassen werden, und wie gefährlicher Dusel entsteht, so man alles nur mit rosenfarbiger Brille beschaut, so entsteht auch lähmende Schwarzseherei, wenn man immer nur das Elend und die Gottlosigkeit der Welt in hoffnungslosem Anstarren beguckt. Der Kampf mit Sünde und Gottesleugnung ist ein Kampf auf Tod und Leben, in welchem die Kirche schon viele Wunden erhalten hat und noch erhalten wird, — aber wir haben keine Ursache muthlos und seufzend in der Ecke zu sitzen wie die Juden an den Wassern Babels, sondern dürfen s c h a u e n, daß Jehovah noch in seiner Stadt ist.

II.

Die Einigkeit im Geist unter den Jüngern des Herrn ist heutzutage nicht bloß eine schöne Theorie, sondern That und Wahrheit — hauptsächlich unter denen englischer Zunge. Vor 25 oder 30 Jahren, als verschiedene Kirchengemeinschaften anfingen, sich einander zu nähern, war dies noch anders. Damals schrieb man auf's Papier recht schöne Allianz-Redensarten, mißtraute sich jedoch gegenseitig auf praktischem Lebensgebiete. Wie ist doch hierin alles ganz anders geworden, und wie hat diese Zusammenkunft der Sonntagschul-Arbeiter wiederum bewiesen, daß trotz allen Unterschieden das Wort des Herrn dennoch wahr werden kann: A u f d a ß s i e a l l e E i n s s e i e n!

Ernste Presbyterianer, evangelisch-gesinnte Episkopale, fromme lutherische Leute, standhafte Reformirte, taufgesinnte Baptisten, feurige Methodisten und mancherlei andere Unterabtheilungen der christlichen Kirche tagten hier in der brüderlichsten Vereinigung, beriethen sich über gemeinschaftlich auszuführende Pläne, über einen für die Gesammtheit gültigen Lektionsplan 2c. und sprachen in solch ächtem Geiste christlicher Union, daß es einfach unmöglich war zu errathen, zu welchem Fähnlein der oder ein anderer Redner gehörte, wenn man es nicht zuvor wußte. So zum Beispiel will ich zum Vergnügen meiner Leser mittheilen, daß ich zur Abwechslung bei diesen Delegaten auch einmal eine Zeitlang für einen „Evangelischen Lutheraner" galt.

Die noch lebenden Ritter von der Streittheologie werden zwar solche einmüthige Tagsatzung der christlichen Heeresabtheilungen den Gräuel der Verwüstung nennen. Der Jünger des Herrn, dem das Gebot der Liebe und Duldung über die Streittheologie geht, erkennt dagegen in solch lieblichem Beisammensein ein Zeichen, daß unser Herr Jesus Christus am Wirken ist. Wenn das Sonntagschulwesen nichts anderes vollbracht haben würde, als daß es einen Beitrag zu dieser Einigkeit im Geiste geliefert hat, so wäre dies an und für sich schon ein großes Werk.

III.

Das Gedeihen des Sonntagschulwesens ist geradezu ein erstaunliches. Seit 1881 betrug der Zuwachs in der ganzen Sonntagschul-Welt über 1½ Millionen. Diese Zahl zeigt den R e i n g e w i n n an, denn wenn zu berechnen wäre, wie viele Schüler und Arbeiter in 3 Jahren aus dem großen Sonntagschulheer hinüber in die Ewigkeit gehen, so würde sich der Gesammtgewinn an Zahl noch viel höher stellen.

Um unsern Lesern einen Ueberblick über die Großartigkeit des Sonntagschul-Wesens zu geben, fügen wir einige statistische Tabellen ein, welche mancherlei zu denken geben, und Jedem früher oder später nützlich werden können.

*) Inter bedeutet zwischen; international so viel als von den verschiedenen Völkern unterstützt, besucht und befürwortet.

a) Gesammt-Sonntagschul-Statistik.

	S. Schulen	Schüler	Lehrer	Total
Nord-Amerika.				
Ver. Staaten	87,730	6,820,835	932,283	7,753,118
Canada	5,400	340,170	41,712	381,882
Neufundland	240	16,160	1,200	17,360
Andere Gegenden	600	25,000	2,500	27,500
Europa.				
England und Wales	....	3,800,000	422,222	4,222,222
Schottland	....	494,533	47,972	542,505
Irland	....	320,920	30,175	351,095
Norwegen	....	65,000	5,600	70,600
Schweden	....	150,000	15,000	165,000
Dänemark	....	45,000	4,000	49.000
Deutschland	2,000	200.000	10,000	210,000
Holland	1,000	100,000	3,000	103,000
Belgien	50	1,100	112	1,212
Frankreich	1,080	45,000	4,500	49,500
Schweiz	776	76,260	5,320	81,580
Italien	150	10,000	600	10,600
Spanien	100	8,000	400	8,400
Portugal	30	2,000	100	2,100
Nicht in Obigen gezählt	....	15,000	1,000	16,000
Asien.				
Persien	68	3,000	272	2,372
Andere Gegenden	....	35,000	1,500	36,500
Afrika.	....	158,745	8,355	167,100
Süd-Amerika.	....	150,000	3,000	153,000
Oceanien.				
Australien	1,300	100,000	12,000	112,000
Tasmania	....	11,800	1,200	13,000
Neu Seeland	300	30,000	3,000	35,000
Sandwich Inseln	....	15,000	1,300	16,300
Andere Gegenden	....	25,000	1,500	26,500
In der Welt	....	13,063,523	1,559,823	14,623,346

b) Wie viele Prozente der Bevölkerung in den Sonntagschulen.

Ver. Staaten.

Connecticut	24 1/2	Rhode Island	14
Maryland	24 1/3	Maine	13 3/4
Nebraska	24 1/2	Wisconsin	13 3/4
Distrikt Columbia	24 1/4	Massachusetts	13 1/3
Pennsylvania	20 1/5	Minnesota	12 1/4
Iowa	20	Colorado	12
New Jersey	20	Missouri	11 2/3
New York	20	Florida	11 1/2
Ohio	20	Louisiana	11 1/2
Vermont	20	Dakota Terr	10 2/3
Virginia	20	Mississippi	10
West Virginia	20	Süd Carolina	10
Georgia	19 1/3	Arkansas	9
Indiana	18 3/4	Oregon	7 1/5
Kansas	18 3/4	Wyoming Terr	6
Illinois	18 1/3	California	5 1/2
Tennessee	18 1/3	Indian Terr	5 1/2
Michigan	18	Washington Terr	5
Texas	17 3/4	Nevada	4 3/4
New Hampshire	17 1/3	Idaho Terr	4 2/3
North Carolina	16 1/2	Montana Terr	3 3/4
Kentucky	15	Arizona Terr	3 1/2
Delaware	14 1/3	Utah Terr	3
Alabama	14	New Mexico	1 1/3

Britisch-Amer. Provinzen.

Ontario	19 1/2	Prince Edward Inseln	9
Neufundland	11	Neu Brunswick	7
Nova Scotia	9 3/5	Quebec	2 3/4

c) Vergleichende Sonntagschul-Statistik der Städte in den Ver. Staaten, welche 100,000 Einwohner und darüber zählen.

	Schulen	Mitglieder. Schüler	Lehrer	Total	Bevölkerung	Proz. der Bevölkerung und Schulen
1. New York (Stadt)	356	88,237	12,000	100,237	1,206,299	8 1/2
2. Philadelphia	555	155,348	15,363	170,711	847,170	20
3. Brooklyn	240	85,780	9,271	95,051	566,663	16 3/4
4. Chicago	212	66,212	6,024	72,236	503,185	14
5. Boston	131	31,475	3,514	34,989	362,889	9 3/5
6. St. Louis	123	23,063	2,242	25,305	350,518	7 1/4
7. Baltimore	240	62,708	5,908	68,616	332,313	20
8. Cincinnati	142	32,150	2,686	34,836	255,139	13 1/2
9. San Francisco	75	11,316	1,247	12,536	233,959	5 1/3
10. New Orleans	77	7,278	924	8,202	216,090	4
11. Cleveland	77	22,000	2,283	24,283	160,146	20
12. Buffalo	84	20,333	1,780	22,113	155,134	14 1/4
13. Washington	155	33,446	3,100	36,546	159,871	23
14. Newark	72	18,534	1,855	20,389	136,508	14 3/4
15. Louisville	102	12,000	1,440	13,440	123,758	10 1/2
16. Jersey City	68	15,437	1,745	17,182	120,722	14 1/3
17. Detroit	65	15,632	1,784	17,416	116,340	15
Canada.						
Montreal	.....	10,642	1,080	11,722	140,747	8

Ueber die Statistik der deutschen Sonntagschulen unseres Landes habe ich kürzlich noch genauere Nachrichten erhalten als die in der letzten Nummer mitgetheilten und beziffert sich die ganze Zahl der deutschen Sonntagschüler auf 500,000 bis 600,000, und die der deutschen Sonntagschullehrer in den Ver. Staaten auf 50,000 bis 60,000. Diese Angabe ist deßhalb eine nicht bestimmte und genaue, weil sich in vielen Kirchengemeinschaften nicht blos deutschredende und englischredende Gemeinden befinden, sondern oft auch ein und dieselbe Gemeinde in beiden Sprachen bedient wird. Jedoch sind obige Angaben das Resultat der Nachfrage bei Synodal-Sekretären, Redakteuren der Kirchenblätter u. s. w. und dürfen deßhalb als so genau bezeichnet werden, als sie zu erhalten sind. Sie beweisen, daß die deutsche Sonntagschule sehr gut auf amerikanischem Boden gediehen ist, indem sie etwa den zwölften Theil aller Sonntagschüler in den Ver. Staaten aufweist. Bedenkt man nun, wie viele deutsche Kinder wohl die englischen, nicht aber die deutschen Sonntagschulen besuchen, so ergiebt sich als Resultat, daß die Amerikaner-Deutschen im Verhältniß so viele ihrer Kinder in die Sonntagschulen senden als die Anglo-Amerikaner.

IV.

Der Einfluß der Sonntagschule auf die Gemeinde, auf die innere Mission, auf die Jugenderziehung und das sittliche Gedeihen des Volkes wird immer besser erkannt und ist in mancher

Beziehung geradezu ein überwiegender. Jene Tage, in welchen man die Sonntagschule als so ein Anstaltchen angesehen hat, in welchem ein paar Kinderchen zusammengehalten werden, und dem so beim weiligen einige Aufmerksamkeit geschenkt wird, sind längst vorbei. Wer sich noch in solch beschränktem Sonntagschulkreis bewegt, der hat wie Rip van Winkel in den Katzbergen zwanzig Jahre lang geschlafen, während ihm von allen Seiten zugerufen wird: Wache auf, der du schläfst.

Das Sonntagschulwesen wird heute von den allerbesten Arbeitern im Reiche Gottes als ein unentbehrliches Element im Reiche Gottes angesehen, welches sowohl andere Elemente beeinflußt, als von andern beeinflußt wird. In allen Reden und Debatten dieser Convention wurde deßhalb auch — sofern nicht gerade von der Lehrmethode die Rede war — die Sonntagschule mit den Gemeinden, mit der innern Mission, der Volksbildung, der Familienerziehung, den andern Schulanstalten, den Reformbestrebungen und der Presse, kurz — mit dem ganzen Volksleben in innige Verbindung gebracht. Und in diesem Lichte ist es, in welchem die Sonntagschule ihre höchste Bedeutung gewinnt. Deßhalb ist es aber auch gar nicht nöthig, daß Sonntagschul-Conventionen sich Jahr nach Jahr mit stereotypen, langweiligen Themata plagen, da sie ja ihrer Aufgabe nach das ganze große Gebiet der christlichen Erziehung, des ganzen Volkslebens vor sich haben.

In letzterem Sinne war das Programm der Internationalen Convention aufgestellt worden und wurde im Ganzen recht gut ausgeführt. Selbstverständlich war nicht jede einzelne Rede eine tadellos tüchtige. Es ließ sich im Gegentheil zu meinem Leid, aber auch zu meinem Troste, mancher Langweilige vernehmen, und es wurde aufs Neue demonstrirt, daß der Doktortitel durchaus nicht vor Langweiligkeit schützt. Ich sage, auch zu meinem Troste, war das also, denn wenn in einer Versammlung, in welcher die Erlesensten zusammen kommen, dann und wann auch recht Mittelmäßiges geliefert wird, so dürfen wir gewöhnlichen Menschenkinder schon auch wagen, berathend in Conventionen zusammen zu treten, auch wenn nicht immer das non plus ultra zu Tage kommt. Im Ganzen jedoch ist sehr viel Gutes und Frisches in knapper, packender Form zu Louisville gesagt worden, und haben sich namentlich die talentvollen, christlichen Frauen als Meister im Fache bewiesen, obwohl auch ihnen gegenüber nicht vergessen werden darf, daß sie die edelste Auslese des Sonntagschulweinbergs repräsentirten, weßhalb keine der andern „Edlen" entmuthigt werden sollte, wenn sie nicht gerade Aehnliches zu leisten vermag. Gott der Herr sieht auf die Treue! Und daß die vierte internationale Sonntagschul-Convention Tausende angespornt hat und in ihren Wirkungen noch fernerhin anspornen wird, mit Gaben, Zeit und Gnade getreuer hauszuhalten als je, darüber hege ich nicht den geringsten Zweifel.

Im Wetter.

So hoaß war's, so staad — 1)
Aber jetzt kimmt der Wind;
Und es stehgna 2) die Wolken
Wie d' Mauern da hint'.
As Waßer dös schaumt
Um dös Schiff bis am Rand,
Denn 's Wetter ist nachet — 3)
Und weit is zum Land.

In dem Einbaum 4), dem alten,
Da steht a jung's Wei'(b);
Sie rudert und rudert,
Hennt gilt's unser drei!
Die Großmutter duckt si'
Der See werd so wild ....
Sie bet' 's Vaterunser,
As Kindei — dös spielt.

Aber d' Mutter schaugt d' Hütten
Am Ufer grad 5) an:
Werd's 6) no(ch) mal dort 'neingeh'n
Und halsen 7) ihr'n Mann?
Sie arbeit' si' durchi
Durch Leben und Tod —
Und auf d' Nacht sitzt s', wie sonst
Bei ihr'n Stückel schwarz's Brod.

Karl Stieler.

1) stille. 2) stehen. 3) nahe. 4) Einbaum ist die Bezeichnung für die alten Schiffe, die aus einem einzigen Eichenstamm gezimmert waren. 5) einzig nur ihre Hütte. 6) wird sie. 7) umarmen.



Im Wetter.

Nach einem Gemälde von K. Raupp.

Een von de Narren.

1 Korinther 4, 10.

„Süh da, Christoph! wie hewwt uns lange nich sehn, awer Du hest noch jümmer dat ole ehrliche Gesicht.“

„Worüm ok nich? ick bin ja keen unehrlichen Keerl worn. Doch jetzt kenn ick Di erst — Wilhelm, min Scholkamerad. Ja, tein Jahr sünd dat wohl her, dat Du Dinen Hof verköft hest; mi dücht awer, Du hest Di in de Tid sehr verännert.“

„Mag licht sin: heww veel Last un Unruh hatt, un sin Lewen will man doch ok geneiten; dat makt old. Awer darf ick Di 'ne Cigarre anbein?“

„Danke! ick rok nich.“

„Oder 'n Prischen? 't is echten Stoff.“

„Danke veelmals! ick snuppe nich.“

„Wat? Du snuppst nich? un rokst nich? wo läßt Du denn Din Geld? verdrinkst Du allens?“

„Nu, man kann sin Geld doch noch up annere Wis los wern!“

„Up annere Wis? da bin ick nigirig.“

„Ick bin just unnerwegs dato — ick will wat von mine Schulln afdrägen.“

„Du hest Schulln? ick denk, Du bist in gode Umstänn?“

„Darüm eben. De leewe Gott het mi so rikslich segnet, dat ick em veel schüllig bin.“

„O gewiß, Du bist em Dank schüllig, awer doch keen Geld.“

„Doch! Allens, wat he mi gewen het, is ja sin eegen, denn ick bin blot de Verwalter davon; un he het dat Geld grot nödig, ton Beispil vör de Armen, vör de he sorgen mutt.“

„Awer erst mutt de Verwalter doch sülwst lewen.“

„Ick leewe ok.“

„Na, wenn awer alle Lüd' so denken wolln, wo könn de Welt bestahn?“

„De Welt wol, blot mit de Wertshüser möcht dat wol leeg utsehn.“

„Christoph, weeßt Du, wat ick von Di glöw? ick glöw, Du bist 'n N a r r.“

„Ja, dat glöwt veele; 't is awer nich to ännern, denn mit Gottes Hülp denk ick 't ok to bliwen. Mit Di steiht dat frilich anners. Als ick hört heww, hest Du ja den leewen Gott nicks to verdanken. Bi Dinen Geschäften het he Di nich hulpen, un wenn Du nu Din Geld vör Din Pläsir un Wollewen anwennst, so warst Du gewiß seggen: Dat bin ick mi sülwst schüllig. Weeßt Du nun wol, wat ich von Di glöw? nimm mi dat nich öwel, ick glöw, Du bist een von de K l o k e n.“

„Nu, ick denk dat ok to bliwen.“

„Awer nich mit Gottes Hülp; da moßt Du 'n annern to ropen, un denn gaht uns' Weg ut 'n anner. Glückliche Reis! ick mutt hir up de Parr.“

Christoph is richtig nach sinen Pastor gahn un het em da 'ne k l e e n e Gaw vör de Armen up 'n Disch leggt. De Pastor awer verwunnert sick äwer de kleen Gaw un meent, eegentlich wör dat 'n groten Hupen; un denn verwunnert he sich nochmal un fragt em, „wo he dat möglich mak, so veel äwer to hewwen?“

„O, seggt Christoph, bit hüt heww ick da sülwst noch nich veel äwer nadacht, awer eben het mi dat 'n annern klar makt; dat kummt daher, dat ick 'n Narr bin, so 'n Narr, dat ick min Geld nich int Wertshus bring un nich alle Dage herrlich un in Freuden lewe, as de rike Mann int Evangelium. Doch ganz vullstännig is dat de Grund noch nich; alleen kreeg ick 't damit noch nich fertig; min Fru mutt mi helpen un se helpt mi ok; denn de is ok so 'n Narrn, se fegt de Stuw nich mit lange Kleeder ut, se nimmt leewer 'n Bessen dato — de is billiger.“

Un nu het sick de Pastor nich mehr verwunnert, wol awer de Fru Pastorin; denn as de glicks naher to em rin kummt, hört se em utropen: „Ei, so wollt ich doch, daß alle Menschen Narren wären!“ un as se em da verwunnert ansüht, da seggt he: „Ja, liebe Frau, es ist mein völliger Ernst; ich meine Narren um Christi willen.“

Wo arbeitet die evangelische Mission in Afrika?

Nach Zeitungsberichten hat der bekannte Afrikareisende Dr. Pechuel-Loesche in der Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde am 5. April es ausgesprochen, daß die Mission das Seelenheil der Wilden in unbekannten entlegener Gegenden immer höher schätze als dasjenige der Küstenbewohner, wie es scheint, um damit zu beweisen, daß die Arbeiten der Missionare nicht viel Bedeutung für die Entwicklung des Weltverkehrs, welcher sich natürlich immer erst an die Küstenbewohner wende, haben möchte.

Nun sind diejenigen, welche wirklich an der

Mission thätig mitarbeiten, allmählich ziemlich gleichgiltig gegen derartige Angriffe geworden. Sie stammen zum großen Theil ja aus Unbekanntschaft mit der Sachlage und sind nur ein Rückstand der durch die selige Aufklärung der vergangenen Generation eingebläuten aprioristischen Ansichten. Herr Dr. Pechuel-Loesche hat nämlich in den Kongogegenden gereist, wo alle Missions-Unternehmungen neuesten Datums sind, und dort hat er ja soweit Recht, daß die Missions-Gesellschaften nicht nur die Missionirung einiger Küstengegenden von geringem Umfange, sondern das ganze Centralafrika in's Auge gefaßt haben, daß die Missionspioniere also in Gegenden, wohin die „Entdeckungsreisenden" nur schwer durchdringen, Stationen begründet haben, daß sie nicht nur den Kongo, sondern auch den Tanganyika- und den Nyassasee mit ihren Dampfern befahren. Das alles geschieht freilich in einfachem Gehorsam gegen die Worte eines Mannes, der seine Sendboten nicht nur an die Küsten, sondern in alle Welt gehen hieß.

Aber es existiren dort in Afrika auch noch andere Missionsgebiete außer dem Kongo, und wie es scheint, hat Dr. Pechuel-Loesche an diese in jenem Momente eben nicht gedacht. Und da auch sonst manchen, welche der Mission freundlicher gegenüberstehen, die Arbeit der evangelischen Mission in Afrika nicht ganz gegenwärtig sein möchte, so möchte es gut sein, auf die Arbeitsgebiete ein wenig mehr hinzuweisen. Die evangelische Mission arbeitet in Afrika wesentlich auf zwei Gebieten: in Oberguinea und an der Südspitze des Kontinents. Dies sind die eigentlichen alten Missionen, erst in neuerer und neuester Zeit, seit dem Tode Livingstones, ist auch Centralafrika ernstlicher in's Auge gefaßt. Alle übrigen Missions-Unternehmungen, in Ober-Egypten, Abessinien, Zanzibar sind nur mit sehr geringen Kräften betrieben. Die Missionen in Oberguinea sind nun gerade eine Mission der Küstenlandschaften wie wenige.

Nur an wenigen Stellen ist es den Missionaren gelungen, etwas weiter in's Innere vorzudringen, dagegen sind allerdings vom Kap Verde bis zum Gabun fast alle bedeutenderen Hafenorte mit Missionaren besetzt, welche dort dem Fieber Trotz bietend doch allmählich dem Lande und seiner Bevölkerung ein anderes Gepräge aufdrücken. Wenn auch die Christen nur eine Minorität sind, so wird doch die Bedeutung derselben bei ihrer steigenden Bildung eine immer größere und die englische Regierung hat sich seinerzeit im Aschantikriege lobend genug über die aus Christen formirten Bataillone ausgesprochen. Nun konkurriren freilich auch an jenen Küsten Rum und Kanonen in ihrer civilisatorischen (!) Mission mit dem Evangelium, aber es scheint, daß letzteres auch in dieser Konkurrenz den Sieg davon trägt. Sierra Leone und Liberia nehmen immer mehr den christlichen Charakter an.

Auf der Goldküste zählen die Wesleyaner ca. 9000 Getaufte, außerdem 3000 Schüler in ihren Schulen, die englische Kirchenmission gegen 3000, die Baseler und Bremer Missionen ca. 5000. Die Baseler Mission zählt beispielsweise 1337 Schüler in ihren Schulen, davon 22 im theologischen Seminar, 18 im Schullehrerseminar, 77 in den Mittelschulen. Und das alles in den Küstenländern, wo die Fieber baldigsten Tod jedem Europäer drohen. Basel allein hat 1883 nicht weniger als sieben Missionsarbeiter an der Goldküste verloren. Und schon dieser Thatsache gegenüber wußte man nicht, was man von dem Ausspruch des Dr. Pechuel-Loesche halten sollte, wenn nicht offenbare Unkenntniß der Missionsarbeit bei ihm vorauszusetzen wäre. Dort in Oberguinea arbeitet die Mission trotz allen Rums, den die Europäer importiren, trotz aller Gefahr, die das Klima fordert, unverdrossen weiter und braucht auch in den Küstenländern nicht das Licht zu scheuen. Aus jenen Negern, welche allerdings von Natur für den Rum das größte Interesse haben, sind tüchtige Leute herausgebildet, welche sich auch vor der Wissenschaft in allen Ehren sehen lassen können. So sind z. B. in dem neuen Buche von Robert Cust über die modernen afrikanischen Sprachen, welches auch allen „Entdeckungsreisenden" sehr zu empfehlen ist, unter den Photographien der europäischen und amerikanischen Sprachforscher auch die dreier „Neger" eingereiht, welche durch die Mission civilisirt und christianisirt nun auch in der Wissenschaft an der Seite der Weißen mitarbeiten können.

Das zweite Gebiet der evangelischen Mission auf dem schwarzen Kontinent ist Süd-Afrika. Auch dort hat die Mission durchaus nicht die Küste liegen lassen und „einige fern von aller Welt entlegene" Stationen besetzt, sondern sie hat sich ganz regelmäßig von der Kapstadt aus nach allen Seiten hin ausgebreitet und arbeitet jetzt auf dem ganzen südlich vom Wendekreis gelegenen Landstriche und darüber hinaus an den Eingeborenen fast an allen großen Plätzen, und tausende von den Eingeborenen sind getauft und um das Evangelium versammelt. Auch dort braucht die Missionsarbeit keine Kritik zu scheuen; wenn überhaupt aus dem Hottentotten und dem Kaffer etwas wird, wenn er dem Trunke entsagt, wenn er in anständigen Kleidern geht, wenn er zu regelmäßiger Arbeit sich entschließt, so ist es auch dort nur das Evangelium gewesen, welches die Barbaren in Afrika ebenso überwältigen kann, wie es aus den barbarischen Deut-

schen eine civilisirte Nation gemacht. Auch in Südafrika sind natürlich Rum und Branntwein der Feind aller Civilisation, doch muß ich wenigstens für Damaraland nach meiner eigenen Erfahrung sagen, daß die Eingeborenen sich viel leichter der Spirituosen enthalten, als man denkt. Obwohl es ein vollkommen freies Land war, habe ich in der Zeit, die ich dort zubrachte, keinen Betrunkenen außer ein paar Europäern gesehen.

Die afrikanische Mission also beschäftigt sich nicht nur mit einigen Völkern im Innern und überläßt die Küsten dem Rum und den Kanonen Europas, sondern vielmehr: nachdem sie in Oberguinea und Südafrika ihre Kraft im Kleinen erprobt hat, schickt sie sich nun an, auch das centrale Afrika zu überwinden. Dort ist allerdings noch wenig vom Erfolge zu sehen, noch haben die Missionare vollauf zu thun, um die Sprachen zu erlernen, die Sitten der Völker zu studiren. Aber schon sind auch in Bailunda, in Rubaga, Ujiji, Bandawe die ersten Eingeborenen getauft und in wenig Jahren werden auch dort die Entdeckungsreisenden die Mission erfolgreicher finden, als sie in Europa a priori für möglich gehalten haben.

Die Warnungsglocke.

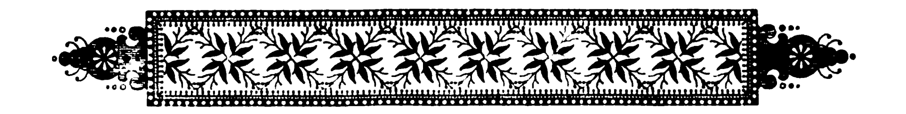
In der Nähe von England liegt eine schöne kleine Insel, Englands Garten genannt. Fährt man nun dort hinüber, so sieht man mitten im Meere eine große Glocke, welche die Wellen in Bewegung setzt, so daß sie fortwährend läutet, um Tag und Nacht die Menschen vor den mächtigen Felsen und Untiefen zu warnen, die dort im Meere sind.

Sieht man diese Glocke so mitten im Meere und hört sie zu Allen, die daran vorüberkommen, so ernst warnend sprechen, dann kommt einem Christen wohl unwillkürlich der Gedanke, daß Gott uns durch diesen irdischen Gegenstand auch etwas sehr Ernstes für unsere Seele sagen will. Du und ich, wir fahren auch auf einem großen weiten Meer, auf dem großen Meer des Lebens, mit seinen vielen Gefahren für unsere Seelen, welche winzig kleinen Schiffen gleichen, die auf das Meer gesetzt werden, sobald wir geboren sind. Wie Viele haben keinen Steuermann, der sicher übers Wasser zum Heimathsland fährt, kennen nicht die herrliche Seekarte, die Gott uns in seinem Wort gegeben hat, damit wir den Weg durch das Lebensmeer finden, denn allein können wir den Hafen nicht erreichen. O, wie sind die armen Seelen zu bedauern! Gott aber in seiner unendlichen Güte hat auch für uns solche Warnungsglocken gemacht, daß unsere Schifflein nicht auf die Klippen und in die Untiefen des Verderbens gerathen.

Ich möchte dir, lieber Leser, nun einmal Einiges von diesen Warnungsglocken sagen. Die Erste ist das Gewissen. Wenn du vor einer Sünde stehst, vor dem Felsen, an dem du scheitern würdest, — sei es eine Lüge, die du auf den Lippen hast, ein heftiges Wort, das der Mund aussprechen will, dann läutet die Glocke des Gewissens, klar und ernst; und wird dein Herz durch heftige Wellen der Leidenschaft bewegt, so läutet sie lauter und immer lauter. Höre auf diese von Gott gegebene Glocke, hüte dich vor den Gefahren der Sünde.

Eine andere Warnungsglocke ist die Erinnerung. Der Gedanke an der Mutter betrübtes Gesicht, die Sprüche, welche sie dich lehrte von der Macht, welche die Sünde über uns ausübt, wenn wir ihr den Willen lassen, die Erinnerung an Alles, was wir gehört von dem heiligen allwissenden Gott, klingt in deinem Herzen mit der warnenden Stimme, fliehe das Böse.

So ist auch das Andenken an vergangene bitter bereute Sünde ein Mahnruf. Wie ein gebranntes Kind das Feuer scheut, so scheut oft ein Mensch, der die Bitterkeit der Sünde kennen gelernt, dieselbe. Die vergangenen Jahre, auch sie sind uns eine Warnungsglocke vor den täglich wiederkehrenden Gefahren, und führen unser treibendes Schifflein in unseres Heilandes Arme, den einzig sicheren Hafen für unsere Seele. So höre denn auf solche Glocken! Hast du es noch nie gefühlt, wie sicher wir bei dem Herrn Jesu sind? Darum laß dies Wort dir dazu dienen, aus der Gefahr der Welt in den sicheren Schutz deines Herrn und Heilandes zu fliehen.





Worte und Notizen für Arbeiter.

Aus dem Gelenk. Es ist gegen Morgen und doch geht das Ringen fort. Die bleichen Sterne verschwinden über unseren Häuptern, als wenn sie herunter fielen, und sie glänzen, glühen und leuchten in einem wunderbaren Glanz rings am Horizont. Aber ach! was für ein Ringen des Patriarchen mit dem Engel, in Zweifel, Entmuthigung und heftiger Unruhe, gerade als wenn „die Höhle von Jacobs Schenkel aus dem Gelenk ginge." Er kann kaum auf dem Boden stehen. Er scheint gerade jemanden mit den Armen festzuhalten, indem er den Engel ergreift, der ausruft: „Laß mich gehen, da der Tag anbricht." Der Ringer antwortet: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Aber ach, es ist so hart zu ringen, und wann wird das Ende kommen? Sieh du nur hinauf an den strahlenden Himmel. O! zu ringen und entmuthigt zu sein, Monat auf Monat, vielleicht Jahr auf Jahr, immer zu Christus um eine Seele betend — mag es ein Knabe oder ein Mädchen in deiner Klasse' sein — hast du die Stunde des Ausringens noch nicht erreicht? Du ringst in geistiger Unruhe, aber sieh'! Der Glanz ist am östlichen Himmel durch die Dämmerung gebrochen. Halte an. Gott hat die Stützen unter dir fortgenommen und umschlingt dich fest mit seinen Armen. Der Tag bricht an! Die Stunde deiner größten Verzweiflung ist auch die Stunde deiner größten Erhebung. Der Segen des Herrn ist dir nahe.

Die Vorbereitung. Wer richtig lehren will, muß sich für diese Arbeit

1) sorgfältig vorbereiten. In der gegenwärtigen Zeit unternimmt Niemand etwas, das von Wichtigkeit ist, ohne gründliche Vorbereitung. Wer von uns würde das Leben eines theuren Freundes unter die Behandlung eines Arztes geben, der über den Fall nur so lange nachdenkt, als seine Finger den Puls des Kranken berühren? Was sollen wir sagen über die nothwendige Vorbereitung eines Sonntagschullehrers, der es nicht mit Häuserverkaufen, noch mit Krankenpflege, sondern mit einer unsterblichen Seele, die nicht nur jeden auf sie gemachten Eindruck lebenslang behalten, sondern auch mit in die Ewigkeit hinüber nehmen wird, zu thun hat? Ein Sonntagschullehrer soll nicht ohne gründliche Vorbereitung an seine Arbeit herantreten. Er hat sich vorzubereiten durch Lesen im Allgemeinen. Er muß gründlich bekannt sein mit dem alten jüdischen Volk, zu welchem die meisten in seinem Textbuch angeführten Personen gehören. Es ist möglich, daß er eine ganze Reihe von Bänden durchlesen wird, ohne nur ein einziges Mal einen Satz daraus anzuführen, aber es wird dazu dienen, seinen Geist mit Thatsachen zu bereichern, welche ihn in Stand setzen, einen klaren Unterricht zu geben.

Specielles Studium darf nicht fehlen. Der Lehrer sollte bekannt sein mit der Geographie, dem Clima, den Erzeugnissen und Sitten Palästinas, wie er mit denen seines eigenen Vaterlandes bekannt ist. Er soll alle möglichen Hilfsmittel, die er erlangen kann, zum Studium jeder Lektion benützen; nichtsdestoweniger aber seine eigenen Gedanken darüber geben, damit der Unterricht frisch und lebhaft sein möge. Das maschinenmäßige Nachsprechen dessen, was in den Lektionsheften geboten ist, ist ein billiges Steckenpferd. Es wäre wie wenn man einen Schwerkranken mit sogenannten Patent-Medizinen behandeln wollte.

Der Grundgedanke der Lektion muß aufgefunden und alles Uebrige demselben zur Verstärkung untergeordnet werden.

Ferner darf Gebet und Glauben nicht fehlen, damit der heilige Geist uns helfe, einen Theil der göttlichen Wahrheit andern ans Herz zu legen. Der Sonntagschulunterricht ist vergeblich, wenn nicht Gottes Erlösungsrathschluß dadurch verkündigt wird. Der Geist Gottes muß helfen, um eine Klasse in Ordnung zu halten. David betete: Gott mache mein Volk mir gehorsam. Der Herr öffnete das Herz der Lydia. Man kann eine Klasse unterhalten, aber Gottes Wahrheit ans Herz legen ist nur möglich mit göttlicher Hülfe. Diese Hülfe ist nur durch gläubiges Gebet zu erlangen. Hat man sich sorgfältig vorbereitet, dann soll man auch:

2) vernünftig lehren. Man muß die Zeit zu Rathe halten, um jedem Theil der Lektion die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, oder man wird durch die Glocke des Superintendenten in der Mitte unterbrochen, wenn das wichtigste noch nicht gesagt ist. Lehren heißt nicht blos geläufig reden. Das Reden muß einen Zweck haben und man darf nicht zu viel reden. Erziehung besteht nicht darin, einen Schwall von Wörtern über die Schüler auszuschütten, sondern giebt Anleitung, wie die Lehrer ihre eigene Kraft gebrauchen sollen.

Zu diesem Zwecke muß der Lehrer darauf merken, daß jeder Schüler etwas über den Gegenstand sage, denn der Schüler erinnert sich immer am besten an das, was er selbst gesagt.

Alle Theile des Unterrichts sollen sich um den Hauptgedanken gruppiren, demselben Nachdruck

geben, damit er in dem Gedächtniß hafte. Es hat einer wenig Verstand, wenn er seinen Schülern zumuthet, in einer halben Stunde ein Dutzend verschiedene Dinge zu begreifen. Die letzten fünf Minuten des Unterrichts sollte der Lehrer dazu anwenden, die verschiedenen Gedanken der Lektion zu wiederholen. Mit Nutzen zu lehren, muß man seine Schüler kennen. Man muß etwas bekannt sein mit deren persönlichen Verhältnissen, Gewohnheiten und Versuchungen. Es muß dem Lehrer zur Gewohnheit werden, eines jeden seiner Schüler im Gebet vor Gott zu gedenken. Und nachdem er alles gethan hat, hat er es dem Geiste Gottes zu überlassen, einem jeden sein Theil zur rechten Zeit zu geben.

Blos ein Kind. In einer Versammlung in London sagte ein Prediger: „Ich denke oft, wenn ein Engel von der Erde in den Himmel flöge und thäte da kund, er habe auf Erden ein Kind ganz verirrt und verlassen gesehen, und es sei Niemand, der sich seiner annehme und es zu Jesu führe — und Gott würde dann alle seine Engel um seinen Thron rufen und sagen: Wer von euch will auf die Erde fliegen und jenes Kind fünfzig Jahre lang unterrichten, daß es gläubig wird und endlich in den Himmel kommt: es würde kein Engel sich weigern zu gehen, sondern alle würden bereit stehen und sagen: Ich gehe gern.

Um Pünktlichkeit in den Sonntagschulen zu sichern. Meine Regel ist beinahe zu einfach, um sie anzubieten, und doch schrecken die meisten Superintendenten vor ihrer Ausführung ab. Es ist nur dies: Beginnt wenn die Stunde kommt.

Ich gehörte einmal zu einer Muster-Sonntagschule, in welcher einige Klagen über Langsamkeit geäußert wurden; aber unter einem neuen, sonst sehr tüchtigen Superintendenten, gab es viel Mühe in dieser Beziehung, bis der alte Lehrplan berathen und wiederhergestellt war. Es wurde ruhig begonnen, wenn auch nur drei Kinder anwesend waren. Wenn unser Klavierspieler und unsere Sänger abwesend waren, so machte das nichts aus. Du kannst beten und du kannst Kapitel aus der Bibel lesen lassen. Während ihr leset, werden mehr Lehrer und Kinder kommen. Und du kannst es ermöglichen, gegen die Sänger, wenn sie ankommen, recht freundlich zu sein. Sie sind vielleicht nicht so an die Schulordnung gewohnt. Sage ihnen einige freundliche Worte, um ihnen zu zeigen, daß ihre Gegenwart nöthig ist. Auch werden die Kinder im Allgemeinen nach und nach pünktlich werden. Einige werden immer zu spät kommen, aber wenn es nicht genau bekannt ist, wann die Schule regelmäßig und präcis geöffnet wird, wird eine große Menge zu spät kommen.

Vom Dummkopf. Wir möchten gerne ein milderes Wort für den Begriff „Dummkopf" finden, weil er gewöhnlich zu hart beurtheilt wird. Der Lehrer muß mit ihm Geduld haben, damit er mit der Zeit Fortschritte macht, aber das Maß des Verständnisses könnte dennoch einmal wachsen. Wenn es dennoch nicht wächst, dann kann man seine Jugend nur bemitleiden und soll ihn aufmuntern, aber man soll ihn nicht hart beurtheilen, ohne seinen Fehler zu kennen.

Dr. Arnold, der berühmte Lehrer an der Rugby Schule, verlor einmal über einen Knaben, der seine Aufgabe schlecht hersagte, die Geduld und äußerte einige heftige Worte. „Wirklich, mein Herr," sagte der Knabe, „ich thue es so gut, wie ich es eben kann." Die Art des Knaben zeigte, was er war, und harte Worte waren deshalb nicht am Platze.

Vielleicht hört das Kind auch darum auf, schnell aufzufassen, weil es zu schnell wächst. Sein Verstand kann mit seinem Körper nicht Schritt halten. Wenn sein Wachsthum beendet ist, wird er auch als Schüler bessere Fortschritte machen. Eine anständige Verpflegung mit Speise, Schlafen und Bewegung muß der Ausbildung durch Bücher vorangehen. Nach der Naturregel soll man zuerst starke Muskeln und dann einen ausgebildeten Verstand haben.

Manchmal ist auch der Lehrer zu tadeln. Das Kind wird oft zu einer Aufgabe gezwungen, die für seinen jungen Verstand zu schwer zu begreifen ist. Schwere Punkte werden nicht deutlich erklärt, und das Kind wird zurückgewiesen, wenn es dieselben auseinandergesetzt haben will. Vielleicht mangelt auch dem Lehrer der Eifer, und wie kann man jemand etwas einflößen, was man selbst nicht besitzt. Um mehr gute Schüler zu haben, müssen wir eben mehr gute Lehrer haben.

Vielen Knaben fehlt weniger die Fähigkeit, eine Aufgabe zu bewältigen, als vielmehr die Lust dazu. Der große Newton war in seiner Jugend ein ausgeprägter Dummkopf, wurde aber durch die Betrachtung eines Mitschülers zum Eifer angespornt. Der Verstand bricht sich durch eine gegenwärtige Stumpfheit Bahn, wie die Sonne auch durch die dichtesten Wolken bricht.

Als Luther einmal gefragt wurde, welches das beste Einkommen sei, antwortete er: „Die Redlichkeit."

Sonntagschul-Lektionen.

3. Aug. 1884. **David's Bußgebet.** Ps. 51, 1—21.

1. Ein Psalm Davids, vorzusingen.
2. Da der Prophet Nathan zu ihm kam, als er war zu Bathseba eingegangen.
3. Gott sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit.
4. Wasche mich wohl von meiner Missethat, und reinige mich von meiner Sünde.
5. Denn ich erkenne meine Missethat, und meine Sünde ist immer vor mir.
6. An dir allein habe ich gesündiget, und übel vor dir gethan, auf daß du Recht behaltest in deinen Worten und rein bleibest, wenn du gerichtest wirst.
7. Siehe, ich bin aus sündlichem Samen gezeuget, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen.
8. Siehe, du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen liegt; du lässest mich wissen die heimliche Weisheit.
9. Entsündige mich mit Ysopen, daß ich rein werde; wasche mich, daß ich schneeweiß werde.
10. Laß mich hören Freude und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast.
11. Verbirg dein Antlitz von meinen Sünden, und tilge alle meine Missethat.
12. Schaffe in mir, Gott, ein rein Herz, und gieb mir einen neuen gewissen Geist.
13. Verwirf mich nicht von deinem Angesichte, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir.
14. Tröste mich wieder mit deiner Hülfe, und der freudige Geist enthalte mich.
15. Denn ich will die Uebertreter deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu dir bekehren.
16. Errette mich von den Blutschulden, Gott, der du mein Gott und Heiland bist, daß meine Zunge deine Gerechtigkeit rühme.
17. Herr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige.
18. Denn du hast nicht Lust zum Opfer, ich wollte dirs sonst wohl geben; und Brandopfer gefallen dir nicht.
19. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist; ein geängstet und zerschlagen Herz wirst du, Gott, nicht verachten.
20. Thu wohl an Zion nach deiner Gnade, baue die Mauern zu Jerusalem.
21. Dann werden dir gefallen die Opfer der Gerechtigkeit, die Brandopfer und ganzen Opfer; dann wird man Farren auf deinen Altar opfern.

---

1. Grundgedanke. „Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit." Psalm 51, 3.

2. Zeit. Gegen 1035 v. Chr.

3. Ort. Jerusalem, die Davidsburg.

4. Einleitende Vorbemerkungen und Zusammenhang. Auf die vorige Lektion folgen zunächst 2 Sam. 10 verschiedene Kriege und Siege Davids mit auswärtigen Feinden, Ammonitern und Syrern; dann ein noch viel gefährlicherer mit dem schlimmsten inneren Feind, dem Satan und der Sünde, der zu einer Niederlage auch dieses „Mannes nach Gottes Herzen" führte. Er, dessen Leben bisher wenigstens von groben Fehltritten frei geblieben war trotz aller auch ihm anklebenden Mängel und Gebrechen, thut hier einen schweren und tiefen Fall, indem er zu zwei großen Verbrechen, Ehebruch und Mord, sich verführen läßt. Die Geschichte, welche unsere Lektion (V. 2) voraussetzt, steht 2 Sam. 11 und 12 und ist kurz gefaßt diese: während der Belagerung der letzten noch nicht eroberten Stadt der Ammoniter Rabbath-Ammon, durch Davids Feldherrn Joab, den Sohn seiner Schwester (d. h. Schwägerin) Zerujah, war der Winter eingetreten und David selbst zog sich auf die Zionsburg zurück. In Müßiggang und Wohlleben trat hier eine bei der orientalischen Sitte der Vielweiberei, namentlich der Könige, der auch das Königsgesetz 5 Mose 17, 17 vergeblich entgegengewirkt hatte und die schon von der Patriarchenzeit her geduldet worden war, besonders naheliegende Versuchung zur Wollust an ihn heran, welcher er mitten im Rausche des äußeren Glücks einer ungestörten und mit jedem Jahr sich mehr ausbreitenden und befestigenden Ruhe seiner Regierung unterlag und sich in einen Ehebruch mit Bath-Seba, der Tochter Elams und Enkelin Ahitophels, dem Weib des Uria, eines Hethiters, verstrickte. Dieß führt, um die erste Sünde zu verdecken, zu einer noch schrecklicheren zweiten: David schickt ihren Ehemann in den Krieg und veranstaltet es, daß er bei dem Sturm auf die Stadt an einen besonders gefährlichen Posten gestellt wird und dort den Tod findet. Nun läßt David seine Frau kommen, sie wird rechtlich seine Gattin und später die Mutter Salomos. Aber Davids Sünde und Schuld wird noch viel furchtbarer: Er lebt fast ein ganzes Jahr in völliger Verhärtung und Unbußfertigkeit dahin, bis Nathan in göttlichem Auftrag ihn wieder zur Besinnung und Buße zurückruft; wie tief und ernst diese war, zeigt die Lektion. Wie ihm zuvor zu Muthe war, hat er selbst Psalm 32, 2—4 lebendig und aufrichtig geschildert.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Das Bekenntniß der Sünde (V. 1—7).

V. 1 und 2 ist die Ueberschrift des Psalms und zeigt sowohl, daß David wirklich der Verfasser ist, als auch daß sich derselbe unmittelbar an den Besuch Nathans anschließt: sofort auf die Bußpredigt folgt auch das Bußgefühl und Bußgebet.

V. 3. Schon nach jener Predigt Nathans hatte David ausgerufen: „Ich habe gesündigt wider den Herrn", (2 Sam. 12, 13). Damit war der Bann gebrochen, der so lang auf ihm lag, zweifellos hatte er auch vorher schon, jedenfalls gleich nach der That und auch während der Zeit seiner Verstockung ein unruhiges Gewissen gehabt und Furcht und Reue empfunden, auch wenn er die inneren Vorwürfe immer wieder zum Schweigen zu bringen und seine Sünde zu vergessen suchte; aber eben darum konnte er auch noch nicht zum Frieden kommen. Erst aus dem Geständniß der Sünde und dem Verlangen eines wahrhaft geängsteten und bekümmerten Gewissens nach Friede und Gnade, Vergebung und Erneuerung heraus fließt diese Bitte. Sie ist der Angstschrei der tiefsten Seelennoth und des erschütterndsten Bußkampfes, in welchem Nathan den David damals noch zurückließ, da sein Zuspruch noch nicht gleich im Augenblicke bei ihm haftete, er konnte sich seine Gnadenverheißung noch nicht sofort ganz zueignen, er brauchte erst eine noch völligere und gewissere innere Versicherung und Versieglung der Vergebung. Darum kann er auch noch nicht mit vollem Glaubensmuth sagen: Mein Gott, sondern nur erst: Gott; aber doch betet er wieder, betet ernstlich und aufrichtig, demüthig und zuversichtlich, indem er sich dabei auf die zwei hauptsächlichsten göttlichen Grundeigenschaften (Güte und Erbarmung, d. h. seine freie Gnade und unverdiente Liebe) beruft; es wacht in ihm die Erinnerung an Gottes alte und ewig neue Treue auf.

V. 4. Wie schon das „tilgen" in V. 3, so zeigt hier das „waschen und reinigen", daß es sich bei der ächten Buße nicht bloß um den Wunsch nach Sündenver-

gebung handelt, d. h. um Aufhebung der Sündenschuld, sondern auch um wirkliche Sündenheilung, d. h. Aufhebung und Zerbrechung der Sündenmacht, um ein Versöhnen nicht blos, so daß wieder Friede wird zwischen Gott und der Seele, sondern um ein Erlösen, so daß letztere wahrhaft frei gemacht wird und rein von aller Befleckung. Diese Bitte zeugt also von einem tiefen Verständniß von dem eigentlichen Wesen der Sünde, von diesem selbst möchte er los werden, nicht blos von der Sündenstrafe, wie so viele Menschen, denen nicht sowohl ihre Sünde selbst leid ist, sondern nur das Uebel, das sie davon fürchten oder sich schon zugezogen haben.

V. 5. Nur der Unbußfertige vergißt seine Sünde im Leichtsinn und Wahn, es habe nicht so viel damit auf sich, er sucht sie darum sich und Andern zu verbergen, sie von sich auf Andere wegzuschieben, sie zu entschuldigen, zu verkleinern, zu beschönigen, meint auch sie selbst wieder „gut machen" zu können durch allerlei gute Vorsätze, Bußübungen, gute Werke, Kirchenbesuch 2c.

V. 6. Allerdings hatte er auch an Menschen gesündigt: an Uria, Bathseba, ja an dem ganzen Israel, das er der Lästerung seiner Feinde preisgab (2 Sam. 12, 14), aber alle diese Menschen verschwinden ihm hier ganz, er hat es nur mit Gott allein zu thun. So ist's bei jeder wahren Buße: sie sieht von anderen Menschen ganz ab und wendet sich allein und ausschließlich zu Gott, es ist der Seele nur darum zu thun, mit ihm wieder ins rechte Verhältniß zu kommen. Er, der Beleidigte, kann ja auch nur allein vergeben (Psalm 130, 4); im letzten Grund ist ja in der That jede Sünde eine Sünde wider Gott, weil eine Verletzung seiner Gebote (Joseph, 1 Mos. 39, 9), jedenfalls Undank gegen ihn, wie das auch Nathan ihm nachdrücklich vorhält (2 Sam. 12, 7 ff.). Die Worte: Wenn du gerichtet wirst sollten heißen: „In deinem Richten," denn Gott kann ja gar nicht gerichtet werden, er richtet selbst; der Sinn ist also: Das Bekenntniß Davids soll zu Gottes Ehre und Rechtfertigung geschehen, er will ihm in allem Recht geben, sich ihm willig unterwerfen und gefallen lassen, was er mit ihm thun will.

V. 7. Hier verfolgt David seine Sünde bis in die letzte Wurzel: Alle einzelnen Sündenthaten kommen aus der Sündenlust hervor, dieses ist aber eine „angeborene Verderbniß menschlicher Natur und reizende Lust zum Bösen." Damit ist aber der Menschen Sünde nicht etwa entschuldigt, weil er gar nicht anders könnte als sündigen, wie man so oft die Lehre von der Erbsünde mißbraucht. Er fügt dies blos bei, um die Bitte um göttliche Gnade und Erneuerung von Grund aus recht dringend zu machen; im Bewußtsein des ganzen großen Sündenschadens, nicht blos des einzelnen tiefen Sündenfalls, weiß er keinen andern Rath und Hülfe, als die Bitte um ein ganz neues Herz (V. 12).

b) Die Bitte um Vergebung (V. 8—21).

V. 8. Uebergang vom Bekenntniß zur Bitte durch Hinweis darauf, wie Gott selbst ja an der Wahrheit, die im Verborgenen liegt, d. h. der Aufrichtigkeit im innersten Herzensgrunde, sein Wohlgefallen habe; gerade an dieser hatte es ihm gefehlt, er war in langer Verblendung gegen Gott, sich selbst und Andern nicht ehrlich gewesen, sondern ein Heuchler, der immer noch den frommen König gespielt, Opfer dargebracht (V. 18) u. s. w., kurz gerade so gethan hatte, als setze er innerlich seinen früheren Umgang mit Gott noch ungestört fort, während er doch längst durch seine Schuld aufgehoben und abgebrochen war. Jetzt aber will er sein Herz der Wahrheit wieder öffnen, ein unumgänglich nothwendiger Schritt, wenn die Bekehrung kein bloßer Schein bleiben soll.

V. 9—11. Diese drei ersten in sich zusammenhängenden Bitten führen die schon V. 3 und 4 ausgesprochene Bitte um Reinigung und Tilgung der Sünde (vgl. Jes. 43, 25) noch weiter aus; David bittet nämlich 1) um Entsündigung, die bildlich als eine Besprengung mit dem Ysopbüschel (wie bei der Reinigung des Aussatzes nach 3 Mos. 14, 4) bezeichnet ist und auf die Besprengung mit dem Blut Christi paßt 1 Joh. 1, 7. Er bittet 2) um Beseligung mit innerem Herzensfrieden („Freude und Wonne") in der Gemeinschaft mit Gott als dem Versöhnten, die Ruhe eines guten Gewissens und das Zeugniß und Siegel der Kindschaft (Eph. 4, 30), und weil eine solche nicht möglich ist ohne Hinwegräumung der trennenden Scheidewand der Sünde endlich auch noch 3) um Beseitigung seiner Sünde und Schuld aus Gottes Andenken; kein Widerspruch mit anderen Psalmstellen wie z. B. Ps. 27, 9. Denn nicht vor ihm selber, sondern nur vor seiner Sünde soll Gott sein Antlitz verbergen, nur ihrer soll er nicht mehr gedenken, wohl aber seiner nach seiner Gnade und Treue (vgl. V. 13).

V. 12—14 folgen die drei letzten Bitten, die wieder zusammen ein Ganzes bilden, daher auch am Schluß von allen drei Versen jedesmal der heilige Geist genannt ist; es kehren darin jene ersten drei Bitten gewissermaßen noch einmal, aber verstärkt wieder: 1) V. 9 in V. 12: Der heil. Geist als Kraft zur Reinigung und Befestigung des Herzens; 2) V. 11 in V. 13: Der heil. Geist als Mittel zur Heiligung und Versieglung, und endlich 3) V. 10 in V. 14: Der heil. Geist als Friedensquell und Freudenspender. Schaff in mir Gott u. s. w. Das „neue Herz" ist nicht blos eine natürliche Veredlung oder äußerliche Ausbesserung und Nachbesserung des alten, sondern eine wesentliche innere Umwendung desselben, eine Veränderung aus einem „steinernen" (harten) in ein „fleischernes" (weiches), aus einem fleischlich in ein geistlich gesinntes, also eine Neuschöpfung Gottes. Der „gewisse" Geist ist ein fester Geist, von Natur ist das Herz unfest, wankend und schwankend, fest wird es nur in und durch Gott (Hebr. 13, 9 gegenüber von Jerem. 17, 9).

V. 15—19. Könnte man als einen besonderen dritten Theil des Psalms ansehen. Auf Bekenntniß und Bitte folgt nun noch das Gelübde, das Zeichen und die Probe aller wahren Reue, die sich darin thatsächlich bewähren muß, daß der bekehrte, wiedergeborene und begnadigte Mensch sich nun auch völlig weiht zum Dienste Gottes und des Nächsten. David beginnt sein Versprechen mit diesen Letzteren (V. 15): Er will durch sein Beispiel und Zeugniß auch andere Sünder zu Gott führen; und zwar soll solches „Bekennen" nicht zum eigenen Ruhme, sondern nur zum Preis der göttlichen Gerechtigkeit dienen (V. 16 u. 17), die auch von den schwersten Sünden errettet von den Blutschulden. Hier denkt er jedenfalls an das unschuldig vergossene Blut des Uria, an dem er sein Verbrechen nicht wieder gut machen kann. Endlich spricht er auch von dem, was er dem Herrn selbst thun will, natürlich nicht als eine Leistung von guten Werken, Opfern, Almosen 2c., um sich seine Vergebung damit erst zu erkaufen, sondern zum Dank für die schon geschenkte Gnade. Er setzt den falschen, blos äußerlichen Opfern (V. 18), die er wohl auch im Zustand seiner Verhärtung noch gesinnungslos dargebracht und als Form und todte Ceremonie des Gottesdienstes mitgemacht hatte, das wahre rechte Herzensopfer des eigenen Willens ent-

gegen (V. 19) in einer fast neutestamentlichen Heilserkenntniß der ihm nun geschenkten ächten göttlichen und himmlischen Weisheit (V. 8). Das gewöhnliche Thieropfer soll damit nicht aufgehoben sein, aber es zeigt, was sein eigentlicher rechter und tiefster Kern und Gehalt ist und was ihm erst wahren Werth und Weihe giebt. Die ganze Hingabe des Herzens (als geistiges Centrum unserer ganzen Persönlichkeit), ohne welche alles andere Opfern, Kirchgehen, Anbeten u.s.w. umsonst und vergebens ist.

V. 20 und 21 schließt mit herzlicher Fürbitte für ganz Israel, das auch durch seine Sünde schwer geärgert und geschädigt wurde, was er selbst nicht wieder gut machen konnte, daher bittet er Gott darum.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Wahre Buße.

Dazu gehört: 1) Erkenntniß der Sünde; 2) Bekenntniß der Sünde; 3) zu Gott sich wenden; 4) die Sünde hassen und lassen.

Sonntag, 10. Aug.

Absaloms Empörung.

2 Sam. 15, 1—14.

1. Und es begab sich darnach, daß Absalom ließ ihm machen Wagen und Rosse, und fünfzig Mann, die seine Trabanten waren.

2. Und Absalom machte sich also des Morgens frühe auf, und trat auf den Weg bei dem Thor. Und wenn jemand einen Handel hatte, daß er zum Könige vor Gericht kommen sollte, rief ihn Absalom zu sich und sprach: Aus welcher Stadt bist du? Wenn dann der sprach: Dein Knecht ist aus der Stämme Israel einem;

3. So sprach Absalom zu ihm: Siehe, deine Sache ist recht und schlecht; aber du hast keinen Verhörer vom Könige.

4. Und Absalom sprach: O, wer setzet mich zum Richter im Lande, daß jedermann zu mir käme, der eine Sache und Gericht hat, daß ich ihm zum Rechten hülfe!

5. Und wenn jemand sich zu ihm that, daß er ihn wollte anbeten; so reckte er seine Hand aus, und ergriff ihn, und küssete ihn.

6. Auf diese Weise that Absalom dem ganzen Israel, wenn sie kamen vor Gericht zum Könige, und stahl also das Herz der Männer Israel.

7. Nach vierzig Jahren sprach Absalom zum Könige: Ich will hingehen, und mein Gelübde zu Hebron ausrichten, daß ich dem Herrn gelobt habe.

8. Denn dein Knecht that ein Gelübde, da ich zu Gesur in Syrien wohnete, und sprach: Wenn mich der Herr wieder gen Jerusalem bringet, so will ich dem Herr einen Gottesdienst thun.

9. Der König sprach zu ihm: Gehe hin mit Frieden. Und er machte sich auf und ging gen Hebron.

10. Absalom aber hatte Kundschafer ausgesandt in alle Stämme Israel, und lassen sagen: Wenn ihr der Posaunen Schall hören werdet, so sprechet: Absalom ist König worden zu Hebron.

11. Es gingen aber mit Absalom zweihundert Mann, von Jerusalem berufen; aber sie gingen in ihrer Einfalt, und wußten nichts um die Sache.

12. Absalom aber sandte auch nach Ahitophel, dem Giloniten, Davids Rath, aus seiner Stadt Gilo. Da er nun die Opfer that, ward der Bund stark, und das Volk lief zu, und mehrete sich mit Absalom.

13. Da kam einer, der sagte es David an, und sprach: Das Herz jedermanns in Israel folget Absalom nach.

14. David sprach aber zu allen seinen Knechten, die bei ihm waren zu Jerusalem: Auf, laßt uns fliehen, denn hier wird kein Entrinnen sein vor Absalom; eilet, daß wir gehen, daß er uns nicht übereile, und ergreife uns, und treibe ein Unglück auf uns, und schlage die Stadt mit der Schärfe des Schwerts.

---

1. Grundgedanke. „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, giebt.“ 2 Mose 20, 12.

2. Zeit. 1030—1025 vor Chr.

3. Ort. Jerusalem und Hebron (über letzteres s. Lektion am 6. Juli).

4. Zusammenhang und einleitende Vorbemerkungen. Auf die der letzten Lektion zu Grunde liegende Geschichte von Davids Sündenfall und Buße folgt zunächst im Schluß von 2 Sam. 12 die Vollendung der Eroberung von Rabbath-Ammon, dann ein trauriges Stück aus der Familiengeschichte von Davids eigenem Hause. Zwar hat er selbst Gnade und Vergebung vor Gott gefunden, aber das von Nathan seinem Haus angedrohte Strafgericht (2 Sam. 12, 10—12) bricht dennoch herein; denn Gottes Liebe und Erbarmung hebt seine Strafgerechtigkeit nicht auf. Wie Davids Sünde das Familienleben in seinem Innersten geschädigt hat, so wird nun auch sein Familienleben gerade der Schauplatz der göttlichen Gerichte: sein eigener ältester Sohn Amnon (Kap. 3, 2) vergeht sich mit seiner Halbschwester Thamar (2 Sam. 13, 1—22) und wird zur Rächung dieser Blutschande von ihrem Bruder Absalom ermordet, worauf dieser zu Thalmai, dem König von Gesur, dem Vater seiner Mutter Maacha (2 Sam. 3, 3) fliehen mußte (13, 23-29). Doch gelang es Davids Feldhauptmann Joab, der bald des Königs wiederkehrende Zuneigung zu Absalom bemerkte, schon nach 3 Jahren durch eine List und unter dem Vorwand der Verjährung seines Verbrechens seine Rückberufung zu betreiben, die auch wirklich nach abermals 2 Jahren erfolgte, so daß er nach fünfjähriger Verbannung wieder nach Jerusalem zurückkehren durfte und von David wieder angenommen wurde (2 Sam. 14), der in diesem Stück jedenfalls mit charakterloser Schwäche und blinder Vorliebe für Absalom gehandelt hat, nicht etwa aus gerechtfertigtem Erbarmen mit dem mißrathenen Sohn. Andererseits war aber auch er selbst übel berathen von Joab, der ohne Zweifel in egoistischem Interesse die Partei des begünstigten Absaloms als des wahrscheinlichen Thronerben ergriff und für seinen eigenen Meuchelmord an Uria straflos bleiben wollte. Gesur (V. 8) ein kleines Fürstenthum in Syrien, zum Stamm Manasse gehörig, aber ohne daß es ganz als eigentliche Provinz zum Reich Israel gehörte, zu Davids Zeiten von seinem Schwiegervater Thalmai regiert. Ahitophel von Gilo (V. 12), einer kleinen Bergstadt im Gebirge Juda gelegen, war der Großvater der Bathseba, einer von Davids Räthen und sein intimster Freund, der später nach Mißglückung der in unserer Lektion berichteten Rebellion gegen David Selbstmord beging (Kap. 17, 23).

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Der Verrath an David (V. 1—6).

V. 1. Das dem David und seinem Hause gedrohte Unheil geht schnell seiner Erfüllung entgegen, weil nach göttlicher Gerechtigkeit wenigstens die äußeren Folgen des Fluchs, den er durch seine Sünde auf sich geladen hat, nicht ganz ausbleiben durften. Absalom zeigt Undankbarkeit für die eben noch erwiesene, aufrichtig gemeinte (Kap. 14, 33) Versöhnung und Rückberufung aus dem Exil, in der sich nicht bloß die volle Liebe des Vaters zeigte, sondern er auch dem Sohn wieder sein unumschränktes Vertrauen bewies, um so abscheulicher war der Mißbrauch desselben, wodurch er sich auch an ihm, wie vorher an seinem Bruder Amnon rächen wollte. Zu seinem eitlen Stolz auf seine körperlichen Vorzüge (14, 25) kam noch ein maßloser Ehrgeiz: er strebte nach der Königskrone und da er auf dem natürlichen Weg der erblichen Thronfolge sie als ein späterer Sohn schwerlich jemals erreichen zu können hoffen durfte, griff er zu

Gewalt und Lügen und suchte hinterlistig die Gunst des Volkes an seine Person zu fesseln; auch die Ausrüstung mit Staats- oder Kriegswagen, Rossen und Läufern (Trabanten, Leibwache) diente wohl nicht blos zur Sicherstellung gegen etwaige Feinde, sondern zum äußeren Prunk und Pomp, um durch solches Gepränge die Augen auf sich zu ziehen (vrgl. 1 Kön. 1, 5 ff.), auch dieß war also ein Kunstgriff seiner verschlagenen Falschheit, denn nur dem König selbst gebührte nach Recht und Gebrauch ein solches Geleite.

V. 2—4. Nicht minder suchte er aber auch durch eine erheuchelte Demuth und Herablassung sich die Herzen des Volks zu gewinnen durch eine zur Schau getragene Theilnahme an seinen Wünschen und Anliegen. Bei dem Thor, nehmlich der königlichen Burg, pflegten sich in den noch kühlen frühen Morgenstunden der eigentlichen Geschäftszeit die Bittsteller einzufinden, die in irgend einer Sache, einem Rechtsstreit u. s. w. auf Entscheidung warteten. Wenn sie nun dort standen und um Gehör bei David nachsuchten, gab ihnen Absalom selbst Audienz und erkundigte sich namentlich mit besonderer Freundlichkeit nach ihrer Heimath; war nun der Betreffende aus einem der Stämme Israels, d. h. nicht aus Juda selbst, der als der eigene Stamm Davids diesem unerschütterlich treu ergeben war, so suchte er ihn dadurch zu gewinnen, daß er ihm seinen Rechtshandel als vollständig in der Ordnung darzustellen suchte, als „recht und schlecht", wobei es ihm nur an der rechten Mittelsperson beim Könige fehle. Zu einem solchen Unterhändler bietet er dann, V. 4, wenigstens indirekt und in versteckter Weise sich selbst an; ein Verfahren, das um so berechneter und schlauer war, als er dann zugleich für den Fall, daß ein von ihm, dem Prinzen, selbst übernommener Prozeß dennoch abgewiesen wurde, einen desto scheinbareren Grund hatte, die Unzufriedenheit mit der Mißregierung seines Vaters zu schüren. Diese Anreizung zur Empörung gegen David war aber eigentlich genau genommen Hochverrath.

V. 5 greift er vollends zu der allerniedrigsten Schmeichelei, um so verwerflicher, als sie sich wieder hinter den Mantel wahrer Liebe zum Volke versteckt, während es doch bloße Eigennutz ist. Das „Anbeten" ist auch hier die gewöhnliche orientalische Art der Huldigung oder der Dankes- und Ehrenbezeugung durch Niederfallen auf das Angesicht.

V. 6. Stahl das Herz, entwendete ihre Liebe dem, der sie durch manche edle That wirklich verdiente und dem sie rechtmäßig gehörte, denn dem König hatten sie ja Treue geschworen, nicht aber ihm; ebenso niederträchtig verfahren aber auch heute noch viele sog. „Volksfreunde", die immer nur das angebliche „Volkswohl" im Munde führen, in Wahrheit aber nur mit sich selbst allein es gut meinen.

b) Die Verstellung des Absaloms (V. 7—9).

V. 7. Nach 40 Jahren, eigentlich am Ende von 40 Jahren; aber von wo an gerechnet? Von Absalom's Geburt, oder von Davids Thronbesteigung, oder gar von Sauls Regierung an? Das alles paßt nicht in den Zusammenhang; man nimmt am besten und einfachsten einen Schreibfehler an: vier statt vierzig, wie auch Josephus blos vier Jahre zählt, nehmlich von 14, 33, der Aussöhnung mit David an; nun glaubte er sich so fest in der Volksgunst und den Aufstand so sicher vorbereitet, daß er zu offenem Abfall schreiten konnte.

V. 8. Das ganze vorgebliche Gelübde ist natürlich eine bloße Erfindung von ihm, eine grobe Lüge; in Wahrheit war es ihm natürlich keineswegs um einen Gottesdienst (d. h. feierliches Dankopfer für die glückliche Heimkehr) zu thun, sondern nur darum, mit guten Männern nach Hebron zu kommen, wo er einen starken Anhang hatte und sich unter irgend einem Vorwande am leichtesten zum König ausrufen lassen konnte.

V. 9. Zeigt David hier ein wahrhaft blindes Vertrauen gegen seinen heuchlerischen Sohn, so kann man sich dies blos aus seiner übergroßen Liebe zu ihm erklären, die schon manchem Vater ganz ähnliche Täuschungen und bittere Enttäuschungen gebracht hat.

c) Die Verschwörung mit Ahitophel (V. 10—14).

V. 10. Die Kundschafter sollten durchs ganze Land hin eine Revolution organisiren, indem sie die Stimmung des Volkes erforschten und im Fall einer Vorliebe für Absalom zum offenen Abfall von David reizen sollten.

V. 11. Sie wollten in ihrer Einfalt dem Königssohn die ihm gebührende Ehre eines zahlreichen Geleites für seine Reise nicht verweigern, waren aber natürlich ohne Ahnung, wozu diese ganze Veranstaltung dienen sollte; sie thaten es aus gutem Herzen und freiwillig, waren aber nur Werkzeuge in seiner Hand. Dies war ein sehr geschickter Griff: es waren keine armen abhängigen Leute, die man etwa für ein bezahltes Gefolge hätte halten können, sondern Männer besseren Standes, vielleicht Edelleute, deren Mitgehen keinen Verdacht in Jerusalem erregte; anderseits mußte ihr Mitkommen in Hebron sie sofort im Lichte eines königlichen Gefolges erscheinen lassen und damit war dort schon viel gewonnen.

V. 12 und 13. Gilo wird absichtlich gewählt, weil es sehr nahe bei Hebron lag, Ahitophel, weil er für einen der weisesten und einflußreichsten Männer am Hofe galt, als persönlicher Freund und Vertrauter des David, jetzt ein ebenso ergebener Helfer und Bundesgenosse seines Sohnes und Feindes. Ward der Bund stark, d. h. die angezettelte Verschwörung nahm überhand und Absaloms Anhang mehrte sich, da man sah, daß ein Mann wie Ahitophel auf seine Seite trat (Macht des bösen Beispiels und der Verführung Anderer, namentlich unter einem Schein des Rechts oder gar mit frommem Vorwand, wie hier durch das angebliche Opfer). Die Meisten wurden natürlich blindlings hineingezogen und wußten noch viel weniger als jene 200 von dem nur den Rädelsführern allein bekannten Verrath.

V. 14. Auf, laßt uns fliehen! er fürchtet einen noch größeren Abfall, der dem Absalom auch noch die ganze Hauptstadt in die Hand spielen könnte; daher will er aus Jerusalem fort, zugleich um zu sehen, wer es noch mit ihm hält und mit ihm geht. Durch eine solche Sichtung konnte er am ehesten und schnellsten hoffen, daß sein bisheriger Verlust wieder ersetzt werde. Ohne Zweifel machte aber auch das böse Gewissen den sonst so tapferen Helden zum Feigling. Er weiß: dem verhängten Fluche (12, 10. 11) ist doch nimmer auszuweichen und so will er doch wenigstens Jerusalem schonen und ihm eine grausame Belagerung und Eroberung ersparen.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Eine Lehre für die Jugend.

1) Der eitle Absalom erhebt sich über seinen Vater und meint, er sei viel mehr als der alte David.

2) Er verstellt sich und verschwört sich mit Davids Feinden.

3) Er geht seiner Sünde entgegen.

17. Aug. 1884. **Absalom's Tod.** 2 Sam. 18, 24—33.

24. David aber saß zwischen zweien Thoren. Und der Wächter ging aufs Dach des Thors an der Mauer, und hub seine Augen auf, und sahe einen Mann laufen allein,

25. Und rief, und sagte es dem Könige an. Der König aber sprach: Ist er alleine, so ist eine gute Botschaft in seinem Munde. Und da derselbe ging, und herzu kam,

26. Sahe der Wächter einen andern Mann laufen, und rief in das Thor, und sprach: Siehe, ein Mann läuft alleine. Der König aber sprach: Der ist auch ein guter Bote.

27. Der Wächter sprach: Ich sehe des ersten Lauf, als den Lauf Ahimaaz, des Sohnes Zadok. Und der König sprach: Es ist ein guter Mann, und bringet eine gute Botschaft.

28. Ahimaaz aber rief, und sprach zum Könige: Friede! Und betete an vor dem Könige auf sein Antlitz zur Erde und sprach: Gelobt sei der Herr, dein Gott, der die Leute, die ihre Hand wider meinen Herrn, den König, aufhuben, übergeben hat.

29. Der König aber sprach: Gehet es auch wohl dem Knaben Absalom? Ahimaaz sprach: Ich sahe ein groß Getümmel, da des Königs Knecht Joab mich, deinen Knecht, sandte, und weiß nicht, was es war.

30. Der König sprach: Gehe herum, und tritt daher. Und er ging herum, und stund allda.

31. Siehe, da kam Chusi, und sprach: Hie gute Botschaft, mein Herr König! Der Herr hat dir heute Recht verschafft von der Hand aller, die sich wider dich auflehnten.

32. Der König aber sprach zu Chusi: Gehet es dem Knaben Absalom auch wohl? Chusi sprach: Es müsse allen Feinden meines Herrn Königs gehen, wie es dem Knaben gehet, und allen, die sich wider dich auflehnen, übel zu thun.

33. Da ward der König traurig, und ging hin auf den Saal im Thor, und weinete, und im Gehen sprach er also: Mein Sohn Absalom, mein Sohn, mein Sohn Absalom! Wollte Gott, ich müßte für dich sterben! O Absalom, mein Sohn, mein Sohn!

---

1. Grundgedanke. „Wer Vater oder Mutter fluchet, der soll des Todes sterben." Mark. 7, 10.

2. Zeit. Etwa 1023 (oder 28) v. Chr.

3. Ort. Mahanaim, im Stamme Gad, im Ostjordanlande gelegen, nördlich vom Fluß Jabok; vielleicht ein befestigter Platz zum Rückhalt und Sammlung größerer Truppen. Nahe dabei befand sich der sog. Wald Ephraims, wo die Entscheidungsschlacht zwischen Absalom und David stattfand.

4. Einleitung und Zusammenhang.

Nachdem David in Folge der in der vorigen Lektion berichteten Vorgänge vor Absalom geflohen war und Jerusalem im Stiche gelassen hatte, dessen sich jener sammt des königlichen Palastes bemächtigt, beweist er sich auch in den nun folgenden Tagen tiefsten Unglücks als einen „Mann nach dem Herzen Gottes". Er beugt sich demüthig unter Gottes gewaltige Hand, nimmt die ganze Schuld auf sich und will Alles Gott allein überlassen (Kap. 15, 15—37). Nachdem unterdessen Absalom in Jerusalem eingezogen war, giebt ihm Ahitophel den Rath, mit einem raschen Handschlag sich auch der Person des Königs zu bemächtigen; aber Husai, ebenfalls einer der vornehmsten Räthe und vertrautesten Freunde Davids (1 Chron. 28, 33), der sich schon 2 Sam. 15, 32 ff. an ihn angeschlossen und unter scheinbarer Untreue (16, 16 ff.) ihm die besten Dienste geleistet hatte, weiß den Absalom umzustimmen und den verderblichen Rath Ahitophels zu vereiteln, so daß dieser sich selber tödtet aus verletzter Eitelkeit (17, 23). Es geschah dieß nach Gottes Willen (17, 14), der zwar den ersten schlimmen Rath Ahitophels (s. letzte Lektion) gelingen ließ, um David zu demüthigen, nicht aber den zweiten, weil er ihn nicht verderben wollte. Husai weiß Absalom bei seiner Eitelkeit zu fassen und zu einer großen Feldschlacht zu überreden, die ihm mehr Ehre eintragen werde. Absalom läßt sich dazu verleiten und so gewann David Zeit, sein Heer zu vergrößern und zusammenzuziehen und mit ihm nach dem Ostjordanland zu entkommen (17, 24.) In der nun folgenden Schlacht verliert Absalom sein Leben: Joab, Davids Feldherr, erwürgt ihn aus altem Groll (Kap. 14, 30), nachdem er an seinem langen Haare (14, 26), auf das er früher so stolz gewesen, an einer Eiche, d. h. Therebinthe hängen geblieben war, trotzdem daß David seine Schonung ausdrücklich anbefohlen (18, 5).

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Aengstliches Fragen (24—31).

V. 24. Die Erzählung der Lektion versetzt uns mitten in die Situation nach bereits gelieferter Schlacht und geschehenem Morde des Absalom. David sitzt zwischen zwei Thoren oder „beiden Thoren" von Mahanaim (Kap. 17, 24), das wie alle Festungen ein äußeres und ein inneres Thor hatte, auf dem äußeren standen gewöhnlich die Wächter, welche die neuesten Kriegsnachrichten, Botschaften vom Schlachtfeld 2c. in die Stadt hineinriefen. Zwischen beiden Thoren fanden auch sonst öffentliche Verhandlungen statt; auch David wartet dort auf den Ausgang der Schlacht. Um diesen selbst und überhaupt die nachfolgende Scene recht zu verstehen, ist Folgendes zu merken: Die Schlacht selbst, in welcher auf Seiten Absaloms Amasa, ein Vetter des Joab, commandirte, auf Seiten Davids aber, der sein Heer in drei Kolonnen aufgestellt hatte, drei Feldherrn befehligten, nämlich außer Joab, dem Obersten selbst, noch Abisai und Ithai, einem besonders getreuen Führer (Kap. 15, 21 ff.), war zu Gunsten Davids entschieden, sobald Absalom getödtet war. Nun will der Sohn des Zadok (2 Sam. 15, 35. 36), Ahimaaz, dies dem David sofort melden (18, 18 ff.), wird aber von Joab absichtlich zurückgehalten und statt seiner ein Anderer mit der unwillkommenen Botschaft an den König gesandt, der entweder selbst den Namen Chusi führte oder von Geburt ein Kuschite (4 Mos. 12, 1), d. h. Aethiopier oder Negersklave des Joab war, den er einem etwaigen Zornesausbruch Davids aufzuopfern bereit war. Indessen läßt sich auch Ahimaaz nicht mehr länger abhalten, sondern eilt auch zum königlichen Lager, ja er kommt dem Mohren zuvor und ist also der erste Bote vom Schlachtfeld.

V. 25. Diese Antwort Davids erklärt sich so: „Ist er allein, so ist er wirklich ein von Joab extra gesandter Bote, der vermuthlich den Sieg zu berichten hat, denn wäre er geschlagen worden, so hätte die Niederlage in wilder Flucht geendigt und es kämen Viele dahergelaufen.

V. 26. Dies ist jetzt der zurückgebliebene Chusi, also der zweite Bote.

V. 27. Als den Lauf Ahimaaz; ohne Zweifel erkannte ihn der Bote an seinem besonders schnellen Lauf, woraus sich auch erklärt, daß er dem Anderen zuvorkam; wahrscheinlich lag ihm darum so viel daran, die Trauerbotschaft dem David selbst zu überbringen, weil er ihn langsam auf das Schlimmste vorbereiten wollte (vgl. V. 28. 29). Ein guter Mann, aus priesterlicher Familie. Dazu noch, wie es scheint, mit dem Königshaus verwandt (Kap. 15, 35. 36), einen solchen, so denkt er, hätte Joab doch gewiß nicht mit einer schlechten Kunde abgeschickt, darum schöpft er Hoffnung auf Sieg.

V. 28. Friede! oder: Heil! Hastiger, kurzer Gruß und Segenswunsch, worin also eigentlich schon die Siegesbotschaft selber lag. Das entsprach ja auch vollständig der Wahrheit, denn mit Absaloms Tod war ja die Sache für David wirklich günstig entschieden.

V. 29. Auf die ängstlich-sorgende Frage nach Absalom, aus der man noch die zarte Liebe des Vaters auch gegen den tief gefallenen Sohn heraushört, giebt er eine ausweichende Antwort; er stellt die Sache so dar,

als sei er zwar schon nach Entscheidung der Schlacht selbst, aber doch noch vor der sicheren Auskunft über Absaloms Schicksal von Joab fortgeschickt worden. Doch deutet er wenigstens leicht auf den wahren Sachverhalt hin, wenn er von einem „großen Getümmel" redet.

V. 30. Tritt daher, bei Seite, unter das Gefolge des Königs, um dem neuen Boten Platz zu machen, den der stutzig gewordene König hören möchte.

V. 31. Chusi spricht fast wörtlich genau die schon von Ahimaaz überbrachte (V. 19) Nachricht nach; der Ausdruck „Recht verschafft" beweist, daß auch er in Absaloms plötzlichem Tod nicht etwa nur ein Unglück, sondern eine wohlverdiente göttliche Strafe sah, wofür nachher V. 33 dem König selbst der Blick noch fehlte, der blos bei dem schmerzlichen Eindruck des harten Verlustes stehen blieb.

b) Schmerzliches Klagen (V. 32 u. 33).

V. 32. Der Grund desselben ist, daß David nun durch Chusi die ganze, volle, nackte Wahrheit, ohne Rückhalt, Schonung und Theilnahme hört; dieser war nicht so weich und rücksichtsvoll wie sein Vorgänger, ja er fügt noch einen Wunsch bei, der freilich für ihn als Unterthanen dem König gegenüber vollständig berechtigt ist, ja gewissermaßen eines Soldaten Pflicht war, dem Sieg und Wohlfahrt seines Herrn über alles gehen muß; aber dem Vater wie ein Dolchstich durch die Seele gehen mußte, der ihn auch ohne weitere Worte gut genug verstand.

V. 33. Der Saal im Thor ist der Söller oder das Obergemach über dem durch die Thore gebildeten und eingeschlossenen Zwischenraum zwischen den ziemlich dicken Mauern. Trotz Davids lebhaftem und leidenschaftlichem Temperament bricht doch in den Worten: „Wollte Gott u. s. w." auch eine leise Klage und Anklage gegen sich selbst durch; denn seine Schuld war es, daß es mit seinem Sohne so weit kommen konnte. Hätte er ihn strenger behandelt, ihn in Zucht genommen und gehalten, statt wie nachher bei Adonia (1 Kön. 1, 6) allen seinen Gelüsten den Lauf zu lassen (vgl. Eli), so müßte er jetzt nicht so bitterlich über ihn weinen. Große Verantwortung der Eltern für die Erziehung ihrer Kinder! Wie schlimm, wenn ihnen erst zu spät das Gewissen darüber aufwacht! Zu vergleichen sind für diese ganze namentlich für Kinder höchst wichtige und beherzigenswerthe Geschichte Absaloms noch Stellen wie 2 Mos. 20, 12; 5 Mos. 27, 26; Sprüche 30, 17; 20, 20.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Vater und Sohn.

1) Der Vater liebt seinen Sohn, vielleicht nur zu viel, und sieht ihm manches nach. Er hat ihn mit seiner Liebe verzogen.

2) Des Vaters Liebe stirbt nicht, selbst als ihm der Sohn nach Thron und Leben trachtet. Elternliebe hält aus.

3) Der Sohn verliert durch Eitelkeit und Selbstsucht die Liebe zum Vater.

4) Er geht endlich den Weg des Verbrechers und findet den Lohn seiner Thaten.

Sonntag, 24. Aug.

Das Aufhören der Pest.

2 Sam. 24, 15—25.

15. Also ließ der Herr Pestilenz in Israel kommen, von Morgen an bis zur bestimmten Zeit, daß des Volkes starb, von Dan an bis gen Berseba, siebenzig tausend Mann.

16. Und da der Engel seine Hand ausstreckte über Jerusalem, daß er sie verderbete; reuete es den Herrn über dem Uebel, und sprach zum Engel, zu dem Verderber im Volk: Es ist genug, laß nun deine Hand ab. Der Engel aber des Herrn war bei der Tenne Arafna, des Jebusiters.

17. David aber, da er den Engel sahe, der das Volk schlug, sprach er zum Herrn: Siehe, ich habe gesündiget, ich habe die Missethat gethan; was haben diese Schafe gethan? Laß deine Hand wider mich und meines Vaters Haus sein.

18. Und Gad kam zu David zur selben Zeit, und sprach zu ihm: Gehe hinauf, und richte dem Herrn einen Altar auf in der Tenne Arafna, des Jebusiters.

19. Also ging David hinauf, wie Gad gesagt, und der Herr geboten hatte.

20. Und da Arafna sich wandte, sahe er den König mit seinen Knechten zu ihm gehen, und betete an auf sein Angesicht zur Erde.

21. Und sprach: Warum kommt mein Herr, der König, zu seinem Knechte? David sprach: Zu kaufen von dir die Tenne, und zu bauen dem Herrn einen Altar, daß die Plage vom Volk aufhöre.

22. Aber Arafna sprach zu David: Mein Herr, der König, nehme und opfere, wie es ihm gefällt; siehe, da ist ein Rind zum Brandopfer, und Schleifen, und Geschirr vom Ochsen zu Holz.

23. Alles gab Arafna, der König, dem Könige. Und Arafna sprach zum Könige: Der Herr, dein Gott, lasse dich ihm angenehm sein.

24. Aber der König sprach zu Arafna: Nicht also, sondern ich will dirs abkaufen um sein Geld; denn ich will dem Herrn, meinem Gott, nicht Brandopfer thun, das ich umsonst habe. Also kaufte David die Tenne und das Rind um fünfzig Sekel Silbers.

25. Und bauete daselbst dem Herrn einen Altar, und opferte Brandopfer und Dankopfer. Und der Herr ward dem Lande versöhnet, und die Plage hörete auf von dem Volk Israel.

---

1. Grundgedanke. „Und bauete daselbst dem Herrn einen Altar, und opferte Brandopfer und Dankopfer. Und der Herr ward dem Lande versöhnet, und die Plage hörete auf von dem Volk Israel." 2 Sam. 24, 25.

2. Zeit. Davids letzte Regierungsjahre 1020—1015 vor Chr. (also etwa 1017).

3. Ort. Jerusalem und zwar genauer der Ort, wo damals die Tenne Arafnas, des Jebusiters (V. 16), später der Tempel Salomos stand (vgl. 1 Chron. 21, 28 und 22, 1), also auf dem Berge Moriah, der altheiligen Opferstätte schon seit Abrahams Zeiten (1 Mos. 22, 2).

4. Zusammenhang und einleitende Vorbemerkungen. Mit Absaloms Tod hat allerdings der Aufstand sein Ende erreicht und Davids Macht war wieder neu befestigt, um so mehr als auch Absaloms Feldherr, der zugleich Davids Schwestersohn war, Amasa (1 Chron. 2, 17), wieder zu Davids Heere übergeht; so gelang es David, wenigstens seinen eigenen Stamm Juda wieder zu gewinnen und sich mit seiner Hilfe wieder in den Besitz von Jerusalem zu setzen (2 Sam. 19). Allein darüber erwacht die Eifersucht der übrigen Stämme, und dies führt zu einer neuen Empörung unter Seba, dem Sohne Bichri's, aus dem Stamm Benjamin, also der Heimath Sauls, des alten Feindes von David, der die Unzufriedenheit des Volkes benützt und wiederum einen Bürgerkrieg veranlaßt (2 Sam. 20).

Zu diesen inneren Zerwürfnissen kommt bald auch noch äußeres Unglück. Zuerst eine Theuerung, von der Kap. 21 berichtet, die aber vielleicht auch schon in eine frühere Zeit von Davids Regierung bald nach seiner Thronbesteigung fällt, da Sauls Unthat an den Gibeoniten (vgl. Jos. 9) noch in frischem Andenken ist, und die nur jetzt erst nachträglich noch erwähnt wird; sodann der in demselben Kapitel erzählte Krieg mit den Philistern, worin es nach vielen Niederlagen endlich dennoch für David zum Siege

kommt, daher sich Kap. 22 und 23, 1—7 ein Dank- und Siegeslied anschließt, das viele Aehnlichkeit mit Ps. 18 hat; und endlich eine Pest, die durch Davids eigene Schuld über das Volk hereinbricht, Kap. 24, 1—15, wo die Lektion wieder anknüpft.

5. **Zur Erklärung und Erbauung.**

a) Die Heimsuchung durch den Engel des Herrn (V. 15 u. 16).

V. 15. Das Also weist auf das unmittelbar vorangehende und ebendamit auf den ganzen Zusammenhang des Kapitels zurück. Dieser ist kurz folgender: Schon die schwere Versündigung Israels in den Aufständen unter Absalom und Seba war der innere Grund zu einem schweren Strafgericht Gottes über sein Volk; dazu kam aber noch eine äußere Veranlassung durch eigene Verschuldung Davids. Statt nach dem neuen Sieg über alle seine äußeren und inneren Feinde und der wiederkehrenden Sicherheit seines Reiches, dessen kriegerische Macht in der in Kap. 23, 8—39 enthaltenen Aufzählung seiner streitbaren Helden dargestellt wird, nun in Ruhe und Frieden nach Gottes Wohlgefallen fortzuregieren, vergißt David seine Dankespflicht gegen ihn soweit, daß er sich wider Gottes Willen zu einer Volkszählung, d. h. einer Musterung der kriegstüchtigen Mannschaft herbeiläßt, wozu ihn nach 2 Sam. 24, 1 und 1 Chron. 22, 1 ausdrücklich Satan, aber unter Gottes Zulassung, aufstachelte. An sich wäre eine solche auch jetzt eben so wenig sündhaft gewesen, als früher die Zählung unter Moses, aber während bei Moses (2 Mos. 10, 12. 13) Gott selbst sie angeordnet hatte, geschah sie bei David eigenmächtig, auch lag ihr ein strafbarer Stolz, Ehrgeiz und weltlicher Sinn zu Grunde, denn David, der jetzt auf dem Gipfel seiner Macht stand, wo die Weissagung 1 Mos. 15, 18 nahezu erfüllt war, nährte ohne Zweifel den gottlosen und selbstsüchtigen Plan, statt eines Gottesreiches, mit seiner starken militärischen Macht, die bereits weit über eine Million streitbarer Männer betrug (2 Sam. 24, 9), ein glänzendes Weltreich zu gründen. Selbst der gottlose Joab wollte nach 1 Chron. 22, 3 den Auftrag nicht gern übernehmen, aber David setzt es dennoch durch, obwohl er weiß, daß die Sache Gott mißfällt und mißfallen muß. Erst nach geschehener That (2 Sam. 24, 10) schlägt ihm das Herz und er bekennt seine Sünde, aber die Reue kommt, wie so oft, zu spät; die Strafe muß kommen, aber sie kann wenigstens noch gemildert werden. Daher läßt Gott ihm durch den Propheten Gad, der, wie es scheint, an Nathans Stelle getreten ist und ebenso wie dieser nach 1 Chron. 29, 29. 30 hernach die Geschichte von Davids Regierung beschrieb, die Wahl zwischen drei Dingen: sieben Jahre Hungersnoth, drei Jahre Kriegsunglück oder drei Tage Pest. David wählt das letztere (V. 14). Er will lieber in Gottes Hände unmittelbar fallen, als in Menschenhände, die kein Erbarmen kennen (Jes. 10, 7 ff.) Pestilenz (Seuche) wählte David wohl nicht blos, weil sie eine unmittelbare Heimsuchung Gottes ist, denn dies wäre ja auch Theuerung und Mißwachs gewesen, sondern weil sie kürzer dauerte und weil das Volk erst unlängst eine große Hungersnoth durchgemacht hatte (vgl. Einleitung). Sie brach mit einer so großen Heftigkeit aus, daß in der kurzen Zeit von ihrem Auftreten noch an demselben Morgen, wo der Prophet Gad zu David getreten war (V. 11), bis zu dem Zeitpunkt ihres wunderbaren Aufhörens in Folge eines direkten göttlichen Eingreifens (V. 16) schon 70,000 Mann starben, was auch bei der schrecklichsten blos natürlichen Epidemie in so kurzer Zeit ganz unmöglich ist; sie sollte dadurch eben als ein außerordentliches Strafgericht bezeichnet werden. Ihre Verheerung erstreckte sich durchs ganze Land, das hier wie auch sonst öfters nach seinen beiden Endpunkten Dan im Norden — Bersaba im Süden (25 Meilen südöstlich von Hebron und schon zu Abrahams Zeiten bewohnt) bezeichnet wird. Dieser furchtbare Verlust an Menschenleben war nicht nur eine Strafe für das Volk wegen seiner Empörungen, sondern namentlich auch für David selbst und zwar gerade eine solche, die der Sünde seines Hochmuths am weheste that: Die „Mannschaft", auf die er so stolz war, ist jetzt dahin; womit Einer sündigt, damit wird er auch bestraft.

V. 16. Der Engel des Herrn ist auch hier der Vollstrecker und das Werkzeug der göttlichen Strafgerichte wie 2 Mos. 12, 23 (Würgengel). Diese Reue Gottes darf man nicht als einen Akt menschlicher Schwäche oder Kurzsichtigkeit ansehen. Wohl hätte er auch die Strafe überhaupt ganz aufheben können, aber er wollte und durfte es nicht, weil seine Gerechtigkeit sie forderte; dagegen aber kann er jetzt, wo diese befriedigt ist, seine Gnade walten lassen und aus Erbarmen die Züchtigung wenigstens mildern, d. h. sie abkürzen, so daß sie nicht die ganzen drei Tage (V. 13) fortdauert; wie lange sie währte, wissen wir nicht, vielleicht nach V. 22 bis zum gesetzlichen Abendopfer. Arafna wird hier als „Jebusiter" bezeichnet, weil er wohl zu den wenigen noch übrig gebliebenen Ureinwohnern von Jerusalem gehörte (vgl. die erste Lektion am 6. Juli). Diese Tenne lag wie alle Dreschböden auf offenem Feld, auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt, wo der Wind leicht die Spreu wegführen konnte (vgl. Ps. 1, 4 und die Bemerkungen zu 2 Sam. 6, 6), und zwar nach V. 25 nordöstlich vom Zion auf dem Berg Moriah. Manche Ausleger finden den Grund, warum die Pest gerade hier aufhörte, darin, daß Jerusalem zum Stamm Benjamin gehörte und die meisten dort wohnenden Diener des Heiligthums zum Stamm Levi, diese beiden Stämme waren aber nach 1 Chron. 21, 6 noch nicht mitgezählt worden und wurden deshalb auch mit der Heimsuchung verschont. Jedenfalls ist für den ganzen Vorgang der Gesichtspunkt festzuhalten, daß nicht etwa David allein gesündigt hat und das Volk allein gestraft wurde, sondern beide haben gefehlt und beide trifft das Gericht.

b) Die Fürbitte aus dem Munde Davids (V. 17).

Nach 1 Chron. 21, 16 hatte David dieses Gesicht einer Engelserscheinung zugleich mit den „Aeltesten", welche ebenso wie er selber bußfertig im Gebet vor dem Herrn lagen. Ich habe gesündigt, dieses willige und demüthige Aufsichnehmen der Schuld und darum auch der Strafe auf sich allein und persönlich ist ein Zeichen der Aufrichtigkeit seiner Buße und ein Nachhall jenes durchbohrenden Wortes Nathans 2 Sam. 12, 7. Obwohl die Strafe mit Recht auch Israel um seiner eigenen Sünde willen (V. 1) traf, will doch David auf sich und sein Haus allein sie stellvertretend übernehmen und lieber Alles tragen, wenn nur Israel straflos ausgehe, das ist ein ächter, edler, königlicher Sinn, wie sich ein solcher auch in dem offenen Zugeben seiner Schuld ohne alle falsche Scham ausspricht (vgl. 1 Tim. 1, 15). Immerhin war aber David selbst doch nur das Vorbild des wahren und rechten stellvertretenden Sühnopfers, d. h. des Messias (Jes. 53, 4 ff.); wie auch der nachher von ihm errichtete Altar an der späteren Stätte des Tempels selbst nur zu den bloßen „Schattenbildern" des A. Ts. gehörte, die rechte und wahrhafte Erlösung und Versöhnung ist erst im N. T. durch das Opfer Jesu Christi gegeben.

c) Das Opfer auf der Tenne Arafnas (V. 18—25).

V. 18. Wie der Prophet Gad zuvor V. 12 kraft

göttlichen Auftrags ihm das Strafgericht anzudeuten hatte, so bringt er ihm jetzt auch den Gnadentrost. In diesem Fall genügte also die bußfertige Bitte Davids *allein* und seine Willigkeit zum Leiden der ganzen Strafe noch nicht, es sollte auch noch das *Opfer*, wahrscheinlich: Brandopfer und Bittopfer, sowie Schuld- und Sühnopfer dazukommen, denn es handelte sich um eine Entsöhnung des ganzen *Volkes*, die daher auch *er selbst als König* und Stellvertreter desselben zu leisten hatte.

V. 19 und 20 zeigt den sofortigen *Gehorsam* des willigen und alsbald zur Ausführung des göttlichen Befehls bereiten Königs, wie auch *Arafna's* Ehrfurcht vor ihm: *betete an*, d. h. verneigte sich tief und beugte sich bis zur Erde.

V. 21 und 22 beweisen, daß es dem David in V. 17 vollkommen Ernst war, er will sichs vielleicht etwas kosten lassen und ein eigentliches „*Opfer*" bringen, dies setzt aber voraus, daß er es von *seinem* Eigenthum nimmt, nicht vom Besitz eines *Andern*, was ich selbst erst *geschenkt* bekommen, kann ich nicht *opfern* (V. 24), denn zum „Opfern" gehört *Selbst*hingabe und Verläugnung. Wir bewundern mit Recht an Arafna seine „uneigennützige Dienstfertigkeit", womit er ohne Bedenken und gleichsam als ganz selbstverständlich *selbst* Opferplatz und Opferthier hergeben will, nur daß die Plage gewiß aufhöre. Was er dem König anbietet, sind drei Stücke: 1. die *Tenne*, die vermöge ihrer erhöhten Lage und ihres festgestampften Bodens ganz gut als *Altar* dienen konnte, 2. den *Stier*, der das Getreide ausdreschen mußte, den er als *Brandopfer* benützen sollte, solche mußten fehlerlose männliche gezähmte Hausthiere sein und wurden *ganz* verbrannt, es blieb also z. B. kein Fleisch zu Opfermahlzeiten oder sonstigem *eigenen* Gebrauch übrig und 3. das *Geschirr*, d. h. die auf der Tenne gebrauchten Werkzeuge: Dreschschlitten (hölzerne Walzen mit Eisenspitzen, an Lederriemen an das Zugthier angeschirrt, daher „Schleifen" genannt) und anderes derartiges als *Brennmaterial*.

V. 23. *Arafna, der König*, wird gewöhnlich so verstanden, daß er selbst früher König von Jebus (Jerusalem) gewesen sei, was aber nach Kap. 5, 8 gar nicht denkbar ist; dann wäre diese Begegnung ein Seitenstück zu 1 Mos. 14, 18 ff. Abraham und Melchisedek). Besser faßt man die Worte noch als Fortsetzung der Rede Arafna's in V. 22 und übersetzt: „Das Alles giebt Arafna, o König, dem König"; was viel besser zu der nachher noch weiter fortgesetzten und mit einem herzlichen und aufrichtigen Wunsch für David abschließenden Rede derselben paßt.

V. 24. *Um sein Geld*, d. h. um den gebührenden Werth, zu vollem Preis. Dieser kann aber unmöglich blos (für Tenne und Rind *zusammen*) *50 Sekel Silbers* (etwa $20—25) betragen haben, da in viel früherer Zeit, wo das Geld entschieden noch höher stand, d. h. Grundeigenthum noch viel billiger war, Abraham für den Platz zu seinem Erbbegräbniß *allein*, dessen Bodenfläche schwerlich sehr groß war, 400 Sekel Silber (also gegen $180—200) bezahlt hatte (1 Mos. 23, 15); man wird daher annehmen müssen, daß hier ein Irrthum vorliegt (vielleicht durch verdorbene Handschrift unserer Stelle) und die ganz abweichende Angabe in 1 Chron. 21, 25, d. h. 600 Sekel Gold, also mindestens $300—350 die richtige ist.

V. 25. *Einen Altar*, wohl vorläufig in der Eile von Rasenstücken und Feldsteinen aufgeworfen, der aber von da seine *gewöhnliche* Opferstätte blieb 1 Chron. 22, 1. 2, ja später zum großen Brandopferaltar im Tempelvorhof gemacht wurde, der nachher gerade hier errichtet wurde (2 Chron. 3, 1). *Dankopfer*, nehmlich für das Aufhören der Pest, eigentlich: Heils- oder Friedensopfer; sie wurden nicht *ganz* verbrannt, sondern theilweise den Priestern überlassen, theilweise zu Opfermahlzeiten im Heiligthum verwendet. Den ausführlichen Bericht über dieses Opfer und seine Annahme von Seiten Gottes, der Feuer vom Himmel darauf fallen ließ (wie auf Elias Opfer auf dem Karmel (1 Kön. 18) erzählt 1 Chron. 21, 26 ff. Das ausdrücklich hervorgehobene *Aufhören der Plage* weist darauf hin, daß in diesem Vorbild auf das rechte Sühnopfer Christi schon etwas von der erlösenden und versöhnenden Kraft desselben wirksam war.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Sünde und Sühne.

1) Die Strafe folgt der Sünde gewißlich.

2) Die Strafe für die Sünde reicht oft weit. Hier wird ein ganzes Volk betroffen.

3) Die Strafe für die Sünde ist gerecht, wenn auch öfters schwer.

4) Die Sühne folgt auf Opfer, Buße, Glaube und Gebet.

5) So hängt unsere Versöhnung vom Opfer Christi, unserer Buße, unserem Glauben und Gebet ab.

Sonntag, 31. Aug.

Gottes Werke und Gottes Wort.

Ps. 19, 1—15.

1. Einen Psalm Davids, vorzusingen.

2. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk.

3. Ein Tag sagts dem andern, und eine Nacht thuts kund der andern.

4. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre.

6. Ihre Schnur gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende; er hat der Sonne eine Hütte in denselben gemacht.

6. Und dieselbe gehet heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und freuet sich wie ein Held, zu laufen den Weg.

7. Sie gehet auf an einem Ende des Himmels, und läuft um bis wieder an dasselbe Ende; und bleibt nichts vor ihrer Hitze verborgen.

8. Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel, und erquicket die Seele. Das Zeugniß des Herrn ist gewiß, und machet die Albernen weise.

9. Die Befehle des Herrn sind richtig, und erfreuen das Herz. Die Gebote des Herrn sind lauter, und erleuchten die Augen.

10. Die Furcht des Herrn ist rein, und bleibet ewiglich. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesammt gerecht.

11. Sie sind köstlicher, denn Gold und viel feines Gold; sie sind süßer, denn Honig und Honigseim.

12. Auch wird dein Knecht durch sie erinnert; und wer sie hält, der hat großen Lohn.

13. Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler!

14. Bewahre auch deinen Knecht vor den Stolzen, daß sie nicht über mich herrschen; so werde ich ohne Wandel sein, und unschuldig bleiben großer Missethat.

15. Laß dir wohlgefallen die Rede meines Mundes und das Gespräch meines Herzens vor dir, Herr, mein Hort und mein Erlöser.

1. Grundgedanke. „Du hast deinen Namen über Alles herrlich gemacht durch dein Wort." Ps. 138, 2.

2. Dichter des Psalms. Nach der Ueberschrift (V. 1) *David*.

3. Zeit und Ort der Abfassung. Wahrscheinlich Jerusalem; es fehlen *alle* näheren geschichtlichen Andeutungen. Man kann sich etwa denken, daß ihn David Morgens beim herrlichen Anblick des Sonnenauf-

gangs (V. 5—7) verfaßte, dann aber zu seiner Andacht sich in Gottes Wort versenkte, um neben der Offenbarung Gottes im Buche der Natur, auch die noch größere in seinem Gesetz zu schauen, das selbst wie eine „Sonne" seinen Knecht erleuchtet. Wie herrlich Gott auch im Werke der Natur, namentlich in der Pracht eines morgenländischen Sternenhimmels sich als Schöpfer offenbart (V. 2—7), so ist er doch noch viel erhabener als Israels Bundesgott (V. 8—12).

4. Einleitende Vorbemerkungen. Der ganze Psalm ist also ein Loblied auf Gottes Größe: a) in den Werken seiner Hand (V. 2—7) und b) in den Worten seines Mundes (V. 8—12); eben dies macht aber den heiligen Sänger auch aufmerksam auf seine Sünde und so schließt sich noch an c) eine Bitte um Sündenvergebung, Heiligung und göttliche Gnadenbewahrung (V. 12—14), und endlich d) der Schluß mit dem Bekenntniß des freudigsten Glaubens und Gottvertrauens (V. 15). So sind fast alle Elemente des Gebets: Bitte und Dank, Bekenntniß und Anbetung, Lobpreis der leiblichen wie der geistlichen Wohlthaten in diesem Psalm lieblich vereinigt, der, wie der Beisatz in V. 1 „dem Sangmeister" zeigt, für den Tempeldienst bestimmt war.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Das Reich der Natur (V. 2—7).

V. 2—7 enthält in begeisterter Rede und erhabenem Schwung einen Preis göttlicher Herrlichkeit in den Wundern der Sternenwelt: die Ehre und Verherrlichung Gottes ist Ziel und Ende aller seiner Werke und Wege; nicht nur die lebendige vernünftige Creatur, Mensch und Engel, sollen ihn rühmen, auch das Heer seiner Himmelskörper verkündigt seine Macht, Weisheit und Güte.

V. 2. Die Himmel, Mehrzahl, d. h. in allen seinen einzelnen Theilen und seinem ganzen großen und mächtigen Umfang; namentlich die Feste (1 Mos. 1, 6) d. h. das Firmament. Erzählen und verkündigen, damit wird auch diesen Werken Gottes gewissermaßen eine Sprache zugeschrieben, d. h. eine stille Sprache ohne Worte, aber doch eine laute, selbst den Heiden verständliche (Röm. 1, 19. 20) Offenbarung des Schöpfers, ohne dem diese Geschöpfe ja gar nicht vorhanden sein konnten. Unmöglich können sie von selber oder durch bloßen Zufall entstanden sein, sondern sie sind seiner Hände Werk; schon durch ihr bloßes Dasein zeugen sie von ihm.

V. 3 und 4. Sagt es dem andern, eigentlich: strömt ihm (seine Rede) zu; es ist eine ununterbrochene Predigt göttlicher Größe, die niemals aufhört, sondern immer aufs neue wieder anfängt, am Tage wie bei der Nacht.

V. 5. Dieses Zeugniß der Natur kann Jeder vernehmen, der nur darüber nachdenken will, denn dieser Himmel zieht sich ja über die ganze Erde hin wie eine ausgespannte (Meß-) Schnur, hier kann also Jedermann einen Eindruck von Gottes Herrlichkeit empfangen, vrgl. Apstg. 14, 17; 17, 24 ff., ganz besonders geschieht dies aber durch das prächtige Himmelsgestirn, die Sonne, auf die der Psalmist noch näher eingeht. Auch sie wird hier dichterisch wie eine Person geschildert und ihr deßhalb eine Hütte oder Zelt (Wohnung) zugeschrieben, die Gott ihr „an den Enden der Erde", d. h. da, wo sie den Himmel zu berühren und dieser auf ihr zu ruhen scheint, also am Horizont bereitet hat, von wo sie gleichsam aus- und wieder eingeht (V. 7).

V. 6 u. 7. Hier wird nun die wunderbare Herrlichkeit der Sonne selbst, insbesondere aber auch dieses ihres Laufes beschrieben durch zwei Bilder aus dem Menschenleben, wobei zu beachten ist, daß während wir „die" Sonne als weibliches, mütterlich wärmendes und lebendes Wesen uns denken, das gesammte Alterthum sie als eine männliche Gottheit verehrte: das erste „Bräutigam" stellt sie dar unter dem Gesichtspunkt der herrlichen Schönheit, das zweite „Held" (Krieger) unter der kräftigen Kraft; daher wird nachher neben der Regelmäßigkeit ihrer Bewegung von Ost nach West namentlich auch noch ihre Wärme, ihre alles durchglühende Hitze, die neben ihrem Licht hauptsächlich der Träger alles irdischen Lebens ist, ganz besonders hervorgehoben, denn was wäre unsere Erde ohne sie?

d) Das Reich der Gnade (V. 8—15).

V. 8. David geht über von der göttlichen Herrlichkeit in der Schöpfung zu einer noch höheren Offenbarung Gottes im Gesetz, worin der Schöpfergott (V. 3) sich nun auch als den Bundesgott zeigt, daher dort der allgemeinere Name „Gott" (Elohim) hier der besondere „Herr" (Jehovah) steht. Ohne Wandel, d. h. vollkommen, aus einem Stück, so daß nichts daran fehlt; David bezeichnet damit also die Wort-Offenbarung Gottes als noch größer und herrlicher als seine Naturoffenbarung in den Wunderwerken der Schöpfung, denn erst im Wort kann er sich ganz und voll mittheilen, sein Wesen ist Geist (Joh. 4, 24), Geist wird aber nur durchs Wort kund gemacht. Gerade weil dieses sein Wort und Gesetz „ohne Wandel", d. h. in sich selbst vollendet und darum auch unveränderlich ist, denn jede Veränderung würde es blos schlechter, nicht besser machen, kann es auch die Seele erquicken oder befriedigen, die für etwas Ewiges und Vollkommenes geschaffen ist (Matth. 5, 18), und darum am Vergänglichen und Unvollkommenen kein Genüge haben kann. David bezeichnet ferner das Wort Gottes als gewiß, sicher, unfehlbar, weil es die ewig göttliche Wahrheit selbst ist; es ist also zuverlässig, so daß man sich darauf verlassen, es glauben und zweifellos annehmen kann; daher macht es selbst die Albernen, d. h. die in göttlichen Dingen noch Unerfahrenen und Unwissenden (wie wir alle von Natur sind), die sie aber doch gerne kennen lernen möchten, weise; denn „weise" ist im Gegensatz zu einem eitlen Thoren, der Alles glaubt, derjenige, der das Richtige, Wahre, Gewisse sucht und weiß, annimmt und festhält, anwendet und befolgt.

V. 9. Weil Gottes Wort richtig ist, d. h. niemals täuscht, trügt und wankt, zugleich aber auch den „richtigen" Weg weist, also gesund und heilsam ist, so erfreut es das Herz, weil wir uns zum wahren und höchsten Gut, zum Leben in und mit Gott, zur ewigen Seligkeit, also zur rechten bleibenden Freude statt aller vergänglichen und verderblichen Weltgenüsse und Fleischeslüste führt. Als lauter und rein, weil vom heiligen Gott stammend und daher ohne Fehler und Tadel, ohne Irrthum und Falschheit, ohne trübende menschliche Zusätze, wie Gott selbst ein schattenloses, wechselloses Licht (Jac. 1, 17), macht es auch unsere inneren Glaubensaugen hell und offen, daß sie das reine ewige Gotteslicht sehen, erkennen und ertragen können, vrgl. Eph. 1, 18.

V. 10. Die Furcht des Herrn ist hier natürlich nicht die „Gottesfurcht" als menschliche Eigenschaft und Tugend, sondern wieder wie bisher das Wort Gottes selbst, das hier deßwegen so heißt, weil es diese „Gottesfurcht" lehren soll, vrgl. Ps. 34, 12; Spr. 15, 33 u. s. w. als das „vollkommene Gesetz der Freiheit" (Jac. 1, 25; Joh. 7, 17), als solches ist es rein, lauter, flecken- und makellos, heilig, wie Gott selbst, von dem es stammt, und wie er selber von ewiger Dauer (vrgl. 1 Joh. 2, 17), denn es ist ja etwas „lebendiges und kräftiges" (Hebr. 4, 13), kein

todtes Ding, kein leerer Schall, der wirkungslos in der Luft verhallt. Allesammt gerecht, Gott wohlgefällig, übereinstimmend mit der durch seinen unfehlbar heiligen Willen gegebenen sittlichen Ordnung der Welt und des Menschenlebens, vorausgesetzt, daß sie nicht durch menschliche Lehren und Meinungen verderbt, verdreht und verunreinigt werden!

V. 11. War bisher davon die Rede, was das Gesetz in sich selbst, seinem eigenen Wesen und seiner göttlichen Natur nach ist, so wird nun auch gesagt, was es für uns ist, wenn wir daran glauben und ihm demüthig und gehorsam folgen als wahre „Knechte" (V. 12), die auch darin Jesu Jünger und Nachfolger sind (nach Joh. 4, 34), daß sie Gottes Willen nicht blos wissen, sondern auch wollen und thun, denen daher auch seine „Gebote" nicht blos ein schweres Joch, eine „harte Rede" sind, eine saure Pflicht, sondern lieblich und köstlich, nicht mit Gold aufzuwägen und zu bezahlen, denn dieses würde uns nur reich an hinfälligen Erdenschätzen und Erdenlüsten machen (Matth. 6, 19 ff.), aber nicht reich in Gott, reich an Himmelsschätzen und Seelenfrieden. Darum ist es auch allein die rechte süße und kräftige Nahrung für die Seelen, daran man sich nie (im geistlichen Sinn) den Magen verdirbt.

V. 12 beginnt nun eigentlich der dritte Theil des Psalms (vrgl. Einleitung), wozu dieser Vers den Uebergang bildet. Auch wird dein Knecht u. s. w. (nehmlich ein solcher, wie soeben geschildert) kann man entweder so fassen: Unter viel tausend anderen Menschen auch er, oder besser: Unter allen den vielen anderen Segnungen wirkt Gottes Wort auch dieß, daß u. s. w. Dann bekommen wir eine schöne Steigerung: Der 1. Theil des Psalms redet von Gottes Offenbarung in der Natur, diese ist aber noch nicht vollständig, sie hilft blos dem, der „ihrer wahrnimmt", genügt also für sich allein noch nicht, den gefallenen Menschen zur vollkommenen Erkenntniß Gottes zu führen, sondern nur zu einer allgemeinen Ahnung des Schöpfers; daher muß, um jenes „Wahrnehmen" erst recht möglich zu machen, noch weiter dazu kommen 2. seine Offenbarung im Wort, aber auch diese wirkt erst da ganz, wo man sich 3. durch dasselbe zur Buße leiten und auf sein eigen Herz und Gewissen führen läßt, dies erst wirkt Erkenntniß der eigenen Sünde und der göttlichen Heiligkeit, aber auch Gnade. Erst hier wird des Menschen höchstes und tiefstes Bedürfniß recht geweckt, aber auch ganz befriedigt; das Erste liegt in dem „wird erinnert" oder „erleuchtet", was auf die Erleuchtung über den bösen Zustand unseres Herzens geht und auf die inneren Mahnungen durch die stille Stimme des Gewissens u.s.w., das Zweite in dem „großen Lohn", der also sich gar nicht etwa blos auf äußeres Glück, leibliches Wohlergehen und irdischen Segen bezieht, der freilich der Gottesfurcht auch verheißen ist (Matth. 6, 33; 1 Tim. 4, 8).

V. 13. Selbst der Frömmste braucht nicht blos noch Belehrung und Warnung (V. 12), sondern auch Verzeihung und Vergebung, und zwar ist unser natürliches Sündenverderben so tief und groß, daß gar Niemand auch nur alle seine Sünden und Fehler vollkommen erkennen kann, geschweige denn sie in seiner eigenen Kraft vollständig ablegen. Je mehr man in der Gnade wächst, desto klarer sieht man seinen eigenen Schaden ein, denn je reiner das Herz wird, desto deutlicher erkennt man auch schon das kleinste beschmutzende Fleckchen und Stäubchen. Die verborgenen Fehler sind solche, die man entweder in seiner Selbstverblendung noch gar nicht als Sünde erkannt hat, oder gar nicht mehr an sie denkt bei seinem vergeßlichen Leichtsinn. Es sind also die Fehler, die nicht blos vor anderer, sondern auch vor den eigenen Augen verborgen geblieben sind. Je mehr man das Wort Gottes ernstlich betrachtet (V. 8—12), desto mehr findet man, daß man es übertritt und desto mehr hat man Gnade nöthig, die vergiebt, aber auch die giebt, nehmlich Kraft und Muth, allen Versuchungen und Anfechtungen gegenüber und Schutz in denselben.

V. 14 schließt sich deßhalb die Bitte um Bewahrung an, denn je genauer man es mit der Sündenerkenntniß (V. 13) nimmt, desto mehr erkennt man auch seine eigene natürliche Schwachheit, namentlich gegenüber von stolzen und ungläubigen Verführern, die uns in ihre eigene Sünde mit hineinziehen möchten, aber auch gegenüber dem eigenen Stolz und Uebermuth, da man wissentlich und vorsätzlich Böses thut und wider sein besseres Wissen und Gewissen muthwillig sündigt, d. h. absichtliche und darum große Missethat begeht, nicht blos Uebereilungen, Fehltritte, Schwächen, Gebrechen und Verirrungen (wie in V. 13.)

V. 15. Die Schlußbitte des Dichters geht auf gnädige Annahme und Erhörung seines aufrichtigen und demüthigen Flehens; auch das Gebet, dies „Sprechen des Herzens mit Gott," in dem also offenbar wird, was in ihm verborgen ist, muß Gott erst „wohlgefällig" ansehen, denn auch dieses ist in sich selber noch nicht vollkommen, sondern mangelhaft.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Zwei Predigten.

1) Aus der Natur. Man kann aus der Natur nicht beweisen, daß ein Gott sei, wie man beweisen kann, daß $2 \times 2 = 4$ ist. Aber die Natur kann zu Gott führen. Sie zeigt seine Herrlichkeit, seine Allmacht und seine Güte und Fürsorge gegen alle Geschöpfe.

2) Aus dem Worte Gottes. Es ist, es enthält das Gesetz, den Weg Gottes. In diesem Wort können wir Gott finden, indem es weise macht und auf den richtigen Weg führt; und indem es die Furcht vor dem Herrn erzeugt, und so die Offenbarung der Gnade im Herzen hervorbringt.

Bilder aus der Zeit.

Als Bischof Simpson in der letzten Sitzung der General-Conferenz sein Abschiedswort an die Kirche richtete, sagte Schreiber dieses zu seinem Nachbar: „Es wird wohl das letztemal gewesen sein, daß wir die Stimme dieses großen Gottesmannes öffentlich hörten." Dies war der allgemeine Eindruck, und es ist fast unbegreiflich, wie einige Zeitungen berichten konnten, die General-Conferenz sei der Erwartung gewesen, daß Bischof Simpson noch längere Zeit, vielleicht noch Jahre lang, leben werde. Der Todesengel hatte seinem ausdrucksvollen Antlitz das Siegel aufgedrückt, und wir glauben, daß die



GEBEN IST SELIGER DENN NEHMEN

Haus und Herd.

us.

n über-
. ſkizzi-
Januar
er Ohio
darauf
. Stadt-

des We-
nißmäßig
ıng lange
n hinauf-
r, um die
engliſcher
ɩiöſe Pflege
uf Null re-
ɩteſtantiſcher
rer in der
:ine deutſche
. Die deutſche
auch nur die
nterrichts ge-
: Alten aber
- an's Erwer-
ınd Luſtigſein,

ı dieſer irdiſch
ɩ verwahrloſten
ngen nach dem
rf als ein höchſt
ırtheilt, beinahe

ndern, wenn die
Zeit wie vergeb-
den erſten Mona-
wurde. Veran-
:rüheren engliſchen
ı und Plumſtraße,
ury-Kapellchen an
ttesdienſt, ſo mußte
Seele kam, denn die
.hodiſtenkirchen wie





GEBEN IST SELIGER, DENN NEHMEN.

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. | September 1884. | Neuntes Heft.

Bilder zum fünfzigjährigen Jubiläum des deutschen Methodismus.

I. Anfänge auf dem Gebiet der jetzigen Central deutschen Conferenz.

Editor.



Wer in der letzten Hälfte des September 1835 ein wenig aufmerksam in den von den Deutschen bewohnten Straßen Cincinnatis umherschaute, konnte einen etwa 28 Jahre alten, untersetzten, rüstigen Mann gewahren, wie er mit einem Packet Traktate unter dem Arm von Haus zu Haus ging. Manchmal blieb er auch an einer Straßenecke oder auf einem Marktplatz stehen, um den Vorübergehenden Traktate anzubieten, sie zu einem Gottesdienst einzuladen, — oder er predigte auch dann und wann auf offener Straße.

„Es ist der deutsche Methodistenprediger," riefen sich einige Vorübergehende zu, „ein ganz Absonderlicher; kommt, laßt uns weiter gehen." — „Er wird's wohl nicht sehr weit bringen," meinten die ‚Grauen', die alten deutschen Bürger, von denen einige im Geruche fast übermenschlicher Gelehrsamkeit standen. — „Wollen doch sehen, ob er auch bombenfest ist," schrie der Pöbel, und warf mit Steinen 2c. nach dem Prediger in der Wüste.

Der aber beachtete weder die Gleichgiltigkeit der Vorübergehenden, noch die Weisheitssprüchlein der „Grauen", noch die rohen Gassenbuben, sondern setzte seine Gänge, seinen Bußruf und seine Traktatverbreitung stetig fort. Es ist Dr. William Nast, der Vater des deutschen Methodismus, dessen Erstlingsarbeit in dem ihm übergebenen Missionswerk die obigen Zeilen skizziren. Nach langem Irrgang am 17. Januar 1835 zu Gott bekehrt, wurde er von der Ohio Conferenz der Bisch. Meth.-Kirche im darauf folgenden Spätsommer zum „deutschen Stadtmissionar in Cincinnati" ernannt.

Cincinnati, die damalige „Königin des Westens", war zu jener Zeit eine verhältnißmäßig kleine Stadt, deren deutsche Bevölkerung lange nicht, wie jetzt, zu den hunderttausenden hinaufreichte, doch aber bedeutend genug war, um die Aufmerksamkeit besorgter Christen englischer Zunge zu erregen, zumal da die religiöse Pflege dieser Eingewanderten sich beinahe auf Null reducirte. Kaum war ein einziger protestantischer Christus-gläubiger deutscher Pfarrer in der ganzen Stadt zu finden! An eine deutsche Sonntagschule dachte Niemand. Die deutsche Jugend wuchs auf, ohne daß ihr auch nur die Gelegenheit eines ächt christlichen Unterrichts geboten ward. Die Mehrzahl der Alten aber dachte — wie heute noch so viele — an's Erwerben und Schaffen, an's Genießen und Lustigsein, und sonst — an wenig mehr.

Das Missionsunternehmen, in dieser irdisch gesinnten, zum Theil rohen und verwahrlosten deutschen Bevölkerung ein Verlangen nach dem lebendigen Gott zu wecken, darf als ein höchst schwieriges, und menschlich beurtheilt, beinahe verzweifeltes, bezeichnet werden.

Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die Stimme des Predigers längere Zeit wie vergeblich erscholl und nicht gleich in den ersten Monaten eine Gemeinde gegründet wurde. Veranstaltete der Missionar in der früheren englischen Wesley Chapel an der Vierten und Plumstraße, oder in dem hölzernen Asbury-Kapellchen an der Hamilton Road einen Gottesdienst, so mußte er gewärtig sein, daß keine Seele kam, denn die Deutschen scheuten die Methodistenkirchen wie

das Fegfeuer und die Gottlosen nannten die Wesley Chapel die Schwefel-Ecke (Brimstone Corner). Stellte man dem Prediger ein Schulhäuschen zur Verfügung (das jetzt abgebrochene an dem Elmstraßengäßchen zwischen 4. und 5. Straße ward öfters benützt), so erschienen einige Neugierige, erlaubten sich aber auch oft die Freiheiten der Ungezogenheit und scheuten sich einst nicht, während des Gebets das Licht auszulöschen, zum Zimmer hinauszuschleichen und die Thür abzuschließen. Verkündigte Dr. Nast das Wort auf den Märkten und in den Straßen der Stadt, so mußte er sich auf allerlei Geschosse gefaßt machen. Am besten konnte noch Gottesdienst in Privatwohnungen gehalten werden, die öfters von englischen Freunden zur Verfügung gestellt wurden.

Vergeblich ist jedoch die Predigt des Evangeliums nie, — sie wirkt immer, und wird den einen ein Geruch zum Tode, und den andern ein Geruch zum Leben. Letzteres darf auch von jenen Anfangsversuchen berichtet werden, indem damals mehrere Seelen anfingen, nach der lebendigen Quelle zu fragen. Namentlich ist ein Mann als Frucht jener Arbeit zu verzeichnen, der sich während eines reichen, selbstsuchtslosen Lebens um die Deutschen und die Kirche hoch verdient machte, und im Reiche Gottes Bedeutendes wirkte. Es ist der jetzige Vater in Israel John Swahlen, ein wahres Prachtexemplar eines würdigen Pioniers, dessen Andenken im Segen bleiben wird, wenn sein edler Geist längst zur Ruhe der Kinder Gottes eingegangen ist. Nach manchem Wanderzug von seinem Schweizerheim nach Cincinnati verschlagen, führte ihn Gott im September 1835 in die Wesley Kapelle, woselbst er unter der Predigt von Dr. W. Nast vom Worte Gottes erfaßt wurde. Dienstags darauf schloß er sich nach einem in der Asbury Kapelle gehaltenen Gottesdienst als erstes Laienmitglied des deutschen Methodismus der Kirche an, welcher er während eines thatenreichen Lebens getreulich diente, und die ihn immerdar hochhalten wird. Einige Monate darauf ward er zu Gott bekehrt.

Jedoch schienen die wenigen in Cincinnati gesammelten Früchte den kirchlichen Autoritäten nicht hinlänglichen Grund zur Fortsetzung des Missionswerkes in Cincinnati zu bieten. Die Menschenkinder waren eben vor 50 Jahren schon wie heute noch, gar ungeduldige Wesen, die immer zuerst ernten wollen, ehe ordentlich gesäet ist. Der Stadtmissionar wurde deßhalb nach einjähriger Arbeit in Cincinnati auf's Land, und zwar unter die vielen Deutschen in's nördliche Ohio gesandt, während Swahlen und ein paar andere Deutsche in einer englischen Gemeinde in Cincinnati ein geistlich Heim fanden.

Nach Nord, Süd, West und Ost stand Dr. Nast in Nordohio das Land offen, und so weit die Größe dieses Missionssprengels in Betracht kommt, blieb nichts zu wünschen übrig. Anders stand es mit dem Reisen durch dieses weite Gebiet, denn Eisenbahnen gehörten damals zu den unbekannten Dingen, und unser Missionar war ein gar kurioser Rosselenker, von dessen Reiterkünsten die alten Pioniere Ohios heute noch höchst amüsante Histörchen erzählen, für die uns jedoch der Raum fehlt.

Auch in Nordohio ging der Same des Wortes Gottes in manchen Herzen auf. Namentlich war es das Heim von Vater Johannes Schneider, der schon in Deutschland Gott als seinen Vater kennen lernte, und in Amerika nach vielfachem Suchen nach geistlicher Pflege nebst seiner Familie Mitglied der Bisch. Meth.-Kirche wurde, wo Dr. Nast freundliche Aufnahme und guten „Boden" fand.

Wer von Bucyrus, Ohio, auf der Landstraße nach Galion, Ohio, fährt, der gewahrt rechts ab vom Weg ein bescheidenes, aber behagliches von Obstbäumen umgebenes Farmhaus. Es ist die Heimath der Familie Schneider, wo der erste Missionar so fröhlichen Willkomm fand.

„Obwohl ich damals noch sehr jung war," schreibt Rev. P. F. Schneider, Sohn von Johannes Schneider, jetzt Schatzmeister des Berea Collegiums, in dem von ihm herausgegebenen Lebenslauf seines seligen Vaters, „kann ich mir noch recht gut vorstellen, wie Dr. Nast hinter dem großen Tisch gestanden und zu aufmerksamen Zuhörern gepredigt hat. Es wurde viel von ihm geredet. Vielen gefiel sein Vortrag recht gut; andere wiederum, besonders die Pennsylvanisch-Deutschen klagten, sie könnten ihn nicht gut verstehen, glaubten auch, der junge Mann sei zu stolz, weil er eine silberne Brille trage 2c. Mir war es immer eine große Freude, wenn es mir mein Vater erlaubte, mit Dr. Nast zu gehen und ihm den Weg durch den Busch zu zeigen, so daß er sich nicht verirrte, — denn nach der nächsten Bestellung von uns weg ging es durch einen ungebahnten Wald, wo sich Jemand, der nicht bekannt war, leicht verirren konnte."

Johannes Schneider sagt in seinen aufgezeichneten Lebensereignissen:

„Dr. Nast's Arbeitsfeld war ein sehr großes, so daß er wenigstens vier Wochen zur Reise brauchte. Die Wege waren schlecht, wodurch das Fortkommen sehr beschwerlich wurde, besonders da er das Reisen zu Pferd nicht gewohnt, und dazu noch sehr furchtsam vor dem Pferde war. Ja, es schien ihm oft, als reise er vergeblich in der Welt herum. Doch — das Werk war von Gott, und er stärkte seinen Knecht, daß er nicht müde noch matt wurde, und mit dem Apostel sagen konnte: „Aber ich achte deren keines, ich halte mein Leben auch selbst nicht theuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesu zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes."

Ja — das Werk ist von Gott, sonst wäre der deutsche Methodismus nimmermehr gegründet worden; er hätte den widrigen Umständen unterliegen müssen. Da es aber Christi Sache ist, so wird sie auch bestehen.

Vergeblich ist auch die Aussaat in Nordohio nicht gewesen, und wenn jene Arbeit nichts aufzuweisen hätte als das Auffinden dieses soeben skizzirten Heims, welches Hunderten zur Segensstätte geworden, und aus welchem zwei Prediger (außer P. F. Schneider sein Bruder J. S. Schneider, Vorst. Aeltester des Nordohio-Distrikts) hervorgegangen sind, so würde dies allein schon reicher Lohn sein.



Vater Schneider's Heim. — Das Kirchlein und der Gottesacker.

Es sollte jedoch nochmals ein Missionsversuch in Cincinnati gemacht werden. Deßhalb finden wir den Wanderprediger von Nordohio im Spätjahr 1837 wiederum in jener Stadt. Jetzt bot sich Gelegenheit, ein Lokal zur Abhaltung der Gottesdienste zu erhalten. Es war die damals unter dem Namen Burgskirche bekannte Kapelle und sie stand da, wo jetzt die schönen Arkaden mit den vielen Kaufläden angelegt sind, zwischen Vine und Racestraße. Herr Hitzfeld, ein wackerer Baumeister in Lawrenceburg, Ind., und eines der ersten Kirchenmitglieder hatte die Gefälligkeit, die Umrisse dieses historischen Baues aus dem Gedächtniß aufzuzeichnen, so daß wir die Zeichnung einschalten können. Die Phantasie des Holzschneidkünstlers aber hat auch Gebüsch hinzugefügt, welches wohl in solcher landschaftlicher Fülle selbst vor 47 Jahren an der Vine Straße in Cincinnati nicht vorhanden war. Die Kirche jedoch ist getreulich abgebildet.

Herr Burg, damaliger Postmeister und superannuirter Prediger der Meth.-Kirche vermiethete diese Kapelle für die von Dr. Nast begonnene Missionsarbeit. Ging die Miethe ein, so dankte der Eigenthümer; kam der volle Betrag aber einmal nicht zusammen, so war er auch damit zufrieden.

In dieser Kirche sammelte sich die Erstlingsgemeinde des deutschen Methodismus. Ich habe mich bemüht, alle Namen der zur ersten Klasse Gehörenden zu erhalten, konnte aber nur die folgenden ausfindig machen: Br. Swahlen, Mutter Spiegel, Schwester Gogel, die Ehegatten Böbinger, Br. Hofer, Br. Franz Nülsen, Br. Theis, Schw. Theis, nachherige Schw. Nülsen und Schw. Hinze. Im Jahr 1838 zählte die Gemeinde etwa 24 Mitglieder. Rev. John Swahlen war unter Mithülfe Dr. Nasts der Klaßführer, und erhielt im Herbst desselben Jahres Lokalpredigerlizens.

Mittlerweile machte Dr. Nast Missionstouren auf und ab am Ohio Fluß — nach Portsmouth, Lawrenceburg und sogar bis nach Pittsburg. Gott der Herr öffnete Herzen und Thüren, und die ungeduldigen, auf die Erndte harrenden Menschenkinder wurden nach und nach zufriedener, so daß die Conferenz sogar in die Publikation mehrerer kleiner Schriften willigte und die warmen Freunde des Werkes die Herausgabe eines Wochenblattes beschlossen. Hierüber jedoch — über die Gründung und Fortsetzung der deutschen Publikationen gedenke ich später in einem besonderen Artikel abzuhandeln. Heute befassen wir uns nur mit den Anfängen der Gemeindegründung und den Erstlingsarbeiten der Mission.

Von Swahlen sagt Dr. Reid in seinem Werke über die Missionen der Bisch. Meth. Kirche, daß er ein wirksamer Helfer Dr. Nasts in diesen Anfangsarbeiten und ein guter Sänger gewesen sei. Das erstere ist unzweifelhaft wahr, über den zweiten Punkt jedoch sagt Swahlen selbst: „Ich war einst der beste Sänger des deutschen Methodismus, denn Dr. Nast, der erste Prediger, kann gar nicht singen und ich, das erste Mitglied, hab doch ein paar Töne herausgebracht. Wie schön das klang, das könnt ihr ahnen, wenn ihr mir heute zuhört."

Er sollte bald Gelegenheit erhalten, seine Musik= wie andere Talente ganz im Dienste der Kirche zu verwenden. Von Wheeling, W. Va., erging ein Ruf und Swahlen war der Bote. Von Cincinnati bis Portsmouth ward er von Dr. Nast im Spätjahr 1838 begleitet, wo sie eine Woche lang allabendlich Gottesdienste hielten. „Das sollte wohl," schreibt mir der ehrwürdige Veteran, „mein theologisches Seminar sein." Nach Absolvirung dieser Hochschule wandert er das Ohiothal aufwärts und zwar, wie die lieben Apostel, zu Fuß, denn der Fluß war zugefroren und an einen Miethswagen oder die Post ist nicht zu denken, denn die ganze Ausrüstung ist ächt apostolisch — d. h. sie besteht in nichts als im Besitz der köstlichen Perle. Daß es in Marietta ungünstiger Witterung halber eine Woche Aufenthalt giebt, das ficht den jugendlichen Wanderer nicht an. Die Zeit wird zu Missionszwecken benützt. Sobald die Sonne wieder durch die Winterwolken gedrungen, geht es weiter, dem Morgen, Wheeling, zu. Ein Abstecher nach einer deutschen Ansiedelung in West-Virginien sollte zur Apologeten=Subscribentensammlung benützt werden. „Aber ich bekam nur einen einzigen Leser," schreibt mir der Sammler. „Ebenso geringen Erfolg hatte ich in Chester, wo ich Geyer traf. Ich konnte sie nicht bewegen, Leser des Apologeten zu werden. Es war aber auch kein Wunder. Ich sollte Vorausbezahlung fordern, die erste Nummer aber war noch nicht gedruckt und ich hatte nur den Prospektus aufzuweisen."

Etwas vor Weihnachten 1838 kommt er in Wheeling an und ruft sogleich die Deutschen zur Buße. Am Christtag vereinigen sich zehn Personen mit der Kirche, „wovon", schreibt er, „noch zwei am Leben sind, Rev. Köneke von der St. Louis Conferenz und Br. Ohle in Berea." In etwa einem Jahr zählte die Gemeinde dreiundachtzig Mitglieder. Unter ihnen befand sich der spätere Rev. H. Köneke, dessen beide Söhne — Heinrich und Wilhelm, — hochgeachtete Prediger der St. Louis Conferenz sind. Vater Köneke nahm heroischen Antheil an der Gründung des deutschen Methodismus im obern Ohiothal und wirkte später als einer der Getreusten der Getreuen in den Grenzen der jetzigen St. Louis Conferenz.

Nun begann Swahlen in Wheeling ein Werk, durch welches er sich in der Folge auf so vielen Plätzen in erfolgreichster Weise auszeichnete — das Werk des Kirchenbaues. Geld ist zwar ein rarer Artikel, aber der liebe Gott hat ja die Schätze der Welt in seiner Gewalt, und gute Freunde halfen. Ein Bauplatz, welcher zu $1000 veranschlagt ist, wird von einem Freund um $500 abgegeben. Backsteine, Balken, Nägel, Glasscheiben und anderes wird von manchen beigesteuert, die man um eine Gabe anspricht. Und all dies wird gut benützt, denn der Herr muß ein Haus haben, wenn auch keins wie in Jerusalem, noch wie in Newport, Ky. Das Kirchlein wird schön viereckig gebaut (40 bei 40), damit man später hübsch d'ran bauen kann. Großartige Ansprüche brauchen nicht erfüllt zu werden. Man richtet sich sehr verständig nach den Verhältnissen und streckt sich nach der Decke. Klaßzimmer und Sonntagschulraum kommen unters Dach, unten im Predigtsaal ist's herrlich und 1840 wird eingeweiht. Also wurde die erste deutsche Methodistenkirche gebaut. Heute ist die Gemeinde in Wheeling eine der zahlreichsten und besitzt ein zu $23,500 veranschlagtes Kircheneigenthum.

Die Jahre 1838 und 1839 waren überhaupt sehr ereignißvoll.

Die Gründung des Christlichen Apologeten, zu dessen Redakteur Dr. Wm. Nast im Spätjahr 1838 bestimmt wurde, wäre viel schwieriger von statten gegangen, wenn Gott in seiner Vorsehung nicht noch für andere Männer und namentlich für einen gesorgt hätte, der wie dazu geschaffen war, das begonnene Missionswerk unter dem deutschen Volke fortzuführen und weiter zu begründen. Dieser Gottesmann heißt Peter Schmucker. Ursprünglich ein erfolgreicher Prediger der Lutherischen Kirche in Virginia, lebte er Ausgangs der 30er Jahre im Ruhestand in Newark, Ohio, hatte sich daselbst der englischen Methodisten-Kirche angeschlossen und war Lokalprediger. Als Wanderprediger in Nord-Ohio fand Dr. Nast in Schmuckers Hause freundliche Aufnahme und benutzte dasselbe als Predigtstätte. Auf Dr. Nast's Ruf kam Schmucker im Sommer 1838 nach Cincinnati, um bei der ersten nahe der Deer Creek gehaltenen deutschen Lagerversammlung zu helfen und willigte ein, Prediger der ersten Gemeinde in Cincinnati zu werden, damit sich der Gründer des deutschen Methodismus fortan gänzlich der Publikation hingeben könne.

Die drei ersten Kirchen.



Die erste Kirche an der Race Straße, Cincinnati, 1842. Die erste Kirche in Wheeling, W. Va., 1839. Die sogenannte Burgskirche, 1837.

Ein durchaus evangelischer Charakter, der sich von Gottes Geist durchdringen und leiten ließ, verstand Schmucker sein Volk von Grund aus, stellte sich mitten ins deutsche Volksleben hinein und wirkte hier, nicht als einer, der von seinem

Volke als fremdartige Erscheinung mit allerlei fremden Anklängen angesehen wurde, sondern als einer, dem es das deutsche Volk abmerkte, ohne daß er es zu sagen brauchte, daß er zu ihm gehöre und sie alle gerettet wissen möchte. Diesen beiden charakteristischen Grundzügen schreibe ich Schmuckers großen Einfluß über das deutsche Volk und seinen bedeutenden Erfolg in der pastoralen und Kanzelwirksamkeit zu. Die Spuren seiner Wirksamkeit sind heute noch, nachdem er schon viele Jahre im Himmel ist, in Cincinnati, Evansville, namentlich aber in Louisville und überall ersichtlich wo er wirkte, denn wo ein solcher talentvoller Volksmann unseres Gottes Hand anlegt, da entsteht ein Grund, der so schnell nicht vergeht.

Eine der ersten Unternehmungen Schmuckers in Cincinnati war die Gründung einer Sonntagschule in der oben genannten Burgs-Kirche, die erste deutsche Sonntagschule in jener Stadt, eine der ersten im Lande und die erste des deutschen Methodismus, denn die Angabe Dr. Reids, daß 1837 die erste deutsche Sonntagschule in Cincinnati gegründet worden, kann nicht richtig sein, da weder Rev. Swahlen, noch irgend ein anderer der Erstlinge des deutschen Methodismus etwas davon weiß. Rev. W. Ahrens schreibt über diese Sonntagschule in Burgs Kirche zu Cincinnati:

„Die Sonntagschule, welche Peter Schmucker in Cincinnati anno 1839 gründete, ist, so weit ich weiß, die erste im deutschen Methodismus, und dem Spott und der Lästerung seitens deutscher Prediger, Priester und Zeitungen nach zu schließen, muß sie auch überhaupt die erste deutsche Sonntagschule westlich vom Alleghany Gebirge gewesen sein.—Mit meiner Wiedergeburt wurde auch ein starker Trieb in mir geboren, Andere zu der Quelle der Seligkeit zu führen und das brachte mich auf den Gedanken, Kinder zu unterrichten nach Muster der sonntäglichen vaterländischen Kinderlehre. So ging ich eines Tages zum Prediger P. Schmucker um Rath und Hilfe zu suchen. 'Ich will', sagte er unter anderm, 'eine Sonntagschule anfangen, und da sollst du Gelegenheit haben.'"

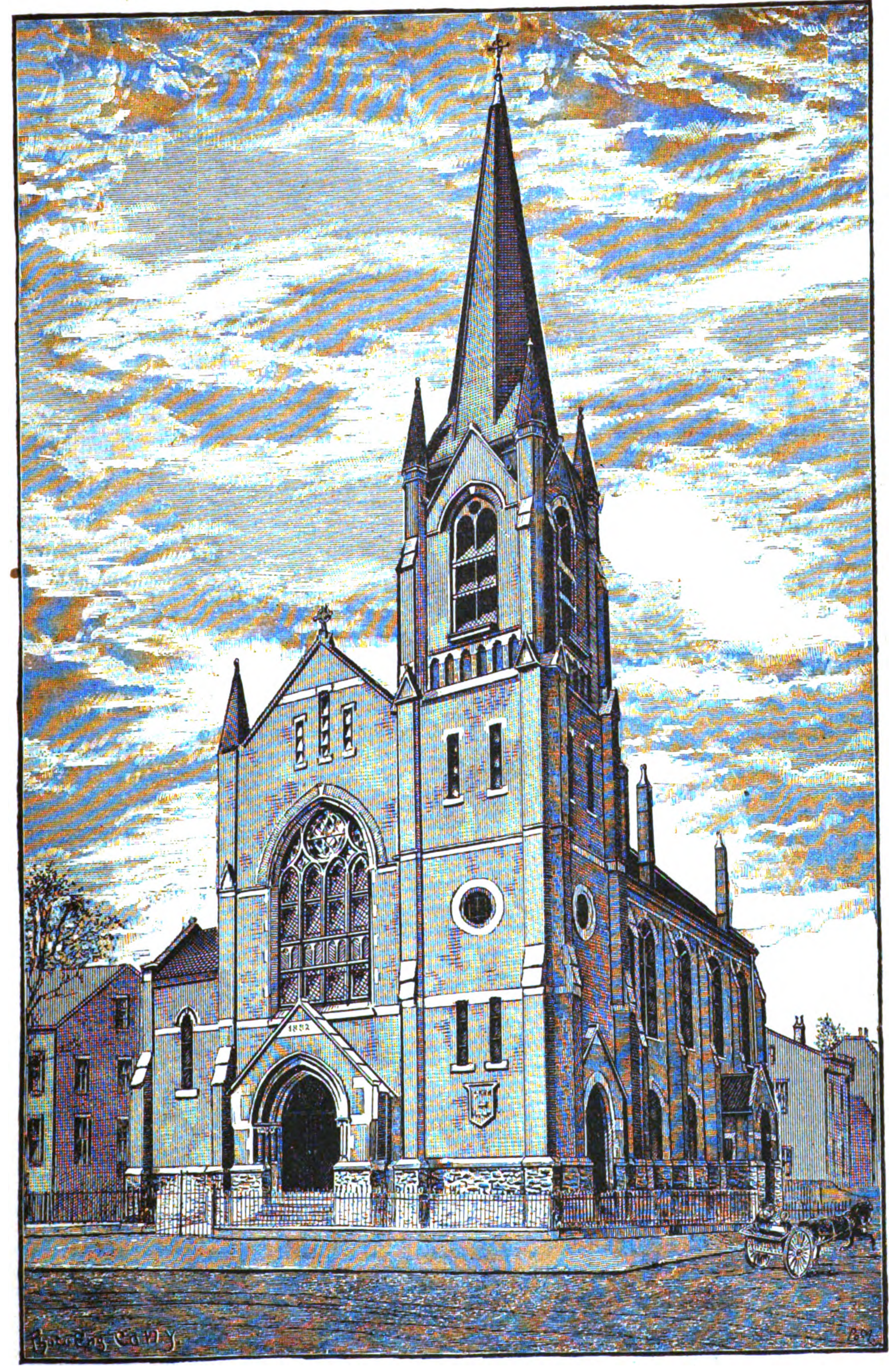
Deutsche Sonntagschul-Literatur war damals noch durchaus keine im Lande. Die Sonntagschul-Leute in der Burgskirche hatten das beste Buch — das Neue Testament und 10 Lieder auf einem Traktatblatt! Gott aber war bei ihnen, und segnete ihre Arbeit, und wenn die ersten, jetzt grauhaarigen Sonntagschüler von ihrer damaligen Schule in der Burgskirche reden, so glänzen die Augen und sie weinen Thränen des Dankes und der Freude. Zwei dieser Erstlingssonntagschüler, die Geschwister Meyer, deren Lehrer W. Ahrens, wurden weit draußen in Missouri, wohin sie 1840 mit ihren Eltern gezogen, die Veranlassung zur Gründung einer Mission. Vater und Mutter waren nachlässig geworden. Die beiden Kinder aber hatten sich hinter einem Haufen Reisig einen Betplatz bereitet, und als die Eltern dies entdeckten, ging's ihnen durchs Herz. Sie suchten Gott aufs Neue und bald blühte daselbst eine versprechende Gemeinde.

Es war ebenfalls im Jahr 1838, als Rev. Engelhardt Riemenschneider während eines von Dr. Nast in Pittsburg, Pa., gemachten Besuches von der Gnade Gottes erfaßt wurde und sich nebst zwanzig andern mit der Kirche vereinigte. Der obere Ohio und das nördliche Ohio sind die Schauplätze seiner aufopfernden und reichgesegneten Pionierarbeit. Später wurde er einer der Gründer des Methodismus in Deutschland und der Schweiz, woselbst sein Name vom „Fels zum Meer" in dankbarem Andenken steht bei allen, die mit ihm näher bekannt geworden. Kerngesund in theologischen Ansichten, kapitelfest in der einmal gewonnenen Ueberzeugung, unermüdlich in Ausübung des Berufes und voll des heiligen Geistes, hat dieser alte, hochverdiente Veteran seine ganze Lebenskraft dem Kirchendienst geweiht und glüht heute noch von jugendlichem Feuer, wenn vom Reiche Gottes und dessen Kämpfen und Siegen die Rede ist. Den von ihm herausgegebene Lebenslauf empfehlen wir wiederholt aufs wärmste.

Im selben Jahr (1838) wurde Rev. H. C. Döring in Wheeling, W. Va., zu Gott und der Kirche geführt. Er gehört ebenfalls zu den alten Helden und Gründern und arbeitete, nach kurzer Wirksamkeit im Westen, namentlich in den östlichen Staaten und in Deutschland in großem Segen. Wir werden von ihm hören, wenn die Jubiläumsbilder von dorther vorgeführt werden.

Achtzehnhundertundneununddreißig ist das Gnadenjahr Dr. Jakobys und Rev. Wm. Ahrens. Ersterer besuchte aus Neugierde Burgskirche, hörte anfänglich aus Neugierde zu und ward endlich von dem Worte erfaßt. Wie er später im Südwesten als Prediger diente, wie er der Gründer des Methodismus in Deutschland ward, wie er mit seinem Scharfsinn, seinem Führertalent, seiner apostolischen Einfachheit und seinem unermüdlichem Fleiße Großes unter den schwierigsten Umständen wirkte, viel Größeres als man auf den ersten Blick glaubt, das werden wir in später aufzuführenden Bildern erfahren. Hier genügt es, diesen wirklich bedeutenden Mann als eine Erstlingsfrucht zu bezeichnen.

Rev. Wm. Ahrens ist ohne Zweifel einer der von Natur aus Begabtesten dieser Erstlingsfrüchte. Ein klarer Kopf, scharfsinniger Denker und fleißiger Student hat er sich durch Selbstausbildung mannigfaltige Kenntnisse erworben, sich dem Dienste seines Gottes ganz und gar gewidmet und viele Jahre hindurch mit oft außerordentlichen Resultaten und immer mit Erfolg



Die Kirche in Newport, Ky., 1882.

in den Grenzen der jetzigen Central deutschen Conferenz gewirkt.

Wir können jedoch nicht eine vollständige Geschichte der Gründung liefern, noch alle dabei betheiligten Männer auch nur kurz skizziren und nennen nur noch Vater G. A. Breunig, der in seinen früheren Jahren ein wahrer Feuersohn war und dessen „Von Rom nach Zion" einen Einblick in sein geheiligtes Leben gewährt; den originellen Volksredner, J. Kisling, den Begründer des deutschen Methodismus in Süd-Indiana; Callender, Miller und Danker.

So wie der erste Missionar gearbeitet hat, so arbeiteten die andern; die Hindernisse, Schwierigkeiten und Kämpfe waren sich überall, in Ohio, Indiana, Michigan, Kentucky, Virginia und Pennsylvania ähnlich; die Gründung der ersten Sonntagschule ist ein Spiegelbild der Gründung anderer und der erste Kirchenbau gewährt einen Einblick in die nachfolgenden Bauten.

Heute stehen wir in einer andern Zeit und in andern Verhältnissen, obwohl das Menschenherz und der Kampf um dasselbe sich gleich geblieben sind. Auf dem Gebiet, von welchem wir reden, stehn gegenwärtig 118 deutsche Reiseprediger, die Zahl der Communikanten beträgt 13,594, die der Sonntagschüler 11,883. Das Kircheneigenthum hat einen Gesammtwerth von $727,-730 und die Gliederschaft dieses Territoriums trug im Kirchenjahr 1882—83 für kirchliche und wohlthätige Zwecke $160,231.32 bei. Zwei Anstalten — eine Lehranstalt und ein Waisenhaus werden gut unterhalten.

Der Vergleich eines Zeitabschnitts mit dem andern ist ein schwieriger, weil alle die damals und jetzt bestehenden und gegebenen Umstände in Betracht gezogen werden müssen, wenn ein solcher Vergleich ein scharfsinniger und unparteiischer sein soll, und weil aus der „alten" Zeit gewöhnlich nur die erfreulichen Merkmale der neuen Zeit überliefert werden. Wir sind weit entfernt, im Vergleich zur Vergangenheit, unsern Tagen die Charakteristik der geoffenbarten Gnade Gottes abzusprechen. Unsere Zeit hat, während wie früher das eine große Ziel, das der Seelenrettung vor Augen gestellt ist, wie aus obigen Zahlen hervorgeht, mancherlei andere Aufgaben. Die Arbeit ist mannigfaltiger; die alten Kirchen schwinden und haben neuen, viel größeren und prächtigeren Platz gemacht; die Erziehungssache, die Sonntagschule, die Ansprüche der Gesammtkirche wie der Einzelgemeinden erfordern viel mehr Kraft- und Zeitaufwand wie früher. Alles dies und anderes muß beim Vergleich der alten Zeit mit der neuen in Betracht gezogen werden.

Und doch können wir von diesen alten Vätern gar manches lernen. Namentlich eines — den glühenden Werbeeifer um die Rettung jeder einzelnen Seele. Sie waren — Prediger wie Laien — von wahrhaft schmerzlichem Gefühl um die Rettung anderer erfüllt. Dieser Schmerz stand mit ihnen auf und ging mit ihnen zum Lager. Er fand seinen Ausdruck im Bußruf, wo immer sich Gelegenheit bot. Diese „Alten" traten unter das deutsche Volk als Deutsche, ohne fremdländischen Anklang und ohne Ziererei. Sie nahmen das deutsche Volk wie es ist und philosophirten nicht immer daran herum, wie es sein sollte, sondern waren tief überzeugt, daß — wer wiedergeboren sei, mit dem werde schon alles recht. Sie wußten wohl wenig zu unterscheiden zwischen analytischer und synthetischer, oder thematischer und exegetischer Predigtmethode, aber es waren evangelische Volksredner, denen das Heil der Menschen auf der Seele brannte und die mit dem intensiven Verlangen das Evangelium verkündigten, daß jetzt sich Jemand aufmache und zum Vater gehe. Darin lag ihre Macht. Und diese Macht kann trotz allen anderweitigen Aufgaben auch die unsrige sein. Wir müssen, namentlich auf dem Gebiet, von dem ich rede, die Eingewanderten suchen, zu ihnen treten, nicht als Fremdländer, sondern als Stammesgenossen sie liebend bei der Hand führen, und indem ihr Heil gleichsam auf unsere Seele gebrannt ist, sie zu Gott weisen. Und so und nur auf diese Weise werden wir nebst allen andern Arbeiten auch die uns gestellten Hauptaufgabe — die Evangelisirung der eingewanderten Deutschen — in den nächsten fünfzig Jahren wenigstens theilweise lösen, so daß unsere Kinder und Kindeskinder anno 1935 mit heiligem Jubel im Herzen und mit dankbarem Andenken an unsere Arbeit das hundertjährige Fest des deutschen Methodismus feiern können. Das walte Gott.

Der eiserne Kanzler als Privatmann.

Von Germanicus.

Es ist ein schöner Zug im Charakter der modernen Menschen, daß sie ihre großen Zeitgenossen, auch nach der Seite hin kennen zu lernen wünschen, welche der Oeffentlichkeit abgekehrt ist, nach ihrem Gemüthsleben als Gatten und Familienväter, in ihrer Stellung zur Wissenschaft,

Kunst und Literatur, nach ihren privaten Talenten und Neigungen, nach ihren Besitzverhältnissen und ähnlichem. Trotzdem scheint es ein wenig indiskret, einem Helden, einem Genie in sein Alltagsleben zu folgen und ihn gewissermaßen in Unterkleidern und Schlafrock vor die Oeffentlichkeit zu stellen.

Luther, umgeben von „Käthen" und der Kinderschaar, Musik machend oder vor dem Tannenbaum Weihnachten feiernd, ist uns beinahe ein ebenso werthes Bild, wie das, wo er die päpstliche Bannbulle den Flammen übergiebt, oder das, wo er vor Kaiser und Reich seine Sache führt.

So empfinden wir eine warme Freude, wenn wir erfahren, daß der gewaltige Geist, der die deutsche Nation politisch umbildete, sich zu rechter Zeit durch die Wahl einer Gattin eine Häuslichkeit gegründet hat, die ihm wohlthut, und in der sein Gemüthsleben sich reich entfaltet und manche anmuthige Blüthe getrieben hat.

Im Jahre 1847 wurde ihm seine Gemahlin, die Tochter des Gutsbesitzers Heinrich von Puttkammer angetraut. Die Fürstin ist eine fromme, gottesfürchtige Frau, die auch in religiöser Beziehung auf den Kanzler stets einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt hat. Er hängt mit großer Zärtlichkeit an ihr und in seinen Briefen an sie begegnen wir häufig Aeußerungen der Sehnsucht nach ihr, anderen Familiengliedern und stiller Häuslichkeit. — Im Juni 1854 schreibt er: „Ich habe rechtes Heimweh nach Land, Wald und Feld mit der obligaten Zugabe liebender Gattinnen und artiger, reinlicher Kinder." Kinder besitzt der Fürst drei, eine Tochter, Marie, und zwei noch ledige Söhne, Herbert und Wilhelm. Um den Unterricht seiner Söhne hat Bismarck sich stets sehr eingehend bemüht. An jedem Sonnabend mußten sie mit ihren Heften vor ihrem Vater erscheinen und Rechenschaft über ihre Thätigkeit in der verflossenen Woche ablegen. Dann folgte ein Examen, wobei sich sein bis in's Kleinste sicheres Gymnasialwissen zeigte. Er erfreut sich auch von seiner Tochter Marie, die sich vor 5 Jahren mit dem Grafen Rantzau vermählte, des Besitzes von drei kleinen strammen Enkeln.

Wie das Verhältniß des Kanzlers zu seiner Familie, so ist auch das zu seinen beiden Geschwistern ein sehr herzliches. Er erscheint in seinen Briefen an sie stets als ein ungewöhnlich zärtlicher und liebenswürdiger Bruder. „Mit seiner Schwester war er wie mit einer Braut," sagen alte Leute in Schönhausen noch heute.

Ebenso war Bismarck, besonders in früheren Jahren, für Freundschaft empfänglich. Er hat mit vielen seiner Schulfreunde auch später noch intimen Verkehr gehabt.

Auch sonst offenbart sich in brieflichen und mündlichen Aeußerungen des Kanzlers ein ungemein reiches Gemüthsleben. Sehr stark ist bei ihm der Sinn für Natur, für das Leben in Wald und Feld, für ländliche Freuden und landschaftliche Schönheit entwickelt. Er selbst sagt von sich, er sei ein Naturschwärmer, er liebe das Meer wie eine Geliebte. Aber es ist mehr als das, er weiß, was er sieht und empfindet, auch in charakteristischen Bildern von fesselndem Reize wiederzugeben, die warm gefühlt, zuweilen wie kleine lyrische Gedichte wirken. Mit dem in diesen Landschaftsbildern und seinem Wohlgefallen am Naturleben sich darstellenden Charakterzuge des Kanzlers verschmelzen sich andere. Neben seiner Hinneigung zur Natur, seiner Freude an ihrer Schönheit, seinem Blick und Verständniß für ihr Wirken und Walten gehen seine Liebe zur stummen Kreatur, zu Pflanzen und Thieren, seine Passion für das Waidwerk und das Reiten, sein Behagen für das Leben eines Landedelmannes, fern vom städtischen Treiben und seine Anlage zu land- und forstwirthschaftlicher Thätigkeit her. Wie dem Kaiser Wilhelm die Kornblume besonders werth ist, so nennt Bismarck in einem seiner Briefe das Haidekraut „diese von mir geliebte Pflanze". Als er in Versailles einmal auf den Kuhhirten Brand, „eines jener alten Möbel", zu sprechen kam, „mit denen seine Jugenderinnerungen," wie er sagte, „unkrennbar verknüpft sind," schloß er seine Rede mit den Worten: „Wenn der mir in's Gedächtniß kommt, ist mir immer wie Haidekraut und Wiesenblumen."

In früheren Zeiten hatte er junge Füchse und einmal auch zwei junge Bären zu Hausgenossen. Seine Vorliebe für dänische Doggen ist bekannt, ist doch sein jetziger Hund, dem das Volk den Namen „Reichshund" gegeben hat, in Deutschland das Ideal eines Hundes geworden. Auch den Dohlen im Varziner Park hat der fürstliche Thierfreund seine Aufmerksamkeit zugewendet und ihnen ein Eckchen in seinem Herzen eingeräumt, und es war gar artig zu hören, wenn er berichtete, wie sie „ihren Kindern das Fliegen lehren", wie sie dieselben später „an die nahe Seeküste zur Würmerdiät führen", und wie sie „als vornehme Leute zum Winter in die Stadt in die Thürme von Stolpe und Schlawe ziehen".

Von früher Jugend an bis etwa in sein sechzigstes Jahr war der Kanzler ein ungewöhnlich guter Schütze, ein passionirter Reiter und ein ebenso eifriger als glücklicher Jäger. Sein Glück auf der Jagd war in Petersburg beinahe sprichwörtlich geworden. Auf einer einzigen Jagd schoß er einmal drei Bären, bei einer anderen sechs Elenthiere.

Auch als kecker und ausdauernder Reiter hat Bismarck seinerzeit Ungewöhnliches geleistet, vorzüglich in jüngeren Jahren. Als Fechter

suchte er in den Studienjahren seinesgleichen. Auch in seinen späteren Jahren war er noch ein ausgezeichneter Schwimmer und unternahm größere Schwimmfahrten. Einmal hat er seinen Reitknecht mit Gefahr seines eigenen Lebens aus einem See gezogen.

Auch in den modernen Sprachen ist Bismarck bewandert, er ist der deutschen, polnischen, russischen, französischen, englischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig, während ihm die alten Sprachen nicht mehr recht geläufig sind.

Unter den Wissenschaften haben den Fürsten von jeher die historischen und geographischen besonders angezogen. Er ist mit der hierüber vorhandenen Literatur in ihren Hauptwerken wohl vertraut und verfolgt deren neue Erscheinungen mit lebhaftem Interesse. In Betreff der schönen Wissenschaften giebt er Göthe und Shakespeare den Vorzug. Der neueren deutschen Romanliteratur schenkt er wenig Beachtung.

Sein Interesse an den bildenden Künsten ist gerade kein besonders lebhaftes, doch geht ihm der Sinn für Malerei, Skulptur und Baukunst durchaus nicht ab.

Mehr Interesse als an den eben genannten Künsten nimmt der Fürst an der Musik, die er während seiner Berliner Studentenzeit durch Graf Kaiserlingk schätzen lernte, und wo die klassischen Meister, obenan Beethoven, seine Lieblinge sind. Zwar spielt er selbst kein Instrument, wohl aber erfreut er sich am Spiel Anderer. In einem Briefe aus dem Sommer 1851 bezeichnet er seiner Frau seinen Zustand mit „gesund und heiter, aber etwas Wehmuth, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, dir und den Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt". Seine Frau ist sehr musikalisch und Meisterin auf dem Pianoforte und manche Stunde wird im trauten Familienkreise mit Musik ausgefüllt, wobei der Kanzler die Melodien leise mitsummt. Er sagt, Musik übe einen unbeschreiblich wohlthuenden Einfluß auf seine Nerven aus.

Ein Freund des Spiels ist Bismarck nie gewesen, er hat sich niemals an Börsenmanövern betheiligt.

Wie sich von selbst versteht, führt Bismarck als Diplomat eine gute Tafel, doch verschmäht er auch einfache Dinge nicht. In Varzin kommt, wie er selbst einmal erklärte, auf seinen Tisch nach Möglichkeit, und natürlich mit Ausnahme der Weine, nur Selbsterbautes, Selbstaufgezogenes und Selbsterlegtes. In gesunden Tagen ist er ein rüstiger Esser, doch muß dabei erwähnt werden, daß er in der Regel des Tages nur einmal und zwar erst Abends von 6 Uhr an speist, und daß Leute, die viel und angestrengt zu denken und zu rechnen haben, viel Nahrung bedürfen. Ehedem ein leidenschaftlicher Raucher, entsagte er dem Taback mehr und mehr, bis er denselben 1881 ganz aufgab.

Wenn er öfters an Nervosität leidet, so ist das nicht unbegreiflich: seit mehr als zwanzig Jahren ist der wichtigste Theil der politischen Geschichte Deutschlands und daneben nicht weniges von derjenigen der Nachbarländer mit seinen Räthseln und Problemen, seinen Wirren, Spannungen und Gefahren vorher durch seinen Kopf gegangen und er hat sich alles zugleich zu Herzen genommen. Als er sich im April 1878 im Verlauf eines Tischgesprächs einen „alten Mann" nannte und die Fürstin darauf einwendete: „Du bist aber doch erst 63 Jahre," erwiderte er: „Ja, ich habe aber immer schnell und baar gelebt. Baar, d. h. ich bin immer ganz bei der Sache gewesen, mit meinem vollen Wesen — was erreicht wurde, ich habe dafür bezahlt mit meinen Kräften und meiner Gesundheit."

Schließlich möge in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden, daß der Reichskanzler nicht gut in die Ferne sieht, aber beim Lesen und Schreiben keiner Brille bedarf, daß er sich eines ungewöhnlich scharfen Gehörs erfreut, und daß er, wie alle Nervösen, warme Kleider und Zimmer liebt. In Varzin und Friedrichsruh werden, sobald das Wetter einigermaßen kalt wird, alle Zimmer des Hauses, auch die leerstehenden Gaststuben und Vorsäle geheizt.

Seinem Temperamente nach ist der Fürst den cholerischen Naturen beizuzählen, und so nimmt Verdruß bei ihm leicht ein vulkanisches Wesen an und es kommt zu heftigen Ausbrüchen. Doch erlischt der Vulkan so rasch, als er sich entzündet, und von Groll und Nachträglichkeit ist nicht die Rede. Ueberhaupt geht durch des Fürsten Leben ein gewisser gutmüthiger Zug, der nicht selten auch in der Gestalt von Mitleid und hilfreicher Neigung auftritt. Immer war Bismarck der Freund des armen Mannes, der kleinen Leute, und zwar nicht mit Worten, sondern werkthätig. Er war es sowohl im öffentlichen, wie auch im Privatleben. Er hat seine Gutsangehörigen und Diener nie gedrückt und hart behandelt. In Bar le Duc schnitt er der hungernden Schildwache vor seinem Quartier in der Nacht eigenhändig ein Stück Brod ab und trug es hinaus. Mehrmals besuchte er in Versailles die Kranken in den Spitälern, erkundigte sich nach ihrem Befinden, fragte nach der Art ihrer Verpflegung und ob sie genüge, sorgte, daß die Leichterkrankten Unterhaltungslektüre bekamen, und vergaß nicht, anzuordnen, daß einer derselben, der sich nach Apfelmus sehnte, und dem er solches versprochen, aus seiner Küche das Zugesagte bekam.

Man hat ihn einen bittern Charakter, einen Verächter und Hasser der Menschen genannt, ihm Spötterei und Medisance nachgesagt. Solche Behauptungen sind abgeschmackt. Er haßt und verachtet nur das, was an den Menschen nicht menschlich ist, er spottet nur über das Lächerliche an ihnen, besonders wenn es ernst und pathetisch auftritt, und wenn dies oft geschieht, so ist es nicht seine Schuld.

Wenn es scheint, als könne Bismarck sich Menschen ohne selbstsüchtige Ziele und Absichten nicht vorstellen, so wird seine Erfahrung ihm diese Auffassung gelehrt haben, und wenn er überhaupt stark zu Mißtrauen und Argwohn hinneigt, häufig Trug und Schein vermuthet und vielen gemeine Motive und schlimme Praktiken zutraut, so wird sich das auf gleiche Weise erklären.

Als Kanzler des deutschen Reiches bezieht der Fürst einen Gehalt von 54,000 Mark = $12,700. Sein übriges Einkommen fließt im Wesentlichen aus Landbesitz, der zwar eine stattliche Anzahl von Morgen umfaßt, aber doch nicht besonders einträglich ist. So würde Bismarck als einfacher Edelmann, ja als Graf für reich gelten können, als Fürsten darf man ihn nur mäßig begütert nennen. Bis 1867 besaß er einzig das Gut Schönhausen. Dann kaufte er noch das Gut Varzin, welche Güter zusammen 30,000 Morgen umfassen. Nach 1870 schenkte ihm der Kaiser den Sachsenwald, der 28,000 Morgen groß ist, einen Werth von ungefähr $725,000 hat, aber nur ungefähr $25,000 jährlich einbringt. Die Herrenhäuser jener drei Besitzungen sind weder besonders geräumig, noch sonstwie großartig angelegt, aber behaglich eingerichtet. Friedrichsruh jedoch, wo der Kanzler sich ein ehemals als Logirhaus für Hamburger Sommergäste benutztes Gebäude zu einer Art Schlößchen umgeschaffen hat, ist ein recht anmuthiges Stückchen Erde.

In seiner Land- und Forstwirthschaft gilt die Regel; wo die Natur — beiläufig wie manches und mancher auf anderen Wegen des Kanzlers, zum Exempel bei seiner reformatorischen Arbeit auf volkswirthschaftlichem Gebiete — nicht will, da muß sie. Sie wird dann eben durch kluges Manövriren und zähe Beharrlichkeit, soweit als irgend möglich gezwungen, sich zu fügen und sich bessern zu lassen.

Christ, Jude und Heide.*)

Eine historische Erzählung aus der römischen Kaiserzeit.

Von O. H.

Erstes Kapitel.

Der Prätor†) und seine Tochter.

Das kaiserliche Rom schwelgte wieder einmal in voller Festfreude, denn man feierte die Saturnalien, deren symbolische Bedeutung für ein ackerbautreibendes Volk, wie die Römer, von jeher von großer Wichtigkeit gewesen war.

Die Zeit der kurzen Tage, während welcher der Sonnengott sich zürnend von der Erde abgewandt und die Aecker und Felder keine Frucht getragen, hatte man mit dem siebzehnten Dezember, an welchem, nach Cäsars Kalenderverbesserung, die Sonnenwende vor sich ging, glücklich überwunden. Man gab sich nunmehr einer ungezügelten Freude und Freiheit hin. Schon am Vorabend stürzte alles mit angezündeten Wachsfackeln auf die Straße hinaus, unter dem Jubelruf: "Bona Saturnalia!"

Ganz Rom athmete nur Freude. Den Gefangenen nahm man die Ketten ab, die Sklaven durften mit ihren Herrschaften an demselben Tische sitzen, die Reichen hielten große Gastmahle, bei denen man sich mit Myrtenlaub bekränzte; im häuslichen Kreise fanden Bescheerungen statt, wie es noch jetzt bei uns zu Weihnachten geschieht, und mag diese liebliche Sitte wohl auch jener heidnischen Feier entstammen.

Nachdem das römische Volk während des ganzen Tages auswärts geschwärmt, versammelte es sich beim Eintritt der Dämmerung auf dem Forum Romanum. In der westlichen Ecke dieses berühmten Platzes, der sich zwischen dem Kapitol und Palatin hinzog, stand der bereits 491 vor Chr. geweihte Tempel des Saturn, welcher zugleich das Aerarium (Schatzhaus) war und den Quästoren zum Amtslokal diente.

Die geräumige, von jonischen Säulen getragene Vorhalle des Tempels, zu welchem breite Stufen emporführten, war durch zahlreiche Wachskerzen hell erleuchtet, denn die Stunde nahte heran, wo die eigentliche Feier des Saturn beginnen sollte. Dem Volke war es freilich nicht vergönnt, derselben beizuwohnen, da der innere Raum des Tempels, die Cella, nur eine geringe Anzahl von Andächtigen in sich aufzunehmen vermochte. Die Menge kümmerte sich indessen wenig darum, denn die Ceremonie erschien ihr als Nebensache; sie war nur gekommen, um sich zu unterhalten und den von Kaiser Hadrian in eigener Person angeführten Opferzug zu sehen, der jeden Augenblick erscheinen mußte. Das Rom der Kaiserzeit besaß eben eine andere Physiognomie, als jenes ernste und strenge der Republik. Seitdem die römischen Waffen im Norden das Volk der Etrusker und im Süden die blühenden Kolonien Großgriechenlands besiegt, hatte sich fremde Sitte und fremde Kunst in der Siebenhügelstadt eingebürgert; namentlich die Unterwerfung der griechischen Staaten eröffnete den Römern ein fast unerschöpfliches Feld für ihren Ruhm und ihre Beutelust. Der Sinn für Luxus und Pracht war in dem siegreichen Volke erwacht, und mit einem gewissen Stolze blickte es auf die Zuzüge der Fremden, welche alltäglich erschienen, um das berühmte Rom zu sehen. So schwirrten hundert Sprachen in Straßen und auf Plätzen, und die Trachten aller Völker mischten sich zu einem bunten Durcheinander. Dies zeigte der heutige Festtag ganz besonders; hier führten Mohrensklaven Elephanten aus den kaiserlichen Zwingern vorüber, dort sprengte ein Trupp blonder Flamländer in glänzender Rüstung einher, auf diesem Platze trugen Aegypter mit kahlgeschorenen Köpfen und in linnenen Talaren die große Göttin Isis in Prozession, während in nächster Nähe ein griechischer Gelehrter hinter einem, mit Bücherrollen beladenen, jungen Nubier schritt; auf jenem Platze sah man orientalische Fürstensöhne in hohen Mützen und weiten, bunten Gewändern mit ihrem Gefolge sich einen Weg durch die Menge bahnen, und auf dem Forum Romanum bestaunten tättowirte Wilde aus Britannien die Wunder der neuen Welt, in die sie sich hier versetzt sahen.

„Nun, Flaccus," redete ein lachenerregender, umfangreicher Mann, dessen geschorenes Haupt aus einem um dasselbe gewundenen scharlachrothen Tuche höchst wunderlich hervorsah, einen auf der untersten Stufe des Saturntempels ste-

*) Auf geschichtlicher Grundlage führt uns der Verfasser eine Reihe von genau gezeichneten Bildern aus der Zeit der Gründung der christlichen Kirche vor und zeigt, wie das Christenthum den Sieg davontrug über das in Zerfall gerathene Heidenthum sowohl als das fanatische Judenthum. Betreffs des letzteren flicht der Verfasser den letzten Aufstand der Juden unter dem „Sternensohn" (Bar-Cochba) und dem Rabbi Akiba auf sehr interessante Weise ein. Dieser Aufstand fand 131 nach Christi Geburt und 61 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems statt, kostete viel Blut und endigte damit, daß auf dem vom Pfluge durchfurchten Boden des früheren Jerusalems das römische Aelia Capitolina erbaut wurde. Editor.

†) Richter.

henden Götzenbilderhändler an, „dein Geschäft blüht heute.“

„Es wird noch mehr blühen, wenn du den Vorrath meiner Bilder gleichfalls verringerst,“ gab Flaccus zurück, dessen listige Augen auf den Sprecher herniederblickten.

Derselbe griff in den Sinus seiner seidenen Toga, wie der durch das Ueberwerfen des Mantels auf der Brust entstehende Wulst genannt wurde, und fragte: „Wie viel muß ich dir denn für einen Saturn geben?“

„Ein so reicher und vornehmer Mann, wie du, Trimalchio,“ erwiderte der Händler mit einem komischen Ernst, „muß mindestens drei Bilder des Gottes nehmen, und dann will ich ihm ein jedes zu einem Quinarius (10 Cents) überlassen.“

„Trüge ich keine seidene Toga,“ bemerkte Trimalchio, mit einem wohlgefälligen Blick auf den zierlich drapirten Mantel, „so würde wohl eine Sesterzie genügen.“

„Möglich wär's,“ lautete die Antwort, „allein deine Arme und Hände, welche so viele Spangen und Ringe schmücken, müssen heute der Armuth opfern.“

Trimalchio lachte und warf dem schlauen Händler einige Denaren (1 Denar etwa 6 Cts.) zu. Er hatte es gern, wenn man von seinem Reichthum sprach; er stammte aus dem niedrigsten Sklavenstand und war durch allerlei Glücksfälle zu unermeßlichem Vermögen gelangt. Die gemeinen Sitten seines früheren Standes klebten ihm jedoch noch an, und wenn er trotzdem in der Umgebung des Kaisers erscheinen durfte, so hatte er dies nur auf dem Wege der Beeinflussung erlangt, denn es gab in dem kaiserlichen Haushalt so manchen hohen Beamten, der die lukullischen Gastmähler liebte, welche Trimalchio seinen Freunden zu geben pflegte; außerdem wußte der Emporkömmling sich in der Gunst der Kaiserin Sabina festzusetzen, welche gern von Stadtneuigkeiten hörte, mit denen der reiche Mann umsomehr aufwarten konnte, als er ein fleißiger Besucher der Barbierstuben, des Centrums alles Stadtklatsches, war.

Trimalchio hatte sich eben einigen seiner Gastfreunde zugewandt, mit denen er heute daheim beim üppigen Mahle gesessen, als der Schall von Flöten, Zimbeln und Pauken ertönte.

Unter der Volksmenge entstand ein heftiges Drängen und Stoßen, denn alles wollte den herannahenden Opferzug aus nächster Nähe sehen. Der glutrothe Schein der Pechfackeln verbreitete ringsumher Helle, und es währte nicht lange, so konnte man neben den zur Seite einherschreitenden Fackelträgern die Musiker erkennen, welche ihre Instrumente in wahrhaft fanatischer Weise bearbeiteten. Ihnen folgte eine Kohorte der kaiserlichen Leibwache mit ihren Standarten, sowie eine Anzahl von Liktoren*), und sodann kamen der Präfectus Urbis, der oberste Statthalter, und der Präfectus Prätorii, der oberste Befehlshaber des Heeres, welche die zweite Stelle im Reiche einnahmen. Dicht hinter ihnen schritt der Kaiser als Pontifex maximus (Oberpriester) mit der Opferschale in der Hand und im Schmuck der Toga prätextat†), welche, gleich der weißen Tunika§), mit einem Purpurstreifen eingefaßt war. Zur Seite Hadrians befand sich ein Camillus (Ministrant) mit dem Weihrauchkästchen, und der Tibicen (Flötenspieler), sein Instrument, welches später die Opfermelodien anstimmte, mit beiden Händen gegen die Brust drückend. Bekränzte Opferdiener führten mehrere gefesselte Stiere, über deren Rücken kostbare Binden hingen; ihnen auf dem Fuße folgten zwei Opferschlächter mit dem Beil, nach denen abermals eine Abtheilung Prätorianer kam, worauf eine Schaar von Senatoren, Prätoren und Rittern, welche in ihrer mit Purpur verbrämten und mit Palmblättern gestickten Toga am stattlichsten aussahen, den Zug beschloß.

Kaum hatte derselbe den Aufgang zum Tempel erreicht, als die Thürflügel der hohen Eingangspforte wie auf einen Zauberschlag aufsprangen; aus der Cella strömte ein starker Weihrauchduft und tiefernste Tubaklänge schallten aus dem Innern des Heiligthums.

Das Volk brach in den Jubelruf aus: „Vivat Cäsar! . . . Heil Saturnalia!“ Das Geschrei dauerte fort, bis Hadrian im Tempel verschwunden war. Als die Personen des Magistrats ihm folgten, äußerte Trimalchio, indem er auf einen der im Zuge befindlichen Prätoren deutete, zu seinem Freundeskreise:

„Seht auf den Serenus, wie er sich von der Seite seines Amtsgenossen, des berühmten Salvius Julianus, hinwegstiehlt! Ich wette um einen goldenen Becher, daß er die Cella nicht betritt.“

„Das will nicht viel heißen,“ versetzte einer der Genossen, „da du deiner Sache schon im voraus gewiß bist.“

„Richtig,“ flüsterte ein anderer, „jetzt ist er hinter einer der Säulen verschwunden. Dort wird er bleiben, bis die Ceremonie vorüber ist und der Kaiser zurückkehrt.“

„So treibt er es von jeher,“ mischte sich jetzt Flaccus in's Gespräch, „ich beobachte ihn schon seit längerer Zeit und ich weiß auch, daß er sogar der Büste des Kaisers nicht einmal Weihrauch streut.“

„Dennoch erfreut er sich der Gunst des Cä-

*) Herolde, Gerichtsdiener.

†) Oberkleid.

§) Unterkleid.



sars," äußerte Trimalchio nachdenklich. „Hadrian schätzt ihn als Gelehrten und sieht es gern, wenn er mit Julian disputirt. Dagegen mag die Kaiserin den Serenus nicht leiden. Ich habe dies Geständniß aus ihrem eigenen Munde," schloß der prahlerische Sprecher, indem er die Arme über der Toga kreuzte.

„Dann hast du beim nächsten Morgenempfang eine interessante Neuigkeit für sie," meinte einer der Genossen lächelnd.

„Hm," versetzte Trimalchio, den dicken Kopf hin und her wiegend, „diese Neuigkeit dürfte inzwischen altbacken werden, da morgen früh, wegen des Gladiatorenkampfspiels*) im Amphitheater des Flavius, kein Empfang bei Hofe stattfindet. Es heißt, daß der Kaiser in der Nähe des Theaters übernachten wird, und zwar im Hause eines Freigelassenen, um denjenigen, die ihn nothwendig sprechen müssen, den weiten Weg zu ersparen."

„Der Cäsar ist ein höflicher Mann," äußerte Flaccus, der inzwischen einige der umherstehenden britannischen Wilden mit seinen Götzenbildern beglückt und sie dabei übervortheilt hatte. „Serenus könnte in dieser Beziehung von ihm lernen; jedenfalls sollte man den Kaiser vor ihm warnen."

„Ei was," brummte Trimalchio, dessen Gedankengang jetzt eine andere Richtung genommen, „ich vergebe dem Serenus viel, denn er besitzt eine schöne Tochter."

„Das Mädchen Lycisca ist aber sehr spröde," meinte einer der Freunde, „man könnte von ihr glauben, daß sie eine Griechin sei."

„Um so besser," fuhr Trimalchio fort. „Sie besitzt einen hohen Sinn und flößt daher Achtung und Ehrerbietung ein. Bei allen Göttern, ich wäre nicht abgeneigt, mein Junggesellenthum zu opfern und die schöne Lycisca zum Weibe zu nehmen."

Die Freunde brachen in ein schallendes Gelächter aus, was den reichen Mann um so mehr ärgerte, als er sich des großen Abstandes, der zwischen ihm und einem Mädchen von edler Herkunft herrschte, wohl bewußt war. Die Genossen begannen ihn jetzt zu necken, und er fühlte sich dadurch so gereizt, daß er ausrief:

„Ich hätte nicht übel Lust, Serenus um die Hand seiner Tochter zu bitten, nur um euch zu beweisen, was die Macht des Reichthums vermag."

Während dieses Gespräch in unmittelbarer Nähe der Vorhalle des Tempels geführt wurde, begann im Innern desselben die Ceremonie, und zwar zunächst vor der Bildsäule des Saturn, welche auf einem Postament stand, das sich an der dem Eingang gegenüber liegenden Mauer befand. Die dem Götzendienst beiwohnenden Magistratspersonen hatten sich vor dem runden Rauch- und Betaltar längs der Cellawände aufgestellt, welche mit allerlei auf die Saturnalien bezüglichen Malereien geschmückt waren, während die Säulen des Portikus die mannigfaltigsten Trophäen trugen.

*) Fechter-Kampfspiel.

Unter Anstimmung eines Weihegesangs und fortwährendem Schwenken des Weihrauchkästchens löste der Kaiser von der Bildsäule des Saturn die wollenen Fußbinden, deren symbolische Bedeutung sich auf die Finsterniß bezog, in welcher der Sonnengott während seines Kreislaufs durch die „nächtliche Hemisphäre" (Juli bis Dezember, wo die Tage stetig abnehmen) schmachten mußte. Nach dieser Entfesselung schritt Hadrian, als Pontifex maximus, zum Opfer für den Gott und den eigenen Genius. Da während dieser Handlung eine jede Unterbrechung als böses Omen angesehen wurde, so herrschte in der Cella die tiefste Stille, nur von den Tönen der Flöte unterbrochen, deren Spiel zum Opferdienst gehörte.

Der Opferschlächter trat jetzt vor, beugte sein Haupt vor dem hohen Priester und fragte in der üblichen Weise: „Soll ich handeln?"

„Thue es!" tönte es von Hadrians Lippen zurück.

Die Stiere wurden zum Altar herangeführt und ihnen von dem Pontifex die Mola salsa (Opferschrot) und Weihrauch auf den Kopf gestreut. Nachdem dies geschehen, schnitt der hohe Priester den Thieren ein Büschel Haare zwischen den Hörnern ab, übergab sie den Flammen, und zog endlich mit dem stumpfen Theile seines Messers einen Strich über den Rücken der Stiere, durch welche Ceremonie das Opfer „reif" wurde. Sofort erhob der Schlächter sein Beil zum tödtlichen Schlage; während er ihn aber führte, verhüllten sich sämmtliche Anwesende und zogen die Toga schleierartig über den Hinterkopf in die Höhe.

Die Opfer waren gefallen und die Eingeweide der Stiere wurden den Haruspices, wie jene Priester hießen, welche daraus zu weissagen hatten, übergeben. Die Zeichen erwiesen sich als günstig, und demgemäß wurden die Eingeweide mit Wein besprengt und unter Gebeten auf dem Altar verbrannt.

Jetzt erst ließen die versammelten Römer ihre Toga wieder sinken, Hadrian aber brachte dem Gott noch ein letztes Dankopfer dar, indem er eine gefüllte Weinkanne rings um den Altar ausgoß und hierauf aus einem verschlossenen Kästchen Weihrauch spendete. Damit endete die Ceremonie und die Opfernden sahen sich von dem Pontifex mit dem üblichen "ilicet" (man kann gehen) entlassen.

Tubaklänge verkündeten der Volksmenge das



Ende der Ceremonie. Die kaiserlichen Fackelträger zündeten ihre Leuchten von neuem an und stellten sich vor der Treppe des Tempels auf, daselbst ihren Gebieter erwartend.

Hadrian hatte das Pontifikalgewand mit dem Purpur vertauscht, und als er jetzt an der Schwelle des Tempels erschien, jauchzte das Volk ihm abermals sein: „Heil, Cäsar! Heil!" entgegen.

Obwohl ihm diese Huldigung schmeichelte, nahm er heute doch nicht von ihr Notiz; er hörte vielmehr sehr eifrig auf die Rede seines Günstlings, des Präfekten*) Martius Turbo, welcher sich zu seiner Linken befand. Plötzlich richtete er den Blick auf den rechtskundigen Julian, dessen dunkle Hautfarbe den Aethiopier verrieth.

„Wo hast du deinen Amtsgenossen?" fragte ihn der Kaiser.

„Ich suche ihn vergebens," antwortete der gelehrte Prätor.

Jetzt tauchte Serenus aus seinem bisherigen Versteck auf und näherte sich dem Cäsar.

„Du fehltest beim Opfer," sprach dieser, die Brauen zusammenziehend.

„Der Cäsar möge mich entschuldigen," bat Serenus, „mich überfiel ein leichtes Unwohlsein."

„Du fühlst dich oft krank," versetzte Hadrian, den Prätor ziemlich scharf fixirend, „und zwar stets, wenn es gilt, bei unsern religiösen Gebräuchen deiner Bürgerpflicht zu genügen. Ich werde dich nach Campanien schicken, damit dich die Thermen von Bajä wieder gesund machen. Wirst du morgen den Kämpfen der Gladiatoren beiwohnen?"

„Wie Cäsar befiehlt," antwortete Serenus mit sichtlichem Widerstreben.

„So bringe dein Weib und deine Kinder mit."

„Sie sind keine Freunde des blutigen Schauspiels."

„Ich wünsche sie aber dort zu sehen," gebot der launische Hadrian und stieg die Tempelstufen hinab, umringt von den Fackelträgern.

Das Gefolge entfernte sich rasch nach allen Seiten und auch die Volksmenge theilte sich jetzt. Serenus aber verweilte noch in der Vorhalle, Arm und Kopf gegen eine Säule lehnend.

„Kauft der fromme Prätor einen Saturn?" erklang eine Stimme dicht neben ihm.

Er blickte seitwärts und sah in die listigen Augen von Flaccus. „Behalte deinen Götzen für dich," murmelte Serenus vor sich hin, seufzte tief auf und schritt quer über das Forum Romanum†). der Via sacra§) zu, woselbst sich sein Daheim befand.

*) Vorstand, Amtmann, Oberrichter.

†) Römischer Gerichtsplatz.

§) Heilige Straße.

Das aus gabinischem Stein aufgeführte Gebäude zeigte, nach Art römischer Häuser, an seiner Vorderfronte keine Fenster, sondern zu beiden Seiten der Hausthüre einen Säulengang. In der Giebelwand befanden sich Nischen, welche durch Statuetten ausgefüllt wurden. Die griechische Kultur trat auch in den Privatbauten Roms hervor, indem zu dem ursprünglichen Hause, dem sogenannten Atrium, welches mit seinen hervorspringenden Dächern einen Hof umgrenzte, der den Herd der Familie enthielt, noch ein weiterer Anbau gekommen war, das Tablinum, an welches sich ein mit Säulen umgebener offener Hof, das Peristylium, anschloß. In dem Atrium befanden sich die verschiedenen Gemächer der Familie, während der offene Saal des Tablinums dem Hausherrn zum Aufenthalt diente. Von diesem aus vermochte er den vordern und rückwärtigen Theil seines Hauses gleichmäßig zu übersehen; dort bewahrte er auch Dokumente und Geld auf, und die Bilder seiner Ahnen (Tabulä), woher auch das Gemach seinen Namen erhalten hatte, schmückten die Wände. Das Tablinum ward von den Sklaven und sonstigen Untergebenen respektirt, und Niemand wagte es, auch in der Abwesenheit des Herrn nicht, dasselbe als Durchgang zu benutzen; man bediente sich vielmehr der schmalen Gänge (fauces), welche sich neben dem Tablinum entlang zogen und das Atrium mit dem Peristylium verbanden.

Serenus betrat gedankenvoll seinen Wohnraum, dessen geschmackvolle, nicht überladene Ausstattung den begüterten Mann von feinen Sitten erkennen ließ.

Der greise ägyptische Sklave, welcher ihm auf dem Fuße folgte, konnte so recht als das Faktotum*) des Hauses angesehen werden, da er schon dem Vater des Prätors gedient. Die Bezeichnung „Sklave" paßte jedoch kaum mehr auf ihn, weil er durch seine Treue und Anhänglichkeit schon längst zu einem Mitglied der Familie geworden war. Er führte die Aufsicht über das Gesinde, sah überall nach dem rechten, und hatte selbst theilgenommen an der Erziehung der beiden Kinder, welche er, da sie noch klein gewesen, auf seinen Knieen geschaukelt und in Schlaf gesungen. Sie liebten den Greis daher auch mit jener Zärtlichkeit, die ein Enkel für seinen Großvater empfindet, und alle ihre kleinen und großen Sorgen vertrauten sie ihm an.

Serenus hatte auf dem unweit des Ruhebetts stehenden Solium Platz genommen, welchen Namen der mit reichverzierten, hohen Rück- und Armlehnen versehene und mit Polstern belegte Ehrensitz führte, der für den Gebieter des Hauses bestimmt war.

*) Rechte Hand, Triebrad in den Angelegenheiten.



„Deine Augen blicken trübe," redete der alte Sklave seinen Gebieter an, indem er die Kerze höher hob und das Gesicht mit seiner linken Hand beschattete.

Serenus antwortete nicht, sondern seufzte nur schwer auf.

„Willst du nicht zur Ruhe gehen?" fragte der Alte nach einer kleinen Pause.

Der Gebieter verneinte und fügte hinzu: „Sind die Meinen noch wach?"

„Die Herrin schläft," lautete der Bescheid des Sklaven. „Titus aber sitzt noch bei seinen Pergamentrollen und studirt, und Lycisfa wartet auf dich, um dir gute Nacht zu sagen."

„So rufe sie her," gebot Serenus.

„Titus auch?"

„Nein, ich will ihn in seinem Studium nicht stören, denn es ist schöner, als die nüchterne Wirklichkeit. Noch eins, Ramses," rief er dem sich entfernenden Sklaven nach, „bringe den Lampadarius mit, denn das Licht der Kerze ist trübe und verstimmt noch mehr mein Gemüth."

Ramses beeilte sich, dem Befehle seines Herrn nachzukommen. Er hatte den mit einem Postament versehenen Lampenträger, an dessen vier geschwungenen Armen die mit zierlichen Kettchen befestigten ampelartigen Lampen hingen, kaum auf den auf drei Marmorfüßen ruhenden Abacus (Tischchen) gesetzt, als ein liebliches Mädchen von etwa fünfzehn Jahren in das Gemach eilte und den Vater herzlich küßte.

„Du bist traurig, sagte mir Ramses," begann Lyciska mit einer Stimme, deren Ton etwas ungemein sympathisches hatte.

„Wundert dich das?" gab der Vater zurück, ihr freundlich über das dunkle Haar streichend.

Lyciska blickte ihn ernst an, und während ein schmerzlicher Ausdruck in ihrem jugendlichen Antlitz erschien, sagte sie: „Du warst bei der Feier im Tempel gegenwärtig?"

„Nein," erwiderte Serenus, „ich stahl mich rechtzeitig hinweg. Ho! dir ein Scamnum und laß uns ein wenig plaudern."

Der diensteifrige Ramses brachte bereits eine Fußbank herbei, auf welcher sich jetzt die Tochter zu den Füßen des Vaters niederließ.

„Begieb dich zur Ruhe," rief der Prätor dem Sklaven zu.

„Ich muß noch wachen, Herr," versetzte Ramses, „bis die jungen Burschen zu Hause sind, die den Freuden der Saturnalien nachlaufen."

Nach diesen Worten zog er sich zurück.

Serenus blickte ihm wohlwollend nach, dann sagte er: „Möge der alte, ehrliche Ramses uns noch lange erhalten bleiben, denn kein Mensch kann das Geheimniß, daß wir Christen sind, treuer im Herzen verwahren, als er. Ramses ist es, der alle Spione von uns fern hält und die Lauscher verscheucht, wenn wir zum andächtigen Gebet uns vereinen. Ohne ihn würden wir schon längst der Willkür des götzendienerischen Volkes preisgegeben sein."

„Ich vermag nicht zu begreifen," meinte Lyciska, ihre großen, schönen Augen träumerisch erhebend, „wie es Menschen geben kann, welche die Lehre des Heilands nicht verstehen, sondern vielmehr die Anhänger derselben verfolgen."

„Das Letztere hat seinen guten Grund, mein Kind," erwiderte der Vater, „denn das römische Volk sieht durch das aufstrebende Christenthum nicht nur seine Götter bedroht, sondern auch jene Behaglichkeit und Verherrlichung des irdischen Daseins, wie sie sein Götzenglaube mit sich bringt. Es findet keinen Geschmack an der christlichen Lehre, weil es in ihr nur eine strenge, freudenlose Tugend und eine Verödung der Erde zum Vortheil eines unbekannten Himmels erblickt. Das römische Volk glaubt an keinen Gott, den es nicht sehen kann, wie die Bilder seiner Götzen, und weil wir wiederum dieselben nicht verehren, so bezüchtigt es uns der Gottlosigkeit."

„Mein Heiland," rief Lyciska, die Hände faltend, „welch kindische Einfältigkeit!"

„Nein, meine Tochter," widersprach Serenus mit erhobener Stimme, „es ist nicht nur der Mangel an Verstand, der diese verschrobenen Ansichten hervorgebracht, sondern noch mehr der Haß, auf den unsere christliche Religion in den politischen Kreisen der vornehmeren Römer gestoßen ist. Sie betrachten die Religion nur als eine Staatsangelegenheit, und da das Christenthum von den Kaisern nicht anerkannt wird, so gilt seine Ausübung als ein Verbrechen gegen die Staatsgesetze."

„Was vermögen sie denn aber der reinen Lehre des Heilands Böses nachzusagen?" fragte die erstaunte Lyciska.

„Der Haß vermag alles," entgegnete Serenus. „Sind diese römischen und griechischen Sophisten ja doch bereits so weit gegangen, unser heiliges Abendmahl als eine verbrecherische Handlung hinzustellen."

„Vater!" rief Lyciska entsetzt aus.

„Ich habe dir dies bis jetzt verschwiegen," fuhr Serenus ruhig fort, „um dein Herz nicht mit Abscheu gegen jene Kreise zu erfüllen, mit denen wir leider verkehren müssen; allein du bist jetzt in ein Alter getreten, wo unumwundene Wahrheit am Platze ist. So höre denn."

Die Tochter blickte in gespannter Erwartung zum Vater auf, der nach kurzer Pause weiter sprach:

„Du kennst aus der griechischen Mythe die Geschichte der beiden feindlichen Brüder Atreus und Thyestes, und weißt, daß der erstere sich zum Scheine mit dem verbannten Bruder versöhnte und ihn und dessen Söhne zurückrief. Er that

dies aber nur, um sich an Thyestes, der sich an ihm schwer versündigt hatte, zu rächen; er ließ die Söhne des Bruders heimlich tödten und setzte dem Vater ihr Fleisch als Speise vor. Mit dieser grauenvollen Unthat bringen die Feinde des Christenthums unser Abendmahl in Verbindung, indem sie den Genuß des geheiligten Leibes als ein thyestisches Gastmahl bezeichnen."

„Wer wird an die Wahrheit solcher Lästerungen glauben?" rief Lycisfa außer sich.

„Das heidnische Volk der Römer," erwiderte der Vater, „dessen Haß sich durch den Argwohn zu rechtfertigen sucht, mit dem es auf unser Thun und Treiben sieht. Seine Priester, Götzenbilderhändler und Goëten (Beschwörer) schüren diese unlautere Flamme und fanatisiren die große Menge, da sie durch unser Christenthum ihren Götzendienst und mit ihm den Quell ihres Erwerbs gefährdet sehen. Wenn der Tiber austritt, die Erde bebt oder eine Feuersbrunst wüthet, so schreien sie dem abergläubischen Volke zu, daß an allen diesen Unglücksfällen nur unser Christenthum die Schuld trägt und unsere neue Religion den Zorn der Götter herausgefordert hat. Die Zeiten Neros können sich wiederholen, wo man den Brand der Stadt auch auf die Christen wälzte, sie kreuzigen oder in die Felle wilder Thiere einnähen ließ, um sie den Hunden zum Zerfleischen vorzuwerfen."

„Dein Gemüth ist erbittert und du siehst zu schwarz," versetzte Lycisfa sanft, indem sie sich von dem Scamnum erhob und den Arm schmeichelnd um des Vaters Nacken schlang. „Hadrian ist kein Nero; wohl mag auch er seine Launen haben, aber nicht die eines grausamen Tyrannen. Er will sicher das Blut der Christen nicht."

Serenus zuckte die Achseln. „Noch weiß ich nicht genau, wie der Kaiser über unser Christenthum denkt," äußerte er nach längerem Stillschweigen, „aber ich weiß, daß den Vornehmen und Gebildeten in Rom die neue Religion nur als der finstere Aberglaube eines bethörten Pöbels erscheint. Geben unsere heimlichen Versammlungen nicht leider den besten Beweis dafür? Aus welchen Elementen setzt sich denn unsere kleine Gemeinde in ihrer Mehrzahl zusammen? Gehören ihre Mitglieder nicht, mit nur wenigen Ausnahmen, dem untersten Stande an? Leider haben die heidnischen Spötter recht, wenn sie behaupten, daß wir nur die einfältigsten Handwerker und Sklaven zu bekehren vermögen."

„Gott sieht nicht auf Verstand und Rang, sondern auf das Herz," schaltete Lycisfa bescheiden ein.

„Jedenfalls gehen wir einer ernsten Katastrophe entgegen," fuhr Serenus fort, „die für uns Christen nur zu verhängnißvoll werden kann. Ich vermag die Ahnung meines Herzens nicht zurückzudrängen, ich fürchte für dich, für Titus und die Mutter, für uns alle!"

Lycisfa blickte den Vater erschrocken an, gleich nachher aber sagte sie im Tone ruhiger Fassung: „Der Kaiser ehrt und schätzt dich; er wird daher auch dich und uns schützen."

„Wenn er die Macht dazu hat."

„Hadrian sollte sie nicht haben, der es verstanden, den letzten Rest von Herrschaft dem bisher so gefürchteten Senat zu entziehen, und dem nur e i n Wille, und zwar der seinige, maßgebend ist?"

„Ich kann dir darin nicht widersprechen," versetzte Serenus, „doch vergiß dabei nicht, daß seine Macht nur so lange dauert, als es ihm gelingt, das genußsüchtige Volk in seinem Taumel zu erhalten; nicht umsonst opferte Hadrian so ungeheuere Summen für die Verschönerungen der Stadt, für den Cirkus, die Gladiatorenspiele, die Thierhetzen und die Naumachien*). Er versetzt das Volk in einen Rausch, aus dem es nicht erwachen darf. Gegen einzelne würde Hadrian mich und euch wohl beschützen können, gegen die Bestialität des Volkes aber nicht, und gerade diese ist es, welche ich fürchte."

„Ein so großer Gelehrter, wie du, besitzt auch einen klugen Kopf," entgegnete Lycisfa, „und der Evangelist Matthäus ruft uns ja zu, daß wir klug sein sollen wie die Schlangen. Deshalb wollen wir auch, bis günstigere Zeiten kommen, dem Heiland in aller Stille dienen und die Feinde unseres Glaubens nicht merken lassen, daß wir Christen sind."

„Die Noth gebeut freilich solche Vorsicht," pflichtete Serenus bei, „wennschon ich gern das Kreuz zur kriegerischen Standarte erhöbe, um damit gegen die Feinde unserer gerechten Sache zu Felde zu ziehen. Indessen hast du recht, und so wollen wir fortan möglichst klug zu handeln uns bestreben. Dem Kaiser ist mein Wegbleiben vom heutigen Götzendienst unangenehm aufgefallen, und Martius Turbo hat das seine dazu beigetragen, den Unwillen Hadrians zu schärfen. Ich muß den Cäsar wieder zu versöhnen suchen, indem ich seiner Aufforderung nachkomme und mit euch den morgen stattfindenden Gladiatorenkämpfen beiwohne."

Lycisfa verhüllte schaudernd ihr Antlitz.

„Seid klug wie die Schlangen," mahnte der Vater, „hast du dieses Wort schon wieder vergessen?"

„Nein, nein, mein Vater," versetzte Lycisfa schnell, „ich will deine muthige Tochter sein. Du sollst mich nicht wieder schwach sehn; du weißt, ich halte mein Wort, denn ich bin eine Römerin!"

Das schöne Mädchen, welches, vom südlichen

*) Schifferstechen.



Klima gezeitigt, schon jetzt in der vollen Blüthe seiner Jungfräulichkeit stand, hatte sich hoch aufgerichtet, mit einem siegesgewissen Ausdruck in den schönen Augen. Noch lebte in der gläubigen Christin das nationale Bewußtsein der Römerin, welche stolz darauf war, dem Volke anzugehören, das den Erdkreis beherrschte.

Auch in Serenus regte sich dieses Gefühl, und indem er sich erhob, zog er sein Kind bewegt an sich.

„Gute Nacht," sagte Lycisca, den Kuß des Vaters erwidernd, „morgen früh auf dem Schauplatz der Gladiatoren!"

Langsam schritt sie nach dem Atrium führenden Ausgange zu, die vor der Thüre hängenden Teppiche zurückschiebend. Dann wendete sie sich noch einmal um, legte den Zeigefinger an die Lippen und flüsterte lächelnd zurück: „Seid klug wie die Schlangen!"

Die düstere Laune des Prätors war verschwunden und erleichterten Herzens begab er sich zur Ruhe.

Zweites Kapitel.

Im Amphitheater des Flavius.

Die festliche Gewandung, in welcher am nächsten Morgen Frau Volumnia mit ihrer Tochter Lycisca im Tablinum erschien, zeigte eine große Sorgfalt der Toilette, und in der That verwendeten darauf die Römerinnen der Kaiserzeit fast die gesammten Morgenstunden.

Ueber der weißen, bis zur Erde reichenden Stola*) trug die Prätorin eine rosafarbene Palla†) in reicher Drapirung, während das Haupthaar ein blauer, lang herabhängender Schleier zierte, der an einem Reifen von feinem Golddraht befestigt war. Ein goldenes, mit Edelsteinen und Perlen besetztes Halsband schmückte den Nacken, und Armbänder in Schlangenform begrenzten die zierlichen schlanken Hände. Eine gleich elegante Tracht zeigte Lycisca, nur daß deren faltenreicher Mantel von gelber Farbe war.

Serenus, der seinen sechszehnjährigen Sohn Titus soeben über Edictum perpetuum§) belehrt hatte, welches Magistratsgesetz von dem genialen Salvius Julian kurz zuvor entworfen worden war und später Epoche machen sollte, blickte mit Wohlgefallen auf Weib und Tochter. Er freute sich seiner Wohlhabenheit, die ihm erlaubte, die Wünsche der Frauen hinsichtlich ihres Staates zu erfüllen.

„Wie stattlich und schön sieht heute meine Volumnia aus," sagte er, die Hand der Gattin ergreifend, „und in welchem Glanze strahlt meine Lycisca! Ich fürchte, daß die armen Gladiatoren verloren sein werden, wenn sich ihr Blick verirrt und an euch haften bleibt."

„Willst du uns schamroth machen?" gab die Gattin zurück, die Tochter leicht umschlingend.

„Ich würde es nicht ungern sehen, wenn du es würdest," scherzte der Prätor. „Es wäre dies für mich ein heiterer Anblick, als jener, der mich in dem Schaugebäude des Flavius erwartet."

„Es ergeht dir nicht allein so, Vater," ergriff Lycisca das Wort, „auch die Mutter und ich gehen nur gezwungen zu dem Kampfspiel, und selbst Bruder Titus zieht die Stirne kraus."

Sie hatte nicht so unrecht, denn der Jüngling, welcher unter der Leitung seines Vaters die Rechtswissenschaft studirte, wäre lieber bei seinen Bücherrollen geblieben. Indessen mußte man sich in das Unvermeidliche fügen, und so trat denn der Prätor mit den Seinigen den Gang nach dem Amphitheater an, nur begleitet von ein paar Sklaven, welche vorangingen und den Weg frei zu machen suchten.

Derselbe mußte zu Fuß zurückgelegt werden, da ein Befehl Hadrians das Fahren und Tragen von Sänften innerhalb der Stadt verbot. Es war dies bei dem überaus regen Verkehr und der engen Bauart der Straßen unbedingt nothwendig, um größere Unglücksfälle zu verhüten. Die Bodenbeschaffenheit Roms, in welchem Thal und Hügel stetig wechselten, machte die Anlegung langer und breiter Straßen zur Unmöglichkeit, zumal die Thäler größtentheils durch die Foren und andere öffentliche Anlagen eingenommen wurden. Die Vorbauten der Häuser verengten die ohnehin schon schmalen Straßen um ein bedeutendes, denn wo sich nicht Arkaden an den Fronten entlang zogen, waren Tabernen*), Buden, Läden und Werkstätten in die Straße hineingebaut, so daß man keine Hausschwellen mehr sah. Wenn man sich dazu das entsetzliche Gewühl denkt, welches zu jeder Tageszeit in den Straßen und auf den Plätzen Roms herrschte, so kann man sich einen ungefähren Begriff davon machen, wie schwer es dem Prätor wurde, mit den Seinigen vorwärts zu kommen, ohne Schaden zu leiden. Von allen Seiten sahen sie sich gedrängt, gestoßen und auf die Füße getreten. Bald galt es, einer Prozession schreiender Bellonapriester auszuweichen, bald wiederum schwer knarrenden Wagen, welche ungeheuere Baumstämme und Steinblöcke schleppten, noch rechtzeitig zu entgehen. Jetzt sah sich die Prätorsfamilie von einem Schiffbrüchigen belästigt, der, ein mit Binden umwickeltes Stück Wrack in der Hand, mit einem Judenjungen um Almosen bettelte; gleich nachher vertraten ihnen

*) Unterkleid.
†) Oberkleid, Mantel.
§) Unumgängliches, gleich zu befolgendes Gebot.

*) Schenken.

marsische Schlangenfresser und Schlangenbändiger, Hausirer mit Kleidern, Herumträger mit Erbsenbrei und rauchenden Würsten den Weg, bis sie alle wiederum von schwerbeladenen Lastträgern heftig zur Seite gestoßen wurden.

So ging es fort bis zur Region des Caelimontium, woselbst sich das Macellum magnum befand. Es war dies ein mit Hallen und Buden umgebener und in der Mitte mit einem Schlachthaus versehener Platz, woselbst alltäglich die verschiedenen Lebensmittel feilgeboten wurden. Das Gedränge erreichte hier seinen Höhepunkt, denn die große Zahl der Käufer und Verkäufer mischte sich mit jener Menge, welche nach dem Amphitheater zog.

Der römische Viktualienmarkt mit seinen aus aller Herren Ländern stammenden Waarenvorräthen bildete den besten Beweis für die Wahrheit des Plinius'schen Wortes, daß „der Tiber der milde Kaufherr aller Dinge sei, die auf der Erde erzeugt werden." Auf dem Macellum gab es Wein und Austern der griechischen Inseln, den Käse der Alpen und die Seefische des schwarzen Meeres, Wildbret und Vögel aus Nord, Süd, West und Ost; für die Aufbewahrung der Fische waren besondere Bassins vorhanden, welche, je nach Beschaffenheit des Wassers, in welchem diese Thiere ursprünglich gelebt, mit süßem oder Seewasser gefüllt waren und aus Kanälen stets frischen Zufluß erhielten.

Da die Feier der Saturnalien volle fünf Tage währte und während derselben bei den Reichen der Stadt die üppigsten Gastmähler stattfanden, so waren auf dem heutigen Markte fremde Köche in Menge vertreten, welche ihre Künstlerschaft unter lautem Geschrei anpriesen.

Auf dem Macellum bewegte sich auch Trimalchio mit einigen seiner Haussklaven, und ihm zur Seite schritt Flaccus, der Götzenbilderhändler. Der reiche Mann, welcher für das heutige Gastmahl seine Einkäufe besorgte, feilschte soeben mit einem sizilianischen Fischhändler um mehrere Muränen (Meeraal) und eine Partie Austern, als Flaccus ihn ungeduldig anstieß und flüsterte:

„Wenn du mich nicht bald abfertigst, so kann ich im Amphitheater nicht mehr den gewünschten Platz gewinnen. Es ist schon spät, und sieh nur, dort kommt bereits Serenus mit seiner Familie."

Trimalchio hörte sofort zu feilschen auf und wandte sein dickes Haupt der ihm angedeuteten Richtung zu. Als er die reichgeschmückte Lyziska bemerkte, verklärten sich seine Züge, er warf dem Fischhändler das geforderte Geld hin und befahl den Sklaven, die gekauften Delikatessen nach Hause zu tragen; dann äußerte er zu Flaccus:

„Hier hast du zehn Golddenaren *), geh drüben zu dem ägyptischen Rosenhändler und kaufe bei ihm einen geschmackvollen Strauß; mache deine Sache gut, dann wird die Belohnung für dich nicht ausbleiben, und bringe mir Nachricht zur Stunde der Coena."

Noch ehe Flaccus etwas zu erwidern vermochte, hatte sich Trimalchio bereits einen Weg durch die Menge gebahnt und schritt jetzt in gezierter Haltung der Prätorsfamilie entgegen, welcher er seinen Gruß darbrachte. Da er sich gleichfalls zum Schauplatz des Gladiatorenkampfspieles begab, so schloß er sich Serenus an, der nicht eben sehr erfreut über diese aufgedrungene Gesellschaft zu sein schien. Er blickte ziemlich spöttisch auf Trimalchios buntfarbige Toga, deren künstlicher Faltenwurf das Werk der Sklaven war, sowie auf die Menge von Myrtenreis, Lilien und Violen, mit denen der Geck seinen Mantel aufgeputzt hatte.

„Wir werden heute ein ganz vorzügliches Schauspiel haben," äußerte er selbstgefällig zu den weiblichen Mitgliedern der Prätorsfamilie, „da verschiedene Massenkämpfe stattfinden werden, und zwar zwischen Auctoraten und Samniten, Retiariern und Secutoren."

„Ich bin keine Freundin dieser blutigen Schauspiele," antwortete Volumnia, „und meine Tochter ebenso wenig."

Trimalchio blickte ziemlich verwundert die Sprecherin an. Hieß ja doch "panis et circenses" (Brot und Spiele) das Losungswort eines jeden Römers; sein Magen mußte gesättigt sein und für seine Augen bedurfte er interessanter Schauspiele. Diese Zerstreuungen hielten ihn von der Politik fern und bildeten somit den Zauberstab, mit welchem die Cäsaren die sich gegen sie aufthürmenden Wetterwolken beschworen. Die unblutigen circensischen Spiele genügten indessen nicht zur Sättigung der maßlosen Schaulust; eine andere Gattung mußte vorgeführt werden, welche durch den flotten Wechsel, durch grausenhafte und krasse Effekte eine neue Anziehungskraft auf die Masse ausübte. Dazu boten die Gladiatorenspiele die beste Gelegenheit. Freilich wurden sie zuerst nur bei Leichenbegängnissen veranstaltet, an Stelle der frühern, zum Andenken der Verstorbenen vollzogenen Menschenopfer; allmählich aber verschwand diese Bedeutung der Spiele vor dem Vergnügen, welches den Anblick der im Todeskampf ringenden Sklaven dem genußsüchtigen und freiheitsstolzen Römervolk gewährte. Damit eine größere Menschenmenge den Anblick dieser blutigen Kämpfe genießen konnte, wurden prächtige Amphitheater, mit Statuen, mit Sitzen von Marmor und Schranken von Bronze aufgeführt. Golddurchwirkte Teppiche spannten sich über die Sitze, um sie vor den Strahlen der Sonne oder vor Regen zu schirmen.

*) 1 Golddenar = 5—9 Dollars.

Das Amphitheater des Flavius, nach welchem jetzt die Prätorsfamilie mit dem ihr zur Seite bleibenden Trimalchio ihre Schritte lenkte, gehörte zu den größten und war vom Kaiser Vespasian erbaut worden, unter dessen Regierung die Darstellungen von Seeschlachten (Naumachien) aufgekommen waren. Es enthielt drei übereinander stehende Arkaden, mit dorischen, jonischen und korinthischen Säulen, sowie fünfundachtzigtausend Sitzplätze, und auf der Gallerie einen Raum für zwanzigtausend Menschen. In gewissen Entfernungen durchschnitten Treppen alle Sitzreihen von der höchsten bis zur letzten; da aber in der Kaiserzeit jeder Volksklasse ihre besondern Sitzreihen angewiesen waren, so wurden dieselben durch Schranken getrennt. Die untersten, dem Schauplatz zunächst gelegenen, hatten die Senatoren inne, sodann kamen jene für die Ritter, während die übrigen für den dritten Stand bestimmt waren. Der Platz des Kaisers und seiner Familie befand sich unter den Senatoren. Druckwerke führen durch Röhren wohlriechende Wasser und Essenzen in die Höhe und ergossen sich in Nebelschauern herab, so daß das zuschauende Volk Wohlgeruch athmete.

Da die höheren Staatsbeamten einen besondern Eingang hatten, so mußte sich Serenus von den Seinigen trennen, was ihm diesmal um so härter ankam, als er Frau und Tochter noch immer von Trimalchio belästigt sah. Indessen sorgte Titus dafür, daß die beiden Frauen bald zu den ihnen angewiesenen Sitzplätzen gelangten, die sich unmittelbar an jener Schranke befanden, welche die Frauen von einer aus Priestern, Goëten und Götzenbilderhändlern bestehenden Männerabtheilung trennte.

Ein immer regeres Leben begann in den Räumen des riesigen Amphitheaters zu pulsiren. Fortwährend strömten neue Menschenschaaren hinein, bis Fanfaren endlich die Ankunft des Herrscherpaares verkündeten.

Hadrian hatte seinen Besuch schon mehrere Tage vorher ansagen lassen, weshalb die anwesenden römischen Bürger in ihren Staats- und Festkleidern, die beiden höheren Stände in ihrer Standeskleidung und die Beamten in ihrer Amtstracht erschienen waren.

Es ist bekannt, welchen Werth schon in der Republik die Staatsmänner dem Empfange beilegten, der ihnen im Theater ward, und die Kaiser hielten noch mehr darauf. Als daher jetzt Hadrian mit Sabina erschien, erhob sich die gesammte Zuschauermenge von den Sitzen und begann zu klatschen und mit den Tüchern zu schwenken. Die Cäsaren sahen die Schauspiele als günstige Gelegenheiten an, mit dem versammelten Volke persönlich zu verkehren und seine Zuneigung durch Huld und Herablassung zu gewinnen, während das Volk wieder um die Gegenwart des Kaisers benutzte, um etwaige Wünsche, Bitten und Beschwerden laut werden zu lassen.

Hadrian schien sich heute in guter Stimmung zu befinden, denn er lächelte den Senatoren und Rittern freundlich zu, und hatte auch für Serenus ein wohlwollendes Wort, indem er zu ihm sagte:

„Es freut mich, in deiner Anwesenheit einen Beweis deines Gehorsams zu erkennen.“

Gleichzeitig ergriff er aber einen geschliffenen Diamant, mit dessen Hilfe er nach den oberen Reihen sah, wo die vornehmen Frauen Platz genommen. Als er Volumnia mit ihrer Tochter bemerkte, nickte er zufrieden mit dem Kopfe und fuhr wohlgefällig mit der Hand über seinen Vollbart. Während er sich mit Martius Turbo, seinem Günstling, häufig unterhielt und verschiedene an ihn ergangene Bittschriften las, die er auf kleinen Tafeln beantwortete und, sobald ihre Entscheidung die Interessen des Volkes betraf, von Herolden im Zuschauerraum herumtragen ließ, zeigte sich die Kaiserin ziemlich verschlossen. Theilnahmlos blickte sie auf das Podium, wo von den Lanistas (Fechtmeistern) und Kampfwärtern die letzten Zurüstungen zu den bevorstehenden Gefechten getroffen wurden.

Das Schauspiel begann mit einem Paradezug der Gladiatoren im Festschmuck, wobei die armen Schlachtopfer dem Kaiser das bekannte: „Heil dir, Imperator*), die zum Tode gehen, grüßen dich!“ zuriefen. Die große Zahl der Kämpfenden setzte sich aus Sklaven, Kriegsgefangenen und Verbrechern zusammen, ja heute befanden sich unter ihnen sogar mehrere freie Römer, die sogenannten „Auctoraten“, welche ihr Vermögen vergeudet und sich nicht gescheut hatten, trotz der Ehrlosigkeit, welche auf dem Stande der Gladiatoren haftete, ihren Körper gegen eine bestimmte Geldsumme dem Lanista zu verkaufen.

Die Kämpfer, welche sich jetzt zu einem Scheingefechte aufstellten, gehörten sämmtlich den kaiserlichen Gladiatorenschulen an. Sie stritten vorerst mit stumpfen Waffen und schleuderten unter den Klängen der Musik in geschicktester Weise ihre Lanzen, welche, in großen Bogen die Luft durchsausend, zuletzt in einer horizontalen Linie mit ihren Spitzen im Boden stecken blieben.

Das Publikum nahm diese Fechterkunststücke zwar freundlich auf, zeigte aber für diese Kampfart kein besonderes Interesse. Erst als der düstere Schall der Tuben das Zeichen zu dem Gefecht mit scharfen Waffen gab, und unter dem Geschmetter der Trompeten und Hörner, den schrillen Tönen der Pfeifen und Flöten der mörderische Kampf begann, bemächtigte sich der

---

*) Herrscher, Kaiser, Oberfeldherr.

Zuschauer eine wilde Begeisterung, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgten sie dem Gang der mannigfaltigen Scenen, die einander in fortwährendem Wechsel ablösten.

Einzeln und in Schaaren traten die Retiarier auf, halbnackte und überaus bewegliche Gestalten, nur leicht gerüstet, aber mit einem Fangnetz (rete), Dreizack und Dolch bewaffnet. Bald von den mit Visirhelm, Schild und Schwert ausgerüsteten Secutoren verfolgt, bald die schwer gerüsteten Murmillonen umschwärmend, auf deren Helmspitze ein Fisch (Murmillo) angebracht war, suchten sie ihren Gegnern das Netz überzuwerfen, um ihnen dann mit dem Dreizack oder Dolch den Todesstoß zu geben.

Sobald ein Gegner verwundet wurde, ertönte aus den Reihen der Zuschauer der Ruf: „Er hat es!" Mehrere der verwundeten Gladiatoren baten um ihr Leben, und hoben zu diesem Zweck den Zeigefinger in die Höhe. Bei dem einen gewährte das Volk die Bitte, indem es mit Tüchern schwenkte, bei dem andern jedoch streckte es verneinend den Daumen nach unten gerichtet, die Hände aus. Der Aermste mußte weiter kämpfen, bis er den Todesstreich empfing. Sowie dies geschah, kam sofort ein Kampfwärter herbeigeeilt, um den gefallenen Fechter durch die Porta libitina in die Todtenkammer zu schleifen und dort, falls noch eine Spur Leben in dem Gefallenen war, ihn umzubringen.

Im Verlauf der verschiedenen Gefechte vermochten einige der bedauernswerthen Schlachtopfer ihre Furcht nicht gänzlich zu unterdrücken; allein die Fechtmeister waren gleich bei der Hand und trieben die Säumigen mit Peitschen und glühenden Eisen in den Kampf.

Aus den Reihen der zur Wuth entflammten Zuschauer ertönte es: „Tödte, peitsche, brenne!"

„Warum fällt jener Samniter so furchtsam in das Schwert?" rief es hier.

„Warum führt der dritte Retiarier in der ersten Reihe den Todesstreich so wenig herzhaft?" erscholl es wieder von einer andern Seite, und dazwischen schrieen andere Stimmen:

„Warum stirbt jener Murmillone so verdrossen?"

Unter solchen kritischen Aeußerungen von Seiten des Publikums ging ein Gefecht nach dem andern zu Ende, bis eine Pause eintrat, während welcher Mohrenknaben frischen Sand auf den blutgetränkten Boden schütteten und die Sieger vor den Zuschauern ihre Palmenzweige schwenkten.

Serenus blickte finster vor sich hin; nur zuweilen richtete er das Auge zu den obern Sitzreihen empor, um nach Gattin und Tochter zu schauen. Ihre bleichen Wangen und ihre gleichfalls gesenkten Blicke bewiesen ihm deutlich, wie sehr auch sie dieses blutige Schauspiel verabscheuten, an dem nur rohe Heiden Wohlgefallen finden konnten. Der cholerische Christ verwünschte seine Prätorenwürde, die ihn zwang, sich dem Gebote des Kaisers zu fügen. Vielleicht würde er seiner Erregung durch laute Worte Luft gemacht haben, hätte er nicht noch rechtzeitig der Mahnung Lyciska's gedacht: „Seid klug wie die Schlangen!" So unterdrückte er den aufsteigenden Zorn und nahm gern an einem Gespräche theil, welches sich zwischen seinen Nachbarn, dem Salvus Julianus und Sueton, dem Geheimschreiber des Kaisers, entsponnen.

Sueton gehörte zu den namhaftesten Rhetoren der Stadt und war mit Serenus eng befreundet. Die beiden Männer sympathisirten mit einander, und obwohl Sueton in mehreren Büchern die Spiele der Griechen und Römer ausführlich beschrieben und dabei den heidnischen Standpunkt eingenommen hatte, so ehrte er doch auch die Ansicht des Freundes.

„Es ist schlimm genug," äußerte jetzt Serenus, „daß wir von Campanien und Etrurien so manche verderbliche Sitte angenommen haben; die Nachahmung ihrer Gladiatorengefechte aber gereicht Rom zur Unehre."

„Sage das nicht, mein würdiger Freund," erwiderte Sueton, „das Schauspiel dieser blutigen Kämpfe ist für unser Volk ein kräftiges Mittel zur Erhaltung und Stählung des kriegerischen Sinnes, der gegen jede menschliche Regung dem Feinde gegenüber abgehärtet werden muß."

„Natürlich," versetzte Serenus ironisch und in seiner heftigen Weise, „ein jedes Ding muß seinen Namen haben, und so wird offener, schnöder Mord womöglich noch zu einem Ideal erhoben. Ich wünschte, das greuliche Schauspiel wäre zu Ende und ich säße daheim bei den Meinen, oder über meinen Bücherrollen."

„Deine Sehnsucht wird bald gestillt werden," versetzte lächelnd der Geheimschreiber, „denn außer einem Einzelkampf wird uns nur noch ein einziges kriegerisches Schauspiel geboten, nämlich die Eroberung und Plünderung einer britannischen Stadt."

„Was giebt es für einen Einzelkampf?" fragte Julian.

„Einen sehr hitzigen," lautete die Antwort Suetons, „denn zwei Männer sollen gegen einander so lange kämpfen, bis sie beide die tödtliche Wunde empfangen."

„Sind es so schwere Verbrecher," fragte Julian weiter, „daß man keinem von ihnen den Sieg gönnt?"

„Wie man es nimmt," versetzte der Geheimschreiber achselzuckend, „sie wurden aus Ravenna abgeliefert, wo sie den Versuch gemacht, eine christliche Gemeinde zu gründen."



„So sind es Christen?"*) brach Serenus los. „Und weil sie die Anhänger der frömmsten Lehre sind, die je das Licht der Sonne erblickt, deshalb sollen sie zu Gladiatoren erniedrigt werden und unter den Augen einer rohen Menge ihr Blut verspritzen?"

„Ruhig, mein Freund," bat Sueton, „du magst im engen Kreise gelehrter Männer eine Lanze für die Christen brechen, doch hier ist nicht der Ort dafür, darum mäßige dich und dämpfe deine Stimme, denn schon wird man aufmerksam und Martius Turbo schielt zu uns herüber."

Serenus preßte die Hand gegen das klopfende Herz und blickte nach Gattin und Tochter, um durch ihre Ergebung und Ruhe die seinige wieder zu gewinnen. Jedoch der Augenblick war schlecht gewählt. Lycista's Wangen erschienen gleichfalls zornglühend, und sie stieß heftig die Hand eines Mannes zurück, der über die Schranke einen aus Rosen, Lilien und Violen bestehenden prächtigen Blumenstrauß ihr darreichte.

Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, sprang der Prätor empor und eilte die Treppen zu der höheren Sitzreihe empor. Eine halbe Minute später befand er sich bereits bei Frau und Tochter und schickte sich an, den frechen Gesellen, in welchem er den Götzenbilderhändler Flaccus erkannte, zur Rede zu stellen.

„Was ist hier vorgefallen?" wandte er sich zunächst an Lycista, deren Wangen rasch erbleichten, als sie den zornfunkelnden Blick des Vaters und auf seiner Stirn die angeschwollene Ader sah, welche Unheil verkündete.

„Mäßige dich, Lieber," bat jetzt Volumnia, welche gleichfalls das heftige Temperament des Gatten fürchtete.

Allein der Prätor ließ sich nicht beschwichtigen, sondern wiederholte mit vor Erregung bebender Stimme: „Ich frage, was ist hier geschehen? Ich sah, wie du einen Blumenstrauß zurückwiesest. Wer wagte die Unverschämtheit, dir einen solchen zu überreichen?"

Der flammende Blick des Prätors war, während er dies sprach, auf Flaccus gerichtet, der ein verlegenes Lächeln zeigte.

Lycista sah flehend zum Vater empor, dann deutete sie auf den durch die Schranken von ihr getrennten Nachbar und erwiderte: „Er vollzog nur einen Auftrag, als er mir die Blumen überreichte. Ich wies ihn natürlich zurück."

„Und er?" forschte Serenus weiter.

Die Tochter, den Zorn des Vaters fürchtend, zögerte mit ihrer Antwort; dagegen ergriff jetzt Volumnia das Wort, weil sie aus Erfahrung wußte, daß jedes Schweigen den Gatten nur noch mehr aufbrachte.

„Jener Mann da," äußerte sie, „benahm sich gegen Lycista sehr zudringlich, indem er ihr immer wieder Blumen darbot und den Strauß zuletzt zu uns herüber warf. Du wirst die Macht deines Prätoramtes gegen ihn in Anwendung bringen und ihn bestrafen lassen, da hier nicht der Ort ist, um derlei Angelegenheiten zum Austrag zu bringen."

Vielleicht würde Serenus die besonnene Rede der Gattin beherzigt haben, hätte er sich nicht unglückseligerweise des Götzenbilderhändlers und seines spöttischen Angebots erinnert, das er ihm am Abend zuvor in der Vorhalle des Saturntempels gemacht. Der Gedanke, daß dieser elende Bursche in seiner Frechheit so weit gegangen, sich nicht nur an ihn, sondern auch an seine Tochter zu wagen, erfüllte ihn mit namenloser Wuth.

„Solche Taugenichtse straft man am besten gleich an Ort und Stelle ab," rief Serenus, sich um die bittenden Bewegungen von Frau und Tochter in keiner Weise kümmernd. Mit seinem rechten Arme über die Schranken langend, ergriff er den zitternden Flaccus bei der Paenula, zog ihn zu sich heran und rief ihm zu: „Nenne mir den Namen deines Auftraggebers, oder ich lasse dich auf der Stelle von den Liktoren auspeitschen!"

Den Götzenbilderhändler überlief es kalt und heiß, er begann sich vor dem zornfunkelnden Blick des Prätors zu fürchten und erwiderte daher mit stockender Stimme: „Ich kann wirklich nichts dafür, — Trimalchio hat mich ersucht, den Strauß deiner Tochter zu überreichen."

„Verkaufe du deine Götzenbilder und kümmere dich nicht um andere Dinge," versetzte der Prätor, den feigen Burschen loslassend. Sodann hob er den auf dem Boden liegenden Strauß auf und warf ihn mit den Worten über die Schranke: „Bringe die Giftblumen deinem Auftraggeber zurück und sage ihm, daß er sich vor mir hüten möge, denn ein ehemaliger Sklave naht sich nicht ungestraft der Tochter eines freien Mannes."

Der Strauß hatte den Kopf von Flaccus getroffen und sich dabei auseinander gelöst, so daß der Götzenbilderhändler buchstäblich aus einem Kranz von Rosen, Lilien und Violen aussah. Der Kontrast zwischen den lieblichen Kindern Floras und dem häßlichen Menschenantlitz, welches List und Verschlagenheit in allen seinen Zügen zeigte, war so gewaltig und komisch zugleich, daß die in der unmittelbaren Umgebung sitzenden Zuschauer in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Flaccus erntete Spott in Menge, dem er sich nur durch eine schleunige Flucht zu entziehen

*) Gewöhnlich verweigerten die Christen den Kampf, wenigstens gegen einander, und wurden dann "ad bestias" verdammt, meist nur mit einem Schreibstift als Waffe.



vermochte. Ingrimmig verließ er das Amphitheater, dem Prätor Serenus wiederholt Rache schwörend, nicht nur wegen des Schimpfes, den er ihm angethan, sondern auch deshalb, weil er durch ihn um den Genuß eines Schauspiels gekommen war, auf welches er sich schon lange gefreut.

Der Auftritt, welchen Serenus mit dem Götzenbilderhändler gehabt, war natürlich auch in den Reihen der Senatoren und Ritter nicht unbemerkt geblieben und Hadrian schickte ihm einen seiner Herolde, der sich nach der Ursache des Streites erkundigen sollte.

Der Prätor theilte dem Abgesandten das Nöthige mit und schloß mit den Worten: „Sage deinem Herrn, dem Kaiser, daß er mir nicht zürnen möge, wenn ich mit den Meinigen jetzt das Schauspiel verlasse, noch ehe es zu Ende ist. Meine Tochter bedarf der Ruhe, und auch ich sehne mich nach Stille und Abgeschiedenheit, um über den Zorn meines Gemüths Herr zu werden."

Nach diesen Worten verneigte er sich gegen die untern Sitzreihen und schritt mit der Gattin und Lycisca, zu denen sich inzwischen Titus gesellt, dem nächsten Ausgang zu.

Hadrian vernahm stirnrunzelnd den Bericht des Herolds. Er wußte recht gut, daß Serenus die sich ihm darbietende Gelegenheit benutzt hatte, um mit den Seinen dem ihm verhaßten Gladiatorenkampfspiele nicht bis zum Schluß beiwohnen zu müssen. Hätte er geahnt, daß der bevorstehende Kampf der beiden gefangenen Christen den Ausschlag gegeben, so würde er der gehässigen Rede Martius Turbos eine noch größere Aufmerksamkeit geschenkt haben. Indessen war Hadrian ein zu gerechtigkeitsliebender Monarch, um nicht auch das ungezogene Betragen des Götzenbilderhändlers in Betracht zu ziehen. Julian und Sueton bestärkten ihn hierin, und die Folge davon war, daß dem flüchtig gewordenen Flaccus mehrere Liktoren nachgeschickt wurden.

Die Diener der Gerechtigkeit holten den in Strafe Verfallenen bald ein, da er unweit des Macellums bei Trimalchio stand, der gleichfalls das Amphitheater verlassen hatte und sich jetzt gegen ihn in heftigen Vorwürfen erging.

„Hätte ich nur eine Ahnung gehabt, welch furchtbarer Esel in dir steckt," rief der Wohlbeleibte ihm kneifend zu, „so würde ich dich nicht mit einem solchen Auftrag ausgezeichnet haben."

Flaccus suchte sich zu vertheidigen, doch ohne den geringsten Erfolg. Trimalchio schalt ihn aus, als ob er ein Schulbube wäre; und als jetzt die Liktoren herankamen und dem hochüberraschten Götzenbilderhändler den kaiserlichen Machtspruch verkündeten, laut dessen er Ruthenstreiche empfangen und einen Tag eingesperrt werden sollte, brach Trimalchio in ein schadenfrohes Lachen aus.

„Das geschieht dir recht," rief er unter heftigem Pusten, „mögen die Schläge deiner Eselshaut wohl bekommen."

Damit schritt er lustig von dannen, auf dem Macellum noch allerlei Leckereien kaufend, während Flaccus von den Liktoren ergriffen und abgeführt wurde.

Ein Millionär.

Vor einigen Jahren lebte in Philadelphia ein reicher Bürger, Jakob Ridgeway, der ein Vermögen von 5—6 Millionen Dollars besaß. „Herr Ridgeway," sagte eines Tages ein junger Mann zu ihm, „Sie sind die beneidenswertheste Person, die ich kenne." „Und warum denn? bitte ich Sie," antwortete Ridgeway, „ich sehe keinen Grund dafür." —„Wie!" entgegnete der junge Mann verwundert, „sind Sie nicht ein Millionär? Denken Sie doch an die Tausende von Dollars, welche jeden Monat in Ihre Kasse fließen!"—„Gut, aber was habe ich davon mehr? Ich kann mich davon kleiden und nähren, aber ich kann nicht mehr essen als Andere und meine Kleidung hält nicht länger als die Ihrige." „Aber," entgegnete Jener wieder, „Sie besitzen Hunderte von herrlichen Häusern, die Ihnen schöne Renten bringen." „Das gebe ich zu, aber ich kann doch immer nur in einem von meinen Häusern auf ein Mal wohnen, und was meine Renten betrifft, so kann ich sie weder essen noch verbrauchen; ich muß mir Häuser dafür kaufen, welche Andern als mir dienen." „Aber Sie können sich schöne Möbel kaufen, kostbare Gemälde, herrliche Equipagen, kurz alles, was Sie nur wünschen." „Und dann, wenn ich sie gekauft habe," erwiderte Ridgeway, „kann ich mit den Gemälden etwas Anderes thun als sie ansehen? und kann nicht der ärmste Mann, wenn er nicht blind ist, dasselbe thun? In meinem schönsten Wagen reise ich nicht bequemer, als Sie in einem Omnibus für wenige Pfennige; und Sie haben nicht, wie ich, die Unruhe mit den Lakaien, mit den Kutschern, mit den Hausmeistern. Und was das betrifft, daß Sie sagen, ich könnte Alles haben, was ich mir wünsche, glauben Sie mir, junger Mann, je weniger Dinge man sich wünscht in dieser Welt, desto glücklicher ist man. Sie denken wohl, daß man mit Geld alle seine Wünsche erfüllen kann? Aber kann ich mein Leben um einen Tag verlängern? Kann ich meine Jugend zurückkaufen? Kann ich mich vor Krankheit und Schmerzen schützen? Kann ich die Stunde meines Todes einen einzigen Moment hinausschieben? Und wozu hat mir all mein Vermögen gedient, wenn ich in mein Grab gelegt werde? Junger Mann, Sie haben keinen Grund, mich zu beneiden."

Eine solche Sprache ist im Munde des Reichen selten; aber sie drückt nicht weniger die geheimsten Gedanken derjenigen aus, denen Gott große Güter in dieser Welt zugetheilt hat, und die alle mit Salomo sprechen können (Pred. Sal. 2, 8. 10): „Ich sammelte mir auch Silber und Gold, und die Schätze der Könige, und Alles, was meine Augen wünschten, das ließ ich ihnen. Da ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und die Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war's alles eitel Jammer. (Sonntagsgast.)



Die neuerwählten Bischöfe der Bisch. Meth. Kirche.

Editor.



Rev. Bischof W. X. Ninde, LL. D.

Der erste der Erwählten, Rev. W. X. Ninde, LL. D. zu Cortland, N. Y., 1832 geb., ist ein Kind des Staates New York und kommt aus einer sehr begabten Predigerfamilie. Wer ihn auf dem Präsidentenstuhl oder der Kanzel so jung, sanft und munter d'reinschauen sieht, der denkt kaum, daß er bereits 52 Mal Geburtstag feierte. Er ist einer der Menschen, welche lange jung bleiben, wozu die Sanftmuth und fromme Denkungsart jedenfalls viel beigetragen haben. Im 19. Jahr finden wir ihn als Student der Middletown Universität, von wo aus er nach seiner Promotion ins Predigtamt eintrat und in verschiedenen Gemeinden und Gegenden, unter andern auch in Cincinnati und Detroit mit großem Erfolg als Pastor wirkte. Eine in den Jahren 1868 und '69 unternommene Reise nach Europa, Palästina, Egypten u. s. w. erweiterte seinen Gesichtskreis und bereicherte seinen leicht empfänglichen Geist. Im Jahr 1873 erwählten ihn die Trustees des Garrett Biblischen Instituts zu Evanston, Ill., als Professor, der praktischen Theologie und seit 1879 bekleidete Bischof Ninde das Präsidentenamt dieser Anstalt. Er war Mitglied des Oekumenischen Conciliums in London und vertrat seine Conferenz anno 1876 und 1884 in der General-Conferenz.



Rev. Bischof W. F. Mallalieu, D. D.

Ueber Rev. Bischof J. M. Walden, LL. D., hat Haus und Herd erst kürzlich eine ausführliche biographische Skizze gebracht, sowie sein wohl getroffenes in feinem Stahlstich ausgeführtes Portrait, so daß es überflüssig wäre, hier Bild oder Bemerkungen über sein Leben einzuschalten.

Rev. Millard Francis Mallalieu, D. D., stammt aus dem in allen Fortschrittsfragen so wachen New England und ist ein ächter, unerschrockener Repräsentant seiner Landsleute. Etwas älter als die beiden Vorigen (geb. 1828 zu Sutton, Mass.) steht er doch noch im besten Alter, und tritt auf der Kanzel, sowie überall, mit viel Kraft auf. Auch er studirte auf der Universität zu Middletown, wurde 1840 zu Gott bekehrt und trat 1858 in die New England Conferenz ein, in welcher er bedeutende Stellungen füllte und wo wir ihn vor etwa 25 Jahren kennen lernten. Eine europäische Reise hat auch zu seiner weiteren Ausbildung beigetragen und als Früchte derselben sind viele sehr gut geschriebene Artikel vorhanden, und überhaupt weiß der Bischof seine Feder in kräftiger und doch zugleich klassischer Weise zu gebrauchen.

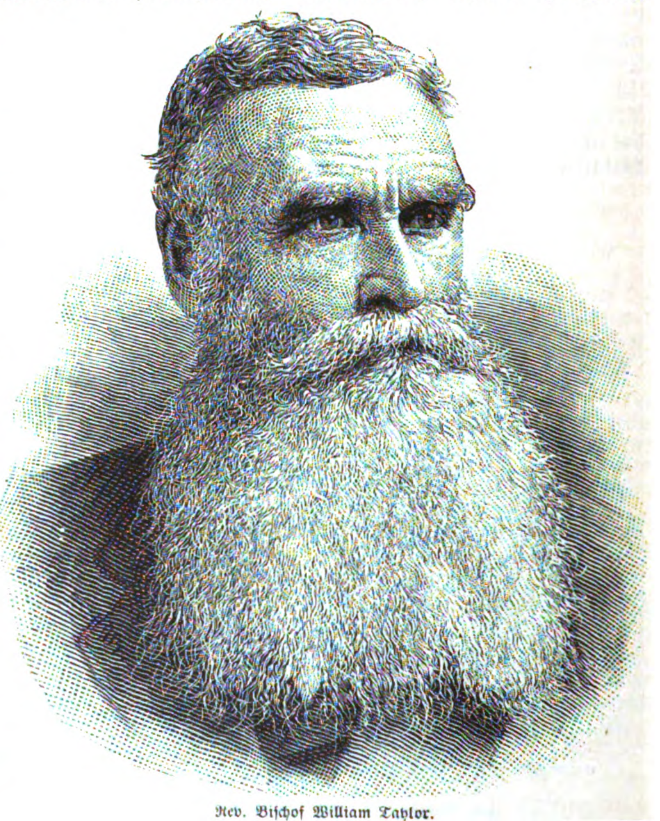
Rev. C. H. Fowler, LL. D., ist durch



Rev. Bischof C. H. Fowler, LL. D.

seine Dienste als Editor und Missionssekretär, sowie als bedeutender Redner weit und breit bekannt geworden, ehe er Bischof wurde. Er ist, der jüngste der Erwählten, im Jahre 1837 zu Burford in Canada geboren, kam in seinem 4. Lebensjahre nach Illinois und brachte seine Knabenzeit auf einem Landgut zu. Das Rock River Seminar und das Genesee Collegium zu Lima im Staat New York, sowie das Garrett Bibl. Institut sind seine Bildungsstätten, die er von 1851 bis 1861 mit ausgezeichnetem Erfolg besuchte. Als Kanzelredner begründete er seinen Ruf gleich mit seinem Eintritt in's Predigtamt. Schon in seinem 31. Jahre ward ihm die Präsidentschaft der Nordwestlichen Universität zu Evanston, Ill., angetragen. Er nahm aber diese Ehre erst 5 Jahre später (1872) an, und bekleidete diesen Posten, bis er zum Editor des Christian Advokate erwählt ward (1876). Anno 1880 erwählte ihn die General-Conferenz zum Missionssekretär und anno 1884 zum Bischof.

Der Missions-Bischof für Afrika Rev. William Taylor, ist ein weltbekannter Mann. Missionsbischof heißt er, weil sein Sprengel auf „Afrika" beschränkt ist, was geographisch eine gar umfangreiche Beschränkung genannt werden kann. Er ist der älteste (geb. 1821 in Rockbridge, Virg.) der Neuerwählten, aber auch einer der rüstigsten, der seine 63 Jahre mit wirklich jugendlichem Feuer trägt. Von Universitäten und Instituten hat er wenig Genuß gehabt, desto mehr aber von der Gnade Gottes. Er fing an, wie so viele andere Prediger, mit der Bibel in der Hand und den Herrn Jesum im Herzen. Dabei aber besitzt der nunmehrige Missions-Bischof bekanntlich eine eigenartige, auf die Massen wirkende Beredtsamkeit, die belauscht werden muß, wenn man einigermaßen ein Verständniß dfaür haben will. Er hat die Welt durchzogen und überall mit kühnem Glaubensmuth das Evangelium gepredigt und Missionen gegründet. In der Baltimore Conferenz begann er anno 1843 sein Amt, wirkte von 1849 bis 1856 in San Francisco (California-Taylor), wirkte darauf 6 Jahre lang als Evangelist in den Oststaaten und in Canada, später in Australien, England und Irland und Schottland, Neuseeland, Tasmanien, Afrika (Kaffern),



Rev. Bischof William Taylor.

Britisch Guinea, Südamerika, Ceylon und Ostindien. Er ging immer ohne vorherige Gehaltbestimmung und klopfte bei dem großen Vater im Himmel für sich und seine Missionare an, der ihn auch nie verließ. Dieser Bischof ist ein Missionsheld und ein Unicum, ein einzig gearteter Mensch, und wird seine charakteristischen Eigenschaften auch in seiner neuen Stellung geltend machen.

Die Zeit ihrer Nützlichkeit überlebt.

Von Frau J. D. Chaplin. Aus dem Englischen von Julius A. Rulfinger.

Vor nicht sehr langer Zeit kam ein Mann an unsere Thür und fragte nach dem Prediger. Als man ihm sagte, daß er nicht daheim sei, schien er entmuthigt zu werden; und als er nach seinem Begehren gefragt wurde, sagte er: „Ich habe meine Mutter durch den Tod verloren und da dieser Ort früher ihre Heimath war, so sind wir gekommen, sie hier neben unserem Vater zu beerdigen."

Ich war von Mitleid bewegt und sagte: „Sie haben einen herben Verlust erlitten."

„Nun ja," antwortete er zögernd, „eine Mutter zu verlieren ist schwer, aber unsere Mutter hatte die Zeit ihrer Nützlichkeit überlebt. Sie war bereits kindisch und ihr Geist war so schwach als ihr Körper, so daß sie sich selbst eine Qual und Andern nur eine Bürde war. Es waren unserer sieben Kinder und wir kamen überein, daß ein Jeder sie ein Jahr beherbergen sollte. Aber ich hatte mehr als mein Theil davon, denn als die Zeit ihres Bleibens bei mir aus war, war sie zu schwach weiter zu gehen. Dies war drei Monate vor ihrem Tode. Doch sie war zu ihrer Zeit eine gute Mutter und arbeitete schwer uns Kinder zu erziehen."

Ohne dem herzlosen Menschen ins Antlitz zu schauen, wies ich ihn zum nächsten Pastor, und kehrte in meine Kinderstube zurück. Ich blickte auf die jungen Gesichter meiner Kleinen, auf denen Lächeln oder Thränen wechselten, je nachdem sie es auf meinem Antlitz wahrnahmen, und ich dachte, ob je der Tag kommen könnte, da sie von mir sagen würden: „Sie hat die Zeit ihrer Nützlichkeit überlebt, sie war sich selbst eine Qual und Andern eine Bürde." Ich betete, daß ehe dieser Tag käme, ich zu meiner Ruhe eingegangen sein möchte. Gott behüte, daß ich die Liebe meiner Kinder überleben sollte!

Als die Glocke zu ihrem Begräbniß läutete, ging ich zur Kirche, um der unbekannten Mutter noch die letzte Ehre zu erweisen, denn ich fühlte, daß ich ihrem Gedächtniß eine Thräne weihen konnte, wenn auch ihre Kinder keine für sie hatten.

„Sie war zu ihrer Zeit eine gute Mutter und arbeitete hart uns zu erziehen — sie war sich selbst eine Qual und Andern eine Bürde." Diese Worte klangen in meine Ohren, als ihr Sarg den Gang der Kirche entlang getragen wurde. Die Glocke läutete lange, bis daß sie die Zahl ihrer Jahre verkündigt hatte. Eins—, zwei—, drei—, vier—, fünf—, wie deutlich erzählte jeder Schlag, von ihrem Schlummern an der Mutter Brust und ihrem Sitzen des Abends auf des Vaters Schoß. Sechs—, sieben—, acht—, neun, zehn—, erzählten von ihrem Spielen auf dem grünen Gras und neben dem kleinen Bach. Elf—, zwölf—, dreizehn—, vierzehn—, sprachen ernsthafter von ihren heimathlichen Freuden und Leiden. Sechszehn—, siebenzehn—, achtzehn—, sagten von den jungfräulichen Jahren, von dem Traum der ersten Liebe. Neunzehn zeigte uns die glückliche Braut; zwanzig erzählte von der jungen Mutter, deren Herz von der neuen gottgegebenen Liebe erfüllt war. Und nun sagte jeder Schlag von ihrem ersten Frauenleben, von den Hoffnungen und Mühseligkeiten, durch welche sie gehen mußte, bis es fünfzig schlug.

Von hier an erzählte die Glocke von der liebevollen Mutter und Großmutter, die in dem Leben ihrer Kinder und Enkel ihre eigenen Freuden und Leiden noch einmal erlebte.

Jede Familie wollte damals die Großmutter haben. Doch hört! die Glocke läutet weiter, siebenzig, einundsiebenzig—, zwei—, drei—, vier—. Sie fängt an schwach zu werden, braucht Pflege und ist nicht immer so geduldig und zufrieden. Sie geht von einem Kinde zum andern und fühlt sich nirgends zu Hause. Sie murrt, daß sie nach aller Arbeit und Mühe nicht einmal eine Heimath besitzt, wo sie in ihren alten Tagen in Ruhe sterben kann. Achtzig—, einundachtzig—, drei—, vier—, ach! jetzt ist sie kindisch; sie hat die Zeit ihrer Nützlichkeit überlebt und ist Andern eine Bürde, d. h. sie hat aufgehört ihren verweltlichten und irdischgesinnten Kindern von Nutzen zu sein.

Jetzt endlich läutet es neunundachtzig; dort liegt sie nun in ihrem Sarg, kalt und ruhig; sie macht keine Mühe mehr, sie verlangt keine Liebesdienste. Ein Zug des Duldens und Leidens lag auf ihrem Antlitz. Ihre Kinder waren da in Trauerkleider gehüllt, aber immer wieder kamen mir die Worte in den Sinn: „Sie war

zu ihrer Zeit eine gute Mutter, nun ist sie aber Allen eine Bürde geworden."

Als endlich die Glocke ausgeläutet hatte, stand der fremde Prediger in der Kanzel auf. Er las verschiedene Abschnitte aus der heiligen Schrift von Gottes Liebe zur schwachen Menschheit und besonders zu solchen, deren Haare schon ergraut sind. Er ermahnte seine Zuhörer, sich für die Ewigkeit vorzubereiten und das gute Theil zu wählen. Dann beugte er sich tief über die Kanzel, und indem er auf den Leichnam im Sarg schaute, sagte er: „Von meiner Kindheit habe ich immer das Alter geehrt, aber noch nie, bis jetzt mein Haupt grau geworden ist, wußte ich, wie viel Achtung und Liebe den alten Vätern und Müttern gebührt. Jetzt fühle ich es erst. Diese Mutter," sagte er liebevoll, „war mir unbekannt, wie auch alle ihre Nachkommen, welche heute gegenwärtig sind. Alles was mir bekannt ist, ist, daß sie vor neunundsechszig Jahren als eine Braut von ihrem Gatten hierher gebracht wurde, daß sie den größten Theil ihres Lebens unter Mühe und Arbeit hier zubrachte, daß sie eine große Familie erzog und endlich als eine Wittwe diese Stadt verließ, um bei ihren Kindern zu wohnen. Gott verhüte, daß irgend Jemand Gewissensbisse darüber empfinden muß, daß ihr murretet, weil sie euch in ihren letzten Tagen etwas Mühe machte. Wenn ihr jetzt wieder in eure Heimathen zurück geht, dann seid sehr sorgsam, welches Beispiel ihr euren Kindern setzt, denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Ich ermahne euch als Freund, dessen Lebensabend bereits gekommen ist, nie in der Gegenwart eurer Kinder von ihr zu sagen: Unsere Mutter hatte die Zeit ihrer Thätigkeit überlebt, sie war uns nur eine Bürde geworden! Nein, so lange kann eine Mutter nie leben. Wenn sie nicht mehr arbeiten oder für sich selbst sorgen kann, dann sollte sie als eine theure Last von ihren Kindern auf Armen der Liebe getragen werden und durch ihre Hilflosigkeit in ihnen alle edlere Gefühle wachrufen."

Lebe wohl, du arme alte Mutter! Für dich giebt es keine Schmerzen mehr. Unaufhörliches Glück und unendliche Nützlichkeit ist jetzt dein Erbtheil.

Ram Chandra Bose.

Editor.

Von dem bekehrten Hindu, der schon zweimal Mitglied der General-Conferenz der Bisch. Meth. Kirche gewesen und mit seinen weißen und schwarzen Brüdern über das Wohl der Kirche berathen hat, von diesem Bose haben meine lieben Leser wohl schon alle gehört.

Jetzt können sie auch einmal sein Bild schauen. Er ist nicht weiß und nicht schwarz, sondern wie es einem ächten Hindu geziemt — „braungelb". Auch ist er kein Prediger, sondern stolz darauf, ein Laie zu sein, der von seinen Laienbrüdern nach Amerika gesandt wurde. Im General Conferenz-Wegweiser wurde sein Beruf mit „Lecturer und Autor" angegeben.



Ram Chandra Bose.

Unser Ram Chander ist also ein gelehrter Mann u. gehört nicht zu den Lastträgern Hindustans. Das kann man ihm auch bald abmerken, wenn man ihn reden hört. Wir brauchen keinen Dolmetscher dazu, denn er spricht ein sehr verständliches Englisch, obwohl es etwas fremdartig klingt und der Satzbau ein wenig absonderlich ist. Das aber trägt nur zur Vermehrung des Reizes bei. Wenn er z. B. sagt: „Herr Präsident, ich nehme mir die Freiheit zu beobachten, daß der liebe Bruder, welchem wir zuhören, außer Ordnung ist," so sind das ungewohnte Anklänge, aber wir wünschen unsern „Stürmern" doch etwas von dieser ostindischen Höflichkeit, dann

würden sie nicht so aus vollem Halse schreien: „Ich ruf' den Bruder zur Ordnung!!"

Bose ist jedenfalls in den Redekünsten der Hinduschule gewandt und versteht es, seine Sache plausibel zu machen. Auch hat er einen reichen Vorrath von Witz und ist in der Debatte gar kein zu verachtender Gegner. Gut, daß er den Herrn Jesum Christum lieb gewonnen hat und für die Sache des Reiches Gottes namentlich unter den gebildeten Klassen seines Volkes durch Vorträge und schriftliche Arbeiten wirkt. Während ich dies schreibe, kommt er gerade auf mein Redaktionszimmer zu einem Besuche. Ich zeige ihm das deutsche Manuscript und bitte zu lesen, was ich über ihn geschrieben. Er aber schüttelt den Kopf und sagt auf englisch: „Dein Freund erlaubt sich zu bemerken, daß ein Hindu nicht Alles kann; wird aber wohl Alles gut sein, denn ein Bruder darf über den andern nichts Böses schreiben."

Die Berliner Stadtmission.

Von Opusculum.

In vielen Reisebeschreibungen wird immer nur von Unglauben, der Gottlosigkeit, der Biervertilgung und den leeren Kirchen in Deutschland berichtet. Die Kehrseite des Bildes aber nehmen die Correspondenten nicht wahr. Es giebt auch Christen in der deutschen Staatskirche und die dortige evangelische Partei bestrebt sich wenigstens fürs Heil des Volkes zu wirken. Davon giebt unter anderm die Berliner Stadtmission Zeugniß. Das Jahresfest, welches diese Gesellschaft kürzlich in der Dreifaltigkeits-Kirche feierte, war ein großartiger Erfolg. Dryander hielt eine ansprechende Festpredigt über die Epistel des Tages, nachher gab Herr Hofprediger Stöcker den Bericht anknüpfend an den Text, Lukas 22, 35: „Habt ihr auch je Mangel gehabt? Nie keinen!" Hofprediger Stöcker führte aus, daß wenn es auch der Charakter der Berliner kirchlichen Verhältnisse sei, Mangel an Kirchen und Geistlichen zu haben, doch die Stadtmission an ihrem Theil vor Mangel behütet sei. Gerade im letzten Jahre habe er erfahren, daß, wer den Herrn zu seinem Hirten macht, keinen Mangel leidet. Oft genug habe der Schatzmeister gegen Ende des Monats zu ihm geschickt, es fehlen noch 2000, 3000 und 4000 Mark*) und jedesmal sei dann doch zur rechten Stunde die nöthige Summe dagewesen. Die Schlußabrechnung dieses Jahres zeige nun, daß statt 65,188 M. des Jahres 1882 im letzten Rechnungsjahre 95,851 M. vereinnahmt seien, demnach auch abgesehen von der Landeskirchenkollekte, die 25,450 M. betragen habe, eine Mehreinnahme von über 5000 M.

Füge man dazu noch die Summe von 48,000 M., die für das Stadtmissionshaus eingekommen sei, so zeige das Ganze ein so erhebliches Wachsthum der Liebe und Theilnahme, daß die Stadtmission dem Herrn im Himmel und den Freunden auf Erden nicht genug danken könnte.

*) 1 Mark = 25 Cents.

Nun habe freilich auch die Ausgabe bedeutend vermehrt werden müssen, von 75,000 M. auf 92,000 M., und besonders habe die Pflege der verlassenen Gefangenen einen Baaraufwand von über 13,000 M. erfordert u. s. w.

Der Berichterstatter legte dann den Fortschritt des Werkes dar. Hier ist eine gewisse Wendung eingetreten. Der Besuch der Einzelnen und Familien habe eingeschränkt werden müssen und sei von 61,000 auf 57,000 zurückgegangen, dagegen habe die Vereinsthätigkeit einen großartigen Aufschwung genommen. Die Zahl der Sonntagschulkinder sei von 2200 auf 3200*) gestiegen, die Jünglingsvereins-Versammlungen von 200 auf 300, die Männervereins-Zusammenkünfte von 100 auf 160 gestiegen.

Um auch die Besuche in den Häusern (die Pionierarbeit der Stadtmission), wie sie Herr Hofprediger Stöcker nannte, fortzusetzen, bedürfe man größerer Mittel. So z. B. seien 100 Stadtmissionare erforderlich, um die Berliner Vorstadtgemeinden genügend zu versorgen.

Redner weist auf den großen Werth der persönlichen Ermahnung und Pflege hin, der am besten aus der Statistik der Taufen und Trauungen erhelle. Berlin mit seinen 90,25 Proz. Getaufter sei jetzt günstiger gestellt als die meisten anderen deutschen Großstädte. Rechne man dazu 10 Proz. solcher Kinder, die im ersten Jahre ungetauft gestorben seien — für die Residenz gewiß kein zu hoher Satz — so stelle sich das Verhältniß noch günstiger.

Betreffs der Trauungen stehe Berlin gegen die meisten Großstädte allerdings noch zurück, aber der Fortschritt betrage im letzten Jahre doch 12 Proz.

Nun seien an diesem erfreulichen Fortschritt allerdings viele andere Ursachen mitwirkend,

*) Dies ist nur die Zahl der unter Pflege der Berliner Stadtmission stehenden Schüler. Berlin zählt im Ganzen etwa 20,000 Sonntagschüler.

aber Niemand werde leugnen können, daß der Stadtmission an diesem gemeinsamen Segen der Besserung kirchlicher Verhältnisse ein guter Theil zukomme. Denn ihre Arbeit besteht nicht nur in dem Darreichen des gesprochenen Wortes, sondern auch in einer sehr umfassenden Vertheilung des gedruckten Wortes. 60,246 Traktate, 161,403 Predigten, 5403 Abonnenten auf Blätter, besonders das treffliche Berliner Sonntagsblatt, 225 verkaufte, 78 verschenkte Bibeln, 1045 verkaufte, 583 verschenkte neue Testamente, 5181 verkaufte, 2475 verschenkte Bücher, meistens Gebetbücher, geben einen Begriff von der Thätigkeit auf diesem Gebiete.

Trotz dieser günstigen Verhältnisse — fuhr der Redner fort — ist der sittlich-religiöse Gesammtzustand weit davon entfernt, ein befriedigender zu sein.

Drei entstellende Züge zeigen sich furchtbar zunehmend in der Physiognomie unseres Volkslebens. Trunksucht, Selbstmord-Neigung und Unzucht.

Es ist geradezu unglaublich, wie schrecklich die Trunksucht und die in Folge davon begangenen Verbrechen zunehmen, wie schnell bei der geringsten Veranlassung die mörderische Hand an das eigene Leben gelegt wird. Auch die Unzucht nimmt zu und hat im vergangenen Jahr der Stadtmission ein neues Feld der Thätigkeit, den Kampf gegen die Prostitution eröffnet.

Zum Schluß kam der Redner noch auf die drei letztbegonnenen Werke der Stadtmission zu sprechen. Das Stadtmissionshaus steht im Begriff, seinem Zwecke dienstbar zu werden und soll das Hauptquartier der Stadtmission sein. In der Heilig-Kreuz-Gemeinde mit ihren 50,000 Seelen und ihrer für nur 500 Seelen bestimmten Kapelle ist es besonders gut gelegen. Freilich hat die Stadtmission 300,000 M. Schulden auf dem Grundstücke, doch werden gute Freunde helfen, die Schuld abzutragen.

Mit dem Stadtmissionshause wird das zweite neue Werk, das Schriftenbureau verbunden werden, dessen Begründung durch die Verbreitung der Predigten u. s. w. nothwendig geworden ist. Nichts zeigt deutlicher den völligen Umschwung des Berliner Geistes, als die Thatsache, daß alle Sonntage Tausende von diesen Predigten gern gekauft werden und umsonst vertheilt, gern genommen und gelesen werden.

Die dritte neue Arbeit gilt den verlorenen Töchtern des Volkes. 25,000—30,000 Frauen leben in Berlin ganz oder theilweise von der Unzucht. Sind davon nicht viele zu retten? Das ist die Frage, deren Lösung sich die Stadtmission zur Aufgabe gemacht hat. Acht Vereine sind in Berlin bereits gegründet, die mit der Arbeit der Rettung begonnen haben. Eine Zufluchtsstätte bildet den Mittelpunkt und etliche Berufsarbeiterinnen die ständigen Kräfte des neubegonnenen Werkes. Volksversammlungen für Männer und Frauen getrennt sollen die öffentliche Meinung wachrufen. Der Frauenbund ist das Organ dieser Arbeit. Gott helfe zum Sieg und Segen!

Wo ist das Land des Friedens?

Eine Geschichte aus der Mission.

Der wilde Zulukönig Dschakka in Südafrika hatte 1825 wieder einmal das Nachbarland mit seinen wüsten Raubhorden überfluthet, mit Mord und Brand seine Verheerungszüge bezeichnet, die Herden geraubt und was sich ihm in den Weg stellte, erbarmungslos erschlagen. Was sich hatte flüchten können, war in die Wüste geflohen und irrte hungernd und verschmachtend umher. Unter einem Dornbusch der Wüste liegt einer von ihnen, Jnkobo mit Namen, mit seinen vier Söhnen, die den Assagaien der Zulus entronnen sind. Seine drei Weiber haben ihm die Wilden mit ihren Keulen erschlagen. Tagelang sind sie schon umhergeirrt und haben ihren Hunger mit Wurzeln und Knollen, die sie mit spitzen Stecken aus der Erde graben, kümmerlich zu stillen versucht. Nachts verstecken sich die Hülflosen unter einem Dornbusch, und wenn schauerliches Brüllen die Nähe eines Löwen verräth, schmiegen sich die nackten Kinder zitternd an ihren Vater. „O, weißt du keinen Karu (Thal), Vater, wo Dschakkas Leute nicht hinkommen, und die Löwen nicht so schrecklich brüllen?" fragte der Jüngste, der in der Angst vor den Raubthieren nicht schlafen kann. „Dschakka ist ja so reich; seine Sklaven sind wie die Heuschrecken und seine Rinder wie Dornen am Dornstrauch," setzte der zweite hinzu, „er könnte doch die Leute in Frieden lassen."—„Dschakka in Frieden lassen?" sagt nun der Aelteste bitter, „wo haben wir denn bis jetzt Frieden gehabt? Weideten wir am Tage die Kühe, so konnten wir kaum den Schlangen entfliehen, auf die wir unversehens im Grase traten. Hüteten wir die Kälber am Abend, so mußten wir Lärm machen, um die lauernden Hyänen zu vertreiben. Lagen wir in der Hütte, so krochen giftige Scorpione heran und stachen uns und die Muskitos

ließen uns nicht ruhen. Kamen wir früh an das Wasser, so standen die fürchterlichen Flußpferde darin. Gingen wir in den Busch, Holz zu holen, so fürchteten wir, es könne das gräulichste aller Thiere, das Nashorn, darin stecken. Hatten wir Hirse und Kürbis gebaut, und sie wurden reif, dann nahm der Häuptling uns die Ernte weg, und wir hatten doch nichts als nur Zwiebeln. Und nun hat uns gar Dschakka noch in die Wüste getrieben!"

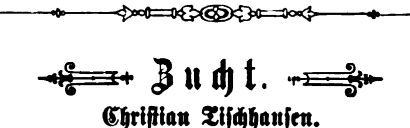
„Aber ich will euch etwas Neues sagen. Zu der Zeit, als unser Ochse entlaufen war, ging ich weit in die Wüste, ihn zu suchen, und als ich so viel Nächte umhergeirrt war, als ich Finger an der Hand habe, begegnete mir ein Betschuane vom Untergang der Sonne her. Der hat mir erzählt, ein Koranna habe ihm gesagt, daß er von einem Griqua erfahren, der es von einem Hottentotten wisse: es gäbe ein Land in der Welt, wo keine Unruhe und Angst sei und die Menschen nur in Frieden leben. Wenn wir nur wüßten, wo das Land liegt."

„Kinder, d a s Land wollen wir suchen!" unterbrach Jnkobo die Stille, die auf diese wunderbare Kunde unter dem verschüchterten Häuflein entstanden war, und so machten sie sich auf, und nicht mehr die Furcht vor Dschakka, sondern die Sehnsucht nach dem Lande des Friedens trieb sie über Berge und Thäler, durch Dornengestrüpp und wasserleere Steppen. Sie konnten aber nirgends erfahren, wo das schöne Land wäre; vielmehr kam über den armen Jnkobo noch weit größerer Schrecken. Einen seiner Söhne schleppte ein wilder Elephant fort. Ein andermal, als sie in der Nähe der Quelle des Orangeflusses lagerten, überfiel sie ein Trupp Bassuto, um sie als Sklaven fortzuschleppen. Sie wehrten sich tapfer und der älteste Sohn streckte zwei Gegner nieder, aber er wurde überwältigt, während es dem andern zu entfliehen gelang. — Beim Zwiebelsuchen ward dem unglücklichen Jnkobo gar noch ein Sohn von einer Räuberhorde geraubt, und so wanderte der arme Vater mit einem einzigen Kinde in die Welt hinaus und fand nur Drangsal, Raub und Elend statt des Friedens, wiewohl er die wenigen Leute, die er antraf, immer wieder nach dem köstlichen Lande fragte. — Endlich traf er eine alte Hottentottin, die sagte ihm: „Ein Land des Friedens weiß ich nicht, aber ich suche die Männer des Friedens, die müssen es kennen. Die haben das große Buch in der Hand, daraus sagen sie das große Wort." — „Was ist das für ein großes Wort?" fragte Jnkobo gespannt. — „Ja," erwiderte sie, „in meiner Jugend wohnte ich im Lande der Gaikas am Kaiskammaflusse, da bin ich an einen Ort gekommen, wo Dschankanna (so nannten die Eingeborenen den trefflichen Missionar van der Kemp) wohnte, der sagte das große Wort. Wir verstanden seine Sprache nicht, aber Tzatzu, ein Häuptlingssohn, sagte es uns in der Kaffernsprache." — „Und was sagte er denn?" fragte Jnkobo auf's Neue. — Die Alte antwortete: „Das ist das große Wort: Ein großer Jnkosi (Häuptling) ist vom Himmel auf die Erde gekommen, gewaltiger und mächtiger als alle Häuptlinge auf Erden und doch freundlicher als die lieblichen Fruchtgärten von Grahamstown, wenn die Morgensonne darüber aufgeht. Zu diesem Jnkosi sollen alle Menschen kommen, dann werden sie glücklich sein und in Frieden leben. So sagt Dschankanna aus dem großen Buche. — Als er aber gestorben und seine Brüder weggezogen waren, ging ich mit vielen andern oft zu einem Kaffer, Sinkana, der auch das große Wort gelernt hatte. Wenn wir bei ihm waren, rief er den freundlichen Jnkosi an, daß er bald hierher kommen und uns zu sich nehmen solle. Uns sagte er aber, wenn wir den Jnkosi suchen wollten, müßten wir nichts Böses thun, sondern lauter Gutes." — „Wie soll ich das aber lernen?" warf Jnkobo ein. — „Ganz verstehe ich das nicht," entgegnete die Alte. „Er sagt: Hier in uns sei unsre Seele, die müsse darauf horchen, was der Utixo (der Geist) spräche. Sage der Utixo, etwas sei böse, so müsse man das lassen, sage er aber, es sei gut, dann müsse man es thun. Aber seit meiner Jugend, wo ich das hörte, sind noch viele Männer des Friedens in's Land gekommen, du mußt einen von denen aufsuchen. Jch kann nicht zu ihnen, denn ich bin eine Sklavin, und mein Herr läßt mich nicht fortziehn. Aber ich höre immer auf den Utixo, damit ich lerne Gutes thun, und rufe den freundlichen Jnkosi an, er solle doch helfen, daß ich ihn finden möge."

Das war eine wunderbare Kunde, als wenn dem Jnkobo die Morgenröthe nach dunkler Nacht aufgehe. Nun machte er sich auf, die Männer des Friedens zu suchen. So kam er endlich auf die Station Butterworth, und bald eines Morgens sieht er die Leute in die Kirche ziehn; er geht ihnen nach. Da sitzen sie bekleidet, still und ordentlich — hier die Männer, drüben die Frauen, in der Mitte die Kinder. Dann tritt ein weißer Mann auf, der sagt ein Lied vor, die Leute sprechen es nach, und dann singen sie es auch, und das klingt so lieblich, wie Jnkobo noch nichts gehört. Das war anders als Dschakkas Schlachtengebrüll und das Wehgeschrei der Ueberfallenen. — Nach dem Gesang spricht der Weiße das Vater Unser und die zehn Gebote in der Kaffernsprache, und auf jedes Gebot antwortet die Gemeinde: „O du, unser Herr, erbarme dich über uns und mache unser Herz geneigt, dieses Gebot zu halten!" — Sieh, da nimmt der weiße Mann ein Buch. Das ist gewiß das große Buch, von dem das Hottentottenweib gesagt hat.

Daraus liest er etwas vor, das übersetzt er ins Kaffrische und legt es aus, daß groß und klein es verstehen kann. Darin kommt auch was von dem großen Inkosi vor, der vom Himmel gekommen ist. — Inkobo ist ganz Auge und Ohr. Und als nun zum Schluß der Inkosi noch gerufen wird und noch einmal solch lieblicher Gesang erschallt, da steht es Inkobo fest: Du bleibst hier und läßt dir von dem himmlischen Inkosi und dem Land des Friedens sagen! — Er ist auch geblieben, hat sich unterweisen lassen, und der Inkosi schenkte ihm ein neues Herz, und in dem Herzen ward Frieden. Da merkte er, daß er das Land des Friedens gefunden habe und war so froh und dankbar darüber. Ja, der, welcher ihm den Frieden schenkte, schenkte ihm auch sogar seine Kinder wieder. Das von dem Elephanten geraubte war nicht zertreten, sondern von dem Thier in die Aeste eines Dornbaumes geschleudert und dort hängen geblieben. Und die von den Räubern geraubten waren auch nicht erschlagen, sondern in die Sklaverei geschleppt, und durch wunderbare Fügungen Gottes hin- und hergeleitet, traf einer nach dem andern in Butterworth ein, wo sie den Vater und den Bruder wiederfanden. Ja, die Zeit kam auch, wo der Vater mit allen vier Söhnen vor den großen Inkosi treten und sprechen konnte: „Siehe da, Herr, hier bin ich, und die Kinder, die du mir nicht einmal, sondern zweimal gegeben hast, und wir wollen alle fünf dein eigen werden, denn wo du bist, da ist das Land des Friedens."

(Nachbar.)



Zucht.

Christian Tischhausen.

Von Zucht, wie sie hier zunächst verstanden sein will, nämlich körperlicher Zucht, will man in unserm superfeinen, oft verbildeten und übertünchten Zeitalter nichts wissen. Man riskirt, daß gewisse Leute bei Anhörung dieses Ausdrucks die Stirne runzeln, große Augen machen und fragen, ob Sprecher noch ins Reich der Barbarei gehöre und nichts von den Menschenrechten, den persönlichen Freiheiten und der Heiligkeit derselben und der feinen Zivilisation wisse, die das, was uns etwa die Ruthe ergreifen machen möchte, mit schärferem und gebildeterem Blicke, nur für eine Aeußerung einer verborgenen Genialität oder Originalität ansieht. Hat man doch noch unlängst erzählt, wie ein sogenannter Herr, als sein Kind von einem tüchtigen Lehrer körperlich gestraft wurde, diesem einen scharfen Brief geschrieben und darin auseinandergesetzt habe, daß der Lehrer damit seine Familie geschändet habe. Unter solchen Herren und Damen ist freilich nicht gut Lehrer sein, und wenn er nicht einen tüchtigen und einsichtsvollen Schulvorstand im Rücken hat, kann ihm die Ausübung seines Berufes sehr bitter, ja geradezu unmöglich werden, besonders wenn er ein gewissenhafter Lehrer ist. Da solchen empfindlichen und zivilisirten Leuten immer viel daran liegt, zu hören, was die neueste Bildung sagt, so können wir sie, indem wir die Worte Dr. Palmers in seiner Pädagogik zu den unsrigen machen, versichern, daß immer und immer wieder, und in der allerneuesten Zeit, die besonnensten und wohlmeinendsten Erzieher als Vertheidiger der körperlichen (Zucht) Strafen aufgetreten sind, und daß den liberalen Schwätzern in Zeitungen und Kammern, denen vor dem Nebel ihrer abstrakten Ideen der Blick ins wirkliche Leben gar nicht mehr möglich ist, bis jetzt noch nicht gelungen ist, auch aus der Erziehung jenes einfache und bewährte Mittel zu verbannen, wie sie es zum Gewinn der Dummköpfe und Taugenichtse aus der Gesetzgebung zeitweise verbannt haben.

Und was von Curtman gesagt ist, mag hier eine Stelle finden: „Naturgemäße, schnell vorübergehende, unter allen Umständen empfindliche Strafen verdienen fast in allen Fällen den Vorzug vor den raffinirten. Nur die alltägliche Anwendung, nur die brutale Uebertreibung haben dieselben in Verruf gebracht. Wie will man die dumpfbrütenden Arreststrafen, die abstumpfenden Beschimpfungsstrafen und ähnliche Ausgeburten der Schulmeisterei mit der elektrischen Wirkung des Haselstocks vergleichen?"

Uebrigens Alles zu seiner Zeit, Alles mit Maß und Ziel; und hier einen Mittelweg einschlagen, heißt in Wahrheit den rechten Weg einschlagen. Es liegt viel Wahres in der Meinung von Radowitz, daß man die Perioden der Pädagogik nach geprügelten und geschmeichelten Generationen, die sich fort und fort wechselsweise folgen, unterscheiden müsse, weil die Väter vorzugsweise das bei den Söhnen nachzuholen suchen, was man in ihrer Jugend versäumte. So fällt man eben aus einem Extrem ins andere und verfehlt dabei in hundert Fällen neunundneunzig Mal den richtigen Weg. „Ruthe und Strafe giebt Weisheit; aber ein Knabe sich selbst überlassen, schändet seine Mutter." „Wenn wir nie Kopfweh von dem Zurechtweisen unserer Kinder bekommen wollen, so werden wir

hinreichend Herzweh bekommen, wenn sie aufwachsen. Strenge Wahrhaftigkeit muß unser ganzes Verhalten den Kindern gegenüber durchdringen; unser Ja muß Ja und unser Nein muß Nein sein und zwar buchstäblich und augenblicklich. Versprich nie einem Kinde etwas und unterlasse es zu thun, sei es, daß du ihm Brezel versprochen hast oder eine Tracht Prügel. Erzwinge dir auf alle Fälle Gehorsam, ungehorsame Kinder sind unglückliche Kinder; um deiner selbst willen halte darauf, daß sie auf dich hören. Wenn du deine Autorität ein einziges Mal daran giebst, so wirst du sie schwerlich je wieder erlangen, denn wer A sagt, muß auch B sagen u. s. w. Wir dürfen unsere Kinder nicht zum Zorn reizen, auf daß sie nicht scheu werden, aber wir sollen unser Haus in der Furcht des Herrn regieren, und wenn wir das thun, so dürfen wir seinen Segen erwarten." Spurgeon.

Die heilige Schrift enthält in den Sprüchen eine reiche Fülle von Winken für die Erziehung. Drei Grundgedanken treten dort immer wieder Einem entgegen, das sind: Zucht, Unterweisung und Arbeitsamkeit.

Da ist namentlich Kapitel 23 von Bedeutung. „Wie du dich selber ziehst, so wirst du deine Kinder ziehen," geht wie ein rother Faden durch den zweiten Theil des Kapitels hindurch. Die Thorheit ist da der natürliche böse Hang des Kindes, wie denn überhaupt in den Sprüchen die Thorheit etwas sittlich Ungehöriges ist, das mit der Ruthe der Zucht beim Kinde, sofern es auf zurechtweisende Worte nicht hört, ausgetrieben werden muß. „Ruthe und Strafe giebt Weisheit, aber ein Knabe, dem freier Lauf gelassen wird, macht seiner Mutter Schande," Spr. 29, 15. Und ebenda Vers 17: „Züchtige deinen Sohn, so wird er dir Ruhe lassen und wird deiner Seele Ergötzen schaffen." „Thorheit ist gebunden" — andere Uebersetzung: „ist festgekettet" — „an das Herz des Knaben, die Ruthe der Zucht soll sie ferne von ihm treiben." Spr. 22, 15. Damit harmonirt das paulinische Wort im Epheserbrief 6, 4: „Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung des Herrn."

Und ferner sagt ein heiliger Mann Gottes: „Wo ist ein Sohn, den sein Vater nicht züchtiget?"

„Es ist," sagt der sel. Zeller, „nöthig und wohlgethan, wenn Eltern ihren Strafen ein stilles, verborgenes Gebet zu Gott voraus- oder nachschicken. „Im Durchschnitt," sagt derselbe, „haben jüngere Kinder mehr äußere und leibliche Strafen, ältere Kinder mehr innere, seelische und geistige Strafen nöthig. Zu den leiblichen Strafen gehören die Ruthe, das Einsperren, die größere oder geringere Entziehung von Speisen u. dgl. Zu den seelischen rechne man Verweise, Demüthigungen, Entziehung eines Vergnügens, Einsamkeit. Zu den geistigen Strafen gehören Verweise und Ermahnungen mit Hinweisungen auf Gottes Allgegenwart, Gottes Wort, Gottes Gericht und die Ewigkeit, Gewissensschärfungen, Ausschließungen von der Theilnahme am gemeinschaftlichen Gebet.

Zeller schließt diesen Abschnitt mit dem ernsten Wort: „Willst du, o Vater oder du Mutter! die Ruthe an deinem jüngeren Kinde nicht brauchen, das doch ganz vom fleischlichen Trotz und Knechtessinne beherrscht ist, so mußt du fürchten, daß der Staubbesen, oder der Korporalstock, oder das Schwert der Obrigkeit und des Feindes, oder die Hölle das thun muß, wessen du aus Weichlichkeit dich weigerst." Spr. 23, 13. 14.

Zwei historische Kapellen in Schwaben.

Von G. Baum.

I. Barbarossa's Kirchgang.

Etwa eine Stunde von der schönen und gewerbreichen württembergischen Oberamtsstadt Göppingen liegt das Dörfchen Hohenstaufen, kurzweg im Volksmund Markt Staufen genannt. Das ohnehin schon hochgelegene Dorf schmiegt sich terrassenförmig wie ein Schwalbennest an den gleichnamigen 400 Fuß hohen Berg an, auf dessen Spitze das im Bauernkrieg total zerstörte Stammschloß des berühmten hohenstaufischen Kaisergeschlechts stand. Das Dörfchen, das im dreißigjährigen Krieg völlig verwüstet und erst nach langer, langer Zeit wieder aufgebaut wurde, bietet außer seinem uralten, schlecht restaurirten Kirchlein wenig Sehenswerthes, doch ist dieses trotz seines armseligen Aussehens interessant, indem es nicht nur auf historischem Boden steht, sondern auch uns unwillkührlich an eine große glorreiche Zeit erinnert.

Hier nehmlich pflegte Friedrich der Rothbart, Deutschlands mächtigster und einsichtsvollster Herrscher (geb. 1121, gest. 10. Juni 1190), wenn er auf der Burg seiner Väter weilte, dem Gottesdienst beizuwohnen. In schlichter Kleidung und nur von einem Pagen (Diener) begleitet, stieg der Kaiser zu Fuß den Schloßberg herab, trat durch einen schmalen Eingang in der

Nähe der Kanzel in das kleine Gotteshaus ein und verrichtete seine Andacht, worauf er eben wieder so bescheiden und prunklos den Rückweg antrat. Die Thüre, durch welche einst der dritte römische deutsche Kaiser in das unscheinbare Steinkirchlein eintrat, ist längst zugemauert und in seinem Innern mit dem Bildniß des großen Mannes geschmückt, des Mannes, von dem die Sage erzählt, daß er des Reiches Herrlichkeit mit hinabgenommen habe in das unterirdische Schloß des Kyffhäusers, eines gewaltigen Bergvorsprunges in der goldenen Aue im Schwarzburg-Rudolstädtischen, allwo er so lange verzaubert schlafen müsse, bis seine Zwerge erwachen und ihm melden, daß die alten Raben nicht mehr um den Berg fliegen, alsdann werde er erwachen und auf's Neue Deutschlands Macht und Glanz herstellen.

Ueber dem etwas schadhaften Kaiserbilde steht folgende Inschrift:

Der großmächtige Kaiser wohlbekannt,
Friederikus Barbarossa genannt,
Das demüthig edle deutsche Blut
Uebt ganz und gar kein Uebermuth.
Auf diesem Berg hat Hof gehalten,
Wie vor und nach ihm die Alten.
Zu Fuß in diese Kirche ist gegangen
Ohn' alle Pracht, ohne Stolz und Prangen
Durch diese Thür, wie ich bericht,
Ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Ist das nicht eine einfache und doch so wunderbare Gedenktafel? Mit wenigen Worten schildert sie uns eines Kaisers Kirchgang und zeigt zugleich, wie einer der Mächtigsten der Erde sich nicht schämte, sich mit frommer Demuth vor dem Herrscher aller Heerscharen zu beugen, und Preis, Ehre und Dank an den Stufen seines Thrones niederzulegen.

II. Die Kapelle bei Belsen.

In einem der schönsten, von hohen Waldungen begrenzten Albthale Württembergs, dem durch seine malerischen Frauentrachten weit und breit bekannten Steinlachthale, unfern des hübschen Pfarrdorfes Thalheim in einer überaus fruchtbaren Gegend liegt das freundliche Dörfchen Belsen, das ein frisches, arbeitsames Völkchen belebt.

Das Oertchen selbst bietet wenig Interessantes. Desto mehr aber das auf einem Hügel inmitten eines wahren Hains von Obstbäumen gelegene kleine Kirchlein.

Dieses unscheinbare, gleichsam hinter Bäumen versteckte, ehrwürdige Bethel ist die hochberühmte Belsener Kapelle, zu der jahraus, jahrein hunderte von Menschen aller Stände wallfahrten, nicht aber um etwa dort anzubeten oder gethane Gelübde zu erfüllen, sondern einfach, um dieselbe von innen und außen zu betrachten und anzustaunen. Das noch immer gut erhaltene Gebäude wird nehmlich für das älteste christliche Gotteshaus in ganz Schwabenland gehalten, ja viele Sachverständige, ganz besonders gelehrte Alterthumsforscher erklären sogar steif und fest, dasselbe sei ursprünglich ein heidnischer Tempel gewesen, in welchem man dem Gott Bel oder Baal, d. i. dem Sonnengott geopfert habe. Hierauf weise auch der Name Belsen hin.

Mit wenigen Federstrichen will ich versuchen, eine Beschreibung des merkwürdigen Baues, der unwillkürlich schon durch seine massive Bauart die Blicke des Fremden auf sich zieht, zu geben.

Das Innere der Kirche enthält nichts Erwähnenswerthes, weßhalb ich mich auf die Außenseite beschränke. Der Bau von weißen Sandsteinen, welche alle rein behauen sind, wird von einem nordischen Spitzgiebeldach überdeckt. In der Nord- und Südseite hat er oben schmale rundbogige Fensteröffnungen.

Auf der Ostseite hat er aber nur ein einziges rundes Fenster, durch welches am 21. Juni (Sommer-Anfang) jedes Jahr der erste Strahl der aufgehenden Sonne in das Innere der Kapelle fällt und auf diesen Umstand gestützt, ziehen Viele den Schluß, daß hier einst dem Sonnengott gedient worden sei.

Der Haupteingang in das Tempelchen befindet sich in der Mitte der gegen Westen gekehrten Giebelseite und ist nicht nur die runde Thorwölbung, sondern die ganze Façade mit den verschiedensten Bildhauereien, z. B. zwei Kreuzen, zwei Zwergfiguren, wovon die größere die Sonne, die kleinere aber den Mond repräsentiren soll, Büffel und Farrenköpfe, sowie Sonnenkreise, auf's Reichlichste geschmückt.

Dieser wunderliche Steinschmuck hat zu den verschiedensten Deutungen Anlaß gegeben und einer jeden sozusagen eine gewisse Berechtigung verliehen. Woher die Kreuze, fragen die Einen, wenn es nicht von jeher eine christliche Kirche gewesen wäre?

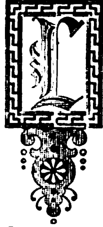
Diese Kreuze — das Kreuz als Schlüssel des Nils — erwidern die Andern, erinnern eben an den egyptischen Isisdienst, dessen Kultus durch die 22. römische Legion unter Cavacalla hierher verpflanzt wurde. Vielsagend weisen die Dritten nach der symmetrischen Zusammenstellung der einzelnen Bilder und behaupten, das Ganze veranschauliche nichts anderes, als den Sonnenkultus. Hier sei vor undenklichen Zeiten durch die alten Kelten dem Sonnengott Bel ein Tempel errichtet worden, was noch überdies ganz besonders durch die beiden benachbarten Berge, den Roß- und Farrenberg, beurkundet werde. Auf diesen Bergen hätten die heiligen Pferde, womit die Priester der Sonne entgegenfuhren,

sowie die Opferthiere unter Wache geweidet, daher diese bezeichnenden Namen.

So die Ansichten und Meinungen. Wer hat recht? Thatsache ist, daß die Kapelle von Velsen ein uraltes Gebäude ist und wohl schon vor zwei Jahrtausenden erbaut worden sein mag, hierfür zeugt seine Form und Construktion.

Die Bauern von Velsen und Umgegend haben indeß den gelehrten Streit schon längst geschlichtet — denn was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth — sie nennen kurzweg die beiden Zwerge den großen und kleinen Vel und freuen sich, daß diese steinernen Burschen ihnen so manchen fremden Gast zuführen, der mit Staunen und Bewunderung ihr liebes Gotteshaus betrachtet, noch mehr aber freuen sie sich, wenn vom Berge herab die einsame Kapelle ihr Glöcklein erschallen läßt und den müden Wanderer zur Einkehr ladet. O wie schön ist nicht hier ein Sonntagsmorgen zur Frühlingszeit, wenn der Himmel lacht und heitere Lüfte spielen, wenn die Tausende von Fruchtbäumen in ihrem Blüthenschmucke prangen und das friedliche Kirchlein wie mit einem Myrthenkranze umgeben, wenn die balsamischen Düfte mit dem Weihrauch der Gebete himmelan steigen, Gott zu einem süßen Geruch, wenn die erwachte Natur mit ihren millionenstimmigen Accorden einfällt in den Preisgesang der Gläubigen, da fühlt man denn, hier ist's gut sein und möchte sprechen: „Kommt, laßt uns niederknieen und anbeten, denn hier ist die Pforte des Himmels und fürwahr ein heiliger Ort.“

Unsere Töchtererziehung.*)



Howell sagt: „Das edelste der Erde ist eine vollkommene Frau,“ und der weise Dichter singt: „Wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen.“ Wenn Alle mit diesen Gedanken praktisch übereinstimmten, dann gäbe es keine Ursache über die Erziehung unserer Töchter zu klagen.

Schauen wir zurück in die Blüthezeit des griechischen Staates und sehen da den niedrigen Stand der Frau, so müssen wir wohl einen Fortschritt in der Erziehung unseres Geschlechts anerkennen. Aristoteles bezeichnet die Frau ausdrücklich als „ein Wesen untergeordneter Art.“ Plato stellt es als „das Bild eines ganz verkehrten Staates hin, wenn die Frauen ihren Männern gleichstehen“. Die Frau ist heute nicht wie zu jener Zeit von aller Bildung ausgeschlossen. Doch gegen den allgemeinen Fortschritt in der Kultur bleibt die Töchtererziehung noch zurück. Allein trotz dieses Fortschrittes wird der Werth und Beruf der Frau unterschätzt. Im heidnischen China tödten Eltern noch häufig ihre Töchterlein wegen des verachteten Standes der Frau und auch in christlichen Landen wird in der Regel die Geburt eines Sohnes mit größerer Freude begrüßt, als die Geburt einer Tochter. Warum? Weil Söhne mehr werth sein sollen als Töchter.

Das Christenthum hat sehr viel gethan, um für die Gaben und Kräfte der Frau eine selbstständige Stellung zu sichern. Als Gott unsere ersten Eltern in den Garten Eden setzte, sagte er, daß Adam klüger, mächtiger und wichtiger sein sollte als die Eva? Nein. Dies sind seine Worte: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will eine Gehülfin machen, die um ihn sei.“ Das Wort Gehülfin, nicht Sklavin oder Dienerin sagt, was die Stellung der Frau dem Mann gegenüber sei. Biblische Lehre ist, daß sie um ihn sei, und nicht unter ihm stehen soll.

Betrachten wir die Wichtigkeit der Stellung der Frau als Mutter. Sie sitzt an der Quelle und giebt dem Strom des menschlichen Lebens die Richtung, die er für das ganze Leben behält. Bei keinem Lehrer geht man so lange in die Schule als bei der Mutter. „Die Hand, welche die Wiege hält, regiert in Wirklichkeit die Welt.“ Den großen und guten Einfluß von George Washington haben wir seiner Mutter, die früh auf ihn einwirkte und auf dem Pfade der Tugend führte, zu verdanken. Johann Wesley ist der Gründer des Methodismus, aber Susanna Wesley ist die Mutter des Methodismus, denn das Praktische, Systematische und Methodische unserer Kirche kommt von ihr. Wir wollen durchaus nicht die Wichtigkeit des Mannes herabsetzen; nein, er ist das Haupt der Familie, aber die Mutter ist das Herz derselben. Deswegen ist eine Heimath mit einer unedlen, unchristlich erzogenen Mutter gerade so untauglich als ein Mensch mit einem bösen Herzen.

Als Weib ist aber der Beruf der Frau ebenso wichtig. Welch einen großen Einfluß übt sie aus, wenn sie fromm, fleißig und gebildet ist; wenn sie nicht blos für den gnädigen Herrn kochen, waschen, stricken und flicken kann, sondern intelligent und theilnehmend in seine Pläne eingehen

*) Vortrag beim Schulfest in Warrenton, Mo., von Fräulein Anna Hügely.

und ihm als wahre Gehülfin zur Seite stehen kann. Wie mancher Mann würde besser thun, wenn er hin und wieder den Rath und die Ermuthigung einer Frau hätte, deren Rath einsichtsvoll genug wäre, um sich darauf zu verlassen. Aber es giebt so viele Weiber, welche wegen ihrer Unwissenheit nicht im Stande sind dies zu thun. Wir reden nicht den Blaustrümpfen das Wort. Wir glauben entschieden, daß der erhabenste und von Gott verordnete Wirkungskreis der Frau in der Familie ist. Es ist für die Frau eine größere Ehre, von einer Schaar züchtiger Töchter und wohlerzogener Söhne umgeben zu sein, als eine große Rednerin oder berühmte Schriftstellerin zu sein. Es ist edler, einem Hausstand ordentlich vorzustehen, als Vorsitzer von einem halben Dutzend kirchlichen Committeen zu sein. Es ist mehr werth, eine liebenswürdige Tochter im Vaterhause und musterhafte Schwester unter den kleinen Geschwistern zu sein, als vor der großen Welt sich breit zu machen.

Nun haben wir gesehen, wie wichtig der Beruf der Tochter ist, sei es als Schwester, sei es als Tochter, sei es als Weib, sei es als Mutter. Und damit haben wir dann zugleich die Wichtigkeit einer guten gründlichen Erziehung für dieselbe dargethan. Die häusliche Erziehung soll nicht fehlen. Waschen und Bügeln, Kochen und Backen, sowohl als Lesen und Schreiben muß gelernt werden. Allein damit sind wir nicht zufrieden, wenn wir so wichtige Glieder der Menschheit sind als die Männer. Aber den Sohn sendet man nach dem College, die Tochter behält man daheim; unsern Brüdern gewährt man alle Gelegenheit sich auszubilden, uns versagt man dieselben. Ich behaupte nicht, daß jede Tochter nach dem College gesandt werden soll, aber wenn Eltern zu arm sind, die Töchter gehen zu lassen, dann sind sie auch zu arm, die Söhne gehen zu lassen. Betrachtet einmal die höheren Lehranstalten dieses Landes. Dreiviertel der Studenten sind männlichen Geschlechts. Warum? Weil wir nicht gehen wollen? Nein, sondern weil wir nicht gehen dürfen. Die Zahl der beiden Geschlechter ist gleich, und wenn Eltern ihre Töchter so hoch schätzen, als ihre Söhne und den erhabenen Beruf der Frau im rechten Licht schauten, so würde es mit der Töchtererziehung besser aussehen. Unser Central Wesleyan College macht von der allgemeinen Regel keine Ausnahme. Hier heißt es, „beide Geschlechter haben Gelegenheit und Anrecht auf Unterricht in allen in der Anstalt gelehrten Fächern," und doch waren von den 245 Studenten des letzten Jahres nur 64 Mädchen.

Aber man wendet ein, daß die höhere Bildung die Mädchen für das Leben verdirbt. Nun, wo das der Fall ist, da war die Bildung eine Verbildung. Die findet auch auf manchen Töchterschulen statt. Da lauten die Statistiken von einer berühmten Mädchenschule in Philadelphia also: Ganze Schülerzahl 48; von diesen kann eine Brod backen, 3 können Fleisch braten, 48 können häkeln und stricken und 47 können tanzen. Das sind aber nicht Töchterschulen, welche ich empfehle. Und hinter den Statistiken dieser Schule liegt eine verkehrte häusliche Erziehung. Da waren Mütter, welche ihre Pflicht an ihren Töchtern versäumt haben und aus falscher Liebe sie von nothwendiger Hausarbeit abgehalten haben.

Man wendet ferner ein, daß die höhere Erziehung unsere Töchter stolz mache. Nichts ist so gefährlich, als ein wenig Bildung; ja, sie möchten stolz werden, wenn ihr sie nur auf drei oder sechs Monate sendet. Aber laßt sie lange genug gehen, um zu sehen, wie viel noch zu lernen ist und wie wenig sie wissen und sie kommen ganz bescheiden heim.

Wollt ihr, daß eure Töchter als musterhafte Schwestern die jüngern Brüder leiten oder als liebenswürdige Töchter den Eltern zur Seite stehen, oder als Weib eine intelligente Gehülfin des Mannes sei, oder als Mutter die Ihren nicht blos in der zarten Kindheit nähren und pflegen könne, sondern auch in den reifern und gefährlichen Jahren von 14—18 für ihre Kinder die beste Rathgeberin sei, dann gebt ihr die nöthige Vorbereitung. Ist der Beruf der Frau ebenso wichtig und erhaben als der des Mannes, dann laßt die Erziehung der Töchter ebenso gut und so gründlich sein als die Erziehung der Söhne.

Von einem Studenten, der nicht fand was er suchte.

Von H. D.

Es war einmal ein Student, der studirte gar fleißig Tag und Nacht. Er konnte sich nicht zufrieden geben mit dem, was er schon gelernt hatte, und meinte, es sei nichts, wenn er nicht Alles wüßte. Seine Mitstudenten bewunderten ihn und nannten ihn den „gelehrten Hans"; ja sogar die Professoren und Doktoren hatten ordentlich Respekt vor ihm, denn er hatte bald alle ihre Weisheit ausstudirt und wollte immer noch mehr von ihnen wissen, während sie ihm bereits schon Alles gesagt hatten, was sie wußten. Sie gaben ihm daher den Rath, auf-

zuhören mit Lernen und selbst ein Doktor und Professor zu werden, um Andere zu lehren. Das wollte er aber nicht, denn er sagte, er wisse selbst noch nicht den Anfang aller Dinge, so viel Mühe er sich auch schon gegeben habe und er müsse erst den herausstudiren, um, wenn ihn Jemand darum frage, Antwort geben zu können.

Und bei dieser Idee blieb er. Es läßt sich nun leicht denken, was die Herren Professoren für eine Noth mit ihm hatten, indem, wenn er Alles von ihnen herausgepumpt hatte, was sie wußten, er jedesmal kopfschüttelnd sprach: „Ach, das ist wieder nichts!" und so bei allen die Runde machte, und bei jedem seine Mappe zuklappte und traurig brummte, daß er das nun auch wieder studirt habe, aber von dem Anfang der Dinge nicht mehr wisse, als vorher auch. Der Kopf summte und brummte ihm ob all der Gelehrsamkeit, die er schon hineingepackt hatte, ohne jedoch den Anfang der Dinge erkannt zu haben.

Als er eines schönen Tages von seinem letzten Herrn, bei dem er studirt hatte, wegging, raunte ihm ein schadenfroher Geist beständig zu: „Es ist nichts und wird nichts!" Endlich konnte er es in seinem Studirzimmer nicht mehr aushalten, es war ihm, als ob er in einem Gefängniß sei und er sich an dessen Wänden den Kopf einrennen müsse. Er lief hinaus in's freie Feld und weiter in den Wald hinein, und kam zu einem lieblichen kleinen See, welcher so ruhig zwischen den hohen Bäumen des Waldes lag. Es lockte und drängte ihn, da hinein zu springen, weil ihm dünchte, als müsse der Feind, der ihm immer zurief: „Es ist nichts und wird nichts!" da mit seinem Hohne von ihm ablassen, wenn er so tief, tief unten im Grunde liege und der ruhige Wasserspiegel ihn zudecke. Seine Sinne verwirrten sich und es dünchte ihm, als höre er eine andere Stimme, die ihm zurief: „Da unten ist's!" Er besann sich nicht lange, sprang vom hohen Felsen hinab in die kühle Fluth und die kräuselnden Wellen schlossen sich über dem Hinabgesunkenen.

Er sank tiefer und tiefer, daß es schien, als wollte es gar kein Ende nehmen. Es wurde ihm ganz schwindelig und die Sinne vergingen ihm, kam aber doch zuletzt auf den Grund und — wunderte sich gewaltig, als er wieder zur Besinnung kam. Das hatte auch seinen guten Grund, denn wiewohl er in das tiefe Wasser gesprungen und darin untergegangen war, fand er sich doch völlig im Trockenen auf einem kostbaren, mit den feinsten Thierpelzen bedeckten Ruhebette. Das stand in einem Gemache, welches seiner Einrichtung nach mit den bekannten Wohnungen der Pfahlbauer seine größte Aehnlichkeit hatte, sonst aber unbeschreiblich hübsch und prächtig war.

Alles, was die Pfahlbauer aus Holz zu machen pflegten, war aus den köstlichsten Steinen, Marmor, Jaspis und Crystall, alle Geräthe aber, die sie aus Stein, Horn und Knochen verfertigten, waren hier aus Diamanten, Smaragden und Rubinen, so daß es die Augen blendete, wenn man darauf hinsah. An dem Ruhebette stand eine wunderhübsche Jungfrau mit einer Krone von Perlen und Bernstein auf ihrem Haupte und um die Schultern einen Mantel von Silberfuchs, mit Hermelin ausgeschlagen, aus dem das holde Antlitz und die weißen Arme wie der Silbermond aus einer dunkeln Wolke hervorsahen und den ein Gürtel mit einer Spange von großen Diamanten um die schlanke Taille zusammenhielt. Unser Student sah sich verwundert um, denn das war ganz anders als in seiner Studentenkneipe, aus welcher er davongelaufen war. Er schloß die Augen wieder und fuhr mit der Hand nach seinem Kopf und seinen Kleidern, welche aber so trocken waren, daß nicht die geringste Feuchtigkeit wahrzunehmen war. Er wußte nicht, ob er wache oder träume, doch die Jungfrau half ihm bald zur Besinnung.

Nachdem sie eine Weile ihm zugesehen hatte, wie er versuchte, seines Erstaunens Herr zu werden, rief sie ihm mit holdseliger Freundlichkeit zu: „Sei mir willkommen, Fremdling, in meiner stillen Wohnung!" Da richtete er sich auf und sah sie mit so großem Staunen an, daß sie abermals lächeln mußte, weil sie bemerkte, daß ihre Schönheit dieses Erstaunen hervorbrachte. Er aber hatte darüber den Anfang aller Dinge so völlig vergessen, daß er gar nicht mehr daran dachte, sondern nur fragte: „Wer bist Du, Holdselige? — wo bin ich? — wie kam ich hieher?"

„Du sollst alles erfahren," erwiderte sie, „aber erquicke Dich vorher mit Speise und Trank. Hierauf füllte sie ein Trinkhorn, das die Form vom Horn des Ur hatte, aber aus dem reinsten Crystall bestand, reichte das dem Gaste, brachte Speisen herbei und bat zuzugreifen. Das that unser Student, denn er war von seiner langen Reise hungrig geworden und fand Alles über die Maßen köstlich; so gut hatte ihm nie etwas geschmeckt, seit er auf der Welt war. Gleichwohl ließ ihm die Begierde, etwas über die Jungfrau und die sonderbaren Verhältnisse, unter denen er hierher kam, zu erfahren, keine rechte Ruhe zum Essen und Trinken, er wiederholte bald seine Fragen und bat um Auskunft darüber. Diese Bitte fand jetzt williges Gehör; die Jungfrau reichte ihm freundlich die Hand und erwiderte: „Schon lange, lange, Fremdling, habe ich Dich hier erwartet, und bin hocherfreut, daß nach so vielen tausend Jahren meine Hoffnung und mein Wunsch, Dich in meiner Wohnung empfangen zu können, endlich erfüllet ist."

„Nach so vielen tausend Jahren!?" konnte unser Gelehrter sich nicht enthalten verwundert

auszurufen, indem er einen Blick auf die jugendlich blühende Schönheit warf, die ihm von einem so hohen Alter sprach. Die ließ sich jedoch durch den Zweifel nicht stören.

„So ist es," bestätigte sie. „Höre meine Geschichte, dann wird Dir Alles leicht begreiflich werden. Du kennst als gelehrter Student ohne Zweifel die Geschichte der Pfahlbauer, die in der Steinzeit lebten. Von diesen stamme ich ab."

Der Student warf einen prüfenden Blick auf die Umgebungen, die so genau die der Pfahlbau- und Steinzeit waren, daß er sich nicht enthalten konnte zu bemerken: „Das hätte ich denken können; dazu stimmt ja Alles!"

Die Jungfrau nickte bestätigend und fuhr fort: „Unsere Familie hatte von jeher den Vorzug solcher Eigenschaften, die sie befähigten, den Kampf um's Dasein siegreich zu bestehen. Da sie es nicht unterließ, diese von Geschlecht zu Geschlecht durch Zuchtwahl und Uebung zu mehren und auszubilden, so überragten schon meine Ahnen das ganze Pfahlbauergeschlecht in der Fähigkeit zur Anbequemung an die Verhältnisse, in denen dieses lebte. Mein Vater hatte es dahin gebracht, daß er fast ebenso gut im Wasser als auf dem Lande leben konnte; er heirathete meine Mutter, die ebenfalls vorzüglich tauchte und schwamm und so gingen beider Eigenschaften vereint über auf mich. Der Kampf um das Pfahlbauerdasein war für mich nur ein Spiel, und als unser Dorf in einer Sturmnacht durch Feuer zu Grunde ging und alle Bewohner im Kampf um das Dasein ihr Leben verloren hatten, zog ich mich in die Tiefe dieses See's zurück. Seitdem habe ich hier einsam gelebt; Niemand weiß von mir als die Volkssage, die mich jedoch fälschlich für die Nixe dieses See's hält, während ich in der That nichts anderes bin, als die zu höherer Vollkommenheit, nach dem Gesetz des allmähligen Fortschritts vom Niederen zum Höheren, ausgebildete Tochter des Stammes der Pfahlbauer."

„Aber," meinte kopfschüttelnd der Student, „dafür scheinst Du mir doch körperlich und geistig sehr hoch gebildet. Ich sehe an Dir nichts von den dicken, eckigen Schädelknochen und der thierischen Bildung der Züge, welche das Unterscheidende des Stammes waren. Im Gegentheil —"

Die Jungfrau schnitt hier die Fortsetzung der Rede ab, indem sie lächelnd bemerkte: „Ei, wie kann ein so gelehrter Student vergessen, daß in tausenden von Jahren die Formen zu höherer Harmonie sich ausbilden?"

Beschämt schlug unser Mann die Augen nieder; das hatte er in der That vergessen und zwar gerade da, wo der Augenschein die Wirksamkeit dieses Naturgesetzes in so merkwürdiger Weise bezeugte. „Du hast ganz recht," gestand er, „ich sehe ja, daß sich die faulenden Eichenpfähle in Marmor, Crystall und Jaspis umgeformt haben; daß die Feuersteine zu Diamanten wurden und das alles nach demselben Gesetz."

„So ist es," bestätigte die Jungfrau und unser Student gewann, nachdem er bewiesen, daß er die Dummheit nur in augenblicklicher Zerstreutheit vorgebracht hatte, den Muth, noch einen andern Zweifel zur Sprache zu bringen. Er that dieses jedoch mit etwas mehr Vorsicht, indem er sich nur die Bemerkung erlaubte: „Du lebst also und bist nicht alt geworden in so viel tausend Jahren!"

Der Jungfrau schien die Bemerkung nicht zu mißfallen, indem sie freundlich erwiderte: „Wundert Dich das? Es ist doch sehr natürlich, wer sich im Kampf um das Dasein bis zum höchsten Grade ausgebildet hat, dem kann dieser Kampf nichts mehr anhaben, er kann weder altern noch sterben."

Verwundert schaute der Student auf; das war ihm etwas ganz Neues, und kein Professor hatte die Lehre vom Kampf um's Dasein zu einem so guten Abschluß gebracht.

„Ich bewundere Dich, reizende Jungfrau!" war alles, was er zu erwidern vermochte. Sie ließ es zu keiner weiteren Erörterung kommen, sondern gab dem Gespräch rasch eine andere Wendung mit der Frage: „Wie gefällt es Dir hier unten? Du würdest vielleicht bald zu Deinen Büchern zurückzukehren wünschen?"

Das Letztere konnte nun der Gefragte mit gutem Gewissen verneinen und versichern, es gefalle ihm hier sehr wohl, er sei sicher, in einer Stunde schon mehr gelernt zu haben, als aus seinen Büchern in Jahren und wenn sie es erlaube, bleibe er gern recht lange hier. Da sagte sie ihm dann sehr freundlich, das werde sie freuen, sie habe oft in ihrer Einsamkeit die schrecklichste Langeweile und werde ihm gerne alles zu Gefallen thun, damit es ihm ferner hier gut gefalle.

Sie gestand ihm auch, daß sie im Traume erfahren habe, er werde kommen; da habe sie dann oben aufgepaßt und ihn, wie er in's Wasser gesprungen, mit ihrem wasserdichten Schleier aufgefangen, um ihn in's Trockene zu bringen. Der Student bedankte sich vielmals für die geschenkte Aufmerksamkeit und es wurde ausgemacht, daß er ihr Gast bliebe. So geschah es, und die beiden lebten eine lange Zeit zusammen herrlich und in Freuden. Das konnten sie denn auch sehr gut, denn die reizende Jungfrau hatte es im Kampf um's Dasein so weit gebracht, daß ihr Alles zu Gebote stand, was dazu gehörte.

Unter dem Wasser des See's war ein Boden von Crystall angebracht, durch den die Sonne hindurch schien auf die Blumen- und Frucht-

gärten, die ihre Wohnung umgaben. Durch das klare Element drang kein Sturm und kein Frost, der Blumen und Früchte Wunderbund war also da ein ewiger Frühling und Herbst zugleich. Da gingen sie spazieren, aßen und tranken, wenn sie Hunger oder Durst hatten, schliefen, wenn sie müde waren und keine Noth und Sorge focht sie an. Auch an Langeweile war kein Gedanke, denn sie hatten sich soviel zu erzählen, daß die Zeit viel zu kurz war, um damit fertig zu werden. Wie es vor Uralters gewesen, das konnte natürlich Niemand besser sagen als die hübsche Jungfrau und das war dem wißbegierigen Studenten so interessant, daß er nicht nachließ mit Fragen, bis er Alles wußte. Wie denn nun alles anders geworden in den vielen Jahrhunderten, das war wieder ein Umstand, mit dem sie nicht so bald fertig wurden. Und Summa Summarum, es ging eine lange Zeit darüber hin, daß sie vergnügt zusammen lebten und nach nichts fragten, als nach dem, was sie hatten.

Wenn es aber auch lange währt, endlich kommts doch zum Ende und so kam es denn, daß eines Tages unser Student gewahr wurde, daß er nun Alles wisse, was er hier erfahren könne. Da fiel ihm natürlich ein, daß er von dem Anfang der Dinge noch eben so wenig wisse als vorher. Die Tochter der Steinzeit hatte ihm von dieser Bericht gegeben, auch von dem, was sich seit der Zeit verändert hatte. Aber der Anfang, wo war der? — Das ging ihm im Kopf herum, darüber mußte er grübeln; er hatte an nichts mehr Freude und als die Jungfrau das bemerkte und darüber betrübt wurde, da war es aus mit der Herrlichkeit und Zufriedenheit. Sie fragte ihn endlich aufs Gewissen, was ihm fehle, und er bekannte ihr, all sein Leid und Unzufriedenheit komme daher, daß ihm die Antwort auf die einzige Frage fehle. Natürlich wollte sie nun die Frage wissen und meinte, sie könne ihm vielleicht die Antwort auf dieselbe geben. Als er ihr aber die Frage gesagt hatte, seufzte sie tief auf und erwiderte schwer betrübt, ihm den Anfang der Dinge zu sagen, dazu sei sie leider noch lange nicht alt genug. Weil sie jedoch sah, daß er darüber noch viel trauriger wurde und sich gar nicht wollte trösten lassen, konnte sie es nicht mehr übers Herz bringen und bekannte ihm, daß sie Jemand kenne, der ihm vielleicht werde sagen können, was er wissen wolle. Es sei aber eine alte, uralte Frau, die noch viel tiefer unten wohne als sie selbst; es sei auch gar gefährlich in ihre Wohnung einzudringen, weil sie gar gewaltig und launig sei und es einem übel bekommen könne, der sie mehr frage, als sie Lust habe zu beantworten. Sie bat ihn flehentlich und beweglich, sich der vorwitzigen Frage nach dem Anfang der Dinge zu entschlagen und bei ihr zu bleiben, wo er es ja so gut habe. Das war aber natürlich Alles in den Wind geredet. Sobald der Student gehört hatte, es sei Jemand da, der ihm möglicherweise Antwort auf seine Frage geben könne, so hörte er auf Nichts mehr, bestand hart und fest darauf, er wolle und müsse zu der Uralten und er plagte die Jungfrau so lange mit Bitten und Beschwören, ihm den Weg zu zeigen, daß ihr am Ende nichts übrig blieb, als ihm mit Kummer und Herzeleid endlich seinen Willen zu thun. Zuletzt bat sie ihn flehentlich doch noch einige Tage zu verbleiben und zu überlegen, aber auch dazu hatte er keine Ruhe mehr, es trieb ihn fort und er sagte ihr, je eher er gehe, desto besser, dann könne er um so eher wiederkommen. Dazu schüttelte sie den Kopf, indem sie ihm gar traurig antwortete: „Daß Du nicht wiederkommst, das weiß ich schon, aber halten kann ich Dich nicht gegen Deinen Willen. So komm denn, ich will Dir den Weg zeigen." Sie ging voran und er folgte ihr durch die Wiesen und Gärten, bis sie in eine Gegend kamen, wo er zuvor noch nie gewesen war. Da lagen die Felsen wild durcheinander, Wasserfälle rauschten gewaltig unter finstern Tannen hervor und stürzten sich brausend in finstere tiefe Abgründe. Hier blieb die Jungfrau stehen und sagte: „Hier ist mein Reich zu Ende, weiter darf ich nicht. Dort wo Du die finstere Höhle in dem Felsen erblickest, ist der Eingang zum Reiche der Uralten, die Du suchst. Glückt es Dir, den Weg zu ihrer Wohnung durch die finstern Gänge zu finden, so poche mit diesem Hammer an das verschlossene Thor, dann wird man Dir wohl aufthun." Mit diesen Worten reichte sie ihm einen Hammer, der aus einem einzigen Diamanten gemacht war, und wandte sich weinend ab um fortzugehen.

Der Student nahm schweigend den Hammer, aber als er ihr Leid sah, war es ihm als sollte er mit ihr zurückgehen, sein Herz zog und er fühlte es, doch sein Blick wandte sich dem Eingang zu, der ihn zu der Uralten führen sollte und zu dem Geheimnisse, das er schon so lange zu ergründen sich bemüht hatte. Er sah auf den Hammer in seiner Hand, der ihm die Pforte öffnen sollte und konnte nicht widerstehen, rief der Jungfrau ein herzliches Lebewohl nach und eilte mit hastigen Schritten in den dunkeln Felsgang hinein. Unaufhaltsam drang er in dem Dunkel derselben vorwärts, weiter und tiefer in stürmischer Eile. Allmählig gewöhnte er sich an das Dunkel, in dem er Anfangs nichts zu unterscheiden vermochte und er erkannte Manches. Bald mußte er sich durch enge Klüfte winden, bald erweiterten sich diese zu mächtigen Gewölben. Bald war es schaurig still um ihn her, bald tobten gewaltige Wasserfälle oben, unten und neben ihm her, so daß die Felsen erbeb-

ten. Er vernahm das Prasseln und Zischen furchtbarer Feuergluthen und das Krachen von mächtigen Felsblöcken, die donnernd da hineinstürzten und verschmolzen. Blaue und rothe Flämmchen leuchteten hie und da um ihn her und ließen seltsame Gestalten sichtbar werden, die an ihm vorbei huschten und schwebten. Die fallenden Wassertropfen, die Gold- und Silberadern im Gestein glänzten, funkelten und blitzten in ihrem Lichte. Das alles aber hielt ihn nicht auf, der Wohnung der Uralten entgegen zu eilen, die ihm den Anfang der Dinge lehren sollte. Es trieb ihn fort, rastlos drang, wanderte und stürmte er weiter, tiefer und tiefer hinein, wie lange oder weit, das wußte er selber nicht. Endlich wurde es helle von einem ganz wunderbaren Lichte. Er bemerkte dabei, als er näher kam, daß er in einem weiten Raume sich befand, den brennendes Erdöl mit einem bläulichen Lichte erfüllte. Als er sich dabei ein wenig umsah, entdeckte er zu seiner großen Freude, daß er ganz recht gekommen sei. Vor ihm lag ein großes Gebäude, das beinahe wie eine aus großen Felsblöcken erbaute kolossale Schmelzhütte aussah. Er konnte nicht zweifeln, daß das die Wohnung der Uralten sei.

Geschwind zog er seinen Diamanthammer hervor, schlug damit dreimal an das mit wunderbaren Figuren verzierte, erzgegossene Thor, daß es hallte. Da sprang die Pforte auf. Eine schreckliche Gestalt, wie ein Löwenkopf mit Fledermausflügeln und Adlerskrallen grinste ihn ein Weibchen mit glühenden und doch todten Blicken an und fragte dann, was er wolle. So schrecklich das nun auch anzusehen war, so erschrack er doch nicht, sondern sagte dem grimmigen Pförtner sein Begehr und bat, ihn einzulassen. Da sah ihn der mit einem höchst sonderbaren Blicke an und meinte: „Das kann geschehen, aber es ist eine Bedingung dabei. Du mußt Dir erst die Seele ausziehen lassen, ehe Du zu der Uralten kommen kannst.“ Diese Bedingung setzte nun allerdings unsern vor Wissensdurst brennenden Studenten in Verlegenheit, er besann sich indessen kurz und sprach: „Zu der Uralten will und muß ich einmal, wenn es also sein muß, — meinetwegen. Aber sage mir gefälligst, wie ist das anzufangen? Ich weiß wirklich nicht, wie ich die Seele herausbekommen soll.“ „Dafür,“ erwiederte der Pförtner, „ist schon Rath. Komm nur herein, der Kammerdiener hilft Dir; es ist bald geschehen, der weiß Bescheid.“ Vergnügt, so geschwind davon zu kommen, folgte der Student dem Pförtner zu dem Kammerdiener, der ihn freundlich bat, sich auf einer Bank niederzulassen, die schon zu dem Zwecke bereit stand, und den Mund ein Weilchen so weit als möglich aufzusperren. Das that er denn auch bereitwilligst und alsbald nahm jener einen sauber gearbeiteten stählernen Hacken zur Hand, führte den durch den offenen Mund in die Brust hinab, angelte ein wenig darin und zog dann ein Ding wie ein feines Gewebe so sanft und schmerzlos heraus, daß der Operirte kaum es bemerkte, als sie von ihm ging. Darauf verneigte sich der Kammerdiener höflichst, um anzudeuten, daß die Operation beendigt war und hing das Ding neben viele andere Seelen wie einen Mantel, den man bei gutem Wetter nicht braucht, an einen Krappen auf. Der Student bedankte sich für die geleistete Hülfe und bemerkte dabei: „Hätte in meinem Leben nicht gedacht, daß das so leicht und schmerzlos abgemacht werden könnte.“ Der Kammerdiener, der sich geschmeichelt fühlte, bemerkte auf eine selbstzufriedene Weise: „Wir haben Uebung in der Sache und wenn es Ihnen gefällt, mögen Sie Ihre Seele etwas näher betrachten.“ Unter andern Umständen würde der wißbegierige Student gerne bei dieser Merkwürdigkeit länger verweilt haben, aber es drängte ihn zu der Lösung des Räthsels zu kommen und er bat daher den Kammerdiener höflichst ihn bei seiner Gebieterin einzuführen. „Ich werde Sie sogleich melden,“ war die Antwort.

Der Mann ging und kam mit der Meldung zurück, daß er eintreten könne. Zugleich öffnete er die Thüren weit und eiligen Schrittes folgte der Student der Aufforderung. Er sah sich beim Eintritt einer riesengroßen Frauengestalt gegenüber, die ihn mit Schrecken erfüllt haben würde, hätte nicht die Hoffnung auf das herrliche Resultat ihn dagegen gewappnet. Sie war offenbar so alt und verwittert, daß kaum noch zu erkennen war, sie sei eine Frau. Die Haare hingen an ihrem Haupte herab wie die grauen Moosflechten von einer halbverdorreten Tanne. Millionen Runzeln durchfurchten ihr fahles Gesicht, so daß man eben so gut hätte sagen können, es sei nur eine einzige große Runzel. Aus ihrem offenstehenden Munde starrten furchtbare Eberzähne und ihre unendlich langen Arme und Finger schienen gemacht, um Alles zu umgreifen. Ein weiter, faltiger Mantel schlotterte um ihre hagern knochigen Glieder und in ihrer Rechten hielt sie einen kolossalen Rührlöffel, der ebensowohl zur Keule dienen konnte, weil seine Wucht Alles zerschmettern mußte, worauf er etwa fiel. Ehrfurchtsvoll machte der Student seine Verbeugung und erzählte, wie er schon so lange nach dem Anfang der Dinge vergeblich geforscht habe und nun zu ihr als der Einzigen gekommen sei, die seine Sehnsucht stillen könne und bitte, ihm aus seiner Noth zu helfen und ihm Aufschluß zu geben. Die Uralte hörte ihn ruhig an und antwortete als er schwieg folgendermaßen: „Deine Beharrlichkeit verdient belohnt zu werden; Du sollst erfahren, was ich sonst keinem offenbare. Auch kommst Du gerade

recht, da ich im Begriffe bin zu arbeiten, da kannst Du den Anfang sehen. Setze Dich dorthin und schaue zu, gieb aber wohl Acht, denn fragen darfst Du hernach nicht mehr."

Der Student nahm Platz an dem Rande einer ungeheuren Marmorkufe, die fast wie ein kleiner See, beinahe den ganzen großen Raum einnahm, in dem sie sich befanden. Noch war sie leer, aber die Uralte zog jetzt einen Zapfen oben an der Decke des Raumes. Da stürzte wie ein Wasserfall ein Strom hernieder und füllte die Kufe. Das Wasser war so krystallrein und klar durchsichtig, daß die gefüllte Kufe gerade aussah, als wäre sie leer. Nun ließ die Uralte einen zweiten Zapfen aufspringen und wie ein Feuerstrom schoß brennendes Erdöl herein aus dem Feuersee draußen; seine Flamme leckte unter der Marmorkufe hin und erwärmte das Wasser. Die Uralte that einige Salze hinein und begann mit ihrem Löffel emsig zu rühren. Das Wasser wurde trübe und der Student nickte mit dem Kopf und murmelte in sich hinein „die organische Materie". Er hatte es getroffen, denn sowie die Uralte fortfuhr zu rühren, wurde es lebendig von Urzellen, Infusorien und allerhand winzigen Kreaturen. Denen ließ aber der Rührlöffel keine Ruhe, sondern trieb durch und gegen einander, daß sie sich fortwährend jagen und fressen mußten. So wurden die, die am besten fressen konnten, groß und stark, und nahmen allerlei Gestalten an und war ein Rühren und Jagen, ein Fressen und Treiben, das gar nicht aufhörte und nicht zu sagen war.

Unser Student sah ganz deutlich, wie aus den kleinen Dingern große Eisbären, Haie, Walfische u. drgl. mehr wurden, ja endlich Elephanten und Affen aus dem Wasser hervorsprangen und letztere die schönsten Purzelbäume auf dem Rande der Kufe lustig dahinschlugen. Er dachte es für gewißlich, auch noch zu erleben, daß die Affen zu Menschen würden, das kam aber anders. Die Uralte mochte des Spieles müde geworden sein und nahm plötzlich ihren Rührlöffel verkehrt. Als sie nun anfing, mit den Stiel zu rühren, fingen die Kleinen an die Großen zu fressen, fraßen auch immerfort, bis nichts mehr übrig war, als ganz kleines Gewürm.

Da mochte sie auch wohl deß müde geworden sein, denn mit einem Ruck stieß sie den Zapfen der Kufe aus. Das Wasser floß mit allem was noch drinn in's Feuer. Da gab es dann einen gewaltigen Dampf und Qualm und als sich der verzogen hatte, war nichts mehr in der Kufe zu sehen, weder Wasser noch Gewürm: Unser Student starrte eine Weile in's Leere und besann sich, wie das Alles gewesen war. Da kam es ihm aber am Ende vor, als wisse er den Anfang der Dinge immer noch nicht. Das Wasser war ja doch schon da, und das Feuer auch, was hatte denn die Uralte sonst noch hineingethan? Und der Rührlöffel und die Uralte selbst?

Als alles dieses ihm nun einfiel und in seinem Kopf herumschwirrte, vergaß er im Grübeln das Verbot der Uralten, weiter zu fragen und als sie sich ihm näherte, um nach einer andern Stelle zu gehen, bat er: „Aber sag' mir doch —."

Weiter kam er nicht. Die Uralte wurde entsetzlich böse, schnurrte ihn an: „Schweig, Du Wurm!" faßte ihn mit ihren langen Armen und Fingern, daß ihm Hören und Sehen verging, schleuderte ihn durch's Dach hinaus über die Mauer. Glücklicherweise fiel er sich nicht zu Tode und sank gerade vor seiner Hausthüre nieder, wo ihn am Morgen seine Hausleute fanden und ohnmächtig zu Bette trugen. Nach und nach kamen seine Sinne wieder, aber sein Geist blieb gestört. Man hört ihn oft, wenn er so vor sich hinstarrt, sagen: „Es hilft Alles nichts. Vom Anfang der Dinge habe ich nichts erfahren." Und Solche gibt's noch mehr. — Wollten sie aber dem Buch des Lebens und der Wahrheit glauben, so wüßten sie, daß Gott der Herr am Anfang Himmel und Erde schuf.

Ein Prediger im Federkleid.

Die Liebe zu den befiederten Sängern in Gottes Schöpfungswelt ist eine allgemeine. Ist's ihr munteres, oft keckes Wesen, ist's ihre schlanke Gestalt, die Farbe ihres Gefieders oder der liebliche Gesang, was ihnen so viele treue Freunde unter den Menschen erweckt? Ich wenigstens habe sie von Jugend auf lieb gehabt und mir stets einige von ihnen auch in der Stube gehalten. So lange nicht das Gesetz das Einfangen unsrer Lieblinge verbot, waren's immer einige unserer heimischen Sänger, die ihr Wesen im Bauer trieben: Stieglitz, Fink, Zeisig u. drgl. Ihr fröhlicher Gesang von Morgens früh bis Abends spät war mir ein Zeichen, daß sie die Gefangenschaft nicht gar zu hart und drückend empfanden. Jetzt ist's ein Kanarienvogel, der mein Stübchen theilt. Es ist gerade kein Kunstsänger, wie die Harzer Schläger, aber thut doch seine Pflicht und Schuldigkeit, und, was mir das Thierchen

besonders werth macht, es ist unter meinen Händen groß gewachsen.

Wie oft ist mir dabei die kleine, alte Geschichte eingefallen, die ich schon als Schulknabe im Kinderfreund gelesen habe, und doch erst recht verstehe, wie Dr. Luther einst mit sorgenschwerem Herzen am Fenster stand und trostbedürftig in den Abendhimmel schaute! Da sah er draußen ein Vöglein auf dem Baum sitzen und hörte sein Abendlied, und in Luthers Herzen klang das Wort des Herrn: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an! Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?"

Ja, solch ein fröhlich munteres Thierlein kann Einem schon die Sorge vom Herzen heruntersingen, und so oft ich in einer Arbeiter- oder Handwerkerwohnung eintrete, wo die liebe Armuth aus allen Winkeln herausschaut, und wenn ich dann dort so einen kleinen gefiederten Mitbewohner im Vogelbauer antreffe, dann denke ich: Hier ists noch nicht am schlimmsten. Da haben die Leute noch einen Prediger im Federkleid in ihrer Stube, der ihnen alle Tage etwas aus dem Schluß des sechsten Kapitels im Evangelio Matthäi vorpredigen und auslegen kann.

So hat mirs auch mein Vögelchen gethan, und ich habe drauf geachtet und zu Zeiten merkwürdig gut verstanden. Da es in der Gefangenschaft war, so mußte ich ja selber die Stelle des Vaters im Himmel vertreten, der sonst in der Freiheit den Vögeln den Tisch deckt, obgleich sie nicht säen und ernten. Alle Tage erhielt es Morgens sein Futter und frisches Wasser. Wenn dann aber dies nicht zur gewohnten Stunde erfolgte, dann weiß sich der kleine Kerl zu helfen. Er pickt mit dem Schnabel an den Drath, daß es klirrt, und ruft dazwischen unaufhörlich, daß es klingt wie: Bitt! Bitt! Höre ich nicht sogleich, dann wird der Ruf immer ungeduldiger und eindringlicher, bis ich ihm das Seine zutheile. Ist er dann gesättigt, dann hüpft er hinauf auf die oberste Sprosse und singt wie zum Dank sein hübsches Lied.

Da denke ich nun: Gerade so machts der liebe Gott mit uns; nur mit dem Unterschied, daß ers nie vergißt, für alle seine Creatur Speise auszutheilen zur rechten Zeit. Wenn's einmal so aussieht, als hätte ers vergessen, dann will er uns nur prüfen, ob wir auch noch das Bitten und Beten verstehen, so eindringlich und ohne Unterlaß, wie es Luc. 11, 5—13 gar treffend beschrieben ist. Leider aber verstehen es zu wenige, wie mein Vöglein, für die empfangene Gabe auch zu danken und zu lobsingen Dem, von dem alle gute und vollkommene Gabe herabkommt.

Mein Thierchen hat nun auch seine besonderen Leckerbissen. Das sind Hanfkörner. Bekommt es die, dann will ihm die Alltagskost nicht mehr behagen. Darum und weil ihn dies Futter zu sehr erhitzt und deshalb nicht immer gesund ist, erhält er diese Leckerbissen nur von Zeit zu Zeit in geringem Maße. Dann werden sie ihm wieder eine Zeit lang entzogen. Das paßt aber dem kleinen Kerl gar nicht. Da pickt er zornig mit seinem Schnabel in den Futternapf hinein, daß der Rübsen, — seine gewöhnliche Kost, nur so rechts und links herausfliegt. So gehts eine Zeit lang, untermischt mit unwilligem Rufen. Endlich, wenn er sieht, daß es eben nichts Anderes giebt, beruhigt er sich und geht an die geringe Kost und ist der Napf geleert, dann pickt er mühsam die einzelnen zerstreuten Körnchen auf, die er zuvor auf den Boden geworfen; er machts, wie weiland St. Petrus in der bekannten Legende, der sich nach jeder einzelnen Kirsche bückt, die ihm der Herr auf dem heißen Wege gutmüthig zukommen läßt, nachdem ers verschmäht, das Hufeisen aufzuheben.

Verfährt nicht unser lieber Herrgott mit uns gleichermaßen! Er verwöhnt uns nicht durch Leckerbissen, obgleich dieselben uns sehr begehrenswerth erscheinen, weil sie uns nicht gut und heilsam sein würden. Freilich, wir murren und klagen und geberden uns, wie die thörichten Kinder, die das Nothwendige gering achten und bei Seite werfen und die Hand nach Dingen ausstrecken, die ihnen durchaus nicht gut sein würden. Und doch schreibt St. Paulus in seinem ersten Brief an Tim. (6, 6—8): „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen."

Wenn dann die Abendsonne ihre leuchtenden Strahlen in die Stube wirft, dann stimmt mein kleiner Sänger noch einmal mit seiner Kehle ein schmetterndes Abendlied an, und die Abendglocken klingen hinein: da rufe ich meine Hausgenossen zusammen und setze mich ans alte Klavier, und nun klingt und singt alles, die vernünftige und unvernünftige Creatur und das leblose Metall der Glocken zusammen:

Aus meines Herzens Grunde
Sag' ich dir Lob und Dank
In dieser Abendstunde,
Dazu mein Lebenlang,
O Gott, für deine Güte,
Zu ehren deinen Namen;
Fortan uns auch behüte
Vor allem Uebel. Amen.

Der verlorne Sohn.

Der bekannte württembergische Dichter Christian Schubert wurde wegen eines Vergehens, das er sich durch seinen großen Leichtsinn hatte zu Schulden kommen lassen, auf die Festung Hohenasperg bei Ludwigsburg gefangen gesetzt. In welchem Seelenzustand er sich daselbst befand, erzählt er selbst in seiner Lebensbeschreibung mit diesen Worten: „Ich erkannte mich nun und mußte wider mich selbst ausrufen: Du bist ein Empörer gegen Gottes Majestät! Nur diese Worte sah ich jetzt wie mit Ruß an meine Kerkerwand geschrieben. Ich lag Stunden lang auf meinem Angesicht, wälzte mich im Staube und weinte auf meinem Lager. Die Hölle, dachte ich, muß schon im Menschen sein, denn ich fühlte ihre peinliche Flamme, und flehte mehr als einmal zu meinem Richter, nur um einen Tropfen, um einen armseligen Tropfen Trost. Nicht um Veränderung, nur um Erleichterung meiner Qualen bat ich ihn. So hingerissen in Verzweiflung, nahe am Tode, griff ich einmal nach der Bibel, schlug sie auf, legte mein glühendes Haupt auf die aufgeschlagene Stelle, und ohne sie zu lesen schrie ich: So laß mich sterben, Richter der Welt, mit dem Feuergesetze unter meiner Stirne! Als ich mit vorgepreßten Augen die Stelle anstarrte, so war es die Geschichte vom verlorenen Sohne (Luc. 15, 11 — 24). Ich las sie mit verschlingendem Hunger des Geistes. Gottes sichtbare Kraft drang in meine Seele, in mein Herz, in das Mark meiner Gebeine. Von der Hoffnung, wie auf Flügeln getragen, hob sich mein Geist. Vielleicht streckst du auch nach mir die Arme aus? Ach Gott! ja ich habe gesündigt, ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ach vielleicht, vielleicht erbarmst du dich meiner! Ströme von Thränen stürzten aus meinen Augen und benetzten die Bibel. Nach langem Weinen breitete sich das Licht des himmlischen Friedens in meiner Seele aus und ich stand göttlich gestärkt von meinem Kerkerboden auf."

Frauenzeitung.

Zur Dienstmädchen-Noth. Zur richtigen Beurtheilung einer Sache gehört immer auch die Kehrseite des betreffenden Bildes. Wir haben in diesen Blättern schon oft davon gesprochen, um wie viel besser es wäre, wenn sich Mädchen der Hausarbeit anstatt der Fabrik widmeten. Hier folgt nun auch die Kehrseite des Bildes, welche einer englischen Zeitung entnommen ist und den Hausfrauen manches zu denken geben wird.

Jedoch hören wir, was unser englisches Wechselblatt sagt: „Alle Frauen sagen, daß für die Mädchen, die für Lohn arbeiten, Hausarbeit das Beste sei, nur die Arbeiterinnen selbst bestreiten dies. Es ist sonderbar, daß die Mädchen, welche die Arbeit zu thun haben, nicht wissen, was gut für sie ist und nur die Arbeitgeber es wissen. Natürlich diejenigen, welche den Lohn zahlen, haben auch mehr Einsicht als diejenigen, welche ihn erhalten.

Das erste Erforderniß um diesen Hausarbeiterinnen zu helfen, ist, daß man sie lehrt, was gut für sie ist. Sind denn nicht genug Lehrer und Prediger zu diesem wohlthätigen Zwecke angestellt? Gehen nicht die Missionare in den Fabriken und Werkstätten umher, um die Arbeiterinnen auf den richtigen Weg zu bringen? Auf der einen Seite ist eine große Nachfrage nach Arbeitskräften, während auf der anderen, der schlechten Seite, eine enorme Ueberfüllung ist.

Die Klage ist, daß amerikanische Mädchen keine Stelle als Dienstmädchen annehmen wollen, daß man nur eingewanderte Mädchen bekommen kann, und daß auch diese nur so lange bleiben, bis sie die Landessprache gelernt haben, um dann in einer Fabrik Arbeit zu suchen.

Wenn sich die Hausfrauen einmal an die Stelle der Dienstmädchen versetzen wollten, da würden sie wohl auch die Gründe dafür finden, weßhalb Mädchen die Hausarbeit mit einer anderen Beschäftigung vertauschen. Dann würde es heißen: Hausarbeit ist erniedrigend. Wir werden Bedienstete genannt. Unsere Arbeitgeber heißen Herrinnen und es macht ihnen Freude, uns Dienstmagd zu heißen. Mit der Arbeit werden wir nie fertig. Mit Tagesanbruch beginnen wir Feuer zu machen und spät am Abend waschen wir noch Geschirr. Der einzige Trost, den wir Abends haben, ist der, daß wir jetzt ins Bett gehen können, eine Zeitung bringt kaum einmal in die Dienstbotenregion. Wenn wir krank werden, kommen wir in das Hospital oder zu unseren Eltern, wenn wir welche haben, oder es wird, wenn es noch gut geht, der Armendoktor gerufen. Aller Verkehr mit Freundinnen und Bekannten ist abgebrochen. Die Mädchen von Deutschland und Irland, denen die Klassenunterschiede schon in früher Jugend eingeprägt worden sind, mögen einen solchen Dienst immerhin noch für ein glückliches Loos halten, aber Mädchen, die unter dem freien Sternenbanner geboren sind, werden jede andere Arbeit dem Dienstbotenstand vorziehen.



Auf der anderen Seite — Fabrikarbeit mag schlecht bezahlt werden, aber sie sondert uns nicht so von den anderen Menschen ab. Sie bringt uns in die Klasse der Arbeiterinnen. Das ist ein achtbarer Name. Wir werden nicht Dienstmägde genannt. Man nennt es Anstellung und nicht Dienst. Sie sind unsere Arbeitgeber, nicht unsere Herren und Herrinnen. Wir haben mehr Aussicht, einen ordentlichen Mann zu heirathen. Sie können uns in ehrbarer Weise besuchen und mit uns spazieren gehen. Sie werden nicht bei ihren Besuchen dadurch belästigt, daß eine Herrin ihre argwöhnische Nase durch die Thüre steckt.

Unsere Arbeit hat einen Anfang und ein Ende, und die Abende und den Sonntag haben wir frei. Wenn wir eine Heimath haben, können wir unter ihrem Schutze leben. Unsere Mahlzeiten mögen nicht so reichhaltig sein, jedenfalls aber sind sie besser, und wir haben die Muße und die Unterhaltung dabei, die zu einer Mahlzeit gehört. Die Arbeit ist nicht so hart und man verbraucht auch nicht so viel Kleider. Wenn der Lohn auch klein ist, so spornt die Aussicht auf Beförderung doch zur Arbeit an. Meistentheils sind die Arbeitgeber Männer und diese behandeln die Frauen besser, als die Frauen ihre Mitschwestern behandeln. Die Arbeit ist stätig und pünktlich. Das Loos der Arbeiterinnen ist kein leichtes, aber es ist doch weniger aufreibend und erniedrigend als die Hausarbeit.

Dies sind einige von den Gründen, warum wir, die amerikanischen Mädchen, keinen Dienst in den Haushaltungen annehmen wollen, sondern lieber in den Fabriken, Werkstätten und Kaufläden für geringeren Lohn arbeiten. Es geht ein zu großer Zug von Freiheit, Unabhängigkeit und Gleichheit durch dieses gesegnete Land, als daß es einem amerikanischen Mädchen möglich wäre, ein „Dienstmädchen" zu sein, wenn es irgend welche andere Arbeit finden kann."

Also sprechen, so meint unser Wechselblatt, die Mädchen, die keinen Dienst annehmen, und es gehört in die Frauenzeitung, daß wir auch sie einmal zur Abwechslung hören.

Das Ausgabebüchlein als Wirthschaftsgewissen. Eine allbekannte Thatsache ist, daß wirthschaftlicher Sinn, das heißt: wohlbedachte Bemessung und richtige Eintheilung der Ausgaben in den bemittelten Klassen viel häufiger ist, als in den ärmeren. Hier wird, gewissen Schwächen der Menschennatur zufolge, über dem Sinnen und Trachten nach Erwerb des Nothdürftigen und im Drange körperlicher Arbeit allzu wenig an die zweckentsprechende Verwendung des Erworbenen gedacht. Den Bessergestellten würde es übel anstehen, ein Tadelsvotum darüber abzugeben, denn wer von ihnen könnte dafür bürgen, daß er es nicht in ähnlichen Verhältnissen ähnlich machen würde. Sie müssen sogar gewärtig sein, daß jeder auf bessere Lebensführung gerichtete Rath von der andern Seite übel aufgenommen wird. „Ihr habt gut predigen!" sagt oder denkt dabei der Arme und schlägt sich die Sache aus dem Sinn. Fast durchweg weiß er nicht recht, will es auch nicht wissen, wohin seine knappen Einnahmen fließen, denn ein dunkles Gefühl sagt ihm, daß er sonst sich ärgern und schämen würde. Und gerade da liegt der Hase im Pfeffer. Das Indentaghineinleben wird aus Gedankenlosigkeit eingeschlagen, nach und nach Gewohnheit und endlich bewußter Grundsatz. Bei so manchem Arbeiter und kleinen Handwerker würde die Stimme der Vernunft allmählich zu Worte kommen, wenn er nur erst einmal deutlich überblickte, wie er haushält. Darum sei hier der dringliche Antrag gestellt: schafft ein Ausgabebüchlein an und berechnet nach Ablauf jedes Monats oder Vierteljahres, wieviel Ihr ausgegeben habt für a, Wohnung, b, Essen, c, Kleidung und wieviel für d, Getränk, e, Taback und f, Vergnügungen. Da würden Zahlen zum Vorschein kommen, und „Gedanken, die sich unter einander verklagen!" — Von zehn Ausgabebuchhaltern würden vielleicht neun stutzen, erschrecken über die Summe, die d, e und f auf Kosten von a, b, c verschlangen, und von diesen Neunen könnte doch am Ende Einer eine verständigere Lebensweise beginnen und einhalten. — „Mehr wird's ja doch nicht!" höre ich von Widerwilligen entgegnen, antworte aber: gewiß und wahrhaftig wird's mehr, was du für Bedürfnisse auszugeben hast, wenn du weniger für Liebhabereien vertändelst! Ein erster Schritt zu diesem Mehrwerden ist das Ausgabebüchlein — gleichsam ein Wirthschaftsgewissen in Taschenformat. Also flugs zum Buchbinder und eins angeschafft.

Die serbischen Frauen befinden sich durch die eigenartigen Verhältnisse des südslavischen Orients noch in einer ziemlich untergeordneten Stellung. Das gilt zumal für die Frauen in Montenegro und in der Herzegowina, welche dort alle schweren Haus- und Feldarbeiten verrichten müssen, während die Männer bedächtig ihren Tschibuk rauchen oder auf dem Kriegspfade wandeln. Dieses Verhältniß entspringt aber nicht etwa aus einer Verachtung der Frauen, sondern es findet seine Erklärung aus den jahrhundertelangen politischen Zuständen Montenegros. Dasselbe hätte sich gegen die Türkenfluth kaum selbständig erhalten, wenn seine Männer nicht zu jeder Zeit bereit gewesen wären, sich in den Waffen zu üben, um kampfbereit den Angriffen der Türken zu begegnen. Die montenegrinischen Frauen und Mädchen hielten es stets für ihre erste Pflicht, die ganze Arbeitslast auf sich zu nehmen, während ihre Männer und Brüder sich bereit zu halten hatten, ihr Vaterland zu vertheidigen. Entbrannte der Kampf, so eilten die Frauen, ebenso heldenmüthig wie die Männer, in das dichteste Gewühl, versorgten die Kämpfenden mit frischer Munition, Labung und pflegten die Verwundeten. In Niegusch, dem Stammort der montenegrinischen Fürsten, lebt noch heute Frau Mare, die jeden Reisenden freundlich empfängt und mit Wein und schwarzem Kaffee bewirthet. Frau Mare hatte nicht weniger als 22 Söhne, von denen heute kein einziger mehr lebt. Aber nur zwei sind eines natürlichen Todes gestorben; die übrigen fielen alle auf den Schlachtfeldern gegen die Türken. Es sind dies, wie gesagt, ganz eigenartige Verhältnisse, die auch als solche beurtheilt werden müssen. Dort, wo man mit diesen Verhältnissen nicht zu rechnen hat, wie im Königreich Serbien und unter der serbischen Bevölkerung Südungarns, hat sich auch die Stellung der Frauen schon wesentlich gehoben. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß in dem bekannt-

lich sehr reichen Volksliederschatz der Serben der Frauen immer mit Liebe und Verehrung gedacht wird, die sie auch durch ihre Unterstützung des patriotischen Sinnes der Männer im vollsten Maße verdienen.

Kate Field sagt, wenn sie nach Massachusetts gehe, nach dem Lande der Pilgerväter, der Heimath Garrisons, Wendell Phillips, Whittiers, Lucy Stones, Julie Ward Howes, so fände sie, daß die Frauen sich vergeblich im aufgeklärtesten Theile des Landes um das Recht bemühten, an der Gesetzgebung und Regierung theilzunehmen. Gehe sie nach Utah, „wo Erziehung und Kultur fast unbekannte Begriffe" seien, so sähe sie die Frauen im Vollbesitz politischer Rechte. Einen Schluß zieht sie nicht daraus. Wahrscheinlich scheut sie sich vor der Konsequenz und mag nicht zugestehen, daß die Mormonen „doch bessere Menschen sind."

Zur Frauenfrage. Der große Rath des Kantons Basel Stadt hat in seiner letzten Sitzung bestimmt, daß die Dauer der regelmäßigen Arbeitszeit eines Tages für Frauenspersonen, welche gegen Lohn oder als Lehrlinge in den Werkstätten beschäftigt werden, nicht mehr als 11 Stunden betragen darf. Die Arbeitszeit muß in die Stunden von 6 Uhr resp. in den Sommermonaten von 5 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends verlegt werden. Um die Mitte der Arbeitszeit ist eine Pause von wenigstens einer Stunde. Vorübergehende Erlaubniß zur Verlängerung der Arbeitszeit kann nur durch das Departement des Innern ertheilt werden. Die Arbeit an den Sonntagen ist, Nothfälle vorbehalten, untersagt. — Als Werkstätten gelten die Arbeitsräumlichkeiten aller derjenigen Geschäfte, in welchen mehr als drei Frauenspersonen gewerbsmäßig beschäftigt werden. Diese Räumlichkeiten unterliegen in Bezug auf sanitärische Verhältnisse der zuständigen Behörde. Das sind recht gute, von der Fürsorge für das Loos der Frauen diktirte Bestimmungen. Hierzulande aber würde 11stündige Tagesarbeit als Sklaverei betrachtet werden.

Wie man hört, beabsichtigt eine Anzahl von londoner Wählern, bei der nächsten Parlamentswahl Miß Helene Taylor, die Stieftochter Stuart Mills, als Unterhauscandidatin für den londoner Wahlbezirk Southwark aufzustellen. Obwohl die Frauen in England bisjetzt kein parlamentarisches Stimmrecht besitzen, sollen der Erwählung einer Frau zum Mitglied des Unterhauses doch keine gesetzlichen Hindernisse im Wege stehen. Es werden sowohl von liberaler wie von conservativer Seite aus große Anstrengungen gemacht, um anläßlich der neuen Wahlreform das parlamentarische Stimmrecht auch auf selbstständige Frauen auszudehnen. Die Führer der Torypartei, wie Lord Salisbury, Earl Cairns, Sir Stafford Northcote u.s.w. und deren Gemahlinnen interessiren sich lebhaft für die Erreichung der lange angestrebten Reform.

Wenn in Arabien eine Wittwe an die Schließung einer neuen Ehe denkt, so geht sie vor der Wiederverheirathung in einer dunkeln Nacht zum Grabe ihres Mannes, begleitet von einem Esel, der zwei Wasserschläuche trägt. Sie bittet dann knieend den Verstorbenen um Erlaubniß zu der Heirath; kommt er aus seinem Grabe nicht heraus, so hat er damit seine Zustimmung gegeben. Zum Dank dafür gießt sie die Wasserschläuche auf sein Grab und reitet wieder nach Hause.

Die Zahl der weiblichen Aerzte in Rußland, welche von russischen Universitäten Diplome erhielten, beträgt 350. Hiervon prakticirt die Mehrzahl nur in den Hauptstädten, in St. Petersburg allein 100.

Zu Hause.

Verfälschter Kaffee. Für die meisten Bewohner dieses Landes ist der Kaffee so nothwendig zum Frühstück, wie der Thee für den Engländer. Die Betrügereien, welche die Fabrikanten des gemahlenen Kaffee ausüben, sind vielerlei Art und hinreichend bekannt. Diese kann man leicht durch Kaufen ungemahlenen Kaffees vermeiden. Bisher glaubte Jeder, wenn er die rohen Bohnen kauft, sich selbst brennt und mahlt, daß er reinen Kaffee hat. Während er sich so gegen die vielerlei Beimengungen schützt, die nur beim gemahlenen Kaffee möglich sind, läuft er doch Gefahr, das Opfer eines andern Betruges zu sein, indem er dadurch, daß ein billiger Artikel an Stelle des besseren untergeschoben wird, giftigen Kaffee kaufen mag. Die Beamten der Gesundheitsbehörde der Stadt New York haben kürzlich entdeckt, daß Maracaibo, Rio und andere billige Arten derartig manipulirt werden, daß sie im Aussehen und Farbe dem berühmten Java ähnlich sind und daß bei dem Verfahren Farbstoffe von giftiger Beschaffenheit, die man selbst in kleinen Quantitäten nicht in das System aufnehmen möchte, verwendet werden. Unter den Farbstoffen befinden sich welche, die, wie Umbra, Venedigroth, Lampenschwarz, Seifenstein u.s.w. der Gesundheit nicht nachtheiliger sind, wie dieselbe Quantität andern Schmutzes. Andererseits werden aber Verbindungen von Arsenik und Blei, die Niemand selbst in ganz kleinen Quantitäten im Kaffee trinken möchte, außer dem bleisauren Kali und anderen Chemikalien, die für ein Frühstück durchaus überflüssig sind, benutzt. Die billigen Kaffeesorten sind grün und haben ein mattes Aussehen, während der Java eine gelbe Farbe und eine glatte, glänzende Außenseite hat. Die gewählten Stoffe werden benützt, um das Grün der billigsten Sorten in Gelb zu verwandeln. Die Bohnen werden mit Gummiwasser befeuchtet, pulverisirter Seifenstein und die verschiedenen Farbestoffe zugegeben, kommen dann in erhitzte, sich drehende eiserne Cylinder,

in denen sie gegen einander reiben, bis sie die gewünschte Farbe und Glanz haben. Die Makler behaupten, daß über die Hälfte der Kleinhändler diesen billigen, in Nachahmung des Java gefärbten Kaffee verkaufen. Es giebt große Fabriken zum Färben des Kaffees in der Nähe New Yorks, aber deren Besitzer behaupten, daß ihr Verfahren harmlos ist; sie geben aber zu, daß gewissenlose Leute in Holland dasselbe Geschäft betreiben und der von der Gesundheitsbehörde untersuchte Kaffee von diesen gekommen sein müsse.

Wie gefärbten Kaffee erkennen. Retailgrocer erster Klasse können ihren Bedarf von den Importern beziehen und sie sind in keiner Gefahr, daß ihnen gefärbte Waare geliefert wird; aber mit den gewöhnlichen Händlern überall im Lande verhält es sich anders. Einweichen der verdächtigen Kaffeebohnen in Wasser, häufiges Umrühren oder Schütteln, wenn in einer Flasche, dann sorgfältiges Trocknen und Vergleichen mit einer nicht so behandelten Probe, wird einen Unterschied in der Farbe ersehen lassen, wenn der Kaffee gefärbt wurde. Fast alle die Farbstoffe sind nicht löslich in Wasser und wenn das letztere, in welchem der Kaffee eingeweicht wurde, in einem Weinglas stehen bleibt, schlägt sich der Farbstoff als feines Pulver am Boden nieder.

Am. Agr.

Die Haushebung. Herr D. und dessen Ehegattin waren geboren im Staate Virginia, als Quäker erzogen in ihrer Jugend, schlossen sich aber nach ihrer Verheirathung der Methodistenkirche an und wurden ernste Mitglieder derselben. Sie hatten drei blühende Kinder und würden sich glücklich gefühlt haben, wäre es nicht um die Sklaverei und die damit verbundenen Uebel gewesen, und so geschah es, daß sie auswanderten nach dem Westen, nach dem damals noch sehr jungen Staat Ohio. Ihr Haus war wohl nur ein Blockhaus, aber ein recht freundliches und angenehmes. In dieser neuen Heimath hätte sich das junge Ehepaar mit ihren Kindern wieder recht glücklich gefühlt, wäre es nicht um ein ander Uebel gewesen; ein Uebel, das in ihren Augen fast so riesenhaft erschien wie die Sklaverei, nämlich die „Trunksucht".

Es ist wahr, sie hörten nicht mehr die Peitsche des Sklavenhalters, noch das verzweifelnde Wehklagen des unterdrückten Sklaven; sie sahen nicht mehr die Thränen derer, so Unrecht litten und keinen Tröster hatten; denn die ihnen Unrecht thaten, waren zu mächtig. Pred. Sal. 4, 1. Aber anstatt dessen mußten sie sehen, wie Männer und Frauen fluchend und lärmend durch die Straßen zogen, und Sklaven der Trunksucht waren, und besonders waren sie fast täglich Augenzeugen einer recht traurigen Scene: Ein altes ergrautes Ehepaar kam des Weges so oft und wiederholt, um sich ihre Flasche zu füllen. Eines Tages fällt die alte Frau in einen Graben und ertrinkt; ihr Mann im betrunkenen Zustande saß daneben, ohne zu ahnen, was geschehen. Herrn D.'s gefühlvolle Seele wurde tief ergriffen, und im innersten Herzensgrunde gelobte er etwas zu thun, um dieses Uebel zu heben. Die Branntweinflasche war fast in jedem Haus zu finden; die Bibel wurde wenig gelesen, die Kirche war weit entfernt, und wurde kaum besucht; so entschloß er sich denn, eine religiöse Versammlung zu halten in seinem Hause. Er war soweit erfolgreich; die Frauen freuten sich, als Lieder angestimmt wurden: „Es giebt ein wunderschönes Land, wo reine Freude wohnt" und „An Jordans Ufer stehe ich" u. s. w. Die Männer ließen sich natürlich nicht so leicht bewegen, aber einige fanden sich doch ein, angezogen durch den lieblichen Gesang, und so wurde eine Klasse organisirt. Eine Sonntagschule wurde angefangen, und obgleich nur klein und gering im Anfang, so waren doch diese wenigen im Ernst. Es wurde ihnen auch von den Gegnern gedroht, aber Herr D. und seine kleine Heerde vertraute auf Gott, und der half ihnen durch. Etliche Tage nach diesem, sagte Herr D. zu seiner Frau: „Ich habe einen Plan gelegt und wäre es nicht zu hart für dich, so möchte ich ihn gerne ausführen." Er erzählte seiner Frau sein Vorhaben, die sprach ihm Muth ein, und so gingen die beiden vereinigt an die Arbeit. Männer wurden gedingt, um Bäume zu fällen und sie in Blöcke zu bearbeiten für ein Haus. Die Blöcke wurden nach einem Bauplatze gefahren und das ganz in der Nähe einer Branntweinbrennerei. Die Arbeiter wurden bezahlt, aber jetzt brauchte Herr D. die Hilfe seiner Nachbarn, um sein Haus zu heben. „Es war noch nie eine Haushebung hier ohne Branntwein, und es wird auch keins gehoben ohne Branntwein," wurde ihm gesagt, als er um Hilfe anfragte, aber er lächelte und ging weiter. Die Nachbarn versprachen zu kommen, und waren da zur bestimmten Stunde. Unter einem geschickten Führer ging alles herrlich voran. Diese harte und gefährliche Arbeit des Hebens war für die meisten dieser starken und festgebauten Männer mit Leichtigkeit geschehen, und einer suchte den andern zu übertreffen. War einer durstig, so reichte man ihm frisches Quellwasser oder eine Tasse heißen Kaffee, mit Rahm und Zucker. Branntwein war ja nicht da, wurde deshalb auch nicht verlangt. Um zwölf Uhr wurden die Männer eingeladen zu einem großartigen Mittagsmahl. Auch hatte sich Hilfe eingefunden im Hause der Frau D. Die Frauen und Töchter der arbeitenden Männer kamen nach dem damaligen Gebrauch und halfen kochen.

Nach der Mahlzeit folgte eine Ruhestunde, und da ihnen kein Branntwein gereicht wurde, herrschte die beste Ordnung unter den Männern, mit erneuerter Kraft gingen sie wieder an die Arbeit, der letzte Block war gehoben, ein ander Haus stand da; und die Männer wunderten sich über sich selber, daß es ohne Branntwein geschehen. Nun folgte ein gutes Abendessen und als die müden Arbeiter sich nach Hause begeben wollten, winkte ihnen Herr D. mit der Hand und bat um Ruhe. Er dankte dem himmlischen Vater, daß er in Gnaden allen Unfall abgewendet, daß die Arbeit glücklich vollendet und bat um Gottes Segen für die Arbeiter und die Arbeit. Es folgte eine kurze Pause und dann sprach der Redner folgendermaßen: „Nachbarn und Freunde! wir danken euch nicht blos herzlich für eure Hilfe, sondern nun möchte ich euch auch sagen, warum wir dieses Haus bauen wollen." Die größte Ruhe herrschte in der Versammlung, denn nun sollte ja die Neugierde endlich befriedigt werden.

„Dieser Theil," sagte er, „soll unsre Wohnung werden, aber jenes Zimmer," indem er mit der Hand nach dem größten zeigte, „soll für einen Kaufladen

eingerichtet werden, ja für einen Kaufladen," wiederholte er, als er die erstaunten Gesichter anschaute. „Ich werde hier halten Thee und Zucker und Kaffee, wie ihr ihn heute getrunken (ein Freudenruf erfolgte von den Männern), ich werde Ellenwaaren für Kleider für eure Frauen und Kinder halten und alles was man im Haushalt bedarf. Diese Waaren sind schon unterwegs und ich werde den Laden einrichten sobald als möglich. Ihr könnt kommen und kaufen was ihr braucht und mir dafür zahlen mit Korn und Weizen, wenn euer Getreide reif ist. Ich verspreche euch, es wird redlich und ehrlich gehandelt. Ich danke euch noch einmal und wünsche euch gute Nacht." Dreimal erfolgte ein Freudenruf für den „neuen Laden" und dann dreimal für Herrn D. und seine Gattin. Die Gesellschaft vertagte sich in der besten Ordnung. Kein einziges Wort hatte Herr D. verlauten lassen von der Temperenzsache und doch brauchte es kein scharfes Auge, zu sehen, daß dieser kleine Laden der Anfang einer Reform sein sollte. Bis jetzt hatte fast jeder Farmer seinen Weizen und Korn in die Brennerei gefahren, er erhielt dafür im Austausch meistens nur Branntwein. Der nächste Laden war zehn Meilen weit entfernt und das war den Farmern viel zu umständlich und deswegen machte die Brennerei gute Geschäfte. Auch merkten manche von den Farmern es kaum, wie durch dieses Uebel Noth und Elend ins Haus kam, wie Weib und Kind zerlumpt daher gingen. Nun sollte dies Uebel gehoben werden.

Der versprochene Laden dehnte sich bald in ein blühendes Geschäft aus. Es war bequem, wenn man etwas brauchte, es in der Nähe zu holen. Manches Kind wurde nett gekleidet aus diesem Laden und eine manche Frau erhielt wieder ihr jugendliches Aussehen. Dann lernten die Frauen bald, wie man guten Thee und Kaffee kocht, und sie überredeten ihre Männer, diese Getränke zu versuchen anstatt Branntwein. Und so geschah es, daß, wo die meisten Männer ihre Abende früher bei der Flasche verbrachten, sie jetzt zu Hause blieben im Familienkreise und Glück und Wohlstand kehrte in ihren Häusern ein. Aber es war keine Kleinigkeit mit einem Laden gegen eine Brennerei anzukämpfen, und deswegen mußte gearbeitet werden in der Familie des Herrn D. Seine Frau und Töchter bedienten den Laden und besorgten nebenbei ihre häuslichen Geschäfte, und dieses gab ihm dann Gelegenheit, die Wirthschaft außerhalb des Hauses zu betreiben, denn es wurde ihm gedroht, er wurde ausgelacht und ihm gesagt, sein Geschäft werde bald zusammenbrechen, aber das Getreide gerieth außerordentlich. Und im Herbst kamen die Farmer und brachten ihr Korn und schütteten es vor ihm aus, wie einst die Egypter in Pharao's Kornkammer. Nun wurde abgerechnet und Käufer und Verkäufer fühlten sich befriedigt und glücklich. „Kein Branntwein mehr für die Farmer und kein Korn mehr für die Brennerei!" in der neuen Ansiedlung. Es wurden Kirchen und Schulhäuser gebaut und Leute von Charakter und Wohlstand ließen sich dort nieder. Die Brennerei ging ein.

Nach Jahren verkaufte Herr D. seinen Laden und seine Farm. Er wählte sich einen andern Beruf, den eines Reisepredigers, und als er seinen vielen Freunden Lebewohl sagte, war unter ihnen auch sein Nachbar, der Eigenthümer jener Brennerei, welcher ihm bezeugte, daß der kleine Laden sein Geschäft ruinirte.

Im Schatten.

Eine Firma in Glasgow hat folgendes Plakat an ihrer Bureauthüre angebracht: „Bureaustunden für Subskriptionssammler zu Kirchenzwecken: von 10 bis 2 Uhr; für Bücher-, Versicherungs- und andere Agenten: von 2 bis 6 Uhr; für Handlungsreisende, Bettler und Anzeigeagenten den ganzen Tag. Unsere eigenen Geschäfte besorgen wir Nachts."

Ehrlichkeit in Rußland. Peter der Große war eines Tages im Senat sehr aufgebracht über die vielen Diebstähle, die ihm angezeigt wurden. „Schreiben Sie," sagte er zum Kanzler Jaguschinsky, „jeder, der nur den Werth eines Strickes stiehlt, wird ohne Gnade gehängt." Der Kanzler lachte laut auf: „Wenn Ew. Majestät Lust haben, Zar ohne Unterthanen zu sein, so soll es sofort geschehen." Jetzt lachte Peter seinerseits und — die Sache blieb, wie sie war.

Josh Billings über Infidels. Hast du je einen Menschen auf seinem Sterbebette das Christenthum verleugnen hören, und daß er ein Infidel (Ungläubiger) ward?

Infidels haben nicht Glauben genug an ihren Unglauben, daß sie es ihre Kinder lehren.

Kein Infidel, mit aller seiner Prahlerei, wie gewiß er seiner Sache sei, hat je das Herz gehabt, auf seinen Leichenstein zu setzen: Hier liegt ein Infidel begraben.

Es ist eine gewisse Thatsache, daß die Gottlosen und Infidels härter arbeiten in die Hölle zu kommen, als die Frommen um in den Himmel zu kommen.

Eins habe ich beobachtet: Wenn ein Mensch in die Enge kommt, schickt er nie für seinen Freund, den Teufel, um ihm herauszuhelfen.

Ich habe nie einen Freidenker gekannt, der nicht hundertmal mehr Unsinn glaubte, als er irgendwo in der Bibel finden kann.

Ich wäre lieber ein Idiot als ein Infidel. Bin ich ein Infidel, hab ich mich selbst dazu gemacht, ein Idiot aber wird von andern dazu gemacht.

Ungläubige thuen es gern kund, daß sie das und jenes nicht glauben. Und es ist mir oft vorgekommen, sie seien selbst ein wenig im Zweifel, sonst redeten sie nicht oft davon wie sie thun.

Der Infidel will Beweis haben, daß die Sündfluth stattgefunden habe; da doch der arme Tropf nicht beweisen kann, was die Ursache ist, daß ein Apfel roth, der andere gelb ist, oder warum das

Huhn ein weiß und die Ente ein blaues Ei legt. Wenn ich einen Infidel seinen Unglauben bekennen höre, wundre ich, ob er, wenn er am Sterben ist, einen seiner Brüder kommen läßt. Ich denke nicht. Viel eher schickt er zum Pfarrer, den er bisher gar nicht nöthig zu haben glaubte.

Die längsten Tage in Europa. Den längsten Tag in Europa hat die Stadt Reykjavik auf Island aufzuweisen; dort, wie überhaupt auf der ganzen Insel, dauert die Tageshelle drei und einen halben Monat. Sodann folgt das in Norwegen am Waranger Fjord gelegene Städtchen Vardöhus, wo es vom 21. Mai bis 22. Juli ununterbrochen Tag ist. Weiterhin kommt die schwedische Grenzstadt Tornea; hier zählt der längste Tag 21½, der kürzeste dagegen 2½ Stunden. In Petersburg und Tobolsk in Sibirien währt der längste Tag 19 Stunden, dagegen hat der kürzeste Tag in diesen beiden Städten nur fünf Stunden. In Stockholm und Upsala dauert der längste Tag 18½, der kürzeste 5½ Stunden. In Berlin und London endlich beträgt die längste Tageszeit 17½ Stunden.

Was man drüben den Leuten über Amerika aufbindet, ist geradezu fabelhaft. Europäische Blätter bringen folgende Neuigkeit: „Zwölf amerikanische Krösusse haben sich zu einer Gesellschaft vereinigt, deren Aufgabe es sein wird, den einst von den Römern zerstörten jerusalemitanischen Tempel in seiner alten Pracht und Herrlichkeit wieder herzustellen. Zwei Mitglieder dieser Gesellschaft sind schon nach Jerusalem abgereist."

Ein Tausendkünstler. Professor der Magie: „Meine Herrschaften, Sie sehen, der Thaler ist fort. Nun werde ich ihn sogleich wieder herbeischaffen. Heda, Sie biederer Landbewohner, greifen Sie doch einmal in Ihre Rocktasche! Ich wette, daß Sie den Thaler haben." — Bauer: „Nein, ich hab' nur 27½ Neugroschen!"—Professor: „Das ist nicht möglich! Einen Thaler müssen Sie haben!"—Bauer: „Freilich wars ein Thaler, was mir vorhin der Herr heimlich in die Tasche gesteckt hat. Aber ich hab' mir unterdessen ein Glas Bier davon gekauft."

Ein beherzigenswerthes chinesisches Sprichwort lautet: „Ein Wort ist viel tausendmal leichter als Luft; sobald es jedoch ausgesprochen ist, wären alle Pferde der Welt nicht mehr im Stande, es zurückzuziehen."

Eine Menschenschätzung. Gewogen auf der untrüglichen Wage des unbestechlichen Richters werden wir dereinst am großen Tage der Offenbarung, Scheidung und Entscheidung, von dem Thomas von Celano sein schauerlich schönes Lied gesungen hat: Dies irae, dies illa.

Der geistvollste aller deutschen Theologen, der zugleich ein gründlicher Menschenkenner ist, Dr. Johann Peter Lange, hat in seiner Schrift von der „Menschen- und Selbstverachtung, als dem Grundschaden unserer Zeit" einmal sich erlaubt, 100 Menschen nach ihrem wahren Werthe und innern Wesen zu wägen und dabei gefunden:

1) 30 schlaffe, haltlose, blinde Werkzeuge schlauer Führer.
2) 30 Menschen sehr beschränkt und ungebildet.
3) 10 Pedanten, erfüllt von den Phrasen des Zeitgeistes.
4) 5 Juden, hoffend auf die Weltherrschaft Israels.
5) 15 Absolutisten um jeden Preis.
6) 5 Einsichtsvolle ohne Energie.
7) 4 Energische Männer, Salz der Erde.
8) 1 rettender Genius nur mitunter — unter Tausenden!

Wir halten dafür, daß Dr. Lange's Menschenschätzung ziemlich richtig ist. Ist das aber der Fall, dann haben wir Menschen alle Ursache, sehr demüthig zu sein vor Gott.

Gegenseitigkeit. Doktor: „Das Fieber ist aber noch sehr stark."

Kranker: „Geschwollene Füße hab' ich auch, Herr Doktor."

Doktor: „Daraus mache ich mir nichts."

Kranker: „Glaub's schon, wenn Sie geschwollene Füße hätten, würde ich mir auch nichts daraus machen."

Folgender journalistischer Stoßseufzer entrang sich jüngst der Feder eines amerikanischen Redakteurs: „Wenn jemand für eine Zeitung einen Aufsatz schreibt, so sollte er sich vor allem darüber klar sein, daß irgend welche Rücksicht auf den Redakteur oder die Setzer ganz und gar überflüssig ist. Redakteur und Setzer verfügen in der Regel über so viele freie Zeit, daß sie es als eine angenehme Zerstreuung betrachten, recht eng und klein, möglichst unleserlich geschriebene Manuscripte zu entziffern. Am besten ist ein alter, grauer, bereits beschriebener Zeitungsumschlag, oder ein Wurstpapier; dazu ein kurzer, harter, stumpfer Bleistift. Darauf legt man los. Auf den Inhalt kommts natürlich viel weniger an als auf die Menge. Jeder Redakteur macht sich ein Vergnügen daraus, solche Arbeiten umzuarbeiten, zu verbessern. Ihm liegt ja überhaupt nur daran, seine Zeitung zu füllen. Man schreibt am besten in der Dämmerung, recht eng aneinander, und beim Ueberlesen streicht man die Hälfte der Sätze wieder durch, um sie durch andere zwischen die engen Zeilen geklemmte zu ersetzen. Wer keinen Bleistift hat, nehme eine alte, verrostete, abgeschriebene Stahlfeder, und womöglich recht blasse oder feuerrothe Tinte. Das ist gut für die Augen. Wer die zu spendende Wohlthat vermehren will, kann dies leicht, wenn er, um das so theure Schreibpapier zu sparen, nochmals, nach Art der Liebesbriefe, quer über die Zeilen schreibt. Das macht dann im Redaktions-, noch mehr aber im Setzerzimmer ungeheure Heiterkeit. Es ist ein wahrer Genuß, wenn dann drei oder vier Mann über so ein Manuscript sich hermachen, und Wetten eingehen, wer den Sinn am richtigsten zu errathen vermag. Wenn der glückliche Schreiber seine Arbeit persönlich abgiebt und Geduld hat, um auf die durch seine nützliche Thätigkeit hervorgerufene Ueberraschung zu warten, so wird er sicher in ganz kurzer Zeit in freudiger Bewegung einen beschleunigten Rückzug durch die weitgeöffnete Thür antreten."

Was für eine Riesenstadt London ist, geht daraus hervor, daß in ihr mehr Katholiken leben als in

Rom, mehr Juden als in ganz Palästina, mehr Schotten als in Aberdeen, mehr Deutsche als in Köln oder Frankfurt. Jährlich werden ungefähr 12,000 neue Häuser gebaut, und die Anzahl der jetzt vorhandenen Häuser beträgt 574,000. Das Zollamt nimmt ebenso viel ein wie die Zollämter aller übrigen Häfen des ganzen Reiches zusammen. Die Bahnlinien dieser Stadt haben eine Länge von etwa 500 Stunden. Die ganze Hauptstadt bedeckt eine Fläche von etwa fünf Quadratmeilen; ihre Straßen haben eine Länge von 520 geogr. Meilen, von Kirchen sind 1100, von Wirthshäusern 7500, von Kaffeehäusern 1700 vorhanden. Und was wird in London gegessen? Nun der Magen der großen Themsestadt verschlingt jährlich zwei Millionen Metzen Weizen, 400,000 Ochsen, 1,500,000 Schafe, 1,300,000 Kälber, eine Viertelmillion Schweine, acht Millionen Stück Geflügel und Wildbret, ungefähr drei Millionen Centner Fische. Auch im Trinken lassen sich die Londoner nicht schlecht finden; sie vertilgen jährlich 200 Millionen Liter Bier, 37 Millionen Liter Wein, 21 Millionen Liter Schnaps. Der Kohlenverbrauch beläuft sich auf 160 Millionen Centner, die Gasbeleuchtung kostet 70 Millionen Mark jährlich, täglich werden von den verschiedenen Wasserleitungs-Gesellschaften 700 Millionen Liter Wasser geliefert. Gefahren wird, abgesehen von den Privat-Equipagen der Reichen, in weit über 12,000 Miethsdroschken, die ihren Besitzern im Jahre 70—80 Millionen Mark einbringen; außerdem giebt es zahlreiche Fiaker, die von Stallmeistern privatim ausgeliehen werden. Die Allgemeine Omnibus-Gesellschaft befördert in 580 Omnibussen (außer diesen sind zahlreiche Privat-Omnibusse vorhanden) jährlich etwa 50 bis 60 Millionen Passagiere, die unterirdische Eisenbahn mehr als das Doppelte. Zur Sicherheit aller dieser Menschenkinder dient eine Polizei von 12,000 Mann, was im Verhältniß zur Einwohnerzahl vielleicht wenig scheinen mag; die Sicherheit ist aber glücklicherweise recht groß, und daß die tüchtigen Londoner Stadt-Missionare nicht wenig zur Sicherheit Londons und zur Eindämmung der unordentlichen Elemente beitragen, ist bekannt.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 7. Sept.

Vertrauen auf Gott.

Pſ. 27, 1—14.

1. Ein Psalm Davids. Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollt ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft: vor wem sollte mir grauen?

2. Darum, so die Bösen, meine Widersacher und Feinde, an mich wollen, mein Fleisch zu fressen, müssen sie anlaufen und fallen.

3. Wenn sich schon ein Heer wider mich legt, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht. Wenn sich Krieg wider mich erhebt, so verlasse ich mich auf ihn.

4. Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn, und seinen Tempel zu besuchen.

5. Denn er deckt mich in seiner Hütte zur bösen Zeit, er verbirget mich heimlich in seinem Gezelt, und erhöhet mich auf einem Felsen;

6. Und wird nun erhöhen mein Haupt über meine Feinde, die um mich sind: so will ich in seiner Hütte Lob opfern, ich will singen und lobsagen dem Herrn.

7. Herr, höre meine Stimme, wenn ich rufe; sei mir gnädig, und erhöre mich.

8. Mein Herz hält dir vor dein Wort: Ihr sollt mein Antlitz suchen. Darum suche ich auch, Herr, dein Antlitz.

9. Verbirg dein Antlitz nicht vor mir, und verstoße nicht im Zorn deinen Knecht; denn du bist meine Hülfe. Laß mich nicht, und thu nicht von mir die Hand ab, Gott, mein Heil.

10. Denn mein Vater und meine Mutter verlassen mich; aber der Herr nimmt mich auf.

11. Herr, weise mir deinen Weg, und leite mich auf richtiger Bahn, um meiner Feinde willen.

12. Gieb mich nicht in den Willen meiner Feinde: denn es stehen falsche Zeugen wider mich, und thun mir Unrecht ohne Scheu.

13. Ich glaube aber doch, daß ich sehen werde das Gute des Herrn im Lande der Lebendigen.

14. Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt, und harre des Herrn.

1. Grundgedanke. „Der Herr ist mein Licht und mein Heil." Pſ. 27, 1.

2. Dichter des Psalms. Nach der Ueberschrift (V. 1) David.

3. Zeit und Ort der Abfassung. Beide unbestimmt; die Verfolgungen und Bedrängnisse, welche der Psalm voraussetzt, können ebensogut auf die früheste Zeit Davids in seinem Kampf mit Saul, als auf seine späteste während der Empörung des Absaloms gehen. Um so mehr paßt er als ein Lied für alle treuen Knechte und Streiter Gottes, das ihnen wie aus dem Herzen heraus gesungen ist und in herrlichem, lebendigem, kraftvollem und freudigem Aufschwung des Glaubens die Siege des Gebets und Gottvertrauens in allen Nöthen und Trübsalen feiert in Worten voll Feuer, Geist und Leben.

4. Einleitende Vorbemerkungen. Man kann das Ganze fassen als ein herrliches Zeugniß des Glaubens- und Gebetslebens, wornach sich die einfachste Eintheilung ergäbe: a) vom: Glauben (V. 1—6) und b) vom Gebet (V. 7—14) oder auch: eine Ermunterung zur Freude im Herrn und zum völligen Vertrauen auf ihn; jedenfalls stellt der Sänger sich dar als glaubensmuthigen Kämpfer in großer Gefahr (vorherrschend nach außen V. 3), in welcher er seine Zuflucht zu Gott nimmt (V. 1—6), ihm seine Noth klagt (V. 7—12), auf ihn hofft und hoffen heißt (V. 13 und 14).

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Ruhe in dem Herrn (V. 1—3).

V. 1. Mein Licht und mein Heil; nicht blos überhaupt „Licht und Heil" für alle, sondern der Glaube eignet dieß alles sich selber persönlich zu und spricht: mein! Der Herr ist der Seinigen Licht (vrgl. Pſ. 18, 29; 84, 12; Micha 7, 7. 8), indem er sie erleuchtet durch seinen Geist, ihnen Weg und Ziel zeigt in dunklen Stunden des Zweifels und der Ungewißheit, und Trost giebt in der Finsterniß der Leiden, unter der Bedrängniß mächtiger Widersacher und selbst noch in der Nacht des Todes und Grabes; nur muß man seinem Licht auch willig folgen und als ein „Kind des Lichts" im Lichte leben und wandeln (Joh. 8, 12), dann erfährt man auch sein Heil, d. h. seine Hilfe, Kraft und Schutz und den Beistand seiner Gnade wider alle Feinde, vrgl. Röm. 8, 31—39, man ist schon vor dem Kampf des Siegs gewiß.

V. 2. 3. Die Widersacher und Feinde sind ausdrücklich bezeichnet als „Böse", d. h. Gottlose, als

Feinde Gottes sind sie auch Feinde „seines Gesalbten“; sie werden verglichen mit wilden, wüthenden, reißenden Raubthieren, die aber wider Gottes Macht nichts vermögen; was können ihm Menschen, schwache sterbliche Geschöpfe thun? Das wider ihn sich lagernde Heer weist auf irgend welche kriegerische Zeit im Leben Davids hin; ein anderes „Heer“, das sich um die Kinder Gottes her lagert, ist in 2 Kön. 6, 15—17 genannt. Die Feinde wollen Schaden thun, statt dessen aber müssen sie selber Schaden leiden; wer Gott zum Freunde hat, braucht vor keinem Feind zu erschrecken, denn Gottesfurcht vertreibt alle Menschenfurcht. Ist Gott selbst unser Hort (Burg, Festung), und stehen wir mit ihm im Bunde einer festen und innigen Gebets- und Glaubensgemeinschaft, so gilt auch uns das Wort der Verheißung 1 Joh. 5, 4 ff.

b) Die Freude an dem Herrn (V. 4—7).

V. 4. Eins bitte ich u. s. w. Das Gebet ist das Mittel, um in dieser Glaubensgemeinschaft mit Gott und eben damit in dieser nach allen Seiten hin gedeckten und gesicherten Stellung und Lage zu bleiben; dieß ist der Grund, warum er so zuversichtlich und muthig ist. Das hätte ich gerne, denn es ist auch hier wie sonst immer die Hauptbitte seines Herzens und Lebens, sein erstes und wichtigstes Anliegen: in dem Hause des Herrn wohnen zu dürfen, wie beschämend für so manchen faulen Kirchgänger der Christenheit! Er weiß wohl, daß es nicht genug ist, nur für sich allein im Kämmerlein zu Gott zu flehen und im stillen Herzensverkehr mit ihm zu stehen, sondern daß auch der öffentliche Gottesdienst und die Gemeinschaft mit den übrigen Kindern Gottes wesentlich ein Stück wahrer Religion ist. Die Gemeinschaft mit dem Herrn ist ihm das höchste Gut, nach dem er sehnsüchtig verlangt (vrgl. Ps. 73, 25), aber eben darum sucht er auch die seiner Kinder. Er wünscht sich, Gottes Haus besuchen und seine schönen Gottesdienste schauen zu können; das Wort heißt eigentlich: seine Lieblichkeiten, d. h. die Freundlichkeit Gottes, vrgl. Ps. 90, 17; 34, 9, die er auch für sich persönlich „schmecken und sehen“, d. h. erfahren möchte, in der Betrachtung, d. h. dem stillen, sinnenden Nachdenken über seine Wunderwege mit seinem Volke, die Werke seiner Gerechtigkeit und Treue u. s. w.

V. 5. Er decket mich in seiner (Stifts-) Hütte u. s. w. ist wahrscheinlich eine Anspielung an den Schutz des Heiligthums und Altars, oder auch der Freistädte für einen vom Bluträcher verfolgten unabsichtlichen Mörder (Jos. 20, 1—9), dann überhaupt Bild von Gottes Hülfe in allerlei Nöthen (Ps. 5, 5); daher namentlich der hohe Felsen als Bergungsort und das versteckte Zelt als Zufluchtsort genannt ist, man denke bei letzterem auch an die morgenländische Gastfreundschaft.

V. 6. Nun, nehmlich eben in der jetzigen Stunde der Gefahr, wo die Feinde sich um ihn drängen und die Leiden wie Wellen über ihn hereinbrechen, denn auch in diesen Wogen der Trübsal steht der „Fels der Ewigkeit“ (Jes. 26, 4) fest und sicher. Es ist die volle Glaubensgewißheit der Erhörung, die David hier ausspricht, denn es heißt eigentlich: „und nun erhebt sich (bereits) mein Haupt“ u. s. w. (vgl. Ps. 3, 4); daher will er auch jetzt schon Lob opfern. Wo Gott uns mächtig errettet und durchhilft, da erwartet er auch mit vollem Recht unsern Dank (Ps. 50, 15).

V. 7. Von der Höhe des Lobs steigt David in diesem Vers, der bereits den Uebergang zum Schlußtheil des Psalms macht, der in einem brünstigen Gebet endigt, herab zur Bitte um Hilfe und zwar zu einer demüthig flehenden, wie ja immer die tiefsten Thäler dicht neben den höchsten Bergen liegen und man auch nach Einem Sieg immer wieder in neuen Kampf und Streit hinein muß.

c) Das Harren auf den Herrn (V. 8—14).

V. 8. David ermuthigt sich zu anhaltender und ernstlicher Uebung des Gebets dadurch, daß er Gott sein eigenes Wort: „Suchet mein Antlitz!“ immer auf's neue wieder vorhält. Allerdings findet sich ein solcher Ausspruch buchstäblich nirgends im Gesetz, wohl aber dem Sinne nach z. B. in 5 Mos. 4, 29; hergenommen ist dies Bild von dem Nachsuchen um Vorlassung bei dem König, oder der Bitte um Ertheilung einer Audienz; es bedeutet also den dringenden Wunsch um persönlichen Zugang zu Gottes Gnadengemeinschaft. Das Wort enthält beides: eine Aufforderung Gottes: Ihr sollet kommen, und eine Verheißung: Ihr dürfet kommen; beides dient zur Ermunterung der verzagten Herzen und Gewissen. Eben weil Gott ein solches Kommen selber verlangt, kann es unmöglich umsonst sein; ganz ähnlich bestätigt dieß auch Christus selbst in Matth. 7, 7 ff.

V. 9. Das Verbergen des Antlitzes bedeutet dann natürlich ein Versagen der Erhörung, ein Verweigern oder doch Verzögern der erbetenen Hilfe, wobei auch hier wieder bei dem „Zorn“ Gottes natürlich nicht an einen sündlichen Ausbruch menschlicher Leidenschaft und willkührlicher Laune zu denken ist, sondern an Gottes heiligen Zorneseifer gegen die Sünde.

V. 10. Verlassen mich, eigentlich: verließen mich; denn sie waren ja wohl schon längst todt; doch spricht er den Satz als eine allgemein gültige Erfahrung aus im Sinne von: „wenn selbst die nächsten Angehörigen mich im Leiden verlassen (vrgl. Ps. 69, 8), oder sich doch nur als „leidige Tröster“ zeigen (Hiob 19, 13 ff.), so nimmt doch Gott mich auf und sich meiner mit mehr als Vaterliebe und Muttertreue (Jes. 49, 15; 54, 10) an.“

V. 11. Die Bitte um Unterweisung und Leitung fließt aus dem demüthigen Bewußtsein der eigenen Ohnmacht, Unwissenheit und Untüchtigkeit. Versteht man unter der „richtigen Bahn“ den schmalen Weg, der zum Leben führet (Matth. 7, 13 ff.), so hat der Beisatz: um meiner Feinde (Widersacher) willen, den Sinn: damit auch sie womöglich noch zur Erkenntniß der Wahrheit kommen und gerettet werden mögen; Andere verstehen darunter nicht sowohl die Bewahrung und Erhaltung im Gehorsam gegen Gottes Gebote und Rechte und auf dem Wege der Heiligung, als vielmehr die Mittheilung göttlichen Segens und Gedeihens, so daß alles gut und glücklich abläuft, was er unternimmt ihm aber gelingt, wie auf glatter und ebener Bahn ohne Hindernisse und Hemmungen, damit dann seine Gegner keinen Grund haben, schadenfroh über seinen Fall und Unglück zu frohlocken wie Ps. 25, 4—12.

V. 12. Wie im Vaterunser die Bitte um's Leibliche erst auf die um's Geistliche nachfolgt, so bittet David auch hier erst gegen den Schluß hin um Errettung von seiner irdischen Noth und Bedrängniß, d. h. der Verfolgung und Verläumdung seiner Feinde.

V. 13. Dennoch kämpft er sich auch durch diesen Gedanken an seine augenblickliche Trübsal und schweren Leiden noch einmal zur vollen Höhe des Glaubens durch. Das „Land der Lebendigen“ ist nicht das jenseitige, sondern das diesseitige, denn zunächst hofft er auf Errettung aus drohender Todesgefahr; unter dem „Guten des Herrn“ versteht er zunächst ebenfalls nur die Erhörung dieser seiner auf diese Erhaltung seines Lebens abzielenden Bitte. Doch blickt er damit wohl auch noch weiter hinaus und man kann und darf sein Wort also auch auf die Hoffnung

auf ein ewiges Leben und Erfahren aller göttlichen Güte und Wohlthat in demselben, also kurz gesagt: der Seligkeit beziehen, soweit eine solche auch im A. T. schon vor der Auferstehung Christi selbst möglich war, d. h. mehr nur als sehnsüchtig verlangende Ahnung, denn als volle Gewißheit derselben, wie sie erst im N. T. verbürgt und versiegelt ist.

V. 14. Den Schluß bildet sehr passend eine Selbstaufforderung Davids zum geduldigen Warten und stillen Ausharren; indem er sich im Glauben fest an den ihm von Gott dargebotenen Trost (V. 13) hält, ruft er sich selber noch ein Wort des Trostes und der Stärkung zu. Es gilt nicht blos nach Gottes Willen zu handeln, sondern oft auch, was noch viel schwerer ist, nach seinem Willen zu leiden! Da müssen wir lernen, das Gebetswort des Heilandes in Gethsemane auch zu dem unsrigen zu machen: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!"

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Glückseligkeit der Gläubigen.

1) Die Ruhe in dem Herrn (1—3). 2) Die Freude an dem Herrn (V. 4—7). 3) Das Harren auf den Herrn (8—14).

Sonntag, 14. Sept.

Das Harren auf den Herrn.

Ps. 40, 1—18.

1. Ein Psalm Davids, vorzusingen.
2. Ich harrete des Herrn; und er neigete sich zu mir, und hörete mein Schreien,
3. Und zog mich aus der grausamen Grube, und aus dem Schlamm, und stellete meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten kann;
4. Und hat mir ein neu Lied in meinen Mund gegeben, zu loben unsern Gott. Das werden viele sehen, und den Herrn fürchten, und auf ihn hoffen.
5. Wohl dem, der seine Hoffnung setzt auf den Herrn, und sich nicht wendet zu den Hoffärtigen, und die mit Lügen umgehen.
6. Herr, mein Gott, groß sind deine Wunder, und deine Gedanken, die du an uns beweisest. Dir ist nichts gleich. Ich will sie verkündigen, und davon sagen, wiewohl sie nicht zu zählen sind.
7. Opfer und Speisopfer gefallen dir nicht; aber die Ohren hast du mir aufgethan. Du willst weder Brandopfer noch Sündopfer.
8. Da sprach ich: Siehe, ich komme; im Buch ist von mir geschrieben:
9. Deinen Willen, mein Gott, thu ich gerne, und dein Gesetz hab ich in meinem Herzen.
10. Ich will predigen die Gerechtigkeit in der großen Gemeine; siehe, ich will mir meinen Mund nicht stopfen lassen, Herr, das weißest du.
11. Deine Gerechtigkeit verberge ich nicht in meinem Herzen; von deiner Wahrheit und von deinem Heil rede ich: ich verhehle deine Güte und Treue nicht vor der großen Gemeine.
12. Du aber, Herr, wollest deine Barmherzigkeit von mir nicht wenden; laß deine Güte und Treue allewege mich behüten.
13. Denn es hat mich umgeben Leiden ohne Zahl; es haben mich meine Sünden ergriffen, daß ich nicht sehen kann; ihrer ist mehr denn Haare auf meinem Haupt, und mein Herz hat mich verlassen.
14. Laß dir's gefallen, Herr, daß du mich errettest: eile, Herr, mir zu helfen.
15. Schämen müssen sich, und zu Schanden werden, die mir nach meiner Seele stehen, daß sie die umbringen; zurück müssen sie fallen, und zu Schanden werden, die mir Uebels gönnen.
16. Sie müssen in ihrer Schande erschrecken, die über mich schreien: Da, da!
17. Es müssen sich freuen und fröhlich sein alle, die nach dir fragen; und die dein Heil lieben, müssen sagen allwege: Der Herr sei hoch gelobt!
18. Denn ich bin arm und elend, der Herr aber sorget für mich. Du bist mein Helfer und Erretter; mein Gott, verzeuch nicht.

---

1. Grundgedanke. „Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne." Ps. 40, 8.

2. Dichter des Psalms. Nach der Ueberschrift (V. 1) David; „vorzusingen", also für den öffentlichen Gottesdienst bestimmt.

3. Zeit und Ort der Abfassung. Beide unbekannt, denn es fehlt an allen besonderen Zügen, aus denen man auf eine bestimmte geschichtliche Beziehung im Leben Davids auch nur annähernd einen sicheren Schluß ziehen könnte, wiewohl es in demselben wohl viele derartige Fälle gab, in die der Psalm hineinpaßt.

4. Zusammenhang. Von einem solchen kann hier wegen der nahen inneren Verwandtschaft mit der letzten Lektion, namentlich ihrem Schluß, trotz mancherlei äußeren Verschiedenheiten und Ungleichheiten insofern die Rede sein, als in beiden Liedern dieselbe Grundstimmung vorherrscht: Dank und Bitte; jener herrscht im ersten Theil unseres Psalms (V. 2—11) vor, diese im zweiten Theil (V. 12—18): dort preist der Dichter die manchfaltigen Wohlthaten und Gnadenhilfen Gottes, die er schon bisher so oft erfahren hat, und zeigt, wie er sich selbst ihm zum lebendigen Dank-Opfer weihen und seine rettende Liebe auch Andern verkündigen will, hier dagegen sehen wir ihn wieder in der tiefsten Noth, Gefahr und Leiden. Beides ist kein Widerspruch, sondern reimt sich sehr gut so zusammen, daß im zweiten Theil nur gezeigt werden soll, wie derjenige, der im ersten Theil bereits für seine herrliche Errettung dankt, zu derselben gelangt sei, nehmlich durch treues gehorsames Festhalten an Gott und inbrünstiges Bitten um seine Hülfe auch in der schwersten Prüfung. Auf Grundlage jener früher schon oft gemachten Erfahrung will David zeigen, wie man auch in der tiefsten Trübsal recht erhörlich beten könne, so nehmlich, daß man auch mitten im Leiden der Wohlthaten Gottes nicht vergißt und vor die Bitte den Dank stellt; daher erklärt sich wohl auch am besten der Mangel an allen eigenthümlichen Zügen, statt deren uns vielmehr manche Worte, Wendungen und Bilder begegnen, die auch sonst in Psalmen ähnlichen Inhalts vorkommen und sogar häufig wiederkehren (z. B. in Ps. 35. 38 u. a.) und die darum jeder Leidende überhaupt auch auf seinen speziellen Fall um so leichter anwenden kann. Damit hängt endlich auch zusammen, daß unser Psalm nach Hebr. 10, 5 ff. im letzten Grund auf den Messias als den „leidenden Gerechten" (Jes. 53) geht, sofern David zwar allerdings zunächst von seiner Person und Lebenserfahrung ausgeht, dieselbe aber so schildert, wie sie ihre volle Anwendung und Erfüllung nur auf Christus und in ihm findet. Die Eintheilung wäre wohl am einfachsten folgende: a) Errettung (V. 2—6), b) Gehorsam im Thun und Leiden (V. 7—14), c) Frucht und Segen dieses Gehorsams.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Vom Herrn gerettet (V. 2—4).

V. 2. Ich harrete u. s. w. sagt David zunächst von sich, es gilt aber ebenso von Jesus, vgl. besonders den Seelenkampf in Gethsemane, Hebr. 5, 7 ff. und überhaupt sein ganzes Leiden und Kreuzestod. Daß dieß Harren des Glaubens nicht erfolglos bleibt, zeigt sich in den unmittelbar folgenden Worten: und er neigte sich u. s. w. Das Gebet des Glaubens und das inbrünstige Flehen zuversichtlicher Hoffnung, verbunden mit demüthigem geduldigem Warten, zieht endlich Gottes Herz und Hand zur Hilfe herab.

V. 3. Diese bildliche Schilderung bezieht sich auf

irgend eine uns nicht näher bekannte, besonders große Noth und Trübsal im Leben Davids, eine Zeit schwerer Anfechtung und Heimsuchung, die dann wieder zum Vorbild für die tiefe Erniedrigung des Heilands in seinem Leiden und Sterben wird, wie Davids Errettung für seine Erlösung durch Auferstehung und Himmelfahrt. Das Bild ist sehr bezeichnend: „Die Grube des Verderbens" ist eine schlammige Cisterne ohne festen Grund und Boden, wo man in der weichen und schlüpfrigen Masse immer tiefer sinkt, weil sie immer wieder unter Einem zusammenbricht und entweicht, je mehr man sich anstrengt herauszukommen (vergl. 1 Mos. 36, 24 und Jer. 38, 6), bis endlich von außen her Einen eine rettende Hand ergreift und den Füßen statt der grundlosen Tiefe einen festen Boden auf unerschütterlichem Felsengrund zur Stütze giebt.

V. 4. Ein neues Lied, nehmlich eines, womit ich auch für diese neue Errettung ihm danken kann; nach dem Schluß des Verses ist dieses Danklied für Gottes herrliche Durchhilfe zugleich gedacht als ein lautes Zeugniß für Andere, etwa als gesungen vor versammelter Gemeinde bei Dankopfern und Tempelfesten (wie Ps. 22, 26 ff., 35, 18 u. s. w.) und ebenso die Stellung des Sängers als eine solche, daß viele an ihm als Gebieter hinaufsehen und sich an ihn halten, was ganz gut auf David als Regenten paßt. In der Anwendung auf Christum könnte man das „neue Lied" von der Predigt seines Evangeliums verstehen, wodurch viele gerettet werden sollen.

b) Dem Herrn gehorsam (V. 5—11).

V. 5. So spricht der Leidende noch während der Zeit äußerer Trübsal und innerer Anfechtung, da er gereizt wird, auf Menschen, die sicher und mächtig die Oberhand haben, zu vertrauen; er will aber im festen Vertrauen auf die schon oft erfahrene Gnade Gottes im Glauben an Ihn festhalten und spricht sich selber Muth dazu ein, damit wenigstens er selbst Einer von jenen Vielen in V. 4 sei. Es ist also dies (V. 5 und 6) bereits ein Stück von jenem „neuen" Lobgesang.

V. 6 geht er nun über auf die eigentlichen Gegenstände dieses „Liedes", und seines Dankes, nehmlich die „Gedanken" d. h. die Heilsrathschlüsse Gottes; je mehr er in diese durch seine früheren Gnadenerfahrungen einen tiefen Einblick empfangen, desto größer und zuversichtlicher wird seine Hoffnung auch auf die gegenwärtige und künftige Errettung.

V. 7. Keineswegs will er es aber mit dem bloßen Bekenntniß in Worten bewenden lassen, er will seinen Dank auch mit der That beweisen. Da fallen ihm nun zunächst die verschiedenen Arten von Opfern ein, die er darbringen könnte, aber zugleich auch, wie verkehrt und nutzlos solches gerade jetzt in seiner gegenwärtigen Lage für ihn wäre, Gott mit einem solchen blos äußerlichen Dienste zufrieden stellen zu wollen, die ihm doch nicht ganz genügen können (1 Sam. 15, 22 ff., Ps. 51, 18 ff. in der 5. Lektion); statt ihrer will er also das rechte innere, Gott wohlgefällige Opfer des Herzens, des Willens, des freudigen Gehorsams bringen. Die Ohren hast du mir aufgethan, eigentlich: durchbohrt, durchgraben, mit Bezug auf die sinnbildliche Handlung 2 Mos. 21, 6, wodurch ein Sklave, der frei werden konnte, sich selbst freiwillig zu beständiger Knechtschaft aufopferte. Er will auch hier sowenig als z. B. Ps. 50, 8 oder die Propheten (Jes. 1, 11; 66, 3; Jer. 7, 21—23; Hos. 6, 6) oder Christus selbst (Matth. 9, 13) die doch von Gott selbst verordneten alttestamentlichen Opfer ganz aufheben, wohl aber auf ihren wahren Werth und ihren eigentlichen Gehalt und Kern zurückführen; ohne diesen, d. h. die Uebergabe des Herzens an Gott, sind sie eine leere todte Form, ohne Kraft und Bedeutung, ohne Nutzen und Segen. Zugleich ist hier aber auch schon darauf hingewiesen, daß dieses ganze Opferwesen des alten Bundes nur ein Schattenbild des rechten Opfers Jesu ist (Hebr. 10, 4), auf welches im Folgenden der Psalm noch ausführlicher und ausdrücklicher zu sprechen kommt, und zwar so sehr, daß eine geschichtliche Beziehung auf David selbst immer unmöglicher, die messianische Deutung immer wahrscheinlicher und zum vollen Verständniß des Psalms immer nothwendiger wird.

V. 8 u. 9. Das hier genannte Thun des göttlichen Willens, also die volle Selbsthingabe an den Herrn, bildet jedenfalls das Gegenstück zu dem bloßen todten Werkdienst in der Darbringung von äußeren Opfern; wenn David sagt: „Im Buch steht von mir geschrieben", so meint er: „Wenn das Gesetzbuch das Opfern verordnet, so meint es eigentlich mich selbst, nicht etwa blos Thiere, sondern mich persönlich soll ich vor Gott bringen, mir ist dies im Gesetzbuch vorgeschrieben. In der Anwendung auf Christus dagegen wäre das „Buch", in welchem von ihm und seinem Opfertod geschrieben steht, nicht sowohl das Gesetzbuch, als vielmehr die gesammte auf den Messias hinweisende Weissagung der Propheten, die er vollkommen und ganz erfüllt hat. So kann auch nur Er allein im höchsten Sinne sagen, daß er des Vaters Willen gerne und mit Freuden thut (Joh. 4, 34); diesen freiwilligen Liebesgehorsam hat er namentlich in seinem Leiden und Sterben gezeigt und darum hat derselbe einen ewigen und vollgiltigen Werth vor Gott (Joh. 10, 17 ff.).

V. 10 und 11. In großer Gemeinde, bei den Festversammlungen im Tempel, womit schon angedeutet ist, daß die dabei üblichen Opfer auch durch V. 7 nicht aufgehoben werden sollen, sondern nur ihr wahrer Sinn und ihre richtige und wirkliche Geltung vor Gott dargestellt werden soll (ganz wie Jesus es nach Matth. 5, 17 ff. überhaupt mit dem ganzen Gesetz des A. Testaments gemacht hat: „nicht auflösen— aber erfüllen"). Bei der Beziehung auf Christus ist darunter die ganze Menschheit überhaupt zu verstehen, der er nach Matth. 28, 19 ff. die Gerechtigkeit, d. h. die von ihm für uns erworbene und den Weg der Buße und des Glaubens zu ihrer Erlangung durch seine Apostel predigen lassen will, wie er zuvor schon während seines eigenen Lehramts auf Erden sie selber gepredigt hat. Dieser Predigt des Evangeliums aber soll keine Macht der Welt den Mund stopfen können, sie dringt trotz allen Widerstandes ungehindert durch, vrgl. Apost. 28, 31. Bei der Beziehung auf David wäre in V. 11 mit der Gerechtigkeit Gottes die Errettung desselben aus der Hand der gottlosen Feinde, mit der Wahrheit seine Treue in der Erfüllung seiner Verheißungen gemeint: dort übt er Gericht, hier Barmherzigkeit.

c) Dem Herrn geweiht (V. 12—18).

V. 12 u. 13. David bittet Gott, daß er das, was er schon bisher so oft erfahren und gepriesen hat, ihm auch ferner für die gegenwärtigen Leiden und Versuchungen erhalten wolle; ganz ähnlich spricht er sich namentlich auch Ps. 38, 1 ff. aus. In V. 13 kann eine direkt messianische Deutung des Psalms in sofern allerdings nicht mehr mit buchstäblicher Genauigkeit stattfinden, als von ihm, dem Sündlosen, ja nie und nimmer gesagt werden kann, daß seine (eignen) Sünden ihn ergriffen haben. Denkt man aber daran, daß er stellvertretend, wie unsere Strafe (Jes. 53, 5) so auch unsere Sünde und Schuld getragen hat (Joh. 1, 29), so haben wir, wie in V. 10 u. 11 eine Schilderung seines prophetischen, so in V. 12—14 seines noch viel wichtigeren hohepriesterlichen Amtes, an das

man sogar in V. 15 ff. noch sein **königliches** Herrschen über seine Feinde anschließen kann.

V. 14 fügt noch einmal wiederholt die Bitte um **baldige** Errettung bei.

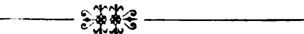
V. 15 u. 16. Das Leiden des Gerechten (im höchsten Sinne des **Messias**) dient zu einem **doppelten** Zweck: es bringt den **Feinden** Scham und Schande, aber den **Freunden** Freude und Dank. Jenes geschieht dadurch, daß der Gerechte aus seinen Leiden herrlich **gerettet** und aus der Gewalt seiner Gegner mächtig befreit wird, so daß sie zuletzt ihre eigene **Ohnmacht** gestehen müssen, wie dies ja der Glaube schon zuvor weiß (Jes. 8, 10) und sich daher durch den schadenfrohen Hohn und Spott der Widersacher nicht erschrecken und einschüchtern läßt (vrgl auch Ps. 35, 21—25 fast wörtlich ebenso). Wenn Gottes Gerichte über sie hereinbrechen, so nehmen sie selber ein Ende mit Schrecken (Ps. 22, 17). Aehnlich ging es den Juden, die an Christi Kreuz sich geärgert, in der Zerstörung Jerusalems (Luc. 23, 25—27).

V. 17 u. 18. Um so tröstlicher und fröhlicher ist aber der Sieg für die **Gerechten**, die in dem seligen Ende ihrer eigenen und anderer Lebens- und Leidensführung Gottes Treue und Erbarmung erfahren dürfen, so daß sie ihm nur noch für Alles, auch für das liebe Kreuz Lob und Dank sagen können. In V. 18 bekennt **David**, obwohl ein großer König, dennoch voll Demuth nochmals zum Schluß sein **gänzliches** Unvermögen, sich selber zu helfen; dies macht ihn aber nicht muthlos, sondern nur begierig nach Gottes Hilfe (V. 17: **nach Ihm fragen**); gerade aus diesem Bewußtsein unseres **eigenen** Nichts kommt der rechte Dank für die **göttliche** Gnade und Errettung, die **allein** uns **Alles** ist und thut: „Du bist mein Helfer und Erretter!" Denn Gott erhört das Gebet seiner Kinder und hilft ihnen; Beten kann retten aus allerlei Nöthen.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Es harret auf den Herrn: 1) der vom Herrn Gerettete, 2—4; 2) der dem Herrn Gehorsame; 3) der dem Herrn Geweihte.



Sonntag, 21. Sept. **Ein Lobgesang.** Ps. 103, 1—22.

1. Ein Psalm Davids. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen;
2. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.
3. Der dir alle deine Sünden vergiebt, und heilet alle deine Gebrechen,
4. Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.
5. Der deinen Mund fröhlich machet, und du wieder jung wirst, wie ein Adler.
6. Der Herr schaffet Gerechtigkeit und Gericht Allen, die Unrecht leiden.
7. Er hat seine Wege Mose wissen lassen, die Kinder Israel sein Thun.
8. Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.
9. Er wird nicht immer hadern, noch ewiglich Zorn halten.
10. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden, und vergilt uns nicht nach unserer Missethat.
11. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten.
12. So ferne der Morgen ist vom Abend, lässet er unsere Uebertretung von uns sein.
13. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.
14. Denn er kennet, was für ein Gemächte wir sind: er gedenket daran, daß wir Staub sind.
15. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde;
16. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.
17. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten; und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind,
18. Bei denen, die seinen Bund halten, und gedenken an seine Gebote, daß sie darnach thun.
19. Der Herr hat seinen Stuhl im Himmel bereitet, und sein Reich herrschet über alles.
20. Lobet den Herrn, ihr seine Engel, ihr starken Helden, die ihr seinen Befehl ausrichtet, daß man höre die Stimme seines Worts.
21. Lobet den Herrn, alle seine Heerschaaren, seine Diener, die ihr seinen Willen thut.
22. Lobet den Herrn, alle seine Werke, an allen Orten seiner Herrschaft. Lobe den Herrn, meine Seele.

---

1. Grundgedanke. „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat." Ps. 103, 2.

2. Dichter des Psalms. Nach der Ueberschrift (V. 1) **David**.

3. Zeit und Ort der Abfassung. Beides unbestimmt; V. 5. 14—17 enthalten jedoch Spuren, die bereits auf ein höheres Alter des Dichters schließen lassen.

4. Zur Einleitung. Die **Eintheilung** ist folgende: 1) Aufforderung an die **eigene Seele** zum Dank für alle Wohlthaten Gottes, die er an **ihm selbst** nach Leib und Seele (V. 3—5 vielleicht nach einer Krankheit) und an seinem **Hause** gethan hat (V. 1—5). 2) Preis der Huld und Gnade Gottes, die er sonderlich auch an seinem **Volk** Israel erwiesen trotz aller seiner vielen und manchfachen **Sünden** (V. 6—10). 3) Schilderung der göttlichen Barmherzigkeit als ebenso **erhaben** wie zugleich dennoch **herablassend** (V. 11—14). 4) Die **Ewigkeit** seiner Gnade gegenüber der **Hinfälligkeit** des Menschen (V. 15—18) und endlich 5) Aufruf an die **gesammte Schöpfung**, Himmel und Erde, Engel und Menschen, zum Einstimmen in diesen Lobgesang. Der ganze Psalm, an dem sich nirgends eine Spur bestimmter geschichtlicher Zeitverhältnisse oder sonstige Anhaltspunkte finden, kann uns zeigen: wie und wofür man Gott recht danken soll.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Gottes Liebe (V. 1—7).

V. 1 u. 2. Auch für eine **begnadigte** Seele ist eine solche **Selbstermunterung** zum Lobe Gottes, wegen der allgemein menschlichen Schwäche der **Vergeßlichkeit** gegen Gottes Wohlthaten oft sehr von Nöthen; wie träg, lässig und gleichgültig ist man oft zum Gebet und im Gebet. **Alles was in mir ist** = Alle Kräfte des Geistes und Gemüths (Matth. 22, 37). **Was er dir Gutes gethan hat**, wörtlich: alle seine Gaben oder Vergeltungen; statt unserer vielen **Uebelthaten** schenkt Gott uns lauter **Wohlthaten**, dafür verlangt er nichts als unseren Dank und auch dieser soll nicht sowohl zu **seiner** Ehre, als zu unserem **eigenen** Heil dienen (Ps. 50, 15). Weil aber diese Dankespflicht so oft versäumt wird, fügt David hier zu dem **Gebot** auch ausdrücklich noch das **Verbot**, das um so wichtiger und nöthiger ist, weil die Menschen so gern bei den sichtbaren Gaben stehen bleiben, statt sich von ihnen zum unsichtbaren Geber emporziehen zu lassen, vom Vergänglichen sich so über-

sättigen, daß sie im Uebermaß und Ueberdruß desselben nur immer nach neuen Reizen und Genüssen trachten, statt am Ewigen ihre Lust und Ruhe zu finden.

V. 3. Mit Recht stellt David unter allen Gnadengaben Gottes die Sündenvergebung und den inneren Herzensfrieden obenan (vrgl. Ps. 32, 1 ff), ohne welchen alle andern Güter den Menschen doch nichts helfen. Gottes Liebe vergiebt und tilgt aber alle unsere Sünde ganz und alle auf einmal, sie ist wie eine freie und unverdiente, so auch eine volle und allgenugsame Gnade. Unter den Gebrechen (Krankheiten) mag man zunächst allerdings (wie nachher in V. 4: aus der Grube oder: vom Verderben) an leibliche Schwachheit im eigentlichen Sinn und an Errettung aus drohender Todesnoth denken; doch sind ja auch diese nur Folgen der Sündennoth und jedenfalls zeigt hier der enge Zusammenhang mit der Sündenvergebung (Rechtfertigung), daß doch im letzten Grunde noch mehr, nehmlich die Heilung auch aller unsrer geistigen Schäden, Schwächen und Gebrechen gemeint ist, welche durch die Heiligung und Erneuerung geschieht.

V. 4. Das Verderben ist im letzten Grunde der (leibliche und geistliche) Tod als der Sünde Sold (Röm. 5, 12); aber auch diesen überwindet die Gnade (Hosea 13, 14; 1 Kor. 15, 55). Gott erläßt nicht blos die Strafe, sondern er schenkt noch reichlich seinen Segen auch im Aeußeren; dies ist gemeint mit dem „Krönen", das wohl zugleich auch an Davids Königswürde mit erinnern soll.

V. 5. Der deinen Mund fröhlich machet, eigentlich: der deine Zierde (Ehre, d. h. deine Seele, als den edelsten Theil des Menschen) sättigt mit seinem Wohlgefallen, mit der Erquickung seines Trostes und Friedens. Dann wird ja das ganze Herz mit Freuden erfüllt, wo ein Sünder sich bekehrt und zu Gnaden angenommen wird; wo Vergebung der Sünde ist, da ist auch Leben und Seligkeit, und davon geht dann auch der Mund über in Danken und Loben. Daß du wieder jung wirst, denn nun heißt es, „das Alte ist vergangen und es ist Alles neu geworden". Wie die Adler, pflegt man gewöhnlich darauf zu beziehen, daß diesen die Schwingen immer wieder neu wachsen sollen, so daß sie gleichsam sich verjüngen; doch ist dieß etwas nicht ganz Sicheres, man findet die Vergleichung besser darin, „daß du wieder jung wirst und nun dastehst in neuer Kraft wie die Adler mit ihrem himmelhohen Fluge", vrgl. Jes. 40, 31, oder auch: mit ihrer gewaltigen Stärke und ihrem scharfen Blick (Hiob 39, 27 ff.). Die Gemeinschaft mit Gott hat etwas Stärkendes, Verjüngendes, schon für den Einzelnen; es darf aber auch daran gedacht werden, daß Davids Geschlecht fortdauernd erhalten, verjüngt und erneuert wurde, weil auf ihm Gottes Verheißung und Segen ruhte.

V. 6. 7. Nun folgt die Barmherzigkeit Gottes in der Leitung seiner Gemeinde: er schafft Recht allen Bedrängten und läßt sie seine Gnadenführungen erkennen; er zeigt ihnen, wie Moses selber gebeten hat (2 Mos. 33, 13), was er mit ihnen vorhabe nach seinen Heilsrathschlüssen und Friedensgedanken und wie er sie zu dem ihnen vorgesteckten Ziele leiten will.

b) Gottes Langmuth (V. 8—18).

V. 8 kann man als eine Art menschliche Auslegung zu der herrlichen Selbstbezeugung Gottes in 2 Mos. 34, 6 ff. betrachten; auch hiefür ist insbesondere die Geschichte Israels mit seiner fortdauernden Untreue und Gottes fortwährender Treue sehr lehrreich.

V. 9. Nicht immer hadern, wie wir's freilich mit unserer Sünde wohl verdient hätten. Nicht ewiglich Zorn halten, allerdings muß derselbe wider uns entbrennen, denn das Böse widerstreitet Gottes heiligem Wesen, er stößt es zurück und vertilgt es, das eben ist sein heiliger Zorneseifer; aber dieser Zorn dauert nicht immerfort. Gott denkt ja nicht blos an unsere Schuld, sondern auch an seine Gnade und zieht daher seinen Zorn und dessen Folgen (die Strafen) zurück, sobald der Mensch Gott fürchtet (V. 11. 13. 17), d. h. Buße thut, von der Sünde los sein und in Gottes Dienst treten will. Da vergilt er nicht, sondern er vergiebt, aber natürlich nur denen, die in seinem Gnadenbund bleiben (V. 18), denn die Vergebung ruht eben auf seiner Bundesgnade allein.

V. 10 ist somit keine Verletzung oder gar Aufhebung der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit, welche die Strafe verlangt, denn diese ist ja auf Jesum gelegt und somit jener genuggethan, so daß die Gnade nun walten kann.

V. 11. Diese Gnade waltet aber so hoch der Himmel ist, d. h. unermeßlich hoch und tief, über all unser Denken und Verstehen und zugleich allumfassend wie der Himmel. Seine Gnade, die noch größer und mächtiger ist als alle Sünde, bedeckt sie ganz und überall, wie der über der Erde sich wölbende Himmel sie überall berührt. Wenn einmal der Himmel aufhören könnte, die Erde zu bedecken, dann, aber auch nur dann und erst dann würde auch Gottes Erbarmen aufhören.

V. 12. So groß die Macht der Gnade ist (V. 11), so groß ist auch ihre Wirkung. Wie uns der Himmel immer nah ist, so auch die Gnade, aber ebenso fern soll uns dann unsere Sünde sein, so fern wie Morgen und Abend, d. h. Ost und West (Himmelsgegend nicht Tageszeit), also unerreichbar fern. So wenig jene jemals zusammenkommen, so wenig hat dann der Sünder und die Sünde noch etwas mit einander zu thun, noch etwas gemein; wir sind ihrer ledig ganz und auf immer, sie darf uns nicht mehr verklagen, noch uns schaden und über uns herrschen, auch wenn sie uns noch versuchen kann.

V. 13. Zu den beiden Bildern in V. 11 und 12 kommt noch ein drittes von der Vaterliebe, mit ihr kann Gottes Gnade um so eher verglichen werden, als ja Gott nicht blos den menschlichen Vätern ähnlich, sondern vielmehr allein unser rechter Vater, selbst das Urbild alles Vaterverhältnisses ist (Matth. 6, 9 ff.). Die beste Ausführung dieser Bilder ist die Geschichte vom verlorenen Sohn (Luk. 15, 11 ff.).

V. 14—16. Dieses väterliche Erbarmen Gottes ist um so größer, je schwächer wir selber sind, aber freilich eben darum uns auch um so nöthiger. Nur das Elend unseres flüchtigen und vergänglichen Daseins bewegt Gott zu solchem Mitleid seiner Barmherzigkeit gegen uns, vrgl. Ps. 89, 48. Der Grund davon liegt nicht in unserer Würdigkeit, sondern in unserer Nichtigkeit und Hinfälligkeit (Ps. 8, 5), welche beide wieder durch zwei treffende Bilder bezeichnet werden: Staub und Gras. Die Blume des Feldes ist die wild wachsende, die nicht einmal Zucht und Pflege eines Gärtners genießt, der Wind der schnellversengende Gluthwind des Morgenlands, der über die Wüste herkommend, in der Hitze des Sommers alles Grüne verschmachten läßt, so daß oft nicht einmal mehr eine Spur desselben zurück bleibt; ähnlich auch in Psalm 90, 5 ff.; Hiob 14, 2; Jes. 40, 6 ff.

V. 17. 18. Neben die kurze Dauer des Menschenlebens stellt der Psalmist die ewige Dauer der Gottesgnade (wie nachher neben die irdische Staubesnatur des Menschen Gottes himmlische Größe und Herrlichkeit V. 19), neben die Todespredigt die Lebensbotschaft. Die Gerechtigkeit Gottes ist hier nicht seine

Strafgerechtigkeit, sondern seine Bundestreue und Wahrhaftigkeit, vermöge der er seine Verheißungen hält und des Menschen Bundestreue und Gehorsam ihm nach Gebühr und Recht vergilt. Wie Gott daran gedenkt, daß wir Staub sind (V. 14), so sollen wir daran gedenken, daß Er unser Herr ist. Je größer der Unterschied ist zwischen Gott und uns, desto größer ist auch sein Liebesbeweis, desto mehr soll uns derselbe aber auch antreiben, Gott zu fürchten im Herzen und ihm zu folgen in rechtschaffenem Wandel.

c) Gottes Lob (V. 19—22).

V. 19. Der Schluß des Psalms kehrt wieder zu seinem Anfang dem Lob Gottes zurück; sein Reich herrscht über alles und umfaßt alles, dieß hängt genau zusammen mit dem V. 18 genannten Gehorsam seiner Kinder als Bürger und Glieder dieses Himmelreichs.

V. 20. Ebendarum aber, weil Gottes Reich über Alles herrscht, soll auch Alles ihn loben, sowohl im Himmel (vrgl. Pj. 19, 1), als auf Erden (vrgl. Phil. 2, 10). Zuerst ergeht die Aufforderung dazu an die Engel, die starken Helden, worunter wohl die Engelfürsten, die Führer der himmlischen Herrschaaren („Gott Zebaoth") zu verstehen sind; doch werden auch sie als gehorsame Diener seiner Befehle bezeichnet (Hebr. 1, 14). Ihr Amt ist bezeichnet durch ihren Namen (eigentlich: Boten), ebenso ihr Wesen durch ihre Eigenschaften: stark, nicht schwach, wie wir, noch weniger sündig, wie wir, sondern heilig und rein, daher besonders geeignet zum Thun des göttlichen Willens, der selber als Wille des heiligen Gottes ein heiliger Wille ist und der ja geschehen soll „im Himmel wie auf Erden."

V. 21. Die göttlichen Heerschaaren sind natürlich nicht blos die Sterne und Himmelskörper, sondern vor allem die Himmelsbewohner; in ihr begeistertes Lob Gottes mit einstimmen zu dürfen, welches selige Loos, welches reine Glück, welcher hohe Vorzug für uns! Gott zu loben ist das Engelgeschäft der Menschen.

V. 22. Endlich nennt er auch noch alle seine Werke, also selbst die unvernünftige, ja die leblose Creatur muß in ihrem Theil mit beitragen zu diesem Lobgesang der ganzen Schöpfung; wie viel mehr die lebendige vernünftige Menschenseele, die so unzählige Wohlthaten von Gott empfangen hat. Sie am allerwenigsten darf darin zurückbleiben, sie würde sich selbst ihres herrlichen Vorrechts, ihrer Ehre, Wonne und höchsten Freude berauben.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Wir preisen: 1) Gottes Liebe 1—7; 2) Gottes Langmuth 8—18; 3) Gottes Macht und Größe 19—22.

Bilder aus der Zeit.

Das Nordpol-Paradies. Dr. Warren, der Kanzler der Boston-Universität, vertritt bekanntlich die Ansicht, daß oben am Nordpol die Wiege des Menschengeschlechts gestanden und in jenen unwirthlichen Regionen sich das Paradies ausgebreitet habe, mit sehr gewichtigen, wissenschaftlichen Gründen. Wenn aber dort im starren Norden heute noch das Paradies blühte und der Garten der Unschuld der Menschheit offen stände; oder wenn ein Eldorado, ein Goldland die Leute an den Nordpol zöge, so könnten sie kaum mit größerer Gier nach Norden wallfahren als jetzt, da ihnen dorten nichts als Kälte, Hunger, Entbehrung und Eis entgegen starrt.

Der Trieb, die Erde zu erforschen und sich mit allen ihren Gegenden bekannt zu machen, ist ja gewiß ein sehr lobenswerther, und die für die Wissenschaft gemachten Aufopferungen sind gewißlich nicht gering anzuschlagen. Was es aber dort oben eigentlich zu entdecken giebt, das ist soweit schon längst bekannt — Schnee, Eis und unerträgliche Kälte, soweit aber kein Land. Was die Wissenschaft gewinnen konnte, das hat man herausgebracht. Praktischer Nutzen für die Menschheit ist aber noch durch keine Nordpolfahrt geschaffen worden.

Und doch ziehen immer und immer wieder großherzige, muthige Männer nach dem Norden, um von dort entweder unverrichteter Sache zurückzukehren oder daselbst elendiglich umzukommen. Es muß eine Manie, eine Sucht die Leute ergriffen haben, deren letzte Ursache in dem unverwüstlichen Ehrgeiz zu suchen ist, am weitesten nach Norden vorgedrungen zu sein.

Kaum sind die Klänge des Trauerliedes von dem Schicksal De Longs und seiner Genossen verklungen, so berichtet ein anderer Auffinder einer Nordpol Expedition — Kapitän Schley —, daß er die Nordpolfahrer unter dem Kommando Greelys endlich gefunden, das heißt, die noch am Leben waren. Vor zwei Jahren ging die Greely-Expedition nach dem Nordpol, um eine dort angelegte Station mit Proviant zu versehen. In Franklin Bay verließen die kühnen Männer das Schiff und wandten sich zu einer Forschungsreise. Seither hatte man bis vor Kurzem nichts von ihnen gehört und nur der Ruf drang vor einiger Zeit zu uns, daß Greely sich in Noth befinde. Sogleich wurde eine Expedition zur Rettung ausgesandt, welche jedoch Schiffbruch litt. Die letzte Expedition unter Schley war glücklicher. Man fand Greely und sechs noch lebende Genossen; siebenzehn aus den fünfundzwanzig waren elendiglich umgekommen.

Was diese Menschen ausgestanden haben, das ist schwer zu schildern. Nachdem die Lebensmittel erschöpft waren, nährten sich die Aermsten von gekochtem Seehundsfell, das sie von den Kleidern abgetrennt hatten, von Moosen und von Shrimps, die bei gutem Wetter gefangen wurden. Welch' Anstrengungen es kostete, sich mit diesen Seeheuschrecken (Shrimps) zu ernähren, davon kann man einen Begriff gewinnen, wenn man hört, daß 1300 dieser Thierchen für eine Mahlzeit erforderlich waren. Der Winter war einer der strengsten, von

denen der Nordpol weiß, und das will was heißen. — Und was wurde denn entdeckt, was hat die Wissenschaft gewonnen? Greely hat die Ehre, am weitesten nordwärts gedrungen zu sein. Er kletterte auf einen 2000 Fuß hohen Berg und sah gegen den Nordpol und nach Nordwesten kein Land, wohl aber im Nordosten — Grönland. Sie entdeckten in Grinnel-Land einen See, der Hazensee genannt wurde, und in der Nähe von Grinnel-Land ein Land, das von jenem durch Wasser getrennt zu sein scheint.

Dies ist den Berichten zufolge die ganze praktische Entdeckung. Es werden jedoch wieder und wieder kühne Männer sich aufmachen, um das Nordpol-Paradies zu finden und auch sie werden zu Grunde gehen, nur um andere nachzuziehen. Der Zug geht einmal nach dem Nordpol, auch wenn nichts anderes dort zu haben ist, als Eis, Kälte, Hunger, Elend und Tod.

Die deutsche Reichsfechtschule. Vor einiger Zeit konnte man in englisch-amerikanischen Zeitungen eine amüsante Uebersetzungsblüthe lesen. Es stand nämlich gedruckt, daß der Deutsche so viel auf die Fechtkunst (fencing) halte, daß jetzt eine Reichsfechtschule gegründet worden! Jene Reichsfechtschule aber ist ein Verein, der sich über ganz Deutschland zum Zweck verbreitet hat, das Reichswaisenhaus in Lahr frei zu betteln, daher — Reichsfechtschule, denn betteln heißt in der deutschen Handwerksburschensprache „fechten". Frei gebettelt aber ist das Waisenhaus in Lahr noch lange nicht, obwohl es sich nur darum handelt, eine Anstalt für etwa 100 Knaben herzurichten. 10 Jahre und länger wird schon „gefochten" und immer noch ist erst die Hälfte der nöthigen Summe beisammen.

Zur Verspottung dieser so wenig fruchtenden General-Bettelei haben kürzlich 5 Tübinger Studenten in Handwerksburschen-Kleidung eine wirkliche Fechttour durch's Württemberger Ländle unternommen, sind nach Reutlingen, Blaubeuren, Ulm, Schelklingen, Nürtingen 2c. gezogen und haben zusammen in 5 Tagen 11 Mark 59 Pfennige für das Reichswaisenhaus zusammengefochten, dabei viele Thaler verzehrt und alsdann zum Besten der deutschen Menschheit das Resultat publizirt. Ob dieser Anschauungs-Unterricht drüben wirken wird, wissen wir nicht. Gewiß jedoch ist es, daß die Art und Weise der deutschen Wohlthätigkeit oft eine höchst kuriose ist, namentlich in der deutschen Reichsfechtschule. Da werden Spielabende veranstaltet, wo die Theilnehmer die halbe Nacht zusammensitzen und ebensoviel oder mehr Groschen in Bier vertrinken, als dabei durch den Spielgewinnst Pfennige für die zu unterstützende Sache herauskommen. Da werden Cigarren geraucht und die abgeschnittenen Spitzen zum Besten eines wohlthätigen Zweckes gesammelt. Da gibt es „wohlthätige" Zecher, die so und soviel Thaler für Wein ausgeben und dann Flaschenstöpsel und Staniolhülsen aufbewahren, um sie irgend einem Wohlthätigkeits-Committee zu übergeben, das mit der Sammlung derartiger Dinge sich abgiebt. Kurzum, es ist fast immer nur, was man selbst nicht gebrauchen kann oder was auf irgend eine Weise Anderen abgelockt, abgeschnorrt oder abgewonnen wird, was dort als Gabe auf dem Altar der Wohlthätigkeit geopfert wird. Selbst, wo es Noth thut, einmal ordentlich in die Tasche zu greifen, oder gar, um wohlthätig zu sein, sich einen Genuß, ein Vergnügen zu versagen — das fällt leider nur den wenigsten ein. Kein Wunder daher, daß in Deutschland Sammlungen für wohlthätige Zwecke immer so klägliche Resultate ergeben, die zu den reichen Ergebnissen des amerikanischen Wohlthätigkeitssinnes einen jammervollen Gegensatz bilden. Kein Wunder, daß man da nicht nur bei großen Unglücksfällen, sondern auch bei den kleinsten Anlässen den deutschen Klingelbeutel nach Amerika herüber reicht und schreit: „Helft, oder wir versinken."

Das Recht auf Arbeit. Es ist ein bedauerlicher Mißstand, daß viele Menschen, die gerne arbeiten möchten, doch oftmals lange Zeit hindurch keine ihren Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechende Arbeit finden können. Dieser Mißstand macht sich besonders auch in Deutschland fühlbar, und er ist es zumeist, der in den unteren Klassen die große Unzufriedenheit erzeugt, die so leicht in Anarchismus und Socialismus ausartet.

Fürst Bismarck hat nun bei der Berathung des Gesetzentwurfs für die Verlängerung des Socialisten-Gesetzes das Recht des Arbeiters auf Arbeit ausdrücklich anerkannt. Die Socialdemokraten haben diesen Ausspruch auf die Umgestaltung des Staates in socialistischem Sinne ausgelegt und einen diesbezüglichen Antrag eingereicht.

Es ist jedoch von Seiten des Reichskanzlers nicht das Recht auf Arbeit in socialistischem Sinne, sondern das im preußischen Landrecht definirte Recht auf Arbeit gemeint.

Wir geben zum besseren Verständniß den betreffenden Passus aus des Reichskanzlers Rede wieder: „Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, so lange er gesund ist, sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank ist, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist, — wenn Sie das thun, und die Opfer nicht scheuen und nicht über Staatssocialismus schreien, sobald Jemand das Wort „Altersversorgung" ausspricht, wenn der Staat etwas mehr christliche Fürsorge für den Arbeiter zeigt, dann glaube ich, daß die Herren vom Wydener Programm ihre Lockpfeife vergebens blasen werden, daß der Zulauf zu ihnen sich sehr vermindern wird, sobald die Arbeiter sehen, daß es den Regierungen oder den gesetzgebenden Körperschaften mit der Sorge für ihr Wohl ernst ist." Und dann ferner in einer Erwiderung gegen Eugen Richter: „Ich erkenne ein Recht auf Arbeit unbedingt an und stehe dafür ein, so lange ich auf diesem Platze sein werde. Ich befinde mich dabei nicht auf dem Boden des Socialismus, der erst mit dem Ministerium Bismarck seinen Anfang genommen haben soll, sondern auf dem Boden des preußischen Landrechts. Ist nicht das Recht auf Arbeit zur Zeit der Publikation des Landrechts offen proklamirt? Ist es nicht in unseren ganzen sittlichen Verhältnissen begründet, daß der Mann, der vor seine Mitbürger tritt und sagt: ich bin gesund, arbeitslustig, finde aber keine Arbeit — berechtigt ist, zu sagen: gebt mir Arbeit, und daß der Staat verpflichtet ist, ihm Arbeit zu geben?"

Ferner äußerte er sich dem Abgeordneten Windthorst gegenüber, der ihn um genauere Fixirung des Rechtes auf Arbeit bat, ungefähr in folgendem

Sinne: Man lasse ja auch schon niemand verhungern und treibe den, der arbeiten könne und wolle, nicht zur Verzweiflung. Ausführung zweckmäßiger Arbeiten auf öffentliche Kosten sei in solchen Fällen doch rathsam und gegenüber den sonst zu gewährenden Almosen werde hierbei auch nur in etwas reicherer und würdigerer Weise Hülfe gewährt. Freilich sei Arbeitspflicht das nothwendige Correlat zum Arbeitsrecht. Hieraus geht hervor, daß Fürst Bismarck das Recht auf Arbeit nur als Ergänzung der Armenpflege aufgefaßt wissen will, wie sie das preußische Landrecht und schon lange vor Geltung desselben das Armengesetz der Königin Elisabeth von England versteht. In diesem im Jahre 1601 erlassenen Gesetze heißt es: „Jeder Arme muß entweder mit Arbeit versehen oder unterstützt werden, Arbeitsfähige, welche die ihnen zugewiesene Arbeit nicht übernehmen, sollen in ein Arbeitshaus oder Gefängniß transportirt werden." Hieraus geht hervor, daß dem Arbeitsfähigen, welcher keine Arbeit habe, zwar das Recht zusteht, von der Gemeinde, zu welcher er gehört, Arbeit zu fordern, daß aber die Gemeinde nicht verpflichtet ist, ihnen eine besondere technische Arbeit (Handwerk) anzuweisen, welche er vielleicht erlernt hat, sondern ihn lediglich als Arbeitskraft, sei es durch Ausbessern der Wege, Steinklopfen, Holzhauen u. s. w. zu verwenden und den dafür angemessenen Lohn zu gewähren oder Verpflegung. Das Recht auf Arbeit ist hierbei nur soweit anerkannt, als dem, welcher Arbeit sucht, aber nicht finden kann, aushülfsweise nicht eine bestimmte Art von Arbeit, sondern überhaupt Arbeit zugewiesen wird, bis er eine ihm besser zusagende Arbeit findet. Und es kommt noch hinzu, daß der auf Arbeit Anspruch machende Arbeiter dann auch verpflichtet ist, die ihm zugewiesene Arbeit zu übernehmen, andernfalls soll er in ein Arbeitshaus oder Gefängniß gebracht werden.

Das Recht auf Arbeit, wie es das preußische Landrecht versteht, ist weiter gehend als dasjenige, welches das englische Armengesetz anerkennt. Es heißt darin: „Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, mangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechen, angewiesen werden." Das ist ein sehr wesentlicher Unterschied, denn das englische Gesetz spricht nur von Arbeit schlechthin, während das preußische Landrecht den Arbeitsuchenden solche Arbeit gewähren will, die ihren Kräften und Fähigkeiten angemessen sind. Nach der Rede des Kanzlers vom 9. Mai dürfen wir aber einer Vorlage entgegensehen, welche das Recht auf Arbeit im Sinne des preußischen Landrechts auf das gesammte deutsche Reich überträgt, und in der neuen Fassung wird dann das Gesetz voraussichtlich auch praktische Geltung erlangen.

Die Enthüllungen, welche betreffs des Mordanschlags, welcher letztes Jahr während der Einweihung des Denkmals auf dem Niederwald am Rhein hätte ausgeführt werden sollen, gemacht worden sind, lassen Einblicke in das finstere Treiben der Mordgesellen thun, die Europa gegenwärtig mit Schrecken erfüllen. Es war auf nichts weniger als den Massenmord abgesehen und zwar galt der Anschlag dem deutschen Kaiser und seinem ganzen Gefolge. Die Rettung geschah auf wunderbare, gewißlich durch göttliche Vorsehung herbeigeführte Art und Weise. Einem der Mordgesellen schlug in der letzten Stunde das Gewissen und er zerschnitt den Zündfaden, so daß der am rechten Platze unterirdisch angebrachte Dynamit nicht explodirte. Andere schreiben den Fehlschlag dem Regen zu. Einer der verhafteten Mordbuben aber — ein Sattler Namens Rupsch — giebt an, daß ihn sein Gewissen gedrängt, den Zündfaden durchzuschneiden, und die Untersuchung scheint diese Angabe zu bestätigen.

Wenn sich nun solchen Mordbuben gegenüber die europäischen Regierungen zu schützen suchen, wenn sie ernstlich gegen Sozial-Demokraten, Wühler und Schreier einschreiten und dabei auch nothgedrungen streng gegen Leute verfahren müssen, die es gerade nicht verdienen, so kann man solche Regierungsmaßregeln nur billigen. Die sogenannten liberalen Zeitungen aber erheben ein Zetermordio-Geschrei darüber und meinen, die Welt müsse aus den Fugen gehen, wenn der stramme, preußische Polizeidiener einigen Krakelern sagt: „Gehen Sie nach Hause, meine Herrn, Ihr Geschrei ist polizeiwidrig!"

Der Leibarzt des Fürsten Bismarck. Die Welt braucht alle Tage Hülfe in ihren Leiden, wie sie zu ihren Freuden Musik, zu ihren Werken Berechnung und zu ihrer Erholung und Auferbauung die schwarze Kunst braucht. Da behilft sie sich denn in der Noth mit schlechten Musikanten, verschlingt die einfältigsten Bücher und bringt Pfuscher aller Arten zu lohnender Thätigkeit.

Man ergiebt sich mit Bewußtsein in die traurige Nothwendigkeit und läßt sich in Krankheiten lieber von gewohnheitsmäßigen Medizinalbeamten ohne Begabung behandeln, als daß man überhaupt aller ärztlichen Erfahrung und Beurtheilung entbehrt. Was will man machen! Die menschliche Gesellschaft vermag wohl vorhandene Talente zu gebrauchen, ja zu mißbrauchen, aber sie kann sich nicht Talente schaffen, wo keine vorhanden sind. Von Mittelgut wimmelt die Welt.

Um so freudiger wird auf dem unendlich wichtigen Gebiete der ärztlichen Wirksamkeit ein wahres und werkthätiges Talent anerkannt, die Menschheit blickt zu einem großen Arzte, dem sie vertraut, wie zu einem gottgesandten Retter in den schwersten Nöthen auf und vertraut ihm wie keinem andern Sterblichen. Und diese Anerkennung vollzieht sich mitten unter dem regsamsten Mißtrauen um so leichter und rascher, wenn solch' ein Talent Gelegenheit findet, sich an hoher, weithin sichtbarer, einer ganzen Nation erkennbarer Stelle heilsam zu bethätigen.

Dieß Glück ward Ernst Schweninger zu Theil.

Vor drei Jahren wußte die weite Welt noch so viel wie nichts von dem jungen Manne. Und auch seine nächsten Landsleute machten wenig Aufhebens von ihm. 1851 zu Neumarkt in der Oberpfalz als der Sohn eines angesehenen Bezirksarztes geboren, mit sechszehn Jahren Student der Medizin, mit zwanzig Jahren Arzt, wurde er bald Assistent des als Diagnost und pathologischer Anatom berühmten Professors Buhl und blieb dieß auch zehn Jahre lang, bis eine dumme Liebesgeschichte die so hoffnungsvoll begonnene Laufbahn des jungen Gelehrten kreuzte. Diesen zehn Jahren verdankt

Schweninger zumeist seine ärztliche Bildung, wie denn auch in dieser Zeit die meisten seiner literarischen Arbeiten entstanden sind, etwa 26 Monographieen, von denen die über Diphtherie, Tuberkulose, Haut- und Haartransplantationen, sowie ausführliche kritische Sektionsberichte die nennenswerthesten sind.

Nicht allzuviel beachtet, still in sein Schicksal ergeben, wirkte er weiter in rastloser wissenschaftlicher Ausbildung seiner Fähigkeiten und im praktischen Dienste der leidenden Menschheit. Aber in dieser Stille wuchs und wuchs die Zahl seiner Patienten in erstaunlicher Progression von Jahr zu Jahr. Einer dieser Münchener Anhänger, der Legationssekretär von P., an die bayerische Gesandtschaft nach Berlin versetzt, lenkte zuerst die Aufmerksamkeit des bereits an aller ärztlichen Hilfe verzweifelnden Grafen Wilhelm Bismarck, des jüngeren Sohnes des deutschen Reichskanzlers, auf den Mann seines Vertrauens. „Bill Bismarck", wie der volksthümliche Name des Grafen seit dem durch Veröffentlichung der Franzosen bekannt gewordenen Brief seines Vaters nach der Reiterschlacht bei Mars la Tour im Berliner Volksmunde lautet, Graf Bill litt seit langer Zeit nicht, wie die gewöhnliche Meinung lautet, an der Fettsucht, sondern an einer hartnäckigen Gicht und Schweninger hat ihn geheilt.

Dadurch ward auch der Fürst aufmerksam. Schweninger erschien in wiederholten Besuchen Anfangs doch nur gleichsam als Konsiliararzt, der die täglichen Modifikationen nicht zu geben braucht, wenn er auch dem merkwürdigen Patienten seine Anschauung von dessen Leiden und deren Behandlung des Oefteren entwickelte. Folge wurde ihm erst im Mai 1883 geleistet, als der Münchener Doktor wieder in Berlin erschien und sich auf Verlangen dazu entschloß, zu bleiben und die Beobachtung und Behandlung des Reichskanzlers tagtäglich zu übernehmen und zu leiten. Das körperliche Befinden des Fürsten, das seit dem ersten Begegnen nur noch schlimmer geworden war, konnte wahrhaft als ein verzweifeltes bezeichnet werden. Bismarck befand sich damals nicht nur in einem Zustande bedenklicher Zerrüttung des gesammten Nervensystems, sondern in dem noch beklagenswertheren einer unheilvollen Ernährung. An dem ersteren hatte gewiß die aufreibende und ungeheure Arbeitslast nicht wenig Schuld getragen, aber auch den letzteren dürfte man wohl zum großen Theil auf einen Beruf zurückführen, der eine unzweckmäßige Lebensweise, unregelmäßige Ernährung und ungenügende Bewegung mit sich brachte. Denkt man dabei, daß schon seit Jahren ein sich immer steigernder, immer aufregenderer, qualvoller Gesichtsschmerz, sowie schlimme Venenerweiterungen an den Beinen die Gesundheit, ja das Leben des Fürsten in bedenklicher Weise bedrohten, so kann man ermessen, wie gefahrvoll die gerade damals auftretenden allgemeinen Ernährungsstörungen wurden. Von Tag zu Tag magerte der Körper des Fürsten mehr ab, die Eßlust verschwand, die Verdauung sank zur Unmöglichkeit herab, indem jede Nahrungszufuhr von grimmigen Schmerzen und nicht selten von Erbrechen gefolgt war. Zu all dem Unheil gesellte sich gleich im Anfang der Behandlung des Reichskanzlers durch Schweninger (Mitte Juni 1883) eine durch Diätfehler begünstigte, durch Gallensteine bedingte langwierige Gelbsucht, die nur dazu geeignet war, die schwachen Kräfte noch tiefer herunterzubringen und die Ernährungsversuche zu beeinträchtigen. Deutschland stand näher, als es allgemein bekannt war, vor der traurigen Wahrscheinlichkeit, den Begründer seiner Einheit, den Lenker seiner großen Politik durch ein grausames Geschick einzubüßen.

Nur der sorgsamsten, gewissermaßen von Stunde zu Stunde geleiteten Diät, die nur in streng wissenschaftlichem, rationellem Sinne, nicht schablonenhaft, gehandhabt und nach Verhältniß jeweilig verändert wurde, und die ganze Lebensweise des Fürsten, Essen, Trinken, Schlafen, Arbeiten und Bewegen, beeinflußte, gelang es allmählig, die Kräfte zu heben, der Abmagerung zu steuern, die Verdauung zu befördern und den gesammten Unterleib in Ordnung zu bringen. Nur ihr war die Beseitigung der so hartnäckigen Gelbsucht zu danken, und durch sie wurde dem erschöpften Nervensystem in einer Weise aufgeholfen, daß dasselbe sich wesentlich gebessert hat, die Gesichtsschmerzen zeigen sich nur selten mehr und dann nur mäßig und vorübergehend. Fürst Bismarck schläft ruhiger, fester, erquickender als seit langer Zeit, ißt und verdaut vortrefflich, geht und reitet, was er seit Jahren nicht mehr gekonnt, in ausgiebigster Weise und erfreut sich des besten Humors. Viele glauben gar nicht, wie er lacht, wenn er mit sich allein ist.

Und zu allen den Erfolgen war auch nicht ein einziges Medikament verwendet worden.

Als der Kanzler des deutschen Reiches, nachdem er lange, viel zu lange in unseren Parlamenten nicht gesehen worden war, in diesem Jahre wieder in eigener, streitbarer Person an den Berathungen zu beiden Enden der Leipzigerstraße theilnahm, war das Erstaunen über seine verjüngte Erscheinung, über seine frische Laune und sein ganzes erquicktes Wesen bei allen Parteien gleich groß. Und wieder ging die Frage von Mund zu Mund, wem Solches zu bewirken gelungen sei. Den Freunden Schweningers ward die Antwort leicht.

Dafür schien es in diesem Winter, als wollte Graf Bill den Feinden des so rasch berühmt gewordenen Arztes eine große Freude bereiten. Es ward nämlich ruchbar, der jüngste Sohn des Reichskanzlers sei nicht unerheblich erkrankt. Man sprach von fieberhaftem Gastrizismus oder ambulantem Typhus. Da hoben sich die Hände der Neider und der Eifersüchtigen und: „Da habt ihr's," hieß es, „da sehet die sauberen Folgen dieser hochgelobten Behandlung! Solche Roßkuren halten selbst die stärksten Menschen nicht aus. So mußte es kommen!"

Es hatte bei solchen Reden den Anschein, als ob ein Nervenfieber bei anderen Leuten, die keine Patienten Schweninger's, überhaupt gar nicht vorkäme.

Nun, die wahre Folge jener Behandlung war doch wohl nur die, daß Graf Bill die ganze Krankheit stehenden Fußes überwand, und ohne das Bett gehütet zu haben, in Bälde wieder frisch und gesund war. Man kommt nicht ungestraft und unverlästert zu Erfolg und Ruhm, und nun gar in so jungen Jahren. Aber eine richtige altbayerische Natur, wie die Ernst Schweningers eine ist, kann schon einen und andern Puff vertragen, ohne Lust und Laune zu verlieren. Wir wollen nur wünschen, daß es dem hochbegabten Münchener Arzte gelingen möge, den Mann, der Deutschland in den Sattel gehoben hat, seiner Nation in rüstiger Kraft und Gesundheit noch viele viele Jahre zu erhalten, dann braucht ihm um Ruf und Nachruf nicht bange zu werden, und „der Leibarzt des Kanzlers", wie ihn schon jetzt das Volk nennt, wird bis auf seine spätesten Tage der Ehrentitel seines Lebens bleiben.





Die Waise.





Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. | Oktober 1884. | Zehntes Heft.



Die Waise.

An M.

Zum Titelbild.

So sah ich dich, so warst du still erblüht,
Geweckt von deines Lenzens Kosen,
Wie keusch dem ersten Morgenstrahl erglüht
Der halberschlossne Kelch der Rosen.

Du warst so zart, d'rum hat dich treu gepflegt
Der Elternliebe heil'ges Sorgen;
Wie hat sie schützend deinen Pfad umhegt,
Vor jedem Gifthauch dich geborgen.

Da traf der Schlag! Das Mutterherze brach,
Und noch konnt'st kaum dein Weh du fassen,
Da wanktest auch dem Sarg des Vaters nach,
So ganz verwaist, so ganz verlassen.

Hast nie gekannt die kecke Jugendluft;
Der Jungfrau heit'res, süßes Hoffen —
Die Freudensaaten alle in der Brust —
Vom Frost des Grams sind sie getroffen.

Und doch und doch! Hast nicht umsonst gelebt —
Der Sturm beugt wohl die Wipfel nieder,
Doch tief und tiefer stets die Wurzel strebt
Und stolz erhebt die Kron' sich wieder.

An jenem Doppelgrab — hcut seh' ich's klar,
Half Gott dein Weh dir niederringen;
Half dir, die gestern selbst ein Kind noch war,
Geschwistern Mutterliebe bringen.

O selig, wen ein heil'ges Leid gereift
Zum heldenmüth'gen Selbstvergessen;
Wer so des Lebens höchstes Ziel ergreift,
Nicht karg sei ihm der Dank bemessen.

Gott segne dich, mein guter Engel du!
Hält auch ein Weltmeer uns geschieden,
In treuer Lieb' wallt dir mein Herze zu:
Giebt's noch ein Wiedersehn hienieden?

G. Weiler.

Das pastorale Verfahren des Herrn.

Von Geo. Guth.

Um auf die Betrachtung unseres höchst selten in's Auge gefaßten, aber unerschöpflich tiefen und inhaltsreichen Themas auch nur einigermaßen eingehen zu können, ist unseres Erachtens vor allem nöthig, daß wir uns klar werden darüber, wie es im Plane des Welterlösers lag, sich als solcher den Menschen zu offenbaren und mitzutheilen.

Daß Jesus in einem dreifach amtlichen Charakter als König, Prophet und Priester der gefallenen Menschheit in die Welt kam, bedarf unsererseits keines Beweises. Auch darüber kann wohl kein Zweifel obwalten, daß er von der Zeit seines öffentlichen Auftretens vor dem Volk über seine Person und Aufgabe in dieser Welt sich völlig klar war. Jesus Christus selbst hat von der Zeit an, da er sein Lehramt antrat, sich als Sohn Gottes und verheißener Messias klar gewußt. Dessenungeachtet aber sehen wir bei eingehender Betrachtung der Evangelien, daß der Herr erst recht spät, nämlich wenige Tage vor seinem Leiden, öffentlich ausgesprochen hat, daß er der verheißene Messias sei. Wenn wir den Grund hiefür nicht in der erst spät und allmählig erfolgenden Entwicklung des Selbstbewußtseins Jesu, wie Welche behaupten, zu suchen haben, so kann er nur in den Zeitverhältnissen und Umständen gesucht werden, die dem Herrn es angezeigt erscheinen ließen, den ganzen Inhalt seines Selbstbewußtseins noch nicht auszusprechen. Daß dem Herrn bei seinem Kommen in die Welt nicht damit gedient sein konnte, wenn man ihn blos äußerlich als Messias anerkannte, sondern daß es ihm vor allem auf eine Erneuerung des Herzens, auf die Einpflanzung eines ganz anderen Sinnes, sowie auf die Begründung eines bisher ungeahnten Verhältnisses zu Gott ankam, muß sofort einleuchtend sein. Er wollte keine bloßen Lippenbekenner um sich schaaren, sondern nur solche als Glieder seines Reiches betrachten, die den Willen thaten seines Vaters im Himmel. Nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen; das war der Charakter der gesammten Wirksamkeit des Herrn. Daher kam es, daß er vorerst das Wesen und die Gesetze des neuen Gottesreiches verkündigte, wie das aus dem großartigen Beispiel der Bergpredigt zu ersehen ist, ehe er überhaupt von sich als dem Könige dieses Gottesreiches redete. Aus der rechten Erkenntniß des neuen Gottesreiches sollte die Erkenntniß des Königs in diesem Reiche erwachsen und nicht umgekehrt. Darum hat er sich auf dem stufenweisen Gang seinem Volke geoffenbart. Nur denen, die ihn als Sohn Gottes und Messias erkannten und an ihn glaubten, konnte er sich innerlich offenbaren.

Und gerade hier lag die Schwierigkeit der messianischen Thätigkeit des Herrn überhaupt. Es kam ihm nicht so sehr darauf an, daß er als der Messias anerkannt werde, als es ihm darauf ankam, daß man auf das einging, was er that und lehrte, daß man ihn also nicht an einem aus dem Alten Testament hergenommenen Maßstabe messe, sondern einfach in's Auge fasse, daß das, was er thut und die Art und Weise, wie er es verrichtet, das Zeichen seiner göttlichen Sendung sei. Wie schwer war daher die Aufgabe des Herrn, selbst diejenigen Gemüther, welche mit Sehnsucht auf das verheißene Heil hofften, aber es in den alttestamentlichen Formen erwarteten, von diesem enggezogenen Gesichtspunkte loszumachen und zu bewegen, auf seine Gedanken einzugehen und zu erkennen, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Darum fand er sich genöthigt, in seiner Verkündigungsweise der Heilswahrheiten zur Parabelform zu greifen, denn, sagt er selbst, mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht und ihr Herz ist verstockt, daß sie nicht erkennen die Gabe Gottes, die zu ihnen gekommen war.

Finden wir nun nicht gerade hier die Lösung der Frage, wie der Herr sich in seiner pastoralen Thätigkeit verhielt? Als Hirte kam er vornehmlich zu seinem Volk, dem Volke Israel, welches schlechtweg die Seinen genannt wird. Israel war seine verirrte Heerde, die er sammeln sollte; er wollte ein jedes seiner verlorenen Schafe retten. Zu diesem Zwecke kam er in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Mußte nun nicht nothwendigerweise seine seelsorgerliche Behandlung des einzelnen Menschen dadurch erschwert werden, daß sein Volk, als Ganzes betrachtet, ihn weder aufnahm noch in seiner Aufgabe unter ihnen zu begreifen verstand? Daß unter solchen Umständen seine pastorale Wirksamkeit eingeengt und einzig in ihrer Art sein mußte und überhaupt sich nur auf einzelne Personen erstrecken konnte, kann keinem aufmerksamen Leser des Lebens und Wirkens unseres Herrn Jesu Christi auf Erden entgehen.

Wiederum. Ueberblicken wir überhaupt die Wirksamkeit des Herrn nach der Evangelienharmonie, so finden wir, daß in ihr der Herr den Inhalt seines Selbstbewußtseins als Gottessohn und Erlöser der Welt im Ganzen nicht zum Gegenstand lehrhafter Erörterung macht, daß aber aus allem, was er sagt, hervorleuchtet, daß

er für sein Wirken eine unbedingte Autorität in Anspruch nimmt, indem er die vollkommene Gottesoffenbarung bringt. Wir sehen daher, von diesem Standpunkt aus betrachtet, daß der Ausgangspunkt und das Grundlegliche seiner Lehre ihm nicht sein Beruf an der Menschheit zunächst, sondern sein persönliches Verhältniß zu Gott ist. Wohl spricht er schon in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit hier und da von seiner Stellung in der Menschheit, wie z. B. in seiner Antrittsrede in seiner Vaterstadt Nazareth, Luk. 4, 18. 19. Das Volk aber wußte die Anwendung seiner Rede nicht zu machen, so daß der Herr selbst sprach: „Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande," V. 24. Der Ausgang jener Rede war, daß die Juden voll Zorn wurden, Jesum zur Stadt hinaus stießen und ihn über den steilen Abhang des Berges, darauf ihre Stadt gebauet war, hinabzustürzen versuchten. Als der Herr später erklärte: Ich und der Vater sind Eins, da warfen ihm die Juden Gotteslästerung vor. Wohl jauchzte das Volk beim Palmen-Einzug in der Stadt dem Herrn zu, doch verstanden sie ihn nicht. Kurz, die ganze Wirksamkeit des Herrn hatte die Absicht gehabt, sich als König im Reich der Wahrheit, das nicht von dieser Welt ist, zu offenbaren. Aber alle Vorsicht und Weisheit Jesu ist an der Volksmasse umsonst gewesen. Die Seinen nahmen ihn nicht auf. Zwar ganz ohne Frucht war die Wirksamkeit des Herrn doch nicht geblieben. Er hatte sich eine kleine Jüngerschaar gesammelt, an denen er seinen Zweck erreichte, doch war die Zahl äußerst klein. Seine Hauptaufgabe war, das Gesetz und die Propheten zu erfüllen und als Lamm Gottes der Welt Sünde zu tragen. Dieser Aufgabe widmete er sich dann auch vollständig, so daß er im hohepriesterlichen Gebet sprechen konnte: „Ich habe dich verkläret auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte." Joh. 17, 4.

Daß unter solchen Zeitverhältnissen und Umständen, wie wir sie eben geschildert haben, der pastoralen Thätigkeit des Herrn besondere Schwierigkeiten bereitet werden mußten, liegt auf der Hand. Daher ist seine Behandlung der einzelnen Personen eine einzigartige und unsern Ideen oft geradezu entgegengesetzt.

Vor Allem machen wir darauf aufmerksam, daß es im pastoralen Verfahren des Herrn den Anschein hat, als ob er die Gelegenheit über das Seelenheil der einzelnen Personen, mit welchen er in Berührung kam, zu reden, durchaus nicht suchte, sondern vielmehr von der sich ihm darbietenden Gelegenheit zu diesem Zwecke den besten Gebrauch zu machen wußte. Wir finden kaum ein Beispiel in seinem thatenreichen Leben, wo er dem einzelnen Menschen positiv nachging, um mit ihm über sein Seelenheil zu reden. Nirgends wird berichtet, daß er irgend Jemand mit einer diesbezüglichen Frage überraschte. Dagegen finden wir, daß fast alle Personen, an denen er seelsorgerlich wirkte, entweder von seiner göttlichen Sendung überzeugt zu ihm zu kommen sich gedrungen fühlten, oder daß Jesus sich von den scheinbar nebensächlichen Umständen und Gegenständen der Unterhaltung zur Hauptsache, zu dem Einen, das noth ist, sich geschickt zu wenden wußte. Alle Kranken, die Jesus heilte, kamen entweder selbst zu ihm, oder sie wurden von Freunden zu ihm gebracht, oder er kam, wie es den Anschein hat, auf eine sog. zufällige Weise in Berührung mit ihnen. Ihnen aber nachzugehen und retten zu wollen, ohne einen geschickten Uebergangspunkt vom Irdischen zum Geistlichen und Ewigen zu finden, war seine Verfahrungsweise nicht. So wie der Herr sich in seiner Lehrweise fast ausschließlich der Parabelform bediente, ebenso hat er in seinem pastoralen Verfahren mit dem Menschen sich aller möglichen Verhältnisse und Umstände zu bedienen gewußt, um ihren Seelen zum Segen zu gereichen und zwar gab nicht er selbst die Veranlassung hiezu, sondern in der Regel ging der Anknüpfungspunkt von denen aus, mit welchen er in Berührung kam. Um das bisher Gesagte näher erörtern zu können, laßt uns einige Beispiele aus dem pastoralen Verfahren des Herrn ins Auge fassen.

Erstes Beispiel. Nikodemus kommt zu Jesu bei der Nacht, um sich mit ihm über die göttlichen Lehren, speciell über die neue Lehre zu unterhalten. Er legt ein bedeutendes Zeugniß ab von seinem Glauben an ihn als den Lehrer von Gott gekommen. Wie aber verfuhr der Herr bei dieser Anrede eines Meisters in Israel? Ging er auf den Gedanken des Fragestellers ein? Gewiß nicht in dem Sinne, wie es etwa Nikodemus erwarten mochte. Er wies ihn mit dem ersten Wort auf die Thatsache hin, daß Nikodemus keine neue Lehre, sondern neues Leben bedürfe. Die Wiedergeburt aus Wasser und Geist sei vor allem andern nothwendig. Wie gelungen ist hier das pastorale Verfahren des Herrn! Er läßt sich auf das Verlangen des Nikodemus nach der neuen Lehre, die er seinem Volke zu bringen habe, gar nicht ein, sondern tritt ihm entgegen mit der praktischen Forderung eines völlig neuen Lebensanfangs, um an dem Gottesreich Antheil haben zu können. Und daß Jesus in der Behandlung des Nikodemus erfolgreich war, sehen wir aus dessen späterer Geschichte.

Zweites Beispiel. Am Jakobsbrunnen rastete Jesus ermüdet von seiner Reise zur Mittagszeit. Eine Samariterin kommt aus dem nahen Städtchen, um Wasser zu schöpfen. Jesus ergreift die Gelegenheit und bittet um

einen Trunk Wasser. Daß er sich in ein tieferes Gespräch mit dem Weibe einzulassen gedenkt, wird nicht gesagt. Erst als das Weib ihre Verwunderung ausspricht, daß er als ein jüdischer Mann sich herablasse, ein samaritisches Weib um etwas anzusprechen, findet er einen Anknüpfungspunkt zur pastoralen Thätigkeit. Dürfen wir nicht annehmen, daß Jesus auf dieser Reise keine Wirksamkeit in Samarien beabsichtigt hatte? Das geht daraus hervor, daß er am Brunnen rastet und seine Jünger zur Stadt schickt, Speise zu kaufen. Aber in der Art, wie das Weib ein Gespräch mit ihm anknüpft, bietet sich ihm eine Gelegenheit, die er nicht unbenutzt lassen kann, und lenkt das Gespräch auf den höchsten Gegenstand seines Berufs. Das Weib begreift anfangs den tiefen Sinn seiner Worte vom geistlichen Wasser nicht, weil kein geistliches Bedürfniß für sie vorhanden war. Es gab daher nur einen Weg für ihn zur Erweckung dieses Bedürfnisses, das ist die Erregung des Schuldgefühls. Jesus lenkt ihren Blick in ihre eigene Vergangenheit und weist hin auf den wunden Fleck ihres Lebens. Sie fühlt sich getroffen. Sie erkennt die Gabe Gottes, und wer der ist, der zu ihr redet, und sie bekennt: „Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist." Von dieser Ueberzeugung getrieben, eilt das Weib in die Stadt und ruft den Einwohnern zu: „Kommt, sehet einen Menschen, der mir gesagt hat Alles, was ich gethan habe, ob er nicht Christus sei." Jesus findet ein Feld weiß zur Ernte. „Und viel mehrere glaubten um seines Wortes willen, und sprachen zum Weibe: wir glauben nun fort nicht um deiner Rede willen; wir haben selbst gehöret und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland." Joh. 4, 1—43.

Drittes Beispiel. Joh. 9 wird uns berichtet, daß als Jesus vorüberging, sahe er Einen, der blind geboren war. Das Schicksal des Unglücklichen hatte die Theilnahme der Jünger erweckt, und bald waren sie mit Jesu im Gespräch darüber, wie wohl ein so schweres Geschick zu erklären sei. Jesus aber war nicht gekommen, sich in theologische Controversen einzulassen, sondern um zu zeigen, wie auch das schwerste Leid in Gottes Hand das Mittel werden kann, den reichsten Segen zu spenden, und er heilt den Blindgeborenen. Es ist nicht nöthig, daß wir den weiteren Verlauf der Geschichte verfolgen. Für uns aber scheint es höchst bedeutungsvoll, daß der Herr keine pastorale Thätigkeit an dieser Person unternahm, bis er ihn später traf und die Frage an ihn richtete: „Glaubst du an den Sohn Gottes?" Offenbar ist dieses das erste Zusammentreffen Jesu mit dem Blindgeborenen. Daher dessen Erwiderung: „Herr, welcher ist es, auf daß ich an ihn glaube?" Jesus giebt sich ihm zu erkennen, indem er spricht: „Du hast ihn gesehen und der mit dir redet, der ist es." Sofort ruft der Blindgeborene aus: „Herr, ich glaube!" und betete ihn an. Joh. 9, 1—38. In diesem Falle wartet der Herr mit aller pastoralen Thätigkeit, bis die Juden den Blindgeborenen von sich hinausstoßen, und als Jesus sich ihm nun zu erkennen giebt, wird er gläubig und lernt zu Jesu Füßen verstehen, wie das, was der Fluch seines Lebens schien, ihm zum höchsten Segen wird.

Viertes Beispiel. Auf seiner Reise durch Samaria nach Jerusalem begegneten dem Herrn zehn Aussätzige in einem Markt, welche ihre Stimmen erhoben und ausriefen: „Lieber Meister, erbarme dich unser!" Durch den Hilferuf wurde die Aufmerksamkeit des Herrn auf die Armen gerichtet. Der Bericht lautet: „Und da er sie sahe, sprach er zu ihnen: gehet hin und zeiget euch den Priestern. Und es geschah, da sie hingingen, wurden sie rein." Daß der Glaube Bedingung ihrer Heilung war, wird nicht betont. Ebenfalls kann hier von keinem Pastoral-Verfahren des Herrn im aktiven Sinn die Rede sein. Doch wir lesen weiter: „Einer aber unter ihnen, da er sahe, daß er gesund geworden war, kehrte er um, und pries Gott mit lauter Stimme. Und fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen, und dankte ihm. Und das war ein Samariter. Jesus aber antwortete und sprach: Sind ihrer nicht zehn rein geworden? wo sind aber die neune? Hat sich sonst Keiner gefunden, der wieder umkehrete und gäbe Gott die Ehre, denn dieser Fremdling? Und er sprach zu ihm: stehe auf, gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen." Luk. 17, 12 ff. An den übrigen findet der Herr keine pastorale Thätigkeit auszuführen, indem sie in undankbarer Gesinnung ihre eigenen Wege gehen. Aber diesem einen sichert der Herr eine neue Gnade zu. Der Glaube, von dem Jesus hier redet, ist nicht blos der, der ihn im Anfang hergeführt, sondern vielmehr der, welcher ihn jetzt wieder zurückgeführt hat. Durch dieses Zurückkommen hat er das vorläufig durch die Genesung geknüpfte Band zwischen Jesu und ihm unauflöslich versiegelt; er erkennt sein Wort als das göttliche Werkzeug des Wunders an; er tritt in enge Verbindung mit der ganzen Person dessen, bei dem er zuerst nur Macht gesucht hatte. Und dadurch hat sich die physische Heilung in sittliche, in Heil verwandelt, was bei den andern nicht geschah, weil sie nicht umkehrten, wie dieser, und Gott die Ehre gaben.

Fünftes Beispiel. Der Evangelist Lukas berichtet uns 10, 38—42, daß Jesus mit seinen Jüngern auf der Reise in einen Flecken kam, wo sie von Martha, die eine Schwester Maria hatte, Aufnahme fanden. Maria setzte sich sofort beim Eintritt Jesu in ihr Haus zu

seinen Füßen und hörte seiner Rede zu. Martha dagegen machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Maria ist heilsbegierig, sie will Worte aus Jesu Mund vom Reiche Gottes hören. Darum hat sie zu seinen Füßen Platz genommen, um keines seiner Worte zu verlieren. Martha dagegen scheint keinen Sinn zu haben für den Hauptzweck des Lebens, sondern findet vollauf zu thun ihrem Gaste zu dienen in reichlicher Bewirthung. Es scheint, als ob der Herr die geschäftige Martha gewähren läßt und die mehr empfängliche Schwester genießt aus der Segensfülle ihres Meisters Gnade um Gnade. Maria hat alles andere vergessen in ihrem Eifer um die Aufnahme der göttlichen Wahrheiten. Martha wird zuletzt über das Betragen ihrer Schwester ungehalten und mit einiger Aufregung tritt sie vor Jesu hin mit den Worten: „Herr, fragst du nicht darnach, daß mich meine Schwester lässet alleine dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife." Offenbar erwartete Martha, daß ihre Schwester eine sanfte Rüge vom Herrn bekommen würde. Allein, wie verhält sich der Herr? Es ist wahr, Martha, du hast viel Sorge und Mühe, und zwar darum hast du so viel Mühe, weil du es einmal so haben willst in deiner irdischen Gesinnung. Doch, „Eins aber ist Noth. Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden." Maria in ihrem empfänglichen Sinn erkannte, daß, wenn man das einzige Glück hat, Jesum unter seinem Dache zu besitzen, es unendlich wichtiger ist, von ihm zu empfangen, als daß man sich bemüht ihm zu geben. Erst als Martha vorwurfsvoll den Herrn anredet, hat er auch ein seelsorgerliches Wort für sie.

Sechstes Beispiel. Während Jesus auf einer Reise begriffen ist, wird sein Freund Lazarus krank. Die beiden Schwestern des Kranken ließen dem Herrn die Mittheilung machen: „Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank." In dieser Meldung liegt der Gedanke, daß er kommen soll und Lazarus gesund machen. Allein er verweilt zwei Tage, ehe er die Reise nach Bethanien antritt. Er erklärte, daß der Sohn Gottes durch die Krankheit des Lazarus geehrt werde. Er hatte eine pastorale Thätigkeit auszuüben. Die Jünger sollten glauben, Joh. 11, 15, und die Schwestern des Verstorbenen sollten die Herrlichkeit Gottes sehen, V. 40. Wie innig und herzlich ist doch die beiderseitige Begegnung! Jesus tröstet die Schwestern in ihrem schweren Schmerz und bereitet sie vor auf die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes in der Auferweckung ihres Bruders von den Todten.

Siebentes Beispiel. Auf seiner letzten Reise nach Jerusalem kommt Jesus durch die Stadt Jericho. Lehrend wandelt er durch die Straßen der Palmenstadt. Eine Menge Volkes begleitet ihn auf seinem Durchgang. Zachäus, ein Oberzöllner der Stadt, will Jesum sehen. Er macht sich auf den Weg, denn die Rettung seiner Seele war ihm über alles andere wichtig geworden. Er sinnt auf einen Weg, wie er seinen Zweck erreichen könnte. Er ersteigt einen Maulbeerbaum. Jesus aber ruft ihn mit Namen und lädt sich als Gast bei ihm ein. Zu Hause angekommen, lehrt der Herr weiter. Erst als Zachäus mit einem vollen Sündenbekenntniß und Geständniß vor ihn tritt, da läßt der Herr seinem Hause Heil widerfahren.

Noch ein Beispiel und wir brechen ab. Als Jesus am Kreuze hing, spotteten die Obersten sammt dem Volke seiner und sprachen: Er hat Andern geholfen, er helfe sich selber, ist er der Christ, der Auserwählte Gottes. Es verspotteten ihn auch die Kriegsknechte und sprachen: Bist du der Juden König, so hilf dir selber. Auch der Uebelthäter einer, die da gehenkt waren, lästerte ihn. Der Andere aber, überzeugt davon, daß Jesus der Christ, der Auserwählte Gottes ist, wendet sich im wahren Bußgefühl zu Jesu und spricht: „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst." Jetzt erst sieht sich der Herr veranlaßt pastoral zu verfahren und er spricht zum Schächer: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Luk. 24, 43.

Aus dem Gesagten über das pastorale Verfahren des Herrn ergeben sich folgende beherzigenswerthe Punkte:

1. Die Hauptaufgabe des Herrn war nicht seine pastorale Thätigkeit, sondern das Werk der Erlösung für die Menschheit zu vollbringen.

2. Indem der Herr von seinem Volke weder verstanden noch in seiner Aufgabe begriffen wurde, konnte er nur unter großen Schwierigkeiten pastorale Thätigkeit verrichten.

3. Er suchte daher nicht so sehr die Gelegenheit zur pastoralen Arbeit, als er von der sich ihm bietenden Gelegenheit immer den besten Gebrauch zu machen wußte.

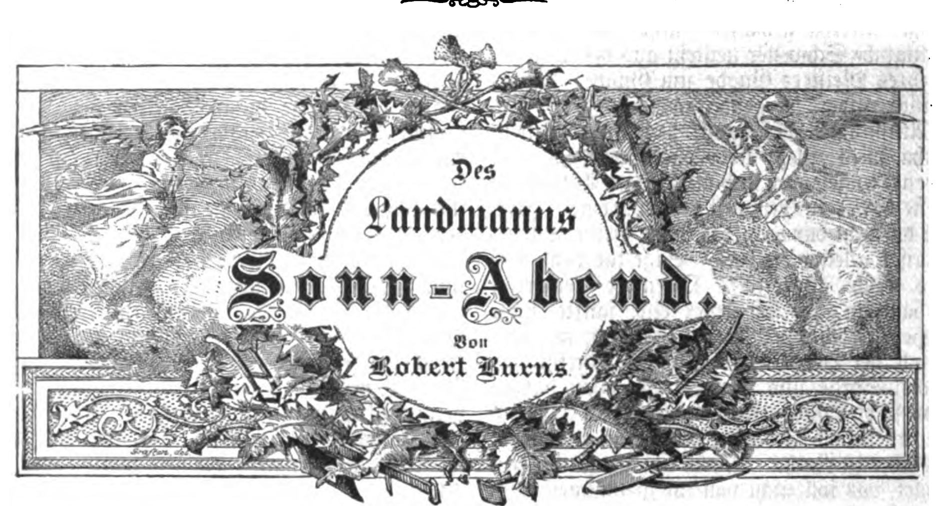
4. Durch sein fleckenloses Leben, erhabenen Lehren und göttlichen Wunder bewies er sich so kräftiglich als der Sohn Gottes, daß er in seiner pastoralen Thätigkeit nur dann aktiv wurde im eigentlichen Sinne des Wortes, wann die betreffenden Personen empfänglich waren, oder ihm überhaupt Veranlassung gaben, seelsorgerlich mit ihnen zu verfahren.

5. Vermied der Herr in seinem pastoralen Verfahren alles Mechanische und Formenhafte, indem er eine jede Person nach ihren Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen behandelte.

6. Durch den Geist Gottes, der ihn trieb, wußte er wann und wie pastorale Arbeit zu verrichten sei. Er verstand es, die Zeit und Gelegenheit zu diesem Zwecke abzuwarten und erklärte

in diesem Sinne sogar: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen," Joh. 2, 4 und wieder: „Meine Zeit ist noch nicht hier; eure Zeit aber ist allewege," Joh. 7, 6.

Schließlich. Hat es nicht den Anschein, als ob der Herr, nachdem er seine Gottessohnschaft durch Lehren und Wunder bewiesen und seinem Volke den Zweck seiner Sendung mitgetheilt hatte, die Stellung einnahm, daß er nur an denen seelsorgerlich wirke, die ihrer Ueberzeugung Folge leistend, zu ihm kommen, und daß wer dieser Ueberzeugung zuwiderhandelte oder überhaupt nicht beachtete, kein weiteres pastorales Verfahren von Seiten des Herrn an sich zu erwarten hatte? —



Freie Uebertragung von P. H.

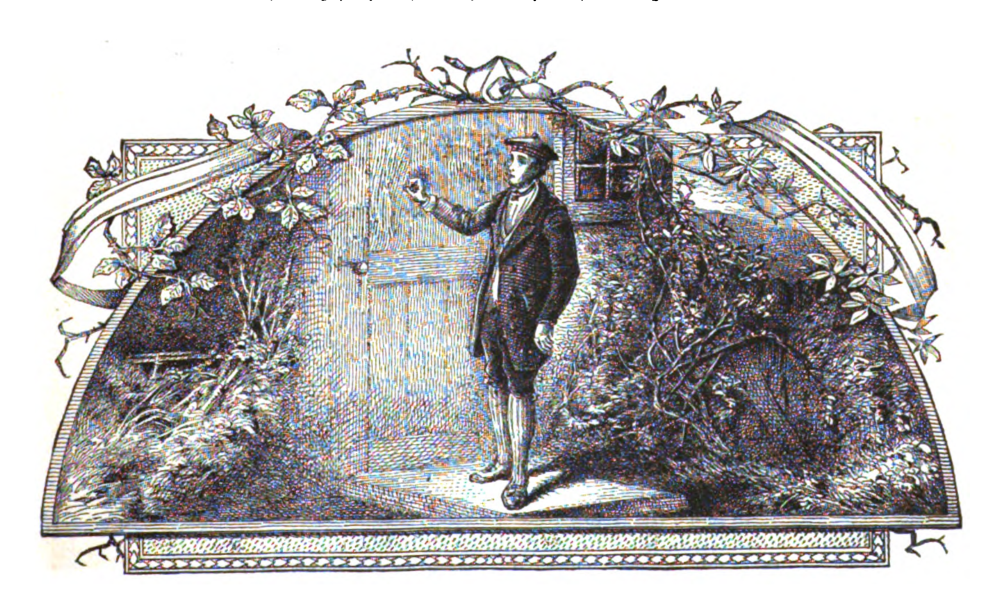
Kalt braust der Herbststurm heulend durch das Land, —
Der kurze Tag zerrinnt in raschem Flug,
Matt schleppt sich's Vieh zum Stall, vom Joch gespannt,
Zum Nest enteilt der Krähen schwarzer Zug;
Der Landmann, der der Müh gehabt genug
Die Woche durch, freut sich auf ihren Schluß,
Räumt froh zusammen Hacke, Karst und Pflug,
Und lenkt, wo wohlverdienter Ruh Genuß
Ihm winkt, — heim über's Moor mit müdem Schritt den Fuß.

Dort grüßt ihn schon sein Hüttlein, still und klein,
In Waldesschatten freundlich eingebaut,
Froh trippeln um ihn her die Kinderlein,
Die längst verlangend nach ihm ausgeschaut; —
Hier am Kamin sein Plätzlein warm und traut,
Sein rüstig Weib, das Auge hell vor Freud',
Sein Jüngstes, das mit süßem Plapperlaut
Auf seinem Schooße plaudert, lassen heut'
Ihn leicht vergessen Noth, Mühsal und Sorg' und Leid.

Bald kehren auch die ält'ren Kinder, schon
In fremdem Dienste, heut' nach Haus zurück:
Die Söhne bringen ihrer Arbeit Lohn;
Jenny, die ält'ste Tochter, hold, den Blick
Voll Lust und Unschuld, Lieb' und stillem Glück,
In frischer Jugend schönstem Blüthenstand —,
Sie hilft daheim mit Eifer und Geschick
Und macht mit emf'ger, kunstgeübter Hand
Aus manchem alten Kleid ein schmuck und neu Gewand.



Da sitzen sie nun im Geschwisterkreis
Nach wohlvollbrachter Wochenarbeit Müh'n,
Erzählen sich, was Jedes Neues weiß,
Indeß die Feierstunden rasch entflieh'n —;
Manch' ernstes Wörtlein wirft der Vater hin,
Die Mutter, die voll Hoffnung vorwärts schaut,
Läßt still der Zukunft Glück vorüberzieh'n
Am Geist; sie tröstet sich: „Wer Gott vertraut,
Und seine Pflicht erfüllt, hat nicht auf Sand gebaut!" —



Doch plötzlich klopft es leise dort am Thor! —
Von wem es kommt, ahnt Jenny wohl; sie sagt:
„Ein Nachbarsohn ist's, drüben über'm Moor,
Der heut' mich schüchtern zu besuchen wagt." —
Wie's ihr die Röthe in die Wangen jagt,
Die Gluth verrätherisch aus den Augen bricht! —
Die Mutter bang nach seinem Namen fragt;
Die Tochter nennt ihn zögernd; jene spricht:
„Gott segne dich! du hast dich sein zu schämen nicht!" —

Glückstrahlend führt ihn Jenny nun herein;
Man sieht's der Mutter an: der Gast gefällt;
Der Vater läßt in ein Gespräch sich ein
Von Haus und Hof, von Stall und Vieh und Feld.

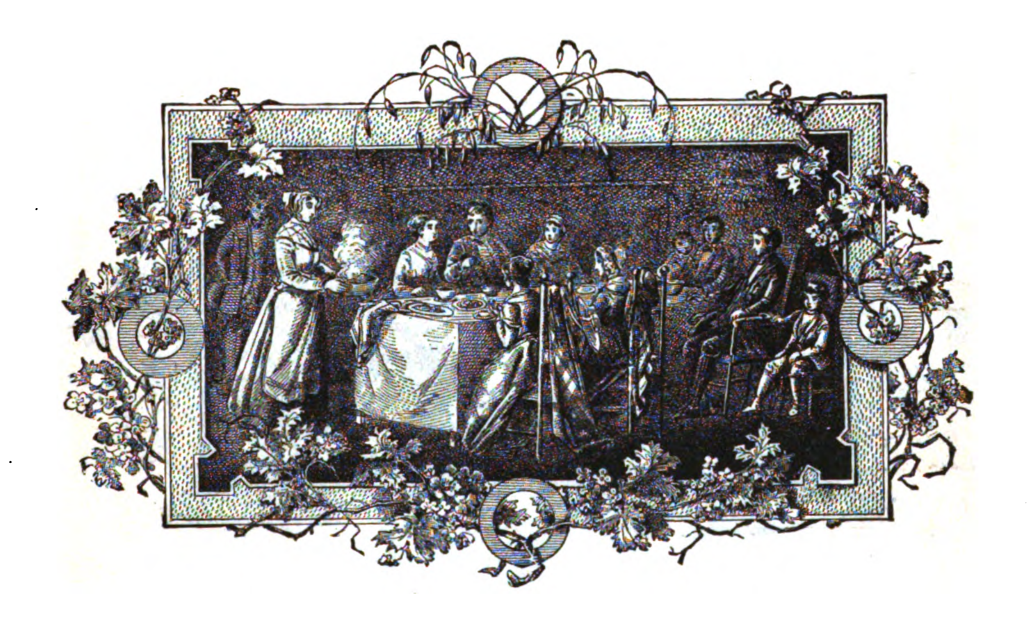


Noch unbeholfen in der neuen Welt
Bewegt der Jüngling sich, von frohem Glück
Und bangem Ernst die volle Brust geschwellt.
Mit Freuden sieht's der Mutter scharfer Blick:
Steht hinter Keiner doch ihr Mädchen nun zurück! —

O trauter Liebe sel'ger Herzensbund!
O Freudenfülle, unaussprechlich süß! —
Wohl sah ich viel auf dieser Erde Rund,
Doch Wonnevolleres sah' ich nichts, als dieß! —
Gab's je im Thränenthal ein Paradies,
Im Wüstenstaub ein Stücklein Himmelblau,
Ist's, wo ein treues Paar sich niederließ
Zu leisem Flüstern, — rings die stille Au
Vom Abendroth durchhaucht, getaucht in Blüthenthau! —

Nun sammelt sich der Gäste frohe Zahl
Und setzt sich um den Tisch in weitem Kreis,
Still geht vorbei das ländlich stille Mahl;
Und feierlich erhebt sich dann der Greis,
Rückt 's Käpplein von den Locken silberweiß,
Die Bibel, die Jahrhunderte zurück
Sich fortgeerbt, des Hauses Ehrenpreis,
Nimmt er zur Hand und wählt ein passend Stück:
„Nun laßt uns beten!" spricht er fromm mit ernstem Blick.

Erst stimmt sie in feierlichem Ton
Zu Ehren Gottes ihren Lobgesang,
Die heil'gen Psalmen an, von denen schon
Vor Alters Davids Harfenspiel erklang. —



Das war ein Lied, das warm von Herzen drang,
In mächtigen Wellen braust der volle Chor,
Der sich, wie Wogen schwellend, aufwärts schwang;
Er kitzelt nicht mit Schmeichellaut das Ohr,
Er trägt in Flammengluth das Herz zu Gott empor.

Und hat der Vater dann die Schriftlektion
Beendet, beugt er sich auf seinen Knie'n,
Sinkt, als des Hauses Priester, vor dem Thron
Des ew'gen Herrn in heißem Flehen hin.
Er betet glaubensfroh und hoffnungskühn:
Einst möge doch im ewigen Sonnenschein,
Wo alle Seufzer, alle Thränen flieh'n,
Er und sein Haus in seligem Verein,
Wenn Zeit in Ewigkeit zerrinnt, beisammen sein! —

Wie anders dieser Andacht schlichte Art,
Als jene herzlos leere Förmlichkeit
Des Gottesdienst's, wo Glanz mit Kunst sich paart,
Und eitler Reiz sich spreizt im Priesterkleid,
Und prunkend prangt in Kirchen voll und weit,
An denen Gott im Zorn vorübergeht — ;
Des Armen Fleh'n jedoch, das zu ihm schreit
Aus Herzensgrund, als ein erhört Gebet
Zu seinem Herzen dringt, im Buch des Lebens steht! —

Der Tag ist aus, — die Gäste heimwärts zieh'n
Zur Ruh, des Hauses Kinder schlafen ein,
Die Eltern nur inbrünstig betend knieen
Beisammen noch im Kämmerlein;



Sie fleh'n zu dem, der hört der Raben Schrei'n,
Die Lilien schmückt mit holder Blumenzier,
Daß er auch sie behüte Groß und Klein,
Nach seiner Weisheit Rath sie leit' und führ',
Und ihre Herzen stets sein Gnadengeist regier'! —

Das ist's, was Schottlands Söhne groß gemacht,
Bei Fremden hochgeehrt, Daheim geliebt;
Nicht hoher Rang, nicht stolze Fürstenpracht,
Die, wie des Odems leichter Hauch, zerstiebt!
In frommer Treue ernstem Streben giebt
Ja selbst die allerärmste Hütte schon
Dem Schloß nichts nach, wo Lug und Trug sich übt,
Verstellung macht zur Qual den Königsthron —
„Der Mann geraden Sinns bleibt aller Schöpfung Kron'!"



D'rum Schottland, Heimatherde süß und lieb!
Heiß wünsch' ich's dir, daß lange noch, wie heut,
Gesunde Kraft dein bestes Erbtheil blieb',
Fleiß, Sittenreinheit und Zufriedenheit;
Und vor dem gift'gen Pesthauch dieser Zeit,
Der dich entnervt, dich gnädig Gottes Hand
Bewahr': vor lasterhafter Ueppigkeit;
Und stark dein Volk, gleich einer Flammenwand,
Dich lange noch beschirm', du vielgeliebter Strand! —



Das Erwachen.

Nach Franz Theremin.

Sie: Du hast gut geschlafen?

Er: Wie noch nie! Kaum in den Zeiten meiner Kindheit mag ich so tief, so sanft, so erquickend geschlafen haben. Der alte Vater — du erinnerst dich wohl — wenn er am Morgen in das Zimmer trat, wo wir ihn erwarteten, pflegte auf unsere Frage, wie er geschlafen, zu antworten: Wie ein Seliger! — Wie ein Seliger — so möchte auch ich antworten — habe ich geschlafen; oder vielmehr, wie ein Seliger bin ich erwacht. Ich fühle mich neu belebt; mir ist als ob ich alle Müdigkeit, alles Bedürfniß des Schlafes für immer abgelegt hätte. In meinen Gliedern ist eine Frische, in meinen Bewegungen eine Leichtigkeit! Ich glaube, ich könnte fliegen, wenn ich wollte.

Sie: Und es gefällt dir hier an diesem Orte?

Er: Nun, ich muß dir sagen, wir sind an manchem schönen Orte zusammen gewesen, aber dieser ist denn doch ausnehmend über alle Maßen schön. Welche Bäume! Wahrlich, himmelhoch! Sie tragen Blüthen und Früchte zur gleichen Zeit. Ihre Zweige bewegen sich im Morgenwinde, und dabei tönt es so lieblich aus ihren Gipfeln, als ob sie von einem ganzen Heere befiederter Sänger, die ich doch nicht wahrnehme, bewohnt wären. Hinter den Bäumen ragen Berge hervor. Ihre erhabenen Gestalten zeichnen sich deutlich in der reinen Luft und zuweilen streifen Wolken, in allen Farben des Aufgangs und Untergangs glühend, an ihrem Abhang und über ihre Spitzen hin. Auf der höchsten Spitze, aus einem milchweißen, durchsichtigen, schimmernden Nebel, erhebt es sich wie Thore, Thürme und Paläste einer großen herrlichen Stadt. Von eben dieser Spitze ergießt sich ein mächtiges Wasser, das ich nicht einen Strom, sondern ein Meer nennen möchte, und das dennoch nicht mit fürchterlichem Tosen, sondern mit harmonischem Klange die verschiedenen Absätze des Berges herunterfällt. Weit umher sprühen die Tropfen, welche die Bäume und Blumen benetzen und eine Kühlung verbreiten, die von der Brust begierig eingeathmet wird. Hier aber dieser Rasen, wo wir stehen, wie ist er so voll und so dicht und mit wunderschönen Blumen besäet; wir wandeln darüber hin, doch die Spitzen der Gräser und Blumen beugen sich nicht unserem Fußtritt. Einsam ist dieser Platz, doch nach allen Seiten hin eröffnen sich Aussichten; der Blick dringt von einer Ferne zur andern und der Horizont rückt immer weiter.

Sie: Hast du denn das Alles schon öfter gesehen, oder siehst du es heute zum ersten Male?

Er: Obgleich mir hier so heimathlich zu Muthe ist; obgleich Alles als etwas Befremdendes mich anspricht — dennoch, wenn ich es recht bedenke, muß ich sagen: Nein, ich bin noch nie hier gewesen.

Sie: Und wundert es dich nicht, mich wieder an deiner Seite zu sehen?

Er: Bist du es etwa nicht immer gewesen?

Sie: In einem Sinne wohl, in dem andern auch nicht. Deine Augen haben mich lange nicht gesehen; ich entschwand ihnen einmal.

Er: Da taucht es auf in meiner Erinnerung wie eine finstere Wolke — bange Tage, durchweinte Nächte — nur kann ich, der ich mich sonst so leicht in schmerzhafte Gedanken und Empfindungen vertiefte, sie jetzt nicht mehr recht fassen, recht ergreifen, sie scheinen mir etwas Fremdes geworden zu sein.

Sie: Denke an den vierzehnten Februar.

Er: Nun ist mir Alles ganz deutlich. Es war an einem Morgen gegen Mittag. Vier Tage warst du krank gewesen. Wir hatten viel gefürchtet, aber doch immer gehofft. Plötzlich befiel dich eine große Mattigkeit; du lehntest dein Haupt an meine Brust; du sankest zurück mit einem tiefen Seufzer; du starbst — es ist so; du bist gestorben.

Sie: Ich bin gestorben, und siehe, ich lebe!

Er: Wenn du gestorben bist, und wenn ich dich sehe — so träume ich wohl?

Sie: Du träumst nicht, denn du bist wach.

Er: Oder du bist mir vom Himmel herab auf die Erde gesendet, daß ich dich auf kurze Zeit wiedersehe, und dann aufs Neue lange Jahre hindurch dein Verschwinden beweinen soll?

Sie: Nein, jetzt trennen wir uns nicht mehr. Auch bin ich dir zwar entgegengesendet, aber nicht auf die Erde herab. Blicke doch um dich: Wo hättest du auf Erden solche Bäume, solche Blumen, solches Wasser gesehen? Blicke dich selbst an; du gingst einher gebeugt unter den Schwächen des Alters. Jetzt bist du verjüngt; du gehst nicht nur, du schwebst; deine Augen sehen nicht nur, sie sehen unermeßlich weit. Schaue in dich selbst hinein: ist dir jemals schon so wie jetzt zu Muthe gewesen?

Er: In mir ist es wie ein tiefes, unergründliches, immer bewegtes, aber doch ganz stilles und ruhiges Meer. Ja, wenn ich umher blicke, wenn ich mich ansehe, wenn ich in mein Inneres schaue, wenn ich deine Hand in der meinigen fühle, so möchte ich sagen, ich bin selig, ich bin im Himmel.

Sie: Du bist es.

Er: Aber dann müßte ich ja gestorben sein?

Sie: Du bist es. Hast du denn nicht krank gelegen, an derselben Stätte, wo ich gestorben bin, und wohin auch du verlangtest gebracht zu werden? Hat dein Sohn nicht Tag und Nacht, ohne von deiner Seite zu weichen, dich so treulich und liebreich gepflegt? Hast du nicht Tag und Nacht die blauen Augen deiner Tochter offen gefunden, in denen sie die hervorquellenden Thränen zurückzuhalten strebte? Hat denn nicht eine Dämmerung, ein gänzliches Dunkel dir den Anblick deiner Kinder und Alles dessen, was dich umgab, entzogen?

Er: Ich bin gestorben! Herr des Lebens und des Todes, auf meinen Knieen danke ich dir, daß du etwas so Großes auch an mir vollbracht, daß du auch mich zu dem hohen Glück, zu der großen Würde geführet hast, selig gestorben zu sein. Du weißt, o Herr, wie oft dieser Augenblick vor mir stand; wie oft ich dich gebeten habe, daß du selber, da ich es nicht konnte, mich dazu vorbereiten, daß du mir einen sanften, seligen Tod senden möchtest. Du hast diese Bitte, so wie alle andern, erhört; du hast dich hier, wie immer, herrlich und über alle Maßen gnädig und barmherzig erwiesen! Was vor mir stand, ist nun vorüber. Zwar habe ich, obgleich selbst gestorben, nicht gelernt, was der Tod eigentlich sei; aber so viel weiß ich, der Tod ist süß. Wie man ein Kind, während es schläft, aus der dunklen Kammer in den hellen Frühlingsgarten trägt, so hast du mich getragen von der Erde zum Himmel. Nun aber, Liebe, halte mich nicht länger auf.

Sie: Wohin?

Er: Du kannst fragen? Zu wem anders als zu Ihm? Alles ist hier schön und lieblich; diese Bäume, diese Blumen, dieses herabströmende Wasser, diese Kühlung, die sich über Bäume und Blumen und tief in die Brust hinein ergießt; du, deine Gegenwart, deren ich nach so langer Trennung, nach so vielen Thränen, mich erfreue. Aber das Alles genügt mir nicht. Ihn selber muß ich sehen. Er mag seinen Himmel so schön ausschmücken als er will, das entschädigt mich nicht für die Entbehrung seiner Gegenwart. Er hat das Unmögliche möglich gemacht; so lange, so unermüdet, so treu hat er an gearbeitet, daß ich habe selig werden können. Schon ehe ich geboren ward, hat er mein sich angenommen. Wo ist sie, die kleine Erde? Da dreht sie sich; wie ferne von hier! In welches Dunkel gehüllt! Ich möchte nicht wieder auf sie zurückkehren. Er hat sich dort hinuntergesenkt, hat ihren Staub mit seinen heiligen Füßen betreten, hat Hunger und Durst empfunden — ist gestorben. Ach! er wolle den Blick mir schärfen, daß ich in den Abgrund seiner Todesschmerzen tiefer als bisher hineinschauen möge! Da hat er mich zu seinem Eigenthum erworben, und damit ich, sein theuer Erkauftes, ihm nicht wieder verloren ginge, ist er von meinen frühesten Jahren an unablässig für mich bemüht gewesen. Vieles, was er für mich gethan hat, habe ich schon erkannt, als ich noch dort unten war. Mehr erkenne ich jetzt; noch mehr werde ich künftig erkennen, wenn wir Alles zusammen überlegen. Jetzt habe ich auch dazu keine Zeit. Es treibt mich zu gewaltig, es zersprengt mir die Brust; ich muß hin zu ihm, ihn sehen, ihm danken, wenn ich noch fähig bin, ihm zu danken, wenn in der übergroßen Wonne nicht auch das Gefühl des Dankes untergeht.

Sie: Du wirst ihn sehen, aber nicht eher als bis er zu dir kommt. Bis dahin sollst du dich beruhigen. Ich bin dir entgegengesandt, um dir zu sagen, daß dies sein Wille ist.

Er: Ich erkenne jetzt erst recht deutlich, daß ich im Himmel bin — denn mein Wille fügt sich ganz ohne Kampf in den seinigen. Ich hätte gedacht, es müßte unerträglich sein, ihn hier nicht zu sehen. Ich ertrage es nicht nur, ich ertrage es gern. Er will es, ich will es auch. Etwas anderes scheint mir nicht mehr möglich. So leicht hatten wir es dort unten nicht! Wenn du mir aber von ihm entgegen gesandt bist, so hat er ja wohl auch mit dir gesprochen? Er hat wohl schon manches Wort mit dir geredet?

Sie: Schon manches.

Er: O du wahrhaft Selige! Kannst du mir sagen, wie dir war, als er das erste Mal mit dir sprach?

Sie: Wie mir jedes der folgenden Male zu Muthe gewesen ist. Ich rede jetzt noch mit dir eine Erdensprache, darin beschreibt sich so etwas nicht.

Er: Als du ihn zuerst sahest, hast du ihn sogleich erkannt?

Sie: Sogleich.

Er: Wohl an einem Glanze, wodurch er den aller Engel überstrahlt?

Sie: Er hat nicht nöthig, sich mit Glanz zu umgeben; man erkennt ihn doch.

Er: Meinst du, daß auch ich ihn sogleich erkennen werde, ohne daß Jemand mir sage, er sei es?

Sie: Dein Herz wird es dir sagen.

Er: Wie wird er wohl gegen mich sein, streng oder freundlich? Wenn ich dort unten, in der Dunkelheit des Erdenlebens mit ihm redete, da hat er oft recht ernst und strenge mir geantwortet.

Sie: Dort unten mußte er es zu unserm eigenen Besten. Hier ist das nicht mehr nöthig, hier braucht er seinem Herzen nicht mehr Gewalt anthun; er kann seiner Liebe freien Lauf lassen. Sie ist unendlich; dort konnten wir sie nicht ergründen, und hier haben wir die Ewigkeit hindurch daran zu lernen.

Er: Giebt es denn hier unter euch Unterschiede an Herrlichkeit und Seligkeit?

Sie: Die giebt es freilich; aber da die Allerhöchsten immer zugleich die Allerdemüthigsten sind, so drängen sie sich stets zu den Niedrigsten hinunter. Und das kann er ihnen nicht verweigern, denn Er, der über Allen steht, ist auch zugleich von Allen der demüthigste. So werden denn doch die Unterschiede wieder aufgehoben und wir sind alle Eins in ihm.

Er: Siehe, ich habe mir oft gedacht, wenn ich nur in den Himmel komme, nur nicht unter den Feinden des Herrn leben muß, im Himmel will ich gern von Allen der letzte sein. Du würdest, so dachte ich, in viel höheren Bezirken verweilen und unsere Kinder auch, wenn sie die Erde verlassen hätten. Wenn ihr auch dann nur etwa alle hundert Jahre einmal zu mir hernieder kämet; wenn ich nur von tausend zu tausend Jahren gewürdigt würde, den Herrn zu schauen — so dachte ich, es würde mir genügen.

Sie: Sei getrost. Wen er annimmt, den nimmt er mit Ehren an. Weißt du nicht, wie er das uns beiden durch sein Wort auf eine so wunderbare Weise zugerufen hat?

Er: Wohl weiß ich es; und ich sehe, wie er dich mit Ehre und Herrlichkeit überhäuft hat. Zwischen jenem Bilde von dir in deiner letzten Krankheit, das ich jetzt deutlich vor mir sehe, zwischen dieser hinwelkenden Blume und dieser himmlischen Blüthe — welch ein Unterschied! Nein, dies Roth auf deinen Wangen kann nicht erblassen; das Licht deiner Augen kann sich nicht verdunkeln; deiner Gestalt können die Spuren des Alters niemals eingedrückt werden. So wirst du hier mit mir wandeln, du wirst mir die Herrlichkeit dieser himmlischen Wohnung zeigen, und auch zu den Andern wirst du mich führen, die mir lieb sind.

Sie: Du wirst sie sehen, sobald du den Herrn gesehen hast.

Er: Wie war es doch schön, wenn wir sonst den alten Vater auf seinem Dorfe besuchten! Unser Wagen rollte heran; da traten Alle vor das Haus; und unter Allen suchten wir immer zuerst sein theures Angesicht. Wie viel schöner wird es sein, ihn hier wieder zu sehen! Er, den die kleinste Freude mit Dank gegen den Geber erfüllte; er, der einen Grashalm bewunderte, der einen heiteren Sonnenstrahl anlächelte, er, der so gern unter dem gestirnten Himmel einherging und den Schöpfer aller dieser Welten anbetete: was wird er hier empfinden, wo die Wunder der Allmacht offen und entschleiert vor ihm liegen! Er, der unaufhörlich in seinem Herzen dem Herrn dankte für seine Begnadigung und für die geringste Erquickung, die ihm auf seinem beschwerlichen Erdenwege zu Theil ward — welchen Dank wird er jetzt seinem Erlöser zollen! „Wir werden uns wiedersehen," so sagte er mir noch in seiner letzten Krankheit, indem er mit aller Kraft, die ihm geblieben war, mir die Hand drückte, „wir werden uns wiedersehen und Gott für seine Gnade danken!"

Sie: Bald wirst du ihn, bald deine Mutter sehen.

Er: Meine Mutter, die mich so unaussprechlich liebte, und die ich nicht gekannt habe. Drei Jahre war ich alt, da ich sie verlor. Als sie im Sterben lag, und ich im Garten vor dem Hause spielte, „was wird aus meinem armen Kinde werden?" soll sie da gesagt haben. Gute Mutter! Alles, was aus einem Menschen werden kann, ist aus deinem Kind geworden — ein Bewohner des Himmels. Durch die Gnade des Herrn ist's geschehen, und auch mit der Hilfe deiner Gebete. Ist es nicht so?

Sie: So ist es. Ich habe oft mit Vater und Mutter von dir geredet.

Er: Ist N. hier?

Sie: Ja.

Er: Ich hätte es nicht gedacht. Das war Unrecht, bin ich doch hier! — Aber die Theuren, welche ich auf Erden zurückgelassen, werde ich Kunde von ihnen empfangen; oder verschwinden sie der Wahrnehmung bis zum Augenblick des Wiedersehens?

Sie: Diese Frage wirst du sogleich dir selbst beantworten können. Blicke dorthin!

Er: Ich thue es; aber ich sehe nichts.

Sie: Blicke noch länger in eben dieser Richtung — und wolle sehen. Siehst du jetzt?

Er: Klar und deutlich. Wohl bekannt ist mir die Stätte. Der Kirchhof ist es, wo ich dein sterbliches Theil, das auf der Erde zurückgeblieben war, bestatten ließ. Der Ort ward mir so theuer; oft besuchte ich ihn, und betend an deinem Grabe erhob ich die Augen hierher, zum Himmel, wo wir nun beide sind. Unter schönen Blumen und Bäumen, dachte ich, mag sie dort wandeln! Unter Bäumen und Blumen soll auch ihre Hülle ruhen. So entstand ein Blumengarten und ein Blüthenhain, und alles Liebliche, was die Jahreszeit hervorbrachte, schmückte dein Grab.

Sie: Ich wußte es wohl. Blicke jetzt dort hernieder. Was siehst du?

Er: Neben deinem Grabe ist ein anderes geöffnet. Die Thür des Kirchhofs geht auf; ein Sarg wird vorangetragen; unsere Kinder folgen. Ihr weinet, geliebte Herzen, weinet so bitterlich? Könntet ihr uns sehen, wie wir euch sehen, ihr würdet nicht weinen, höchstens vor Sehnsucht. Der Sarg wird eingesenkt; auch sie werfen eine Hand voll Erde auf den Sarg. Nun ist die Oeffnung geschlossen; nun ruht mein Staub neben dem deinen. Geht nun heim, ihr Lieben, und ein Vorgefühl des himmlischen

Trostes, den wir hier genießen, komme in euer Herz. Kehret aber oft wieder und besuchet eurer Eltern Grab! Wenn ihr dort weinet und betet, wollen wir euch nahe sein und euch himmlische Gaben vom Herrn überbringen. Wandelt stets an seiner Hand! Er weiß gut zu leiten. Eure Eltern haben es erfahren! Und dereinst führet er uns alle zusammen!

Sie: Amen. So wird es sein.

Er: Hörst du die Klänge? Was ist das? Seltsam und wunderbar, wie aus Meeresbrausen und Flötengelispel gemischt, kommen sie von dorther und verbreiten sich durch die Himmel. Horch! Und von der andern Seite auch ein Getön, ganz verschieden, aber ebenso wunderbar und entzückend. Was ist das?

Sie: Es sind Engelchöre, die aus unermeßlichen Fernen einander antworten.

Er: Was singen sie denn?

Sie: Immer den Einen, der Stoff giebt zu ewigem, unendlichem Lob.

Er: Schon seit einiger Zeit wandelt dort eine Gestalt.

Sie: Betrachte sie näher, und dann sage mir, wofür du sie hältst.

Er: Du wirst mir, da ich kaum der Erde entrückt bin, einen irdischen Vergleich wohl verzeihen. An dem Hause, wo ich geboren bin, hatte ich einen Garten gepflanzt. Kam nun der Frühling, so begab ich mich in den Garten und freute mich über meiner Pflanzung schönes Gedeihen. Viel Bäume gab es da, viel Gesträuch, viel Blumen; ich kannte jedes Gewächs; ich hatte es ja selbst gepflanzt und gepflegt; ein jedes ward von mir in Augenschein genommen; und wenn es recht lieblich grünte, herrlich blühte, kräftig zunahm — dann hatte ich daran eine recht herzliche Freude. So scheint mir auch jener Mann der Gärtner in diesem Himmelsgarten zu sein. Er geht einher, so ganz still und unscheinbar, aber man merkt ihm wohl an, daß ihm Alles sehr genau bekannt ist. Er wendet nach allen Seiten hin zufriedene Blicke, und scheint an der ganzen Schöpfung hier seine rechte Freude zu haben. —

Wie ist mir denn? Bisher bin ich so ruhig gewesen, habe in meinem Innern nichts als sanfte Regungen gespürt. Jetzt fängt es hier an zu stürmen; es reißt an meinem Herzen; mir schwindelt; der Himmel mit seiner Herrlichkeit vergeht vor meinen Blicken; ich sehe nur ihn allein. Fast glaube ich wieder Schmerzen zu fühlen, doch in diesen Schmerzen liegt eine höhere Seligkeit. Ich brenne vor Verlangen mich ihm zu nahen. Ein Bekannter ist es gewiß, und doch habe ich ihn niemals mit leiblichen Augen gesehen. Jetzt wendet er sich, er sieht uns an. Er scheint sich über uns zu freuen. Es ist, als ob eine Freudenthräne in seinem Auge glänzte. Ich kann mich nicht länger halten, ich muß hin zu ihm, ich muß ihm sagen, daß ich ihn liebe, wie ich noch nichts geliebt habe. Er hebt die Hände — wie? in den Händen ein Maal; aus dem Maal ein glänzendes Licht? Ja, das sind sie, das sind die durchgrabenen, segnenden Hände. Er segnet uns! Tief im Herzen fühle ich ihn, seinen Heilandssegen. Jetzt weiß ich, daß ich im Himmel bin; jetzt weiß ich, daß Er es ist!

Sie: Hin zu ihm.

General Gordon.

Von Germanikus.



General Gordon ist eine jetzt so vielgenannte Persönlichkeit, daß es sich wohl der Mühe lohnt, sich den Mann etwas näher anzusehen, welcher es übernommen hat, die Ordnung im Sudan wiederherzustellen.

Charles Gordon wurde am 28. Januar 1833 geboren, ist mithin noch in den besten Jahren. Seine erste militärische Thätigkeit fand er in den Laufgräben vor Sebastopol, und daß er ein besonderes Geschick besaß, dem Feinde jede seiner Bewegungen abzulauschen, machte ihn schon damals der Beachtung seiner Vorgesetzten würdig. Nach Beendigung des Krimkrieges ward er in die Commission gewählt, welche die Grenzen zwischen Rußland und der Türkei festzustellen hatte. 1858 kehrte er in die Heimath zurück.

Im Jahre 1860 brach in China eine Revolution aus, welche in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit der jetzt durch den Mahdi im Sudan in Scene gesetzten hat. Dieselbe war damals durch einen fanatischen Schullehrer, Namens Hung, organisirt. Als sie immer weiter um sich griff und alles Bestehende über den Haufen zu stürzen drohte, wandte sich die chinesische Regierung um Hilfe nach England, und Gordon war es, auf welchen die Wahl fiel, Oberbefehlshaber der kaiserlich chinesischen Truppen zu werden. Es war nur ein Häuflein von 4000 ungeschulten Soldaten, die Gordon übernahm. Aber wie richtig hatten seine Vorgesetzten in

England ihn taxirt in der Befähigung zu dem übertragenen Amte! Sehr bald gelang es seinem Genie aus den bis dahin kaum des Soldatennamens würdigen Soldaten sich ein Korps heranzubilden, welches Schrecken unter den feindlichen Horden hervorrief, wo es sich zeigte. Schlag auf Schlag führte er mit einer Wucht und Plötzlichkeit, daß seine Armee nur noch den Namen der allezeit siegreichen Armee führte. Der Kaiser von China erhob ihn zu großen Ehren und beschenkte ihn mit einer Summe von £ 10,000. Er konnte die Ehrenzeichen des Kaisers nicht ausschlagen, sie folgten ihm in die Heimath, das Geld aber vertheilte der edle uneigennützige Mann unter die Truppen und kehrte ebenso arm in seine Heimath zurück, wie er ausgezogen war.

Von Seiten seiner Landsleute wurde ihm die ungetheilte Bewunderung zu Theil, und zwar nicht nur für das was er geleistet, sondern auch für das, was er war: ein Offizier, dessen Tapferkeit und Genie, dessen Milde und Hochherzigkeit, dessen selbstlose Bescheidenheit und Genügsamkeit ihresgleichen suchte.

Nach Gordons Rückkehr warteten seiner friedlichere Aufgaben in der Heimath. Gerade die nun folgenden sechs Jahre, welche er in der Stille eines glücklichen Privatlebens verbrachte, geben uns besondere Gelegenheit, unseren gefeierten General nicht blos als Soldaten, sondern auch vornehmlich als Menschen und Christen kennen zu lernen. Wir hören von ihm, daß er eine besondere Vorliebe gewann für die Kinder, welche sich am Flußufer und an der See tummelten. Er suchte die Knaben an sich zu fesseln, ja er holte sie von der Gasse herein, reinigte sie und behielt sie bei sich. Er richtete eine Abendschule für sie ein und unterrichtete selbst mit dem größten Eifer. Je nach ihrem Alter suchte er ihnen dann ein Unterkommen zu verschaffen. Viele von ihnen gingen zur See, seine täglichen Gebete folgten ihnen auf der Reise. Die große Weltkarte, welche in seinem Zimmer an der Wand hing, war besäet mit Stecknadeln, mittelst deren er ihre Reiseroute verfolgte. Bezeichnend und besonders vorbereitend für seine fernere Laufbahn ist die erstaunliche Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit seines täglichen Lebens. Nicht allein, daß er durch alle mögliche Abhärtung seinen Körper stählte, er versagte sich auch fast jeden erlaubten Genuß an Tafelfreuden, nur um das, was er sich entzog, Armeren zuwenden zu können. Ein Freund schreibt von ihm: „Sein Haus in Gravesend diente bald als Hospital, bald als Schule, bald als Armenhaus, am wenigsten aber glich es der Wohnung eines Ingenieurobersten, vielmehr der eines Missionars. Kein Bittender ward abgewiesen und keiner ohne Theilnahme angehört."

Bis 1871 durfte er im Frieden daheim bleiben. Darauf folgen einige Jahre der Thätigkeit im Dienste seiner Regierung im Donaugebiet und 1874 tritt dann zum ersten Male die Anfrage an ihn heran, die Verwaltung des Sudan zu übernehmen.

Der Sudan ist derjenige Theil von Afrika, welcher das eigentliche Negerland umfaßt und sich vom rothen Meere bis zum Atlantischen Ozean erstreckt. Naturgemäß ist er auch der Hauptsitz des Sklavenhandels und infolge dessen der Schauplatz unerhörter Grausamkeiten. Der 1879 vom Thron gestürzte Khedive Ismael Pascha hatte den ernsten Willen, den Sklavenhandel zu unterdrücken und den Sudan durch neue Verkehrswege der Zivilisation zugänglicher zu machen. Er wurde in diesen Bemühungen von einem Engländer, Sir Samuel Baker, unterstützt, doch kehrte derselbe schon im Jahre 1873 wieder nach Kairo zurück. Im Februar 1874 ließ Gordon sich bereit finden, das angefangene schwierige Werk fortzusetzen und die Verwaltung des Sudan zu übernehmen.

Es gelang ihm bald, sich einen Theil der Sklavenhändler unterthänig zu machen und leisteten sie ihm treffliche Dienste im Aufspüren und Abfangen von vielen der zahllosen Sklavenhändler, welche Tag für Tag das Land durchziehen. Aber unsäglich waren dennoch die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Nicht allein wurden alle seine europäischen Begleiter der Reihe nach krank und starben oder wurden hülflos invalide, sondern auch die Korruption der Beamten und Soldaten überstieg alle Grenzen. „Wer hier nicht den Höchsten zum Leitstern hat, ist ohne Rath und Hülfe verloren auf dem gefährlichen Wege," schreibt er nach Hause. „Die Tünche europäischer Bildung und Zivilisation sitzt nur auf der Oberfläche und die Begriffe von Recht und Unrecht verwirren sich unter den hiesigen Verhältnissen sehr bald so, daß es hochnöthig wird, dann und wann sie in der Heimath aufzufrischen, wenn man nicht auch in die ungewohnten Ungerechtigkeiten eines egyptischen Paschas verfallen will." Und dann wieder schreibt er: „Es ist ein dorniges, unfruchtbares Arbeitsfeld, dies Land mit seinen Moskitos und endlosen Grasflächen, mit seinen Dschungeln und seinen wilden Volksstämmen. Die Leute werden vielleicht gewitziger werden mit der Zeit, aber sie werden doch immer ein träges, unintelligentes Volk bleiben. Zu verwundern ist nur, daß bei ihrer großen Anzahl und ihrer Gesetzlosigkeit doch verhältnißmäßig wenige Verbrechen geschehen. Ich zweifle nicht daran, daß ich hier eine besondere Aufgabe zu erfüllen habe, und die Soldaten und Offiziere lieben mich auch, ja, sie lieben nicht blos meinen Gerechtigkeits- und Wahrheitssinn, sie lieben sogar auch meine

Heftigkeit. Ich möchte sie alle glücklicher machen als in meiner Macht steht, und ich sorge für sie auf ihren Märschen, ich sorge für ihr Essen und Trinken und schütze ihre Frauen und Kinder, wenn sie dieselben mißhandeln, und doch bin ich es nicht, der das alles thut: ich bin bloß der Meißel in des höchsten Meisters Hand, werde ich stumpf, so muß er mich wetzen, legt er mich als unbrauchbar zur Seite und wählt statt meiner einen andern, so ist es sein heiliger und guter Wille so — bei ihm ist keiner unersetzlich."

Drei Jahre hielt Gordon für's Erste im Sudan aus; als er im Dezember 1876 nach England zurückkehrte, hatte er die Genugthuung, auf eine im Ganzen gelungene Arbeit zurückblicken zu können. Das Land von Kairo bis nach den Seen und König Mtesas Land hin war dem Verkehr eröffnet, befestigte Militärstationen eingerichtet, und der Sklavenhandel zum mindesten in einigen Theilen des Landes lahm gelegt.

Von langer Dauer war General Gordons Ruhe daheim jedoch nicht. Schon 1877 berief ihn ein dringender eigenhändiger Brief des Khediven auf den Schauplatz seiner früheren Thätigkeit zurück. Doch diesmal stellte General Gordon seine Bedingungen, sie wurden ihm gewährt und ausgerüstet mit den weitgehendsten Vollmachten, die bis nach Abessinien hineinreichten, trat er in seine Würde als Generalgouverneur des Sudan im Februar 1877.

Am 21. Juni desselben Jahres läßt er sich über den Sklavenhandel folgendermaßen vernehmen: „Erst jetzt erkenne ich die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen ich dem Sklavenhandel gegenüber zu kämpfen habe.' Ich wünschte, ein Mitglied der Gesellschaft zur Ausrottung der Sklaverei, das mit Verständniß für die ganze Frage ausgerüstet wäre, käme zu mir herüber, um sie mir lösen zu helfen. Mir steht volle bürgerliche und militärische Gewalt zur Verfügung. Es würde Niemand auch nur ein Wort darüber verlieren, wenn ich einen oder zehn Leute hinrichten ließe. Darum sieht es so aus, als trüge ich die alleinige Verantwortung dafür, wenn der Sklavenhandel fortdauert. Aber nun lassen sie mich meine eigentliche Lage auseinandersetzen. Darfur und Kordofan sind von so und so vielen fast ganz selbständigen Beduinenstämmen bevölkert, welche unter eigenen Scheiks stehen. Das Land ist großentheils eine unabsehbare Wüste, nur hin und wieder giebt es eine Quelle, und manchmal wissen nur eben diese Beduinen von einzelnen. Einige dieser Stämme können zwischen zwei bis sechs tausend Mann beritten in's Feld stellen, sei es zu Pferde oder zu Kameel, und was ein Aufstand hier in diesem Lande besagen will, weiß ich leider aus Erfahrung. Die Beduinenstämme nun treiben Handel mit den Negerstämmen des Südens, oder auch sie liefern den Beduinenstämmen weit über Aegyptens Grenzen hinaus Kleider für die Sklaven. . . . Es ist nicht so wie die Leute sich einbilden, daß ich nur ein Wort zu sprechen hätte, damit die Sklaverei ein Ende nähme. . . . . Was soll ich beispielsweise mit den vier bis fünf tausend Sklaven, Frauen und Kindern in Shiake anfangen, wenn wir es einnehmen? Ich kann sie weder in ihre Heimath zurückschicken, noch kann ich sie ernähren. Lösen sie dieses Problem an meiner Stelle! Ich muß sie entweder meinen Beamten oder den Soldaten und Kaufleuten überlassen, einen anderen Ausweg giebt es nicht. Denn gebe ich ihnen die Freiheit, so zerstäuben sie in alle vier Winde, werden eingefangen und sind rechtlos wie ein verirrtes Schaf. Deßhalb muß es mir überlassen bleiben, was ich für den Einzelnen für das Beste halte, und darf nicht darnach fragen, was Europa dazu sagen könnte; es ist der Sklave, der darunter leiden würde und nicht Europa."

Nur noch eine kurze Notiz sei eingefügt, welche die Schwierigkeiten vollends in das rechte Licht stellt, mit denen Gordons Kampf gegen die Sklaverei zu rechnen hatte. „Unter uns gesagt, scheint es mir, als ob ich selber der Anführer eines Sklaventransportes von Schaka nach Obeid sei! Ich kann es jedoch nicht ändern. Einer der Leute behauptet, daß die sieben Frauen, die er mit sich führt, seine eigenen wären. Ich kann ihm das Gegentheil nicht beweisen. Da giebt es zahllose Kinder — die Männer geben sie alle für ihren Nachwuchs aus. Ja, wahrhaftig, gelingt es, aus einem Löschblatt die Tinte herauszubringen, die es aufgesogen hat, dann wird auch die Sklaverei in diesen Ländern ihr Ende erreicht haben."

Zu allen diesen Erfahrungen gesellt sich noch die eine, daß alle Verbrecher auf dem Gebiete des Sklavenhandels, welche Gordon zur Bestrafung nach Kairo sandte, dort ungestraft entlassen wurden, ja selbst auf den Festen des Khedive erscheinen durften. Was Wunder, daß er dieser fruchtlosen Arbeit herzlich müde wurde. Der Sturz des Khedive machte auch seiner Thätigkeit im Sudan ein Ende. Doch gelang es ihm, das schwierige Werk der Säuberung des Landes treuen Händen zu übergeben, ehe er im Juli 1879 in die Heimath zurückkehrte. Leider starb sein befähigtster Nachfolger, Gessi Pascha, in kurzer Frist eines gewaltsamen Todes. Von da an gewannen die gewissenlosen Sklavenhändler wieder mehr Spielraum. Die Folge davon ist der heute unter dem Mahdi organisirte und tobende Aufstand. Es wird immer klarer, daß alle diese ägyptischen Unruhen sich mehr oder weniger um die Frage des Sklavenhandels drehen. Alle, welche Gelegenheit hatten, die Verhältnisse in Sudan kennen zu lernen, sind der-

selben Ansicht darüber, und das englische Volk hat ebenso, wie die Europäer im Sudan, längst es begehrt, daß General Gordon, als der einzig dazu befähigte Mann, zur Herstellung der Ordnung hingeschickt werden möchte. Es ist nun geschehen und es wirkt wie eine Art Beruhigung auf die Gemüther, welche mit Interesse und Theilnahme zugleich den Ereignissen in dem schwerleidenden Lande folgen. Möge es Gott gefallen, seinen selbstlosen und demüthigen Knecht in Wahrheit zu krönen mit dem verdienstvollen Namen: der „Retter des Sudan" gewesen zu sein.

Die Blinden und ihre Leistungen.

J. G. Hildenstein.

Daß die Blinden die unglücklichsten Menschen sind von denen, die des einen oder des andern Sinnes beraubt sind, wird wohl Niemand bezweifeln. Von diesen leiblich Blinden soll es nach genauer Rechnung 3,000,000 geben. O welch ein Heer! ruft Jemand. Doch was ist das im Vergleich zu den geistlich Blinden, die nach Hunderten von Millionen zählen, von denen Jesaias spricht: Sie haben Augen und sehen nicht!

Doch wir wollen ja von leiblich Blinden oder Erblindeten reden.

Seit mehr als 60 Jahren bestehen Anstalten für Blinde in den Ver. Staaten, in welchen diese unglückliche Menschen unterrichtet werden, um ihre vier anderen Sinne, die gewöhnlich so viel stärker entwickelt sind, zu vervollkommnen. Man hat erhöhte Schrift und Typen und andere Hülfsinstrumente ihnen damit zu dienen. Tausenden ist dieses zum Segen gewesen. Was nun die Leistungen anbetrifft, so haben manche der alten Classiker als Erblindete viel Ruhm erlangt. Andere leisteten in der Dicht- und Tonkunst und Philosophie Außerordentliches u. s. w.

Treten wir auf das G e b i e t der D i c h t e r und M u s i k e r, so begegnen uns Homer, auch Mäonide genannt. Von dessen persönlicher Geschichte ist wenig vorhanden. Herodotus, Plutarch und die Britische Encyklopädie geben uns etwas Aufschluß. Er wurde, wie allgemein angenommen, zu Smyrna ums Jahr 900 v. Chr. geboren. Seine Mutter, eine Waise, hieß Crytheis. Diese heirathete den Pheanicus, einen Musiklehrer. Als Homer erwachsen war, durchzog er Griechenland und Klein-Asien, dann ging er nach Afrika und Spanien. In Ithaka wurde er blind. Er war sehr arm, doch nicht freundlos, denn Mentor nahm sich seiner an, reiste mit Homer nach Colophon, Smyrna und Cuma. Hier sollte er von der Stadtkasse unterstützt werden, bekam aber nichts. Er verließ daher Cuma mit den Worten: Mögen nie Poeten in Cuma geboren werden, die es durch ihre Gedichte verherrlichen würden! Etliche Jahre zog er als Sänger umher und ließ sich in Chios nieder. Hier errichtete er eine Dichterschule und schrieb seine Odyssee, (sein Epos von den Reisen und Irrfahrten des Odysseus, König von Ithaka). Er heirathete hier und hatte zwei Töchter, eine starb jung, die andere wurde seines Freundes Bolesus Weib. Später ging er nach Athen, wurde aber nach der Insel Samos getrieben, woselbst er ein ärmlich Dasein fristete. Im Frühling darauf landete er in Job, wo er auch starb und am Ufer begraben wurde. Er war ein Meister im Dichten. Unter allen Gedichten sind die Iliade (vom Trojanischen Krieg) und Odyssee die berühmtesten.

Der nächste ist Ossian ein Barde. Er lebte nach McPherson, dem Uebersetzer seiner Werke, im 3. Jahrhundert. Sein Vater hieß Fingal, ein Leiter der Barden. Ossian war der letzte König einer Linie, die sich durch Heldenmuth besonders auszeichneten. Sie herrschten über das Königreich Morven an der nordöstlichen Küste von Schottland. Dieser Ossian heirathete Eveline, die Tochter des Königs Brammay von Irland. Diese gebar ihm Oskar, seinen einzigen Sohn, der meuchlerisch von Chef Clairbas von Erin ermordet wurde. Im vorgerückten Alter überfiel ihn Blindheit und in jener Zeit schrieb er seine ausgezeichneten Werke, F i n g a l und C a r t h o n.

John Milton ist der dritte dieser Unglücklichen gewesen. Er wurde geboren zu London 1608, studirte in Christ College, wo er sein Genie als Dichter entfaltete und im 24. Jahre wurde er A. M. Im 44. Jahre wurde er durch Ueberanstrengung blind. Bald darauf starb seine Gattin. Er heirathete jedoch bald wieder und zwar Catharina, Tochter von Capitän Woodcock von Hackney. Doch nach Jahresfrist starb auch sie, ihn mit drei Töchter hinterlassend. Er heirathete zum dritten Mal Elisabeth Minschel von Chelsea. Während er noch sehend war und viel reiste, besonders in Italien, sammelte er viel Stoff zu seinen Gedichten.

Als Student schon komponirte er lateinische Gedichte, z. B. Maske von Comus, Allegro und Penseroso. Dann schrieb er sein weltberühmtes „Verlorenes Paradies“ und sein „Wiedergefundenes Paradies“. Er starb im Jahr 1674 im achtundsechszigsten Lebensjahr, der Menschheit ein Werk zurücklassend, das seinesgleichen sucht.

Daß es auch blinde Damen giebt, ist außer Frage, daher bringen wir einige Beispiele, ehe wir dieses Gebiet verlassen.

Fräulein D. S. Giles wurde geboren den 2. Okt. 1812 zu New Haven, Vt. Als 14jähriges Mädchen verlor sie ihr Augenlicht. Im Alter von 22 Jahren fand sie in Michigan ein Buch mit erhöhter Schrift. 1839 ging sie in die Blindenanstalt nach New York. 1841 verließ sie die Metropole und zog wieder nach Michigan. 1845 schrieb sie ihre ersten Gedichte. 3 Jahre später ihr zweites Buch über „Weiblicher Einfluß“, und 1852 ihr drittes Buch, betitelt: „Balsam von Gilead.“ Sie war dem Bekenntniß nach eine Baptistin, lebte und starb als Christin.

Alice Holmes, die Tochter eines unternehmenden Kaufmannes, wurde zu Norfolk Co., England, 1821 geboren. Im April 1830 reiste sie mit ihrem Vater nach New York, wo sie am 19. Juni als blindes Mädchen anlandete, denn während der Seefahrt wurde sie durch Blattern ihres Lichtes beraubt. 1837 kam sie durch Vermittlung eines Freundes in die N. Y. Anstalt. Hier studirte sie 5 Jahre lang. 1844 zog sie der Heimath zu, allwo sie sich mit Nadelarbeit ernährte. 1849 gab sie eine Sammlung Gedichte heraus. Sie machte auf literarische und poetische Verdienste keinen Anspruch und doch war sie ein Genie.

Francis Jane Crosby, 1820 geb., verlor 6 Wochen alt ihr Augenlicht durch eine schlimme Krankheit. Zur selben Zeit starb ihr Vater; ihre Mutter war arm und somit wurde ihre (Francis) Erziehung vernachlässigt. 15 Jahre alt wird sie eine Schülerin von N. Y. Anstalt. Hier ging ihr das geistige Licht auf. Im Jahr 1844, also 24 Jahre alt, gab sie ihr erstes Liederbuch heraus. 1851 Monterey, das zweite Buch. Sie war sehr berühmt, schrieb u. A.: „Ein Besuch zu den Fixsternen“ und „Stimmen der Abenddämmerung“. So sehen wir, daß selbst die Blinden mit ihren Gaben wucherten, um der Menschheit zum Segen zu werden.

Auf dem Gebiet der Theologie steht Richard Lukas, D. D., mit obenan. Er ward zu Resteign, England, 1648 geboren. Als er 16 Jahre alt war, trat er in Christ College, Oxford, ein. Nachdem er zwei Grade erworben hatte, trat er 1672 in's Predigtamt. Später wurde er Freimeister von der Freischule zu Abergaveney. 1683 wurde er Vikar von der St. Stephanskirche in London und Lekturer von St. Olave, Südwark. Schon als junger Mann verlor er seinen Gesichtssinn, dessenungeachtet entwickelte er seltene Talente und wurde 1696 Doktor der Theologie und Prebendar von Westminster. Er starb im Juni 1715 und wurde in der Abtei beigesetzt.

Er schrieb eine Abhandlung über „Praktisches Christenthum“; Moralität des Evangeliums; Ein Führer zum Himmel; Suchen nach Glückseligkeit; Gedanken für jeden Tag; und 5 Bde. Predigten. Er war ein gewandter Schreiber, ein begabter Redner und ein guter Christ.

Der nächste Gegenstand unseres Themas ist Thomas Blacklock, D. D., den man Dr. Lukas ebenbürtig gegenüberstellen kann. Er erblickte das Licht der Welt zu Annan Dumfriesshire, Schottland, 1721. Schon nach 6 Monaten wurde er durch die Pocken blind. Seine Eltern waren arme, aber geachtete Leute. Sein Vater war seines Handwerks Maurer. Als Thomas 19 Jahre alt war, starb sein Vater. Thomas schrieb im Alter von 12 Jahren Gedichte. Dr. Stephenson von Edinburg, der die Talente Thomas' erkannte, nahm ihn zu sich in einer Grammatikschule. 1745 ging er von hier (Edinburg) zu seinem Schwager nach Dumfries. 1746, also ein Jahr später, gab er in Glasgow seine ersten Gedichte heraus. Kurz darauf reiste er zur Hauptstadt zurück und studirte 6 Jahre auf der Universität. 1754 gab er seine 2. Sammlung Gedichte heraus. 1756 veröffentlichte er durch Humes Einfluß seine 3. Ausgabe in London. Er war in Philosophie und Französisch gut bewandert; 1757 wollte er eine Schule gründen, wurde jedoch verhindert. Darauf studirte er noch 2 weitere Jahre und wurde 1759 Ermahner, 1760 Prediger. Zwei Jahre später ehelichte er Fräulein Sarah Johnston, eine respektable Dame von Dumfries. Bald darauf wurde er ordinirt, wurde aber von geistlich Blinden als leiblich blinder Prediger nicht angenommen. So fing er 1764 in Edinburg ein Kosthaus an. Kurz darauf bekam er den Titel D. D. von der Universität zu Aberdeen. Im Jahre 1767 schrieb er „Werke der Tröstung“ und eine heroische Ballade. Er starb 1791 in seinem 70. Lebensjahr und wurde in Case Kapelle begraben.

Das letzte Exempel ist Rev. Ed. Stockes. Dieser Gottesmann predigte 50 Jahre lang. Er wurde geboren 1705 in Blaby Leicestershire England, und wechselte dies Thränenthal mit dem neuen Jerusalem droben im Jahr 1796 im 91. Jahr seines Lebens.

Die Geschichte sagt uns, daß er im 9. Jahr, als er zur Schule ging, durch einen zufälligen Pistolenschuß seiner Augen beraubt wurde. Er studirte fort und bald ward er Magister Artium

(M. A.) und trat in's Predigtamt ein. Er that alle Pflichten seines Berufs, ausgenommen das Vorlesen der Lektion, welches Jemand anders besorgte.

So sehen wir, daß Gott selbst leiblich Blinde gebraucht in seinem Dienst, um geistlich Blinden zum Licht zu verhelfen.

Auf dem Gebiet der Philosophie und Mathematik zeichneten sich viele Blinde aus. 1. Diototus, ein stoischer Philosoph, lebte 100 Jahre vor Chr. Er war der Lehrer von dem berühmten lateinischen Redner Cicero in griechischer Literatur und Geometrie. Im letzteren Fach war er sehr bewandert; ohne Augenlicht zeichnete er jedes Dreieck und Winkel. 2. A. Bassus, der frühe blind wurde, war seiner Zeit berühmt in Philosophie, Geometrie und Literatur. Er schrieb unter Anderem eine griechische Geschichte. 3. Didymus von Alexandrien lebte im 4. Jahrhundert. Im Alter von 4 Jahren wurde er blind. Er war hauptsächlich ein theologischer Schreiber. Als solcher war er Professor in Alexandrien. Er schrieb eine Abhandlung über den heiligen Geist. Eine lateinische Uebersetzung ist noch vorhanden, das ein Meisterstück sein soll. Er starb 398 nach Chr. im 85. Jahr.

Joh. Schegrin von Schorndorf in Württemberg, lebte und starb in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Er war ein gebildeter Mann, aber so arm, daß er sich nicht einmal von einem Oculisten behandeln lassen konnte, und anderntheils wollte er nicht wieder sehend werden wegen der Sünde, um ihr mehr zu entgehen. 13 Jahre lang lehrte er Philosophie und Medizin in Tübingen. Er starb 1587 und hinterließ als Vermächtniß viele werthvolle Abhandlungen über Arzneikunde.

Ein anderer aus dem 17. Jahrhundert ist Nik. Sanderson, gebürtig zu Thurlston, Yorkshire. Als Kind von einem Jahre wurde er durch die Pocken blind. In Pemiston lernte er in der Freischule Latein und Griechisch, wurde so mit Euklid, Archimedes und Diophantes bekannt. Da sein Vater nicht vermögend war, ließ Dr. Nettleton und Rich. West, Liebhaber von Redekunst, ihn ausbilden. 1707 als 25-jähriger Jüngling trat er in die Cambridge Universität ein. Hier wurde er mit Newton bekannt, dessen Principien er gut verstand. Newton arbeitete für ihn, ihn zu seinem Nachfolger zu machen. Sanderson war unterdessen A. M. geworden und hielt eine lateinische Lektüre als Antrittsrede. Beim Besuch Georgs II. 1728 wurde er Doktor der Rechte und seit 1736 königliches Mitglied. Er starb am 19. April 1739 im 57. Jahr seiner Wallfahrt. Er schrieb mehrere Werke über Algebra und eins über Fluxion.

Leonhard Euler folgte Sanderson nach, denn er lebte Anfangs des 18. Jahrhunderts. Durch Ueberanstrengung verlor er im 59. Jahre, als er Professor in St. Petersburg war, sein Gesicht. Hier in der russischen Hauptstadt publizirte er seine „Elemente von Algebra". Kurz darauf wurde er Glied der wissenschaftlichen Akademie zu Paris und erhielt zwei Preise 1770 und 1772. Er schrieb viel, das meiste davon ist in den königlichen Bibliotheken zu London, Berlin, Paris und Stockholm zu haben. Die neue Theorie vom Mond schrieb er, als er blind war. Er starb, während er mit seinen Enkeln Thee trank, im Jahr 1783.

Auch als Biographen, Advokaten und Aerzte haben manche Blinde viel Gutes gethan.

James Wilson war geboren zu Richmond, Va., den 24. März 1779. Seinen Vater verlor er sehr frühe und seine Mutter im 4. Jahre. Zur selben Zeit herrschten die Pocken und unser James bekam sie auch. 3 Jahre später war sein eines Auge beinahe gut, da kommt ihm eine wilde Kuh in den Weg und hier entging er noch mit knapper Noth dem Tode. Als er 12 Jahre hinter sich hatte, wurde er Briefträger bei Gordon zu Belfast. 15 Jahre alt, kaufte er einige Bücher und wird später reisender Agent, aber ohne viel Erfolg. 1803 kam er in die Anstalt, wurde Glied vom Lehrerverein. Im 23. Jahre heirathete er eine respektable Dame, die Freud' und Leid mit ihm theilte. Er schrieb mehrere Lebensbeschreibungen und ein Gedichtbuch.

Nun kommen wir an B. L. Bowen, der Autor von "Blind Man's Offering". Er wurde geboren zu Marblehead, Mass., 1819. Sechs Wochen alt, verlor er sein Augenlicht. 6 Jahre alt, starb seine Mutter. Sein Vater ein armer Mann, mußte für seine Kinder hart arbeiten. Als Knabe von 10 Jahren ward er Laufbursche. Nach 4 Jahren kam er durch Dr. Howe in die Anstalt nach New York. Er war einer der 6 Ersten, die man was lehren wollte. 1838 graduirte er mit Ehren, ging heim und gab Musik-Unterricht, wurde später Lekturer und gab 1847 sein "Offering", ein Buch, das von Blinden handelt, heraus.

Jetzt etwas von Advokaten. Nik. Bacon, ein Rechtsgelehrter von Brabant Council, wurde in Kindesjahren seines Augenlichts verlustig. Durch Nicarius de Vourde (ein Blindgeborener) wurde er angespornt und zeichnete sich später als hervorragender Advokat in Louvain aus. Die Universität zu Cöln verlieh ihm den D. D. Titel. Seine Freunde nahmen ihn in ihre Schulen und verspotteten ihn, er aber überwand sie. Nach 2 Jahren wurde er zum LL. D. zu Brüssel gekrönt. Als Vertheidiger gewann er fast alle Klagen seiner Klienten.

John Fielding ist der andere Blinde. Er wurde in seiner Jugend blind. Später wurde er Richter zu Westminster für viele Jahre. Sein Name war ein Schrecken für Uebelthäter. Er nahm gleichfalls in der Marine regen Antheil. Er wurde 1761 Ritter und starb 1780. Er publizirte eine „Code von Strafe" und schrieb eine allgemeine Geschichte. Blinde Aerzte hatte es auch etliche. Einer davon war Hugh James M. D., welcher dieses Fach Jahrelang verfolgte, nachdem er schon blind war. Er wurde geboren in St. Bees, Cumberland, 1771. Nachdem er einen medizinischen Cursus vollendet hatte, graduirte er in Edinburg 1803 und ließ sich zur Praxis in Carlisle nieder. Drei Jahre später erblindete er, arbeitete aber fort bis den 20. September 1807. Er starb im 45. Lebensjahr und ward begraben zu Athuret. Man errichtete ihm ein Denkmal.

Dr. Mayer, der im Alter von drei Jahren erblindete, war der Erste in Chemie. Nachdem er ein Collegium absolvirt hatte, fing er in Edinburg einen Musikkursus an. 1779 reiste er nach England, dann nach den Ver. Staaten, wo er Doctor wurde. 1785 machte er eine Tour in der Union, reiste heim und siedelte sich in Manchester an. Er wurde Mitglied des Phil. Vereins daselbst. Nach 57 Jahren harter Arbeit starb er am 10. August 1807.

Auf dem Gebiet der Erfinder und Mechaniker tritt uns John Gough entgegen. Er war der Sohn eines Handschuhmachers. Als Knabe von drei Jahren verlor er 1752 seine Sehkraft. Drei Jahre später lernte er Sprachlehre; in Zoologie und Botanik war er schwer zu übertreffen. Durch das Gefühl seiner Zungenspitze fand er die Beschaffenheit verschiedener Pflanzen. Im Jahre 1772 schenkte er der experimentalen Philosophie viel Aufmerksamkeit. Bald verstand er die Gesetze der Anziehungs- und Schwerkraft. Er hatte tüchtige Männer als Schüler aufzuweisen, z. B. Gastin von „Jesus College", King, Lehrer von Queen College u. a. m. Er starb den 25. Juli 1825 im 68. Jahr. Sein Andenken lebt fort.

Wm. Hautley, eines Uhrmachers Sohn, war ein Eingeborner von Barnstable, Devonshire. Gleich seinem Vater machte er Wand- und Taschenuhren, war aber dabei blind. Er wurde als Meister in seiner Heimath betrachtet. Wenn sehende Personen die Uhren nicht repariren konnten, war er es und das ohne Vergrößerungsglas, doch muß man bedenken, daß die Uhren von Holz waren und so groß wie ein moravisches Brod (Biscuit).

Thomas Wilson, ein Bewohner von Dumfries, verlor sein Augenlicht im Säuglingsalter. Er war ein Drechsler und machte Kuchenroller und Kartoffelstempel, die bei den Hausfrauen viel Absatz fanden. Er war auch Glöckner in Dumfries, wo er nach 36jährigem Dienst im 75. Lebensjahr dahinschied.

John Kay von Glasgow war Schreiner und Zimmermann, in welchem Handwerk er besonders in Mahagonyholzarbeit einigen Ruhm erlangte. Seit seinem neunten Jahre war er blind. Nicht allein war er ein guter Schreiner, sondern auch ein Christ und war Sonntagschullehrer und Traktatvertheiler. Als treuer Jünger Jesu ging er zur Ruhe ein am 16. Dez. 1809.

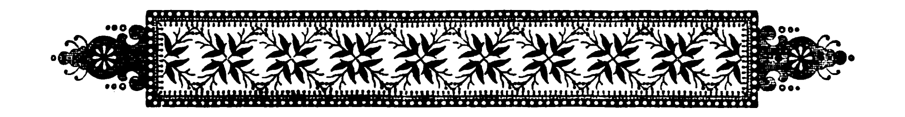
Bagow, ein West N. Y. Carpenter, war blind von Kindheit an, doch hat er Livingstone und Steuben Counties durch seine Häuser und Bauten schön verziert.

Sogar blinde Schneider gab es. McGuire war der Hausschneider von McDonald von Clamorald in Irland. 15 Jahre vor seinem Tode ereilte ihn Blindheit, aber er arbeitete dessen ungeachtet fort. Er machte einen Anzug, wie es in der Tartarei Mode ist, nämlich gestreift. Es nimmt einen Sehenden dies zu vollführen, und er konnte es blind fertig bringen.

David Mayer war Wagner, verlor dabei seine Augen, hielt aber fast mit demselben Erfolg aus wie vorher. Er wohnte in Angelica, N. Y.

Wimprecht, ein Buchagent in Augsburg, war blind geboren. Er handhabte sein Geschäft, das 8000 bis 9000 Bände hatte, mit der größten Fertigkeit.

John Gall von Ohio, ein Blinder, ist Farmer. Er führt die Aufsicht über seine Arbeiter und hilft mit. Sogar Maler gab es, z. B. Jno. Hellicks von Pennsylvania. Bei den Blinden ist das Gefühl am stärksten, viel feiner als bei sehenden Menschen. Somit löst sich das Räthsel ihrer Kunst- und Geschicklichkeit. Der allweise Gott sorgt dafür, daß sie nicht wegen des einen oder andern Sinnes unterzugehen brauchen. Diese Exempel sollten uns aufs Neue zur Thätigkeit und zur Dankbarkeit anspornen.

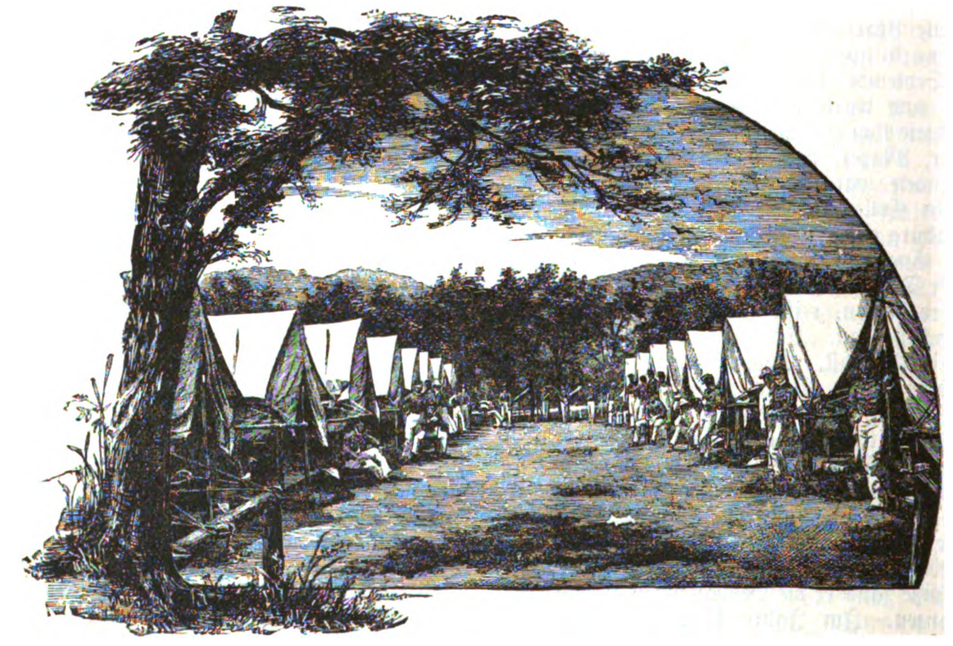


Die West Point Militäracademie.

Zweiter Artikel.

Im vorigen Artikel haben wir in gedrängter Form den Ursprung und die Entwicklung der Militäracademie in West Point gegeben und theilweise ihre Bauten geschildert; in diesem Artikel beabsichtigen wir die Schilderung der Letzteren zu Ende zu führen, sowie über die inneren Anordnungen, die Leistungen und den Werth der Academie zu reden.

geschärften Appetit Gerechtigkeit wiederfahren lassen kann. Hinter der Restauration sind die Mietheställe, deren Eigenthümer für Geld und gute Worte bereitwillig das gewünschte Gefährt bieten nach irgend einem Ort der malerischen Umgegend. Nahe dabei ist das Geschützlaboratorium, woselbst die Kadetten in die Geheimnisse der Manufaktur der explodirenden und der



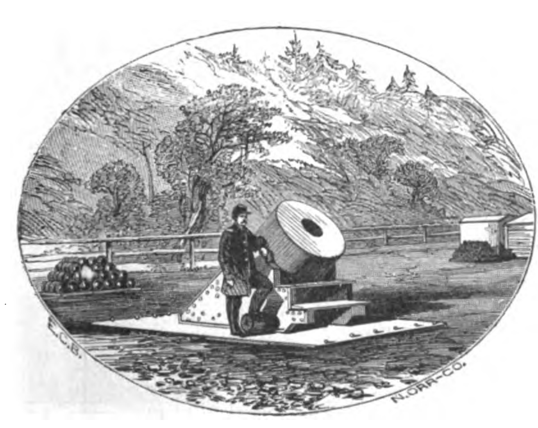
Das Sommerlager.

Wurfgeschosse u. s. w. eingeweiht werden. Der Weg zwischen beiden führt hinab zur Küstenbatterie und zum nördlichen Landungsplatz. Nahe dessen Ende ist ein Eingang zu dem „gar zu kosigen", unter bogenförmigen Schattenbäumen sich hinschlängelnden Promenadeplatz, dem sogenannten Flirtation Walk, mit dem sich ein Arm von West Point Hotel her verbindet und sich erstreckt bis nach Gees Point Leuchtthurm, nach Batterie Knox, Koscinszko's Garten und dem Sommerlager der Kadetten. Ziemlich am Ende vom „Flirtation Walk" ist Dade's Denkmal. An der nordöstlichen Ecke des Lagergrundes und Paradeplatzes ist die ehemalige Festung Arnold, jetzt Festung Clinton, mit vielen geborstenen und zerbrochenen Geschützen und an dem äußersten Winkel derselben das Denkmal des polnischen Patrioten Koscinszko. Von da rückwärts, in westlicher Richtung führt der Weg

Zurückkehrend von der letzten Ruhestätte der geehrten Helden, liegt links dem Ufer entlang, das sogenannte, aus ländlichen Wohnungen bestehende Logtown, die Quartiere verheiratheter Soldaten. Eine andere Gruppe gleicher Häuser vor den eisernen Thoren, bildet Rudgertown. Weiter östlich liegt Camptown, das die Barraken der Cavallerie, der Artillerie, der Ingenieure und der Musikbande in sich schließt, das Pulvermagazin, Soldatenhospital, Wachthäuser, Lagerhäuser, Werkstätten, Wohnungen der Civilisten und die Militärkirche, welche Sonntagmorgens von den Katholiken und Nachmittags von den Methodisten für Predigt und Sonntagschule benützt wird. Dann kommt das von Fräulein Berard verwaltete Postamt. Einige Schritte nordöstlich von letzterem erreicht der müde Wanderer Denton's Restauration, in welcher er bei mäßigen Preisen und reeller Bedienung seinem

zum West Point Hotel, weiterhin zur Belagerungs- und Mörserbatterie und nach Trophy Point, woselbst sich ein Stück der großen Kette befindet, eine große Anzahl mexikanischer Geschütze und eine ungeheuer große, von Sir William Armstrong verfertigte, der conföderirten Regierung geschenkten und von dem Unionsheer eroberten Kanone.

Von der Juni-Examination bis Ende August sind die Kadetten in ihrem Sommerlager, während welcher Zeit nicht nur die Verwandten und Freunde der Studenten, sondern die Modewelt und die Vergnügungssüchtigen schaarenweise nach West Point strömen, wo es dann oft lebendig genug hergeht. Und während dieser Periode weniger mit den Wissenschaften geplagt als zu andern Zeiten, ergeht sich auch der Kadett gerne in witzigen Bemerkungen. Wird er z. B. gefragt, warum die Mündung der an den Straßenecken aufgepflanzten Kanonen nach unten gerichtet sei, so mag er antworten: „Das ist im Fall eines Krieges mit China."



Die Küstenbatterie.

Candidaten für Aufnahme in die Academie werden von Congreßmännern ernannt und aus jedem Congreßdistrickt einer gewählt. Auch ernennt der Präsident während seines vierjährigen Amtstermins zehn weitere aus den verschiedenen Staaten. Alle Candidaten melden sich zwischen dem 1. und 20. Juni beim Superintendenten an, werden nach der halbjährigen Kadettenexamination geprüft, oder wenn nicht möglich zu der Zeit anwesend zu sein, wird ihnen noch eine Gelegenheit in den letzten drei Tagen im August hiefür eingeräumt. Jeder Candidat muß richtig englisch lesen und schreiben können, Fertigkeit zeigen im Rechnen bis zum Decimal-Bruch, in der Elementargrammatik, in der Geographie, besonders der Ver. Staaten und der Geschichte derselben. Er darf weder unter siebenzehn, noch über zweiundzwanzig Jahre alt sein, nicht unter fünf Fuß hoch, nicht verunstaltet, nicht mit einer ansteckenden Seuche oder irgend einer andern Krankheit behaftet, welche ihn für den Militärdienst unfähig machen würde; er muß ledig sein und bleiben, bis er graduirt. Kein Candidat erhält seine Vollmacht (warrant), bis nach der Januar-Examination, und dann nur bei befriedigendem moralischem und militärischem Betragen; bis dahin ist er ein „Gemeiner." Wird er aufgenommen, so hat er einen feierlichen Eid abzulegen, in welchem er jeder Provinz, jedem Staat und jedem Land die Treue kündigt, sich verpflichtet, die Souveränität der Ver. Staaten zu wahren und zu vertheidigen, die Constitution zu unterstützen, der nationalen Regierung treuen Gehorsam zu leisten, acht Jahre in der Armee zu dienen, den Befehlen seines höheren Offiziers zu gehorchen und die Regeln für die Ver. Staaten Armee zu befolgen.

Von allen Candidaten, die Aufnahme in die Academie finden, glückt es 40 bis 60 Procent zu graduiren; die Uebrigen resigniren oder werden entlassen wegen mangelhaften Studien, wegen Disciplin, oder beiden. Der Studiencursus ist folgender: Erstes Jahr: Mathematik, Französisch, englische Studien, Geschichte, Geographie und Ethik, Artillerie und Infanterie Taktik und Kleinwaffengebrauch. Zweites Jahr: Mathemathik, Französisch, Zeichnen, Artillerie, Cavallerie und Infanterie Taktik. Drittes Jahr: Natur- und Experimental-Philosophie, Chemie, Zeichnen, Taktik wie im zweiten Jahr, praktische Kriegsbaukunst, Signalisiren und Telegraphie mit einbegriffen. Viertes Jahr: Geometrie, Kriegsbaukunst und Kriegswissenschaft, Mineralogie, Geologie, Spanisch, Völker-, Verfassungs- und Militärrecht, praktische Kriegsbaukunst, Taktik wie im dritten Jahr und Geschützkunst. Die Einzelheiten dieses umfassenden Planes zu meistern, erfordert fleißiges und anstrengendes Studium während der ganzen vier Schuljahre, sonst ist an kein Graduiren zu denken. Werden auch nicht alle Wissenschaften gleich gründlich studirt, sondern je nachdem sie mehr oder weniger für militärische Fähigkeit und Gewandheit erforderlich sind, so doch so, daß der Kadett klare Begriffe bekommt und der im activen Dienst stehende Offizier, durch Ausnützen seiner Musezeit, leicht eine völlige Vertrautheit mit allen erlangen kann. Die Kadetten sind, den vier Studienjahren entsprechend, in vier Klassen und diese wieder in Sectionen getheilt und die besten Studenten in die erste Section versetzt. Die Sektionen werden regelmäßig von den Professoren und Principalen der Departemente besucht, um sich von dem

Verdienst der Studirenden, wie der Tüchtigkeit der Lehrer zu überzeugen. Versetzungen von einer Section in eine andere beruhen auf den Leistungen in den Studien, worüber ein genaues Verzeichniß geführt wird. Monatliche Berichte über die Fortschritte werden an das Kriegsdepartement gesendet und Auszüge aus denselben an die Eltern oder Vormünder der Kadetten. Im Juni findet in Gegenwart der Visitatoren eine jährliche und im Januar eine halbjährige Examination statt, nach welcher der Rang jedes



Der Abendschuß.

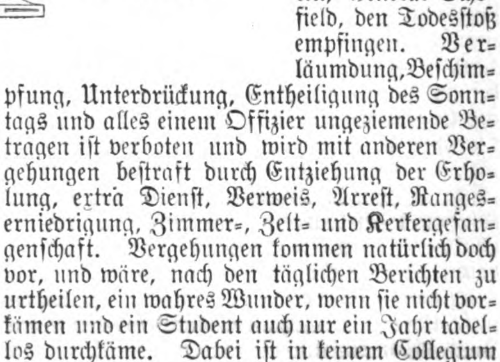
Studenten durch Abstimmung entschieden und die Namen derer für Entlassung an das Kriegsdepartement berichtet wird, welche sich mangelhaft in den Studien oder der Disciplin erwiesen haben. Auch werden in genannten Monaten Verdienstrollen angefertigt, in welchen der Rang jedes Kadetten verzeichnet steht und zu welchen das ganze Corps Zugang hat. Disciplinvergehungen sind in sieben Klassen getheilt, sie werden bestraft mit „Verschuldung" und steigen von eins bis auf zehn. Bei gutem Betragen ist Vorkehr getroffen, die verzeichneten Zahlen zu reduciren; aber übersteigen sie hundert in sechs Monaten, so wird der Kadett als „mangelhaft" erklärt in der Disciplin. In West Point hält man fest an dem Grundsatz: wer befehlen will, muß zuerst gehorchen lernen. Unbedingter Gehorsam ist die Haupttugend eines Soldaten. Der vom Präsidenten ernannte Superintendent ist Commandant von West Point und Direktor der Anstalt. Er giebt Anweisungen betreffs der Studien, der academischen Pflichten, der Feldübungen der Zöglinge und berichtet über Fortschritt und Wohlfahrt an den Kriegssekretär und Oberbefehlshaber. Den academischen Stab bilden die Professoren, die Prinzipale und die im Dienst der verschiedenen Abtheilungen stehenden Offiziere. Der academische Board besteht aus dem Superintendenten und den Principalen der verschiedenen Unterrichtsfächer. Er empfiehlt dem Kriegsdepartement Text- und andere Bücher, Karten, Modelle und Apparate für academischen Gebrauch, examinirt Kadetten, entscheidet über ihr Verdienst, ertheilt Diplome, empfiehlt Beförderungen, schlägt Verbesserungen vor im Studiensystem und hält seine eigenen Berathungen. Der Adjutant der Academie fungirt als Sekretär des Boards. Alle Quartiermeister- und Commissariats-Einkäufe werden von drei vom Superintendenten ernannten Offizieren untersucht und die Rechnungen des betreffenden Offiziers gegen die Kadetten für Kleider und andere authorisirte Artikel geprüft. Der Quartiermeister der Kadetten ist zugleich Schatzmeister, aber macht keine Zahlungen auf Rechnung irgend

eines Kadetten, ohne Authorität vom Superintendenten. Nebst den genannten Beamten kann der Präsident so viele Kadetten zu Gehilfsprofessoren ernennen als nöthig sind, welche Ernennungen als ehrenhafte Auszeichnungen gelten. Die meisten der in der Academie angestellten Offiziere, Professoren, Assistenten und Lehrer haben ihre wissenschaftliche Bildung in West Point selbst erhalten und standen in den vordersten Reihen der Graduirenden der Anstalt. Es sind Herren, welche durch einen kürzeren oder längeren activen Dienst entweder auf streng wissenschaftlichem Gebiet oder auf dem Kampfplatz sich in ihren Fächern rühmlichst ausgezeichnet und manche sogar einen nationalen Ruf erlangt haben. Mit sehr tüchtigen Talenten ausgerüstet, ist die Academie im Stande, allen Anforderungen und Erwartungen gerecht zu werden. Den besten Interessen der Anstalt etwas nachtheilig wirkt jedoch der öftere Amtswechsel, denn während zwar wohl die Professoren ihre Stellungen permanent inne haben, werden die übrigen academischen Stabsoffiziere nach etwaiger vierjähriger Dienstzeit abgelöst und wieder zu ihren respectiven Regimentern beordert.



Major-General John M. Schofield.

Die Disciplin der Militäracademie ist dieselbe wie die der Armee und wird mit gleicher Strenge durchgeführt. Morgens um fünf Uhr wird das Signal gegeben zum Aufstehen, um sechs Uhr ist Frühstück, Mittagessen um ein Uhr, Abendessen nach der Abendparade — nie vor halb sechs Uhr, Rückzug in das Quartier um halb zehn Uhr und um zehn Uhr werden die Lichter ausgelöscht. Die Zwischenzeit ist aufgenommen mit Studiren, Recitationen, militärischen Uebungen und Erholung. Kadetten ist unter angedrohter Entlassungsstrafe verboten, geistige Getränke zu trinken oder in ihrem Besitz zu haben; alles Karten- und Hazardspiel, sowie die Instrumente derselben innerhalb ihrer Grenzen zu halten; Lug und Betrug, Herausforderung zu oder Fechten von Duellen, welche letztere durch das entschiedene Handeln des früheren Commandanten, General Schofield, den Todesstoß empfingen. Verläumdung, Beschimpfung, Unterdrückung, Entheiligung des Sonntags und alles einem Offizier ungeziemende Betragen ist verboten und wird mit anderen Vergehungen bestraft durch Entziehung der Erholung, extra Dienst, Verweis, Arrest, Rangeserniedrigung, Zimmer-, Zelt- und Kerkergefangenschaft. Vergehungen kommen natürlich doch vor, und wäre, nach den täglichen Berichten zu urtheilen, ein wahres Wunder, wenn sie nicht vorkämen und ein Student auch nur ein Jahr tadellos durchkäme. Dabei ist in keinem Collegium



des Landes mehr Unterthänigkeit, Mäßigkeit und gute Ordnung, als in der Militäracademie in West Point. Als Vergehung wird z. B. bezeichnet: Waschschüssel auf dem untern Brett des Waschtisches schmutzig, Erklärung unrichtig datirt, Kappe auf Seite des Kopfes, Umgeschaut in den Reihen, Wasser auf das Tischtuch geschüttet beim Mittagessen, profane Ausdrücke gebraucht, Oberlippe nicht gut rasirt, spät bei Parade, Rock aufgeknüpft in der Barrackenhalle, beweisführende Erklärung. Der Kadett soll nämlich verstehen, daß West Point eine Anstalt ist für Soldaten und nicht für Advocaten. Taback-geruch im Quartier, Frack auf dem Bett, Schuhe nicht gehörig gewichst, Stuhl außer Platz, Schuhe ungebunden, Band der Unterhosen hervorgehangen, Unruhe und unnöthiger Lärm durch Knöpfgerassel am Rücken des Sitzes im mathematischen Sectionszimmer und dergleichen mehr. Glaubt aber ein Kadett Grund zu haben, warum er entschuldigt werden sollte, so mag er eine kurze und bündige Erklärung der Umstände seiner Vergehung vorlegen, welche Erklärungen oft sehr amüsant sind. Ein junger Held wurde einmal wegen „Lachen in den Reihen bei der Parade" berichtet. Es hatte sich nämlich zugetragen, daß er eine junge Dame im Schrecken über den abgefeuerten Kanonenschuß einen Sprung machen sah. Seine Erklärung lautete: „Schuß gefeuert; Mädel sprang; lachte, weil ich es nicht helfen konnte." Ein anderer wurde beschuldigt, furchtbare Grimassen geschnitten zu haben während der Parade. Seine Entschuldigung war: „Fliege auf der Larve". Er wurde entschuldigt wie auch sein Kamerad, der den Kopf schüttelte, als ob er den Veitstanz hätte und seine seltsamen Bewegungen erklärte mit: „Wanze im Ohr."



Major-General George L. Andrews.

Drei hundert und vierzig Kadetten finden Raum in der Academie, doch ist die gewöhnliche Zahl nur etwa dreihundert. Am Ende des zweiten Jahres wird ihnen während der Zeit des Sommerlagers erlaubt, auf Urlaub zu gehen, und ist ihre Heimath nicht zu weit entfernt, wird ihnen auch zuweilen gestattet, die Christtage daselbst zuzubringen. Jeder Kadett erhält jährlich $540, von welcher Summe der Schatzmeister monatlich vier Dollar in Reserve hält für eine neue Uniform und Ausrüstung zur Zeit der Beförderung. Es wird angenommen, daß kein Kadett Spendgeld besitze; er mag aber Artikel auf Credit kaufen, welche Artikel in einem von ihm gehaltenen Buche eingetragen werden und des Schatzmeisters Gewähr ist für die zur Ausgleichung der Schuld ausbezahlten Summen.

Obige Summe sollte völlig genügen, anständig

und schuldenfrei durchzukommen. Ist die Administration eine strenge, so wird der Kadett auch in Schranken gehalten und der Verschwendung vorgebeugt. Ein Verschwender begehrte einmal von Oberst Thayer eine Anweisung für Hemden. Der Oberst verweigerte sie. Der arme Bursche war in großer Noth und wagte zu rechten. „Oberst, ich bin der Hemden sehr bedürftig." „Ich nehme es als ausgemacht an, daß Sie sind, sonst würden Sie dieses Gesuch nicht präsentiren, aber Sie sind in Schulden," und damit flog das Buch dem Kadett entgegen. „Aber Herr Oberst, ich bin beinahe entblößt; ich habe nur ein Hemd für meinen Rücken und das ist eine Fatiguejacke." „Nun Herr D., ich würde Ihnen rathen, die Fatiguejacke zu tragen, bis Sie aus Schulden sind."

Es muß Jedermann einleuchten, daß eine Kriegsschule, wie die in West Point, für die Ver. Staaten eine Nothwendigkeit ist. Denn so lange die Sünde existirt, liegt die Möglichkeit nahe, daß der Fehdehandschuh gegen innere wie auswärtige Feinde aufzunehmen u. das Schwert zu ziehen ist, sowohl zur Vertheidigung der Grenzen des Landes, der constitutionellen Rechte der Nation und ihrer Bürger, wie zur Beschützung ihres Lebens und Eigenthums. Geschichte wie Erfahrung lehren aber, daß Genie und Patriotismus allein in gegebenen Fällen nicht immer ausreichen, sondern ein wohlunterrichtetes und gebildetes Genie, ein gut disciplinirter Patriotismus und eine den Umständen entsprechende Erfahrung erforderlich sind, um mit Erfolg dem Feind begegnen zu können. Zu dem Zweck sind Anstalten nothwendig, in welchen tüchtig gebildete und disciplinirte Offiziere herangezogen werden, die im Fall der Nothwendigkeit im Stande sind, Armeen zu organisiren, einzuexerciren und sie vortheilhaft zu befehligen. Diesem Zweck hat die Academie in West Point reichlich entsprochen und der Republik wiederholt die besten Dienste erwiesen. Solches war der Fall am Anfang der Rebellion. Die Generäle Schofield und Andrews haben in jener kritischen Periode durch ihr organisirendes und disciplinarisches Talent der Nation unschätzbare Dienste geleistet, indem sie die Offiziere der loyalen freiwilligen Regimenter, und diese wieder ihre Mannschaften einexercirten, und dadurch außerordentlich viel beitrugen, in einer unglaublich kurzen Zeit die ausgezeichnete Grenzarmee zu schaffen. Die glorreichen Siege Grant's und anderer Generäle sind in hohem Grad auf die Kriegswissenschaften zurückzuführen, in welche sie in West Point eingeweiht wurden. General Scott schrieb in Betreff des mexikanischen Krieges: „Ich gebe es als meine vollste Ueberzeugung, daß wenn es nicht für unsere graduirten Kadetten gewesen wäre, der Krieg zwischen den Ver. Staaten u. Mexiko wahrscheinlich 4—5 Jahre gedauert hätte, mit mehr Niederlagen während der ersten Hälfte, als Siegen auf unserer Seite; währenddem wir in weniger als zwei Feldzügen ein großes Land und einen Frieden erobert haben, ohne den Verlust einer einzigen Schlacht oder eines Scharmützels."

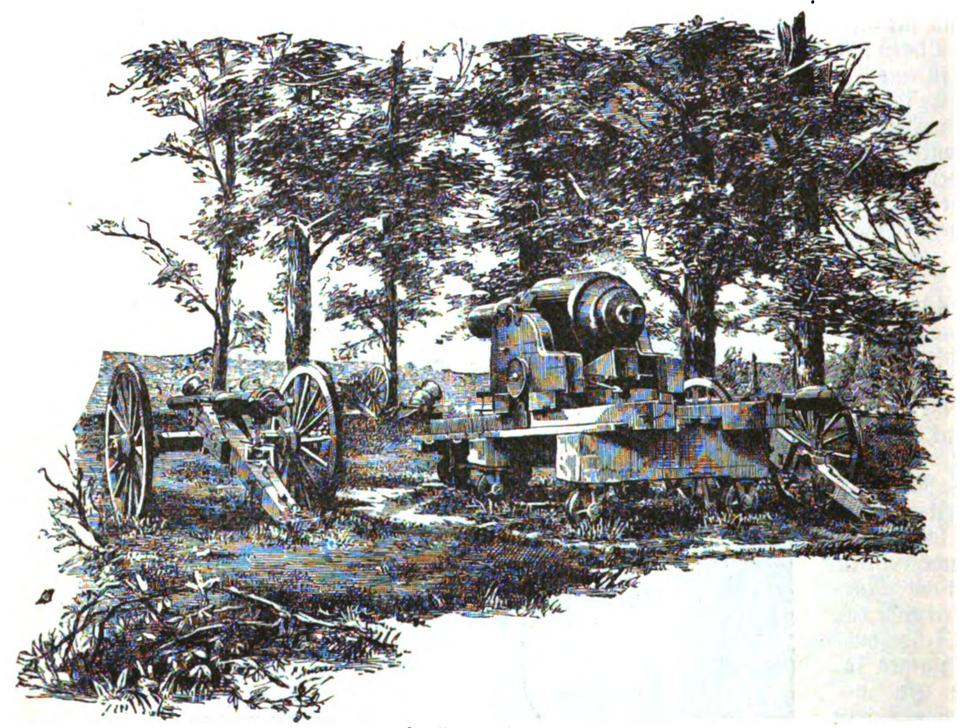

Benny Havens.

„Diese vortreffliche Anstalt," sagt General Cullum, „hat die Nation mit über 2200 gebildeten Offizieren versehen, auf welche irgend eine Armee stolz sein kann; sie hat jede Dienstabtheilung gefüllt mit Talent, Fähigkeit und Integrität, hat bedeutend beigetragen, drei große Kriege erfolgreich zu führen, die nationale Grenze zu erweitern und die Union zu erhalten; hat beständig den wilden Barbaren von unseren Grenzen zurückgedrängt und war der Pionier

fortschreitender Civilisation; hat unsere Festungen errichtet und bewaffnet, unsere Häfen, Seen und Flüsse verbessert, unsere Grenzen festgestellt, unsere Küsten gemessen und beleuchtet, und durchforschte die Länge und Breite unseres Landes; gab unserer Miliz und den Freiwilligen eine große Anzahl werthvoller Offiziere, und unseren Hochschulen tüchtige Präsidenten und Professoren; stellte ausgezeichnete Geometer, welche unser Territorium durch ein Netzwerk von Eisenbahnen und Kanälen mit einander verbunden haben; hat werthvolle Stadt-, Staats- und Regierungsbeamte geliefert; hat unsere Werkstätten und die Bodenkultur gehoben; hat das Ihrige gethan für das Comptoir, die Rechtsgelehrsamkeit und die Kanzel, und hat durch die Beiträge und die Textbücher seiner Graduirten den wissenschaftlichen Maßstab der meisten Bildungsanstalten im Land erhöht und seinen Einfluß sogar nach außen ausgedehnt."

Ueber 1300 der ehemaligen Kadetten waren vor dem Jahre 1868 in das Civilleben eingetreten. 129 waren Advokaten geworden; 10 derselben Richter, 15 Prediger verschiedener Benennungen, 9 Aerzte, 15 Editoren, 26 Präsidenten von Hochschulen, 23 Principale und Lehrer von Academien, 85 Professoren, 35 Eisenbahnpräsidenten, 155 Geometer, 78 Kaufmänner, 30 Fabrikanten, 161 Oekonomen u. s. w. Einer war Präsident der Ver. Staaten geworden, 12 Senatoren und Repräsentanten im Nationalen Congreß, 7 Gesandte an ausländischen Höfen, 66 Mitglieder von Staatslegislaturen, und 34 Staatsbeamte verschiedenen Ranges.

Der Werth der Militäracademie giebt sich ferner kund in dem nationalen Geist, den sie erzeugt und den damit verbundenen politischen Folgen. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges waren die Graduirten der Academie weit weniger angesteckt von dem Geist des Verraths und der Rebellion, als die Beamten irgend eines andern Departements des Staatsdienstes. Denn während die große Mehrheit der dem Süden angehörenden Beamten, Senatoren u. s. w. der Rebellion beitraten und nur eine kleine Fraktion loyal blieb, war es mit den West Point Offizieren gerade umgekehrt. Nur etwas über ein Fünftel hat den Dienst verlassen, während beinahe vier Fünftel und sogar die Hälfte der südlichen Graduirten, trotz dem Einfluß ihrer Rebellenfreunde, dem Sternenbanner treu blieben. Ein Fünftel von den im Felde stehenden ist in den Schlachten für die Union gefallen, mehr als ein Drittel, vielleicht die Hälfte, wurde verwundet und die Ueberlebenden können mit männlichem Stolz auf die damals geleisteten Dienste



Die Batterie-Geschütze.

zurückweisen. — Beim Blick auf die mannigfachen Vortheile, welche der Nation aus der Militäracademie in West Point erwachsen, muß die Geldfrage eine untergeordnete bleiben. Haben auch Demagogen Einwand erhoben gegen die Erhaltungskosten dieser Anstalt als zu hoch, so beweisen Thatsachen das Gegentheil. Die sämmtlichen Kosten für Grund und Gebäude in West Point sind nicht einmal $1,300,000; also weniger als für eine gute Festung, oder ein gut bepanzertes Kriegsschiff, und wenn das Eigenthum heute zum Verkauf ausgeboten würde, könnte es für einen höheren als den Originalpreis verkauft werden. Die jährlichen Kosten für einen Kadetten sind etwa $1000 oder $300,000 für die ganze Anstalt. Werden aber hiervon die mit einbegriffenen Gehalte des Superintendenten, der Professoren und Lehrer abgezogen, die, wenn nicht in West Point, anderwärts im Dienst stehen und denselben Gehalt ziehen, so belaufen sich die jährlichen Gesammtkosten der Academie auf nicht mehr als $250,000, also nur den vierten Theil der jährlichen Kosten eines Infanterie-Regiments, das dem Lande bei weitem nicht die Vortheile bietet wie West Point. Die Gesammtkosten der Academie belaufen sich auf etwas mehr als $11,500,000, welche Summe der Nation während der Rebellion durch die militärischen Kenntnisse der loyalen Graduirten vielfach erspart wurde. Ist das Land auch nicht allen Verlusten und allem Betrug entgangen, so kann das doch den Graduirten der Militäracademie nicht zur Last gelegt werden, deren Integrität sprichwörtlich geworden ist. Selbst der Board der Visitatoren, der jährlich unter nationaler Autorität West Point besucht und meistens aus Civilisten besteht, hat wiederholt die Academie, ihre Verwaltung, ihr Wirken, ihren Werth und das Lehrerpersonal auf das Beste empfohlen und belobt. Möge die Militäracademie in West Point gedeihen, bis alle Kriegsschulen überflüssig und die Schwerter in Pflugscharen verwandelt werden.

G. Abele.

Gesegnete Zahnschmerzen.

Von Armin Stein.

Jüngst las ich in dem köstlichen Buch: „Jugend-Erinnerungen eines alten Mannes," die Worte: „Kinder können, wenn sie unschuldig sind, bei dem Gedanken, daß man sie in Verdacht habe, leicht in Verlegenheit gerathen, und das Blut steigt ihnen in's Gesicht." Ja, das ist wirklich wahr, ich kann aus eigener Erfahrung davon sprechen und will hier ein darauf bezügliches Stücklein aus meiner Jugendzeit erzählen. —

Ich war ein über alle Maßen blöder Knabe. Ich hielt mich immer gern zurück, und es war mir am liebsten, wenn man mich ganz unbeachtet ließ. Ich geberdete mich so scheu und linkisch, daß meine Eltern oft ihren schweren Verdruß mit mir hatten. Kam einmal Besuch zu uns, da machte ich mich flugs aus der Stube, und wenn mich ein fremder Mensch scharf ansah, da wurde ich roth über Gesicht und Hals, wie eine Glaskirsche.

„Das wird was Gutes mit dir werden, wenn du in die Stadt auf die hohe Schule kommst!" sagte mein Vater zu Ostern. „Sei doch vernünftig und laß die dumme Blödigkeit unterwegs!"

Ich sah auch ein, daß die Blödigkeit nicht gerade etwas sehr Empfehlenswerthes und Plaisirliches sei, ich erinnerte mich überdem eines Falles, wo mir meine Schüchternheit ganz unschuldiger Weise eine schreckliche Tracht Prügel eingetragen hatte; aber was helfen Vernunftgründe gegen eine Anlage und Neigung der Natur? Ich ärgerte mich oft über mich selbst und gab mir Mühe, Courage zu lernen, aber die fatale Röthe kehrte sich nicht daran, sie war immer wieder da.

Als der Tag kam, an welchem ich mein Bündel schnüren mußte, um auf die lateinische Schule zu ziehen, da war ich immer noch der Alte, und mein Vater stand noch immer bei seinem: „Das wird was Gutes mit dir werden!" Mir war, als wäre die alte, grüne Kalesche, welche mich nach Halle entführen sollte, der Exekutionskarren, und es sollte zur Hinrichtung gehen.

Es geschah lediglich um dieser meiner Schüchternheit willen, daß mich meine Eltern vorerst ein Jahr zu Verwandten in die Kost thaten. Ich sollte erst ein Bischen „dreiste" werden, wie man in unserm Dorfe sagte. Nach Ablauf dieser Frist aber half kein Seufzen und Herzklopfen: ich mußte auf die große Pensions-Anstalt der Francke'schen Stiftungen.

Ich kam mir vor wie einer, der in die Saale geworfen wird und soll schwimmen und kann doch nicht. Die Pensions-Anstalt des Halle'schen Waisenhauses ist ein ganz eigenes Ding. Es ließe sich viel darüber erzählen. Doch würde mich das zu weit führen. Ich will bei der Sache bleiben und nur das mittheilen, was hierher gehört, um auf die Zahnschmerzen zu

kommen, von denen in der Ueberschrift zu meiner Geschichte die Rede ist.

Auf unserer Anstalt war's beinahe wie in Jerusalem beim ersten christlichen Pfingstfest: Leute aus allerlei Volk fanden sich da beisammen; zwar keine Parther und Meder und Elamiter u. s. w., aber doch Preußen und Sachsen und Baiern und Schwaben und Westfalen und Russen und Engländer und Franzosen, sogar Amerikaner, denn August Hermann Francke's Name hat einen Klang durch die ganze Welt.

Die Schüler wohnen zu je acht und neun auf einer Stube, und zwar nicht lauter gleichaltrige, sondern vom Primaner, dem Selbstherrscher, herunter bis zum Sextaner, dem Pudel — dies ist der Amtsname für die Schüler der unteren Klassen und will besagen, daß sie den älteren Scholaren gehorsam auf den Dienst passen müssen wie ein Hündlein.

Ich war nicht gerade der Letzte und Unterste auf dem Zimmer, aber doch immerhin geringfügig genug, daß meines Nichts durchbohrendes Gefühl der mir angeborenen Blödigkeit hinreichenden Nahrungsstoff bot, zumal auf unserer Stube der Zweite, ein Mensch von sehr niederträchtigem Charakter, sich ein Vergnügen daraus machte, uns Kleine zu hänseln und zu maltraitiren. Da er mit mir in dieser Hinsicht das leichteste Spiel hatte und keine Widerrede zu gewärtigen brauchte, so hatte er's auf mich ganz besonders abgesehen und vollendete das Werk meiner gänzlichen Verschüchterung. Er erwies mir die Ehre, mich zu seinem „Leibpudel" zu erkiesen und peinigte mich bis auf's Blut. Wie oft, wenn ich Abends schon eine Weile geschlafen hatte und in Schweiß gekommen war, holte er mich aus den Federn und schickte mich noch einen Botengang, womöglich recht weit.

Ich fühlte mich so unglücklich, daß ich wiederholt schon einen Briefbogen zur Hand hatte, um meinen Eltern zu schreiben, ich könnte es hier nicht länger mehr aushalten, sie möchten mich erlösen aus diesem Ort der Qual. Aber das konnte ich doch nicht über das Herz bringen; ich hatte meine Eltern zu lieb, und ihnen zu Liebe duldete ich weiter.

* * *

Es waren kaum vier Wochen seit meinem Eintritt in die Anstalt verstrichen, da ereignete sich auf unserer Stube ein böses Ding: ein Diebstahl. Einer meiner Mitschüler vermißte eines Tages zwölf Groschen aus seinem Beutel und schlug ein lautes Weinen an, denn er war ein armer Schlucker.

Die Aufregung war groß — ein Dieb unter uns, das war ja ein schrecklicher Gedanke!

Der Senior hielt mit den beiden Aeltesten nach ihm geheimen Rath, auf wen wohl der Verdacht zu lenken sei, doch wollten ihre Vermuthungen nimmer festen Fuß fassen. Auch wir Kleinen hockten zusammen und redeten mit einander von der bösen Geschichte. Ich saß dabei und sagte, nach meiner Art, nicht viel dazu.

Allmälig wollte ich bemerken, daß man mich mit zweifelhaften Blicken maß. Es kann sein, daß ich mich darin täuschte, daß meine Schüchternheit Gespenster sah, wo gar keine vorhanden waren; aber das wurde eben mein Unglück. Die Besorgniß, daß man mich im Verdachte haben könne, machte mich unsicher und schnürte mir die Brust zusammen. Diese Aengstlichkeit aber lenkte nun wirklich den eingebildeten Verdacht meiner Stubengenossen jetzt auf mich, daß sie mir aus dem Wege gingen und mit Seitenblicken auf mich heimlich mit einander tuschelten.

Ich war in einer peinlichen Lage. Was sollte ich machen? Sollte ich sagen: „Was seht ihr mich so eigen an? Denkt ihr etwa, daß ich's gewesen sei?" Dann würden sie geantwortet haben: „Ei, wer hat denn schon etwas von dir gesagt? Wer sich aber selbst herausreden will, ohne daß ihn einer in's Gesicht beschuldigt hat, der verräth sich selbst und hat kein gutes Gewissen." So mußte ich denn schweigen und den Augenblick abwarten, wo mich der Senior vor seinen Richterstuhl rufen würde.

Schon bei diesem Gedanken brannte mir das Gesicht von der fatalen Schamröthe — was sollte erst werden, wenn ich wirklich im Verhör stand? Mußte der Senior diese Röthe nicht für ein Zeichen meiner Schuld nehmen?

Ich war so geknickt und ging so schwer unter der Last meiner Angst, daß ich nicht im Stande war, meine Schularbeiten ordentlich zu machen, und nun auch noch in der Klasse von Seiten des Lehrers in arge Bedrängniß kam. Meine Seele war so verwirrt und außer sich, daß ich keinen klaren Gedanken fassen und auch kaum noch beten konnte, besonders seit ich eines Tages meinen obgedachten Peiniger eine Aeußerung thun hörte, die mich nicht länger in Ungewißheit ließ, daß der Verdacht des Diebstahls wirklich auf mir ruhe. Er warf nämlich während einer neuen Erörterung des traurigen Vorgangs die Bemerkung hin: „Stille Wasser sind tief," und ich fühlte bei diesen Worten seine Augen brennend auf mir ruhen, während ich ihn nicht anzusehen wagte und mich tief auf mein Buch niederbeugte.

Das Gerede verbreitete sich auch nach den Nachbarstuben, immer lauter wurde das Gemurmel, immer anzüglicher die Stichelreden.

Wie hatte ich sonst so herzfröhlich den Morgen begrüßt und das neubeginnende Tagewerk, denn ich hatte Lust zum Lernen und Freude an der Wissenschaft, jetzt war mir jedes Erwachen am Morgen der Beginn neuer Qual, und ich segnete

die kommende Nacht als meine einzige Trösterin, die dem grausamen Menschen die Lippen schloß.

Freilich war mir die Nacht nur eine halbe Wohlthat, denn Schlaf fand ich nicht viel: ich wälzte mich mit Aengsten und Bangen auf meinem Lager. Ach, wie lange wurden mir die Nächte, da ich jede Stunde den Wächter rufen hörte! Ich beneidete die anderen, die schliefen alle wie die Hamster und schnarchten, daß sich die Balken bogen.

So lag ich denn auch eines Nachts in meinem Bette und schwemmte das Kopfkissen mit meinen Thränen. Meine Seele hob sich in unausgesprochenen Seufzern, und in der sich von Minute zu Minute steigernden Gewalt des Flehens entschlüpften meinen Lippen die halblauten Worte: „Lieber Gott, hilf mir doch und rette mich von dem ungerechten Verdacht!“

Ich erschrak über meine eigenen Worte, denn es war mir, als regte sich etwas in dem Bette am Fenster, in welchem der Paul schlief, der Dritte auf unserer Stube, ein liebenswürdiger Bursch, von Allen immer nur der Paul genannt.

Mit angehaltenem Athem lauschte ich, ob sich etwas ereignen würde, aber es blieb Alles still, bis auf das einstimmige Schnarchen rings um mich her. Es war also wohl nichts gewesen.

Am andern Morgen fiel mir der Ton auf, in welchem der Senior mir seinen Groschen hinreichte zum Kaffee, und der Blick, der seine Worte begleitete. Beides, Wort und Blick, sprach wie Mitleid zu mir. Er kraute mir sogar in den Haaren, was er nur bei denen that, die gut bei ihm angeschrieben standen. Das war ja Alles was Geringfügiges, und die Andern haben's wohl gar nicht gesehen oder sich nichts dabei gedacht; mir aber war's wie ein Mairegen auf ein dürres Land, wie Sonnenschein nach langem, düstern Nebel. Das Herz wurde mir warm und die Augen feucht — ich hätte dem guten Senior die Hand küssen mögen, als hätte er mir wunder was für eine Wohlthat gezeigt.

Auch die anderen waren wie umgewandelt. Sie bemühten sich ordentlich, um eine Gelegenheit, mir gefällig zu sein, als wäre ich ein großer Herr, dessen Gunst sie gewinnen wollten. Wie ich hernach mit meiner Mappe unter dem Arm die Treppe hinabstieg, um nach der Schule zu gehen, nahm ich immer vier Stufen auf einmal und hätte mir beinahe ein Bein versprungen; und der Lehrer sah mich auch so eigen an, als wollte er fragen: Was ist dir denn widerfahren? Du siehst ja aus wie lauter Glückseligkeit!

Ach, ich war ja auch so glücklich, ich dankte in Einem fort dem Herrn. Und damals habe ich innerlich erfahren, warum der Psalmist sagt, Danken wäre ein köstlich Ding.

Daß hier eine Gebetserhörung geschehen, daß der liebe Gott es gewesen sei, der der Mitschüler Herzen gelenkt und ihren Verdacht von mir abgewendet habe, wurde mir klar. Aber wie war das zugegangen? Der liebe Gott macht doch seine Gebetserhörungen heutzutage nicht mehr durch ein direktes Wunder, sondern fügt sie aus natürlichen Dingen zusammen und leitet die natürlichen Vorgänge so, wie er es haben will; und daß nur das, was auf natürliche Weise geschehen ist, seinem Willen dienen muß, das ist eben seine Thätigkeit dabei, darauf beruht sein gebeterhörendes Walten.

Ich hätte es, wie gesagt, gar zu gern gewußt, wie er es mit mir angefangen habe, um mein Gebet zu erhören. Ob wohl der Paul dabei im Spiel war?

Ich sah ihn manchmal heimlich recht verlangend an, ob er's mir nicht verrathen könne; aber ihn zu fragen, getraute ich mir nicht — er saß ja auch vier Klassen höher als ich und war für mich eine Respectsperson.

Ich hatte ihn schon vorher lieb gehabt, wie wir Alle — jetzt hatte ich ihn noch viel lieber. Warum denn nur? Ich wußte doch nichts Gewisses! — Es mußte wohl der Instinkt sein, der mich zu ihm hintrieb.

Am folgenden Tage kam ganz unerwartet der wahre Dieb heraus. Es war der, der am boshaftesten mir zugesetzt und am frechsten mich verdächtigt hatte. Er wurde vor den Rector beschieden und auf der Stelle fortgeschickt.

Die Sache wurde allgemach vergessen — wir hatten auch gerade genug zu thun, um an andere Sachen zu denken. Der Paul zog mit dem Beginn des nächsten Halbjahres auf eine andere Stube, zu meinem größten Leidwesen. Ich wäre gern zu ihm gezogen, und bat den Jespector mit starkem Flehen; doch es wollte sich nicht machen.

Der Paul hatte von ungefähr erfahren, daß ich für mein Leben gern sein Leibpudel geworden wäre, und rief mich eines Tages auf einem Spaziergang zu sich heran. Da habe ich denn im Laufe des Gesprächs gewagt, die Frage an ihn zu richten, die mir immer noch auf dem Herzen brannte: wie das eigentlich zugegangen sei, daß ich damals so urplötzlich aus dem Verdacht losgekommen.

Der Paul fuhr mit der Hand durch die Ringellocken und sah vor sich hin, als müsse er sich besinnen. Dann sagte er: „Jetzt weiß ich's wieder. Ich hatte in jener Nacht schreckliche Zahnschmerzen und konnte nicht einschlafen. Da hörte ich was seufzen und horchte auf, was das wäre. Bald verstand ich auch leise Worte, wie Beten, und nun erkannte ich deine Sprache. Da begriff ich den Sinn des Gebetseufzers; ich wußte jetzt, daß wir dich ungerechter Weise in dem Verdacht des Diebstahls gehabt hatten, und du dauertest mich im Grunde meiner Seele. Am

andern Morgen hinterbrachte ich mein nächtliches Erlebniß dem Senior, der den Andern aufs strengste verbot, dich noch ferner mit Mißtrauen zu verfolgen und von der Seite anzusehen. Ich hatte erst meine Zahnschmerzen verwünscht — nun war ich ordentlich froh darüber, daß ich in jener Nacht aus diesem Grunde nicht hatte schlafen können; die Zahnschmerzen waren doch zu etwas gut: ich habe damit einen Unglücklichen aus großer Noth gerettet."

Der gute Paul war der Ansicht, das wäre Zufall gewesen mit den Zahnschmerzen — ich faßte den Vorgang unter einem anderen Gesichtspunkt des göttlichen Waltens, und pries den Reichthum der Wege Gottes, dem auch Zahnschmerzen dienen müssen, um eines Menschen Beten zu erhören.

Der Paul ist hernach ein berühmter Mann geworden. Ich könnte seinen Namen nennen, dann würde jeder der lieben Leser, oder doch die meisten aufblicken und sprechen: Ach der? Aber ich will ihn lieber bei mir behalten, es könnte ihm vielleicht nicht lieb sein. Doch so oft ich auf einem neu erschienenen Buch oder in der Zeitung den Namen lese, dann denke ich der Wohlthat, die er mir einst erwiesen, und drücke ihm im Geiste immer wieder die Hand.

Wer aber im Unglauben spricht: „Beten hilft zu nichts", oder im Kleinglauben fragt: „Ob es wohl was hilft?"—dem sei diese kleine Geschichte erzählt, auf daß er glauben lerne: Unser Gott erhört Gebet und ist nahe allen, die ihn mit Ernst anrufen.

(R. Kirchenzeitung.)

Das tugendsame Weib im Lichte des göttlichen Wortes.*)

Fleiß.

Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt. Spr. Sal. 31, V. 12 und 14.

Ein tugendsames Weib betet nicht nur, es arbeitet auch. Gebet und Arbeit sind Zwillingskinder, die nicht getrennt werden dürfen, wenn die Arbeit nicht vergeblich, und die Frömmigkeit nicht eine ungesunde sein soll. Wo sie aber nach göttlicher Bestimmung und im gesunden Glaubensleben vereint sind und bleiben, — „zum Beten und zum Fleißigsein giebt Gott bald Segen und Gedeihn."

Als Gott der Herr den Menschen schuf, bestimmte er ihn nicht zur Unthätigkeit, sondern er „setzte ihn in den Garten Eden, daß er ihn bauete und bewahrete;" — „bewahrete" von außen gegen die Anläufe des Fürsten dieser Welt, der es von der Stunde an, da der nach Gottes Ebenbild erschaffene Mensch lebte, versuchen wollte und seinem Wesen nach auch mußte, den Herrn der Natur aus der Gottesgemeinschaft zu reißen und zu seinem Sklaven zu machen, — und „bauete" im Innern, daß die Erde ihm unterthan sei. Da war zur Entwickelung der geistigen und zur Uebung der leiblichen Kräfte die für Leib, Seele und Geist des Menschen nothwendige Arbeit gegeben: eine Wohlthat ohne Last, — ein Segen ohne Fluch. Erst mit der Sünde und dem Fall des Menschen wurde sie Strafe, und darum Mühe, Verdruß und Druck. Aber obwohl Gottes Gerechtigkeit das Strafurtheil fällte: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen," (1 Mos. 3, 13), so ist hinter der Gerechtigkeit nur seine Liebe verborgen, die in der Züchtigung von der Sünde fort und zu sich hinziehen will, die da straft, um zu bessern und zu bewahren, die in der Arbeit ein Schutzmittel gegen Sünde und Versuchung, den besten Lebensgenuß und eine unerschöpfliche Segensquelle bereitet. Deswegen stehet jeder Mensch, er sei hohen oder niederen Standes, der nach Gottes Willen leben will, zu seiner Zucht unter dem Gebote: „Einem jeglichen Menschen ist Arbeit auferlegt nach seinem Maße" und es irren alle die, welche meinen, nur den geringen Leuten sei sie befohlen. Wer sich selbstwillig von dieser Lebensaufgabe losspricht oder aus Leichtsinn und Bequemlichkeit nicht nachkommt, möge wohl zusehen, wie er dereinst am Tage des Gerichts bestehen will, da „ein jeglicher seinen Lohn empfangen wird nach seiner Arbeit" (1 Kor. 3, 8).

Es ist Gottes Gnadengabe, daß Mann und Weib, Knecht und Freier, Reicher und Armer arbeiten sollen, mit ganzer Kraft und völliger Hingabe, um des Gehorsams, nicht um des Lohnes willen. Nichts ist für Leib und Seele so verderblich, wie Müßiggang — dieser Anfang aller Laster. „Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit: wohl dir, du hast es gut!" sagt Gottes Wort (Ps. 128, 2), das da immer weiß, was dem Menschen frommt und nützt. Ehrlicher Erwerb, Gesundheit und Zufriedenheit sind die

*) Sintemal ein Kapitel aus diesem Buche vielen unserer Leserinnen so gut gefallen hat, lassen wir ein zweites folgen.

Früchte fleißiger Arbeit. „Nimm dir etwas vor zu arbeiten, so widerfährt dir keine Krankheit," mahnt Sir. 31, 27. Die müßigen Leute sind verdrießlich und reizbar, ihren Stimmungen und ihrem Körper unterworfen, sich selbst und andern eine Plage und gewöhnlich mit Gott und der Welt unzufrieden. Sie vergessen, daß der heilige und allmächtige Gott ihnen selbst das Vorbild der Arbeit giebt: „Der die Welt geschaffen hat und noch erhält" — „Der da wirket bisher." (Joh. 5, 17.) Sie übersehen, daß des Heilands Leben auf Erden ein Dienen in der Liebe, ein tägliches Wirken, ein unermüdliches Arbeiten war. Die ganze Natur ist zur Thätigkeit bestimmt. Davon zeugen Frühling und Herbst, Saat und Ernte, Tag und Nacht, davon singen die Vögel, dafür sprechen die Blüthen, und das beweisen die Früchte. „Feuer, Hagel, Schnee und Dampf, Sturmwinde richten Gottes Wort aus." (Psalm 148, 8.) — „Die Ameisen schaffen, die Spinnen wirken" — „die Feuerflammen sind Gottes Diener" — „die Engel, die starken Helden, richten Gottes Befehl aus, daß man höre die Stimme seines Wortes" — die Schöpfung mit allen Kreaturen in, an und unter dem Himmel arbeitet, weil es also Gottes Wille ist. Soll der Herr der Natur sich von ihr beschämen lassen in Gehorsam und Gottähnlichkeit und die Ehre unterschätzen, Gottes Mitarbeiter sein zu dürfen?

Niemand ist von der Verpflichtung zur Arbeit ausgeschlossen, — niemand auch von ihrem Segen. „Ringet darnach, daß ihr stille seid und das Eure schaffet und arbeitet mit euren eigenen Händen." (1 Thess. 4, 11.) Dieses apostolische Wort gilt auch den Frauen. Durch treue Pflichterfüllung und redlichen Fleiß ist schon manches Herz stille geworden in seinem Gott. An Arbeit aber fehlt es nirgends und nie. Wer nur sehen will, findet dazu reichliche Gelegenheit, wie sie für Alter, Stand, Gaben und Kräfte angemessen ist, auch wo Beruf und Stellung sie nicht von selbst bestimmen.

Unsere Schriftstelle weist auf eine Zeit zurück, in welcher auch die vornehmsten Frauen eigenhändig für sich und ihre Angehörigen die Kleidung verfertigten, den Flachs spannen, das Leinen bleichten, die Kleider webten, den Wollenstoff verarbeiteten. Lange Zeit haben Frauenhände fast ausschließlich für die Wäsche und Gewänder des Hauses gesorgt. Wie die reichen, jüdischen Frauen, so gingen auch die deutschen Fürstinnen mit Wolle und Flachs um und arbeiteten mit ihren Händen, namentlich am Spinnrad und Webstuhl und in kunstvollen Stickereien. — Jetzt hat die Fabrik die Spinn- und Webearbeit im Hause verdrängt, oder doch auf einzelne Gewerbe und Stände beschränkt. Aber trotzdem fehlt es nicht an Arbeit. An die Stelle der Spindel ist die Nadel getreten und will fleißig und geschickt gebraucht sein, soll der Anzug ordentlich bleiben, das Einkommen gewahrt und die Frau als „gute Arbeiterin" gerühmt werden — ein Lob, das von keiner verschmäht, von allen erstrebt werden sollte.

Wohl wenn im äußerlichen Stand,
Mit fleißiger, getreuer Hand,
Ein jeglicher nach seiner Art
Den Geist der Treue offenbart.

In unserem Schriftworte steht ein Wörtlein, das nicht unbeachtet bleiben darf. Es heißt „gern". Denn es ist ein großer Unterschied, ob eine Arbeit freudig und willig, oder widerwillig und mißmuthig gethan wird. — Mir fallen hierbei zwei fleißige, aber sehr verschiedenartige Frauen ein. Die eine seufzte immer und klagte, daß sie so sehr viel zu thun habe, niemals zur Ruhe und Freude komme, daß das Geld knapp, die Arbeit unerträglich sei; — das habe sie bei ihrer Heirath nicht so erwartet. Lange hörte der Mann es geduldig mit an; endlich aber riß ihm die Geduld. „Kann ich's ändern?" fragte er ärgerlich, und ordentlich und fleißig, wie er war, hatte er ein Recht zu dem Vorwurfe, der indessen verdrießliche Aufnahme fand. Darüber schalt der Mann, die Frau weinte, und der ersten Uneinigkeit folgten bald Streit und Unfriede als tägliche Hausgäste.

Die andere Frau fand immer bei allem, was ihr im Leben begegnete, etwas Gutes heraus. „Mein Mann muß freilich schwer arbeiten, und ich habe auch mein gut Theil, aber wir sind Gott Lob! gesund und zufrieden. Die Miethe ist wohl theuer, aber wir wollen lieber an anderem sparen, um nur eine nette Wohnung zu haben; wenn mein Mann Abends nach Hause kommt, freut er sich dann, wenn es so freundlich um ihn aussieht. Die Kinder machen mir auch recht viel Arbeit und Mühe, aber Gott sei Dank! noch weit mehr Freude. Da will ich gern arbeiten und meinem Gott danken, daß mir's so gut geht. Es ist ein rechter Gottessegen über unserm Hause."

Woher kam der schlichten Frau, die es sich sehr sauer werden lassen mußte, ihren Pflichten und Arbeiten nachzukommen, der zufriedene Sinn, der heitere Blick, die fröhliche Stimme? Sie war an der Krippe zu Bethlehem genügsam, unter dem Kreuze auf Golgatha demüthig geworden, — sie glaubte aus Herzensgrunde an Gott den Vater, der ohne Verdienst und Würdigkeit seine Kinder speiset und kleidet, führt und trägt, und seine Gaben an Geld und Gut zwar verschieden vertheilt, aber nicht in Ungerechtigkeit, sondern aus verborgener Liebesweisheit. „Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig

ist und läßt ihm genügen" (1 Tim. 6, 6). Wer sich von dem Herrn, der die Blinden sehend machen kann, die rechte Augensalbe hat geben lassen, der ist nicht mehr so weitsichtig, daß er die Blumen übersieht, die neben seinem Wege blühen, um nach den fernen Bäumen zu schauen, — und ist nicht so kurzsichtig, daß ihm die Sterne am Himmel nicht leuchten sollten.

Helle Augen, die da taugen, Gottes Werke recht zu sehen, werden in dem stillen Siloahwasser gewaschen; sie gleichen klaren, reinen Fensterscheiben, durch welche die lichten Sonnenstrahlen freundlich erwärmend in das Innere der Wohnung dringen.

Wenn es die Losung aller Arbeit ist: „Gott die Ehre, uns der Segen," — „die Hände an's Werk, die Herzen himmelan," — dann giebt der Herr, der die Arbeit befohlen und erlaubt hat, nicht allein Kraft und Stärke, Wollen und Vollbringen, —

Gott weiß das Herz in Freude zu erhalten,
Scheint dir die Arbeit mühevoll und schwer,
Er läßt dich nicht beim kalten Werk erkalten,
Scheucht von der Stirn des Unmuths trübe Falten,
Er giebt Geduld, giebt Fleiß und noch viel mehr:
Das Kleinste, das dem Kleinsten du gethan,
Sieht er, als ob es ihm geschehen, an.

Spitta.

Durch fröhlichen und treuen Fleiß in der Arbeit giebt die Mutter und Hausfrau ihren Kindern und Leuten das beste Vorbild und die richtigste Anleitung zur Arbeitsamkeit. Denn wir wirken nicht sowohl durch das, was wir lehren und reden, als vielmehr durch das, was wir thun und sind. Schon das kleinere Kind läßt sich gern zu Hülfeleistungen gebrauchen und macht ein sehr fröhliches, wichtiges Gesichtchen, läuft schnell und holt und trägt, so viel es kann, wenn es der Mutter etwas bringen, dem Vater einen Gang abnehmen kann. An dem Fleiße der Mutter und ihrer fröhlichen Rührigkeit wird das kindliche Vergnügen zu helfen zur Gewöhnung an Thätigkeit, die dem Leben in allen Verhältnissen erst den rechten Werth verleiht, in allen Lagen gefordert wird und für das Gedeihen und Wohlbefinden in jungen und alten Tagen wesentliche Bedingung ist. Wo fröhliche Arbeit im Hause wohnt, da geht es mit dem Erwerb und dem Hauswesen vorwärts, — so daß verständige Erziehung und Fleiß der Mutter einem Kaufmannsschiffe zu vergleichen ist, welches seine Nahrung von ferne bringt und zum Nutzen und Frommen des Besitzers neue Güter und frische Ladung ablagert. „Wo man arbeitet, da ist genug, — wo man aber mit Worten umgehet, da ist Mangel." Spr. 14, 23.

Etwas Neues „vom alten Fritz".

Es sind in letzter Zeit einzelne, eigenhändige Marginal-Resolutionen (Randglossen) Friedrichs des Großen, d. h. Antworten des Königs auf Berichte und Anfragen seiner Minister und Kabineträthe, veröffentlicht worden, die uns in kurzen, markigen Zügen einen werthvollen Beitrag zur Charakteristik des populärsten deutschen Helden geben und neben den umfassenden Beschreibungen eines Ranke, Droysen, G. Freitag, noch Beachtung verdienen. Sie zeichnen sich durch Geradheit, oft rücksichtslose Grobheit, derben Humor, herbe Strenge und Dringen auf Sparsamkeit, aber auch durch treffenden Witz, der, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf trifft, aus. Sie zeigen uns auch die außerordentliche Arbeitskraft des unermüdlichen, um das Größte, wie um das Kleinste in seinem Reiche besorgten Herrschers, und sind außerdem als Proben seiner stilistischen und orthographischen Kenntnisse von großem Interesse.

1) Gesuch des Kommerzienrathes und Kaufmanns Simon in Stettin, das Gut Craatzen für 4000 Thaler ankaufen zu dürfen. Antwort des Königs: 4000 Thaler im negotio bringen 8 protcent in gühter nur 4 also verstehet er sein Handtwerk nicht, ein Schuster muß Schuster seindt, ein Kaufmann handeln und keine gühter haben. — 2) Gesuch des Bereiters B. um Zulage. Antw.: wen er nicht mehr haseliren wirdt und vernünftig Reiten wird. — 3) Beschwerde der Stadt Frankfurt a. d. O. über Einquartirung. Antw.: Das Kan ja nicht anders Seindt, ich kan das Regiment nicht in die Taschen Stecken, alleine es werden die Carsernen wieder Erbaut werden. 4) Gesuch der Potsdam'schen Bäcker um Bewilligung von Korn aus dem Magazine. A.: Sie haben über 500 Wispel gekrigt, es Seindt Canaillen, der Magistrat muß Sie vohr Krigen. — 5) Gesuch des Strumpffabrikanten E. um ein Kapital von 3200 Thaler, das er zu fordern hat. A.: Patciencia. — 6) Gesuch des Gen.-Maj. von Kleist, nach seinem Gute Stavenow gehen und hiernächst das Bad gebrauchen zu dürfen. A.: Keine Naredein von Bäder, er soll nicht haßeliren.—7) Gesuch des Kammerherrn v. M., das Aachener Bad gebrauchen zu dürfen. A.: was er da Machen wil, er wird was er noch hat dort

verspielen u. wie ein bettler zurück Komen. — 8) Der Obrist Lieutenant v. R. überweist die Kosten der Bewirthung der Fürstl. Braunschweigischen Herrschaft von 700 Thlr. 7 Gr. A.: Dieses Mahl bezahlen aber es ist greulich gestollen u. werde ich ein ander Mahl jemanden hinschicken, der die Rechnung führet. — 9) Gesuch des Schutzjuden Meyer Benjamin in Magdeburg um Bewilligung der Rechte christlicher Kaufleute daselbst. A.: Der Jude Sol Sich So vohrt aus Magdeburg Paquen oder der Commandant wird Ihm herausschmeißen.—10) Gesuch des Lieut. v. W. um 12,000 Thlr. gegen Zinsen zur Konservation seines Gutes. A.: Ich bin kein Banqier! — 11) Gesuch des Cornet v. A., zur Wiederherstellung seines Gehörs das Carlsbad besuchen zu dürfen. A.: das Carelsbaht Kann nicht vor die ohren. — 12) Die Berliner Fuhrleute bitten um Vergütigung für ihre durch die Russen weggenommenen Pferde. A.: ob man ihnen auch den Schaden von der Suendfluth vergühtigen Sol? — 13) Der Buchhändler K. aus Königsberg bittet um den Titel als Kommerzienrath. A.: Buchhändler, das ist ein honneter Titel. — 14) Der Graf v. Reder auf Hohenstein bittet, ihn gegen den Ausspruch der Justiz im Besitz der Lehngüter zu lassen. A.: er Kan keine Viollance von mir fordern, meine Schuldigkeit ist die Gesetze zu unterstützen aber nicht umzuwerfen. — 15) Der Fürst v. Sulkowsky, welcher durch Potsdam reiset, wünscht seine Aufwartung zu machen. A.: ich hätte in beiden Händen das Podagra. — 16) Der Geh. Rat v. La Motte bittet, das gegen seinen Schwager ergangene Urteil nicht in den öffentlichen Blättern bekannt machen zu lassen. A.: es mus in dergleichen Fällen genau durchgegangen werden und derjenige, welcher infamien begehet und wenn er von Königlichen Geblüt wäre, bestraft werden. — 17) Der Kammerherr von N. zeigt an, daß er für die dem Prinzen Friedrich von Dänemark zugeeignete Schrift über seine Genealogie eine Dose, ingleichen einen Brillantring erhalten habe. A.: Ich gratulire, daß die Bettelei so gut reussiert. — 18) Der Generalmajor von Rothkirch bittet um eine Präbende für eine seiner Töchter. A.: es seynd 30 bis 40 anwarthschaften auf jeder Stelle. Er soll hübsch Jungens kriegen, die kann ich alle unterbringen, aber mit die Madams Weiß ich nirgends hin.

Die strenge Gerechtigkeitsliebe und der Grundsatz, daß der König eben der erste Diener des Staates ist, leuchtet insbesondere auch aus diesen lakonischen Antworten hervor, daneben auch eine gewisse Menschenverachtung, die ihn in seinem Alter mehr und mehr einsam werden ließ, wie uns dies G. Freitag in seinen Bildern aus deutscher Vergangenheit so meisterhaft und ergreifend geschildert hat.

Wir sehen auch, wie schwer es ihm, der in französischer Sprache so meisterhaft zu schreiben verstand, wurde, seine Gedanken in das Kleid der deutschen Sprache zu bringen. A.

Christ, Jude und Heide.

Eine historische Erzählung aus der römischen Kaiserzeit.

Von O. H.

Drittes Kapitel.

Am kaiserlichen Hofe.

Die heilige Straße, welche zu dem Palatinischen Berg emporführte, war am nächsten Tage von Fußgängern aller Stände sehr belebt.

Die Wandernden verfolgten ein und dasselbe Ziel, nämlich das, die kaiserliche Residenz zu erreichen, welche zu beiden Seiten des Hügels sich hinzog.

Am heutigen Morgen fand bei Hofe großer Empfang statt, und da ein jeder zu den ersten gehören wollte, die Hadrian sich nahen und ihre Unterthänigkeit ihm kundgeben durften, so hatten sich schon viele vor Tagesanbruch auf dem Vorplatz des Palastes versammelt.

Die Wache war, einem alten Herkommen gemäß, für den Audienztag derart verstärkt worden, daß eine ganze Kohorte der Prätorianer aufzog, aber in ihrer Friedenstracht, d. h. mit der Toga.

Die zahlreiche Menge der auf dem Vorplatze harrenden Personen setzte sich aus den beiden Präfekten, den Konsuln, Senatoren, Prätoren und Rittern zusammen; doch bewegten sich zwischen ihnen auch Leute, welche auf die Erlangung einer Audienz in keiner Weise hoffen durften, trotzdem aber geschäftig die heilige Straße hinab und hinan eilten, um andere glauben zu machen, daß sie Zutritt bei Hofe hätten.

Serenus schritt mit seinem Amtsgenossen Julian in dem geräumigen Hofe auf und ab, bis er sich plötzlich von dem Schwager des Kai-

sers, dem Senator Ursus Servianus, angeredet sah.

„Hat sich deine Tochter von dem gestrigen Schreck erholt?“ fragte der freundliche, dreiundachtzigjährige Greis, indem er dem Prätor seine Hand darbot.

„Lyciska war weniger erschreckt, als aufgebracht über die Zudringlichkeit jenes Flaccus,“ antwortete Serenus.

„Er ist dafür bestraft worden,“ versetzte der greise Senator. „Nur schade, daß du den Schluß des prächtigen Schauspiels versäumt hast. Die beiden Anhänger des gekreuzigten Gottes fochten bewunderungswürdig. Sie schienen keine Furcht vor dem Todtenfährmann zu haben, ‚vor dem grausen Fergen des Kahns auf dem kothigen Schlunde,‘ wie unser großer Dichter Juvenal gesungen,“ fügte der Senator lächelnd hinzu. Damit wollte er offenbar andeuten, daß er nicht an die alten Ammenmärchen vom Orcus und Cocytus glaube, trotzdem er noch kurz zuvor bei der Bestattung seiner Tochter der alten Sitte gefolgt war und ihrer Leiche ein Geldstück in den Mund gesteckt hatte, welches für den Fährmann als Bezahlung für die Ueberfahrt nach der Unterwelt bestimmt war.

„Die beiden Christen,“ entgegnete Serenus, „brauchen sich auch nicht vor dem Tode zu fürchten, da ihr Glaube ein besseres Jenseits verheißt.“

„Wahrhaftig,“ pflichtete der kaiserliche Schwager bei, „mit dieser Ueberzeugung scheinen sie auch zu sterben, und es dauerte mich, daß sie nicht auf ihre Schilde gehoben, sondern von den Kampfwärtern nach dem Spolarium geschleift wurden.“

Der Prätor besaß zu viel Erfahrung, um nicht zu wissen, daß man am kaiserlichen Hofe mit seiner wahren Meinung zurückhalten müsse, zumal das Spioniersystem unter der Regierung Hadrians soweit gediehen war, daß er ein eigenes Korps, die Frumentarii, errichtet hatte, welche er als geheime Polizei im weitesten Umfang verwendete. Serenus gedachte auch des Epigrammendichters Martialis, welcher in einem seiner Bücher ausgerufen hatte: „Das Glück, denken zu dürfen, was man will, und sagen zu dürfen, was man denkt, sucht man in dem kaiserlichen Rom vergebens.“

Trotzdem erwiderte der Prätor furchtlos: „Der wahre Christ ist so heldenhaft wie seine Lehre, welche seit ihrer ersten Verkündigung von allen Mächtigen der Erde verfolgt wird, und doch nicht stirbt, wie der Haß des Menschen, und auch nicht welkt, wie eine schwache Gabe; denn keine Gabe Gottes ist schwach. Darum wird die christliche Lehre auch bestehen bleiben.“

Der Greis Servianus drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Obgleich in Rom jeder Stein Augen und Ohren hat,“ sagte er, „und man hier alles erfährt und nichts verschweigt, so will ich deine Worte doch nicht gehört haben.“

Damit verabschiedete er sich von dem Prätor, um sich den sogenannten „Freunden des Kaisers“ anzuschließen, für welche der Befehl, sich in den Palast zur Audienz zu verfügen, gekommen war. Diese Freunde, welcher Ausdruck jedoch mehr als Titel zu nehmen ist, genossen bei den Cäsaren von jeher die größte Bevorzugung, mußten sich aber auch wiederum allen Launen der Monarchen unterwerfen. Zu den Günstlingen Hadrians gehörten, außer seinen Verwandten und Jugendfreunden, vor allem der Stadtpräfekt Martius Turbo und die Konsuln. Sie genossen die Ehre, von dem Kaiser an jedem Morgen empfangen zu werden, während die übrigen Staatsbeamten sich nur selten dem Palatin nahen durften.

Die Senatoren hatten sich bisher, wegen des Vorfalls von gestern, von Serenus entfernt gehalten; nachdem sie aber beobachtet, wie vertraulich der Schwager des Kaisers mit dem Prätor gesprochen, wagten sie sich zu ihm heran. Serenus, der das höfische Wesen seiner Landsleute verachtete, welche alle von dem Wunsche beseelt wurden, dem Kaiser nachzueifern, nicht nur in seinen geistigen Richtungen, sondern sogar in seinem äußern Wesen und seinen Gewohnheiten, kümmerte sich wenig um diese Sinnesänderung der Senatoren, und als sie ihn anredeten, gab er nur kurze, ausweichende Antworten.

Die entwürdigende Unterthänigkeit der Römer des Kaiserreiches stammte übrigens schon aus der Zeit Neros her, und wie sich während der Regierung des musikliebenden Herrschers unter den drei Ständen eine wahre Leidenschaft für Musik zeigte, so mehrten sich unter Hadrian, dem Gelehrten und Künstler, die Freunde der Wissenschaft und der Musen. Die Römer, welche Hadrian gefallen wollten, gingen jedoch noch weiter und ließen sich, nach dem Vorbilde des Monarchen, Vollbärte stehen, und — da der Herrscher besonders gern Schnittlauch aß — so gelangte dieses Zwiebelgewächs zu hohem Ansehen und ward ein begehrter Artikel.

Als die Palastwache den Prätoren und Senatoren das Zeichen zum Betreten der kaiserlichen Gemächer gegeben, tauchte unter dem Thorbogen des Vorplatzes die Gestalt Trimalchio's auf, welcher sich bisher dort versteckt gehalten, um nicht von Serenus entdeckt zu werden. Er haßte ihn jetzt gründlich, fürchtete sich aber auch vor seinem Zorn. Der reiche Mann gehörte zwar nicht zu den Bevorzugten, welche sich heute dem Kaiser nahen durften; dennoch konnte auch er sich einer gewissen Vergünstigung rühmen, da er von der Kaiserin Sabina die Erlaubniß er-

halten, sie zu besuchen. Freilich mußte er es sich gefallen lassen, daß die Wache ihn zuvor untersuchte, ehe er den Palast betrat, dem sich kein Privatmann mit Waffen nahen durfte.

Während Trimalchio in dieser Weise untersucht wurde, war im Innern des Palastes eine Abtheilung der kaiserlichen Hofdienerschaft thätig, die Aufwartenden anzumelden und einzuführen. Ein Oberkämmerling, in goldgestickter Tunika, führte dabei die Aufsicht. Es war ein aus Judäa stammender Sklave, der vor einer Reihe von Jahren zum Verkauf nach Rom geschleppt worden war und mit geweißten Füßen auf dem Gerüst hatte stehen müssen, wo die feilgebotenen Sklaven von Kauflustigen in Augenschein genommen und betastet wurden. Lucaus war aus einer Hand in die andere gegangen und hatte alle Herabwürdigungen der Sklaverei erdulden müssen, ehe er durch Vererbung in den kaiserlichen Haushalt kam, wo seine Brauchbarkeit und die Gunst des Zufalls Hadrians Auge auf ihn gelenkt. Der Kaiser hatte ihn aus dem unermeßlichen Dienertroß emporgehoben. Er besaß jetzt Macht und Ansehen, und alle Senatoren behandelten ihn mit Auszeichnung, trotzdem er nur ein Sklave war. Sie erblickten in ihm jetzt den allmächtigen Diener des Kaisers, denn von ihm hing es ab, ein Anliegen an das Ohr Hadrians zu bringen und dem um Audienz Nachsuchenden die Stimmung des Herrschers kundzugeben. Lucaus wurde für diese Gefälligkeit sehr gut bezahlt und erfreute sich gegenwärtig eines Wohlstandes, mit welchem mancher Senator zufrieden gewesen wäre.

Obgleich in seiner Weise listig und verschlagen, fühlte sich der Kämmerling zu dem offenen und ehrlichen Serenus dennoch hingezogen. Vielleicht kam dies daher, weil der Prätor für den Schmerz des Sklaven Mitleid und Verständniß gezeigt hatte, als derselbe vor Jahr und Tag aus seiner Heimath die traurige Kunde erhalten, daß sein alter Vater Jehuda an einer gefährlichen Krankheit schwer daniederliege. Der Greis war inzwischen wieder genesen, sein Sohn aber hatte für die Güte und Theilnahme ein dankbares Herz bewahrt.

Am heutigen Morgen kam Lucaus dem Prätor mit freudig geröthetem Antlitz entgegen.

„Es scheint dir ein großes Glück begegnet zu sein," redete Serenus ihn an.

„Allerdings, ehrwürdiger Herr," antwortete der Oberkämmerling, „denn ich werde meinen alten Vater wiedersehen."

„Kommt er hierher?"

„Nein, die Reise wäre doch zu weit und anstrengend für den Greis. Aber ich werde ihn in der Heimath aufsuchen."

„So hat dich der Kaiser freigegeben und du wirst Rom verlassen?"

„Das erstere ist geschehen. Hadrian ließ mir diese Gnade aus Anlaß der Saturnalien zutheil werden, indem er freundlich hinzufügte, daß nunmehr auch meine Fußbinden, wie die des Gottes, gelöst sein sollen. Ich bleibe aber in seinem Dienst."

„Wie wirst du aber deinen Vater sehen?" wendete Serenus ein.

„Der Cäsar hat den Entschluß gefaßt, Rom für längere Zeit zu verlassen, um eine Reise nach Athen anzutreten, wo er die Kunstbauten, die er früher daselbst begonnen, von dem dortigen Baumeister Cossutius vollenden lassen will. Sodann begiebt er sich nach Syrien und Judäa. In Palästina gedenkt er mehrere Monde zu verweilen und da habe ich Zeit genug, um mit meinem alten Vater Jehuda plaudern zu können."

„Wird der Kaiser bei dieser Reise nicht auch Egypten berühren?" fragte Serenus.

„Ei gewiß," versetzte der Oberkämmerling, „so viel ich gehört habe, gedenkt Hadrian in Alexandria zu residiren. Auch will er den Grabhügel des Pompejus mit größter Pracht wieder aufrichten lassen."

„Diese Reise wird für ihn und sein Gefolge genug des Interessanten bieten," äußerte Serenus. „Dir aber wünsche ich zu deiner Freilassung von Herzen Glück, und mögest du deinen Vater im besten Wohlsein antreffen."

Die beiden Männer hatten sich während dieses Gesprächs der Halle genähert, in welcher der kaiserliche Empfang stattfand, und Serenus wollte den vorangehenden Senatoren folgen, als er sich von Lucaus noch einmal zurückgehalten sah.

„Du weißt," flüsterte der Oberkämmerling ihm zu, „daß dich die Partei der Kaiserin, zu welcher auch Martius Turbo gehört, mit scheelen Augen betrachtet, und daß von ihr alles gethan wird, um dich bei dem Cäsar mißliebig zu machen. Der gestrige Vorfall im Amphitheater wurde daher von deinen Gegnern möglichst zu deinen Ungunsten ausgebeutet. Sollte sich der Herrscher dir heute weniger freundlich zeigen, so ertrage dies geduldig. Du kennst ja die Launenhaftigkeit Hadrians und sein entsetzliches Mißtrauen. Glaubt sich ja doch seine argwöhnische Natur selbst von seinen Günstlingen hintergangen, welche er reichlich mit Spionen umgeben hat."

„Ich danke dir für deinen wohlgemeinten Rath und werde ihn benutzen," erwiderte der Prätor. „Der verfinsterte Geist des Cäsar erinnert mich an Saul, doch verspüre ich keine Lust, sein David zu sein."

Während Serenus dies sprach, hatte seine Hand nach dem Sinus der Toga gefaßt, doch ein bittender Blick des Oberkämmerlings hielt

ihn davon zurück, ihm eine Geldspende zu überreichen.

Er trat nunmehr in die Audienzhalle, wo der Kaiser den Senat in weißseidener, golddurchwirkter Tunika und in der purpurfarbenen Toga empfing.

Hadrian begrüßte die Würdenträger des Staates mit größter Höflichkeit, und wenn er auch das Ceremoniell des Kusses, der unter seinen Vorgängern eine große Rolle spielte, beiseite ließ, so zeichnete er doch einen jeden der Senatoren, Ritter und Prätoren durch eine leichte Umarmung aus.

Dieselbe wurde auch Serenus zu Theil, nur schloß sich an sie keine freundliche Bemerkung des Herrschers, wie er dies gegen andere that. Dennoch dämpfte der Prätor seine Erregung nieder, als er die spöttischen Blicke des Martius Turbo und seiner Partei bemerkte.

„Wie bist du mit deinem Schüler zufrieden, Fronto?“ fragte Hadrian einen neben Serenus stehenden Senator, der gleichzeitig als gerichtlicher Redner fungirte.

„Er bereitet mir durch seine Wißbegierde viel Freude, großer Cäsar,“ antwortete der Gelehrte, „und wenn er auch noch zu jung ist, um die griechischen Stoiker zu verstehen, so hoffe ich ihn doch in der Weisheitslehre rasch vorwärts zu bringen.“

„Hast du dein Lob vernommen, Antonius?“ wandte sich der Monarch an einen achtjährigen, hübschen Knaben, den das Schicksal dazu ausersehen hatte, dereinst als Mark Aurel eine hervorragende Rolle in der römischen Kaiserzeit zu spielen.

„Ich habe den Fronto lieb,“ antwortete die Waise, welche an Hadrians Hof erzogen wurde, „und er erzählt mir viel schöne Geschichten und sagt mir, daß, wenn man weise werden wolle, man alles Schlimme und allen Schmerz standhaft ertragen müsse, auch wenn es von einem Kaiser ausginge.“

Hadrian biß sich auf die bärtigen Lippen und in seinem nicht unedeln Antlitz, in welches Welt- und Menschenkenntniß tiefe Linien eingemeißelt hatten, zuckte es zornig auf.

„Du scheinst den Lehren des Fronto nicht immer mit der nöthigen Aufmerksamkeit zu folgen,“ äußerte er ziemlich schroff zu dem verwunderten Knaben, „und darum mißverstehst du manches seiner Worte. Ein Kaiser, mein kleiner Antonin, ist ein von den Göttern Auserwählter, von dem nichts Schlimmes kommt. Wenn er seine Unterthanen strafen und ihnen Schmerzen bereiten muß, so geschieht es, weil sie es verdienen und die Gerechtigkeit die Ahndung verlangt. Jetzt gehe zu deinem Ballspiel und sprich nie wieder so einfältiges Zeug.“

Der Knabe küßte das herabhängende Ende der kaiserlichen Toga und eilte davon.

Der Herrscher warf Fronto einen strengen Blick zu und fuhr fort:

„Hast du vergessen, daß ich kein Freund jener räsonnirenden griechischen Philosophenschule bin, zu welcher sich größtentheils nur Männer der Opposition flüchten? Lehre deinen Schülern bessere Dinge.“

„Ich werde die Mahnung des großen Cäsar beherzigen,“ entgegnete Fronto demüthig, „nur wolle er mir nicht zürnen und es nicht meiner neuesten Schrift entgelten lassen.“

„Muß ich dich an meine Gerechtigkeitsliebe erinnern?“ gab Hadrian um vieles freundlicher zurück und nahm mehrere Pergamentrollen aus der Hand des Senators entgegen. „Ah,“ nickte er wohlgefällig, „eine Streitschrift gegen die christliche Sekte!“

„Eine zeitgemäße Abhandlung,“ bemerkte Martius Turbo, indem er sich dem Kaiser näherte.

„Was wird der Prätor Serenus dazu sagen,“ sprach Hadrian weiter, „der Mann, welcher so lebhaft die neue Lehre vom gekreuzigten Gott vertheidigt?“

Ursus Servianus machte dem Prätor ein Zeichen, in der Wahl seiner Worte vorsichtig zu sein, und auch Sueton blickte ängstlich nach ihm hinüber.

„Wir genießen die Wohlthaten einer freisinnigen Regierung,“ antwortete Serenus nach kurzem Bedenken, „und dein Wissen, großer Cäsar, ist ein viel zu tiefes und umfassendes, als daß du einen Menschen um seiner Ansicht willen verdammen würdest.“

„Sieh da,“ lächelte Hadrian, seinen Vollbart streichend, den er sich nur deßhalb hatte stehen lassen, um auch das äußere Symbol eines ernsten, räthselhaften Weisen zu besitzen, „unser Prätor ist ein höflicher Mann geworden. Doch hast du in der That nur die Wahrheit gesagt, und da ich weiß, daß du mit ihr auch in dem Falle nicht zurückhältst, wo sie dem Hörer unangenehm ist, so glaube ich an die Aufrichtigkeit deiner Rede.“

Martius Turbo sah plötzlich sehr verstimmt aus.

„Es mangelt mir an Zeit,“ fuhr der Monarch zu Fronto gewandt fort, „deine Streitschrift durchzulesen. Was sind die Hauptpunkte derselben?“

„Ich nenne die Christen schwärmerische Thoren,“ lautete die Antwort des Gelehrten, „denen namentlich jede historische Kenntniß mangelt, denn sonst würden ihnen die vielfachen Zeugnisse, welche uns gerade die Geschichte von schützenden und rächenden Göttern giebt, nicht unbekannt sein. Der Ursprung des Christenthums

ist ein fremder und barbarischer, welcher alles Bestehende und Nationale stürzen will. Einzelne seiner Lehren, die wirklich Wahres und Gutes enthalten, sind nur eine Wiederholung der Sätze unserer Philosophie. Die neue Religion wird nur wenige Anhänger finden, da sie einen hingerichteten Missethäter verehrt, einen blinden Glauben fordert und sogar die Sünder und Verbrecher in ihren Bund aufnimmt, während in unsere Mysterien nur achtungswerthe Bürger eingeweiht werden. Endlich trete ich in meiner Streitschrift gegen das lichtscheue Wesen der neuen Sekte auf und betone ihre Feindschaft wider die ewige Roma."

„Die Schwächen sind gut herausgesucht," äußerte Hadrian. „Was sagst du zu der Achillesferse, welche Fronto am Christenthum entdeckt?"

„Daß die Vorwürfe einseitiger Art sind," gab Serenus ruhig zurück. „Der geistvolle Gegner des Christenthums spricht von schützenden und rächenden Göttern; die Anhänger der neuen Lehre aber wissen nur von einem einzigen, und die Vorstellung von dessen Macht und Größe wirkt deßhalb auch um so gewaltiger. Warum ehrt Rom seinen Hadrian so hoch? Weil er der einzige Cäsar ist, welcher ein großes Reich regiert. Hätte er noch andere Herrscher neben sich, so würden die Unterthanen weniger die Größe seines Geistes anstaunen."

„Gut gesagt!" riefen Servianus und Sueton, worauf sich mehrere der Senatoren ihrem Beifall anschlossen.

Hadrian zeigte ein gnädiges Lächeln und winkte dem Prätor fortzufahren.

„Wenn Fronto," sprach Serenus weiter, „das Christenthum des Umsturzes beschuldigt, so entgegne ich ihm, daß gerade die Anhänger des gekreuzigten Gottes die frömmsten und ergebensten Unterthanen sind; dafür zeugen ihre Gebete für den Kaiser, ihre Ergebung bei aller Verfolgung und ihre Verehrung eines lebendigen, wenn auch nicht sichtbaren Gottes. Die neue Lehre richtet sich aber nicht an eine Nation, sondern an die ganze Menschheit, sie schließt keinen von der Verheißung aus, auch nicht den Geringsten und Verachtetsten."

„Gerade in dieser Verkündigung wurzelt ihre Gefährlichkeit für den Staat," fiel Martius Turbo ein, da er es an der Zeit hielt, dem Beifall Hadrians eine andere Richtung zu geben. „Die froheste Botschaft bringt das Christenthum den Sklaven, denen es Erhebung aus Niedrigkeit, sowie ihre Gleichstellung mit den Freien verkündet. Was wird die Folge davon sein? Offene Rebellion."

Der wankelmüthige Kaiser neigte sich jetzt zu des Präfekten Meinung hin, und der entsponnene Streit würde wahrscheinlich zu Ungunsten Serenus ausgefallen sein, wäre nicht Sueton noch rechtzeitig dazwischen getreten, indem er, in seiner Eigenschaft als Geheimschreiber, dem Cäsar wichtige Schreiben vorlegte, deren Beantwortung kein längeres Säumen zuließ.

Hadrian vertiefte sich denn auch sofort in die schriftlichen Botschaften des Prokonsuls von Kleinasien, welcher ihm über tumultuarische Bewegungen unter den Juden berichtete und mit dem Ersuchen schloß, daß der Kaiser seine beabsichtigte Reise nach Syrien und Judäa bald ausführen möge, da nur seine Gegenwart den beginnenden Aufständen ein rasches Ziel setzen könne.

Ein anderes Schreiben, das von dem Baumeister Cossutius aus Alexandrien eingelaufen war, sprach die gleiche Bitte aus, wenn auch unter Darlegung wieder anderer Gründe. Es handelte sich dabei namentlich um die Erbauung eines Jupitertempels, welchen Hadrian an Stelle des Salomonischen in Jerusalem durch den ägyptischen Baumeister wollte errichten lassen. Er hatte dem flüchtigen Gedanken inzwischen nicht weiter nachgehangen, während er ihm jetzt, wo er von den jüdischen Revolten in Palästina gehört, wieder lebhaft vor die Seele trat.

Um mit dem Geheimschreiber das Nöthige zu besprechen, entließ er die ansehnliche Versammlung, und zog sich in sein Arbeitszimmer zurück.

Die Audienz, welche die Kaiserin Sabina dem Trimalchio gewährt hatte, dauerte länger, als die soeben geschilderte bei ihrem hohen Gemahl. Es war eine große Vergünstigung, daß der reiche Mann das Toilettenzimmer Sabinas betreten durfte, allein sie hatte es gern, von ihm allerlei Stadtneuigkeiten zu hören, während die Dienerin ihre Frisur beendete.

Die Kaiserin saß vor einem Abakus, auf welchem die verschiedensten, zur Toilette einer Römerin nöthigen Gegenstände lagen, dicht dahinter stand an der Wand ein polirter Metallspiegel von ovaler Form. Obwohl Sabina kaum fünfzig Jahre zählen mochte, so zeigte ihr spärliches Haupthaar doch schon eine graue Färbung, welche sie indessen vor der Welt verborgen hielt. Auch für Trimalchio blieb die Umwandlung, welche die vertraute Dienerin mit dem Haar ihrer Gebieterin jetzt vornahm, ein Geheimniß, da er sich hinter einer Art spanischer Wand aufhalten mußte, durch welche schlechterdings nichts zu sehen war.

Eucharis, wie der Name der Lieblingssklavin Sabina's lautete, ergriff ein Stück gallische Seife, mit welcher sie das Haar der Kaiserin in unglaublich kurzer Zeit röthlichgelb färbte. Durch die Verbindung, in welche die langwierigen Kriege die Römer mit den Germanen gebracht, war bei den römischen Damen eine Vorliebe für die blonden Haare der deutschen Frauen erwacht.

Auch Sabina huldigte dieser Mode, und da für ihren thurmartig konstruirten Kopfputz das eigene Haar nicht ausreichte, so flocht Eucharis blonde deutsche Locken hinein, worauf das Haupt noch mit Perlenschnüren und einem mit Edelsteinen besetzten Diadem geschmückt wurde.

„Wie steht's, Trimalchio," rief während dieser Beschäftigung die Kaiserin dem hinter dem Schirm sitzenden reichen Manne zu, „hast du Serenus und seine Tochter wegen des unziemlichen Betragens deines Boten um Verzeihung gebeten?"

„Wahrhaftig, das fehlte mir noch," antwortete der Gefragte ärgerlich. „Was kann ich für die Einfalt des Flaccus? Und ist es denn ein Verbrechen, wenn man jemandem theure Blumen aus Aegypten anbietet?"

„Es kommt auf die Person derjenigen an, welcher die Aufmerksamkeit erwiesen wird," bemerkte Sabina, während sie ihre Dienerin mit einer Nadel zornig in den entblößten Arm stach, da Eucharis unachtsam gewesen und sie ein wenig beim Befestigen des Diadems am Haar gezupft hatte. „Jedenfalls war der Ort zur Ueberreichung eines Blumenstraußes nicht gut gewählt."

„Nun ja," entgegnete Trimalchio, „ich gebe es zu, hohe Frau, daß ich unrecht gehandelt habe; verdiene ich es aber, deshalb von Serenus meinen ehemaligen niedrigen Stand vorgeworfen zu bekommen, und noch dazu vor so und so viel hundert Zeugen?"

„Das habe ich nicht gesagt," antwortete Sabina, deren wahres Gesicht erst jetzt zu Tage trat, indem sie eine Art von Larve, die aus Brotteig und Eselsmilch gefertigt war und während der Nacht, zur Erhaltung des feinen Teints, das Antlitz bedeckt hatte, anfing abzuwaschen. „Im Gegentheil bin ich der Ansicht, daß du die Beschimpfung nicht ruhig auf dir sitzen lassen darfst."

„Was soll ich aber beginnen?" seufzte der unsichtbare Trimalchio. „Der Prätor besitzt Macht und großes Ansehen —"

„Und du einen ungeheuern Reichthum," fiel Sabina ein und langte nach einem mit Elfenbein ausgelegten Schminkkästchen. „Mit dieser Macht läßt sich alles beginnen."

„Ja, ja, aber um zu intriguiren bin ich ein viel zu artiger Mann."

„Ein artiger Mann," wiederholte die Kaiserin unter einem herben Lachen. „Was ist ein artiger Mann?" fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie eine zarte blaue Farbe an den Schläfen auftrug, um das Durchschimmern der Adern künstlich hervorzubringen. „Einer, der seine Locken in kunstvoller Ordnung trägt, oder, wie du, seinen Kahlkopf durch gemalte Haare zu verbergen bemüht ist, — der stets nach Balsam und Zimmtöl duftet, — der die Melodien alexandrinischer Tänze summt, stets in irgend ein Ohr flüstert und von einem Gastmahl zum andern läuft. Was sagst du? Das ist ein artiger Mann."

Die spöttische Herrin hatte den Stutzer Trimalchio vortrefflich gezeichnet; nur schade, daß er sie aus seinem Versteck nicht beobachten konnte, um zu sehen, wie sie jetzt mit Hilfe der Schminke ihren Teint noch zu verfeinern suchte und Augenbrauen und Wimpern färbte — er würde sie vielleicht dann gefragt haben: was eine artige Frau sei!

Die Toilette der Kaiserin war jetzt beendigt und die Herrscherin erhob sich von dem gedrechselten Stuhl, auf welchem sie gesessen. Trotzdem Sabina sich verjüngt hatte und dadurch ihr griechisches Profil zum vollen Ausdruck gelangte, so vermochte sie doch die herben Linien ihrer Gesichtszüge nicht zu verbergen, und ebensowenig das ziemlich weit vorspringende Kinn, welches ihr etwas männliches und unduldsames verlieh.

Sie gebot Eucharis, den Schirm wegzutragen und sich zu entfernen; dann drapirte sie mit möglichster Sorgfalt ihre Palla, kreuzte die Arme, und schritt langsam im Gemache auf und ab.

Der inzwischen zum Vorschein gekommene Trimalchio folgte ihr auf Schritt und Tritt, bemühte sich aber vergebens, ein Ende der seidenen Palla zu erhaschen, um einen unterthänigen Kuß darauf drücken zu können.

Inzwischen trat Eucharis wieder ein und meldete den Präfekten Martius Turbo.

„Er kommt zur guten Stunde," erwiderte Sabina und ließ sich auf einer Art Sopha nieder, dem Eintretenden festen Blickes entgegensehend.

Martius Turbo verneigte sich und berichtete zunächst über die soeben stattgefundene Audienz; er erwähnte auch der Briefe, welche Hadrian erhalten und schloß mit den Worten:

„So stehen wir denn wieder einmal vor der unruhigen Zeit einer längeren Reise."

„Die ich lebhaft begrüße," entgegnete die Kaiserin, „denn sie bietet jedenfalls Abwechslung."

„Ich glaube kaum, daß meine hohe Gönnerin in Palästina frohe Tage erleben wird."

„Wer sagt dir, daß ich den Kaiser dorthin begleite? Ich denke bei einer Reise nur an Athen und an das lustige Alexandria. Doch das beiseite, denn hier steht ein ‚artiger' Mann, welcher von Serenus tief gekränkt worden ist, aber nicht die Macht besitzt, sich an ihm rächen zu können. Willst du ihm nicht deine unterstützende Hand leihen?"

„Meine gnädige Kaiserin schlägt meinen geringen Einfluß bei ihrem erhabenen Gemahl zu

hoch an," bemerkte der aalglatte Martius Turbo. „Die heutige Audienz hat auf's neue bewiesen, wie hoch der Cäsar den Serenus schätzt. Er zürnte ihm wegen seines gestrigen schnellen Aufbruchs und wendete ihm heute doch wieder seine Gnade zu. So stehen wir denn dem Prätor machtlos gegenüber und sein schädlicher Einfluß wächst von Tag zu Tage."

„Er darf aber nicht wachsen," rief die Kaiserin gebieterisch, „und ich wundere mich sehr, einen Mann, wie Martius Turbo, so sprechen zu hören, einen Helden, der mit starker Hand in Mauritanien regiert, den Kaiser nie verlassen und zu ihm, als er von Hadrian einst gebeten wurde, sich zur Ruhe zu legen, die denkwürdigen Worte gesprochen hat: ein Präfekt muß stehend sterben!"

Martius Turbo verneigte sich und erwiderte dann achselzuckend: „Ich führe den Vorsitz im Konsilium, meine Stimme hat Ansehen bei den Großen des Staates, aber dem Serenus gegenüber erkenne ich meine Ohnmacht."

Sabina blickte den Sprecher erstaunt an, und erst nach einer Weile fragte sie: „Welche Eigenschaften besitzt denn dieser Prätor, um selbst gegen die Geisteswaffen eines Martius Turbo gefeit zu sein?"

„Er flößt dem Cäsar durch seinen gradsinnigen Charakter, der rücksichtslos alle Schranken durchbricht, eine so große Achtung ein, daß sie an Verehrung grenzt."

„Mäßige dich in der Wahl deiner Ausdrücke," fiel Sabina lebhaft ein, „Hadrian steht zu hoch über den Menschen, um auch nur einen einzigen zu verehren. Er blickt höchstens zu den Göttern empor, bis er dereinst selbst unter sie versetzt wird."

„Ich beuge mich der Willensmeinung der stolzen Sabina," versetzte der Präfekt mit einem kaum bemerkbaren ironischen Lächeln. „Ich kenne nur den Wunsch, ihr treu dienen zu dürfen."

„Wenn dies deine aufrichtige Meinung ist, so wirst du auch Mittel und Wege zu ersinnen wissen, um diesen verhaßten Serenus, der es mehr als einmal gewagt, mir entgegenzutreten, wenn ich über jene abgeschmackte Sekte der Christen sprach, aus der Gunst Hadrians zu verdrängen und ihn vom Hofe zu entfernen."

„Glaube mir," betheuerte der Präfekt, „daß ich nicht unthätig gewesen bin. Es war meine Absicht, den leicht erregbaren Serenus zu einem Ausbruch des Zornes zu bringen, und zwar in Anwesenheit des Kaisers; er würde dann sofort aus dessen Umgebung verbannt worden sein. Aber auch dieses Mittel schlug fehl; es scheint, daß der Prätor gewarnt worden ist, und zwar von Ursus Servianus und Sueton."

„Sie sollen meine Ungnade fühlen," warf Sabina dazwischen.

„Fronto setzte heute dem Prätor hart zu," fuhr Turbo fort, „statt eines zornigen Ausbruchs aber, den ich und meine Freunde erwarteten, antwortete Serenus mit einer wunderbaren Ruhe und einer nicht geahnten Geschmeidigkeit, mit welcher er sogar dem Cäsar zu schmeicheln wußte."

„Mein Haß gegen diesen Serenus nimmt immer mehr zu," rief Sabina, hastig im Gemache auf und nieder schreitend. „Ich bewundere deine Ruhe," äußerte sie ziemlich spitz zu dem Präfekten, indem sie vor ihm stehen blieb, „du scheinst den schlimmen Einfluß des Mannes zu unterschätzen."

„Gewiß nicht," entgegnete Martius Turbo finster. „Ich hasse ihn von ganzer Seele, und mit mir alle unsere Anhänger. Wir wissen nur zu gut, daß das hohe Amt, welches Serenus bekleidet, mit der Zeit viel Volk verlocken wird, auf die Lehre des Prätors zu hören und über den alten Götterglauben zu spotten."

„Er wankt schon lange," warf Sabina verächtlich ein, „wer möchte auch an diese Ammenmärchen noch glauben!"

„Die gebildeten Stände freilich nicht," erwiderte Martius Turbo, „für die große Masse des Volkes aber ist der Popanz nöthig, denn sie wird nur durch ihn in Furcht erhalten. Fällt er jedoch, so bricht sich die Bestialität Bahn, alle Schranken werden durchbrochen, selbst Throne können dann wanken, und zwar von der verbrecherischen Hand niederer Sklaven, denen mit dem Christenthum die Gleichheitslehre überliefert worden ist."

„Darum fort mit diesem Serenus!" fuhr Sabina in wilder Leidenschaft auf. „Fort mit dieser Natter, die unsere Macht vernichten will! O, Martius Turbo, ich will dir dankbar sein bis an mein Ende, wenn du diesen Menschen umgarnst und ihn zu Falle bringst! Giebt es denn nichts, gar nichts, um ihn packen zu können?"

Die schmalen Lippen des Präfekten verzogen sich zu einem gehässigen Lächeln. „Es giebt allerdings eine schneidige Waffe, welche Serenus mit einem Streiche zu Boden schlüge."

Die Kaiserin blickte den Sprecher erwartungsvoll an.

„Es ist der Beweis," fuhr der Präfekt fort, „daß er ein verkappter C h r i s t ist."

„Ein Christ!" wiederholte Sabina mit einem wilden, frohlockenden Aufschrei. „Glaubst du an diese Möglichkeit?"

„Ich lege meine Hand darauf ins Feuer, daß es so ist. Meine Beobachtungen trügen mich nie, und sie stimmen mit dem überein, was Trimalchio über Serenus zu mir geäußert."

Die Kaiserin blickte jetzt auf den reichen Mann, dessen Anwesenheit sie gänzlich vergessen

zu haben schien. Sie forderte ihn auf, zu sprechen, und er theilte ihr nunmehr mit, daß sich der Prätor seinen Pflichten als römischer Bürger in auffallendster Weise entziehe, keiner Feier im Tempel beiwohne, allen Festen abhold sei und der Büste des Kaisers nicht einmal Weihrauch streue.

„O," rief Sabina frohlockend, „wir werden ihn jetzt bald in unserer Gewalt haben! Wir werden ihn mit des Kaisers Spionen umgeben, so daß selbst die Wände seines Hauses Augen und Ohren haben sollen."

„Das dürfte wohl eine schwache Hoffnung sein," fiel Martius Turbo ein, „ich habe bereits zu wiederholtenmalen dem Kaiser diesen Vorschlag gemacht, doch ist er stets von ihm ungnädig aufgenommen worden. Er schätzt die Offenheit des Prätors und dessen Muth, und huldigt der festen Ueberzeugung, daß Serenus, wenn er Christ wäre, es offen bekennen würde."

„O, wie schwach ist zuweilen doch selbst ein großer Cäsar!" rief Sabina. Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens fügte sie hinzu: „Nun wohl, da wir die Spione des Kaisers nicht haben können, so müssen wir uns die nöthigen Aufpasser selbst verschaffen."

„Ich vermag dazu nicht zu rathen," versetzte der Präfekt kopfschüttelnd.

„Und warum nicht?"

„Weil ich, wenn es herauskäme und Serenus Klage führte, die Ungnade des Cäsars zu fürchten hätte. Der Prätor würde dann nur noch höher in der Gunst Hadrians steigen."

„Du hast leider recht," versetzte Sabina, die Stirn faltend. Plötzlich blickte sie auf Trimalchio und fuhr fort: „So mußt du die Sache in die Hand nehmen; du besitzest viele Freunde, welche dir für deine reichen Mahlzeiten Dank schulden. Besprich dich mit ihnen und laß mich dann das Ergebniß eurer Berathung wissen."

„Wenn die Sache aber schief geht," wandte Trimalchio,, der um sein behagliches Dasein besorgt war, ängstlich ein.

„So werde ich dich zu schützen wissen," beruhigte die Herrscherin, „indem ich dem Cäsar deine Handlungsweise als einen übergroßen Pflichteifer, ihm dienen zu wollen, hinstelle. Du hast eine Gelegenheit, mir deine Ergebenheit zu beweisen. Zeige dich als einen ‚artigen' Mann," schloß sie mit einem gnädigen Lächeln, indem sie ihm den Zipfel ihrer Palla zum Kuß darreichte.

Das Vater Unser.

Von F. L. Nagler.

Unser Vater in dem Himmel
Hier aus diesem Weltgetümmel
Schau'n wir auf zu dir.
Du hast uns das Sein gegeben,
Leib und Seele, Kraft und Leben,
Daß wir uns zu dir erheben,
Dankend nahen wir.

Dein Name geheiligt werde
Auf dem ganzen Rund der Erde
Und von uns fortan.
Hilf uns, Herr, ihn stets zu nennen
Nur als Solche, die dich kennen,
Die in Lieb zu dir entbrennen,
Ehrfurchtsvoll dir nah'n.

Dein Reich komm; Herr, laß es kommen
Bald zur Freude aller Frommen,
Komm'n in Herrlichkeit.
Führe, Herr, von Sieg zu Siege
Dein Volk in dem heil'gen Kriege,
Bis des Satans Reich erliege,
Friede krönt den Streit.

Deinen Willen, Herr, laß werden,
Wie im Himmel, so auf Erden:
Heiligstes Gesetz.
Daß ihn alle Menschen scheuen,
All' ihm unterthänig seien,
Alle ihn zu thun sich freuen,
Niemand ihn verletz'.

Heute wollest du uns geben,
Was nothwendig ist zum Leben,
Unser täglich Brod.
Schenk' uns Kleidung, Heimath, Wohnung,
Unsrer Hände Arbeit — Lohnung,
Der Gesundheit gnäd'ge Schonung,
Schütz' uns in der Noth.

Unsre Schulden wollst uns schenken
Wie auch wir nicht woll'n gedenken
Unsrer Schuldiger.
Wolltest du, Herr, mit uns rechten,
Wehe uns, unnützen Knechten,
Selbst wenn wir das Beste brächten;
Drum sei gnädig, Herr.

Vor Versuchung und Gefahren
Wollest du, Herr, uns bewahren,
Hier im Prüfungsstand.
Wenn der Feind sollt' Schlingen legen,
Führ uns dann auf sichern Wegen,
Daß wir ihm entgehen mögen;
Nimm uns bei der Hand.

Von des Uebels finstrem Wesen
Wollest du, Herr, uns erlösen,
Leib und Seel und Geist.
Schütz uns vor dem Höllendrachen,
Reiß uns aus des Todes Rachen,
Laß uns einstens dort erwachen,
Wo man ewig preist.

Du, Herr, bist des Weltalls König,
Alles ist dir unterthänig,
Unbegrenzt dein Reich.
Deine Kraft bezeugen Thronen,
Deine Herrlichkeit die Kronen
Deiner Fürsten in Aeonen;
Niemand ist dir gleich.

Amen! ja wahrhaftig Amen!
Wir erheben deinen Namen,
Anbetung, Herr, sei dir.
Dein Versprechen wirst du halten,
Deine Gnad' wird nie veralten,
Deine Liebe ewig walten;
Amen für und für!

Worte und Notizen für Arbeiter.

Wie wird der Lehrer sich Erfolg in der Sonntagschule sichern? (Von A. Franz.) — Eine der häufigsten Klagen, die man aus dem Munde der Lehrer fast täglich hören kann, ist die wegen Nichterfolgs in der Schule. Das Folgende sind einige Gedanken über die Ursachen dieses mißlichen Umstandes. Einer der bedeutendsten Pädagogen Deutschlands, der Philanthrope Salzmann, stellt als Symbolum seines „Ameisenbüchleins" (einer Anleitung zur Erziehung der Erzieher) den Satz auf: „Von allen Fehlern und Untugenden seiner Schüler hat der Lehrer den Grund in sich selbst zu suchen!" Damit trifft er, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf, und giebt einem jeden Lehrer eine Lektion, die derselbe sich nicht oft genug wiederholen kann. Suche den Grund deines Nichterfolgs in dir selbst, d. h. prüfe dich, ob du gelehrt, gehandelt, wie du lehren und handeln mußt, wenn du dir Erfolg sichern willst. Die Antworten deiner Schüler, wenn solche überhaupt erfolgen, sind falsch oder unklar, so daß du merken kannst, die Sache sei ihnen nicht klar geworden, dann frage zuerst dich, ob du deine Schuldigkeit gethan, ob vor der Stunde das was du lehren wolltest, voll und klar dir zum Verständniß gekommen war, ob du wußtest, was und wie du lehren wolltest, ob du auch den geistigen Standpunkt deiner Schüler erwogen, die Individualität berücksichtigt und demgemäß deine Aufgaben und Anforderungen gestellt hast. Eine redliche Selbstprüfung deinerseits wird den Grund der Unklarheit in dir selbst und deinem Unterrichte aufdecken. Deine Schüler sind unaufmerksam und träge in der Stunde. Statt da mit bittren Ermahnungen deinem Unwillen Luft zu machen, frage dich, ob dein Unterricht auch geeignet war, die Aufmerksamkeit deiner Schüler zu fesseln und zu erhalten, d. h. ob der Stoff und die Art der Behandlung desselben dem Herzen des Kindes nahe lag, also dessen Interesse erregen mußte.

Du hast über allerhand Unarten in und außer der Schule zu klagen. War mein Vorbild das rechte, sollte deine erste Frage sein; war es nachahmenswerth, geeignet Nachahmung zu wecken? hast du den Kindern auch die rechte Ansicht von ihren Pflichten, sie zur innigen Ueberzeugung derselben gebracht?

Würdest du, Lehrer, bei jedem Fehler, jeder Untugend deiner Schüler den Grund in dir selbst suchen, deine Klagen über Nichterfolg würden bald verstummen.

Vor allem aber vergiß das Nöthigste nicht, auf der Leiter des Gebets emporzusteigen und von jenen Höhen Kraft und Weisheit und Erfolg zu erflehen.

Ein Correspondent aus Boston schreibt: Hier in unserer Stadt, und ich glaube, auch in andern Gemeinden ist es nicht zu verkennen, daß die jungen Leute und auch manche der älteren über ihr Verhalten während des Gottesdienstes oder andrer religiöser Handlungen noch sehr der Anleitung bedürfen. Man sieht es selten, daß die jungen Leute sich beugen, wenn sie in ihre Kirchenstühle treten und es kommt häufig vor, daß man sie während des Gebetes durch die volle Länge des Schiffes zu ihren Sitzen gehen sieht. Auch haben wir häufig bemerkt, daß sie sich kurz vor Beginn des Gottesdienstes mit einander unterhalten und selbst während des Gebets leise mit einander sprechen.

Es ist schmerzlich für uns zu konstatiren, wie

wenig Achtung vor der Religion augenblicklich in unsern amerikanischen Kreisen herrscht, und dieses profane Betragen ist leider nicht auf Boston oder die Neu-England Staaten beschränkt, sondern überall mehr oder weniger bemerkbar.

In erster Reihe sind die Eltern für diese Uebelstände verantwortlich. Wenn die Kinder zu Hause nicht zum Gebete angehalten werden, wenn ihnen nicht in frühester Jugend Achtung und Liebe zur Religion eingeprägt wird, so läßt sich unmöglich erwarten, daß sie in späteren Jahren der Religion und Kirche diejenige Achtung zollen, die ihr gebührt.

Der Gebrauch, sich beim Eintreten in den Kirchenstuhl zu beugen, ist gewiß schön und den Umständen angemessen, doch wäre seine Unterlassung noch immerhin kein Anlaß zu einer ernsten Rüge.

Wenn aber jemand so wenig Achtung für den Gottesdienst zur Schau trägt, daß er selbst während des Gebets durch seine Haltung zu erkennen giebt, daß seine Gedanken nicht den Worten des Predigers folgen, so ist ein solches Betragen unter keinen Umständen zu entschuldigen. Aus welchem Grunde auch jemand die Kirche besuchen mag, er sollte stets der Heiligkeit des Ortes, an dem er sich befindet, eingedenk sein, und selbst wenn er ein Atheist ist, so soll er die Ueberzeugung seiner Mitmenschen ehren und wenigstens in der Kirche nicht durch sein Betragen Mißachtung gegen den Gottesdienst an den Tag legen, sondern auch er soll dem Gotte, der ihn erschaffen, den seine Mitmenschen verehren und in dessen Heiligthume er sich befindet, die gebührende Ehre erweisen.

Nichtachtung des Gottesdienstes ist durchaus kein Zeichen geistiger Begabung, sondern im Gegentheil ein Zeichen der größten geistigen Armuth, da ein wahrhaft gebildeter Mensch, was auch seine eigene religiöse Anschauung sein möge, unter allen Umständen auch die Ueberzeugung seiner Mitmenschen ehren und nicht durch sein Betragen Nichtachtung gegen dieselbe an den Tag legen wird.

Wir wünschen von ganzem Herzen, daß Lehrer, Eltern und Pfarrer die Aufmerksamkeit der Jugend häufig und mit Nachdruck auf diesen wichtigen Punkt lenken möchten und wir ermahnen die letztern zu bedenken, daß Nichtachtung des Gottesdienstes eine Sünde und zwar eine große Sünde ist.

Zu Jesu. Die Jünger kommen von ihren Arbeitsfeldern und sammeln sich um den Meister. Es mag um die Abendstunde sein und müde, erzählen sie ihm, was sie ausgerichtet. Sie berichten ihre Erfolge, ihre Täuschungen, ihre Hoffnungen, ihre Befürchtungen. So stehen sie um ihn her. Sie hören seine Worte der Ermunterung, der freundlichen Zurechtweisung. Die Sonne verschwindet hinter den Bergen, aber die Sterne leuchten gleich Kronen.

Zu Jesu, wenn euer Tagwerk gethan ist! Zu Jesu, um seinen Segen zu empfangen, der gleich Regen und Sonnenschein auf die ausgestreute Saat wirkt, oder um durch seine freundliche Stimme angetrieben zu werden, eine Weile mit dem Herrn allein zu sein!

Müder, verzagter Arbeiter, wenngleich die Sonne untergegangen, ist doch der Meister nahe und der Himmel leuchtet von dem Glanz der Kronen.

Es mag Jemand besser oder schlechter als sein Ruf sein, je nachdem der Mann oder sein Geschäft ist. Es mag ein ehrenhafter Mann in einem nicht achtungswerthen Beruf sein und hinwieder ein unehrenhafter Mann in einem achtungswerthen Beruf.

Den Werth eines Mannes nach dem Geschäft zu taxiren, das er treibt, ist ebenso falsch, als das Geschäft nach dem Charakter des Mannes, der es betreibt, beurtheilen zu wollen.

Einen schlagenden Beweis für diese Behauptung finden wir in der Art und Weise, wie die Theater in diesem Lande geleitet werden und in der Stellung, die mehrere Schauspieler in der Gesellschaft einnehmen.

Wir haben stets betont, daß der Beruf eines Schauspielers kein achtungswerther sei, selbst angesichts der Thatsache, daß es unter den Schauspielern manche gegeben hat, die persönlich Leute von Charakter und Ehrenhaftigkeit gewesen sind, und es ist bemerkenswerth, daß das „London Athenäum" ein Blatt, das gewiß keiner puritanischen Feindseligkeit gegen den Schauspielerstand bezichtigt werden kann, ausdrücklich den Unterschied zwischen der Person und dem Beruf des Schauspielers macht. Diese Zeitschrift sagt über die Stellung des englischen Schauspielers zu den besseren Gesellschaftsklassen folgendes:

„Die Londoner gesellschaftlichen Kreise werden stets einen Schauspieler oder eine Schauspielerin, wenn dieselben zu einiger Berühmtheit gelangt sind, in ihre Mitte aufnehmen, ohne Gewicht auf nachtheilige Gerüchte über deren moralisches Verhalten zu legen, die für Mitglieder eines anderen Berufs unbedingt den Ausschluß aus der Gesellschaft zur Folge haben würden.

Es geht hieraus also klar hervor, daß man dem Schauspielerstande gewissermaßen ein Privilegium gewährt, das keinem andern Stande zuerkannt wird, nämlich, daß man es mit Tugend und Moral nicht so genau bei den Mitgliedern dieses Berufes nimmt, soweit ihre Eigenschaft als Künstler in Betracht kommt.

Kaum einer auch der bedeutendsten Schauspieler würde als Privatmann in England zu den Kreisen der "upper ten" zugelassen werden, als Künstler stehen ihm jedoch jene Kreise offen, und sollten in seinem Privatleben Sachen vorgekommen sein, die jeden Anderen gesellschaftlich unmöglich machen würden, so drückt die Gesellschaft dem Künstler gegenüber nicht nur ein, sondern auch manchmal beide Augen zu.

Hat sich nun auch der Stand der Schauspieler in England durch Männer wie Henry Irving 2c. in moralischer Beziehung etwas gehoben, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der Beruf eines Schauspielers kein ehrenhafter ist, daß die Atmosphäre, welche die Theater umgiebt, keine reine ist und daß für Christen der Besuch von Schaustellungen nun und nimmer zu empfehlen ist, da ihre Handlung meistens einem Grundprinzip der christlichen Religion, der Sittlichkeit, Hohn spricht.

Frauenzeitung.

Geibel theilte mit allen Berühmtheiten der Gegenwart das Schicksal, von den Frauen mit Bitten um eine Zeile von seiner verehrten Hand verfolgt und oft in zudringlicher Weise belästigt zu werden. Er hatte einst einen Abend in einem liebenswürdigen Kreise auf's angenehmste zugebracht und hoffte ausnahmsweise einmal mit dem lästigen Albumtribut verschont zu bleiben. Schon schickte er sich an, in heiterster Laune Abschied zu nehmen, da nahte das Verhängniß in Gestalt einer schwärmerisch dreinblickenden Frauengestalt, die durch allerhand Toilettenkünste das Geheimniß ihres Alters zu verhüllen bemüht war und mit wahrhaft jugendlichem Ungestüm den Dichter um ein paar eigenhändige Verse für ihr Album anflehte. Geibel wußte, daß die Gewährung dieser ersten Bitte eine Fluth gleichartiger Ansuchen entfesseln würde. Er beschloß den Ansturm durch ein schlaues Manöver zu pariren. Mit scheinbar liebenswürdiger Bereitwilligkeit warf er ein paar Zeilen auf das ihm dargereichte Blatt und reichte es der hochbeglückten Dame, um die sich schleunigst ein Kreis neugieriger Leserinnen sammelte. Wenige Augenblicke später wußte Jedermann den Wortlaut von Geibel's neuester Dichtung:

„O putz', so lang du putzen kannst,
O putz', so lang du putzen magst,
Die Stunde kommt,
Die Stunde kommt,
Wo du die Runzeln siehst und klagst."

Die deutliche, nicht gerade galante Anspielung auf die Putzsüchtigkeit der ältlichen Kokette mit den mühsam aufgefrischten Reizen erregte zwar allgemeine Heiterkeit, flößte aber den autographensüchtigen Damen die Befürchtung ein, daß der offenbar mehr satyrisch als lyrisch gestimmte Poet auch ihnen eine kleine Bissigkeit bescheeren könnte. Ein Dutzend Albums, die schon im drohenden Anmarsch begriffen waren, trat möglichst versteckt den Rückzug an. Geibel hatte sich für diesen Abend Ruhe verschafft.

Eine Dame aus den vornehmsten Kreisen des englischen Adels, Lady John Manners, die Enkelin des Herzogs von St. Albans und Gemahlin des präsumtiven Erben des Titels und der Besitzungen der Herzoge von Rutland, hat in der „National Review" einen sehr beachtenswerthen Artikel über den stetig zunehmenden Luxus der englischen feinern Gesellschaft veröffentlicht, welcher angesichts des Nothstands in den untern Volksklassen von England allgemeines Aufsehen erregt hat. Letzteres ist umsomehr der Fall, als der Mahnruf nicht als ein Ergebniß demokratischer Opposition gegen die begüterten Stände betrachtet werden kann, sondern als eine wohlgemeinte Warnung von einem Mitglied dieser Bevorzugten selbst kommt. Lady Manners eifert nicht allein über die unmäßige Verschwendung, welche z. B. während der Jagdsaison auf den Schlössern und Landsitzen der „guten Familien" in Bezug auf die Tafelfreuden und unaufhörlichen Festivitäten aller Art getrieben wird, sondern tadelt auch in ernster Weise den thörichten Kleiderluxus, welchen die Damenwelt heutzutage für unerläßlich hält. Sie erwähnt, daß nicht sowohl die Güte der Stoffe die Toiletten so sehr vertheure, denn auch solide und schöne Stoffe kosten nur mäßige Preise, sondern die fashionablen Schneider und Kleidermacherinnen lassen sich enorme Anfertigungskosten bezahlen, und die Damen bedürfen einer unendlichen Menge von Kleidern, Umhängseln, Hüten u. s. w., um fortwährend andere und neue Anzüge zur Schau zu tragen. Auf diese Art brauchen nach der Berechnung der Lady selbst solche, die nicht über großes Vermögen zu gebieten haben, mindestens 600 Pfd. Sterl. ($3,000) im Jahre für ihre Garderobe, und Bemitteltere geben 1000 Pfd. Sterl. ($5,000) und mehr dafür aus. Auch das Leben während der Saison in London mit seinem endlosen Strom von Zerstreuungen, Bällen, Diners, Theaterbesuchen, Concerten, Gesellschaften 2c. kostet weit mehr als früher, und die Folgen all dieser thörichten Verschwendung, des geselligen Wetteifers in Pracht und Luxus sind der Verfall selbst bedeutenden Vermögens, der Verlust des altererbten oder erworbenen Grundbesitzes, welcher nur zu oft zersplittert und verkauft werden muß, wobei der Ruin der alten Familien oder reichen Kaufleute gewöhnlich noch eine Menge anderer mit in's Verderben stürzt.

Eine Gebildete nach neuestem Schnitt.

Sie ist ein wahrer Engel,
Das muß ein Jeder sehn,



Nur ist sie zu „bescheiden"
Um Alles zu verstehen!

Sie spielt Klavier und Harfe,
Musik ist — was sie spricht,
Sie singt wie eine Lerche,
Doch — „backen" kann sie nicht!

Sie macht auf unser Jüngstes
Das reizendste Gedicht,
Und spielt mit ihm und tändelt —
Doch — „waschen" kann sie nicht!

Für mich sich schön zu putzen,
Hält sie für heil'ge Pflicht;
Sie hat wohl fünfzig Kleider —
Doch — „nähen" kann sie nicht!

Bitt ich zuweilen schmeichelnd
Sie um mein Leibgericht,
Ruft sie geschwind die Köchin,
Denn — „kochen" kann sie nicht!

Oft habe in den Füßen
Ich die verwünschte Gicht,
Schnell kauft sie warme Strümpfe,
Denn — „stricken" kann sie nicht!

Sie kann nicht Alles wissen,
Nicht jede Kunst versteh'n!
Ihr blieb' ja nichts zu lernen,
Daß muß ein Jeder seh'n!

Ist die Arbeit an der Nähmaschine gesundheitsschädlich? Die Frage beantwortet in dem „Neuen Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege" vom Geheimrath Eulenburg, vortragendem Rath im preußischen Kultusministerium, bei dem Artikel „Nähmaschinen" Dr. Blaschko folgendermaßen: „Die seit den letzten zwei Jahrzehnten überall verbreitete Anwendung der Nähmaschinen ist zum Segen der Menschheit geworden. Es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die Resultate im Laufe der Jahre zu Gunsten der Nähmaschinen sich herausstellen werden." Auch in der Hygieine-Ausstellungs-Zeitung nimmt sich neuerdings ein Arzt, Dr. Ohausen, der hygieinisch vielverkannten Nähmaschine an. „Das, was vor allem bei der Beschäftigung mit der Nadel auf die Gesundheit schädlich einwirken muß, das unausgesetzte Stillsitzen in derselben vornübergebeugten Haltung fällt bei der Maschinenarbeit vollständig weg. Eine vornübergebeugte Haltung nehmen nur Anfängerinnen an, später gewöhnen sie sich an eine gute Haltung. Die Bewegung mit den Füßen ist von geradezu wohlthätigem Einfluß auf den Organismus. Die Blutstockungen, an denen so viele leiden, welche die Füße nicht bewegen können und still halten müssen bei ihrer Beschäftigung, werden durch die Nähmaschinen beseitigt. Durch die Thätigkeit beim Treten und beim Arrangiren und Halten der Arbeit haben wir eine Thätigkeit, die, wenn sie dazu in guter reiner Luft vorgenommen wird, einer gymnastischen Uebung gleichkommt. Deshalb heißt es in Eulenburgs Handbuch auch: „Arbeiterinnen, welche viele Jahre an der Nähmaschine beschäftigt waren, bewahren eine aufrechte Haltung, und es geht die Arbeit mit den Füßen meist ohne irgend welche Beschwerden von statten." Zu achten ist dabei nur, daß der Sitz der Arbeiterinnen auch ein diesen wechselnden Bewegungen angemessener sei, indem für alle vorzunehmenden Bewegungen stets die Füße den Stützpunkt abgeben. Dem entsprechend muß der Sitz breit und von einer gewissen Elastizität mit abgestumpfter Kante nach vorn gestaltet sein; am besten eignet sich ein breiter, fester Rohrstuhl mit bequemer Lehne, damit die Rückenmuskulatur sich in den Pausen, in denen das Rangiren u. s. w. der Arbeit vorgenommen wird, ausruhen kann. Selbstverständlich ist darauf zu achten, daß alle Nähmaschinenarbeiterinnen von beengenden Kleidungsstücken befreit sind." Welch' wohlthätigen Einfluß dabei die Nähmaschine auf die Unterleibsorgane ausübt, geht aus einer Stelle bei Eulenburg in dem eben citirten und allgemein als vortrefflich anerkannten Werke hervor. Gute Luft und bequeme Kleidung vorausgesetzt, scheint die Nähmaschine auf die Unterleibs- und Respirationsorgane nur wohltbätig einzuwirken. Unter den vielen Hunderten von Arbeiterinnen, welche Ohausen bei leichtem Maschinennähen beobachtete, konnte er bei keiner Disposition zur Schwindsucht wahrnehmen. Viele von ihnen, manche, deren Eltern und Geschwister an der Schwindsucht gestorben waren, versicherten mir, daß sie nach zehn- bis zwölfjähriger unausgesetzter Thätigkeit an der Maschine sich wohl befänden und von allen Brustbeschwerden frei geblieben wären. Der genannte Arzt glaubt daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß diese wohlthätigen, nicht ermüdenden Bewegungen selbst Leidenden mit gestörter Zirkulation, Blutmangel, Athembeschwerden, bei den angegebenen Vorsichtsmaßregeln nur Gutes thun können.

Bei Besichtigung einer Kunstausstellung kam eine junge Frau, welche ihren Gatten durch die Fülle ihrer kritischen Bemerkungen in einen Zustand hochgradiger Gereiztheit versetzt hatte, zu einer Statue der Galathea, die ihr einen Strom von bewundernden Aeußerungen entlockte. Sie schloß ihren Excurs mit der sinnigen Frage: „Möchtest du nicht, mein lieber Mann, daß ich eine Statue wäre?" Der prosaische Gatte bekannte, daß er sich über diese Sache noch kein Urtheil gebildet habe, und hoffte, mit dieser trockenen Erklärung weitern Erörterungen den Riegel vorgeschoben zu haben. Aber seine redelustige Ehehälfte ließ sich nicht abschrecken; sie meinte, es wäre doch so hübsch, wenn sie immer gut aussähe, keine Runzeln, keine gelbe Haut, kein Verwelken ihrer Reize zu befürchten hätte; wenn sie allezeit in der Reinheit und Schönheit des weißen Marmors vor ihm stände. Dieser poetische Gedanke rüttelte den durch den Wortschwall seiner geschwätzigen Ehehälfte bis zur Gefühllosigkeit erschöpften Gatten zu dem Stoßseufzer auf: „Du hast recht, meine Liebe; das wäre in der That sehr nett; aber das beste daran wäre, daß du dann nicht mehr schwatzen könntest." — Ein Herr kam auf einem Zuge einer Dame gegenüber zu sitzen, welche sich die größte Mühe gab, sich über die Ernte, den Preis des Schweinespecks, den Charakter des Volks von New York, die Chancen des Präsidentschafts-Candidaten und hundert andere Dinge durch endlose Fragen zu orientiren. Vergebens bemerkte der

Reisende respectvoll, daß er von alledem nichts wisse; aber die Dame ließ sich in ihrer Fragewuth nicht abschrecken, sondern frug weiter: „Ist das Klima von Chicago gut?" „Kann's nicht sagen, Madame!" „Klagen die Farmer noch immer über die niedern Weizenpreise?" „Weiß nicht, Madame!" „Waren Sie lange in Michigan?" Ein finsterer Wolkenschatten zog über die Stirn des Gequälten, und seinen Lippen entrangen sich die scharf accentuirten Worte: „Drei Jahre, Madame!" Die Dame war so arg vom Dämon der Fragesucht besessen, daß sie die Anzeichen der nahenden Katastrophe nicht bemerkte, sondern mit verdoppeltem Eifer weiter zu inquiriren fortfuhr. „Haben Sie sich in Michigan viel umgesehen?" lautete die nächste Frage. „Das konnte ich nicht, Madame," stöhnte das erschöpfte Opfer; „wissen Sie, ich lebte früher in Ohio und dann, die Wahrheit zu sagen, stahl ich zwei Pferde und wurde drei Jahre lang in's Gefängniß von Jonia gesperrt. Gestern wurde ich aus dem Kerker entlassen, und so werden Sie begreifen, Madame . . ." Die Dame hörte nicht weiter. Mit Blitzesschnelle stand sie auf und setzte sich fünf Bänke weiter ab von dem verdächtigen Passagier, der sich lieber ein Verbrechen andichtete, als daß er noch länger die unerträgliche Fragenfolter erdulden wollte.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 5. Okt.

Salomo folgt David auf dem Throne.

1 Kön. 1, 22—35.

22. Weil sie aber noch redete mit dem Könige, kam der Prophet Nathan.

23. Und sie sagten es dem Könige an: Siehe, da ist der Prophet Nathan. Und als er hinein vor den König kam, betete er an den König auf sein Angesicht zur Erde,

24. Und sprach: Mein Herr König, hast du gesagt: Adonia soll nach mir König sein und auf meinem Stuhl sitzen?

25. Denn er ist heute hinab gegangen, und hat geopfert Ochsen und Mastvieh und viel Schafe, und hat alle Söhne des Königs geladen, und die Hauptleute, dazu den Priester Abjathar. Und siehe, sie essen und trinken vor ihm, und sagen: Glück zu dem Könige Adonia!

26. Aber mich, deinen Knecht, und Zadok, den Priester, und Benaja, den Sohn Jojada, und deinen Knecht Salomo hat er nicht geladen.

27. Ist das von meinem Herrn Könige befohlen, und hast es deine Knechte nicht wissen lassen, wer auf dem Stuhl meines Herrn Königs nach ihm sitzen soll?

28. Der König David antwortete, und sprach: Rufet mir Bathseba! Und sie kam hinein vor den König. Und da sie vor dem Könige stund,

29. Schwur der König und sprach: So wahr der Herr lebt, der meine Seele erlöset hat aus aller Noth.

30. Ich will heute thun, wie ich dir geschworen habe bei dem Herrn, dem Gott Israel, und geredet, daß Salomo, dein Sohn, soll nach mir König sein, und er soll auf meinem Stuhl sitzen für mich.

31. Da neigte sich Bathseba mit ihrem Antlitz zur Erde, und betete den König an, und sprach: Glück meinem Herrn Könige David ewiglich!

32. Und der König David sprach: Rufet mir den Priester Zadok, und den Propheten Nathan, und Benaja, den Sohn Jojada. Und da sie hinein kamen vor den König,

33. Sprach der König zu ihnen: Nehmet mit euch eures Herrn Knechte und setzet meinen Sohn Salomo auf mein Maul, und führet ihn hinab gen Gihon.

34. Und der Priester Zadok, sammt dem Propheten Nathan, salbe ihn daselbst zum Könige über Israel. Und blaset mit den Posaunen, und sprechet: Glück dem Könige Salomo!

35. Und ziehet ihm nach herauf, und kommt; so soll er sitzen auf meinem Stuhl, und König sein für mich; und ich will ihm gebieten, daß er Fürst sei über Israel und Juda.

1. Grundgedanke. „Und du, mein Sohn Salomo, erkenne den Gott deines Vaters und diene ihm mit ganzem Herzen und williger Seele." 1 Chron. 28, 9.

2. Zeit. 1015 vor Chr. (Salomos Thronbesteigung, regiert 40 Jahre lang bis 975 vor Chr.).

3. Ort. Jerusalem, namentlich die Davidsburg auf Zion.

4. Einleitende Vorbemerkungen. David lebte zwar noch, war aber altersschwach und hinfällig geworden (1 Kön. 1, 1—4); dieß benutzt sein Sohn A d o n i a, der Geburt nach der vierte (2 Sam. 3, 2), aber nach dem Tod seiner älteren Brüder noch der einzig überlebende außer Salomo, zu einem Aufstand wider seinen Vater, der auch ihm gegenüber wieder dieselbe verderbliche Schwäche zeigt, wie früher schon gegen Amnon und Absalom (vrgl. 2 Sam. 13—15 und Lekt. am 10. August, Einl.). Auch bei dieser Empörung spielte der verrätherische und rachsüchtige Feldhauptmann J o a b, empfindlich über seine blutig gerächte frühere Zurücksetzung (2 Sam. 20) bei der versuchten Schilderhebung S e b a s, eine Hauptrolle. Nur wenige Getreue, darunter der Priester Z a d o k und der Prophet N a t h a n, halten zu David. Letzterer giebt der Gattin desselben, B a t h s e b a, Salomos Mutter (vrgl. Einl. zur Lekt. am 3. Aug.), den Rath, ihn an seinen Eidschwur, der i h r e m Sohne die Thronfolge sicherte, zu erinnern. Mit dem Ende dieses Gesprächs beginnt die Lektion (vrgl. 1 Kön. 1, 5—21).

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Der Besuch Nathans (V. 22 u. 23).

Daß gerade Nathan kam, um dem König Vorstellungen über den Vorgang mit Adonia zu machen, erklärt sich aus dem regen Interesse, das gerade er an Salomos künftigem Schicksal nehmen mußte, denn dieser war ihm nach 2 Sam. 12, 25 von David zur Erziehung übergeben worden. Nach letzterer Stelle hatte er ihm außer seinem gewöhnlichen Namen S a l o m o (d. h. Friedrich), der sich, auch wenn man annimmt, daß dieser Sohn erst nach dem Sieg über die Ammoniter und nach der Eroberung von Rabba (2 Sam. 11, 1) geboren ward, doch wohl nicht b l o s auf diesen äußeren Frieden mit den F e i n d e n, sondern wesentlich auch auf den nach Davids schwerem Fall und ernster Buße wiedergewonnenen inneren Frieden mit Gott bezieht, noch einen anderen Namen, J e d i d j a h (d. h. Gotthold), gegeben, um ihn als das sichtbare und bleibende Unterpfand der nun wieder über seinem Vater waltenden Huld und Gnade Gottes zu bezeichnen. Nach der Art und Weise, wie Nathan sich V. 11 gegen Bathseba ausspricht, ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er selbst es war, der die Verschwörung A d o n i a s entdeckte und nun ein Mittel suchte, um eben durch sie auch den König auf die Gefahren des drohenden Complotts aufmerksam zu machen; daher ließ er sie z u e r s t zum König hineingehen und erst nachher, als sie (aus V. 28 zu schließen) wieder hinausgegangen, trat auch er selbst

auf. Aus V. 23 ist zu ersehen, daß er nicht ohne weiteres, gleichsam wie von ungefähr, bei ihm eintrat, sondern der Wichtigkeit der Sache gemäß, sich förmlich melden ließ; daher auch der einer solchen feierlichen Audienz entsprechende unterthänige Gruß: „betete an," d. h. bückte sich nieder, was übrigens (V. 16) auch die Königin that. Diese menschliche Unterwürfigkeit schließt nicht aus, daß er nachher mit der vollen Autorität eines göttlichen Gesandten redet.

b) Das Beginnen Adonia's (V. 24—27).

V. 24. Nathan, der doch selber einst dem David die herrliche Verheißung 2 Sam. 7, 12—16 überbracht hatte und wohl wußte, daß sich dieselbe zunächst nur in Salomo, aber sonst in keinem andern Sohne Davids erfüllen konnte, fragt mit Recht erstaunt, verwundert und mit leisem Tadel und Vorwurfe, wie denn dieser dazu komme, den Adonia zu seinem Nachfolger zu machen, oder doch ruhig dabei zusehen, wenn dieser selbst nach Krone und Reich frevelhaft die Hand ausstrecke, ohne sich darum zu kümmern (V. 11)? Indessen zeigt die Frage doch auch zugleich, daß selbst für den Fall, daß der König darum wüßte, doch die Sache jedenfalls noch nicht unabänderlich feststand, sich also, weil von ihm nicht förmlich bestätigt, auch noch hintertreiben ließ. Gesetzlich war das allgemeine Vorrecht der Erstgeburt durch 5 Mos. 21, 16 ff. festgestellt, zugleich galt aber auch noch 5 Mos. 17, 15 in Bezug auf die Königswürde, daß darüber nur der Herr allein zu entscheiden hatte. Dieß war insofern geschehen, als David nach 1 Chron. 28, 5 feierlich vor allem Volk Salomo zu seinem Nachfolger nach Gottes Befehl ernannt hatte, aber allerdings hören wir sonst nirgends etwas von einem eidlichen Versprechen seiner Mutter gegenüber. Daher lag bei der großen Schwäche und der Veränderlichkeit des launenhaften Alters nahe, daß er die Nachfolge doch noch auf Adonia möchte übertragen und seinen früheren Entschluß wieder rückgängig gemacht haben.

V. 25. Und hat geopfert, was man bei einer so wichtigen Sache, wie eine Thronbesteigung, ohnedieß nicht unterlassen durfte (1 Chron. 29, 21) und hier ganz besonders nöthig erachtete, um ihr den Schein eines gottgewollten Unternehmens zu leihen. Eingeladen zu der festlichen Opfermahlzeit, womit er zugleich hoffen konnte, sie für sich zu gewinnen (also ein richtiges „Zweckessen"). Außer dem Feldhauptmann Joab, dazu noch als Sohn der Zerujah (2 Sam. 2, 13), der Schwester von Davids Weibe Abigail, sein naher Verwandter, gehörten zu den Verbündeten des Rebellen Adonia noch Abjathar, der Priester (V. 7 und 19), d. h. wahrscheinlich der gegenwärtige Hohepriester, der vierte von Eli an gerechnet, der sich gleichfalls von ihm hatte bestechen lassen, obwohl er lange Zeit Davids Freund gewesen (1 Sam. 22, 20 ff.; 23, 6; 30, 7; 2 Sam. 15, 24), so daß ihn die nachherige Verbannung Salomos in seine Heimath Anathoth mit vollem Rechte traf (1 Kön. 7, 26). Adonia kannte also seine Leute sehr wohl.

V. 26. Unter die getreuen Anhänger Davids, die er absichtlich nicht einlud, weil er wohl wußte, daß sie diesem ergeben, also ihm selber abgeneigt waren, zählt Nathan mit Recht zuerst sich selber, seinen Knecht, d. h. Unterthanen (vrgl. V. 17, „Magd" von Bathseba selbst), ferner den Priester Zadock aus dem Stamm Eleasars (1 Chron. 16, 29), also ebenfalls hohenpriesterlichen Geschlechts (vrgl. 2 Sam. 8, 17), ferner Benajah, den Sohn des Jojadah, nach 2 Sam. 8, 18 der Oberbefehlshaber der königlichen Leibwache, zu welcher ohne Zweifel auch die zuvor in unserem Kapitel (V. 8) neben Simei und Rei noch weiter genannten „Helden Davids" oder Führer seiner Leibtruppen gehörten, welcher später zum Lohn für seine Treue Joabs Nachfolger wurde (Kap. 2, 35), gerade wie Zadock der des Abjathar; endlich Salomo selbst. Daß auch dieser nicht eingeladen wurde, wie die anderen Söhne des Königs alle (V. 25), zeigt, daß Adonia sehr wohl wußte, daß dieser zum König bestimmt war und daher kein gutes Gewissen hatte.

V. 27. Nathans Befremden über Davids Benehmen ist noch nicht vorbei, darum wiederholt er die Frage, denn die Ernennung zur Thronfolge lag allerdings in des Königs Macht, vrgl. V. 17. 20; 2 Chron. 11, 22; 21, 3. Da Adonia durch den Tod seiner älteren Brüder jetzt der Erstgeborene war, konnte er auf die Meinung gekommen sein, daß ihm das Recht auf die Krone gebühre, wohl auch im Blick auf seine körperlichen Vorzüge und seine geistigen Fähigkeiten (V. 6; 2, 16). Der Prophet hält es also immerhin für möglich, daß alle diese Umstände zusammengewirkt haben mochten, die Nachfolge des Salomo entweder ganz zu vereiteln oder doch unsicher zu machen, und zwar, wie Nathan absichtlich andeutet, hinter dessen Rücken und mit Umgehung seines Rathes.

c) Die Bestätigung Salomos (V. 28—35).

V. 28. Bathseba tritt auf's neue auf und Nathan entfernt sich, wie aus V. 32 zu schließen ist. Denn es war Sitte an den orientalischen Höfen, daß bei derartigen Privataudienzen kein Dritter zugegen sein durfte; außerdem sollte auch der Schein eines etwaigen geheimen Einverständnisses jener Beiden vermieden werden.

V. 29. David bekräftigt sein Versprechen mit der gewöhnlichen Schwurformel (Kap. 2, 24), die hier noch durch einen Beisatz verstärkt ist, wie 2 Sam. 4, 9, welcher zeigt, wie dankbar David für die vielen reichlich erfahrenen Durchhilfen Gottes war, dessen Treue gegen ihn nun auch ihn zur Treue gegen Gottes Bestimmung mit Salomo ermuntert.

V. 30. Ich will u. s. w., so geistes- und willenskräftig ist auch der alternde schwache David noch (V. 1 bis 4). Wie ich geschworen habe, wahrscheinlich bei Salomos Geburt in Folge der göttlichen Verheißung 2 Sam. 7, 13 ff.

V. 31. Bathseba grüßt den König zum Zeichen des Dankes mit dem auch sonst gewöhnlichen Glück- und Segenswunsch, vrgl. Dan. 3, 9; 6, 22; Neh. 2, 3.

V. 32. Hier ist der Hohepriester Zadock dem Propheten Nathan vorangestellt, weil er nachher bei der Salbung die Hauptperson ist.

V. 33. Das Mitnehmen der Knechte, d. h. persönlichen Diener oder der königlichen Leibwache (V. 38) und der Gebrauch des eigenen Maulthieres Davids sollten den Salomo bereits als Thronfolger kennzeichnen, denn es waren dieß ganz besondere königliche Ehrenbezeugungen (Esther 6, 8 ff.). Gihon war ein quellenreiches Thal südwestlich von Jerusalem gelegen und spätere Wasserleitung, 2 Chron. 32, 30; 33, 14.

V. 34. Das Salben der Könige konnte zwar auch ein Prophet vornehmen (1 Sam. 10, 1; 16, 1. 13), von Amts wegen aber war es Sache der Priester; sonst nur üblich beim Regierungsantritt einer ganz neuen Dynastie oder Regentenfamilie, war es doch hier um so passender und nöthiger, als zwar Salomo zu dem bereits herrschenden Königshaus gehörte, aber der Thron ihm durch Adonia streitig gemacht wurde. Indem er ihn zum König salben ließ, bestätigte David ausdrücklich seine Nachfolge und erkannte ihn feierlich noch bei seinen eigenen Lebzeiten als Erben seiner Krone an, als den unantastbaren „Gesalbten Gottes" (1 Sam. 24, 7). Das Blasen mit der Posaune war Mittel zur Bekanntmachung, aber auch Ausdruck der Freude, wobei das Volk mit Pfeifen und fröhlichem Getümmel einstimmte (V. 40; vrgl. 1 Sam.

4, 5; Jes. 30, 29), um zu zeigen, daß sie mit David's Wahl und Anordnung zufrieden waren und ihre Beistimmung gaben (1 Sam. 10, 24).

V. 35. Das Heraufziehen bezieht sich darauf, daß sie ihn in feierlichem Geleite eines festlichen Krönungszuges von dem niedriggelegenen Gihon auf die hochgelegene Davidsburg auf dem Berge Zion heraufbringen sollen, wo dann die Besitznahme des Thrones seines Vaters und ein sich daran anschließendes Opferfest und Freudenmahl (nach 1 Chron. 30, 21 ff.) die Krönungsfeier beschloß. Uebrigens ist, da der eigentliche Anfang seiner wirklichen Regierung nach 1 Chron. 29, 20 ff. und 1 Kön. 2, 1 ff. doch erst auf eine etwas spätere Zeit fällt, hier zunächst nur an eine vorläufige Krönung als Mitregent Davids zu denken. Ueber Juda und Israel, d. h. das gesammte geeinigte Volk, nicht blos über jenen einzigen Stamm allein, mit dessen Herrschaft sich David anfangs noch hatte begnügen müssen (vrgl. Lektion vom 6. Juli); das war von David eine Glaubensthat (Hebr. 11, 32).

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Gottes Reich. (Ein Vergleich.)

1) Das Reich Gottes wird auf Erden von solchen befördert, welche, wie der Prophet, in Gemeinschaft mit Gott stehen und seinem Worte folgen. 22—26.

2) Diejenigen, welche welt- und fleischlich gesinnt sind, widerstehen dem Reiche Gottes.

3) Das Reich Gottes wird von Gott versorgt und beschützt.

4) Das Reich Gottes bedarf zu seinem Bestehen nebst der Hilfe des Herrn auch die Thätigkeit der Menschen. 32.

Sonntag, 12. Okt.

David's Auftrag an Salomo.

1 Chron. 22, 6—19.

6. Und er rief seinem Sohn Salomo, und gebot ihm zu bauen das Haus des Herrn, des Gottes Israel.

7. Und sprach zu ihm: Mein Sohn, ich habe es im Sinn, dem Namen des Herrn, meines Gottes, ein Haus zu bauen.

8. Aber das Wort des Herrn kam zu mir, und sprach: Du hast viel Bluts vergossen, und große Kriege geführt, darum sollst du meinem Namen nicht ein Haus bauen, weil du so viel Bluts auf die Erde vergossen hast vor mir.

9. Siehe, der Sohn, der dir geboren soll werden, der wird ein ruhiger Mann sein; denn ich will ihn ruhen lassen von allen seinen Feinden umher; denn er soll Salomo heißen; denn ich will Friede und Ruhe geben über Israel sein Lebenlang.

10. Der soll meinem Namen ein Haus bauen. Er soll mein Sohn sein, und ich will sein Vater sein. Und ich will seinen königlichen Stuhl über Israel bestätigen ewiglich.

11. So wird nun, mein Sohn, der Herr mit dir sein, und wirst glückselig sein, daß du dem Herrn, deinem Gott, ein Haus bauest, wie er von dir geredet hat.

12. Auch wird der Herr dir geben Klugheit und Verstand, und wird dir Israel befehlen, daß du haltest das Gesetz des Herrn, deines Gottes.

13. Dann aber wirst du glückselig sein, wenn du dich hältst, daß du thuest nach den Geboten und Rechten, die der Herr Mose geboten hat an Israel. Sei getrost und unverzagt, fürchte dich nicht, und zage nicht.

14. Siehe, ich habe in meiner Armuth verschafft zum Hause des Herrn hundert tausend Centner Goldes, und tausend mal tausend Centner Silbers, dazu Erz und Eisen ohne Zahl, denn es ist sein zu viel; auch Holz und Steine hab ich geschickt, deß magst du noch mehr machen.

15. So hast du viel Arbeiter, Steinmetzen und Zimmerleute, an Stein und Holz, und allerlei Weisen auf allerlei Arbeit,

16. An Gold, Silber, Erz und Eisen ohne Zahl. So mache dich auf, und richte es aus; der Herr wird mit dir sein.

17. Und David gebot allen Obersten Israels, daß sie seinem Sohn Salomo hülfen.

18. Ist nicht der Herr, euer Gott, mit euch, und hat euch Ruhe gegeben umher? Denn er hat die Einwohner des Landes in eure Hände gegeben, und das Land ist untergebracht vor dem Herrn und vor seinem Volk.

19. So gebet nun euer Herz und eure Seele, den Herrn, euren Gott, zu suchen. Und machet euch auf und bauet Gott, dem Herrn, ein Heiligthum, daß man die Lade des Bundes des Herrn und die heiligen Gefäße Gottes in's Haus bringe, das dem Namen des Herrn gebauet soll werden.

---

1. Grundgedanke. So mache dich auf, und richte es aus; der Herr wird mit dir sein. 1 Chron. 22, 17.

2. Zeit. 1015 vor Christo.

3. Ort. Jerusalem, Zionsburg.

4. Einleitung und Zusammenhang. Jedenfalls setzt diese Lektion bereits voraus, daß Salomo zum König bestimmt ist, denn David redet ihn ausdrücklich nicht als Sohn, sondern zugleich immer auch als Thronnachfolger an, dem das Volk und Reich Gottes und somit auch der Tempelbau vor allem am Herzen liegen müssen. Dieselbe fällt also sicher in die Zeit nach den Begebenheiten der letzten Lektion, wie lange nachher ist freilich ungewiß, wahrscheinlich erst ganz kurz vor Davids Tod, da 1 Chron. Kap. 22 ganz dasselbe berichtet wie 1 Kön. Kap. 2, 1 ff. Aus letzterer Stelle sehen wir zugleich, daß David dem Salomo außer dem Tempelbau auch noch andere Aufträge ertheilte, namentlich solche politischer Art, die sich auf sein künftiges Verhalten als König bezogen; hier wird nur die Fürsorge für die religiöse Stellung Israels hervorgehoben, vielleicht weil der Verfasser des Buchs Chronika wahrscheinlich der Priester Esra war, dem diese Fragen am nächsten lagen; gewiß dürfen wir aber bei einem Mann wie David auch von selbst schon voraussetzen, daß ihn gerade in seinen letzten Stunden diese wichtigen Dinge am meisten beschäftigten, besonders wenn wir an den großen Vorgang 2 Sam. 7, 12 ff. zurückdenken. Es ist überhaupt zum Verständniß der ganzen Lektion die vom 20. Juli zu wiederholen. Diesen Plan des Tempelbaus, der ihn kurz vor seinem Tode noch besonders lebhaft beschäftigen mußte, verkündet er nach den unserer Lektion unmittelbar vorangehenden Versen (1 Chron. 22, 1—5) sogar einer ausdrücklich zu diesem Zweck zusammenberufenen Versammlung kunstfertiger Fremdlinge in Israel, das sich als vorwiegend ackerbautreibendes Hirtenvolk wenig mit Handwerk beschäftigte, so daß viele auswärtige Handwerker und Künstler dort sich niederließen, namentlich wird man bei diesen „Fremden" an die kunstreichen Phönicier denken dürfen.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Davids Beschluß (V. 6—13).

V. 6 u. 7. Das Haus des Herrn nennt er den Tempel als die Stätte, welche die heilige und segnende Gegenwart Gottes unter seinem Volke repräsentirt, sowie den Ort, wo letzteres sich mit Opfer und Gebet seinem Herrn naht. Er gebot ihm, also ein förmlicher Befehl ganz übereinstimmend mit 2 Sam. 7, 13, nicht etwa blos eine Erlaubniß. David war es damit ein großes und ernstes Anliegen, da er den Beruf eines Königs in Israel, Jehovahs Königthum aufrecht zu erhalten (vrgl. Kap. 28, 5; 29, 23) und in Gottes Volk auch Gottes Gesetz zu bewahren (5 Mos. 17, 14—20; 2 Mos. 20, 3—6) sehr wohl kannte; zu dieser Aufgabe gehörte aber namentlich auch die Sorge für den Gottesdienst, über den er ja schon lange nachgedacht hatte (1 Chron. 17, 1 ff.).

V. 8 u. 9. Kam zu mir, nehmlich durch Nathan (2 Sam. 7, 4 ff.). Die hier noch besonders angegebene Hinderung wegen der früheren blutigen Laufbahn Davids als Kriegsmann (vrgl. Kap. 28, 3; 1 Kön. 5, 17) kommt zu den schon früher 1 Kön. 5, 3 angeführten Gründen noch hinzu als Verstärkung derselben. Allerdings war dieß Blutvergießen ein gerechtes gewesen, das im Dienste Gottes, ja nach seinem Auftrag geschah, es gehörte mit zu dem Gehorsam, um dessenwillen David sogar ausdrücklich gelobt wird (1 Kön. 3, 3. 6. 14); aber das Blutvergießen erscheint schon im heidnischen Israel als etwas so schreckliches, daß man mit blutiger Hand keine heiligen Dinge zu berühren wagte, wie viel mehr sollte das Volk Gottes eine heilige Scheu davor empfinden und sich davor wie vor einem frevelhaften Unrecht hüten, das Haus Gottes, der ein Gott des Lebens und der Liebe ist, mit Händen zu bauen, die dem Tode gedient haben! Sein Tempel als Vorbild der Gemeinde Christi, als des rechten Friedefürsten, soll auch von dem Friedenskönig Salomo, nicht dem Schlachtenkönig David gebaut werden, dem schon sein rauhes, vielbewegtes, gefahrvolles Kriegsleben keine Zeit und Ruhe für ein Friedenswerk ließen, wie ja die Künste des Friedens nicht gedeihen können, wo die Waffen das laute Wort führen. Für den Mann der Ruhe, d. h. „Friedensmann" (Salomo), den Liebling Jehovahs (2 Sam. 12, 24 ff.), paßte das besser; sein Reich war bereits befestigt, ausgedehnt und anerkannt (1 Chron. 28, 6; 1 Kön. 5, 4 ff.).

V. 10 ist eine wörtliche Wiederholung von 2 Sam. 7, 14 und wird Hebr. 1, 5 direkt auf Christum bezogen als den, in welchem sich jene ganze Verheißung erst recht erfüllte, vrgl. Matth. 12, 42; ähnlich Micha 4, 4; Sach. 3, 10.

V. 11 zeigt, wie das wahre Glück nur da vorhanden ist, wo Gott mit uns ist; ohne ihn oder gar wider ihn haben wir lauter Unglück und Unsegen, höchstens das kurze Scheinglück der Gottlosen (Ps. 73, 3—22), vrgl. 2 Tim. 2, 7.

V. 12. Klugheit und Verstand, jenes mehr die theoretische, dieß mehr die praktische Seite der Weisheit, zwei wichtige Haupteigenschaften eines Regenten! Wie David hier prophetisch auf Salomos künftige Geschicklichkeit und Begabung von Gott hinausschaut, die ihn zur Ausführung dieses Werkes befähigt, so redet er auch noch von seiner besonderen Aufgabe, die er zu erfüllen hat, er bindet ihm wie ein letztes heiliges Vermächtniß gleichsam ganz Israel auf's Herz; für das ganze Volk, nicht blos für seine eigene Person soll er Gottes Gesetz halten, große Verantwortlichkeit eines Regenten!

V. 13. Der Gehorsam macht glücklich (vrgl. Jos. 1, 7), ein goldenes Wort für die Jugend! Die Ermuthigung: „Sei getrost und unverzagt!" brauchte er nothwendig, denn das Werk war groß, er selbst noch schwach und klein (vrgl. V. 5: „Knabe," wornach dieser Auftritt offenbar noch in Salomos frühe und zarte Jugend fällt); ein muthiges Herz und ein tapferer Sinn sind wieder zwei Hauptererfordernisse eines Regenten! Wie zu erlangen, zeigt Hebr. 13, 9.

b) Davids Beitrag (V. 14—16).

V. 14. David giebt seinem Sohn nicht blos weise Lehren und nützliche Vorschriften, er hat auch materiell schon Vorsorge getroffen, um ihn in Stand zu setzen, sein großes Werk auszuführen; freilich hätten die reichsten Mittel ihn ohne Weisheit und Gottesfurcht eben so wenig genützt, als eine große Erbschaft ein Kind, das nicht weiß, was es damit anfangen soll. Man möchte fragen, wie David bei den fortwährenden kostspieligen Kriegszügen, Truppen-Ausrüstungen rc. eine so ungeheure Summe wie die nachherige zu diesem Zweck ersparen konnte. Darauf geben aber eben diese Kriegszüge selbst die Antwort, da sie ja auch eine ungeheure Beute brachten. Dieß ist auch der Sinn der von Luther unrichtig übersetzten Worte: „In meiner Armuth," was man nicht fassen darf: „trotz meiner Armuth oder Bedrängniß," sondern gerade: „durch meine drangvolle mühsame Kriegsarbeit" (1 Chron. 29, 2). Die nachherigen Summen sind ganz unglaublich große und betragen zusammen mehr als 3000 Millionen Dollars, vorausgesetzt, daß die Zahlen ganz richtig sind. Vielleicht sollen sie auch blos ganz allgemein eine „ungeheure Summe" bezeichnen, wie hernach das „ohne Zahl", womit gesagt ist, daß Erz und Eisen so viel da war, daß man es überhaupt gar nicht zählen und wägen konnte, und so mag es auch mit dem Gold und Silber gewesen sein, daß überhaupt gar kein bestimmter Werth damit angegeben werden soll (vrgl. V. 16). Nur an den nächsten und nöthigsten Baumaterialien, Holz und Stein, gebrach es noch, auch nach 1 Kön. 5, 20.

V. 15. Allein auch die kostbarsten Schätze einer unerschöpflich reichen Staatskasse hätten ihn nichts geholfen ohne gewerbtüchtige und kunstverständige Handwerker und Bauleute, aber auch für diese hatte David bereits gesorgt, vrgl. 2 Sam. 5, 11.

V. 16. So mache dich auf! Er soll ungesäumt, d. h. sofort nach Davids Tod und Begräbniß und seiner eigenen Thronbesteigung daran gehen; denn ein so großes Unternehmen erfordert allen Ernst und Eifer.

c) Davids Befehl (V. 17—19).

V. 17. Um Salomo gleich von Anfang an einen guten Beistand seines Volkes zu sichern, läßt er ihm auch noch die Obersten Israels, d. h. die Vertreter der einzelnen Stämme, Geschlechter und Familien, huldigen und insbesondere ihren Gehorsam und thätige Beihilfe am Tempelbau versprechen. Schwerlich sind aber damit die zu einem eigentlichen Reichstag wegen des letzteren nach Kap. 28, 1 ff. versammelten „Obersten" oder Reichsstände gemeint; dieser trat wohl schon vorher zusammen, ja selbst die feierliche Darbringung der Tempelgeschenke sammt den Gebeten und Festopfern in Kap. 29, 1 ff. und Davids förmlicher Abschied vom Volk (von der „ganzen Gemeinde" 29, 20) muß offenbar noch in eine frühere Zeit fallen, wo der König hiezu noch kräftig genug war. Unsere Lekt. schildert dann nur noch eine letzte Privataudienz mit dem schon vorläufig zum Thronerben gesalbten Salomo (vrgl. letzte Lektion) ganz kurz vor Davids Tode, vielleicht schon in seinem Sterbezimmer, wozu aber einzelne Vertreter des Volkes als Urkundspersonen zugezogen wurden, eben die hier genannten „Obersten", die dann in Kap. 29, 24 bereits als Salomos Unterthanen erscheinen.

V. 18. 19 erinnert er sie an die vielfachen Siege und Segnungen, die ihnen Gott zu Theil werden ließ, von sich selbst, der sie doch in Krieg und Sieg anführte, schweigt er. Ueber den bisherigen Aufenthalt der Bundeslade und Stiftshütte vrgl. Einl. zur Lekt. 13. Juli.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Der Tempel des Herrn. 1. Wer den Tempel des Herrn bauen will, muß ein Herz für die Sache haben, 6. 7. 2. Solcher Bau erfordert viel Arbeit und Vorbereitung, 8. 3. Ein solcher Baumeister muß in Gemeinschaft mit Gott stehen, 10. 4. Ein solcher Bau erfordert Weisheit, Gehorsam und Opfer, 12. 13. 14.

Sonntag, 19. Okt. **Salomo's Wahl.** 1 Kön. 3, 5—15.

5. Und der Herr erschien Salomo zu Gibeon im Traum des Nachts, und Gott sprach: Bitte, was ich dir geben soll.
6. Salomo sprach: Du hast an meinem Vater David, deinem Knechte, große Barmherzigkeit gethan; wie er denn vor dir gewandelt hat in Wahrheit und Gerechtigkeit, und mit richtigem Herzen vor dir; und hast ihm diese große Barmherzigkeit gehalten, und ihm einen Sohn gegeben, der auf seinem Stuhl säße, wie es denn jetzt gehet.
7. Nun Herr, mein Gott, du hast deinen Knecht zum Könige gemacht, an meines Vaters Statt. So bin ich ein kleiner Knabe, weiß nicht weder meinen Ausgang noch Eingang.
8. Und dein Knecht ist unter dem Volk, das du erwählet hast, so groß, daß es Niemand zählen noch beschreiben kann, vor der Menge.
9. So wollest du deinem Knecht geben ein gehorsam Herz, daß er dein Volk richten möge, und verstehen, was gut und böse ist. Denn wer vermag dieß dein mächtig Volk zu richten?
10. Das gefiel dem Herrn wohl, daß Salomo um ein solches bat.
11. Und Gott sprach zu ihm: Weil du nun ein solches bittest, und nicht um langes Leben, noch um Reichthum, noch um deiner Feinde Seele, sondern um Verstand, Gericht zu hören;
12. Siehe so habe ich gethan nach deinen Worten. Siehe, ich habe dir ein weises und verständiges Herz gegeben, daß deines gleichen vor dir nicht gewesen ist, und nach dir nicht aufkommen wird.
13. Dazu, das du nicht gebeten hast, hab ich dir auch gegeben, nämlich Reichthum und Ehre, daß deines gleichen keiner unter den Königen ist zu deinen Zeiten.
14. Und so du wirst in meinen Wegen wandeln, daß du hältst meine Sitten und Gebote, wie dein Vater David gewandelt hat; so will ich dir geben ein langes Leben.
15. Und da Salomo erwachte, siehe, da war es ein Traum. Und kam gen Jerusalem, und trat vor die Lade des Bundes des Herrn, und opferte Brandopfer und Dankopfer, und machte ein großes Mahl allen seinen Knechten.

1. Grundgedanke. „Nimm an Weisheit, nimm an Verstand; vergiß nicht, und weiche nicht von der Rede meines Mundes." Spr. 4, 5.

2. Zeit. Um 1015 vor Christo, nicht lange nach David's Tod und Salomo's eigener Thronbesteigung, wohl aber noch vor seiner Ehe mit der egyptischen Königstochter (1 Kön. 3, 1).

3. Ort. Jerusalem und das sechs Meilen nördlich gelegene Gibeon (Joh. 10, 2), zum Stamme Benjamin gehörig und eine der bedeutendsten Priesterstädte, wo auch während der ganzen Regierungszeit Davids und noch zu Anfang der des Salomo die Stiftshütte stand; in der Nähe befand sich ein großer Teich (Jer. 41, 12).

4. Einleitung und Zusammenhang. Nach dem Tode Davids begann Salomo, der 1 Kön. 1, 39 erst zu seines Vaters Lebzeiten zum König gesalbt worden war (Lection am 5. Oct.) und dessen eigentlicher Regierungsanfang erst etwas später begann (1 Chron. 29, 20 ff.; 1 Kön. 2, 1 ff.), seine Herrschaft damit, daß er zunächst zwar seinem Bruder Adonia, der sich nach dem Fehlschlagen seiner Empörung gegen ihn zu der Bundeslade als Freistätte geflüchtet hatte, vorläufig verzieh (1 Kön. 1, 49—53), dafür aber nach Davids eigenem letztem Auftrag an seinen beiden Mitgenossen die von seinem Vater selbst aus persönlichen Rücksichten unterlassene Strafe vollzog, indem er den Priester Abjathar des Landes verwies (1 Kön. 2, 26), den Empörer und dreifachen Meuchelmörder Joab aber (der am Tode Absaloms, des Abner und des Amasa Schuld war (1 Kön. 2, 5), trotz seiner Flucht ins Heiligthum erschlagen ließ und später nach einem abermaligen Versuch des Adonia den Thron widerrechtlich mit List an sich zu reißen, auch diesen selbst (1 Kön. 2, 12—25). So war sein Reich nach außen befestigt, nach innen aber schwächte er es selbst dadurch, daß er gleich von Anfang an, wohl um es noch mehr zu schützen und auszudehnen, sich in allzunahe und feste Beziehung mit den heidnischen Nachbarvölkern einließ; dazu sollten namentlich auch seine Heirathen mit heidnischen Königstöchtern dienen, so z. B. war seine erste Frau, die Mutter des schon ein Jahr vor Davids Tode geborenen Rehabeam, die Ammonitin Naema (1 Kön. 11, 42 u. 14, 21), später nahm er auch eine egyptische Prinzessin zur Frau (1 Kön. 3, 1). Es war dies zwar nicht gerade gegen den ausdrücklichen Buchstaben des Gesetzes, das blos die Ehe mit kanaanitischen Weibern verbot (2 Mos. 34, 16; 5 Mos. 7, 3), aber doch sehr gefährlich, wie wir noch später bei der Lektion am 16. Nov. sehen werden. Unmittelbar geht unserer Lektion noch voran (1 Kön. 3, 2—4) Salomo feierliches Opfer auf der „Höhe" von Gibeon, denn nachdem der regelmäßige Gottesdienst in Silo aufgehört hatte (1 Sam. 4, 4 ff.) wurde das Opfern auf solchen „Hügeln", namentlich wenn sich große geschichtliche Erinnerungen daran anknüpfen, wie namentlich der Berg Morijah (2 Sam. 24, 25), das gewöhnliche, wie ja auch die Heiden meist auf solchen Bergen als einer Art „natürlicher Altäre" opferten. Auch dies war noch nichts sündiges, wiewohl David selbst es niemals gethan hatte; erst nach Erbauung des Tempels wurde dieser „Höhendienst" abgeschafft, weil jetzt wieder ein Heiligthum Israels da war. Doch war die Sitte so tief eingerissen, daß selbst fromme Könige sie nicht mehr ganz auszurotten vermochten.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Bitte (V. 5—9).

V. 5. Der Herr erschien, das große Opfer zu Gibeon war ihm also wohlgefällig und kann schon aus diesem Grunde und aus dem im Folgenden sich deutlich zeigenden frommen Charakter Salomos geschlossen werden, daß er damit keinen sündlichen heidnischen Höhendienst beabsichtigte, sondern sich blos an die damalige Volkssitte anschloß (V. 2). Des Nachts, und zwar nach 2 Chron. 1, 7 noch in derselben Nacht nach dem festlichen Opfer. Im Traume, d. h. also in einem ihm sichtbaren, gleich einer leibhaftigen Erscheinung wahrnehmbaren Traumgesicht oder Traumgestalt, die einer göttlichen Vision im Zustand wachenden Entzücktseins (Ekstase) gleich kam. Gerade hier sind, während der Leib und die niederen Seelenkräfte schlummern, die höheren in gesteigerter Funktion und so für eine Auffassung himmlischer Offenbarungen desto empfänglicher. Daher ist der an sich werthlose Traum (Pred. 5, 6; Hiob 20, 8) doch oft gerade das Mittel, wichtige Aufschlüsse aus der anderen Welt und dem Geisterreiche zu empfangen, vrgl. 1 Mos. 37, 5 ff.; Matth. 2, 12 ff.); insbesondere pflegt hier auch das, womit der Mensch sich bei Tage angelegentlich beschäftigte, sich in hellen Bildern darzustellen.

V. 6 zeigt vor allem Salomos Demuth und Dankbarkeit, und das ist gerade die rechte Gemüthsstimmung, um neue Gaben und Segnungen zu empfangen, wenn man der alten nicht im Hochmuth und Undank vergißt. Er beruft sich auf das, was Gott an David gethan, weil dies auch ihm als Nachfolger, der sich dieser seiner hohen Stellung wohl bewußt ist, zu gute kommt; auch ist es ein schönes Lob, das hier der Sohn dem Vater wegen seines frommen Wandels in „richtigem Herzen", d. h. mit Rechtschaffenheit, Geradheit und Aufrichtigkeit vor Gott (1 Kön. 14, 8) spendet, darum konnte ihn aber Gott auch so herrlich segnen, namentlich auch mit einem Sohne als Thronerben, dessen Versagung in Israel für eine der schwersten Strafen und Heimsuchungen Gottes galt, wie überhaupt Kinderlosigkeit als ein Zeichen göttlichen Gerichts und Fluches, Kinder aber als ein Segen.

V. 7. Ferner denkt er daran, was Gott ihm selber

schon bisher Gutes gethan habe: durch ihn, nicht durch Menschen hat er Reich und Krone erlangt. Ein kleiner Knabe, nach Einigen soll er erst etwa zwölf Jahre alt gewesen sein; da er aber 1 Kön. 11, 4 nach 40jähriger Regierung schon alt genannt wird, so dürfte die gewöhnliche Ansicht, daß er mit 20 Jahren auf den Thron kam, die richtigere sein; jedenfalls fühlt er noch seine jugendliche Unerfahrenheit und Unwissenheit, ist nicht stolz und hochmüthig wie so mancher halbwüchsige Junge hierzuland, der meint, er wisse schon alles.

V. 8. Besonders eindringlich wird ihm dies angesichts der großen Aufgabe seiner nunmehrigen Regentenpflichten gegenüber einem so großen und zahlreichen Volke (1 Kön. 4, 20), das dazu noch als das heilige Volk Gottes besonderes Eigenthum ist (2 Mos. 19, 5).

V. 9. Ist er diesem Volke es schuldig, ihm ein rechter Regent, ein König „nach Gottes Herzen" zu sein wie David war (V. 6), so muß er selber erst das rechte Herz dazu haben, nehmlich: ein gehorsames Herz, eigentlich: ein hörendes, aufmerksames Herz, oder noch genauer in Uebereinstimmung mit V. 11 u. 12: „ein Herz, Einsicht zu hören und zu richten dein Volk", denn wenn auch allerdings das hörende und aufmerksame Herz zugleich auch ein folgendes und gehorsames sein kann, so muß dies doch nicht jedesmal daraus folgen. Auch würde der Gehorsam allein noch nicht ausreichen, ihn zum Regenten und Richter fähig und tüchtig zu machen, ohne besondere Einsicht, ohne Klugheit, Verstand, Unterscheidungsgabe u. s. w. wie er sie gleich nachher in der Geschichte, Kap. 3, 16 ff., so glänzend an den Tag legt. Aber selbst diese großen Herrschergaben reichen nicht zu ohne Gottes besondern Beistand, daher die Bitte und die Frage: „Wer vermag u.s.w." nehmlich ohne deine Hilfe.

b) Die Erhörung (V. 10—14).

V. 10. Dieses Wohlgefallen Gottes bezog sich schon auf die Bitte allein als solche, denn Gott will, daß wir ihn bitten und freut sich, wenn wir recht im Glauben und kindlicher Zuversicht vertrauensvoll zu ihm kommen mit allen unsern Anliegen; noch mehr aber auf den Inhalt derselben: daß nehmlich Salomo trotz seiner Jugend diese Bitte that und damit zeigte, daß er ebenso fromm als weise war und Davids Erziehung alle Ehre machte.

V. 11. Seine Bitte aber war darum so weise, weil er statt um irdische und leibliche und also auch vergängliche Güter und Gaben um geistliche und himmlische, ewig bleibende Segnungen bat, denn weder langes Leben, noch Reichthum, noch Ehre (Kriegsglück) können an sich den Menschen ganz und dauernd befriedigen oder glücklich, geschweige denn selig machen. Sonst gewöhnlich erscheinen alle jene Dinge dem Menschen und besonders den Königen besonders begehrenswerth, sie sind es aber in Wahrheit nicht, denn es liegt in ihnen ebensoviel Versuchung als Wohlthat (vrgl. Luk. 12, 16 ff.; Kol. 4, 10), ja die Gefahr des Mißbrauchs liegt um so näher, je höher sonst eines Menschen Macht und Stellung ist.

V. 12 u. 13. Bitten, die so sehr dem Geist und Willen Gottes entsprechen, wie diese, erhört Gott jedenfalls und allezeit, Matth. 7, 7—11. Hier that er aber auch noch über Bitten und Verstehen ganz gemäß seiner Verheißung Matth. 6, 33., vrgl. Röm. 8, 32 und Tim. 4, 8. Alle vor dir und nach dir, und zwar nicht blos in Israel, sondern überhaupt ganz allgemein (Pred. 1, 16. 17). Die natürlichen Geistesgaben Salomos, um deretwillen ihn schon sein eigner Vater David einen weisen Mann nannte (Kap. 2, 9), waren so außerordentlich und umfassend, daß mit diesem Worte nicht zuviel gesagt ist.

V. 14. Das hauptsächlichste Gut „ein langes Leben", ohne welches alle anderen Schätze ja doch nicht viel werth sind und erst nicht recht genossen werden können, wird an eine besondere Bedingung geknüpft, da aber Salomo diese nicht hielt, so wurde jene Verheißung wegen seiner eigenen Schuld (nicht wegen Gottes) an ihm auch nicht erfüllt, er lebte nicht so lange wie David (Kap. 11, 12), der sie erfüllt hatte.

c) Das Opfer (V. 15).

V. 15. Wenn Salomo beim Erwachen sagt: Siehe, da war es ein Traum, so meint er nicht: es war ja nur ein Traum und also ist nicht viel darauf zu halten, sondern erkennt daran, daß sich ihm Gott in diesem wunderbar gewirkten, nicht blos natürlichen Traume geoffenbart hatte, und deßhalb gab er gerade sehr viel darauf, wie hernach das unmittelbar darauf folgende festliche Opfer nebst der Mahlzeit zeigt, das erstere offenbar ein Dankfest für diese göttliche Zusage, die zweite ein feierliches Fest- und Opfermahl, ein allgemeines Volks- und Freudenfest als Fortsetzung der Feier seines Regierungsantritts, die aber sein frommer und gottesfürchtiger Sinn nicht blos weltlich beging, sondern geistlich mit gottesdienstlicher Weihe.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

1) Salomo bedurfte viel zur Regierung des Volkes.
2) Salomo bittet um das Höchste.
3) Gott giebt ihm über Bitten und Verstehen.
4) Wer wahrhaft glücklich werden will, thue desgleichen.



Sonntag, 26. Okt.

Der Tempelbau.

1 Kön. 6, 1—14.

1. Im vierhundertundachtzigsten Jahr nach dem Ausgang der Kinder Israel aus Egyptenland, im vierten Jahr des Königreichs Salomo über Israel, im Monden Sif, das ist der andere Mond, ward das Haus dem Herrn gebauet.

2. Das Haus aber, das der König Salomo dem Herrn bauete, war sechzig Ellen lang, und zwanzig Ellen breit, und dreißig Ellen hoch.

3. Und bauete eine Halle vor dem Tempel, zwanzig Ellen lang, nach der Breite des Hauses, und zehn Ellen breit vor dem Hause her.

4. Und er machte an das Haus Fenster, inwendig weit, auswendig enge.

5. Und er bauete einen Umgang an der Wand des Hauses rings umher, daß er beide um den Tempel und Chor herging; und machte seine äußere Wand umher.

6. Der unterste Gang war fünf Ellen weit, und der mittelste sechs Ellen weit, und der dritte sieben Ellen weit: denn er legte Trabmen außen am Hause umher, daß sie nicht an der Wand des Hauses sich hielten.

7. Und da das Haus gesetzt ward, waren die Steine zuvor ganz zugerichtet, daß man keinen Hammer, noch Beil, noch irgend ein Eisengezeug im Bauen hörte.

8. Eine Thür aber war zur rechten Seite mitten am Hause, daß man durch Wendelsteine hinaufging auf den Mittelgang, und vom Mittelgang auf den dritten.

9. Also bauete er das Haus, und vollendete es; und spündete das Haus mit Cedern, beide oben und an Wänden.

10. Er bauete auch einen Gang oben auf dem ganzen Hause herum, fünf Ellen hoch; und deckte das Haus mit Cedernholz.

11. Und es geschah des Herrn Wort zu Salomo, und sprach:

12. Das sei das Haus, das du bauest. Wirst du in meinen Geboten wandeln, und nach meinen Rechten thun, und alle meine Gebote halten, drinnen zu wandeln; so will ich mein Wort mit dir bestätigen, wie ich deinem Vater David geredet habe;

13. Und will wohnen unter den Kindern Israel, und will mein Volk Israel nicht verlassen.

14. Also bauete Salomo das Haus, und vollendete es.

1. **Grundgedanke.** „Denn mein Haus heißt ein Bethaus allen Völkern." Jes. 56, 7.

2. **Zeit.** 1012—1005 vor Chr., denn der ganze Tempelbau, über den die Lektion gleichsam als zusammenfassende Uebersicht berichtet, dauerte über 7 Jahre, V. 38.

3. **Ort.** Jerusalem und zwar der Berg Morijah an seiner Ostseite (2 Sam. 24, 25; 2 Chron. 3, 1).

4. **Einleitung und Zusammenhang.** Nach V. 1 müssen schon 3 Jahre von Salomos Regierung vorüber sein, die er aber nicht müßig zubrachte, sondern wo er sich außer der Bestellung seiner Hof= und Reichsbeamten (Kap. 4) namentlich auch mit großartigen Vorbereitungen zum Bau des Tempels beschäftigte (Kap. 5). Der Monat Siph (V. 1) dauert von Mitte April bis Mitte Mai. Es gehörte wesentlich zur Wiederherstellung der Herrschaft des lebendigen Gottes in Israel, daß das Volk wieder ein Heiligthum erhielt, denn nur durch diesen Einen Mittelpunkt des Gottesdienstes, wie das Gesetz ihn vorschrieb (5 Mose 12), war es möglich, die einreißende heidnische Vielgötterei wieder auszurotten. Diese Wiederherstellung der wahren Gottesherrschaft hatte schon unter Samuel begonnen, aber erst innerlich, ebenso war auch schon unter David durch neue gottesdienstliche Ordnungen, wie Priestergeschlechter, Psalmengesang &c., mit dem Wesentlicheren und Wichtigeren der Anfang gemacht worden. Auch hatte dieser schon einen Tempel bauen wollen, mußte es aber mit den bloßen Vorbereitungen dazu bewenden lassen (s. die Lektionen am 20. Juni u. 12. Okt.), namentlich hatte auch er schon außer der Herbeischaffung reichlichen Baumaterials den Plan zum Tempel und seinen Geräthen und zwar ausdrücklich nach göttlicher Offenbarung entworfen und Salomo übergeben (1 Chron. 28, 11—19), welchem wesentlich der Grundriß der Stiftshütte zu Grunde lag (2 Mos. 25 ff.); nur die äußere Ausführung desselben übernahm Salomo.

5. **Zur Erklärung und Erbauung.**

a) Das Haus für den Herrn (V. 1—10).

V. 1. Man bemerke die genaue Zeitangabe sowohl nach der Jahreszahl des Auszugs aus Egypten, als auch nach dem Jahres= und Monats=Datum der Regierung Salomos; es weist dieß auf die große Wichtigkeit dieses Ereignisses hin.

V. 2. Der Tempel heißt hier nicht mehr Zelt, sondern Haus des Herrn, ein Hinweis darauf, daß es sich hier um einen Fortschritt. d. h. um Erbauung einer sicheren feststehenden gottesdienstlichen Stätte handelte, statt der bisherigen blos provisorischen, weil nun der unruhige Zustand des Wander= und Kriegslebens Israels definitiv aufgehört hatte, das Volk endlich zu Ruhe und Frieden gekommen war und nun die Periode seiner Blüthe nach innen und außen begann. Aber nicht nur dadurch allein unterschied sich der Tempel von der bisherigen Stiftshütte, sondern auch durch die etwa doppelt so großen Dimensionen und die größere Pracht und Fülle der Einrichtung. Was den angeführten Maßstab „Elle" betrifft, so kann über den Umfang einer solchen nach damaliger jüdischer Geltung natürlich nichts Bestimmtes mehr gesagt werden; die meisten Ausleger begnügen sich mit der allgemeinen Annahme von ca. 1½ Fuß; demgemäß betrüge also die Länge 90, die Breite 30 und die Höhe 45 Fuß. Um die Grundfläche für dieses Gebäude zu gewinnen, mußte der Berg Morijah im Osten und Westen durch eine große dicke Mauer aus mächtigen Quadersteinen 400 Fuß hoch erst erweitert werden, denn man brauchte dazu, die verschiedenen Vorhöfe mit eingerechnet, ein Areal von mindestens 900 Quadratfuß, das noch mit Seitengängen und Säulenhallen eingefaßt wurde. Jetzt steht an derselben Stelle ungefähr eine große türkische Moschee, vom Kalifen Omar erbaut, theilweise noch auf den Resten derselben Grundmauern, deren Zwischenräume mit festgestampfter Erde ausgefüllt wurden, errichtet. An diesen ungeheuren Bauten wurde von Salomo eine Viertelmillion Menschen abwechselnd beschäftigt (70,000 Lastträger, 80,000 phönizische Steinhauer unter mehr als 3000 Aufsehern und 30,000 israelitische Frohnleute und Tagelöhner). Auch die Eintheilung des Tempels entsprach genau der der Stiftshütte: er hatte Einen Außenraum (Vorhof) und 2 Innenräume (Heiliges und Allerheiligstes). Der im Osten vor dem Tempeleingang gelegene Vorhof war indessen ein doppelter: ein äußerer und ein etwas höherer (Jer. 36, 10) innerer, letzterer für die Priester mit dem Brandopferaltare und dem ehernen Meer (großen Waschbecken aus Bronze auf 12 Stierfiguren ruhend), ersterer durch eine niedere Mauer davon geschieden, für das Volk bestimmt, das von dort aus den Opfervorgängen zusehen konnte. Rings herum liefen Kammern und Zellen als Wohnung für Priester, Leviten und Tempeldiener. Im Heiligthum stand der Rauchaltar, der Schaubrottisch und 10 Tische mit 10 goldenen Leuchtern; es war durch eine Cedernwand mit doppelter Flügelthüre, über welche noch ein kostbarer Teppich herabhing (2 Chron. 3, 14) geschieden von dem innen ganz dunklen (1 Kön. 8, 12), vollständig würfelförmigen (Offenb. 21, 10 ff.), d. h. je 20 Ellen hohen, breiten und langen Allerheiligsten (vrgl. V. 20), in welchem sich nur die Bundeslade mit dem Gnadenstuhl (Sühndeckel) und den zwei darüber befindlichen goldenen Cherubim (V. 23 ff. und 8, 6 ff.) befand, in der Bundeslade selbst waren damals nur noch die 2 Gesetzestafeln Mosis, aber nicht mehr der Krug mit Mannah und Aarons blühender Mandelstab.

V. 3. Zehn Ellen breit vor dem Hause her, d. h. in ihrer Tiefe, die Höhe ist in 2 Chron. 3, 4 auf 120 Fuß angegeben, so daß diese Vorhalle also einen Thurm hätte tragen müssen, wovon doch sonst nirgends eine Spur sich findet, auch waren sonst diese Vorhallen immer niederer als das Hauptgebäude, am wahrscheinlichsten ist ein Schreibfehler der Abschreiber (120 statt blos 20) anzunehmen, was das richtige Verhältniß ergäbe.

V. 4. Diese Fenster hatten nach richtiger Uebersetzung „geschlossenes Gebälk", d. h. es waren unbewegliche Gitterfenster für die Luft, nicht das Licht, die man nicht öffnen konnte, sie befanden sich oberhalb des im Folgenden beschriebenen „Umgangs", d. h. Anbaues.

V. 5. Umgang ist ein Seitenstockwerk, das um den Tempel (das Heilige) und den Chor (das Allerheiligste) herumging, nicht aber um den V. 3 genannten Vorbau oder die „Halle", welche den Eingang bildete und frei blieb.

V. 6. Die 3 Stockwerke dieses Anbaues, der aber nicht in die Tempelwand selbst fest eingefügt, sondern nur ihr angefügt war, also eigentlich frei stand, enthielt Zimmer oder Vorrathsräume &c. von verschiedener Tiefe, denn da die Tempelmauer selbst sich allmählich verjüngte, d. h. unten viel dicker als oben war, so blieb für die Zimmer im untersten Stockwerke am wenigsten, für die im obersten am meisten Raum; die sog. Thramen sind die Absätze, welche diese verschiedene Dicke der Tempelmauern an den einzelnen Stockwerken bildete.

V. 7. Dieß geschah natürlich aus Ehrfurcht vor dem Heiligthum, damit in dieses nicht der Lärm und Staub der Bauarbeit selbst eindringen konnte. Diese Vorarbeiten waren so sorgfältig und genau gemacht,

daß die ganze Mauer wie aus Einem Gusse schien (Kap. 5, 7—32).

V. 8. Die rechte Seite ist die Südseite mit dem Thüreingang zu einer nach den oberen Stockwerken führenden Wendeltreppe.

V. 9. Spündetees, d. h. er bekleidete und deckte es von außen am Dache mit Balken und Brettern von Cedernholz; die Vertäferung im Innern an den Wänden folgt erst V. 15 ff. nach. Wahrscheinlich wurde dieses platte Holzdach zum Schutz noch mit einem Anstrich versehen, vielleicht auch mit einer Brustwehr wie an den Wohnhäusern (5 Mos. 22, 8).

V. 10. Einen Gang, damit ist wohl vielmehr der ganze vorhin beschriebene Seitenbau oder „Umgang" (V. 5) gemeint, dessen Höhe durch alle 3 Stockwerke hindurch je zu 5 Ellen, also zusammen 15 Ellen angegeben wird, dazu noch etwa je 1 Elle, also zusammen 3 Ellen für das Sparrenwerk des Gebälkes am Dachraum und den beiden Mittelböden zwischen den 3 Stockwerken, so bekommt man im Ganzen 18 Ellen, somit war dieser Seitenbau selbst um 12 Ellen niedriger als der 30 Fuß hohe Hauptgebäude selbst, dessen vom Seitenbau freibleibender 12 Ellen hoher Obertheil Platz genug für die V. 4 erwähnten Fenster bot.

b) Der Herr in dem Hause (V. 11—14).

V. 11. Dieß Wort geschah zu ihm ohne Zweifel noch während des Tempelbaues selbst und am ehesten durch den Propheten Nathan, denn bei einer unmittelbaren persönlichen Offenbarung Gottes wäre dieß irgendwie näher bezeichnet, etwa wie am Anfang der 3. Lektion, „im Traum bei Nacht".

V. 12. Gottes Verheißung ist auch hier an die Bedingung des Gehorsams geknüpft; kommt der Mensch selbst nicht in seinem persönlichen Verhalten seinen Verpflichtungen gegen Gott nach, so kann ihn Gott auch nicht segnen. Der Schluß des Verses bezieht sich natürlich auf 2 Sam. 7, 13—16 zurück (s. Lektion am 20. Juli), wo dieser Befehl Gottes zwar nicht ausdrücklich und direkt auch dem Salomo gegeben ist, sondern zunächst nur dem David, indirekt aber doch, sofern es seine, des Sohnes, Pflicht war, in den Geboten des Vaters zu wandeln.

V. 13. Wohnen und zwar jetzt bleibend, nicht wieder blos in einem Wanderzelt, wie die Stiftshütte war (2 Mos. 29, 44. 45). Damit ist der Zweck des Tempels angegeben: er soll Stätte der persönlichen Gegenwart Gottes unter seinem Volk und der Anbetung des Volkes seinem Gott gegenüber sein, dem es hier, freilich erst durch Vermittlung der Priester und Opfer, noch nicht unmittelbar wie jetzt (Hebr. 10, 22) nahen soll und darf. Jetzt ist der rechte Tempel Gottes unser Herz (1 Joh. 1, 3; 1 Cor. 3, 16; 2 Cor. 6, 16); zwar können Gott aller Himmel Himmel nicht fassen (vrgl. Apstg. 7, 47 ff.), aber das Gebet zieht ihn in's Herz herab zu Hilfe, Trost und Heil.

V. 14. Vollendete es, hierzu gehört namentlich auch noch die prachtvolle Ausschmückung im Innern und der Reichthum seiner herrlichen Geräthe. Die aus großen Steinmauern aufgeführten Wände, deren Material wahrscheinlich den noch heute im Norden von Jerusalem beim Damaskusthor vorhandenen, aber jetzt zerfallenen großartigen Steinbrüchen entnommen war, wurden ebenso wie der Fußboden inwendig mit Tannen- (d. h. dem auf dem Libanon sehr häufigen Cypressen-) Holz belegt, ebenso auch die obere Decke; doch war dies Tafelwerk nicht glatt und eben, sondern hatte überall in Quadratfeldern eingeschnittene halberhabene Schnitzarbeiten und Figuren, namentlich Bilder von Cherubim (Engelgestalten), Blumenkelchen (Lilien) und Früchten (namentlich Granatäpfeln), sowie Palmen als Sinnbilder für das göttliche Leben, Wachsen, Blühen und Gedeihen Israels. Dies alles war dann überdies noch mit dünnen Platten von Goldblech belegt und überzogen, so daß alles glänzte und strahlte; desgleichen waren in die bunten Teppiche und Vorhänge Cherubim und Palmen eingewebt, und selbst die geschnitzten Thüren aus Olivenholz trugen goldene Verzierungen und bewegten sich in goldenen Angeln.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Der Tempelbau.

1) Der Beweggrund. Nicht Ehrgeiz, Ruhmsucht, Prachtliebe, sondern der göttliche Wille und der Auftrag des Vaters.

2) Die Zeit, Ruhe und Frieden. Friedenszeit ist die Zeit zum Bauen im allgemeinen, insbesondere zum Erbauen von Gotteshäusern.

3) Bitte um Beistand dazu.

Bilder aus der Zeit.

Ist es der richtige Weg? So oft man von dem Treiben des äußersten Flügels der Sozialdemokraten hört, dessen Führer Most ist, von den überschwänglichen Phrasen dieser Leute, von ihren gotteslästerlichen Reden und ihren schrecklichen Drohungen, so sagt man sich: „Pah, hierzulande werden sie die Hörner schon abstoßen. Wir haben eine freie Volksregierung, Land die Menge, Arbeit für alle Fleißigen und Brot für alle Hungrigen. Es ist also kein Boden da, wo diese Schreckensmänner Macht gewinnen könnten!"—Und doch sagen uns diese Wütheriche einmal um das andere, daß auch in America aufgeräumt werden müsse, daß auch hier die Unterdrückung des Arbeiters ohne Grenzen sei, daß auch in unsern Staaten die Revolution vorbereitet und endlich ausbrechen müsse. Es ist zwar immerhin noch eine sehr kleine Zahl, die also spricht. Lumpengesindel aber giebt es überall die Menge, Gesindel, das sich nicht scheut, Raub und Mord zu begehen, sobald die Gelegenheit vorhanden ist. Und daß diese Gelegenheit noch nicht gekommen, daran sind die Wütheriche aus Most's Schule wahrlich nicht schuld. Wie weit sie gehen, welch' teuflischer Grimm sie belebt, davon haben sie kürzlich in New York den Beweis geliefert. Man traut kaum den Ohren und will es nicht glauben, und doch ist es wahr, daß diese Rotte in der Stadt New York im Jahr des Herrn 1884 aus Anlaß der Hinrichtung eines Raubmörders eine öffentliche Todtenfeier beging.

Stellmacher hieß dieser Mörder, der im Januar 1884 mit Hilfe anderer den Geldwechsler Eisert zu

Wien in Oestreich auf barbarische Weise ermordete, um Mittel zu communistischen Zwecken zu erhalten. Um etwaige Zeugen wegzuschaffen, ermordete er auch noch die zwei Kinder und die Gouvernante Eiserts. Er wurde nach langer Suche endlich eingefangen, und wie recht und billig am 8. August in Wien hingerichtet.

Diesen elenden Mörder verherrlichten nun die Most'schen Sozialisten in einer in New York abgehaltenen Todtenfeier als Helden und Märtyrer! Einer der Redner, Namens Drury, sprach in englischer, Most wüthete in deutscher Sprache. „Ich sehe das Blitzen der Dolche; ich höre schon das Knallen der Revolver," schrie dieser Wütherich, „und es thut meinem Herzen wohl, die gekrönten Kanaillen Stück für Stück zur Hölle zu fahren zu sehen! Unsere Leute sollen sich nicht an Barrikaden und Kanonen die Schädel einrennen — sie sollen ihre Waffen in der Tasche tragen! Nitroglycerin und Dynamit, damit werden wir die Schurken bedienen."

Man mag solchen Wuthausbrüchen gegenüber die Achsel zucken und weiter zur Tagesordnung schreiten, indem man sagt: laßt sie schreien, sie werden nicht weit kommen. Man mag gegen etwaige Einschreitung einwenden, daß man dadurch unbedeutende Menschen zu Märtyrern stempele.

Und doch ist dies wirklich der richtige Weg? Sollte die persönliche Freiheit in Schutz genommen werden, wenn sie gemeinen Mord verherrlicht? Darf sich die Redefreiheit in solchen Wuthausbrüchen und solch' schrecklichen Lehren ergehen? Wäre es nicht an der Zeit, daß die Obrigkeit diesem abscheulichen Treiben ein Ziel setzte? Oder ist es der richtige Weg, diese Wütheriche ihre Drachensaat aussäen zu lassen?

Wie in Zeitungen oftmals gar leichtsinnig berichtet wird, das wurde uns kürzlich wieder constatirt, als wir im Hamburger „Nachbar", der uns immer willkommen ist, eine New Yorker Correspondenz durchsahen. Daselbst schreibt ein Ch. N. wörtlich:

„Bei den Methodisten, zu denen vielfach die arbeitenden Klassen und die Neger gehören, bedienen sich die Prediger oft sehr energischer Mittel, um ihre Gemeinde zum Geben zu zwingen. Sie lassen die Kirchthüren verschließen und die Teller so lange herumgehen, bis die erforderliche Summe zusammen ist; rufen auch wohl diesen oder jenen mit strenger Stimme bei seinem Namen und diktiren ihm eine bestimmte Summe zu, und jeder läßt sich dies ganz ruhig gefallen, weil er weiß, daß der Pastor das Geld haben muß."

Ob Ch. N. solche Scenen wohl mit angesehen oder dieselben phantasirt hat? Wir haben in dreißig Jahren gar manches in der Methodistenkirche mitgemacht und waren wohl hundertemal beim Geldsammeln in der Kirche. Aber solch gewaltthätiges Verfahren ist nie dabei vorgekommen; auch haben wir nie davon gehört, selbst bei den Negern nicht.

Weiter unten sagt derselbe Correspondent:

„Von den drittehalb Millionen Einwohnern, welche New York und seine Vororte bevölkert, soll fast ein Drittel deutscher Herkunft sein, aber Tausende von ihnen haben diese Herkunft vergessen. Daher giebt es wohl außer der lutherischen Matthäuskirche in Broome Street keine hervorragende Kirche in New York, kleinere Gotteshäuser natürlich ungerechnet."

Wie die Herren doch oft so gar leichtsinnig d'rauf losschreiben, wenn der Brief ins Ausland geht; und was wohl die deutschen Pastoren und Gemeinden in New York zu diesem merkwürdigen Passus sagen?

Kirchlicher Nothstand in Deutschland. Einem Artikel des in Berlin herausgegebenen Reichsboten entnehmen wir folgende Stellen, die einen tiefen Blick in die religiös-kirchlichen Zustände Deutschlands gewähren:

„Der General-Superintendent Kögel hat neulich mitgetheilt, daß in der Provinz Brandenburg circa 100 Pfarrstellen unbesetzt sind, weil keine Geistlichen dafür zu haben sind, und daß in anderen Provinzen ähnliche Nothstände bestehen. In der Provinz Posen sind nahezu ein Viertel aller Stellen unbesetzt. In anderen evangelischen Ländern herrscht ein ähnlicher Mangel.

Diese Zustände sind von ernstester Bedeutung sowohl als Thatsache wie als Zeichen der Zeit. Was soll aus der Religiosität und Sittlichkeit des Volkes werden, wenn die Kirchen und die Pfarrhäuser in den Gemeinden leer stehen und veröden? Was man nicht mehr pflanzt und pflegt, kann auch nicht wachsen und gedeihen. Nur das Unkraut gedeiht von selbst, wenn der Acker nicht mehr bestellt werden kann. Die Schule kann die Kirche nicht ersetzen, denn die Schule hat es nur mit den Kindern zu thun, und wenn die Pflege von Religion und Sittlichkeit vom letzten Schultage an aufhört, so wird das Pflänzlein, das die Schule ja überhaupt bei der Menge ihrer Unterrichtsgegenstände nur mangelhaft pflegen kann, bald absterben, und je mehr die Religionslosigkeit, d. h. die Gottlosigkeit in den Familien wächst, aus welchen die Schule die Kinder bekommt, desto schwerer wird es auch für die Schule, ihren Beruf zu erfüllen. Wenn erst die Segensströme, welche von Kirche und Pfarrhaus in die Gemeinde und in die Familien fließen, versiegt sind, und wenn erst der edle Same christlicher Frömmigkeit und Sittlichkeit, überhaupt der christlichen Weltanschauung nicht mehr gepflanzt und gepflegt werden kann, weil die Säeleute fehlen, dann wird der Feind mit desto volleren Händen Unkraut säen — und wie zahlreich und eifrig seine Säeleute sind in Presse, Literatur und Agitation ist ja leider nur zu bekannt. — — —

„Was die evangelische Kirche in ihre jetzigen Nothstände hineingetrieben hat, das ist im Grunde genommen ihre Verquickung mit Staat und staatlichen oder weltlichen Einrichtungen und Gedanken. Es ist ja richtig, daß die naturalistische Richtung der Zeit, wie sie namentlich auch in den höheren Schulen herrscht, ihr das Herz der studirenden Jünglinge entfremdet. Aus dem einen christlichen Privatgymnasium zu Gütersloh gehen mehr junge Theologen hervor, als aus Dutzenden von Staatsgymnasien, auf welchen es nicht selten vorkommt, daß die Jünglinge, welche sich der Theologie zuwenden möchten, geradezu verhöhnt werden, obgleich das Staatsgesetz auch für die späteren Geistlichen den Besuch dieser Gymnasien vorschreibt. Aber wenn die Kirche als selbstständige Geistesmacht stets auf

der Höhe ihres Berufs gestanden und nach allen Seiten hin und mit den Mitteln des geistigen Verkehrs unserer Zeit ihre Wahrheit mehr in das Volksleben hineingewirkt hätte, statt sich auf die sonntägliche Kanzelpredigt und den meist unzulänglichen Konfirmandenunterricht zu beschränken, so würde der Materialismus gar nicht so haben um sich greifen können. Welche reiche Fülle von Geistesmitteln besitzt doch die Kirche, um aller Welt ihre Segensmacht in leuchtendster Gestalt vor Augen zu stellen! Aber gerade das Schönste und Beste, womit sie die Herzen des Volkes hätte gewinnen können: die Liebesarbeit zur Hebung der sittlichen und sozialen Schäden und Leiden des Volkes hat die Kirche dem Belieben des Einzelnen und der Vereine überlassen und ist so selbst mehr und mehr zu einer Art geistlicher Bureaukratie herabgesunken, die natürlich keinen geistig hochstrebenden ideal gesinnten Jüngling anziehen kann. — — — —

„Es sind tiefe Wunden, in welche wir den Finger haben legen müssen; aber es hilft nicht, so weh es uns auch thut, das sagen zu müssen: nur die volle ungeschminkte Wahrheit kann zur Besserung führen. Alles Klagen und Anklagen hilft nichts; die Kirche muß handeln. Sie muß sich wieder in der Hoheit ihres idealen Berufes als göttliche Institution erfassen, muß sich eine Arbeitsorganisation schaffen, welche ihr eine viel reichere und mannigfaltigere Geltendmachung ihrer reichen Geistesmittel ermöglicht, in welcher auch die größte und idealste Arbeitslust ein befriedigendes Feld zur Entfaltung ihrer Thätigkeit findet und den Geistlichen über die unerquicklichen kleinen Dorfinteressen und die Gemeindekirchenraths- und Synodal-Zänkereien und Plackereien hinüber hebt. Die Kirche muß ihr eigenes Regiment persönlicher gestalten. Der hirtenamtliche, episkopale Gedanke muß dabei zur durchschlagenden Geltung kommen. Kollegien taugen nichts zur Regierung des Staates, wie viel weniger zur Regierung der Kirche, wo alles auf die Initiative und die frische Arbeit der Personen ankommt."

Unerhört nennen es manche Zeitungen, daß Blaine den Eigenthümer und Redakteur des „Indianapolis Sentinel" verklagte, weil dieser zur Erreichung von Wahlzwecken Blaines Gattin beschimpfte.

Es ist zwar neu, daß ein Präsidentschafts-Candidat denjenigen verklagt, welcher ihn während des Wahlkampfes mit Schmutz bewirft, denn dieses in den Kothherabziehen wird so allgemein geübt, daß man es nachgerade als selbstverständlich ansah. Aber ereifern sollte sich wahrlich Niemand darüber, daß Blaine klagte. Wir freuen uns deß, und wenn dadurch dem abscheulichen Treiben der Verlästerung etwas Einhalt gethan wird, so sollte sich jeder ordentliche Mensch über diese Klage freuen. Es ist geradezu unglaublich, wie hierzulande die Preß- und Redefreiheit bei Wahlagitationen mißbraucht wird. Nichts ist zu gemein, zu abscheulich, zu lügnerisch, zu verläumderisch — wenn nur der Zweck erreicht und etwas Schmutz am Gegencandidaten hängen bleibt. Männer, die es sonst als unehrenhaft ansehen würden, einen Andern auf ein bloßes Gerücht hin dunkler Handlungen zu beschuldigen, halten es gar nicht unter ihrer Würde während des Wahlkampfes dem Gegner die greulichsten Dinge nachzusagen. Selbst Christenmenschen greifen oftmals zur Schmutzbatterie — nur um zum Ziele zu kommen, und finden ihr Gewissen mit nichtssagenden Phrasen ab. Wenn nun ein Mann, **weil seine Familie angegriffen wurde**, solchen Wahlverleumdungen gegenüber fest und bestimmt auftritt, so sollte Niemand ärgerlich darüber werden, denn es ist wahrlich höchste Zeit, daß diesem schmutzigen Treiben, dieser Charakterverlästerung, die allüberall während der Wahlzeiten gang und gäbe ist, Einhalt gethan werde.

Was die Franzosen in China zu thun haben? Sie bestätigen den alten aber falschen Satz, daß Gewalt vor Recht geht. Das Königreich Anaam ist ein Vasallenstaat Chinas. Jenes Königreich wollen die Franzosen auf Grund eines Vertrages hin, welchen sie mit dem trunkenen Vasallenkönig geschlossen, einsacken. Die Chinesen ließen sich dies so ziemlich gefallen um des Friedens willen. Als aber bei den französischen Operationen gegen die Räuberbanden in Anaam französisches Militär auf chinesischem Gebiet mit chinesischen Regimentern zusammenstießen und einige Franzosen dabei getödtet wurden, verlangte Frankreich 80 Millionen Franken Kriegsentschädigung. Diese wollte China nicht bewilligen und deßhalb wurde Foo-Chau bombardirt. Möge Gott der Herr es so lenken, daß die Feindseligkeiten bald eingestellt werden, damit das Kriegselend nicht über China hereinbreche, und die dortigen Missionen nicht in ihrer Existenz bedroht werden.

Die Weizenernte ist nun wohl überall, selbst in den nordwestlichen Territorien, eingeheimst. Sie ist die reichste seit Menschengedenken, nicht blos an Menge, sondern auch an Güte. Es klingt wie Fabel, ist aber Thatsache, daß in besonders gesegneten Landstrichen von Minnesota der Acre 30—35 Buschel Weizen ergeben hat. Natürlich ist das nicht der Gesammt-Durchschnitt; dieser wird mit 19—20 Buschel schon hoch genug angegeben sein. Von der großen Dalrymple'schen Farm in Dakota (Weizenfabrik wäre eine richtigere Bezeichnung) waren in diesem Jahre nicht weniger als 32,000 Acres (50 englische, oder beinahe 2¼ deutsche Quadratmeilen) mit Weizen bestellt, die ungefähr 600,000 Buschel ergeben haben; bringt der Buschel auch nur 60 Cents ein, so giebt das einen Erlös von 360,000 Dollars — ungefähr das Vierfache dessen, was seiner Zeit die ganze Farm gekostet hat. — Die gesammte diesjährige Weizenernte der Ver. Staaten wird auf 470—490 Millionen Buschel geschätzt.

Auch wenn man nur die niedrigste dieser beiden Zahlen annimmt, und den inländischen Bedarf auf 5 Buschel für jeden Kopf der Bevölkerung ansetzt, so bleibt ein zur Ausfuhr verfügbarer Ueberschuß von 150 Millionen Buschel. Dabei sind die noch vorhandenen Vorräthe von der vorjährigen Ernte gar nicht mitgerechnet.

Die Frage ist nun: Wer wird diese 150, vielleicht 170 Millionen Buschel Weizen kaufen? Und zu welchem Preise? Die Lösung dieser Frage scheint dieses Jahr schwierig werden zu wollen.



FAHR' WOHL!

Haus und Herd

[illegible]stellungen noch manche derartige Paläste entstanden, keiner derselben aber reichte

Riesenkindes, das zuerst in Hyde Park stand, nach der Ausstellung auf Abbruch verkauft, von



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. | November 1884. | Elftes Heft.



Fahr' wohl!

Fahr' wohl, o gold'ne Sonne,
Du gehst zu deiner Ruh;
Und voll von deiner Wonne
Gehn mir die Augen zu.

Schwer sind die Augenlieder,
Du nimmst das Licht mir fort.
Fahr' wohl! wir sehn uns wieder
Hierunten oder dort.

Hierunten, wann sich wieder
Dies Haupt vom Schlaf erhob;
Dann blickest du hernieder,
Und freuest dich darob.

Und trägt des Tods Gefieder
Mich statt des Traum's empor,
So schau ich selbst hernieder
Zu dir aus höherm Chor,

Und danke deinem Strahle
Für jeden schönen Tag,
Wo ich mit meinem Thale
An deinem Schimmer lag.

F. R.

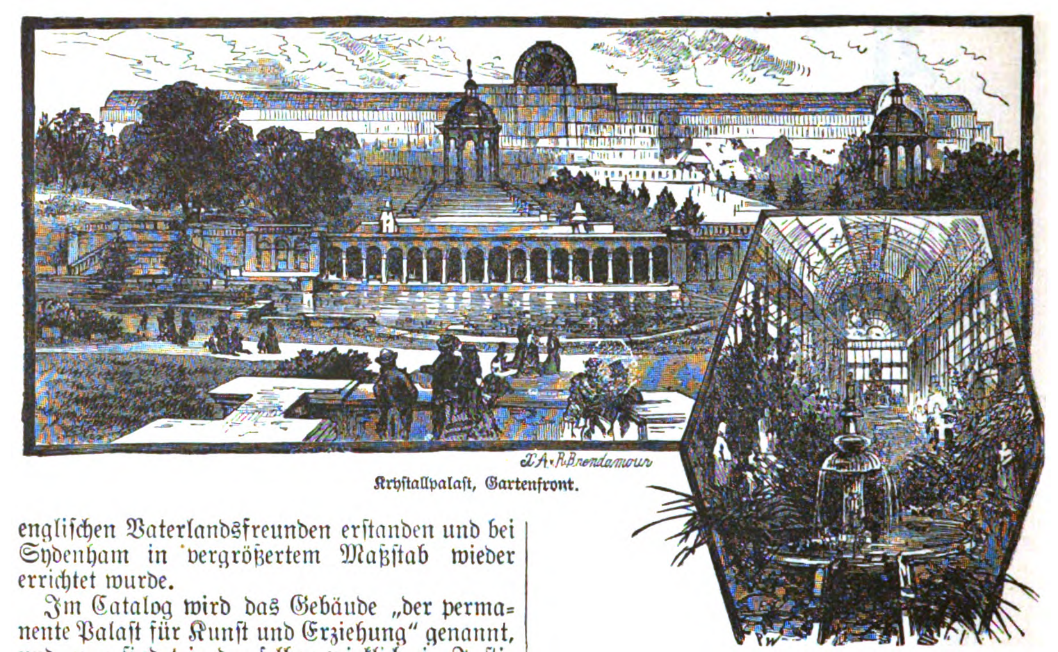
→ Ein Wunderwerk bei London. ←

Nach Tagebuchblättern vom Editor.

Das im September 1881 in London tagende Concilium hielt die Delegaten so sehr beschäftigt, daß man recht fleißig sein mußte, und die Müdigkeit nicht scheuen durfte, wollte man zwischen den Sitzungen, Gottesdiensten und den von den Committeen gestellten Ansprüchen auch noch das Interessanteste der Riesenstadt sehen.

Hie und da jedoch gab's einen Freinachmittag. Einer derselben ward zum Besuch des Krystallpalastes verwendet. Später sind zum Zwecke der Weltausstellungen noch manche derartige Paläste entstanden, keiner derselben aber reichte an Riesenmäßigkeit an diesen Londoner heran. Derselbe steht südlich von London auf langgestreckter Anhöhe in der Grafschaft Kent bei der Vorstadt Sydenham. Beinahe 200 Fuß steigt die Wölbung des aus Glas und Eisen hergestellten Ungeheuers auf, seine Länge beträgt über eine halbe Meile, und der Garten, in welchem das Weltwunder steht, enthält 450 Morgen Land.

Die erste große im Jahr 1851 in London abgehaltene Weltausstellung ist die Mutter dieses Riesenkindes, das zuerst in Hyde Park stand, nach der Ausstellung auf Abbruch verkauft, von

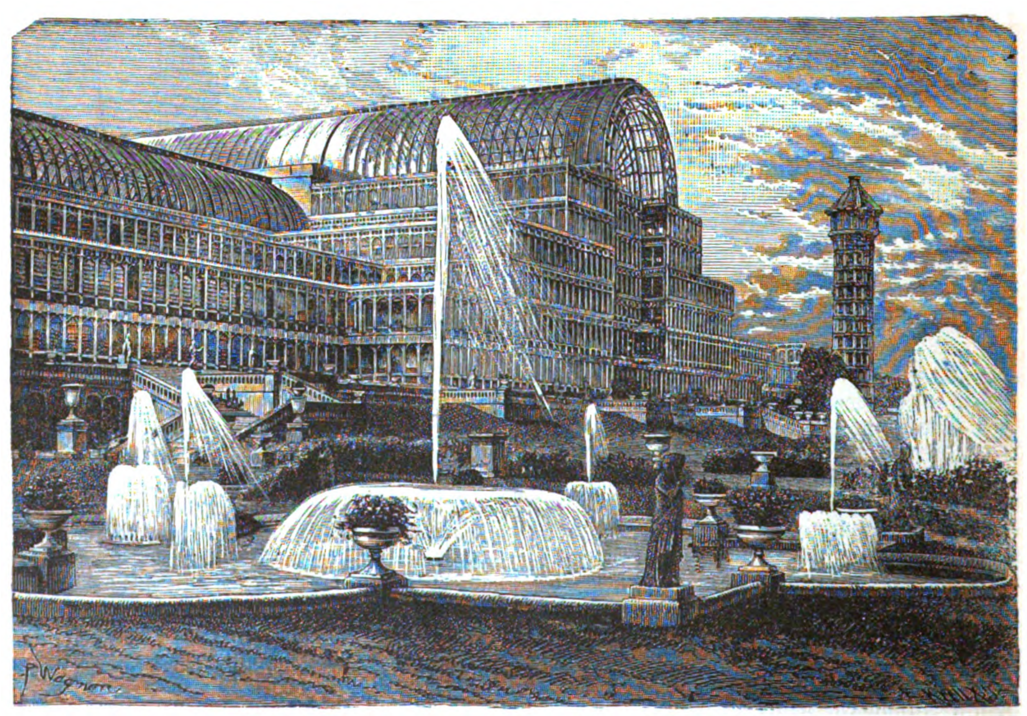


Krystallpalast, Gartenfront.

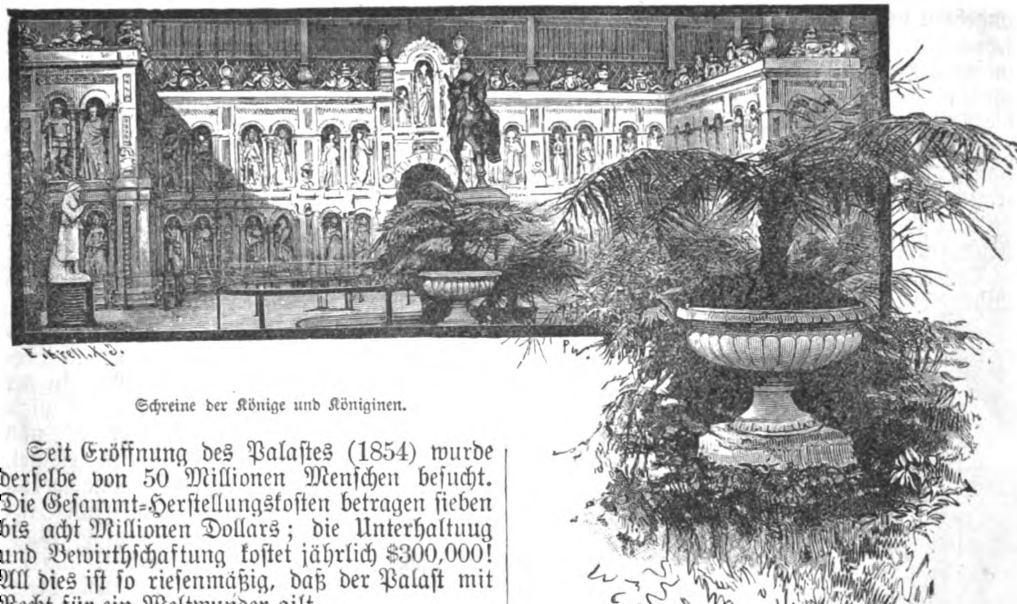
Blick ins Langschiff von Süden.

englischen Vaterlandsfreunden erstanden und bei Sydenham in vergrößertem Maßstab wieder errichtet wurde.

Im Catalog wird das Gebäude „der permanente Palast für Kunst und Erziehung" genannt, und man findet in demselben wirklich ein Institut für allgemeine Volksbildung, das heißt, die Unternehmer suchen mittelst Anschauungsunterrichts gute Muster der Bildhauer- und Baukunst, der Malerei, der Naturwissenschaften und der Kunstfertigkeit vorzuführen; sie sorgen für Musik, und haben ein Meisterwerk der Kunstgärtnerei hergestellt.



Mittleres Querschiff und Gartenterrassen.

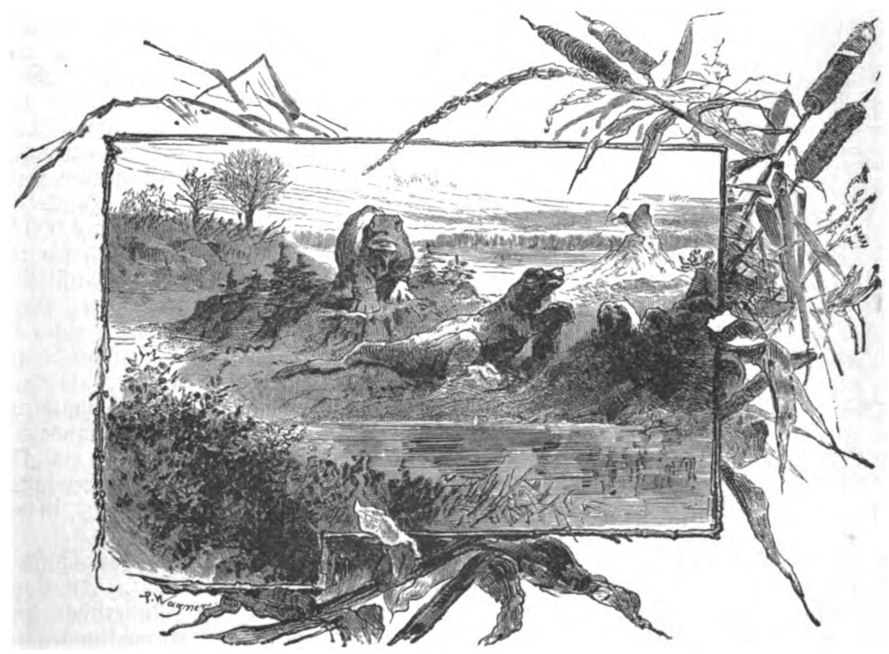


Schreine der Könige und Königinen.

Seit Eröffnung des Palastes (1854) wurde derselbe von 50 Millionen Menschen besucht. Die Gesammt-Herstellungskosten betragen sieben bis acht Millionen Dollars; die Unterhaltung und Bewirthschaftung kostet jährlich $300,000! All dies ist so riesenmäßig, daß der Palast mit Recht für ein Weltwunder gilt.

Daß auch das wirklich Schöne bei diesem Riesen zum Rechte kommt, könnte ich nachgerade nicht sagen. Wenn man eintritt, übt der ungeheuerliche Raum einen so überwältigenden Eindruck aus, daß man eigentlich im ersten Augenblicke nicht „genießt", und die Massenhaftigkeit der hier aufgestellten Gegenstände verwirrt die Gedanken. Es ist, wie das Londoner Museum und die großen Kirchen in Großbritanien, eben so recht engländisch-angelsächsisch.

Das große Langschiff wird von einem mittleren, 1800 Fuß langen Querschiff durchschnitten und ist von einem beinahe 200 Fuß hohen Dom überwölbt. Jedes Ende des Langschiffs hat wiederum ein Seiten-Querschiff, woran Flügel



Im Thiergarten.

angebaut sind. Der nördliche derselben brannte jedoch 1866 ab und wurde seitdem nicht wieder aufgebaut. An jeder Seite des Langschiffs läuft ein hoher schmaler Chorgang, in welchem die Treppen liegen. Auf diesen folgt eine niedrige, sehr breite Seitengallerie, — das Ganze schließt ein noch niedrigerer, zum Theil unterirdischer Umgang ab, der den Verkehr der Arbeiter und allen Transport rings um das Gebäude vermittelt.

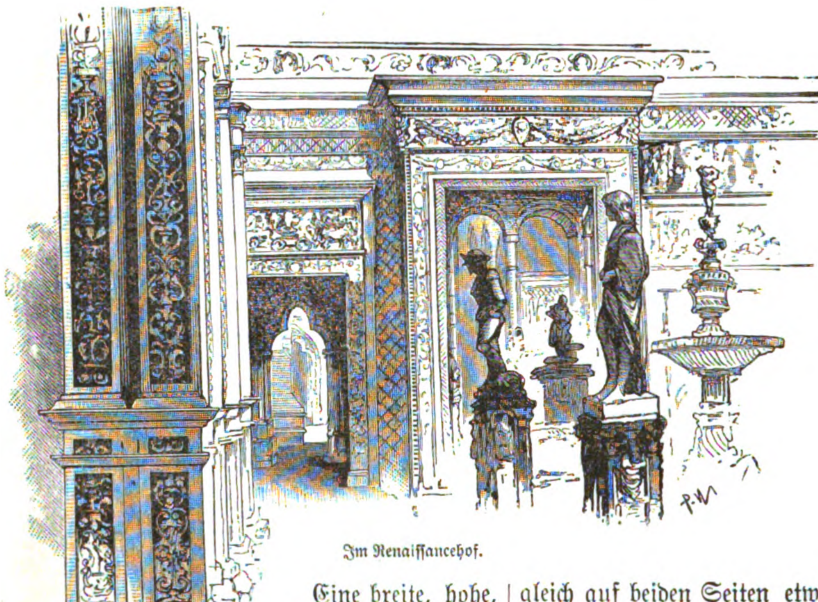
Dieser gesammte ungeheure Raum wird im Winter durch Wasserheizung gut erwärmt.

Bauwerkbildern und Nachbildungen der großen Bildhauer. Es ist diese Abwechslung und das Großartige des Ganzen, welche in diesem Langschiff den Eindruck hervorbringen. In andern Museen stehen die Bildhauer-, die Malerei- und Bauwerk-Erzeugnisse alle der Reihe nach beieinander. Hier aber ist fast jegliche Art der Kunst mit der Natur in Abwechslung vereinigt; der Teich ist mit Goldkarpfen besetzt, Scharen kleiner Waldvögel beleben die liebliche und doch so großartige Scene, welche äußerst anregend und wohlthuend wirkt.

Was die Bildhauer- und Modellirkunst in der ganzen Welt wirklich Großes und Schönes geleistet, ist hier nachgebildet und im Grünen aufgestellt.

So z. B. das wundervolle Denkmal Friedrich's des Großen von Rauch (Berlin); Lessing von Rietschel (Braunschweig) u.s.w.

Wir gehen jedoch weiter zur Mitte. Vor uns steigt das mittlere Querschiff zu schwindelnder Höhe, indem es zugleich auf beiden Seiten etwa um die doppelte Breite des Langschiffs zurückspringt. Die Ausbuchtung zur Linken wird durch einen gigantischen, amphitheatralisch aufsteigenden Halbkreis ausgefüllt. Dies ist die große „Händel-Orchestra", der Musikplatz, in welchem 4,000 Musiker und Sänger sitzen können, und wo jährlich Tausende zu den großen Händel-Musikfesten zusammenkommen. Wie groß dieses Halbrund ist, davon kann man sich halbwegs einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß der Durchmesser desselben zweimal so groß ist, als derjenige der Kuppel der mächtigen St. Paulskirche in London. Gegenüber dieser Rotunde ist die Tribüne für die Zuhörer, daneben ein „kleiner" Musiksaal, der gegen 4,000 Zuhörer faßt, und auf der andern Seite ein Opernhaus, in welchem ebenfalls blos 4,000 Platz haben.



Im Renaissancehof.

Eine breite, hohe, etwa 900 Fuß lange, mit Gras bedeckte Colonnade führt an's Gebäude, welches wir vom südlichen Flügel betreten. Hier befinden sich die Erfrischungssäle und der „Schrein der Könige und Königinnen", in welchem die Standbilder sämmtlicher Beherrscher Englands, von der angelsächsischen Zeit bis auf unsere, aufgestellt sind.

Jedoch — wir lassen diese Hohen der Erde, welche ja auch in Staub gesunken, und wenden uns dem Langschiff — gegen Norden zu. Hier tritt uns ein Bild entgegen, wie man es wohl in keinem andern Gebäude der Welt wieder findet.

Unter einer Fülle von Raum und Licht wandeln wir an den verschiedenartigsten, geschmackvoll zusammengestellten Kunst- und Naturprodukten vorbei. Bäume, Pflanzengruppen, lebendige Wasserstücke wechseln mit schönen

Das nördliche Theil des Langschiffs heißt man „Hof der schönen Künste". In 8 großen Abtheilungen sind hier Musterstücke der verschiedenen Zeitalter und Entwicklungen, welche die Bau- und Bildhauerkunst, sowie die Wand-

verzierung seit dem Beginn der Civilisation erfahren haben, in Reihenfolge dargestellt. Wir durchwandern demnach 3000 Jahre, beginnend vom ältesten Egypten und hinabsteigend bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts.

Wäre unsere Zeit nicht so gemessen, so würden wir von diesen „Höfen“ aus in das Aquarium hinabsteigen, zu dessen Füllung etwa 170,000 Gallonen Seewasser erforderlich sind.

Aber an der ethnologischen (völkerkundlichen) Ausstellung müssen wir einen Augenblick anhalten. Es sind Gruppen verschiedener mehr oder weniger wilder Zweige der menschlichen Familie: Buschmänner, Zulus, mexikanische Indianer, Javanesen, Battes und Karaiben. Wir betrachten sie in ihrer Häuslichkeit, umgeben von der wilden Thierwelt ihrer Heimath: Hippopotamus, Giraffen, Vögel und Amphibien.

Lange dürfen wir aber auch hier nicht anhalten, sonst währt das Beschauen dieser Massen-Ausstellung eine Woche.

Ein großer Theil der breiten Gallerien ist mit Sammlungen ausgefüllt, die sich auf die Gewerbekunde (Technologie) und die Menschenkunde (Anthropologie) beziehen. Die Gemäldesammlung, die sich ebenfalls dort oben befindet, ist sehr mittelmäßig und lohnt kaum des Besuches.

Jedoch — nicht blos im Innern dieses Riesenbaues ist übermäßig viel zu sehen, auch seine nächste Umgebung wußten die Unternehmer so zweckdienlich und interessant zu machen, daß es mir hier viel besser gefallen hat, als im Innern.

Wir treten auf die großartigen Garten-Terrassen hinaus, die breit und prächtig vor der östlichen Gartenfront des Krystallpalastes lagern und von dort in mannigfachen Abstufungen in die Gärten abfallen. In die Stützmauern der Terrassen (Erdbänke) sind laubenartige Höhlen eingelassen, mit Kletterpflanzen überzogen und mit Topfgewächsen verziert. Wasserbassins, Springbrunnen, Kaskaden finden sich in stetem Wechsel auf jeder der breiten Erdbänke, bis wir zuletzt in der Tiefe an den Ufern verschiedener Teiche und kleiner Seen angelangt sind, die man inmitten eines prächtig ausgelegten Gartens angebracht hat, welcher den italienischen mit dem englischen Styl der Gartenanlage vereinigt. In diesem Gartenraum befindet sich nebst Spiel- und Turnplätzen 2c. auch der geologische (die Erdkunde betreffend) Garten. Eine Reihe kleiner wilder und wüster Inseln sind in einem See angelegt. Zwischen



Brunnen.

Bäumen, Klippen, Gestrüpp und Schilf tauchen am Ufer und im Wasser eine Reihe fremdartiger unheimlicher Thiergestalten vor uns auf. Die Klippen stellen ganz bestimmte Zeitalter der Erdbildung, Schichten von Steinkohle, Kalk, Sand- und Eisenstein dar. Die vorsündfluthlichen Thiere sind der Wissenschaft gemäß hergestellt und auf diesen Schichten vertheilt. Riesenfrösche, Riesenschildkröten 2c. hocken auf



dem rothen Sandstein. Der schwarze Jura (Leias) ist von der Fischeidechse (Ichthyosaurus) und vom Seedrachen (Plesiosaurus) belebt. Auf Thonklippen breitet der furchtbare Pterodaktylos, ebenfalls eine vorsündfluthliche Eidechsenart, und zwar eine Fledermausartige, seine weiten Flügelhäute aus. Er sieht aus wie die leibhaftigen Drachen unserer Bilderbücher. Ob all diese vorsündfluthlichen Herrn von der Wissenschaft naturgetreu „getroffen" wurden, das will ich nicht untersuchen; aber auch nicht anzweifeln, sonst kommt mir die berühmte Wissenschaft auf den Rücken.

Daß der Krystallpalast mit den prachtvollen interessanten Anlagen ein sehr beliebter Erholungsort ist, versteht sich von selbst. An einem Bankfeiertag ist es gar nicht ungewöhnlich, daß 60,000 Menschen dort hinausziehen. Als ich da war, sagte man mir an der Kasse, daß 10.000 Leute im Gebäude und im Garten seien — und—es schien mir noch gar nicht besonders angefüllt zu sein!

Alles ist schön und prächtig an diesem Wunderding Londons und — der Welt; nur die Einnahmen nicht, trotz des großen Besuches. Denn die Kapitalanlage war zu bedeutend, die jährlichen Ausgaben sind zu hoch, und der Besuch dagegen im Verhältniß noch immer nicht zahlreich genug. Die eigentlichen Volksmassen, für welche hier der prächtigste Erholungsplatz in der Welt geschaffen ist, gehen doch nicht in Masse hierher. Sie wollen in England wie hierzuland auch der Sinnlichkeit fröhnen, wenn sie sich amüsiren. Der Seiltänzer, der Hanswurst, die Tanzdirne und vor allem — Bier, viel Bier, solche Dinge ziehen das Volk viel mehr an, als alle angelsächsischen Könige und die Saurier der Vorwelt. Es währt eben lange, sehr lange, bis die in Sinnengenuß versunkene Menschheit aus dem Sumpf des Niederen herausgezogen ist und nach Besserem verlangt.

„Merkwürdig ist es," sagte mir einer der alten Beamten des Krystallpalastes, „daß unserer langjährigen Erfahrung gemäß, die meisten Besucher Leute sind aus Englands Mittelstand, die dem Christenthum und der Kirche nicht fern stehen."

„Nimmt mich nicht Wunder," antwortete ich, nahm Abschied von dem freundlichen Mann und fuhr wieder dem Straßengewirr Londons zu, indem ich Saurier, Ethnologie, Gartenkunst, Springbrunnen, Bildhauerei, Malerei und die Einflüsse des Christenthums zu einem eigenthümlichen Bilde gestaltete.



Irrige theologische Auffassungen der gegenwärtigen Zeit und ihre Wirkungen.

Von Fr. Kopp.

Jede Zeit hat ihre eigene Tendenz zu besonderen Irrthümern und Abweichungen von der Wahrheit. Dieselbe Bibel wird in den verschiedenen Zeiten nach der herrschenden Zeitrichtung erklärt. Auch ist die Menschheit in nichts leichter geneigt auf Abwege zu gerathen, als in ihren religiösen Anschauungen; denn das sind Dinge, die man nicht mit den Sinnen fassen, und daher auch nicht wie irdische Gegenstände beurtheilen kann. Dennoch sind sie von

höchstem Interesse für Jedermann. Niemand kann theologischen Fragen gänzlich ausweichen, dieweil Gott und die Welt, der Schöpfer und das Geschöpf, das Sichtbare und Unsichtbare, Zeit und Ewigkeit sich nicht von einander trennen lassen.

Eine der ersten irrigen Auffassungen in der christlichen Kirche, die mit der Zeit mächtig um sich griff, war das Mönchswesen, aus welchem die Klöster hervorgingen, wornach die christliche Tugend der Selbstverläugnung gar zu äußerlich aufgefaßt wurde und die Werkheiligkeit und Selbstgerechtigkeit Wurzel faßte.

Darauf entstand das Papstthum mit seiner Gewissenstyrannei der Priester über das Volk. Nach diesem System hatte die Einheit der Gläubigen nicht in Christo — dem Haupt der Gemeinde — sondern in dem Papste ihr Centrum. Nicht durch die Liebe, sondern durch Zwang und rohe Gewalt wurde hier die Kirche zusammengehalten. Unduldsamkeit war die natürliche Folge. Wer sich den Ansprüchen des Papstes nicht fügen wollte, wurde verflucht, verfolgt und in den Kerkern der Inquisition und auf Scheiterhaufen zu Tode gemartert. Das war eine schauderhafte Verwirrung.

Doch der mittelalterliche Verfolgungsgeist, wenn er auch noch hie und da spuckt, steht nicht wieder von den Todten auf.

Der Zeit des Aberglaubens folgte die Zeit des Unglaubens, und die Verfolgungswuth machte der Zweifelsucht Platz. Im achtzehnten Jahrhundert hat sich der scheinheilige Rationalismus und in diesem Jahrhundert der Materialismus zur Aufgabe gestellt, die christliche Religion zu bekämpfen, hat aber, Gott sei Dank, wenig ausgerichtet. Die gläubige, in der Bibel wurzelnde Theologie steht gegenwärtig, trotz Aberglauben und Unglauben, trotz den Trugschlüssen der falschen Philosophie und den Folgerungen oberflächlicher Männer der Wissenschaft fester als je zuvor. Dennoch finden sich irrige und schädliche religiöse Auffassungen, hauptsächlich bei schönrednerischen und nach Popularität haschenden Männern in der Kirche und die flachen Geister der Zeit haschen nach diesen Irrthümern, als wären es köstliche Leckerbissen. Wir dürfen hier nur erinnern an Henry Ward Beecher, Dr. Thomas, Cannon Farrer und Andere. Besonders greift die Tagespresse begierig nach diesen Auslassungen, verbreitet sie mit Lust, legt ihnen ungebührliches Gewicht bei und verherrlicht diese Männer so viel sie kann. Diese irrigen Auffassungen der Gegenwart sind aber ganz eigenthümlicher Art. Satan, der auch in dieser Zeit sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens und des Zweifels, richtet sich nach Zeit und Umständen, wie Göthe ihn selbst trefflich sagen läßt in seinem Faust:

„Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen;
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bei Leuten schaden;
Darum bedien ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden."

Ja, der „brüllende Löwe" aus der Vergangenheit hat sich in die Form eines unschuldigen Lammes eingehüllt. Darum sind auch die theologischen Irrthümer unserer Zeit dem Zeitgeist angemessen und dem Anschein nach höchst unschuldig.

In erster Reihe finden wir die Verherrlichung der menschlichen Natur. Die radikale Verdorbenheit des Menschen, sowie die Nothwendigkeit der Wiedergeburt eines Jeden wird in Frage gestellt. Unsere Fortschrittstheologen, und unter denselben angesehene Männer in der Kirche, nehmen an, daß wenigstens die Kinder christlicher Eltern so erzogen werden könnten, daß sie keiner Wiedergeburt bedürfen. Für diese Ansicht hat man unter Andern die folgenden Schriftstellen angeführt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich," und „Wie nun durch Eines Sünde die Verdammniß über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen." In diesen Stellen wollen diese mordernen Theologen den Sinn finden, daß alle Menschen durch den Kreuzestod Jesu für die ewige Seligkeit zubereitet worden seien. Diese Erklärung ist aber gänzlich irrig. Durch den Tod Christi sind alle Menschen mit dem heiligen Gott ausgesöhnt und zum ewigen Leben berechtigt, denn wie sie in Adam alle starben, so können sie in Christo alle lebendig gemacht werden. Aber jeder Mensch von Natur ist Fleisch vom Fleisch geboren; doch die heilsame Gnade Gottes wirkt an Jedem, so daß er kann aus dem Geist geboren werden. Darum schreibt auch Paulus an die Epheser: „Unter welchen wir auch alle weiland unsern Wandel gehabt haben in den Lüsten unseres Fleisches und thaten den Willen des Fleisches und der Vernunft und waren auch Kinder des Zorns von Natur, gleichwie auch die Andern;" so auch an die Korinther: „Darum ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden." Wir dürfen trotz der Weichlichkeit unserer Zeit nicht über die Grundverdorbenheit der menschlichen Natur, noch über die Nothwendigkeit der Wiedergeburt

hinwegsehen. Die Veränderung des Herzens wird nicht im Schlaf noch im Traum zu Stande gebracht. Diese Erneuerung des ganzen Wesens, Denkens, Redens und Handelns muß eine bewußte sein. Nur mit Ringen wird Jemand durch diese enge Pforte hindurchdringen. Unsere Predigten müssen daher den sündhaften Zustand des Herzens aufdecken. Es könnte nichts schaden, wenn wir wieder Fletschers Appellation hervorholen, und darin den Fall des Menschen und die Verdorbenheit seiner Natur gründlich studiren würden.

Eine andere irrige Auffassung ist die zum Universalismus hinneigende Idee von der Natur und dem Wesen Gottes. Diese Richtung übersieht die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes und nimmt an, daß Gott nur Liebe sei und er daher seine Geschöpfe nicht strafen, vielweniger verdammen könne. Diese Auffassung hat in unserem Lande mehr Schaden angerichtet, als Viele glauben wollen, denn der natürliche Mensch hört ein solches Evangelium gerne. Insbesondere nimmt die weltliche Presse solche flachen und einseitigen Ideen mit Jubel auf, denn sie hascht nach Popularität und bringt gerne Dinge, nach denen den Leuten die Ohren jucken. Einen Gott, der nur liebt und nie straft, der einen Himmel geschaffen hat für die Guten, aber keine Hölle für die Bösen, und der endlich durch eine Art Reformschule oder Fegfeuer alle Menschen, ja selbst die abgefallenen Engel selig macht, läßt sich der unbekehrte Sünder gern gefallen. Mit diesen Ansichten kann man aber auf die absurdesten Einfälle kommen. So ließ sich in Deutschland ein gutmüthiger Nachfolger von Michel Hahn in einer Erbauungsstunde so weit von seinem Eifer fortreißen, daß er betete, der liebe Gott möge doch recht bald auch den alten Erz-Bösewicht, den Teufel, selig machen. Und wenn sich vor etlichen Jahren Henry Ward Beecher erdreistete, in einer Predigt zu sagen, daß ein Gott, der seine Geschöpfe auf ewig könne in der Hölle schmachten lassen — vernichtet werden sollte, so sehen wir aus dieser an Gotteslästerung grenzenden Dreistigkeit, wie weit die flachen, irrigen Auffassungen der gegenwärtigen Zeit führen können. Halten wir aber diesen Anschauungen irriger Menschen die Worte unsers Herrn Jesu entgegen, so kommen wir auf ganz andere Gedanken. In Matth. 24, 41 sagt er: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln", und in Mark. 9, 47: „Es ist dir besser, daß du einäugig in das Reich Gottes eingehest, denn daß du zwei Augen habest und werdest in das ewige Feuer geworfen, da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöschet." Sind diese Worte dessen, in dessen Munde nie ein Betrug erfunden wurde, nicht klar und deutlich? Wer will es wagen, dem direkt zu widersprechen, der sagen konnte: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, wir reden was wir wissen und zeugen was wir gesehen haben." Oder wollen Menschen, die „alle Tage herrlich und in Freuden leben," behaupten, daß sie mehr Mitleid haben mit den armen Sündern, als Jesus Christus, der, um sie zu retten und selig zu machen, für dieselben am Kreuz gestorben ist?

Wir wollen zwar hier nicht verstanden sein, auch nicht behaupten, daß sich die universalistische Lehre in ihren ganzen Consequenzen sehr weit verbreitet habe, sondern nur, daß sich etwas davon in die Anschauungen des amerikanischen Volkes gemischt hat und zwar genug, um die Furcht des Herrn, den heiligen Ernst und strenge Gewissenhaftigkeit zu verbannen und einen leichten, sorglosen und oberflächlichen Sinn zu erzeugen.

An obigen Irrthum lehnt sich ein anderer, zwar nicht ganz so schlimmer, aber doch gefährlicher Irrthum an, nämlich die Theorie, welche an dem berühmten Dr. Dorner von der Berliner Universität einen tüchtigen Vertreter gefunden hat, aber auch voriges Jahr von Dr. Cook in seinen Vorlesungen zu Boston gründlich widerlegt wurde, nämlich, daß Gott für gewisse Menschen noch eine Probezeit nach dem Tode bestimmt habe, wo sie Christum noch annehmen oder auch verwerfen können. Wir sollten uns aber wohl besinnen, irgend einer Auffassung Raum zu gestatten sich einzunisten, die auf irgend eine Weise den Unbußfertigen zur Sicherheit verleiten und ihm Anlaß geben möchte, die Buße hinauszuschieben. Auch hat diese Spekulation keinen Grund in Gottes Wort. Höchstens finden sich etliche dunkle Stellen, denen man leicht eine andere Deutung geben kann. Aber die klaren Stellen der Bibel verweisen des Menschen Vorbereitung für die Ewigkeit auf dieses Leben. Hier ist die Saatzeit, dort die Ernte. Und was der Mensch hier säet, das wird er dort ernten. „Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils." Wenn unser Herr Jesus Christus in dem Gleichniß vom reichen Mann und armen Lazarus den Zustand der Frommen und der Gottlosen in der andern Welt schildert, so finden wir nicht den leisesten Wink von einer Probezeit nach dem Tode. Es ist am sichersten, daß wir uns in so wichtigen Fragen streng an die deutlichen Aussprüche des Wortes Gottes halten. Wir sollten alle unsere Gedanken gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens und unter die Autorität der heiligen Schrift.

Eine weitere irrige Auffassung findet sich in Bezug auf das Gesetz. Viele haben die Begriffe verwirrt und können zwischen dem Ceremonial-

Gesetz und dem Sittengesetz nicht unterscheiden. Das Ceremonial-Gesetz hört mit Christo auf, das Sittengesetz bleibt; denn Jesus selber sagt: „Es soll kein Titel vom Gesetz fallen." — „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen." Das Gesetz Gottes hat seine Giltigkeit für Jeden. Dem Gerechten ist es ein Spiegel, dem Gottlosen eine Geißel. Andere wollen das ganze alte Testament auf die Seite schieben und nehmen an, daß für die Christenheit das neue Testament hinreichend und allein bindend sei. Aber was machen solche mit dem Wort Christi: „Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen und sie ist es, die von mir zeuget." Dieses galt aber ganz dem alten Testament, da dazumal noch kein Buchstabe vom Neuen geschrieben war.

Doch ich wollte nicht hauptsächlich auf die Irrthümer hinweisen, die in dem Verstande der Giltigkeit des Gesetzes gegenüber auftauchen, sondern auf die Fehler des Herzens. Es findet sich in unserer Zeit vielfältig eine strafbare Gleichgiltigkeit den Forderungen des Gesetzes gegenüber. Der Mammon ist Gott. Wie jagt Groß und Klein nach Geld? Der Tag des Herrn wird entheiligt. Wie häufig fehlt die Ehrerbietung der Kinder den Eltern und dem Alter gegenüber? Uebervortheilung im Handel, Erwerben von Eigenthum auf zweifelhaftem Wege, Befriedigung der Begierden und sinnlicher Ergötzlichkeiten im Groben und im Feinen, sind an der Tagesordnung. Falsches Zeugniß wird geredet, oft unter Eid, ohne daß man erschrickt vor der gerechten Strafe Gottes.

Dieser Geringschätzung des Gesetzes ist es größtentheils zuzuschreiben, daß so viele oberflächliche Bekehrungen vorkommen, auf welche ebenso schnell Rückfälle folgen; denn Viele getrösten sich der Gnade Gottes, ehe sie wahre Buße gethan haben; und wird so der verzweifelt böse Schaden des verderbten Herzens wieder zugedeckt, ehe er von Grund aus geheilt ist. An diesem Fehler leidet auch die Erziehung. Eltern und Lehrer übersehen nur gar zu häufig, daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist, und daß Ernst und Liebe zusammengehören; oder wie sich Luther schön ausdrückt: „Bei der Erziehung müssen die Aepfel und die Ruthe beisammen liegen." Fehlt aber hier diese feste Grundlage — die Gottesfurcht, und ein durch die Gebote geschärftes Gewissen, dann sollten wir uns nicht wundern, wenn unsere jungen Leute leichtfertig und gedankenlos aufwachsen, und sich mit Leib und Seele der Welt in die Arme werfen.

Aber auch ein großer Theil der Kirche ist geneigt, sich von der Zucht des Gesetzes zu emancipiren, sich mehr oder weniger der Welt gleichzustellen, und sich nach dem Urtheil derselben zu richten. Den schmalen Weg möchte man ein wenig breiter und die enge Pforte etwas weiter machen, um mit der geistlichen Eisenbahn auf Schlafwagen nach dem Himmel fahren zu können. Die strengen und selbstverleugnenden Christen aber, die ihr Leben nach Gottes Wort einrichten, werden für beschränkte, altmodische Menschen gehalten, die weit hinter der Zeit zurückgeblieben sind.

Noch eine irrige Auffassung unserer Zeit ist die zu große Toleranz. Ein Extrem erzeugt gar leicht das entgegengesetzte. Jedenfalls ist dieselbe entsprungen aus der Engherzigkeit, Ausschließlichkeit und Verfolgungssucht der Kirche in vergangenen Jahrhunderten, und ist dieser Uebelstand in sein Gegentheil umgeschlagen. Damit soll aber der Gewissensfreiheit und echt christlichen Duldung und Weitherzigkeit keineswegs zu nahe getreten werden. Insbesondere sollten alle erleuchteten Christen die Union der protestantischen Benennungen — den evangelischen Bund — mit Freuden begrüßen, und dadurch die Einheit der Gläubigen fördern mit Wort und That. Denn der Streit zwischen Brüdern und Brüdern wegen Kleinigkeiten und Nebendingen sollte endlich aufhören, wie ja auch unser Erlöser in seinem hohenpriesterlichen Gebet begehrt: „Auf daß sie alle Eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie in uns Eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt."

Doch ist es ein großer Unterschied, ob wir Gemeinschaft mit den Gläubigen verschiedener Kirchen haben oder mit der Welt, den Gottlosen und Ungläubigen. Es giebt eine Weitherzigkeit und Toleranz, die in förmliche Gleichgiltigkeit gegen die Kirche Christi ausartet, die doch unser Herr Jesus Christus selbst gestiftet hat als Schutzwehr gegen die Einflüsse von Teufel, Welt und Sünde. Kommt es nicht schon häufig vor, daß Kinder der Kirchenglieder heranwachsen, ohne Miene zu machen, aktive Glieder der Kirche zu werden? Andere finden sich, die sich aus Bequemlichkeit, Sparsamkeit oder Weltlichkeit von der Kirche zurückziehen, sich aber dabei die Hoffnung machen, so gut wie die Glieder der Kirche selig zu werden. Wir sollten zwar Gott danken, daß wir von dem Joch der Priestergewalt einer „alleinseligmachenden Kirche" befreit sind; aber wir sollten unsere christliche Freiheit nicht mißbrauchen, und die von Gott gestiftete Kirche und die von Christo eingesetzten Sakramente geringschätzen oder gar verachten. Nur in Jesu ist Heil, Leben und Seligkeit; und in seiner Kirche wird dasselbe der Menschheit angeboten und vermittelt. Das Wort: „Was ihr auf Erden binden werdet,

soll auch im Himmel gebunden sein; und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein," gilt immer noch der Kirche Christi, nicht im päpstlichen, sondern im echt evangelischen Sinn. Das Psalmwort: „Die gepflanzet sind im Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen," ist heute noch so wahr als vor 3000 Jahren. Es ist jedes Menschen Pflicht, ein Glied der Kirche Christi zu werden; denn aus der streitenden werden die Heiligen in die triumphirende Kirche befördert. Wer daher aus Leichtsinn, Gleichgiltigkeit, Weltsinn oder Eigensinn der Kirche Christi den Rücken kehrt, braucht sich keine Hoffnung auf die ewige Seligkeit zu machen, denn er verachtet die göttliche Heilsanstalt. Auch ist die Angehörigkeit zur Kirche ein Bekenntniß des Herrn Jesu, und er sagt: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater."

Mißstände in dieser Hinsicht begegnen uns in gegenwärtiger Zeit auf Schritt und Tritt. Was sind die Tausende um uns herum, die zu keiner Kirche gehören? Sind sie Christen oder Heiden? Wie sollen sie von Seiten der Kirche und des Predigtamts angesehen und behandelt werden? Sollen wir ihnen, im Fall sie sterben, ein christliches Begräbniß zu Theil werden lassen, da sie sich doch in ihrem Leben wenig um das Christenthum bekümmerten? Wir halten zwar das Staatskirchenthum, wo Jeder als Glied der Kirche betrachtet wird, der innerhalb derselben geboren und erzogen wurde, für hinderlich und schädlich; ist es aber weniger schädlich, wenn Millionen im christlichen Staat leben, die sich weder um Kirche noch Religion bekümmern? Sollte man nicht im sozialen Leben eine schärfere Grenzlinie zwischen Christen und Nichtchristen ziehen? Uebt nicht dieses unkirchliche und unchristliche Element einen zu großen Einfluß aus auf Sitten und Gebräuche, und auf die öffentliche Meinung? Weichen wir als Volk nicht immer weiter ab von den Grundsätzen der Gründer unserer Republik und der religiösen Strenge der alten Puritaner?

Und je einflußreicher dieses unkirchliche Element ist, desto größer ist seine Macht. Unterstützen sie dabei noch mit ihrem Geld Kirchenbauten und wohlthätige Anstalten; oder nehmen sie wichtige Stellen ein im Staat oder im Schulwesen; oder sind sie besonders erfolgreiche Geschäftsleute, so läßt sich die Jugend durch ihr Beispiel blenden, und betrachtet das Glück und die Ehre der Welt als die Hauptsache, und die Religion als Nebensache. Zwar verkennen wir den mächtigen Einfluß von Männern wie Abraham Lincoln und Ulysses Grant nicht; aber derselbe wäre unzweifelhaft noch viel segensreicher gewesen, wenn sie thätige Mitglieder der Kirche gewesen wären, von welcher sie in ihrer Jugend ihre christlichen Grundsätze empfingen.

Unser kirchliches Urtheil über Gewissensfreiheit ist daher meines Erachtens zu liberal. Es sollte jeder Mensch volle Freiheit haben, sich irgend einer christlichen Kirche anzuschließen; aber gar keiner Kirche angehören zu wollen, ist eine Unterlassungssünde, die sehr wahrscheinlich nie wiedee gut gemacht werden kann. Diese unchristlichen Elemente unterhalten aber die Saloons, Spielhöllen, Opern und Theater, und haben einen viel zu großen Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht. Auch ist es dieser Bevölkerung in Verbindung mit den Katholiken zuzuschreiben, daß die Bibel in vielen Staaten aus unseren Freischulen verbannt wurde, was ein schlechtes Zeugniß ist für den Einfluß des Christenthums. Und unser Einfluß über das unkirchliche Element ist darum so schwach, weil wir als Kirche nicht entschieden genug sind. Christen sollten nicht an Parthies, Gesellschaften und Vergnügungen theilnehmen, wo der Geist der Welt regiert; und sollten vor allem vorsichtig sein im Verehelichen mit Personen, die keine Religion haben. O, wie weit ist die Kirche in unserer Zeit von der Vorschrift des Apostels abgewichen, wenn er an die Corinther schreibt: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. Denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? Wie stimmt Christus mit Belial? Oder was für ein Theil hat der Gläubige mit den Ungläubigen? Was hat der Tempel Gottes für eine Gleiche mit den Götzen? Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an, so will ich euch annehmen und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr." Wir sind nicht von der Welt, darum dürfen wir es nicht mit ihr halten. „Wer der Welt Freund sein will, der muß Gottes Feind sein." Die Vermischung der Kinder Gottes mit den Kindern der Welt führte einst die Sündfluth über die Erde. Die Unentschiedenheit der Welt gegenüber, das Populärseinwollen bei den Weltkindern und die Theilnahme an weltlichen Vergnügungen ist wahrscheinlich der schwächste und gefährlichste Punkt der Kirche zu unserer Zeit.

Man könnte vielleicht noch aufmerksam machen auf die Gefahren, welche von Seiten der wissenschaftlichen Fortschritte manchen theologischen Ansichten das Fundament zu untergraben drohen, und ihnen zu widersprechen scheinen; oder auf die Tendenz unserer Zeit, den heiligen Sakramenten nicht den gebührenden Werth bei-

zumessen; oder auch auf adventistische Ideen von dem persönlichen Kommen Christi sein Reich hier auf Erden aufzurichten, wodurch der Eifer für die Mission leicht abgekühlt werden könnte; doch wir wollen davon abstehen, da die Gefahren unserer Zeit hauptsächlich in der Lauheit und Unentschiedenheit der Kirche der Sünde und Welt gegenüber zu suchen sind. Möge der Herr seinem Volke die Augen öffnen, ehe es zu spät ist. Amen!

Ein Pionierwerk in Alaska.

Von W. C.

Vor einiger Zeit machte ein Sonntagschulblatt darauf aufmerksam, daß die Brüderkirche eine Mission für Alaska unternommen habe. Und da sich unsere Leser stets für das Missionswerk interessiren, hielten wir es für schicklich, über die näheren Umstände dieses Unternehmens, das neueste dieser Art und zugleich das bedürftigste Feld zu berichten. Kaum glaublich klingt es, daß in einem Territorium, das zu den Ver. Staaten gehört, über welchem die amerikanische Flagge weht, heutzutage Tausende von eingebornen Männern und Frauen leben, welche noch nie den Namen Jesu Christi oder den Schall des Evangeliums vernommen haben. Und doch ist dies der Zustand der 18,000 Eskimos, welche das weite Gebiet von Alaska bewohnen.

Obwohl die Presbyterianer-Kirche heldenmüthig seit 1877 unter den Indianern des südöstlichen Alaskas gearbeitet und dort eine Anzahl Missionsstationen hat; obgleich ferner die griechisch-katholische Kirche Rußlands beinahe alle Bewohner der Aleutischen Inseln und der Halbinsel Alaska ihre Glieder nennt, mit Ausnahme einer kleinen Zahl Eskimos, die weiter nördlich wohnen, so hat doch das christliche Missionswerk unter dem großen Haufen Eskimos, welche über die Hälfte der Bevölkerung Alaskas ausmachen, noch nicht festen Fuß fassen können.

Diese Verhältnisse wurden letztes Spätjahr an die Brüderkirche berichtet, und da diese Kirche es immer als ihren besonderen Beruf angesehen, „die Einöden dieser Welt lustig zu machen," faßte sie sofort den Beschluß, diese armen Heiden zu retten. Eine Missions-Versammlung wurde in der Kirche zu Bethlehem, Pa., gehalten, bei welcher Rev. Dr. Sheldon Jackson, der Vater der presbyterianischen Missionen in Alaska, eine Ansprache hielt, worin er mit lebhaften Farben die großen Bedürfnisse und herrlichen Aussichten des Werkes schilderte und der Versammlung zurief, sich wie vor Alters aufzumachen zur Mitarbeit in diesem weit nördlich gelegenen Land. Die Rede machte einen tiefen Eindruck. Der ursprüngliche Missionsgeist schien alle Herzen zu durchdringen. Man nahm es an als einen feierlichen Ruf des Meisters selbst, hinzugehen, zu lehren alle Völker und seine Verheißung zu erproben: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Schon den nächsten Morgen kam die ganze Klasse der Graduirten des theologischen Seminars hervor und bot sich an zum Werk, bereit Eltern, Heimath und deren Vortheile und Bequemlichkeiten zu verlassen, um die frohe Botschaft vom Heiland zu den Eskimos im kalten Alaska zu tragen.

Einer aus diesen jungen Leuten wurde erwählt, mit einem erfahrenen Bruder hinzugehen, der unter den Indianern Canadas gearbeitet und sein Leben in der Missionsarbeit auf verschiedenen Feldern zugebracht hatte. Diese Beiden sollten erst eine Reise dahin machen, um sich persönlich von dem Zustand und den Bedürfnissen der Eskimos zu überzeugen. Sie verließen Bethlehem im April und am 3. Mai segelten sie von San Francisko mit dem Ver. Staaten Revenue-Dampfer Corwin bis nach Ornalaschka, einer großen Insel des Aleutischen Archipels. Von dort aus gelang es ihnen durch die Freundlichkeit der Beamten der Alaska Handelsgesellschaft auf dem Dampfer Dora bis nach Nuschagak oder Fort Alexander zu gelangen. Weiter landeinwärts nördlich und östlich ist die Gegend, wo die Eskimos wohnen.

Die beiden Ausgesandten entdeckten zu ihrer großen Freude, daß die Sprache der Eingebornen beinahe dieselbe wie die der Eskimos in Labrador ist. Somit könnten die Bibeln, Gesangbücher u. s. w., welche auf Labrador gebraucht werden, auch in Alaska verwendet werden. Gleichfalls könnten einige Missionare, die in Grönland und Labrador jetzt schon in der Eskimo Sprache predigen, dorthin gesandt werden, was ein großer Vortheil wäre.

Am 12. oder 13. Juni verließen die beiden Missionare das Fort Alexander, um eine lange und gefahrvolle Reise in das Innere des Landes

anzutreten. Bis zu ihrer Rückkehr im Herbst wird man nichts mehr von ihnen hören. Aber sie sind voll Glaubens und voller Muth.

Dann, wenn die beiden Ausgesandten dieses Spätjahr glücklich zurückkehren und günstig berichten, hoffen wir, daß die Brüderkirche nicht allein gelassen wird in dem großen Werk der Christianisirung dieser Alaska Bevölkerung, sondern daß alle wahren Patrioten und treuen Nachfolger Christi die Hand dazu bieten und gemeinsam vorgehen werden im Namen des allmächtigen Gottes, um das Land, das jetzt in Finsterniß sitzt und das Volk, das in Unwissenheit und Sünde versunken ist, zu retten.

Ein Kinderfest auf Mizpa Samuelis.*)



Wir fanden in dem deutschen Johanniterhospiz zu Jerusalem freundlichste Aufnahme und auch die ersten Briefe aus der lieben Heimath, ich sogar deren etliche zwanzig. Das war ein hocherwünschter Willkomm nach dreiwöchentlicher Entbehrung, und ihr hättet es sehen müssen, wie sich alle die glücklichen Empfänger freuten, und wie begierig sie die Briefe ihrer Lieben verschlangen. Gottlob enthielten dieselben allesammt gute Botschaft, was man in so weiter Ferne besonders dankbar empfindet. Auch sagte uns bald nach unserer Ankunft — und zwar noch besser als die schon vierzehn Tage alten Briefe — ein Telegramm, daß sie zu Hause alle gesund seien. Hatte der arabische Telegraphist auch kein deutsches Wort unverstümmelt gelassen und ein komisches Kauderwelsch zusammengebraut, so lasen wir doch die Hauptsache glücklich heraus, und die bestand in den zwei kleinen, aber vielsagenden Worten: Alles wohl.

Auf einen Mittag war ein Kinderfest auf Mizpa Samuelis festgesetzt. Mizpa läßt sich in unserer Sprache am besten mit „Ausguck" oder „Lug in's Land" wiedergeben, und in der That verdient dieser stattliche Berg, der 914 Meter über dem Meere liegt und der höchste Berg in der Umgebung von Jerusalem ist, solch schönen Namen, denn man kann von hier aus weit hinaus schauen, westlich auf die Ebene Saron, auf Jaffa und das mittelländische Meer, nördlich über das Gebirge Ephraim mit zahlreichen Dörfern, südlich über Jerusalem und bis nach Bethlehem hin, östlich in das Jordanthal, nach dem todten Meere und dem jenseitigen Moabitergebirge. Ganz nahe vor uns lag Emmaus. Ja, das ist ein herrlicher „Lug ins Land", dieser Mizpa Samuelis. Den Namen Samuels aber trägt er deshalb, weil nach der Ueberlieferung hier Samuel geboren und begraben, auch daselbst seinen Wohnsitz gehabt haben soll. Schon während der Richterzeit wurden hier große Volksversammlungen gehalten (Richter 20, 1 und 1 Sam. 10, 17). Die Kreuzfahrer erbauten über dem Grabe Samuels eine Kirche; die Türken, denen dieser Ort auch für sehr heilig gilt, errichteten später eine Moschee, die jetzt sehr verfallen ist, von deren Minaret herab man aber die herrlichste Aussicht hat.

Auf dieser hohen Warte fand unser Kinderfest statt. Etwa 100 Knaben aus dem syrischen Waisenhaus nahmen mit ihrem lieben Hausvater, Direktor Schneller und dessen Gehülfen daran theil. Viele Jerusalemer Christen, zu Pferd, zu Esel und zu Fuß schlossen sich an. Nach dem Mittagessen brachen auch wir in glühender Sonnenhitze dahin auf. Durch's Damaskusthor ging es hinaus. Wir ließen die Gräber der Könige zur Rechten liegen und kamen bald an den Gräbern der Richter vorüber. Es ging buchstäblich über Stock und Stein, bald hoch hinauf, bald wieder tief hinab, dann an einer steilen Felswand entlang, dann über ein grünes Ackerfeld hin.

An einem andern Berge sahen wir die lustigen Bewohner des syrischen Waisenhauses auf den Mizpa Samuelis zukommen. Etliche derselben zogen Esel hinter sich her, welche in großen Taschen und Körben den Proviant für die ganze Gesellschaft trugen. Ihr fröhlicher Gesang schallte zu uns herüber. Endlich nach drittehalb Stunden waren wir oben und wurden auch da wieder mit Posaunenschall begrüßt. Es war ein buntes und lustiges Gewoge auf der lustigen Höhe. Gruppenweise lagerten wir uns unter schattigen Oelbäumen auf dem grünen Rasen und in der Nähe einer frischen Wasserquelle.

*) Herr Pastor Rinck in Hamburg, der tüchtige Redakteur des „Nachbars" und des „Kinderfreund's" machte eine Reise nach Palästina und schildert seinen Lesern ein sehr interessantes im heiligen Lande gehaltenes deutsches Kinderfest.

Hier konnten wir uns zuerst körperlich etwas erquicken und die erhitzten Gesichter kühlen. Dann folgte der zweite Theil. Auf einer Felswand sammelten sich die Kinder, Vater Schneller und ich setzten uns in ihre Mitte. Ich bat den lieben Alten, doch einmal mit den Kindern die biblischen Geschichten durchzusprechen, welche sich an die Orte knüpften, die wir von hier oben sehen konnten. Saßen wir doch auf Mizpa Samuelis und hatten vor uns den Schauplatz vieler Schlachten (z. B. zu unsern Füßen Gibeon und das Thal Ajalon), und eine Menge anderer biblischer Stätten. Da hättet ihr aber einmal hören sollen, wie schlagfertig und bibelfest die türkischen Knaben waren. Auch nicht eine Antwort blieben sie ihrem Vater Schneller schuldig. Es war eine wahre Lust zuzuhören und zu sehen, wie sie an seinen Augen hingen. Dann habe ich mich noch eine Weile mit ihnen unterredet und selten solche Freude über frische und zutreffende Antworten gehabt, wie hier. Dazwischen erklang fröhlicher Gesang, und die Kinder verstanden es vorzüglich, unsere schönen deutschen Lieder zu singen, obwohl ja das Arabische ihre eigentliche Muttersprache ist. Schließlich durfte auch das heitere Spiel nicht fehlen. Zuerst ein Wettlauf. Leider muß ich bekennen, daß mir die Jerusalemer Jungen trotz meiner langen Beine darin über waren, und mich bald als Arrestanten gefänglich einbrachten. Auch beim Topfschlagen machte ich schlechte Geschäfte und schmetterte meine wuchtigen Hiebe statt auf den Topf, zu ihrem großen Gaudium nur auf Mutter Erde. Beim letzten Spiel konnte ich nur zusehen, hatte aber mein herzliches Ergötzen daran. Der Urian von Vater Claudius wurde aufgeführt. Das hat sich der alte Wandsbecker Bote vor hundert Jahren nicht träumen lassen, daß sein Lied noch einmal von arabischen Kindern in Jerusalem und auf Mizpa Samuelis zum heitern Spiel herhalten müsse. Alle Knaben standen im Kreis. In der Mitte befanden sich seltsame Personen aus verschiedener Herren Länder, unter denen besonders die Eskimos in ihren Pelzen bei derzeitiger Sonnengluth sich gar seltsam ausnahmen; ferner ein weißer Esel, gesattelt und mit einem Plakat: „Extrapost" versehen. Ein junger Schleswig-Holsteiner, der im syrischen Waisenhaus als Erziehungsgehülfe dient, war als Urian verkleidet und nun ging es los. Herr Urian that Bericht von seinen weiten Reisen, und nach jeder Strophe fiel der ganze Chor der Jungen ein: „Da hat er garnicht übel dran gethan 2c." Wie Urian zu den Eskimos kam und Schläge kriegte, wie er verkehrt den Esel bestieg und den Schwanz als Zügel in der Hand hatte, dann den auf der Erde kauernden Großmogul besuchte, der sich gerade einen Zahn ausziehen ließ, alles war höchst drollig und amüsant.

Nun aber mußte zum Aufbruch geblasen werden, denn die Sonne neigte sich dem Untergehen zu, und dann wirds im Morgenlande schnell Nacht. Hätte der Mond nicht geschienen, so wär's im eigentlichen Sinne des Wortes ein halsbrechender Heimweg gewesen. So aber war's eine herrliche Abendwanderung. Verloren wir auch mehrmals den Weg, so begriffen wir desto besser, wie Sauls Eselinnen sich hier leicht verirren konnten, und wie schwer es diesem geworden sein mag, sie wiederzufinden. Ein deutsches Lied löste das andere ab. Ich hatte ein Häuflein Knaben um mich, die mir von ihrer Heimath und ihrer Vergangenheit erzählten. Der eine war vom Hermon, der andere aus einem Dorfe am Libanon, der dritte aus Nazareth 2c. So verging mir die Zeit wie im Umsehen. Gegen neun Uhr waren wir wieder in Jerusalem und verlebten die übrigen Stunden noch allesammt unter dem gastlichen Dach einer lieben deutschen Familie, die uns freundlichst eingeladen hatte.

Sieben Tage lebendig begraben bei Schwientochlowitz.

Es war am Freitag, den 20. Juni, Nachmittags gegen 3½ Uhr. Die 36 im Gerhardsflötz und die 7 im Heintzmannsflötz beschäftigten Häuer und Schlepper dachten daran, bald Schicht zu machen, als ein furchtbares Krachen und Brechen, wie von schweren Explosionen, durch die unterirdischen Gänge hallte. Pfeifen und Heulen mischt sich mit dem unterirdischen Donner, die Lampen erlöschen in den Händen der vor Schreck betäubten Arbeiter. Gurgeln und Plätschern wie von eindringenden Wassermassen ertönt, wie gepeitscht flüchten die Bergleute durch die Finsterniß dem Schacht zu, da rieselt es ihnen entgegen kalt, naß schlammig, schwimmendes Gebirge ist es, einer der tückischsten, gefährlichsten Feinde des Bergmanns. Dieses schwimmende Gebirge besteht aus stark mit Wasser gemischten Schlammmassen, welche Steingeröll mit sich führen und schon spült bis an die Knie der Vorwärtsstürmenden der eiskalte Schlamm. Vorwärts, vorwärts, vielleicht gelingt es doch noch vorzudringen. Der Schlammstrom steigt, er

wird heftiger und reißender, Angstschreie gellen durch die Strecken, die Vorwärtseilenden taumeln, Steine schmettern gegen ihre Unterschenkel, der reißende Strom umspült bereits ihre Brust, reißt ihnen die Kleider ab, zurück! zurück!

Es muß Kehrt gemacht werden und die Flucht beginnt jetzt nach rückwärts vor den ihnen folgenden, sich zischend daherwälzenden Massen des schwimmenden Gebirges. Eine erhöhte Stelle wird erreicht und die durchnäßten, vor Schreck und Anstrengung zitternden Menschen sammeln sich hier eng zusammengepreßt, und wenn auch ihre Füße noch die kalte Fluth umspült, so sind sie doch vorläufig in Sicherheit! Die Lampen, soweit sie noch vorhanden sind, werden wieder entzündet, und nachdem man der Freude darüber, daß Alle noch am Leben, Ausdruck gegeben, wird Rath gepflogen, was zu thun sei. Wohlgemerkt, die 36 oben im Gerhardsflötz wissen nichts von dem Vorhandensein der 7 Mann im Heintzmannsflötz, und auch diese wissen wiederum nichts von denen da oben. Der erste Schreck ist vorüber, noch dauert das Krachen in immer größeren Zwischenräumen fort — nach sachverständiger ungefährer Schätzung sind ungefähr 200,000 Kubikm. Wasser und Schlamm in das Bergwerk eingedrungen — aber bei den an Gefahr gewohnten Bergleuten ist an die Stelle des Schreckens die ruhige Ueberlegung getreten. Es wird recognoscirt, ob es nicht möglich sei, durch Nebenstrecken einen Ausweg zu finden; das Resultat der Untersuchungen ist aber ein sehr trauriges, überall versperren sich mehr und mehr festsetzende Schlammmassen den Weg. Das entmuthigt zwar etwas die Abgeschnittenen, aber noch haben sie Hoffnung und sie vertrauen auf Gott und unerschütterlich auf die Hilfe der Kameraden.

Es kommt die erste Unannehmlichkeit, der Frost. Die Menschen in den durchnäßten Kleiderüberresten frieren und drängen sich zitternd aneinander, um sich gegenseitig zu erwärmen. Auf einem Raum von wenigen Metern stehen da oben im Gerhardsflötz 36 Menschen aneinandergeschmiegt, Jünglinge, kaum den Knabenjahren entwachsen, und Männer mit ergrauendem Haar, die schon mancher Katastrophe beigewohnt, aber keiner so schrecklichen, wie diese.

Den Athem halten Alle an. Wie aus weiter weiter Ferne klingt ein leiser, langgezogener Ruf. Das sind die Retter, die nahen! Man muß antworten! Die Eingeschlossenen rufen einzeln, dann zusammen. Sie schreien so laut, so mit Anspannung aller Kräfte, daß ihnen die Brust zu zerspringen droht; sie finden einen eisernen Förderwagen, auf diesen schlagen sie mit ihren Aexten los, daß es donnernd durch die Strecken hallt! Vielleicht hört man das und entdeckt, daß sie noch leben und zu retten sind. Dann zerstreuen sie sich, um dem Schalle nachzugehen und als sie an den nach unten führenden Schacht kommen, entdecken sie, daß das Rufen, allerdings noch immer sehr schwach, von unten vom Heintzmannsflötz herkommt. Die Unglücklichen, sie ahnen ja nicht, daß es die gleich ihnen eingeschlossenen 7 Leidensgefährten sind, die um Hilfe rufen! Sie glauben die Retter zu hören, und verzweifeln, daß sie ihnen nicht näher kommen.

Da beschließt einer, durch den Verbindungsschacht nach unten zu gelangen. Es werden zwei Stricke, die man auffindet, zusammengeknüpft, und er läßt sich in die Tiefe von 22 Metern herab. Bange lauschen die oben bleibenden. Da hören sie einen gedämpften Schrei von unten heraufdringen, der Strick ist leer und abgerissen, der Unglückliche ist herabgestürzt.

Niedergeschlagenheit und Furcht treten an die Stelle der plötzlich erwachten Hoffnung auf Rettung. Allmählig kommen die oberen 35 auch dazu, einzusehen, daß das Rufen von Leidensgefährten herrührt, und das ist ein schlimmer Trost, denn wenn diese unten noch nicht gerettet sind, an welche man von der Sohle des Zimnolschachtes aus zuerst gelangen muß, so ist für die oben noch weniger Aussicht und Hoffnung vorhanden. Die beiden Parteien waren gar nicht so weit von einander entfernt, aber der Schall des Rufens konnte sich nicht ordentlich fortpflanzen, weil er ein Hinderniß in den die Strecken fast bis zur Firste füllenden Schlammmassen fand, außerdem aber die Luftzirkulation eine außerordentlich schlechte war.

Der Sonntag war gekommen und die 35 brachten ihn im Gebet zu. Von der Oberwelt kam kein Zeichen, als in gewissen Pausen ein leises Zittern und Beben der Erde, verursacht durch die in der Nähe vorüberfahrenden Eisenbahnzüge. Die Nacht zum Montag war noch nicht halb vergangen, als ein neues Entsetzen die Unglücklichen traf — die Lampen begannen zu verlöschen. Wohl war noch etwas Oel, wenn auch in geringer Menge vorhanden, aber die Luft bot nicht mehr Sauerstoff genug. Man merkte das auch am Athmen, das nicht mehr so leicht wie früher von statten ging. Ein neues Schreckgespenst erschien für die Armen! Der Tod durch Erstickung, welcher eintreten mußte, wenn nun nicht bald Hilfe nahte. Diese neue Angst und Seelenpein, die undurchdringliche Finsterniß, die sie umgab, der Frost, der den Körper fast bewegungsunfähig, der Hunger, der sich wüthend geltend machte, der brennende Durst, der nur zum geringen Theil und mit welchem Getränk! gestillt werden konnte, das war wohl Jammers genug! Aber noch jetzt ist nicht alle Hoffnung geschwunden, noch sind die 3 Tage nicht vorbei, und schließlich glaubt man, es könne doch viel-

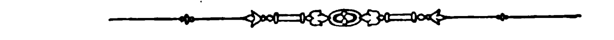
leicht einen Tag länger dauern, dann sei die Rettung gewiß. Aber der Dienstag ist vergangen und von Rettung keine Spur. Die künstlich genährte Hoffnung beginnt zu ersterben, die dumpfe Verzweiflung tritt an ihre Stelle. Der Hunger macht sich jetzt als brennender Schmerz im Magen und den Eingeweiden geltend, die schlechte Luft verursacht betäubende Kopfschmerzen und einzelne schwächere Leidende beginnen zu deliriren, sie regen mit Schreckensschreien die anderen auf, denn sie glauben Lichter, Geister, ihre Angehörigen zu sehen. . . . Die Zeitrechnung ist verloren gegangen; — man hat in der ersten Zeit nach Erlöschen der Lampen noch nach den Uhrzeigern mit den Fingern getastet; — jetzt weiß man nicht mehr, wie viel Tage vergangen, — welche Zeit es ist, man weiß nur noch, daß an Rettung nicht mehr zu denken ist. Jetzt werden wieder heiße Gebete laut, aber nicht mehr das Leben, sondern um den erlösenden Tod! Sie schreien zu Gott empor um die Gnade eines schnellen Sterbens.'. . . Sie sind still geworden, die 35, nur noch selten ein leises Wimmern und Stöhnen; keiner weiß mehr, ob alle Anderen noch leben, hin und wieder schließt eine Art Halbschlaf die Augen der nur noch mit großer Mühe Athmenden, und ein unseliger Traum gaukelt ihnen Bilder vor von herrlichen Speisen und Getränken, zeigt ihnen ihre Lieben, läßt sie sich selbst sehen im Kreise ihrer Familien, bis sie zu neuem Entsetzen erwachen. Die Pulse schlugen langsamer, der Herzschlag beginnt sich zu verzögern. Langsam, o wie unsäglich langsam naht durch die Finsterniß der Tod! — —

"Suchaj!" Dieser Ruf (suchaj, höre) wird langgezogen im Bergwerk als Signal für „Achtung" oder Anruf abgegeben. An das Ohr der Erstarrten und Sterbenden, die da übereinander liegen, dringt dieser Ruf, aber keiner beachtet ihn, denn er glaubt an eine Täuschung.

'Suchaj!' klingt es näher und deutlicher, und noch einmal flackert die Lebensflamme auf. Die Retter nahen, noch ein banges Harren von Stunden, da begrüßt der letzte der Geretteten das Tageslicht und verläßt das Grab, in dem er 170 Stunden eingeschlossen gewesen.

Als der Strick riß, an welchem, wie erzählt, jener von den oberen 36 sich nach dem Heintzmannsflötz herabließ, fand der Mann nicht seinen Tod, sondern fiel in den Schlamm, aus dem er sich wieder ziemlich unverletzt herausarbeitete. Nach unsäglicher Mühe gelang es ihm, bis zu den 7 anderen Eingeschlossenen vorzudringen, welche zufällig im Besitz eines Brotes waren. Er litt dadurch mit ihnen weniger als seine oben zurückgebliebenen 35 Kameraden, auch wurde er mit den 7 Anderen 14 Stunden früher gerettet als jene. Aber nur durch ihn erfuhren die Retter genau, wo sich die 35 Eingeschlossenen befanden, welche verloren waren, wenn die Hilfe nur 12 Stunden später kam. Ihr Puls machte, trotz der Aufregung der Rettung, nur noch 40 (statt mindestens 80) Schläge in der Minute und die Arbeit des Herzens war in beängstigender Weise verlangsamt. Die Kranken erhielten unter strengster Aufsicht und in kleinen Quantitäten, aber dafür öfter, Wein, geschabtes Fleisch, Milch, Bouillon und andere kräftige Speisen. Da sich auch kräftigender Schlaf einstellte, sind alle genesen. In 14 Tagen waren die Kräftigeren gesund, in 4—6 Wochen die Schwächeren."

Eingesandt von G. Frei.



Deutsche Kolonie in Afrika.

Editor.

Die Deutschen können keine eigenen Kolonien gründen; sie sind viel zu ideal und es gehört der Angelsachse dazu, um Staaten in fremden Welttheilen aufzubauen." Diesen Satz haben wir in unserer Jugend so oft gehört, bis wir demselben Glauben schenkten, und diese Meinung ist auch heute eine noch weit verbreitete.

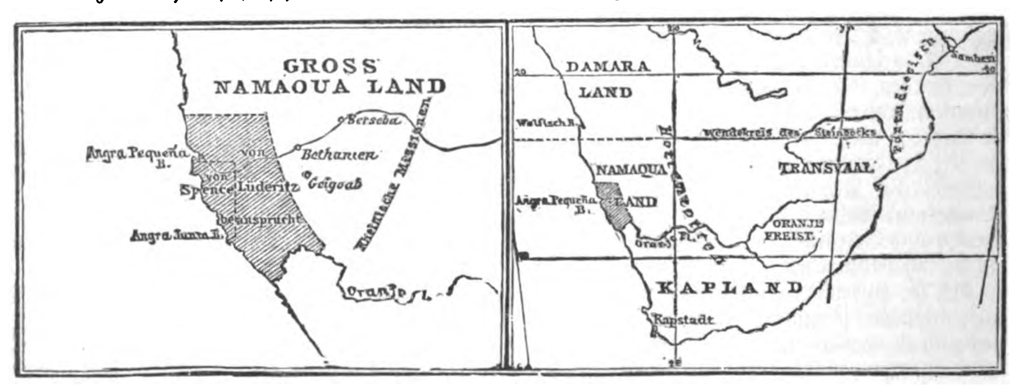
Freilich konnten die Deutschen keine selbständigen Kolonien gründen, — weil kein deutsches Reich den nothwendigen Schutz und Rückhalt bot und die deutsche Kleinstaaterei alles schachmatt legte. Daß aber der Deutsche allerorten fortkommt und gedeiht, das beweisen die über die ganze Erde zerstreuten deutschen Niederlassungen. Auch hat er gar viel Verwandtschaftliches mit dem Kolonien gründenden Engländer, so daß wenn eine Großmacht hinter ihm steht, er ebenfalls „Staaten in der Wildniß wird bilden können".

Solche Großmacht ist das neue deutsche Reich und dessen großer Kanzler hat sich schon längst nach einem unbesetzten Stück Erde umgesehen, um daselbst die überflüssigen Kräfte Deutschlands zu verwerthen. Ein solches Land scheint jetzt an der Südwestküste von Afrika, nördlich vom Kapland und südlich an den Oranjefluß grenzend gefunden zu sein. Daselbst liegt die

kleine Meeresbucht Angra Pequena (zu deutsch die kleine Einbuchtung) unter 26°, 38′ südl. Breite und 15°, 7′ östl. Länge. Hier hat ein Herr Lüderitz aus Bremen einstweilen eine kleine Handelskolonie gegründet, welche den Grund eines deutschen Staats in Afrika bilden soll. Darum liest man gegenwärtig so viel von Angra Pequena in deutschen Zeitungen. Kaum aber hatte der Bremer Kaufmann daselbst Fuß gefaßt, als sich die britische Regierung im Kapland beeilte, jenen Landstrich für englisches Eigenthum zu erklären. Fürst Bismarck telegraphirte jedoch dem deutschen Consul in der Kapstadt, er solle den dortigen britischen Behörden erklären, daß die Niederlassung des Bremer Hauses Lüderitz in Angra Pequena unter dem Schutze des deutschen Reiches stünde.

Während sich nun der britische Löwe besinnt, was da zu machen sei, schauen wir uns die Landschaft etwas näher an. Die Küste ist eine bergige Wüste ohne Wasser und eignet sich nur als Handelskolonie, als Eingangsthor und zur Erzgewinnung; dahinter aber — etwa 150 Meilen im Innern liegt fruchtbares Land, das von den Eingeborenen zur Viehzucht benützt wird. Daselbst haben rheinische Missionare blühende Missionsstationen (Bethanie, Berseba u. s. w.) gegründet. Lüderitz faßte vorläufig nur das Küstengebiet von Namaqua Land ins Auge und kaufte von den dortigen Häuptlingen einen Landstrich in der Breite von 20 deutschen Meilen südwärts bis zur Grenze der britischen Kap-Kolonie und nordwärts bis zum 26° südl. Breite. Ein Herr Spencer aus der Kapstadt macht auf einen Theil dieses Landes alte Ansprüche, was auf unserer Karte angedeutet ist.

In der kleinen Bucht von Angra Pequena weht die deutsche Flagge, liegen deutsche Kriegsschiffe und erklingen deutsche Lieder. Später kommen vielleicht auch die deutschen Bergleute, um das Kupfer aus den Bergen zu holen, welches sich dort in Masse finden soll, und die deutschen Landbauern, um das Hinterland zu kultiviren.



Herr Pastor Büttner aus Ostpreußen, welcher früher in Damara Land (nördlich von Angra Pequena als Missionar wirkte, hat kürzlich eine interessante Schrift über jene afrikanischen Strecken herausgegeben, welcher wir einige Stellen entnehmen:

„Es wurde an mich," sagt der Verfasser, „in der letzten Zeit oft genug die Frage gerichtet, was sucht eigentlich Lüderitz, was sucht Deutschland in Angra Pequena? Ich antworte im folgenden darauf, indem ich nachweise, zum Theil aus eigener Erfahrung, was Deutschlands Söhne in mühevollster Arbeit bereits in denjenigen Theilen Südwestafrikas erarbeitet haben, zu denen Angra Pequena (und die Walfischbai) die Thore sind. Wenn in jenen Häfen die deutsche Fahne aufgehißt wird, so geschieht es nicht in dem Sinne, in welchem ein zufällig ansegelnder „Entdecker" durch eine äußerliche Ceremonie „herrenloses" Land für sein eigen erklärt. Sondern seit fast 50 Jahren haben bereits Deutsche dort gearbeitet und Christenthum und Kultur in jene wilden Gegenden hineinzupflanzen angefangen. Allerdings schien es bisher fast zu einem unumstößlichen Satz des Völkerrechts geworden zu sein, daß die Früchte deutscher Kulturarbeit immer den fremden Nationen in den Schoß fallen mußten. Wir danken Gott, daß sich nun die Zeiten geändert haben und hoffen, er werde wie in Europa so in aller Welt Deutschlands Fahne ein Panier werden lassen, welches Frieden und Recht aller strebsamen Arbeit gewährleistet."

Der Verfasser schildert dann eingehend, wie alle civilisatorische Arbeit auch in der Walfischbai und ihrem Hinterlande von Deutschen gethan ist, wie ein deutscher Missionar — allerdings im Dienste einer englischen Missionsgesellschaft — der erste Europäer war, der in den dreißiger Jahren durch Namaqualand bis nach Damara- (oder richtiger Herrero-) Land vordrang und wie nach der kurzen, ziemlich wüsten Episode der "Walfishbay copper mining company", die allerlei englische und schwedische Abenteurer und mit ihnen europäische Laster und daneben auch die den Viehstand decimirende Lungenseuche ins Land brachte und mit einem Krach endigte, wiederum deutsche und ausschließlich deutsche Missionsgesellschaften unter den denkbar größten Schwierigkeiten und allerdings auch allerhand Mißgriffen hier das Werk der Civilisation för-

derten und für die Ausbreitung des Reiches Gottes thätig waren. Aus diesem Abschnitt möchten wir, obgleich das Thema hier eigentlich für uns abseits des Weges liegt, wenigstens die folgende, zur Beleuchtung einer ebenso anspruchsvollen wie seichten „Wissenschaft", die jetzt eine Art Landplage bildet, dienende Stelle mittheilen:

„Man macht sich in Europa im allgemeinen keine rechte Vorstellung von den geistigen Fähigkeiten der sogenannten „Wilden". Es ist ja noch nicht lange her, daß mit großer Begeisterung von vielen die Meinung kolportirt und angenommen wurde, diese „Wilden" ständen geistig nicht viel höher wie der Gorilla und wir fänden sicher noch irgendwo in Centralafrika den Menschen im thierischen Urzustande. Davon kann nun ja überhaupt keine Rede sein, und schon auf Grund der bloßen anatomischen Vergleichung eines Kaffer und eines Gorillahirns wird ja der Unterschied völlig deutlich. Noch mehr tritt er zu Tage, daß sie zunächst genau solche Menschen sind wie wir, wenn man sich unter ihnen bewegt, in ihre Sprache und Denkweise hineindringt. Da findet man denn bald eine Reihe von Thatsachen, welche mit dem Schmutz und der Unkultur, von der der europäische Reisende heutigen Tages sich abgestoßen fühlt, nicht zusammenstimmen wollen, und die darauf hinweisen, daß die geistige Entwicklung dieser Völker sich schon seit langer Zeit nicht in aufsteigender, sondern in absteigender Linie bewegt, und die man nicht anders als Ueberreste aus einer besseren Zeit ansehen kann. Dahin gehört z. B. der kunstvolle Bau der Sprachen, deren Formenreichthum und Regelmäßigkeit in der Grammatik ins Unglaubliche steigt. Dahin weist, daß die vergleichende Sprachforschung es als unzweifelhaft ergiebt, daß auch die Bantuneger ursprünglich Monotheisten waren und zum Theil noch bis auf diesen Tag eine Art von Bewußtsein davon haben, wenn sie sich auch um den ewigen unsterblichen Gott im Himmel nicht kümmern und in der Praxis lieber ihre verstorbenen Ahnen anbeten. Darauf weisen die Ueberreste von gottesdienstlichen Gebräuchen, deren Sinn dem Volke selbst jetzt völlig verloren gegangen und die doch nur dann erklärlich sind, wenn man sie mit denjenigen religiösen Ceremonien vergleicht, von denen wir sonst aus der Urzeit der Menschheit hören. Auch die wenigen technischen Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche sich noch bei den Eingeborenen Afrikas vorfinden, lassen sich in Wahrheit nur als Ueberreste alter Cultur erklären, die Leute selbst haben schon lange nichts Neues erfunden, sondern handeln nur noch nach Anleitung der Tradition. So weist alles darauf hin, daß diese sogenannten „wilden" Völker zu der übrigen Menschheit in dem Verhältniß stehen, wie Vagabunden zu ihren Stammesgenossen, zwischen denen sie umherschweifen.

„Auch findet man bei näherem Zusehen beim Unterricht in der Schule immer wieder, daß die geistigen Fähigkeiten dieser „Wilden" um nichts von den geistigen Fähigkeiten des Durchschnittes in Europa zurückstehen. Allerdings giebt es auch dort Dumme und Kluge und mit einzelnen Schülern ist auch dort nichts für die Wissenschaften zu erreichen, aber wenn man die besser begabten und fleißigen vornimmt, so stellt sich heraus, daß diese Herero und Hottentotten ebensogut fremde Sprachen lernen wie die Europäer, daß sie für die Musik sicher nicht weniger begabt sind, daß sie im Geschäftsverkehr ebenso schlau und listig sind, als irgend ein europäisches Handelsvolk. Von dem diplomatischen Talente des Hererofürsten Kamaharero habe ich schon vorhin gesprochen. Auch wenn man das ganze Staatswesen dieser Afrikaner ansieht, unter denen die Unterschiede der Stände genau fixirt sind, obwohl sie alle mit Ocker und Butter beschmiert halbnackt umherlaufen, so wäre alles unerklärlich, wenn man es mit Wesen, welche sich aus dem herdenartigen Zustand der Thiere „emporarbeiten", zu thun hätte, während alles verständlich wird, wenn wir die gegenwärtigen Zustände als Ueberreste aus jener Zeit ansehen, wo ihr einfaches patriarchalisches Regiment von dem der Arier nicht viel verschieden war."

Dieses deutsche Ansiedlungs-Unternehmen darf nicht verwechselt werden mit der sogenannten Congofrage. Durch Stanley's Entdeckungen wurde die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf das Congoflußgebiet in Central-Afrika gerichtet, welches so groß ist als das Mississippigebiet, und weit nördlich von Angra Pequena um den Aequator herum liegt. Wer dieses Congogebiet haben soll, darüber sind die Großmächte noch nicht einig. Gewiß aber ist es, daß die neue Großmacht — Deutschland — auch ein Wort sprechen wird bei Entscheidung dieser Frage.

Die Zeitungen der Welt.

Von Technikus.

Kürzlich wurde ein aus zwei Bänden bestehendes Werk herausgegeben; dasselbe enthält die Namen von 34,000 Zeitungen, Magazinen und Vierteljahrsschriften, wie sie in jedem Reich und allen Theilen der Erde erscheinen, mit vielen andern darauf bezüglichen Informationen.

Der erste Band enthält die Namen von 11,207 Zeitungen und Zeitschriften in den Vereinigten Staaten und 624 von Britisch Nord-Amerika.

Der zweite Band bringt die aller andern Länder der Welt, und verbreitet damit zugleich Licht über gewisse Eigenschaften verschiedener Völker.

Nachstehende Tabelle giebt an, wie sämmtliche Zeitungen sich auf die Länder vertheilen und wie viel Exemplare pro Jahr auf jeden Kopf kommen.

	Einwohnerzahl.	Zahl der Zeitungen.	Verhältniß pro Kopf.
Europa	301,356,369	19,557	24.38
Nord-Amerika	76,033,776	12,400	36.66
Asien	1,007,128,657	775	0.01
Süd-Amerika	29,988,509	699	3.92
Australien	3,670,850	661	30.63
Afrika	205,000,000	182	0.01

Hieraus ist zu ersehen, daß Europa zwar am meisten Zeitungen veröffentlicht, aber in Hinsicht des Verhältnisses zur Bevölkerung von Nord-Amerika und Australien übertroffen wird. Europa und Nord-Amerika zusammen bilden nur etwa ein Viertheil der bewohnbaren Erde und nur ein Viertheil der Erdbevölkerung, dennoch kommen auf diese beiden mehr als neun Zehntel (93.23 Proz.) aller existirenden Zeitungen.

Wie das Verhältniß pro Kopf herauskommt, ist nicht zu sagen, da eine Anzahl englischer Herausgeber sich weigern, ihre Abonnentenzahl bekannt zu machen. Doch da dies nur einige wenige sind, ist anzunehmen, daß dadurch das Verhältniß sich nicht viel anders gestalten würde. Eine freie Berechnung zeigt, daß an täglichen, wöchentlichen und monatlichen Zeitschriften die Presse Amerikas 2,800,000,000 Abdrücke per Jahr herausgiebt. Australien verbreitet über 112,000,000 Exemplare seiner Zeitungen jährlich, und die jährliche Produktion Europas beläuft sich auf 7,300,000,000 Exemplare — eine ungeheure Menge von jeder nur denkbaren Qualität, gute, schlechte und mittelmäßige, von allerlei Richtungen und in jeglicher Gestalt, die man sich unter dem Himmel nur denken kann.

Eine weitere Berechnung zeigt, daß Großbritanien am besten mit Zeitungen versehen ist, worauf Belgien folgt und dann in dritter Reihe die Ver. Staaten. Die jährlich auf jeden Einwohner dieser drei Länder kommende Zahl von Exemplaren vertheilt sich wie folgt: Großbritanien 64.01; Belgien 59.20; Ver. Staaten 51.06.

Die Gesammtzahl britischer Publikationen beträgt 4082, wogegen in Deutschland 5529 Zeitungen aller Art erscheinen. Merkwürdig ist, da Deutschland doch den Vortritt hat in der Wissenschaft, daß kaum 5 Prozent all dieser Zeitschriften monatliche oder vierteljährliche Magazine sind.

Wie von vorn herein anzunehmen ist, nimmt London mit seinen 4 Mill. Einwohnern unter allen Großstädten den ersten Rang ein; die Zahl seiner Zeitschriften beläuft sich auf 2000, mit einer jährlichen Cirkulation von über 1,017,000,000 Exemplaren.

Nach London kommt Paris. Diese Stadt zählt beinahe 2,000,000 Einwohner, veröffentlicht 1553 Zeitschriften, welche in 1,100,000,000 Abdrücken per Jahr verbreitet werden, so daß die Pariser bei weitem besser versehen sind mit Lesestoff als ihre englischen Nachbarn.

New Yorks und Brooklyns Bevölkerung kommt an Zahl der von Paris etwa gleich. Daselbst erscheinen 587 Zeitschriften, die eine jährliche Cirkulation in 516,000,000 Exemplaren haben. Berlin veröffentlicht 536; Wien 483; Madrid 253; Brüssel 233; Rom 213; St. Petersburg 183; Moskau 57.

Aus diesen Angaben ersehen wir, daß eine übergroße Mehrzahl aller Zeitungen in 4 Sprachen veröffentlicht wird. Selbstverständlich stehen die englischen Zeitungen obenan, da ja auch in Nord-Amerika und Australien die Englischredenden in der Mehrzahl sind. In nächster Reihe kommt Deutsch; in dritter Französisch und in vierter Spanisch. Das Verhältniß ist wie folgt: Englisch 16,500 Zeitschriften; Deutsch 7,350; Französisch 3,850; Spanisch 1,600.

Aus den 34,000 Zeitschriften in der ganzen Welt entfallen beinahe 32,000 auf Europa und Nord-Amerika allein; während kaum mehr als 2000 auf die übrigen Erdtheile kommen! Von diesen letzteren veröffentlicht nur Süd-Amerika so viele Zeitungen, daß jeder Einwohner drei Mal des Jahres eine Zeitung zur Hand bekömmt.

Die Gesammtzahl der Zeitungen, die Asien und Afrika zusammen jährlich herausgiebt, beträgt 227,000,000, wonach im Verhältniß zur Bevölkerung jede Person nur alle 10 Jahre eine Zeitung zu lesen bekäme. Natürlich ist der Zeitungsvertrieb in Afrika ja auch auf den äußersten Norden und Süden beschränkt; an der Westküste ist damit erst ein schwacher Anfang gemacht. Gleicherweise hat Asien Zeitungen nur in gewissen Theilen der Türkei, Persiens, in China und Japan aufzuweisen. In Arabien, Afghanistan und Turkestan sieht man nichts dergleichen.

In China giebt es nur 22 Zeitschriften, wovon 12 in chinesischer, 9 in englischer und 1 in französischer Sprache. Die Leserzahl dieser wenigen Blätter ist dazu so gering, daß man fast sagen könnte, eine Zeitung sei den 400,000,000 Bewohnern des himmlischen Reiches ein unbekanntes Ding.

Mit 3 Ausnahmen werden Chinas sämmtliche Zeitschriften in 4 Hafenorten herausgegeben, welche Ausländern geöffnet sind. Shanghai hat deren 15, Ningpo, Foochow und Amoy sind die Mütter der übrigen. Von den 3 Ausnahmen ist noch zu bemerken: 2 erscheinen in Hankow, 700 Meilen von der Mündung des großen Flusses Yang-tsi-Kiang. Selbst Canton mit seinen 1,500,000 Einwohnern besitzt keine einzige Zeitung. Die dritte und einzige Zeitung des weiten nördlichen Theiles Chinas,

ist die „Pekin Gazette", ein rein amtliches Blatt, das nur kaiserliche Edikte 2c. bringt.

In grellem Contrast zu den steif-konservativen Chinesen stehen die ultra-progressiven Japanesen, die unskrupulös irgend etwas mit Freuden annehmen, was von Fremdlingen eingeführt wird. In keiner andern Sache tritt dieß aber so zu Tage, als in der raschen Entwickelung des Zeitungswesens. Ueber 250 Zeitschriften veröffentlicht die dortige Presse und diese cirkuliren frei unter dem Volke.

Obgleich Japan das schlagendste Zeugniß rascher Entwicklung bietet, so ist doch der gegenwärtig ungeheure Aufschwung der Presse, gegen deren beschränkten Einfluß vor 50 Jahren gehalten, im höchsten Grade staunenerregend. Welch ein Unterschied zwischen jenen unansehnlichen, schlecht gedruckten, noch schlechter illustrirten, fast unleserlichen Zeitungen und Magazinen vor 50 Jahren und denjenigen der Jetztzeit!

Das Werk, auf welches wir uns im Anfang bezogen und dem wir unsere Angaben entnehmen, enthält auch eine höchst interessante Reihe von Holzschnitten, welche aus den Hauptzeitungen aller Völker entnommen sind und beginnt mit einer in London im Jahr 1622 gedruckten Zeitung, also aus der Zeit, da Zeitschriften eigentlich ihren Anfang nahmen. Der Titel heißt: „Wöchentliche Nachrichten aus Italien, Deutschland, Ungarn, Böhmen, Frankreich, Schweiz und den Niederlanden. Uebersetzt aus dem nieder-deutschen Original und zu haben bei Nicholas Bourne in Popeshead Pallace." Dieß ist wahrscheinlich der Rest einer roh geschnittenen Holztafel und hat ungefähr das Lexikon-Format. Nachdem kommt ein französisches Produkt aus dem Jahr 1631, verziert mit den königlichen Wappen.

Ferner kommt das „Wöchentliche Unterhaltungsblatt", wie es 1723 erschien. Dies ist eine wöchentliche Ausgabe von 8 Seiten, Lexikon-Format, mit einem Titelbild von Albert Dürer, das im Hintergrund eine flüchtige Leseprobe zeigt, mit allegorischen Figuren im Vordergrund und in den Wolken.

Nachdem finden wir eine Gruppe alter amerikanischer Zeitungen, welche in Boston und Baltimore erschienen in dem Zeitraum von 1704—1775. Im Jahr 1704 wurde die allererste amerikanische Zeitung in Boston gedruckt.

Gruppen von 40 spanischen, 16 römischen, 40 süd-amerikanischen, 27 religiösen Zeitungen der westlichen Staaten, 22 prominente deutsche und 16 französische Provinzial-Zeitungen, 15 Pariser illustrirte, 10 leitende Modejournals der Ver. Staaten und 19 deutsche illustrirte Zeitungen sind so wunderbar treu wiedergegeben, daß wir fast meinen könnten, wir hätten das Original vor uns.

Einzelne Seiten sind entweder einem fremdartig aussehenden russischen Journal, indischen, griechischen, syrischen Zeitungen gewidmet oder auch einer Zeitung aus Hawai, Buenos-Ayres. Auch Ueberbleibsel einer deutsch-amerikanischen Zeitung und einer solchen von Amsterdam entdecken wir. Außerdem mehrere Zeitschriften aus aller Herren Länder, in allerlei Sprachen, solche die es mit Religion und solche, die mit Handel und Gewerbe zu thun haben.

Es ließe sich diese Liste noch vervollständigen, und auch noch manches andere ließe sich hinzufügen, — doch das Gesagte genügt, um zu zeigen, daß die Presse eine Großmacht ist, die viel Gutes schon gestiftet hat und noch thut; leider in unsrer Zeit aber auch viel Böses und Unheil anrichtet.



Christ, Jude und Heide.

Eine historische Erzählung aus der römischen Kaiserzeit.

Von O. H.

Viertes Kapitel.

Das Gastmahl des Trimalchio.

Wer die lächerliche Figur des dickleibigen Trimalchio auf der Straße sah, ohne ihn selbst zu kennen, vermuthete schwerlich in ihm den Herrn des Palastes, welcher zu den ersten Prachtbauten Roms zählte und ihm gehörte.

Die der Cäsarenzeit eigenthümliche Verschwendung erreichte hier ihren höchsten Grad. Eine dreifache Säulenhalle umgab das langgestreckte Gebäude, dessen Säle und Zimmer buchstäblich mit Gold überzogen und mit Edelsteinen und Perlen ausgelegt waren. Kostbare Bildwerke aus Griechenland und Kleinasien bildeten den Schmuck der Zimmer; Mosaikfußböden ahmten Malereien täuschend nach, und die elfenbeinerne Täfelung der Decke des Speisesaals, welche von

zwanzig Säulen aus orientalischem Alabaster getragen wurde, konnte verschoben werden, um Blumen oder wohlriechendes Wasser auf die Speisenden herabzuschütten.

Das Triclinium, wie das altrömische Eßzimmer genannt wurde, war in dem Hause Trimalchios das prachtvollste Gemach, denn er hielt sich am meisten darin auf, und Luxus und Bequemlichkeit gaben dort den Gästen den besten Begriff von seinem Reichthum und Geschmack.

Die mit kostbaren Teppichen und schwellenden Pfühlen bedeckten Klinen (Ruhelager), welche die drei Seiten der quadratischen Tafel einnahmen, während die vierte für die Speisen auftragenden Sklaven zugänglich blieb, luden die Freunde, welche Trimalchio heute zur Coena (Hauptmahlzeit) eingeladen hatte, zum niederlegen ein, und die Pracht der rings im Gemache auf kostbaren Tischen vertheilten Schaugeräthe, sowie die mit den leckersten Speisen besetzte Tafel, übten ihren Zauber auf die Stimmung der Gäste aus.

Der reiche Hausherr hatte noch nichts von dem Grunde verlauten lassen, warum er seine Genossen heute schon wieder um sich versammelte, nachdem er ihnen kurz zuvor ein so reiches Gastmahl gegeben, daß ein lecker gebratener Eber nicht einmal angerührt worden war. Er sparte sein Anliegen für den Nachtisch und das sich daran anschließende Zechgelage auf, da er aus Erfahrung wußte, daß dann die Freunde zu seinem Willen sein würden.

Die in einem Nebensaale sitzenden Musiker hatten bereits mit ihren Tafelweisen begonnen, die Gäste ruhten auf den Klinen und die Gustatio, wie man die aus pikanten Gerichten bestehende Vorkost nannte, befand sich bereits in vollem Gange, als sich Trimalchio von mehreren Mohrensklaven in das Triclinium tragen ließ und, gegen alle feinere Sitte, den ersten Platz an der Tafel einnahm. Seine mit Ringen und Spangen verzierten Hände und Arme starrten heute von Gold und Edelsteinen, während der dicke Hals von einer breiten, mit Purpurstreifen, Fransen und Troddeln geschmückten Serviette bedeckt wurde.

„Wir wollen heute da fortfahren, wo wir neulich stehen geblieben sind," eröffnete der Gastgeber das Gespräch und steigerte dadurch die Erwartungen der durch seine lukullischen Mahle bereits verwöhnten Genossen auf das höchste.

Man hatte bereits von den auf der Tafel aufgesetzten Fischen und Austernvorräthen genügend gekostet und wandte sich einem auf einem Speisebrett stehenden Esel von korinthischem Erze zu, der mit zwei Säcken beladen war, welche weiße und schwarze Oliven enthielten. Neben ihm befanden sich auf einem silbernen Roste siedende Würste, und unter demselben syrische Pflaumen mit Granatäpfelkernen. Gleichzeitig wurde ein zweites Speisebrett mit einem Korbe präsentirt, worin eine hölzerne Henne mit ausgebreiteten Flügeln saß. Unter Musik näherten sich jetzt zwei Sklaven; dieselben begannen das Nest der brütenden Henne zu durchsuchen und brachten Pfaueneier hervor, welche sie unter die Gäste vertheilten.

„Freunde," äußerte Trimalchio mit einem geheimnißvollen Lächeln, „ich habe der Henne Pfaueneier unterlegen lassen, doch fürchte ich, daß wir sie nicht mehr werden ausschlürfen können. Indessen wollen wir es versuchen."

Auf einen Wink des Gebieters wurden schwere goldene Löffel vertheilt und die aus Teig gebildeten Eier damit durchstoßen.

„Hähähä," lachte währenddem Eucolpius, der älteste der Gäste, „dahinter muß irgend etwas Gutes stecken."

Er hatte nicht falsch geurtheilt, denn der Inhalt des vermeintlichen Eies bestand aus einer mit gepfeffertem Eidotter umgebenen fetten Schnepfe.

„Freund Trimalchio weiß doch immer zu überraschen," äußerte ein kleiner, beweglicher Mann, der seines Zeichens ein Kuchenbäcker war, sich aber von dem Geschäft zurückgezogen hatte.

„Es ist nur ein kleiner Anfang," prahlte Trimalchio und ließ die Mischkrüge kommen, während auf ein von der Musik gegebenes Zeichen die Vorkostaufsätze von einem singenden Chor schnell hinweggeräumt wurden.

Im alten Rom pflegte man bekanntlich den Wein stets mit Wasser zu mischen, welches Geschäft von jugendlichen Sklaven besorgt wurde, indem sie den Wein in ein zierliches, mit heißem Wasser gefülltes Bronzegefäß gossen, aus dessen Hahn dann die Calta abfloß.

Inmitten des durch das Abräumen entstandenen Getümmels fiel ein silberner Teller auf die Erde. Einer der Sklaven bückte sich danach; doch kaum hatte Trimalchio dies bemerkt, als er ihm eine Ohrfeige gab und die inhaltsschweren Worte hinzufügte:

„Und wenn hunderte von Tellern zu Boden fielen, so hast du sie nicht aufzuheben. Das schickt sich nicht, da unser Vorrath an Gold- und Silbergeschirr ein unermeßlicher ist."

So legte denn der Diener gehorsam den Teller wieder auf den Boden, und bald nachher trat ein Kammersklave ein und kehrte mit den Abfällen des Mahles auch jenes Silbergeschirr aus.

Die Musik spielte jetzt alexandrinische Tänze, die zu jener Zeit sehr beliebt waren. Trimalchio schlug den Takt mit den Fingern und bewegte kokett das dicke Haupt von einer Seite auf die andere. Die Tischgenossen ahmten ihm nach,

bis zwei äthiopische Sklaven mit kleinen Schläuchen erschienen, aus denen sie den Gästen zum Waschen Wein auf die Hände gossen, denn Wasser achtete der Gastgeber selbst dafür zu gering.

Jetzt brachten mehrere Diener gläserne Flaschen, die sorgfältig vergipst waren und an deren Hälsen Etiketten mit der Inschrift hingen: „Opinianischer hundertjähriger Falerner.“ Gleichzeitig begann die zweite Abtheilung der Mahlzeit. Neue Sklaven präsentirten ein rundes Speisebrett, welches die zwölf Zeichen des Thierkreises enthielt. Ueber jedes derselben hatte der Anrichter eine Speise von entsprechendem Stoff gesetzt, wie z. B. über den Schützen einen Hasen und über die Wage einen Wagebalken, auf dessen einer Seite eine Torte und auf dessen anderer ein Kuchen lag. Die Mitte des Speisebrettes bedeckte ein Stück ausgegrabener Rasen.

Die Gäste sahen sich ob dieser einfachen Gerichte sehr verwundert an, trotzdem entschlossen sie sich, der Aufforderung Trimalchios, doch endlich einmal zuzulangen, Folge zu leisten. In diesem Augenblick aber eilten vier nach der Musik tanzende Sklaven herbei und hoben den obern Theil des Aufsatzes ab, worauf die Ueberraschung auf einem zweiten Speisebrett das feinste Geflügel, Pasteten und einen mit Flügeln geschmückten Hasen erblickten. An den Ecken des Speisebretts befanden sich zierliche Füllhörner, welche gepfefferte Kaviarsauce über eine Anzahl von gebackenen Fischen ergossen, die in einem darunter angebrachten Bassin schwammen.

„Nun wahrhaftig,“ riefen die Gäste durcheinander, während sie tapfer zulangten, „das ist eine köstliche Ueberraschung. Ja, ja, unser theurer Freund versteht's und könnte mit Lucullus wetteifern.“

Trimalchio lächelte über das ganze Gesicht und sprach fleißig dem Falerner zu. Nachdem der Gang vorüber, breiteten mehrere Diener vor den Klinen Teppiche aus, auf welche Jagdnetze und Jäger mit Spießen gestickt waren. Die Neugierde der Gäste erwachte von neuem und nahm zu, als sich außerhalb des Tricliniums ein gewaltiges Geschrei erhob und gleich nachher spartanische Hunde in das Gemach sprangen und um den Tisch herumliefen. Hinter ihnen her wurde ein großes Speisebrett getragen, auf welchem jener Eber lag, der bei dem letzten Gastmahle verschmäht worden war. Um das symbolische Zeichen des Hutes, welcher seinen Kopf nach Art jenes der Freigelassenen schmückte, klar zu machen, äußerte Trimalchio lachend:

„Da dieser Eber neulich von euch entlassen worden ist, so kehrt er heute als Freigelassener zu dem Mahle zurück.“

Der Witz that seine Wirkung, die Gäste klatschten in die Hände und sahen mit Vergnügen dem Geschäft des Zerlegens entgegen. Dasselbe wurde von einem bärtigen Mann besorgt, der sich inzwischen der Tafel genähert hatte. Er schnitt mit einem großen Jagdmesser die Seite des Ebers auf, aus welchem jetzt Würste, Karbonaden, Kapaunen und Krammetsvögel in Menge stürzten.

Die heitere Stimmung der Tafelgenossen nahm zu, und bald hörte man im Triclinium nichts, als fröhliches Gelächter.

Da fing auf einmal die Decke an zu krachen und der ganze Speisesaal erzitterte. Bestürzt sprangen alle auf, mit Ausnahme Trimalchios, der äußerst vergnügt auf seinem Platze sitzen blieb. Aller Blicke hafteten auf dem Getäfel, das sich jetzt auseinander that. Langsam senkte sich der mächtige Reifen eines großen Weinfasses herab, auf welchem ringsum vergoldete Kränze und alabasterne Salbenflaschen hingen. Es waren dies Geschenke, welche der Gastgeber den Freunden bot. Noch waren sie mit ihren Danksagungen nicht zu Ende, da erschien abermals ein neuer Aufsatz mit einem riesigen Kuchen, in dessen Mitte sich ein vom Bäcker gebackener Priapus (Feld- und Gartengott) befand, der in seinem umfangreichen Schoße die verschiedensten Sorten von Obst und Weintrauben hielt.

Einige Zeit später befahl Trimalchio den Nachtisch zu bringen, welcher aus den auserlesensten Früchten und Zuckerwaaren bestand.

Der Appetit der Gäste war jetzt mehr als gestillt; behaglich ruhten sie auf den Klinen und schlürften den vortrefflichen Wein. Ein jeder brachte einen Trinkspruch auf den edeln Gastgeber aus, und diese Gelegenheit benutzte Trimalchio zur Erledigung der ihm von der Kaiserin gewordenen Aufgabe.

Kaum hatte er jedoch den Namen des Prätors erwähnt, als die Genossen in eine laute Lustigkeit ausbrachen. Hoch verwundert blickte sie der Hausherr der Reihe nach an; da sich jedoch ihre Fröhlichkeit legte, so schickte sich Trimalchio an, in seinen Auseinandersetzungen fortzufahren. Allein neue Lachsalven unterbrachen ihn abermals, so daß er mit der geballten Faust auf die gepolsterte Lehne der Kline, auf welcher er ruhte, schlug und zornig ausrief:

„Ist euch der Falerner so zu Kopfe gestiegen, daß ihr selbst das ernste Wort eines nüchternen Mannes für Unsinn haltet?“

„Zürne uns nicht, Freund,“ ersuchte Eucopius, „deine Erbitterung gegen Serenus ist ja vollständig gerecht, und wir stimmen dir bei, wenn du die Absicht hegst, an ihm Rache zu nehmen.“

„Warum lacht ihr dann wie alberne Tröpfe?“ gab Trimalchio zurück.

„Weil,“ versetzte der kleine Kuchenbäcker unter einem erneuten Anfall von Lustigkeit, „weil wir

deines prahlerischen Wortes auf dem Forum Romanum unwillkürlich gedachten."

„Du wolltest uns den Beweis bringen," rief ein dritter lachender Gast, „daß du mit deinem Reichthum alle Hindernisse überwinden würdest, und wettetest sogar darauf, daß der Serenus dir die Hand seiner Tochter bewilligen werde."

„Und nun hat er dich so bös heimgeschickt sammt deinem Flaccus!"

„Der Esel!" rief Trimalchio ärgerlich, während er von der Kline aufsprang und längs der Alabastersäulen des Tricliniums auf- und abschritt. „Hätte er es nicht gar so dumm angefangen," polterte der Erregte weiter, „so würde ich wahrscheinlich schon jetzt eine Einladung des Serenus erhalten haben, aber es kann noch immer geschehen und meine Wette ist daher noch nicht verloren."

„O, du kindliches Gemüth," kichelte der Kuchenbäcker, „deine Amme muß lange bei dir geblieben sein, da du noch immer an die Möglichkeit von Dingen glaubst, die doch ins Fabelreich gehören."

„Reize meinen Grimm nicht," rief Trimalchio, die Faust drohend erhebend. „Ich bin ein reicher Mann, der den Prätor Serenus mit seinem Hause zehnmal in die Tasche stecken kann, — ich bin auch ein artiger Mann, das hat mir die große Kaiserin Sabina selbst gesagt, — und ich bin ein Mann, der in seinem ganzen Leben noch keiner Fliege etwas zu leid gethan hat, ein guter Mann, ein braver Mann, vor dem man Achtung haben muß, — denn was nützte mir der ganze Plunder," fügte er, nachdem er die letzten Worte in ziemlich weinerlichem Tone gesprochen, mit einem erneuten Zornesausbruch hinzu, während er auf die Pracht und den Luxus des Tricliniums wies, „was nützte mir all' mein Reichthum, wenn ich nicht durch meine guten Eigenschaften das Anrecht hätte zur Verschwägerung mit einer angesehenen Familie? Beim Jupiter und dem ganzen Olymp, ich würde dann lieber alles in Stücke zerschlagen und umbringen, was mir zwischen die Hände käme!"

Um den Freunden einen schlagenden Beweis davon zu geben, ergriff er Krüge und kostbare Majoliken, welche die Zierathen des Speisesaales bildeten, und schleuderte sie gegen mehrere nichtsahnende Sklaven, die, in wildem Schrecken über und durcheinander purzelnd, möglichst schnell aus dem Triclinium verschwanden.

Dieses Schauspiel sowohl, als die komische Art von Trimalchios Zorn steigerten die Heiterkeit der Gäste, welche nicht länger mehr an sich zu halten vermochten und in ein erschütterndes Gelächter ausbrachen. Je mehr Trimalchio die Augen rollte, je dunkler sein Gesicht sich färbte und je heftiger er mit Armen und Händen in der Luft herumfuchtelte, desto stärker ward die lärmende Lustigkeit der Genossen. Keine noch so donnernde Rede des Hausherrn vermochte den Schall des fortdauernden Gelächters zu übertönen, und nachdem er noch eine Weile gleich einem rasenden Bellonapriester herumgehüpft war, hielt er sich schließlich die Ohren zu und rannte mit weit vorgebeugtem Kopfe hinaus.

Einige ihm in den Weg kommende Sklaven empfanden die Schwere seiner Hand, da sie nicht sogleich seinen Befehl verstanden hatten, ihm die Synthesis abzustreifen und die Lacerna zu bringen. Die erstere war nämlich das hemdartige Tafelkleid, welches bei den Gastmählern, wo die faltenreiche Toga sich als zu warm und hinderlich erwies, von den Römern getragen wurde, während die Lacerna eine Art von Mantel darstellte, der über Toga und Tunika getragen wurde.

In dieses Gewand fest eingehüllt, betrat der durch Zorn und Wein stark erhitzte Trimalchio die Straße. Die Witterung hatte umgeschlagen und es fiel ein kalter Regen. Diese Abkühlung that dem reichen Manne wohl, der sich in ruhiger Stimmung schwerlich dem nassen Elemente ausgesetzt haben würde, vielmehr in seinen vier Pfählen geblieben wäre, da die Benutzung von Sänften innerhalb Roms zur Zeit verboten war. Er verschmähte es heute sogar, den an der Lacerna befestigten Cucullus (Kapuze) über den Kopf zu ziehen, und während die schweren Regentropfen auf seinen mächtigen Glatzkopf niederklatschten und die zarte Malerei eines jungen Haarwuchses daselbst auswuschen, athmete er behaglich auf. Seine gereizte Stimmung nahm rasch ab und er dankte Pluvius für die Wohlthat des Regens.

Er hatte die Merkursstraße erreicht, als er vor einer der dort zahlreich vertretenen Barbierstuben den wieder auf freiem Fuß sich befindenden Flaccus erblickte. Derselbe kam ihm jetzt sehr gelegen. Er hatte sich während seines nassen Spaziergangs bereits mit ihm in Gedanken beschäftigt gehabt und ihm eine Rolle zugetheilt, die er jedenfalls besser ausführen würde, als die ihm zuvor übertragene.

Obwohl der Götzenbilderhändler ziemlich erstaunt darüber war, den reichen Mann bei so schlechtem Wetter auf der Straße zu sehen, so zeigte er sich doch im ganzen mürrisch und nicht in der Laune, die Reden Trimalchios zu beantworten.

„Du bist unartig, Flaccus," brauste endlich der Glatzkopf auf. „Ist dies ein Benehmen gegen deinen Gönner?"

„Gönner?" wiederholte der Götzenbilderhändler mit verbissener Wuth. „Ich möchte wissen, was du mir außer Schlägen und Entziehung der Freiheit gönnst. Ich danke für deine Gönnerschaft!"

„Sei nicht ungerecht," versetzte Trimalchio,

die Hand auf des andern Schulter legend. „Was kann ich dafür, daß du so ungeschickt meinen Auftrag ausgeführt hast und dir der Serenus die Liktoren nachschickte?"

„Du willst wohl sagen, der Kaiser?"

„Nun ja, der Kaiser, aber auf Wunsch des Serenus; das kannst du dir doch denken."

„Der Prätor soll sich vor mir inachtnehmen!" rief Flaccus drohend, und das unheimliche Feuer seiner kleinen listigen Augen bekundete den Ernst und die Wahrheit seiner Worte.

„Du hast ganz recht, auf ihn ungehalten zu sein," pflichtete ihm Trimalchio bei, „und da ich dir eine gewisse Genugthuung schuldig bin, so will ich dir Mittel und Wege zeigen, wie du es anstellen mußt, um Serenus einen Possen zu spielen und dich an ihm zu rächen."

„Hast du etwa einen neuen Auftrag für mich?" entgegnete Flaccus mißtrauisch. „In diesem Falle wähle einen andern, der seine Haut für dich zu Markte trägt, denn mein Rücken schmerzt mich noch von den Streichen der Fasces."

„Aber so nimm doch Vernunft an," rief der ungeduldig werdende Trimalchio. „Ich will nur dein Bestes, und wenn dir mein Plan nicht gefällt, so brauchst du nicht nach demselben zu handeln."

Flaccus blickte sein Gegenüber forschend an, dann kreuzte er die Arme übereinander und sagte: „Nun, so sprich."

„Hier nicht, mein Freund," versetzte der reiche Mann, „denn der Regen nimmt zu und ich verspüre keine Lust, von ihm fortgespült zu werden."

„Hahaha," lachte der Götzenbilderhändler, „das müßte ein nettes Frachtschiff geben! Wohin soll ich dir folgen?"

„Nur hier hinein, zum Tonsor," erwiderte Trimalchio, indem er auf die Barbierstube wies.

Sie traten in den niedrigen, engen Raum, dessen geschwätziger Besitzer dem reichen Mann sofort einen hohen Stuhl hinschob und ihn bat, darauf Platz zu nehmen, bis er sein Schermesser in Ordnung gebracht.

Die Barbierstuben bildeten in Rom schon seit den Zeiten des jüngern Scipio Africanus nicht allein den Sammelplatz für diejenigen, welche behufs des Zustutzens der Bart- und Kopfhaare, des Rasirens, des Putzens der Nägel und der Entfernung der Hautschwielen die Kunst des Tonsors in Anspruch nahmen, sondern auch den Ort, an welchem alle Stadtneuigkeiten durchgehechelt und über Politik verhandelt wurde.

„Weißt du schon das Neueste?" begann der geschwätzige Tonsor, indem er seinem Kunden ein reines Tuch vorsteckte und ihn einzuseifen begann. „Sämmtliche Porträtsstatuen der Stadt haben einen neuen Kopfputz erhalten. Glatzköpfe giebt es jetzt nicht mehr, und du mußt dich daher schon bequemen, dir von mir eine Perrücke anfertigen zu lassen."

Es war damals zu Rom Sitte, daß die bildende Kunst jeweils die Moden der Haartracht angab. Die Büsten waren daher so eingerichtet, daß der marmorne Kopfputz entfernt und durch einen andern ersetzt werden konnte.*)

„Laß mich mit deinem Geschwätz in Ruhe," gebot Trimalchio dem Barbier, „gut für dich, wenn alles Perrücken tragen muß, dann blüht wenigstens dein Handwerk wieder."

„Beim Merkur, es wäre hohe Zeit," seufzte der Tonsor, „denn seit sich Roms Kaiser den Bart stehen läßt, kann man bei uns ein glattgeschorenes Gesicht mit der Leuchte suchen."

„Du erzähltest gestern etwas von den Christianern," fuhr Trimalchio fort. „Ich hörte jedoch nicht darauf, da ich wichtigere Dinge im Kopfe hatte. Was ist's mit ihnen?"

„Oh," entgegnete der Barbier, „man hat geheime Briefschaften von ihnen aufgefangen, aus denen hervorgeht, daß sie demnächst hier eine große Feier, natürlich in aller Heimlichkeit, veranstalten wollen, zu welcher sogar ein Grieche kommen soll, ein sogenannter Aufseher, den sie Episkopos nennen."

„Ei was," ergriff jetzt Flaccus das Wort, „das ist nur so ein griechischer Name, die römischen Christianer nennen ihn Bischof."

„Besitzt man denn gar keine Ahnung davon, wo diese verbrecherische Versammlung stattfinden soll?" fragte Trimalchio, während der Tonsor mit einer gewissen Grazie seinen Nasenzipfel erfaßte.

„Die Lichtscheuen sind zu klug, als daß sie etwas verrathen," antwortete der Bartkünstler, mit dem Schermesser über die Oberlippe seines Kunden fahrend.

„Es wäre eine verdienstliche Handlung, diesen geheimen Schlupfwinkel zu entdecken," äußerte Trimalchio mit einem durchdringenden Blick auf den aufmerksam werdenden Flaccus. „Wem dies gelingt, der darf auf hohe Gnaden und große Auszeichnungen rechnen."

Der Tonsor hatte das Geschäft des Rasirens beendet und begann das kahle Haupt seines Kunden einzusalben.

„Ja," sprach Trimalchio nach kurzer Pause weiter, „das wäre eine sehr verdienstvolle Handlung, bei welcher man zwei Fliegen mit einem Schlag treffen könnte."

Das listige Auge des Flaccus blitzte ihm verständnißvoll entgegen.

„Es giebt so manchen, der Grund hat, den einen oder den andern dieser Christianer zu hassen; wenn er sie bei ihrem verbotenen Gottes-

*) Eine derartige weibliche Büste befindet sich in der königlichen Antiquitäten-Sammlung zu Berlin.

dienst überraschte, hui, wie leicht würde dann für ihn die Rache sein!"

Die Ungeduld des Götzenbilderhändlers steigerte sich derart, daß er kaum erwarten konnte, bis Trimalchio von dem Tonsor freigegeben wurde und mit ihm wieder die Straße betrat.

Beide Männer flüsterten sehr angelegentlich mit einander und Flaccus agirte lebhaft mit Kopf und Armen. Er begleitete seinen Gönner bis an dessen Haus, wo er sich von ihm mit den Worten verabschiedete:

„Diesmal sollst du sehen, daß ich kein Esel bin. Meine Schlauheit wirst du rühmen!"

Der reiche Mann nickte ihm wohlwollend zu und stieg die zu dem Säulengang führenden Treppen empor. Im Triclinium fand er seine Zechgenossen, die sich den Falerner trefflich schmecken ließen, noch vollzählig beisammen. Er nahm an ihrem Gelage Theil, ohne des ärgerlichen Zwischenfalls oder des Prätors zu erwähnen. Er that vielmehr, als ob nichts vorgefallen sei und scherzte und lachte mit seinen Gästen.

Bilder zum fünfzigjährigen Jubiläum des deutschen Methodismus.

II. In der deutschen Heimath.

Von Dr. L. Nippert.

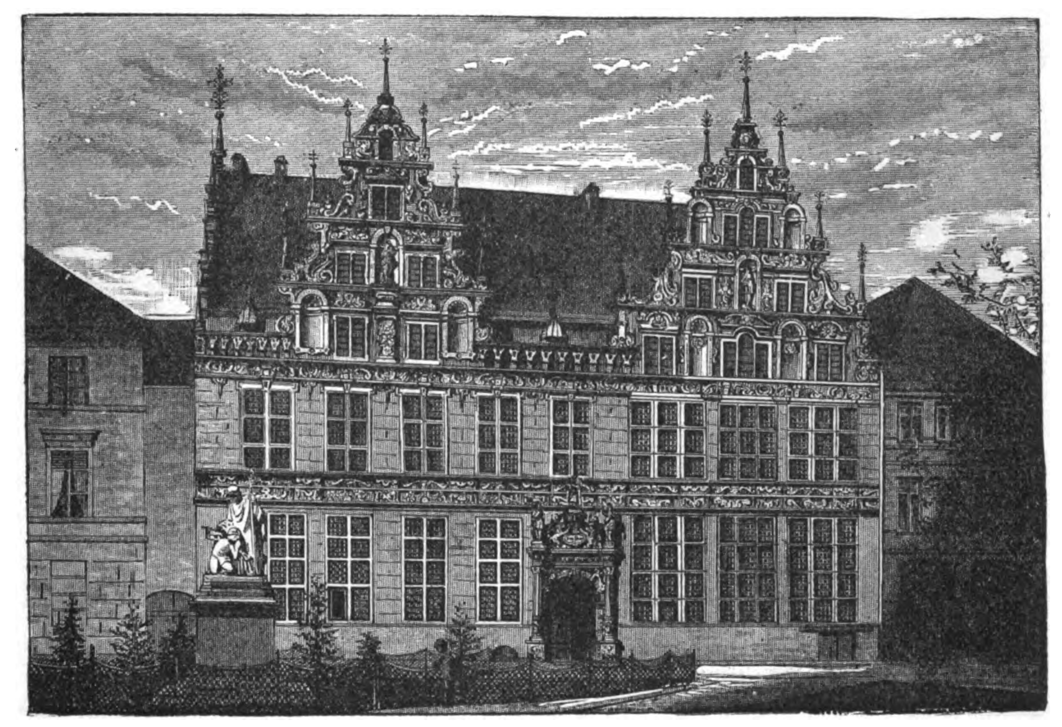


Im Jahre 1849 wurde Prediger L. S. Jacoby von der Missions-Gesellschaft der Bischöflich. Methodistenkirche nach Deutschland gesandt. Obwohl leidend lehnte er doch diesen Ruf nicht ab. Er traf den 7. November mit seiner Familie glücklich in Bremen ein. Seine erste Predigt hielt er zwar in dem zehn engl. Meilen von Bremen entfernten Dorfe Achim. Doch die Wiege des Methodismus in Deutschland ist das berühmte „Krameramthaus" in Bremen.

Hier wurde ihm ein Saal zur Verfügung gestellt, der 400 Personen faßt. Die Versammlungen waren so gedrängt voll Zuhörern, daß Viele wieder heimgehen mußten aus Mangel an Raum. Später wurde ihm ein größerer Saal eingeräumt, in welchem 800 Personen Platz finden konnten. Bis zur Vollendung der Kapelle in der Georgstraße, blieb das alte ehrwürdige Krameramthaus der Ausgang und Mittelpunkt unsrer Wirksamkeit in Deutschland. Die Marmorstatue vor demselben zeigt, wie der Apostel des Nordens „Ansgar" einem knieenden Jüngling das Joch des Heidenthums von den Schultern nimmt. Wir sind der guten Zuversicht, daß durch unsere schwachen Bemühungen auch mancher Seele in Deutschland das Joch der Sünde und eines todten Christenthums abgenommen wurde und sie sich der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes erfreut. Der rastlose Br. L. S. Jacoby predigte hier nicht allein regelmäßig trotz seiner schwachen Gesundheit, sondern gründete auch eine Sonntagschule, die bald 200 Kinder zählte mit einer Anzahl tüchtiger Lehrer und Lehrerinnen. Auch ließ er verschiedene Traktate, unsere allgemeinen Regeln, Wesleys Predigten u. s. w. drucken und verbreiten. Den 21. Mai 1850 erschien die erste Nummer des „Evangelist". Es war kaum ein halbes Jahr verflossen, so hatte Jacoby schon einen kleinen Bezirk gebildet, Klassen, Betstunden, ja all die verschiedenen erfolgreichen Maßregeln des Methodismus eingeführt. In Bremen wurde auch später (1858) die Missionsanstalt in's Leben gerufen, in welcher Frau Jacoby mit so viel Treue waltete.

Den 7. Juni 1850 folgten die Prediger Döring und Nippert. Es dauerte nicht lange, so hatten sie 10—12 und später 15—20 Predigtplätze im Bremischen, Oldenburgischen und Hanoverischen. Ueberall fanden sie offene Thüren und große Versammlungen, die Menge fand nicht Raum in den Stuben, man mußte Tanzsäle miethen, besonders aber die „Diele" (Dreschtenne) benutzen, um Allen, die hören wollten, Gelegenheit zu bieten. Mit einem solchen niedersächsischen Hause hat es seine eigenthümliche Bewandtniß: Unter einem Dach befindet sich Wohnung, Scheuer und Stallung. Die größere Hälfte des Hauses weist der Bauer den Pferden, Rindern, Schafen 2c. zu. Tritt man zum Scheuerthor ein, so steht man auf einer größeren oder kleineren Tenne, je nachdem der Landwirth ein größeres oder kleineres Gut besitzt. Die Stallungen ziehen sich im Innern des Hauses längs den Wänden hin und begrenzen die „Däle". Ihr sind die Thiere mit den Köpfen zugekehrt und sie haben längs derselben ihre Krippen und Pfosten, an denen sie befestigt sind und droben im Gebälk nistet das „Hönken". Der Fußboden der Däle besteht aus Lehm und Thon, und dient zum Dreschen, Häckselschneiden,

Flachshecheln u. s. w. An dem entgegengesetzten Ende des Thores ist das den ganzen Tag lang brennende Torffeuer, über welchem fast immer der Thee- oder Kaffeekessel hängt, um, anstatt des Wassers einen kräftigeren Trank zu bereiten. Unmittelbar vor diesem Herde stellte sich der Methodistenprediger auf und predigte das Evangelium; und es sei auch zur Ehre der niederen Kreatur gesagt, daß man sich nie über etwaiges bösartiges Betragen zu beklagen hatte. Freilich, wenn das Wort verzog bis etwa 5 oder gar 6 Uhr Abends, dann hörte man deutliche Töne bald von der einen, bald von der andern Seite, die daran erinnerten, daß es jetzt Zeit sei, Amen zu sagen und nicht wider Instinkt und Natur zu sündigen. Auf diesen „Dielen" wurde oft das gewaltige Wirken des heiligen Geistes verspürt und mancher Sieg über Satans List und Macht errungen, auch manche Seele zu Gott bekehrt.

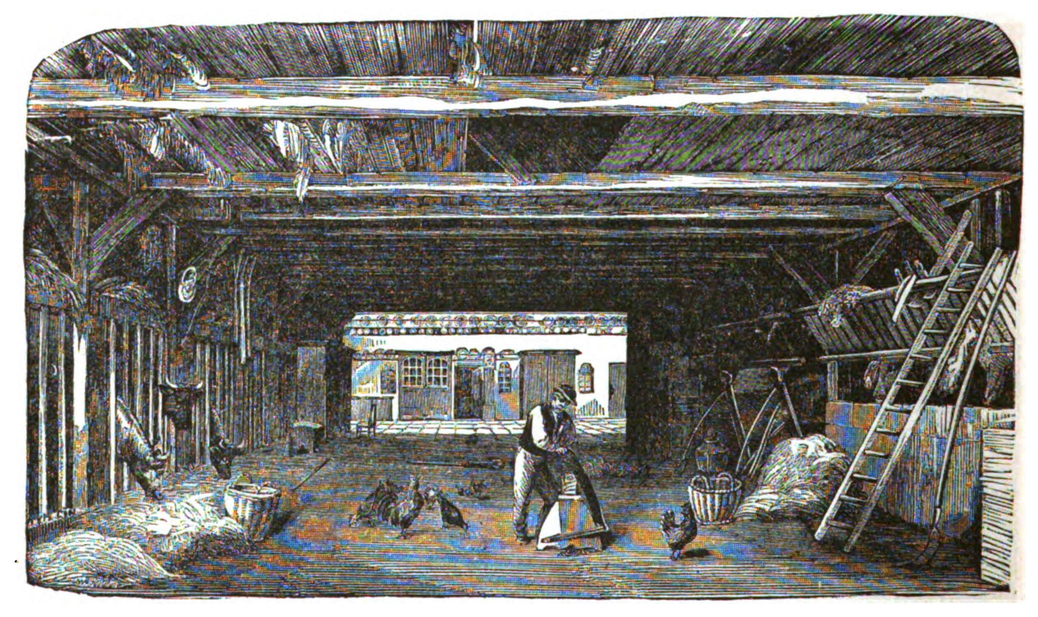


Das Kramer Amtshaus in Bremen.

Jetzt noch denkt Mancher mit Freude und Dank an jene Zeiten und Segensstätten zurück, aus denen wir an manchen Orten vor 33 Jahren auf so schmähliche Weise durch geistliche und weltliche Autoritäten mit Gewalt vertrieben wurden, doch anstatt dessen beten wir jetzt da und dort unter unserem eigenen Feigenbaum (Kapellen) an, und zwar ohne Gefahr zu laufen, von der Polizei gesprengt und bestraft zu werden! Durch die religiösen Bewegungen, welche durch die Versammlungen auf den Dielen stattfanden, erhoben sich heftige Verfolgungen. Auf den hoffnungsvollsten Feldern im Braunschweigischen und Hanoverischen wurde uns jede Wirksamkeit niedergelegt, unsere Glieder auf alle mögliche Art unterdrückt und tyrannisirt; den Frauen wurde sogar verboten, wenn sie beim Spinnen zusammensaßen, geistliche Lieder zu singen und den Hausvätern Familienandacht zu halten. Als einer unserer Prediger sich einem Dorfe näherte, um auf der „Däle" zu predigen, wurde er von einem fürchterlichen Schreien, Trommeln mit alten Kesseln und Blech empfangen. Mitten im Dorf kam ein weiterer fanatisirter Haufe mit Fluchen und Schwören, Stöcken und Steinen bewaffnet auf ihn los wie wilde blutdürstige Thiere, stießen und rissen ihn von einer Seite der Straße auf die andere unter dem beständigen Geschrei, er müsse das Dorf verlassen, da er ein Verführer des Volkes sei. Weil sich der Prediger dessen geweigert, schreien sie wuthentbrannt: „Schlagt den katholischen Düwel todt!" Anstatt daß die Polizei die Missethäter strafte, verwiesen sie nicht allein den Betreffenden, sondern alle nordamerikanischen Methodistenprediger des Landes. Die Versamm-

lungen im Hanoverischen wurden durch die Gensdarmerie aufs Schmählichste gesprengt und die Sonntagschulen aufgelöst. Viele unserer verfolgten Glieder wanderten lieber nach Amerika aus, als sich dem ihnen auferlegten Gewissenszwang zu fügen.

Eine kräftige Stütze in der Ausbreitung des Werkes waren die Colporteure Poppe und Feldmann. Ersterer, dem wir hauptsächlich unsere treffliche biblische Handkonkordanz zu verdanken haben, ist vor einigen Jahren selig entschlafen, während Feldmann, der älteste Colporteur unserer Kirche, immer noch seinen Beruf verfolgt. Groß und kräftig gebaut, trug er seinen Bücherkasten von einem Ende des oldenburgischen Landes bis zum andern. Es war ihm ein leichtes, einmal einen der Prediger oben auf seinem Kasten sitzend, über die überschwemmten Wiesen hinüber zu tragen.

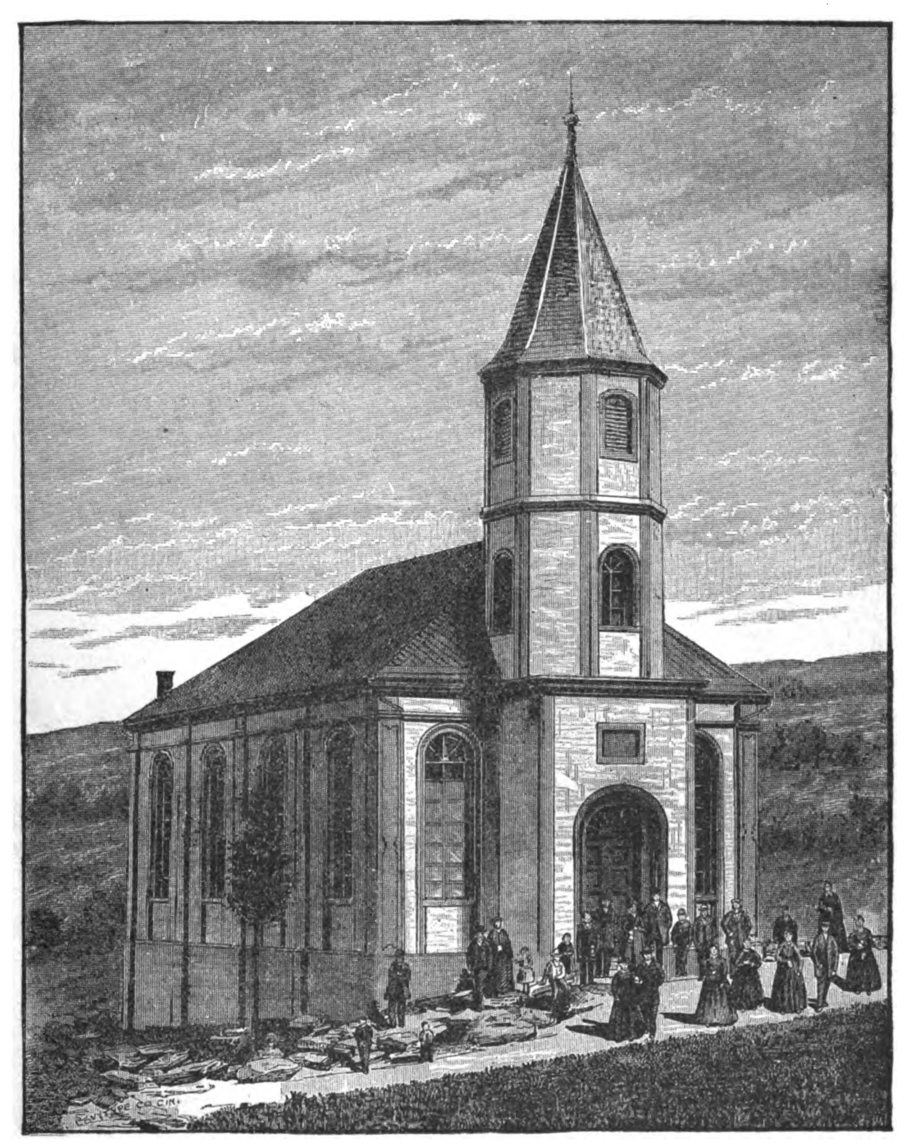


Die Diele in einem sächsischen Bauernhaus.

Im Jahre 1850 kam Br. E. Wunderlich, der in Amerika durch die Methodisten auf den Weg des Lebens geführt wurde, voll Eifer für den Herrn in seine Heimath Reußdorf, Sachsen-Weimar, zurück. Getrieben von der Liebe Jesu, fing er auch alsobald an ein klares und kräftiges Zeugniß für Christo abzulegen. Wie ein Feuer im dürren Wald zündete das Wort — eine Thür nach der andern that sich auf. Klassen und Betstunden wurden gehalten und in kurzer Zeit ein Bezirk mit einer Anzahl Predigtplätze und eine Gemeinde von 26 Personen gebildet. Es schien, als sollten die verschiedenen Herrenländer im Flug erobert werden. Aber siehe da, von der kirchlichen und weltlichen Polizei wird ein kräftiges Halt! gerufen; so leicht soll Greiz, Schleiz und Lobenstein, Sachsen-Weimar — ja das Königreich Sachsen nicht erorbert werden, und der „Amerikaner" soll es erfahren, daß man Gesetz und Ordnung hat und nach dem Gesetz soll er sterben! — Unser lieber Wunderlich wird wunderliche Wege geführt und zwar an der Hand der Gensdarmerie, bald über die Grenze, bald in Nummer Sicher und ihm endlich jegliche Wirksamkeit gänzlich bei strenger Strafe verboten. Er entschloß sich nun mit Zustimmung von Dr. L. S. Jacoby, die Arbeit in die Hand seines Bruders zu legen und nach Amerika zurückzukehren. Sein höchst interessantes Buch: „Freud und Leid eines Missionars in Deutschland", sollte von Vielen gelesen werden. Es ist zugleich die Geschichte aller unserer ersten Prediger in Deutschland, und eine Rechtfertigung der Methodisten, daß sie sich zu einer Freikirche bilden.

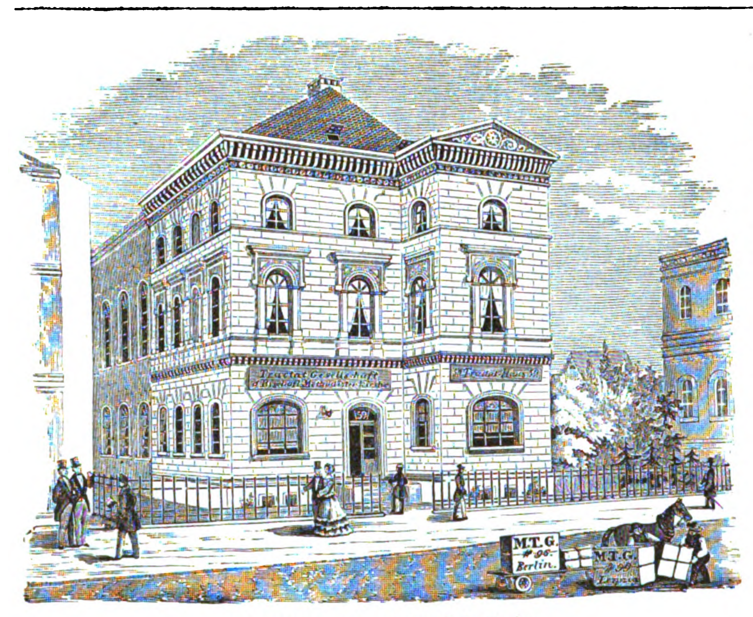
Indessen blieb das Werk nicht lange liegen; die Gemeinden litten und siegten. In Sachsen-Weimar tagte endlich die goldene Freiheit. Auch im Königreich Sachsen ist den Methodisten in einigen Gegenden öffentlicher Gottesdienst erlaubt — im Ganzen aber dürfen unsere Prediger wohl Vorträge halten, aber nicht singen, beten, predigen und den Segen sprechen, da dieses das Amt der Geistlichen sei und man nicht in ein fremdes Amt greifen dürfe!

In Waltersdorf haben mehrere Glieder mit Hülfe aus Amerika eine schöne Kirche gebaut. Auch in Plauen, Langenwetzendorf, Dörtendorf und Eliasbrun stehen jetzt Gotteshäuser, in denen blühende Gemeinden eine Heimath und größere Bezirke einen Mittelpunkt gefunden haben. Erlaubniß ertheilte, Gottesdienst in seiner Wohnung zu halten und die Armen und Kranken nach Art und Weise der Methodisten zu besuchen. Doch kaum hatten die Versammlungen einige Mal stattgefunden, da lehnten sich die anderen Hausbewohner dagegen auf und man mußte sich



Die Kirche in Waltersdorf.

Prediger E. Riemenschneider und H. Nülsen wurden 1851 hinübergesandt. Riemenschneider traf den 3. Juli 1851 in Frankfurt a. M. ein, mußte aber beinahe zwei Monate lang warten, bis die Behörde ihm endlich nach vielen Mühen und mit Hülfe des amerikanischen Consuls die um ein anderes Lokal umsehen. Ein solches fand sich denn auch auf dem Götheplatz, dem Göthe Monument gegenüber und ebenfalls unweit des Göthehauses. Von hier aus suchte Riemenschneider mit seinem gewohnten Eifer neue Predigtplätze auf. Die erste Klasse in



Das Traktathaus und die Kapelle in Bremen.

Süddeutschland wurde in Friedrichsdorf gegründet (eine Colonie von vertriebenen Hugenotten); die Brüder Wallon waren mit die ersten Mitglieder derselben. Diese Gemeinde erfreut sich heute eines blühenden Zustandes und ist im Besitz einer geeigneten Kapelle und eines zahlreich besuchten Gottesdienstes. Auch in Frankfurt ist es nach vieler Mühe und Arbeit gelungen, eine Gemeinde zu gründen und ein Eigenthum zu erwerben, letzteres in fast unmittelbarer Nähe der Paulskirche, dem Sitze des deutschen Parlaments im Jahre 1848.

Riemenschneider wollte auch im Hessischen eindringen, aber der alte Kurfürst wollte nicht, daß seinen Hessen die Augen aufgehen. Unweit Gießen wurde Riemenschneider arretirt und ins Gefängniß abgeführt, wo er eine ganze Nacht in einem armseligen, schlechten Raum sitzen mußte. Doch konnte er singen:

„Kerker sind mir wie Paläste,
Wenn Jesus wohnt mit mir darin."

Beim Anbruch des Tages erhielt er, nach dem Verhör vor dem Kreisamt, den Befehl, das Großherzogthum unverzüglich zu verlassen. Lange Jahre blieb uns Kurhessen verschlossen, doch endlich tagte auch hier Religions- und Gewissensfreiheit. Manche Beamten können es freilich auch jetzt noch nicht recht begreifen und legen allerlei Hindernisse in den Weg, jedoch belehrt sie die jetzige Regierung immer wieder eines Besseren, wie vor Ostern in Biedenkopf, wo man den Frauen und Kindern unsere Versammlungen verbieten wollte, und regelmäßig Gensdarmen in unsere Gottesdienste sandte. In der Gegend, wo man Riemenschneider gefangen nahm, haben sich viele Thüren aufgethan und wir sehen einer reichen Seelenernte entgegen.

Die Bewohner bis in die Schwalmer Gegend sind starke Gestalten mit eigenthümlicher Kleidung, und scheuen einen Weg von 4—6 Stunden nicht, um Gottes Wort zu hören.

In dem schönen, blühenden Kassel hat unsere Gemeinde ein billiges und zweckmäßiges Eigenthum erworben. In Biedenkopf ist jetzt ein Prediger stationirt und zählt der Bezirk bereits 10—12 Predigtplätze. In Holzhausen hat die



Das theologische Seminar in Frankfurt a. M.

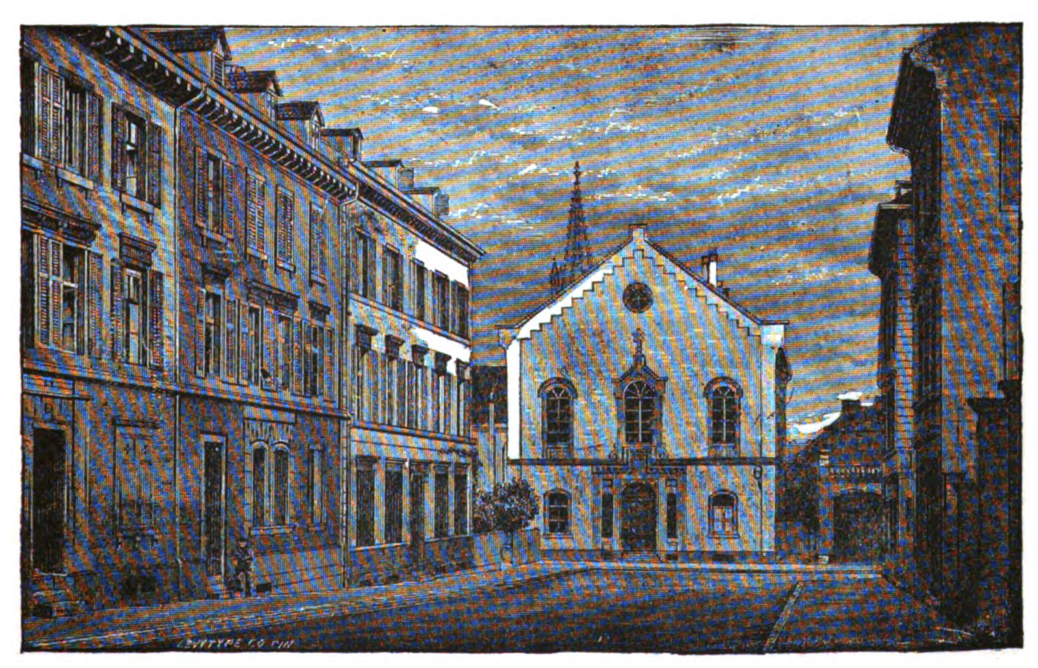
Gemeinde eine Kapelle gebaut und der Kirche fast schuldenfrei verschrieben. Im naheliegenden Nassau, in Dillenburg, dem Geburtsort Wilhelms von Oranien, steht unsere Kapelle als der Mittelpunkt eines Arbeitsfeldes von 20 Predigtplätzen mit versprechenden Aussichten.

Im Jahre 1851 wurde Nippert nach Württemberg gesandt mit dem Auftrag, sich ein Arbeitsfeld zu suchen und, womöglich, in Verbindung mit gläubigen Geistlichen und im Frieden mit ihnen zu arbeiten. Er ließ sich in Heilbronn nieder, hier zeigten sich die Geistlichen freundlich, ja brüderlich und legten ihm keine Hindernisse in den Weg; hingegen nahm das Consistorium in Stuttgart sogleich Stellung gegen den Methodismus. Es dauerte nicht lange, so hatten sich die Predigtplätze auf 10—12 vermehrt, auf welchen alle 14 Tage, nach einer Fußtour von 60—70 engl. Meilen, gepredigt wurde; namentlich dehnte sich die Arbeit in das Weinsberger Thal hin aus, dort wo die Weibertreu mit ihrer alten Ruine hoch hinaufragt und uns die rührende Geschichte erzählt von der Weibertreue. Als Kaiser Konrad III. 1140 diese Burg belagerte und nach hartnäckigem Widerstand einnahm, bestimmte derselbe, daß nur die Frauen freien Abzug hätten, die Männer aber umkommen sollten. Auf dieses hin baten die Frauen, daß man ihnen erlauben solle, daß sie ihr „Werthvollstes", so viel sie tragen könnten, mitnehmen dürften. Die Bitte wurde gewährt; am nächsten Morgen sah man einen Zug Frauen, ihre Männer, Brüder und Verlobten auf dem Rücken tragend, das Thal hinab, an dem Kaiser und seinem Bruder vorbeiziehen. Der letztere erhob zwar Einwand gegen diese List; der Kaiser aber antwortete: „An des Kaisers Wort darf man nicht deuteln!" Die Männer wurden begnadigt und die treuen Weiber zogen in Frieden dahin.

Am Fuße des Berges ist dem Trostengel der Kranken, der Gespenster Schrecken, Liebling der Musen, des Vaterlandes süße Zier — Justinius Kerner, ein Denkmal errichtet, dem gegenüber sein gastliches Haus, sowie der Thurm, in welchem 1525 Graf Helfenstein mit seinen Rittern gefangen saß, welche die Bauern durch die Spieße jagten, steht. An der Mauer beim Eintritt in den Treuweiberweg hieß eine Inschrift Kerners also:

„Getragen hat mein Weib mich nicht,
Aber ertragen!
Das ist ein' schwerer Last,
Als ich mag sagen."

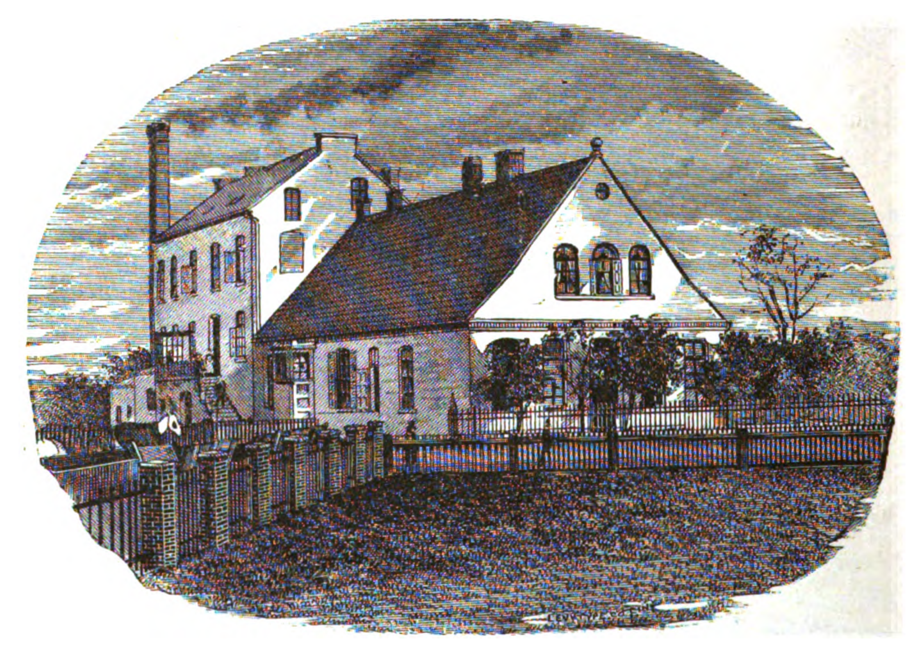
In dem Schatten und der Umgegend dieser denkwürdigen Burg sollte es den Methodisten nicht ohne heißen Kampf gelingen, festen Fuß zu fassen. Heftige Verfolgungen erhoben sich,



Die Kirche in Basel.

Br. Wallon, jetzt Prediger in New Jersey, wurde gefangen genommen, eingesteckt und dann des Weinsberger Oberamts verwiesen. Unserem Vater Wallon, der Nachfolger seines Sohnes, ging es nicht besser, auch ihm wurde aus eigener Anschauung deutlich, wie das Gefängniß in Weinsberg inwendig aussieht. Nur auf Umwegen durch Wald und Feld durfte man es wagen, die Gemeinden zu besuchen und in der Stille der Nacht sie zu stärken in ihrer Trübsal, oder sich mit ihnen im Wirthshaus (denn da sind die Zusammenkünfte erlaubt) zu einer Tasse Kaffee zu vereinigen, indem man zu gleicher Zeit eine Klasse hielt, um sich dann aus nahe liegenden Gründen, gleich wieder ebenso still zu entfernen, wie man gekommen. Doch auch da haben sich die Zeiten und Menschen geändert. Nach 13-jährigem vergeblichem Versuch, mit der Kirche in Frieden zu leben, sahen die Methodisten sich genöthigt, eine Freikirche zu bilden und unbekümmert über die Verläumdungen, Entstellungen, Synodal-Beschlüsse und Angriffe aller Art, durch Wort und Schrift ihr Ziel: „Seelen retten," zu verfolgen. Jetzt stehen etwa 20 Kapellen der Bisch. Methodistenkirche in Württemberg, ohne die der Wesleyaner und der Ev. Gemeinschaft.

An Württemberg schließt sich Baden und Baiern an. In ersterem eröffnete in Pforzheim der tüchtige und thätige Jakobsmühlen die Mission und zwar mit sichtlichem Erfolg; große Versammlungen hörten seinen wohldurchdachten, klaren, kräftigen Predigten zu. Doch es gefiel dem Herrn, diesen erfolgreichen, versprechenden Arbeiter abzurufen. Ein schwerer Schlag für unser jugendliches Werk in Deutschland. Aber trotz diesem schweren Schlag und mancherlei Hindernissen erfreute sich die Mission eines gesegneten Gedeihens bis auf den heutigen Tag. Eine Kapelle mit Predigerwohnung giebt jetzt Einfluß und Festigkeit. In Karlsruhe, Lahr und Mannheim wurden ebenfalls Gemeinden gegründet. Trotz dem leichten Sinn der Pfälzer ist doch ein guter Grund für die Zukunft gelegt und unsere Aussichten waren nie versprechender als gerade jetzt.



Die Buchdruckerei in Bremen.

Br. Ernst Mann fing als Gehilfe von Nippert seine Evangelisten-Arbeit in Pirmasens an. 30 Jahre lang lag der Arm der Polizei schwer auf der Gemeinde, doch sie stand fest und treu. Die Prediger kamen oft incognito, hielten an irgend einem sicheren Ort ihren Gottesdienst und fuhren dann mit der Frühpost wieder eben so still ab, — froh, wenn sie im weiten Raum der Vorderpfalz ohne ein polizeiliches Hinderniß angekommen. Ernst Mann lebt und wirkt noch im Segen und freut sich mit seiner Gemeinde, daß sie von Sr. Majestät dem König von Baiern als eine „Privat-Kirchengesellschaft" anerkannt sind und man nun nach Herzenslust in der hoch und schön gelegenen Kapelle wie überall singen, beten, predigen darf 2c. Hier sind wir

nun auf einmal ein Stück Staatskirche geworden. Der Prediger wurde von der Regierung aufgefordert, ihr die Namen derjenigen Kinder einzureichen, welche bei ihm Religionsunterricht empfangen und ihr zugleich ein Schema einzureichen, auf welchem er monatlich die Namen der Kinder einzureihen verpflichtet ist, welche den Religionsunterricht besuchen und derer, die ihn nicht besuchen, letztere werden sodann von der Polizei an ihre Pflicht erinnert und wenn sich der Fall wiederholt, gestraft; auch wird wohl von Zeit zu Zeit ein königlicher Schulrath dem Unterricht beiwohnen, um zu erfahren, wie derselbe geführt wird.

Der bekannte Eroberungstrieb der Methodisten verleugnete sich auch in der Pfalz nicht. Man drang in die Heimath der Mutter Heck vor. In Kaiserslautern fand man Aufnahme und Eingang. Es wurde eine versprechende Gemeinde und ein Bezirk gegründet. Leider muß die Gemeinde in einem Tanz- und Theatersaal ihren Gottesdienst halten. Ueberdies kann dieses Lokal nur 3 Mal in der Woche benutzt werden. In unsrer großen Noth, trotz unsrer Schulden, mußte ein Bauplatz gekauft werden, auf welchem nun die „Heck-Kapelle" errichtet werden soll, wozu wir manchen Baustein von unsern Pfälzern in Amerika erwarten.

Ernst Mann, Nippert, Nülsen und Andere werfen eroberungsbegierig ihre Augen nach Frankreich. Man zieht per Fuß über's Gebirge nach Elsaß, findet offene Thüren und viele für das Wort empfängliche Herzen; in kurzer Zeit ist ein Bezirk gegründet, Klassen und Betstunden, ja der Methodismus mit allen seinen Eigenthümlichkeiten eingeführt. Die schönsten Hoffnungen begeistern die Herzen der Prediger und Gemeinden.

Doch wer kommt dort? Mit dem Dreimaster auf dem Kopf, den weißen Tressen um die Lenden, den langen Säbel an der Seite! Es ist wieder der Gensdarm. Die Opferbüchse, die Bibel und das Gesangbuch werden in Beschlag genommen; der Missionar in Ketten geschlossen und in Weißenburg in den Thurm gesetzt, verhört und zu einer sechswöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Dort saß nun unser Freiheit liebender, von Natur sehr unruhig angelegter Ernst Mann, sich nach Freiheit und Thätigkeit sehnend.

Unseren Colporteuren ging es nicht besser; Jacoby und Nippert sollten dieselben Wege geführt werden. Doch auch im Elsaß muß man einen erst haben, ehe man ihn führt. Ersterer entfloh vor Thoresschluß, letzterer hielt dafür: „weit vom Schuß, gut für's Leben". Doch nach 20 schweren Jahren ist Napoleon fort, und wir sind dort im Genuß völliger Religions- und Gewissensfreiheit, freilich zum großen Verdruß der engherzigen, altlutherischen Klerisei. Pfarrer Hornung in Straßburg hat sich sogar zu der Gemeinheit herabgelassen, in seinem Kalender einen Methodistenprediger, der ihm einen Besuch abstatten wollte, den er aber mit schnöden Worten abwies, unter dem Bild eines Fuchses darzustellen, der einen Pfarrer besuchen will, von diesem aber abgewiesen wird. Pfarrer H. erröthet nicht, sich hinterdrein seines unchristlichen Betragens zu rühmen.

Wie der Straßburger Münster, also möge der geistliche Bau des Methodismus hoch hinauf ragen und als ein lebendiger Tempel über das ganze Land hin gesehen werden!

Die Muttergemeinde unserer Kirche in der Schweiz wurde im Jahre 1856 von Prediger Ernst Mann in dem schönen romantisch gelegenen Lausanne gegründet. Seitdem hat der Methodismus herrliche Siege und sich die Anerkennung des Volkes und des Staates in diesem Lande errungen, und ragen nun seine verschiedenen zahlreichen Gemeinden wie eine Alpenkette empor zum Preise des Herrn. Im September 1856 eröffnete Bruder zur Jakobsmühlen seine Mission in Zürich, die sich über alle Erwartungen herrlich entwickelte. Der Anfang war freilich schwer und entmuthigend. Der in den Zeitungen bekannt gemachte Gottesdienst wurde von keiner Seele besucht, und mit schwerem Herzen und Thränen in den Augen kehrte der junge Evangelist in sein Logis zurück, indem er fürchtete, die Abendversammlung weise dasselbe Resultat auf. Doch siehe, es hatten sich ein Dutzend Zuhörer eingestellt, und immer größer wurden die Versammlungen, bis sie bald 400—500 Zuhörer zählten. Zürich ist seitdem das Centrum unsres Werkes in der schönen Schweiz geblieben, und obgleich unsere Kapelle lange nicht an den Münster hinanreicht, in welchem Zwingli die schweizerische Reformation in's Leben rief, so ist doch die Gemeinde, die dort anbetet, eine lebendige und lebensfähige, die weithin ihren segensreichen Einfluß ausübt.

Von Zürich aus wurde ein Bezirk nach dem anderen in der Schweiz gebildet. Ueberall fand der Methodismus Eingang und Aufnahme: in St. Gallen, Schaffhausen, Winterthur, Lenzburg, Biel, Bern, Lausanne, Genf. Im Jahr 1860 wurde Nippert nach Basel gesandt. Ein Bauplatz mit Hilfe von Dr. Marriot gesichert, vom Missionsboard acceptirt und bald mit dem Bau einer Kapelle begonnen, und unter der erfolgreichen Wirksamkeit des begabten Predigers W. Schwarz vollendet. Auch nach Baselland und in's Markgräflerland dehnte sich der Bezirk aus. In Liestal wurde eine Kapelle errichtet und eine Anzahl Predigtplätze auf den verschiedenen Dörfern in den Bezirks-Plan aufgenommen.

Die Conferenz, gehalten in Zürich vom 25. Juni bis 2. Juli 1884, zeigte klar, welchen breiten Grund die Bischöfliche Methodistenkirche in Deutschland und der Schweiz gelegt, die Ausdehnung und den Einfluß, welche sie gewonnen. Jeden Abend füllte sich die geräumige Kapelle mit 400—500 andächtigen Zuhörern. Am 29. Juni waren etwa 1200 Personen aus allen Theilen der Schweiz gegenwärtig, und die Kapelle, sowie die Straße und der Garten vor derselben ganz besetzt, die den Predigten von Bisch. Hurst und Dr. Cramer, amerikanischer Gesandter in Bern, mit großem Interesse zuhörten. Die Züricher Gemeinde feierte das 25-jährige Jubiläum ihrer Stiftung, unter der freudigen Theilnahme der versammelten Menge.

Die Conferenz selber wird mehr und mehr ein imponirender Körper. Etwa 100 Prediger, die mit großer Genauigkeit und Gewandtheit die verschiedenen Geschäfte einer Conferenz verrichten.

Das Obige mag wohl bei manchem die Frage hervorgerufen haben: „Was will das werden?“ Wir aber rufen: „Das hat der Herr gethan und ist ein Wunder vor unseren Augen.“

Ein Schnellzugbillet.

Die Wartesäle eines großen Bahnhofs füllten sich. Es war eine halbe Stunde vor Abgang eines Zuges. Lebhaft und geschäftig war das Treiben besonders in den großen Restaurationslokalen. Die Tische waren beinahe sämmtlich besetzt. Mannigfaltig waren die Physiognomien, war die Kleidung, war das Benehmen der Reisenden. Und doch herrschte unverkennbar ein gewisser gleichförmiger Typus vor. Ueberall sah man jene ausdruckslosen, gelangweilten Gesichter, wie sie die moderne Reisewelt an allen Stätten ihres Verkehrs dem schärferen Beobachter darbietet.

Da stand ein Herr, der bis dahin nachdenklich dagesessen hatte, auf, trat hinter seinen Stuhl und blickte um sich. Das war kein Alltagsgesicht. Es war glatt rasirt und trug kurzes graues Haar. Sein Auge blickte so in die Menge, daß jeder, der diesem Blick begegnete, sich sagen mußte: der weiß, was er will. Mit helltönender und doch nicht schreiender Stimme sprach er: „Ich habe soeben ein Telegramm erhalten, das mein ganzes Herz mit Freude erfüllt. Ich erkenne darin die wunderbare Güte meines Gottes. Und nun möchte ich mich ihm gerne dankbar erweisen, indem ich einen meiner Mitreisenden glücklich mache und ihm zu ähnlicher Freude verhelfe. Ich will einem, der noch kein Billet hat und der sich in augenblicklicher Noth befindet, das Billet bezahlen, gleichviel wohin. Will jemand mein Anerbieten annehmen?“ Verwunderung, ja Bestürzung zeigte sich auf den Mienen der Umstehenden, aber auch hin und wieder ein spöttisches Lächeln. Bald lief ein Geflüster durch die Menge, das da und dort zu lautem Gespräch, zu hellem Lachen anschwoll. Aber niemand drängte sich an den freundlichen Herrn heran, keine Antwort ertönte aus der vielköpfigen Menge.

Eine Zeit lang wartete er, dann ging er durch die anstoßenden Säle. Ueberall trug er mit herzgewinnender Freundlichkeit sein Anerbieten vor, aber Niemand ging darauf ein. Im Wartezimmer erster und zweiter Klasse begegnete er nur Gesichtern, die ihre innere Entrüstung zum Ausdruck brachten. Sie fühlten sich beleidigt und sahen sich nach einem Beamten um, der den unliebsamen Störer entfernen könne. Aber auch im Restaurationslokal und Wartesaal dritter Klasse fand er kein Gehör. Die meisten brauchten es in der That nicht. Mancher hätte es vielleicht gern genommen, aber er schämte sich, öffentlich mit einem solchen Begehren hervorzutreten. Und so verhallte denn des freundlichen Mannes wiederholtes Anerbieten überall in der umherschwirrenden Menge, ohne irgendwo ein sehnendes Echo zu wecken.

Als er die offene Halle vor dem Billetschalter durchschritt, sah er ein ärmlich gekleidetes Mädchen mit einem kleinen Bündel in der Hand stehen. Sie hatte den Arm an einen Pfeiler gelegt und den Kopf darauf gestützt. Er glaubte, sie schluchzen zu hören. Theilnehmend trat er an sie heran. „Liebes Kind,“ sagte er, „was fehlt Ihnen? Kann ich Ihnen vielleicht helfen?“ Da schaute das Mädchen thränenden Auges zu ihm auf, und sein wohlwollendes, Zutrauen erweckendes Auge gab ihr Muth, dem fremden Herrn ihre Noth offen zu klagen. „Ach,“ sagte sie, „ich diene hier in der Stadt bei guten Leuten. Heute morgen erhielt ich ein Telegramm, daß meine Mutter, die ich viele Jahre nicht gesehen, und die weit von hier wohnt, im Sterben liege. Ich solle kommen, sie wolle mich noch einmal sehen. Meine Herrschaft gab mir Urlaub. Ich steckte das Wenige, was ich von Erspartem liegen hatte, ein und eilte hierher auf den Bahnhof. Ich wußte nicht, wieviel ein Billet nach meiner Heimath kostet. Als ich hierherzog, war die Eisenbahn noch nicht gebaut.

Nun erfahre ich am Schalter, daß mein Geld bei weitem nicht reicht. Es wäre nicht einmal für die dritte Klasse genug. Und bei diesem Zug, mit dem ich, wie der Billetverkäufer sagte, heute noch meine Heimath erreichen würde, müßte ich ein Billet zweiter Klasse haben. Wollte ich zu meiner Herrschaft zurückeilen und sie bitten, mir zu helfen, dann käme ich zu spät zu diesem Zug."

„Kommen Sie," sagte jetzt der Fremde, „es ist mir, als hätte ich Sie gesucht." Er führte sie an den Schalter, bezahlte ihr Billet und legte ihr die gleiche Summe für die Rückfahrt in die Hand. Wie überglücklich war das Mädchen, das nun dem sehnenden Mutterherzen ungehindert entgegenfliegen konnte! Aber auch der alte Herr ging freudestrahlend über den Perron. Dankes- und Freudenthränen glänzten in seinen Augen. So hatte Gott seinen Dank entgegengenommen, indem er ihm Gelegenheit gegeben, denselben in die Hand eines armen Menschenkindes niederzulegen.

Warum wollte denn Niemand sonst das Geschenk des alten Herrn annehmen? Weil Niemand von Allen es brauchte, so brauchte, daß ihm gerade dadurch das tiefste Sehnen des Herzens gestillt worden wäre.

Ebenso geht es mit der Gabe unseres Gottes, die uns als das Evangelium von Jesu Christo entgegengetragen wird. Das Evangelium aber ist nur für die, welche bankrott sind in sich selber; nur für die, welche gar nichts mehr haben.

Vielleicht hast du, lieber Leser, manchen Bankrott zu verzeichnen. Nach Hilfe hast du oftmals ausgeschaut. Auch ein Helfer wie Jesus wäre dir ganz recht. Indessen — was würden deine Bekannten, was würde der weite Kreis von Menschen um dich her sagen, wenn du diese Hilfe annehmen wolltest? Du müßtest dich vor ihnen schämen. Du gehörst zwar zu den Leuten, die in der dritten oder vierten Klasse fahren, aber du hast doch dein Billet, du hast's selber bezahlt. Was dir das Evangelium von Christo anbietet, das hat für dich den eigentlichen, rechten, vollen Werth noch nicht. Darum lässest du es noch bei Seite.

Wie hätte jenes Mädchen am Bahnhof sich auch nur einen Moment noch besinnen sollen! So wie sie zugriff, so greif auch du zu mit tausend Freuden. Und wie jener freundliche alte Herr sich freute, Jemand gefunden zu haben, der sein Geschenk, seinen dem Herrn dargebrachten Dank annahm, so werden nicht nur die Menschen, die dir das Evangelium verkündigen, sich freuen, wenn du's annimmst, nein, es wird Freude sein bei den Engeln Gottes und vor Allem im Herzen deines Heilands selber.

Das Bild im Artushof.

Bearbeitet von Chas. F. Allert.

Ruhig liegt der lange Markt der alten Reichsstadt Danzig da. Es ist zu später Abendzeit. Ein Jüngling schreitet im hellen Mondlicht über denselben dahin. Seine Kleider deuten auf einen höheren Stand. Die tiefe Zobelmütze läßt von den edlen Gesichtszügen wenig sehen. Blonde Locken umringen seine Schläfe und fallen auf den breiten Kragen der mit Schnüren reichlich besetzten Kutte herab. Auf seiner Schulter hängt ein kleines Ränzel, an seiner Seite ein Schwert, dessen vergoldeter Handgriff im Mondlicht funkelt. Bald steht er vor einem antiken Kunstwerk, dem Brunnen aus grauem Sandstein erbaut. Oben über einem runden Becken steht Neptun mit dem Dreizack in der Hand. Aus den Spitzen des letzteren, sowie aus den Mäulern der den Wassergott umgebenden Seethiere spritzt das Wasser in silbernen Fluthen. Zugleich erfüllte rauschende Musik die Luft. Es dringt aus einem in der Nähe stehenden Hause. Es ist der Artushof. Seine hohenSpitzbogenfenster leuchten freundlich herab. Schon längst wird er als Börse benutzt. Aber damals herrschte das gesellige fröhliche Leben in seinen Wänden.. Auch an diesem Abend wird eine Abendunterhaltung abgehalten. Der Jüngling tritt näher und späht durch die Thüre. Bald tönt ihm ein freundliches Willkommen entgegen, und obwohl ein Fremdling, fühlt er sich in der hohen Gesellschaft bald zu Hause. Er überblickt die bunten Reihen und mustert die Herren und Damen Danzigs mit tiefem Interesse. Ja, sein forschender Blick läßt annehmen, daß er unter allen doch besondere Personen zu finden hofft. Bald wird er einer Mädchengestalt gewahr, die in einem besonderen Grad seine Aufmerksamkeit fesselt. Es ist wunderbar, wie der allwaltende Vater die Augen und die Herzen lenkt. Es ist ein zartes, schlankes Mägdlein. Aus dem freundlichen mit braunen Locken umspielten Antlitz leuchten zwei Augensterne, den Himmel ihrer reinen Seele andeutend. Unwillkührlich wird der Fremde in ihre Nähe gezogen und mit schüchternem Muthe bewirbt er

sich um ihre Bekanntschaft. Es gelingt auch. Er setzt sich vertraulich an ihre Seite und das unbefangene Mägdlein hört mit inniger Theilnahme seinen freundlichen Reden zu. Er erzählt ihr, wie er nach langer Wanderschaft unter Italiens heiterem Himmel endlich den Wanderstab nach Danzig gerichtet habe, theils einen Oheim hier aufzusuchen, den er noch nie gesehen, theils um hier ein ihm aufgetragenes Kunstwerk anzufertigen.

„Ihr könnt Euch nun wohl meine Gefühle denken, mit welchen ich diese altwürdige Stadt betrat, und welche vielleicht für längere Zeit meine Heimath wird. Auch habe ich hier eine Base deren Gegenwart gewiß meinen Aufenthal' angenehmer machen wird. Es ist mir auf der Reise eine süße Unterhaltung gewesen, mir ihr Bild mit allen Reizen des Geistes und des Leibes auszumalen. Und noch ehe ich sie gesehen habe, glaube ich schon jetzt sie zu kennen."

„Ei, mein Herr," erwiderte seine Zuhörerin leicht erröthend, „hütet Euch davor, zu viele Anforderungen an sie zu machen. Denn gesetzt, Ihr findet Euer Bild nicht in ihr wieder, so würdet Ihr vielleicht ihre Vorzüge ganz übersehen. Müßte nicht mehr als ein bloßer Zufall Euch begünstigen, wenn Ihr Euer Ideal wirklich wiederfinden wolltet?"

„Wohl habt Ihr recht," entgegnete Jener, „schon jetzt habe ich gefühlt, daß jenes geträumte Ideal nur aus meiner schwachen Phantasie entsprungen war. Denn obgleich ich nur vor kurzer Zeit diesen Ort betreten habe, ist mir doch schon ein neues, schönes Ideal in der Wirklichkeit erschienen, das jenes Gaukelbild bei weitem verdunkelt. Möchte meine Base diesem himmlischen Wesen gleichen, so würde ich mit Freuden jenem Phantasiegebilde entsagen."

„Vielleicht," entgegnete das Mädchen, „könnte ich Euch über Eure liebe Base Auskunft geben, bevor Ihr sie selbst seht."

„Freilich," antwortete der junge Mann, „und es ist komisch, daß ich nicht gleich Eure Güte deßhalb in Anspruch nahm. Mein Oheim ist der Prediger an der St. Barbara Kirche und seine Tochter heißt Agnes."

Ein leichter Freudenglanz strahlte plötzlich aus den Mienen des Mädchens, während tiefes Roth ihre Wangen malte. „So wäret Ihr der Maler Anton Möller?" frug sie von Verwunderung ergriffen.

„Der bin ich," entgegnete Jener, „aber wie konntet Ihr das aus meiner Antwort errathen?"

„Weil ich selbst Eure Base Agnes bin," lachte sie.

Wer will die Gefühle beschreiben, die in diesem Momente des jungen Mannes Herz durchzogen. Auch Agnes blieb nicht unbewegt. Ihre Freude war groß über dieses seltsame Zusammentreffen mit ihrem langersehnten Verwandten. Sie verabschiedeten sich bald, um den Eltern die große Freude zu überbringen.

* * *

Anton Möller war ein Schüler Raphaels. Mit großen Talenten begabt, war sein Ruf bis Danzig gedrungen. Man war daselbst sehr besorgt, den Artushof auf's Schönste zu schmücken. Daher berief man den Künstler, damit er ein großes Gemälde als Hauptzierde liefere. Darum war er nun hergekommen, und fand auf so glückliche Weise, die ihm so nahe standen.

Der Pastor an der St. Barbara Kirche, Agnes' Vater, empfing den jungen Maler mit väterlicher Liebe und mit Hochachtung zugleich, für die Talente des Künstlers. Alle mögliche Freundschaft erwies er ihm und machte es seinem Neffen bequem. Aber Möller sah bald, daß der alte Oheim sich in einer bedrängten Lage befand. Er hielt sich auch nicht zurück, sein Bedenken und Bedauern auszusprechen.

„Du hast meine wahre Lage erkannt," hob der Greis an. „Um Dir aber die Ursache zu erklären, muß ich weiter ausholen. Siehe, mein Sohn, es herrscht in unsrer Freistadt leider ein unseliger Zwiespalt der Gemüther. Es hat hier Calvins Lehre so leichten Eingang gefunden, daß die Anhänger Luthers ihre Sache für verloren halten, wenn sie nicht mit jeder Waffe den Feind bekämpfen. Beide Parteien aber vergessen die Grundlehre des Christenthums, die duldende und versöhnende Liebe im Kampf über kirchliche Formkleinigkeiten. Und wo man zur Einigkeit hinweisen sollte, da schürt man das Feuer des Hasses immer mehr durch Verfolgung an. Ich aber, der ich es meiner unwerth erachte, ein Lehrer des Unfriedens zu sein, und der ich nur das lautere Gotteswort verkündige nach bester Einsicht, ohne Andersgesinnte zu verdammen, ich werde von denen, die sich gleich mir Luthers Anhänger nennen, für einen Verleugner des Glaubens verschrien. Und die Reformirten wieder hassen mich, weil ich nicht willens bin, für ihre Sache zu kämpfen. Wie das Volk, so sind auch die Mitglieder des Senatorenrathes verschiedener Ansicht. Leider muß ich gestehen, daß die Anhänger meiner Partei ihre Sache aus unedleren Gründen verfolgen, als ihre Gegner. Auch die im Senatorenrath sind meine bittersten Gegner, weil sie mich nicht zum Werkzeug ihrer eigennützigen Zwecke machen können und weigern mir daher jede Unterstützung von Seiten der Stadt. Doch fühle ich mich mit dem Frieden meiner Seele glücklicher als diese Schlangen, die nur ihre Freude darin finden, mit ihrem Gifte die Unschuldigen zu verderben. Doch sie lassen mich noch schrecklicher fühlen, wie sehr sie ihre

Macht mißbrauchen können; denn durch falsche Deutung meiner Worte klagen sie mich der Formlehre an, und ich sehe mit Bangen dem Augenblick entgegen, da man mir mein Lehramt, das ich so lange mit treuester Gewissenhaftigkeit verwaltet habe, entreißen und mich als einen Missethäter verstoßen wird. O wie hart ist es, in seiner Vaterstadt, der man Gutes zu thun sich bestrebt, so sehr verkannt zu sein!"

Der alte Mann war bei diesen Worten tief bewegt. Thränen rollten über seine durchfurchten Wangen herab. Voller Bedenken sah er zum Fenster hinaus. Wo sollte er hin in seinen alten Tagen? Ja, es war hart, sehr hart!

„Welche Unmenschen schildert Ihr mir, bester Oheim!" rief vor Zorn glühend der Jüngling. „Kann ein fühlender Mensch und Christ so niedrig sein, daß er die Religion zum Deckmantel der abscheulichsten Schandthaten gebrauchen mag? Nein! so laßt mich mit dahin wirken, daß Euer edles Herz nicht weiter von jenen Buben gekränkt werde, und sollte ich ihre teuflische Absicht der ganzen Welt bekunden und sie für ewig brandmarken!"

„Mein Sohn, Du wirst selbst merken, wie weit der ehrgeizige Dünkel, unterstützt von fanatischem Wahne, bei einem bösen Menschen zum Verderben der Unschuldigen ausarten kann. Doch verdamme die Verblendeten nicht, sondern bedaure sie vielmehr."

Es war schon sehr spät, als sie ihr Lager aufsuchten. Der Schlaf drückte bald die müden Augen zu und verscheuchte den neu erregten Trübsinn des einen und die jugendliche Aufwallung des andern.

* * *

Mit welcher Freude begrüßt der Schiffer den langersehnten Hafen! Lange wurde er von den wilden Fluthen hin und her getrieben. Wie oft fand er sich im Kampf mit der entfesselten Macht der wilden Elemente! Endlich winkt Ruhe. So war es mit Möller. Auf seiner Künstlerfahrt, wechselvoll wie sie war, hatte er so vieles gesehen. Das üppige Leben Italiens hatte seinen Eindruck auf ihn gemacht, und sein Herz war nicht so rein, so unschuldig geblieben, wie es war, da er das traute Elternhaus verlassen. Wohl hatte er Lohn seiner Arbeit empfangen, aber die Versuchung hatte auf mancherlei Art und Weise den Weg zu seinem Herzen gefunden. Wie oft mahnte ihn sein guter Engel. Wie oft dachte er an die Gebete des Vaters und Ermahnungen der Mutter. Wie oft zerriß er siegreich die Bande des Bösen, aber wie oft kamen auch die Stunden, wo er schwach zurücksank. Er begrüßte daher dieses Haus des Friedens als einen sichern Hafen, wo er Anker werfen konnte — ein glücklich Asyl! Wie Vater und Mutter waren Agnes' Eltern gegen ihn. Agnes schien ihm ein freundlicher Schutzgeist zu sein. Hatte sie ihn, da er in der Fremde war, mit ihren Briefen auf das Eine hingewiesen, was noth thut, so war er jetzt glücklich in ihrer Nähe. War sie sein Engel gewesen — sie war es noch.

Aber unser Künstler vergaß den Zweck seiner Anwesenheit nicht. Die Wahl des Gegenstandes zu seinem Oelgemälde war ihm vom Rath überlassen worden. Er wünschte ein Stück zu liefern, das mit den andern Darstellungen im Artushof in Einklang stehe. Sein Werk sollte dem großen Oelgemälde gegenüberstehen, das das Paradies darstellte. Er beschloß, das jüngste Gericht zu malen. Das Bild hängt heute noch in der St. Marien Kirche. Wohl giebt es verschiedene Ansichten über die Entstehung desselben. Doch hier handelt es sich nicht so viel um das Gemälde, als um eine charakteristische Begebenheit, die noch im Volksmunde lebt.

Allmählich erschienen unter der Hand des Künstlers die Gebilde seines Geistes. Groß war der Gegenstand, aber auch groß die Mühe. Monate vergingen und der Meister wollte oft verzagen ob der schweren Arbeit. Oft verließ er ermattet und abgespannt die Staffelei, aber Agnes besonders wußte seinen Fleiß mit einem freundlichen Blick zu belohnen. Dadurch vergaß er oft die drückende Last des Wagnisses. Endlich kam der Tag, wann er den Pinsel niederlegen und das Werk vor den Augen der Welt enthüllen konnte.

Der Beifall der Entzückten kannte keine Grenzen, als die ganze Stadt herbeiströmte, um das Meisterstück zu betrachten. Jeder meinte nicht ein Phantasiebild zu sehen, sondern die Wirklichkeit. In den Mienen der Verurtheilten konnte man deutlich lesen, welcher Verbrechen sie sich schuldig bekannten. Oben empfangen die Guten ihren Lohn. Freude strahlt aus ihren Angesichtern. Unten fesselt ein Bild weltlicher Verführung den Blick — ein üppiges Weib. Ketten umschließen Hände und Füße. Sie wird von den andern Verdammten hohnlachend begrüßt und zum Ort ewiger Verdammniß fortgerissen. Rechts naht aus der Ferne ein Schiff, welches den Höllenstrom herunterfährt, um eine Schaar von Verbrechern in der Hölle auszusetzen. Alles staunt, alles wundert! Wer sind diese Verbrecher, welche der Maler mit einem besonderen Fahrzeug beehrt hat? Es geht ein unterdrücktes Gemurmel durch die Menge. Man wagt was nicht laut auszusprechen. Doch endlich platzt Einer heraus damit: „Da fahren unsere Rathsherren zur Hölle!"

„Richtig getroffen!" jubelt gleich darauf ein Anderer.

„Das gebührt den Hochmüthigen!" rufen Andere dazwischen.

In der That erkannte man an den Gesichtszügen und der Kleidung einen Theil des Raths, besonders die sich zu Luthers Lehre bekannten und am meisten Schuld hatten an der Nothdurft des alten Pastors. Die Kunde davon breitete sich bald durch die ganze Stadt aus. Das Volk strömte noch immer herbei. Mit Schmähreden wurden die Rathsherren beworfen. Einige dieser Herren gingen zum Artushof, um sich von dem Gerücht zu überzeugen. Nichts als ein eiliger Rückzug rettete sie von Mißhandlungen durch die Hände des Pöbels.

* * *

Unterdessen saß der junge Maler in seiner Stube und malte sich in seiner Phantasie die Wirkung des Gemäldes. Er wußte wohl, daß er durch seinen Freisinn sich Gefahren ausgesetzt hatte, doch war er überzeugt, daß er das Volk auf seiner Seite habe. Mit Ruhe und freudiger Erwartung sah er der Entscheidung entgegen.

„Die Wache! Die Wache!" stürzte athemlos Agnes in's Zimmer, blaß vor Schrecken.

„Beunruhige Dich doch nicht so sehr, Agnes," kam er ihr entgegen. „Meinetwegen hast Du nichts zu fürchten, ich komme wohlbehalten wieder. Habe ich etwas auf dem Bilde versehen, so brauche ich es ja nur zu ändern." Damit gab er Agnes einen trauten Händedruck und ging hinunter.

Unten vor der Thür stand der Hauptmann der Stadtwache. Möller wurde aufgefordert, sogleich auf's Rathhaus zu folgen. Zehn Soldaten mit hohen spitzen Mützen und großen Musketen folgten hinten nach. Auf dem Wege jubelte das Volk dem Künstler ein Lebehoch nach dem andern. Tausende hatten sich auf dem langen Markt vor dem Rathhause versammelt, um dem Ausgang der Geschichte zuzusehen. Man hörte Drohungen, was geschehen würde im Fall dem Künstler ein Haar gekrümmt würde. Man war jetzt mit dem Gefangenen angekommen. Er erstieg die steinerne Treppe und schritt durch die hohe düstere Hausflur. Das Versammlungszimmer des Raths war ein geräumiger Saal. An seinen Wänden hingen die Gemälde der verstorbenen Bürgermeister der Stadt. Finster waren die Mienen der Rathsherren, die auf rothen Sesseln in ihrer scharlachfarbigen Amtstracht dasaßen, mit Degen zur Seite und Perrücken geschmückt. Finster? Standen sie nicht im Begriff, über eine unerhörte Frevelthat Gericht zu halten? Obenan saßen die vier Bürgermeister, unter denen der eine den Vorsitz führte. Zu beiden Seiten saßen die vierzehn Rathsherren. Der Maler war vor sie getreten. Mit gravitätischem Anstand erhob sich der Präsident. „Wir, die wir die Pflicht haben, über das Wohl unserer Stadt zu wachen, haben Euch, Anton Möller, eines groben Verbrechens zu bezüchtigen. Wir gaben Euch den ehrenden Auftrag, ein Kunstwerk zu liefern, welches der Stadt zur Zierde gereichen, und schon durch den Ort, für den es bestimmt war, Euch einen ewigen Ruhm zu sichern. Ihr habt auch ein herrliches Meisterstück geliefert, das erkennen wir an, aber dasselbe durch einen Mackel so entstellt, daß Ihr, anstatt uns, wie Ihr beabsichtigtet, zu brandmarken, vielmehr Euch selbst eine untilgbare Schmach zugefügt habt. Aber Ihr habt noch mehr verbrochen. Ihr habt durch die Freiheit Eures Pinsels das Volk revoltirt. Und wir —"

Hier wurde der Redner unterbrochen, denn der Stadthauptmann meldete, daß der Pöbel das Haus zu stürmen drohe, wenn ihm nicht der Maler frei ausgeliefert werde. Seine guten Vorstellungen, sowie seine Drohungen nützten nichts. Schreck und Verwirrung malte sich jetzt auf den Gesichtern der Rathsherren. Sie beriethen sich mit heftigen Worten, was in dieser Noth zu thun sei. Der Präsident fuhr den Maler wieder an: „Ihr seht, leichtsinniger Mensch, welche Schreckensscene Eure boshafte Unbesonnenheit, deren Haupturheber wir wohl kennen, hervorgebracht hat. Dennoch wollen wir Euren Fehltritt in gewohnter Großmuth verzeihen, unter der Bedingung, daß Ihr den Anstoß Eures Gemäldes sofort vertilgt."

In der Befürchtung, daß seine Freisinnigkeit noch mehr Unheil bringen könnte, versprach's Möller. Doch ließ er sich von sämmtlichen Patriziern das Versprechen geben, daß ihm fernerhin keine Vorwürfe dürften gemacht werden. „Daher," setzte er hinzu, „verzeiht, daß ich einen Schritt gethan, der Euer Mißfallen so sehr erregt hat. Ich wurde ohne Einflüsterung Anderer dazu bewogen, vielmehr durch meinen Unmuth darüber, daß Ihr einen der würdigsten Männer der Stadt so ganz dem Elende preisgebt, da es Euch doch ein Leichtes wäre, ihn seiner würdig zu belohnen. Ich kann diesen Ort nicht eher verlassen, als bis Ihr mich mit dem Versprechen beglückt, daß Ihr jenen edlen Mann aus seiner bedrängten Lage reißen wollt. Handelt also, edle Herren, und ich werde es aufrichtig bedauern, Euch auf einen Augenblick verkannt zu haben. Jener Biedermann ist der Prediger Hewelke an der St. Barbara Kirche."

Viel Lärm hörte man auf der Straße, — ja, es wurde immer drohender. Daher hielten es die meisten damit, daß man Großmuth statt Strenge ausüben sollte, obgleich einige meinten, der Maler habe kein Recht, ihnen Vorschriften zu machen. Seine Bitte wurde bewilligt, und er selbst entlassen.

„Hurrah!" tönte es aus tausend Kehlen, als Möller aus dem hohen Portal des Rathhauses hervortrat. Das Jubeln des Volkes wollte kein Ende nehmen.

* * *

Mit Freuden wurde der Künstler zu Hause begrüßt. Man lauschte mit Bewunderung, als er den Hergang der Geschichte erzählte.

„Aber so schön der Schluß ist," meinte Agnes, „muß ich doch den Volksaufwiegler ernst ermahnen, nie sich zum Richter über Andere aufzuwerfen."

„Und du, mein Kind," fiel der Pastor ein, „treibe nicht Scherz über dieses Ereigniß, das für uns alle hätte können so gefahrvoll werden. Lasset uns Gott danken für den glücklichen Ablauf der Geschichte."

„Ich bin aber neugierig, wie unser Künstler sein Bild ändern wird," fuhr Agnes fort.

„Du sollst die Verdammten retten, Agnes," lächelte der Maler.

Nach einigen Tagen wurde der Artushof wieder geöffnet. Die Bürger der Stadt eilten herbei, die Veränderung zu sehen. Da sahen sie ihn selbst im Schifflein, das den Höllenstrom abwärts zum Verderben fuhr, aber ein lichter Engel stand am Ufer, hielt den Kahn mit einem Bootshaken zurück, damit der Schiffer nicht ewig untergehe. Und als man den Engel näher betrachtete, erkannte man an den Gesichtszügen — Base Agnes.

Die christliche internationale Jünglings-Conferenz.

Von G. Frei.

Dieselbe tagte vom 20. bis 25. August in der deutschen Metropole an der Spree. Von allen Gauen Deutschlands, von der Schweiz, von England und Amerika, sowie von Frankreich, Italien und Australien fanden sich die Delegirten zusammen, deren Zahl sich auf etwa 300 belief. Eine Predigt im Dom von Pastor Quandt eröffnete die Conferenz. Der Sammelpunkt derselben, wo die regelmäßigen Sitzungen stattfanden, war das kürzlich eingeweihte Stadtmissionshaus am Johannistisch. Früher feierte hier die Bühne ihre Triumphe, nun ist das ganze Anwesen käuflich in die Hände der Stadtmission, deren Leiter Stöcker ist, übergegangen. Volksversammlungen der Christlich-Sozialen, monatliche Vorträge gegen die Unsittlichkeit der Großstadt, Traktatfeste, sowie auch Sonntagschulfeste und vor Allem Missionsfeste werden in diesen geräumigen Lokalitäten abgehalten. Festlich sah diesmal der große Garten aus. Bunte Flaggen wehten in den Lüften. Besonders schön war der Hauptsaal zu diesem Feste dekorirt. Die Länder der verschiedenen Vertreter waren durch ihre Nationalfahnen repräsentirt, so flatterte denn auch das Sternenbanner von Amerika. Graf v. Bernstorf, der sich besonders auch des Vereins junger Männer in der Friedrichsstraße annimmt, der seinerzeit von Schlümbach gegründet wurde, hatte die Ehre, das Präsidium zu übernehmen. Fritz v. Schlümbach, der die Grüße der Deutschen von Amerika der Conferenz überbrachte, wurde stark applaudirt. Pastor Tophel aus Genf, Vorsitzender des internationalen Central-Comites daselbst, las den Bericht des Comites vor. Aus demselben ist besonders die energische und aufopfernde Thätigkeit des General-Sekretärs Pastor Fermaud, welcher ein feuriger und beredter Verfechter der Jünglingsvereinssache ist, hervorzuheben. Im Jahr 1882 besuchte derselbe in 75 Tagen 30 verschiedene Orte in Italien, hielt 76 öffentliche Versammlungen. In Biaska, Genua, Acona, Messina und Verona gründete er neue Vereine und stärkte diejenigen in Mailand, Palermo und Venedig. Weit größere Anstrengungen legte ihm die 14-wöchentliche Reise nach Oestreich-Ungarn auf. Hunderte von Hindernissen waren in diesem katholischen Lande zu überwinden. Doch half der Herr ihm wunderbar. Er hielt dort 75 Vorträge und Versammlungen. 28 Orte empfingen seinen Besuch, 7 Vereine wurden während seines dortigen Aufenthalts gegründet, 4 oder 5 andere bald darauf. Er wurde fast überall einstimmig gebeten, seinen Besuch zu erneuern. Im Jahr 1883 galt sein Besuch den skandinavischen Ländern und Rußland. In Christiania hatte er die Ehre, die Sache der Jünglingsvereine vor dem Kronprinzen zu vertreten, der auf Einladung in der Versammlung erschienen war. In Schweden, wo ehedem 65 Vereine geblüht, sind fast sämmtliche eingegangen und daher ein Neues zu pflügen. Freude bereitete dem Sekretär das Erscheinen des Prinzen Eugen in seiner Versammlung in Stockholm. Die Frucht derselben war die Organisation eines neuen Vereins.

Dem Winter zum Trotz überschritt Fermaud auf einem starken, kleinen, eisernen Schiffe, das

sich durch das Eis Bahn bricht, die Ostsee. Besuchte Petersburg und Moskau, und gründete auf dem Rückweg den ersten polnischen Verein in Warschau, worauf er den Heimweg über Berlin nach Genf antrat.

Den Bericht über Deutschland erstattete Ch. Klug aus Elberfeld. Deutschland zerfällt in mehrere Bündnisse. Der rheinisch-westphälische Jünglingsbund hat bedeutend zugenommen. Die Zahl der Vereine ist von 180 auf 206, die der Mitglieder von 8000 auf 10,000 gestiegen, von denen sich 500 an der Sonntagschularbeit, 800 am Posaunenblasen betheiligen. Der Ostbund zählt 115 Vereine, der norddeutsche 75, der süddeutsche 36 Vereine. Außerdem existirt der sächsische Bund mit 46 Jünglings- und 10 Arbeitervereinen. Die Baptisten und Methodisten haben in ganz Deutschland 502 Vereine. Mynheer von Oosterwyk-Utrecht (Holland) theilt mit, daß in seinem Bezirk 64 Vereine mit 8500 Mitgliedern sich befinden und daß 8 Vereine eigene Häuser haben. Herr Morse (New York) berichtet von dem großen Aufschwung des Jünglingsvereinswesens in Amerika. 388 Generalsekretäre behandeln und pflegen viele Tausende von Vereinen. Der Bericht verbreitet sich über das Institut der Generalsekretäre und bezeichnet es als ein sehr segensreich wirkendes.

Fast ebenso erfreulich wirkt der Bericht des Herrn Eidenbenz aus Zürich für die deutsche Schweiz, wo die Jünglingsvereine sogar indirekt auf die Politik Einfluß haben, obwohl sie von der Welt so gering geachtet sind. Die Zahl der Vereine ist auf 171 gewachsen mit 3000 Mitgliedern. Der Schwede Kapitän Lagerkranz berichtet über den etwas geringen Stamm der dortigen Jünglingsvereine. Die Verhältnisse erschweren eine Vereinigung der verschiedenen Bildungsklassen, was hindernd auf die Gründung der Vereine einwirkt. Darauf nimmt der Däne P. Paulsen das Wort, um in französischer Sprache seinen Bericht zu erstatten. Wir entnehmen daraus, daß dort bei 37 Vereinen mit 1000 Mitgliedern in jüngster Zeit ein sehr reges Leben herrscht. In Norwegen, worüber P. Eckhof berichtet, steht die Sache besser als im Nachbarland. Es existirt dort ein Jünglingsbund und die einzelnen Vereine, deren es viele giebt, zählen bis zu 100 Mitgliedern. Nach dem Bericht des Herrn de Rougemont ist ebenfalls das Interesse in Frankreich im Steigen, aber bei der überwiegend katholischen Bevölkerung muß man bis dato noch von großen Zahlen absehen.

Eine sehr interessante Abendversammlung folgte diesen Berichten, die von über 1000 Personen besucht war. Hofprediger Frommel, der berühmte und weltbekannte Schriftsteller, betrat den Katheder und sprach über das Thema: „Die Wichtigkeit der christlichen Jünglingsvereine für die Familien." Auf diesem Gebiet ist Frommel daheim und behandelte daher auch seinen Stoff meisterhaft.

Darauf sprach Hofprediger Stöcker über das Thema: „Die Wichtigkeit der Jünglingsvereinssache für den Staat." Es war dieß eine schneidige und kernige Rede. Stöcker ist ein rechter Donnerer. Sein Auftreten, seine kräftige Aussprache, sein treffender Rednerblitz ist imponirend. Seine Rede glich einem brausenden Waldstrom, der sich durch alle Hindernisse mit Gewalt Bahn bricht. Er hatte seinen entfernten Bauernhof, auf dem er zur Erholung war, verlassen, um dieser Conferenz beizuwohnen.

„Lieben Freunde und Brüder!" begann er. „Gestern Morgen bin ich 3000 Fuß hoch heruntergestiegen und fühle nun hier auch Hochlandsluft des Geistes, des Geistes aus welchem alle die Bäche und Ströme für diese Conferenz zusammengeflossen sind. Ich begrüße Sie in diesem Hause und spreche den Jünglingsvereinen, die diese Hallen bauen halfen, auch heut meinen Dank aus. Ich denke, von den mancherlei Schauspielen, die dies Haus schon gesehen, ist dasjenige dieser Tage eins der schönsten, wo sich die Jünglinge der ganzen Welt, alle Staatenschranken überspringend, heut zusammenfinden. Ich will nicht Politik treiben; sie gehört in die Jünglingsvereine nicht. Aber wenn Sie „Staat" das Vaterland nennen, wo unsere Wiege steht, dem unsere Herzen schlagen; wo ist dann der Jünglingsverein, der da sagt: Mich geht der Staat nichts an. Auch das öffentliche, das Staatsleben, muß vom Christenthum durchdrungen werden. Nicht äußerlich, sondern im Innern liegen die Aufgaben der Jünglingsvereine. Die Herzen der Jünglinge müssen auch hell und freudig schlagen für das Vaterland. Der Gedanke vom christlichen Staat rauscht heut durch Parlament und Volksversammlung. Die Noth der Zeit hat ihn gezeitigt. Wer auf den Mastkorb des Staatslebens hinaufsteigt, der sieht Sturm. Die bösen Gewalten des Unglaubens, des Hasses sind internationale Mächte. Gegen diese Internationale hilft nur die Internationale der Liebe und des Glaubens. Doch weil die Kirche selbst zu sehr zersplittert ist, ist es gut, daß Sie sich, die Jünglingsvereine, zusammenthun. Es ist hohe Zeit, daß ein andrer Geist durch die Welt geht. In London hat vor Kurzem der Jünglingsverein die Deutschen aufgefordert zu einem Gottesdienst. 500 sind gekommen, die jetzt wissen, daß noch Herzen für sie schlagen. Wenn ich mir die Jünglingsvereine denke als eine große Internationale, um dem Umsturz der Staaten steuern zu helfen, dann freut sich mein Herz. Nicht Maßregeln, sondern Menschen sind nöthig; der gute Wille muß an

stelle des bösen treten. Die öffentliche Ordnung ist uns gesichert, wenn es im Herzen der Bürger richtig ist. Für die großen Aufgaben des öffentlichen Lebens sind nur Menschen brauchbar, die im Glauben stehen und innerlich gekräftigt sind. Den Geist, das Gemüth, das Pflichtgefühl zu bilden, das ist Aufgabe der Jünglingsvereine. In ihnen liegen unermeßliche Kräfte der Behütung und Besserung. Nicht blos im Namen der Kirche, sondern in dem des Staates sagen wir den Jünglingsvereinen Dank. Wir gehen großen Kämpfen entgegen. Dafür sich zu stählen ist die Aufgabe der Jünglinge in den Vereinen. Gehen Sie voran an die Aufgaben der Zeit. Beseelen Sie sich mit den weltbewegenden Ideen des Christenthums, auf denen der Staat ruht, die mehr gelten als Staatsanwalt und Gesetz. Wer die sozialen Ideen und Gedanken der Bibel im Herzen trägt, der kann sein bischen Hab und Gut nicht schlecht verwalten, der hat ein Herz auch für die Brüder, der kämpft gegen die soziale Gefahr. Der Vorsitzende schloß seine zündende Rede: Gott schenke uns den Geist der Tapferkeit und der Demuth. Mit diesen beiden werden auch die Jünglingsvereine siegen."

Am Freitag Vormittag wurden noch verschiedene Thematas erledigt. Am Nachmittag desselbigen Tages fand ein Ausflug der Delegirten und Freunde der Jünglingsvereinssache mittelst Extrazug nach Potsdam statt, an dem noch manches goldene Wort in längerer und kürzerer Rede gesprochen wurde. Die wichtigen Themas am Sonnabend: 1. „Bei den Vereinsmitgliedern muß die Bekehrung zur Thatsache werden," 2. „Individuelle Seelenpflege innerhalb der Vereine," 3. „Gebet und Arbeit innerhalb der Vereine," boten viel Stoff zu interessanten Besprechungen. Abends fand noch eine geschlossene Sitzung statt für die Deligirten-Berathung über die Frage: „Welche Stellung haben die Jünglingsvereine einzunehmen gegenüber den Gesellschaften zur Bekämpfung 1. der Unsittlichkeit und 2. der Trunksucht.

Am Sonntag hielten die Deligirten noch an den verschiedensten Orten der Stadt Ansprachen. Wenn wir Methodisten sowie die Baptisten auch hier in Deutschland noch nicht in den Verband des internationalen Jünglingsvereins-Bundes aufgenommen sind, da die Liebe Christi noch Hindernisse und Vorurtheile wegräumen muß, so lassen wir uns die Freude an solchen Conferenzen nicht stören. Drückten uns doch viele Brüder in Christo warm die Hand. Gewiß einen großen Segen entfalten solche Conferenzen. Gott segne daher die Jünglingsvereinssache aller Denominationen und mehre sie in tausendmaltausend.

Die Schüchternheit.



Es ist schwer zu sagen, welcher Fehler der weniger gefährliche ist, ob Frechheit oder Schüchternheit, in Fällen der eine und in anderen der andere. Frechheit macht uns gewöhnlich einen unangenehmeren Eindruck als Schüchternheit, nicht immer aus klarer Einsicht in das Wesen der beiden Aeußerungen, sondern weil wir in der Schüchternheit ein hohes Maß der Achtung, Pietät erblicken, während wir in der Frechheit den Mangel an solcher erkennen. Oft trifft das auch zu. Moses nennt 5 Mos. 28, 50 dasjenige Volk, welches nicht die Person der Alten ansieht, ein freches Volk. Er gebietet vor einem grauen Haupte aufzustehen. Von der Frechheit und Pietätlosigkeit, wie sie heute auf allen Gassen und in vielen Schulen und Häusern sich äußert und breit macht, wollen wir jetzt nicht des Näheren reden. Sie wird in Familien, wo diese Worte zunächst gelesen werden, weniger vorkommen. Aber oft erscheint etwas als Frechheit, namentlich bei halberwachsenen Knaben, das weniger Frechheit ist, als offenes, freies Wesen, wo ein gutes Gewissen dahintersteckt. Spott und Bloßlegen vorkommender Schwächen und Fehler sind bei wirklicher Frechheit heilsam. Wo aber ein offener, freier Charakter hinter dieser dem Erzieher augenblicklich unangenehmen Schale ist, da mag man vorsichtig sein; denn Offenheit, Gradheit, Freiheit der Bewegung und bis auf einen gewissen Grad eigene Werthschätzung sind anzustrebende Ziele der Erziehung und nicht gleich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit zu tituliren. Dies wird übrigens der Erzieher bald unterschieden haben. Nicht so leicht hat man es bei der Schüchternheit.

Die Schüchternheit kann verschiedene Gründe haben.

Eine gewisse Schüchternheit haben manche nicht ganz klare, gerade Charaktere, die Versteckens spielen, die allerlei hinterm Berge haben,

das sie nicht sehen lassen wollen. Da kann also ein nicht gutes Gewissen die Ursache des schüchternen, zurückhaltenden, befangenen Betragens sein. Um diese Schüchternheit zu beseitigen, muß eben auf Offenheit hingewirkt werden.

Dann kann ein junger Mensch schüchtern geworden sein wegen fortwährenden Tadelns und Strafens, namentlich seines äußeren Benehmens. Wie er es auch machen mochte, bei der Begrüßung der Tante, des Vetters — Alles, seine Haltung, seine Anrede, seine Verbeugung war unrecht und ärgerte die Frau Mama. Daß er nicht alle diese äußeren Formen und Regeln schulgerecht und comme il faut (wie es sich gehört) ausführte, das war ein größeres Verbrechen, als wenn er die gleiche Tante einmal angelogen hätte. Natürlich glaubt das Kind nun steif und fest, es mache jedesmal Alles verkehrt und wird unsicher und schüchtern.

Schüchternheit und Blödigkeit kann unter Umständen noch tiefere sittliche Gründe haben. Wo gewisse stumme Sünden getrieben werden, da ist gemeiniglich auch schüchternes, blödes Betragen. Es ist die Natur der Finsterniß und ihrer Werke, daß sie die Augen niederschlägt, wenn das helle Licht ihr aufs Angesicht fällt.

Ueberhaupt, das Bewußtsein eigener Schwäche ist der Grund der Schüchternheit. Der junge Mensch, der in eine ungewohnte Umgebung kommt, wo allerlei ungewohnte Vorstellungen auf ihn eindringen, fühlt sich diesen ihn überwältigenden Eindrücken gegenüber nicht gewachsen, nicht selbstmächtig und wird plötzlich unbeholfen und schüchtern. Wer sich eines Mangels, oft nur in Kleidung, in guter Gesellschaft plötzlich bewußt wird, kann auf einmal die Sicherheit seines Auftretens verlieren und schüchtern werden. Genau so geht es der Jugend mit ihrem inneren Gefühl, ihrer Unzulänglichkeit gegenüber ihr weit überlegenen Persönlichkeiten. Die aus der Bescheidenheit fließende Schüchternheit ist eine wahre Zierde der Jugend in einem gewissen Alter. Denn es ist die Wahrheit und das Recht der Jugend vor dem reifen Mannesalter, der eigenen Unreife und der eigenen Unfähigkeit bewußt sein, in vielen Dingen noch nichts verstehen zu dürfen, ohne der Achtung weniger werth zu sein. „Darum, meint ein Erzieher, daß er, wenn er wählen sollte, mehr für die Schüchternheit stimmen würde, und zwar weil diese häufiger mit einem tiefen Gemüth verbunden sich finde, als die Frechheit, die mehr von einem scharfen Verstande zeuge. Der Schüchterne erwerbe sich mit der leichtesten Mühe (?) Keckheit, dagegen sei der Keckheit der Weg zur Schüchternheit für immer abgeschnitten.“ Schreiber dies muß zwar doch aussprechen, daß eine ungute Schüchternheit sich bis ins Mannesalter festsetzen und eigentlich nur durch den freimachenden Geist Christi abgethan und überwunden werden kann, mittelst dessen der Mensch erst recht offen, frei werden und mit gutem Gewissen überall auftreten und erscheinen kann. Schüchternheit ist eben noch eine gewisse Gebundenheit. Und es ist gewiß und man vergesse diese Wahrheit nicht, wo innere Harmonie und Uebereinstimmung ist, das heißt, wo man den innern Halt gefunden hat und nun bestrebt ist, alle von Gott geschenkten Gaben und Kräfte anzuwenden, zu entwickeln und auszubilden, da wird je näher man diesem schönen Ziele kommt, je eher wahre und ungekünstelte Freiheit in der äußeren Erscheinung sein. Und jeden inneren Halt findet der Mensch nur in demjenigen, dessen inneres und äußeres Leben wahre volle Harmonie und Freiheit athmete, in Christus dem Sohne, der allein wahrhaft frei macht.

(Christian Tischhauser.)



Bacillen-Koch.

Von Opusculum.

Was ist denn das? Bacillen? Bacillen sind kleine Giftpilze, die sich im Innern der Menschen festsetzen und immer mehr vergrößern, bis sie schließlich die entsetzlichen Krankheiten erzeugen, an denen schon Tausende und Abertausende unrettbar zu Grunde gegangen sind, die Cholera und die Schwindsucht. Was hat denn aber der Name Koch mit diesen Bacillen zu thun? Dr. Robert Koch ist derjenige, der dem Dasein dieser Pilze auf den Grund gekommen ist und so den Weg gebahnt hat, um die schrecklichen Krankheiten schon im Keime zu bekämpfen. Laßt uns die Laufbahn dieses Helden der Wissenschaft ein wenig betrachten.

Er wurde im Jahre 1843 im Klausthal im Harz geboren. Auf der Universität Göttingen widmete er sich dem medicinischen Studium und mit solchem Eifer, daß er außerordentlich früh das Staatsexamen als Arzt machen konnte. Er praktizirte dann in einer Vorstadt von Hannover und kam später in den kleinen polnischen Ort Wollstein als Kreisphysikus. Hier kam er im Hochsommer des Jahres 1876 den Ursachen des für das Rindvieh so verderblichen Milzbrandes

auf die Spur und legte seine diesbezüglichen Präparate einigen hervorragenden Professoren der Breslauer Universität vor. Dieselben erregten allgemeine Bewunderung, da diese Untersuchung die Principien einer vollständig neuen biologischen Forschungsmethode enthielt. Es war der erste erfolgreiche Schritt auf dem nun weltbekannten Wege zur Erforschung des Schwindsuchtspilzes und der Cholera-Bacillen.

Im Blute der milzbrandkranken Thiere findet man ganz kleine stäbchenförmige Gebilde. Die Vermuthung lag nahe, daß diese Stäbchen die Ursache des Milzbrandes seien, es war jedoch noch keinem gelungen, dieses als Thatsache zu beweisen. Dr. Koch hat es auf die einfachste und überraschendste Art bewiesen. Er impfte das stäbchenhaltige Blut eines am Milzbrand verstorbenen Thieres auf ein gesundes Thier ein und es stellte sich heraus, daß dieses Gift ohne jede fremde Beimischung den Milzbrand bei gesunden Thieren erzeugte. Die Stäbchen gleichen, wenn sie entwickelt sind, den Sporen der Sproßpilze und stellen die Samenkörner des Milzbrandes dar. Diese Sporen können Jahrelang im Körper verborgen liegen und entfalten erst beim Wiedereintritt günstiger Wachsthumbedingungen ihre lebenschädliche Entwickelung. Der wissenschaftliche Fortschritt dieser Untersuchung lag wesentlich in der Methode. Koch's erstes Verdienst war die Einführung einer streng logischen, botanischen Methode in die Medicin, die dann auch in wenigen Jahren dahin führte, das Wesen und Treiben einer ungeahnt großen Zahl von botanischen Krankheitserregern aufzudecken.

Eine erstaunliche Reihe bedeutender Untersuchungen folgte nun dieser ersten wissenschaftlichen That Kochs. Die ganze Wundbehandlung mit ihren verderblichen Blutvergiftungen und Wundinfektionskrankheiten änderte sich auf einen Schlag. Es wurde nachgewiesen, daß alle diese Krankheiten durch Eindringen der zahlreichen in der Luft liegenden Gährungs- und Fäulnißkeime in die Wunde entständen. In Folge dessen wurden die Wunden nun mit festabschließenden und mit keimtödtenden Flüssigkeiten durchtränkten Binden verbunden. Koch verbesserte dann die Mikroskope und die mikroskopischen Präparate und es gelang ihm Photogramme in nie geahnter Schärfe und Treue wiederzugeben.

Im Jahre 1880 wurde er zum ordentlichen Mitglied des kaiserlichen Gesundheitsamtes berufen mit dem Titel eines Regierungsrathes, und er verlegte seinen Wohnsitz nach Berlin. Hier lebte er in stiller Zurückgezogenheit, sich ganz seinen Studien und Untersuchungen widmend.

Doch der entscheidende Wurf sollte erst noch folgen. In der Märzsitzung 1882 der Berliner Physiologischen Gesellschaft berichtete er über eine Reihe von Untersuchungen, die er über Natur und Ursachen der Schwindsucht angestellt hatte. Nach langer unendlicher Mühe hatte Koch den von zahllosen Zeitgenossen immer wieder vergeblich gesuchten Schwindsuchtspilz entdeckt. So war denn der größte Feind des Menschengeschlechts (fast ein Siebentel aller Todesfälle fallen auf Schwindsucht) seiner anscheinend undurchdringlichen Maske beraubt und der Erkenntniß preisgegeben.

Schritt für Schritt, von Thatsache zu Thatsache geht er seinen steilen Weg weiter, der Erkennung der Wahrheit entgegen. Wenn auch der Vortheil für die leidende Menschheit jetzt noch nicht zu berechnen ist, das Ziel der Heilkunst kann nicht höher sein als die reine Forschung, das Ringen nach Wahrheit um ihrer selbst willen. Jetzt galt es noch das Wesen und den Ursprung einer Krankheit zu ergründen, die schon so unzählige Opfer gefordert hatte und gegen welche die ganze medicinische Welt bisher machtlos dagestanden hatte, die Cholera. Man nahm allgemein an, daß diese völkermordende Krankheit ihren Sitz in Ostindien oder in dem pesterfüllten Nilland habe. Frankreich und Deutschland riefen daher aus der Zahl der Aerzte Freiwillige auf, welche an Ort und Stelle Untersuchungen anstellen sollten. Die französische Commission ging in das Nilland, kehrte aber bald unverrichteter Sache wieder zurück. Die deutsche Commission aber bestand aus Dr. Koch, den Stabsärzten Gaffky und Fischer und dem Chemiker Treskow, begab sich, als die Seuche im Nilland erloschen war, über das rothe Meer hinab nach Ostindien, um dort ihre Beobachtungen fortzusetzen. Mit seltener Ausdauer und wahrem Heldenmuth haben sie dort dem Tode ins Angesicht geschaut und ihre Arbeit wurde mit Erfolg gekrönt, der Cholerakeim ist gefunden. Die eigentlichen wissenschaftlichen Berichte sind noch nicht herausgegeben, deshalb können wir Einzelheiten noch nicht mittheilen.

Nicht dieser Fund jedoch ist es, nicht die Entdeckung selbst, so großartig und weittragend sie auch ist, die dem Forscher, Robert Koch, die neidlose Bewunderung und Verehrung aller Fachgenossen entgegengebracht hat, sondern die zielbewußte Methode, das ungewöhnliche, hervorragende Ingenium und die bescheidene selbstlose Geistesrichtung. Wir haben noch viel von ihm zu erwarten. Immer neue und stets größere Aufgaben drängen sich seiner Schaffensfreudigkeit entgegen und wir dürfen gewiß sein, daß die Anerkennung, die äußeren Ehren und Belohnungen, die ihm bei seiner Rückkehr von der Expedition zu Theil geworden sind, nichts an den großen Eigenschaften des bedeutenden Gelehrten herabmindern werden.

Sonnette auf Bischof Simpson's Tod.

Von C. F. Wunderlich.

1.

In Trauer ist ganz Israel gehüllet,
Ein Klaglied tönt von Dan bis Berseba —
Selbst Völker um uns her, von fern wie nah,
Sind fast wie wir, von gleichem Schmerz erfüllet.

Welch Schauspiel, das sich unserm Blick enthüllet
Zur Zeit, in der des Großen viel geschah,
Das man gar schnell und spurlos schwinden sah —
Sagt an, welch herbem Schlag dies Leid entquillet?

Es ist ein Held in Israel gefallen,
Ein Edelmann, vom edelsten Geschlecht,
Ein Fürst von Gottes Gnaden, der uns Allen

Ein Herzog war in jeglichem Gefecht —
Der doch, so hoch er stand, bei seinem Wallen
Sich stets erwies als treuer Gottesknecht.

2.

Wer war sie denn, der Kirche schöne Krone?
„Matthäus, ein Geschenk, vom Herrn gemacht,"
Dem er sich selbst erst gänzlich dargebracht
Zum Eigenthum, dem großen Gottessohne.

Ja, unser „Simpson" war's, „die kleine Sonne,"
Die an dem Kirchenhimmel stand in Pracht,
Von Gottes Sünderliebe angefacht,
Ergoß in viele Herzen Licht und Wonne.

Als Jünger Jesu trug er Brief und Siegel —
Er war ein Riesengeist voll Kindessinn —
Der Klarheit Gottes stets ein reiner Spiegel —

Sein Ruhm: Aus Gnaden bin ich, was ich bin;
Ich bin des Herrn, und geht's durch Trübsalstiegel,
Geht's über Taborshöh'n, mir bleibt's Gewinn.

3.

„Mein Vater, Wagen Israels und Reiter!"
So tönt's im Heer, bei seiner Himmelfahrt.
Man schaut besorgt sich um, ob man gewahrt
Den Helden, der uns nun zum Sieg führt weiter.

Den Steuermann, des Schiffes sichern Leiter,
In dem der Heldenmuth mit Ruh sich paart —
Der auch im Sturm den sichern Blick bewahrt,
Den Blick auf's große Ziel der Gottesstreiter.

Gerecht und schön, Volk Gottes, ist dein Klagen
Ob dieses deines edlen Helden Tod;
Doch ob dir bangt, noch darfst du nicht verzagen,

Dein Gott lebt noch, drum hat es keine Noth —
Läßt seine Knechte er zu Grabe tragen,
Führt fort sein Werk, der treue Zebaoth.

4.

Mich dünkt, ich hört' den Helden uns gebieten:
„Was macht ihr, daß ihr weint? lobsingt dem Herrn!
Mein Meister rief mich heim, ich folgte gern —
Gönnt mir mein köstlich Loos, das mir beschieden!"

Ja, selig sind, die so im Herrn geschieden —
Sie ruhen allen Erdenwehen fern —
Der treue Knecht prangt wie des Himmels Stern
Und erntet, was er ausgesät hienieden.

Welch reiche Ernte wird er droben haben,
Der hier so treu, so reichlich ausgestreut!
Der stets all seine glänzend großen Gaben

So ganz dem Dienste seines Herrn geweiht —
Wie köstlich wird der Herr den Knecht nun laben
Am Hochzeitsmahl der ew'gen Seligkeit!

5.

„Wer lebt und glaubt an mich, soll nimmer sterben!"
Wie ward an ihm so wahr dies große Wort!
Denn ob er starb, er lebt und redet fort
Und wird noch Viele für den Himmel werben.

Sein Licht strahlt noch in dieser Welt Verderben,
Ein Leuchtthurm er, zum ew'gen Friedensport —
Ihm ward ein selig Loos so hier wie dort —
Ein zwiefach selig Loos durft er ererben.

Wie köstlich hat der Herr an ihm erwiesen,
Was seine Gnade mit uns will und kann —
Und diese Gnade sei von uns gepriesen!

Sie bleibe unser Erbtheil auch fortan —
Dann werden auch vom Kleinsten Ströme fließen,
Wenn Christus recht Gestalt in ihm gewann.

Zu Hause.

Die unterbrochene Sonntagsruhe. Es war Sonntag Nachmittag. Herr Ellis war so müde, und dachte, er wolle sich ein wenig hinlegen und ruhen. Er ging in das Familienzimmer und legte sich auf das Sopha. Seine Frau kam herein. „Charles Ellis," rief sie. „Habe ich je so etwas in meinem Leben gesehen? Mit deinen Stiefeln auf das neue Sopha und mit deinem Kopf auf dem feinen Spitzen Tidy. Ich dachte, du hättest mehr Verstand."

„Ich möchte ein wenig ruhen, wenn ich einen Platz finde, wo ich mich hinlegen könnte."

„Du solltest deine Bibel lesen," sagte sie. Doch Jemand rief sie in diesem Augenblick und als sie wieder zurückkehrte, war ihr Mann verschwunden. Sie nahm ein Buch und fing an zu lesen, als ein Gedanke sie beunruhigte. Sie stand augenblicklich auf; es war als ob sie befürchte, oben im Bettzimmer auf ihrem frisch überzogenen Bett liege ihr Mann; sein Kopf tief hineingesunken in ein schneeweißes Kissen, darauf man die Worte lesen konnte: Ruhe sanft! Er schlief nicht nur fest, sondern schnarchte laut.

„Charles Ellis!" Er stand geschwind auf, schaute das Bett an und die Unordnung.

„Ich habe mich vergessen, Elise. Ist denn kein Ort im Hause, wo ich mich ausruhen kann?"

„Gebrauche doch auch ein wenig Verstand," sagte seine Frau; „die Idee von einem nüchternen, verständigen Mann, sich auf ein frisch überzogenes Bett zu legen mit seinen Stiefeln."

„Hättest du lieber, ich würde mich sonst wohin legen?"

„Es wäre mir lieber, du würdest gesunden Verstand bekommen," sagte sie. „Aber wenn du durchaus schlafen mußt am hellen Tag, dann lege dich auf das alte Sopha in der Küche, Niemand wird dich dort stören; oder ich kann die weiße Decke und die Kissen vom Bett nehmen und du kannst dich hier hinlegen. Aber es ist durchaus unrecht, den Sonntag zu verschlafen, und du giebst den Kindern gewiß kein gutes Beispiel."

„Aber ich bin so müde," antwortete ihr Mann. „Mein Kopf fühlt so schwer wie Blei, und ich kann meine Augen kaum noch öffnen."

„Ach, Trägheit; nichts wie Trägheit!" sagte seine Frau. Herr Ellis ging hinunter und verschwand. Und das letzte, das seine Frau von ihm hörte, war von dem Ort, von dem Hiob spricht: Daselbst ruhen doch die viel Mühe gehabt haben. Aber sie war mit ihren Gedanken zu sehr beschäftigt, um weiter an ihn zu denken. Sie brachte das Bett wieder in Ordnung, dann ging sie hinunter, um das Essen zu kochen, und da in ihrem Hause Mittag- und Abendessen in einer Mahlzeit bestand, so wurde viel Zeit und Sorgfalt darauf verwendet. Frau Ellis war eine ächte Hausfrau, peinliche Ordnung, Reinlichkeit und Pünktlichkeit schauten aus ihrem ganzen Hauswesen. Das Essen war fertig, sie rief die Kinder und fragte nach dem Vater. Die Kinder hatten ihn nicht gesehen und wußten nicht, wo er war. Sie fragte weiter. Er sei blos durch das Zimmer gegangen, erhielt sie zur Antwort. Sagte er nicht, wo er hinging? „Er sagte, er wolle hingehen, wo er mehr Ruhe fände," sagte der kleine Georg.

Sie setzten sich hin zu essen, aber es fehlte etwas am Tisch und still und ruhig ging die Mahlzeit vorüber. Der Tisch wurde abgeräumt, das Geschirr gewaschen und in Ordnung gebracht. Frau Ellis nahm die Bibel und las, es fing an dunkel zu werden, sie fühlte unruhig. Ich will die Kinder nehmen und zu seiner Mutter gehen, die in der Nähe wohnt; vielleicht ist er dort — aber er war nicht da. Und seine Mutter sagte ihr, Charles habe traurig und bekümmert ausgesehen, als sie ihn zum letzten Mal sah; sie hoffe, es sei nicht wegen Geschäfts-Angelegenheiten. Seine Geschäfte sind in guter Ordnung, das wußte sie. Dann auf einmal kam es wie ein Blitzstrahl in ihr Gedächtniß, sie sei selber schuld an seinem Verschwinden. Trieb sie ihn nicht von Zimmer zu Zimmer, und zuletzt vielleicht gar aus seinem eigenen Hause? Schrecklicher Gedanke! Sollte er Selbstmord begangen haben? Sie eilte mit den Kindern nach Hause. Todesstille herrschte in den Räumen und Todesgedanken beunruhigten sie. Sie ging in sein Schlafzimmer, suchte sein Rasirmesser — es war fort! Dann brach die sonst so muthige Frau zusammen und weinte, die Kinder weinten auch und es war eine solch traurige Scene, die sich kaum beschreiben läßt. Plötzlich öffnete sich die Thüre und sie sahen eine Erscheinung — nein, es war Herr Ellis selber, welcher beschämt vor ihnen stand.

„Ich habe mich verschlafen," sagte er, als er nach der Uhr schaute, „ich bitte um Verzeihung."

„Ich sollte denken, du hast," sagte seine Frau, „und das Essen ist längst weggeräumt, aber ich gehe gleich und koche etwas für dich." Sie ging in die Küche und nahm die Kinder mit. Ob Herr Ellis jemals von dem Vorhergehenden etwas erfahren, ist nicht bekannt; aber eine Veränderung fand statt im Hause, über welche er anfangs staunte, aber sich auch zu gleicher Zeit herzlich freute. Er konnte sich hinlegen, wenn er müde war, wo er wollte, seine Frau ließ ihn in Ruhe. Frau Ellis war von Herzen eine edle gefühlvolle Person, und als sie daran dachte, daß ein Haar seines Hauptes ihr lieber sei, als alle feinen Spitzen und Kissenüberzüge, da legte sie die Sachen zusammen, lebte einfach und ihr Haus wurde für Mann und Kind ein „gemüthlich Heim".

Hyazinthen, Crokus und Tulpenzwiebel. Letzten Herbst erhielt ich durch einen italienischen Gärtner 1 Dutzend Tulpenzwiebel von Holland. Ich bekam prachtvolle Blumen, und diesen Herbst kam der Gärtner wieder, um mir neue Zwiebel zu verkaufen. Ich zeigte ihm meine alten und verwundert rief er aus: die sind so gut als die von Holland importirten. Nun sollte ich ihm sagen, wie ich sie behandelte. Ganz einfach; ich lasse die Blumenzwiebel von Tulpen, Hyazinthen und Crokus im Blumenbeet oder Topf, bis die Blätter vertrocknet

sind, dann nehme ich die Zwiebel auf, thue sie in einen Korb und lasse sie austrocknen, die Erde fällt nachher von selbst ab. Ich hebe sie dann den Sommer durch auf an einem trockenen und luftigen Ort. Im Oktober oder November werden die Zwiebel in ein 8 Zoll erhöhtes Beet gepflanzt, in reiche, lockere, mit etwas Sand vermischte Erde und im Winter mit etwas Streu bedeckt.

Kartoffelklöße. Die Kartoffeln werden mit der Schale in Wasser und Salz nicht ganz weich gekocht, dann abgeschält und nachdem sie völlig kalt geworden, gerieben. Dann nimmt man zu drei Suppenteller voll geriebene Kartoffeln, einen Teller voll geriebenes Weißbrot und einen Teller voll in kleine Würfel geschnittene Krusten oder Weißbrot, man thut die Würfel braten in Speck oder Butter, acht Eier und vier Unzen braune Butter, ein wenig Salz und ein wenig Muskatnuß nach Belieben. Man thut die geriebenen Kartoffel, Brot und gebräunten Würfel in eine tiefe Schüssel, verklopft das Gelbe von den Eiern und verarbeitet es mit der Butter und etwas Salz gut durcheinander, das Weiße von den Eiern wird zu Schaum geschlagen, etwas Mehl wird gesiebt und die ganze Masse wird wie ein Teig gut verarbeitet. Dann rollt man die Klöße aus, so groß wie lange große Kartoffeln; die werden mit Mehl bestreut und in kochendem Wasser mit etwas Salz so lange gekocht, bis sie inwendig trocken sind, etwa 15 Minuten. Man gießt etwas braune Butter darüber und giebt getrocknetes Obst oder Zwetschen dazu.

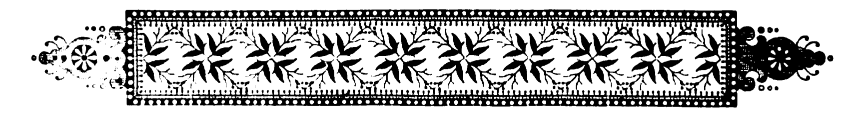
Braune Zwiebelsauce mit Speck zu Kartoffeln. Man nimmt ¼ Pfund Speck, schneidet es in kleine Würfel und läßt es langsam gelb braten. Dann 2 große Zwiebel werden ebenfalls fein geschnitten und gebräunt. Man muß dieses beständig rühren, dann einen Eßlöffel voll Mehl gut durchgerührt; zuletzt thut man Essig, Wasser und ein wenig Salz hinzu und läßt die Sauce gut durchkochen. Die Kartoffeln werden geschält, in Viertel geschnitten, reingewaschen und in kochendem Salzwasser gekocht, dann abgegossen und einige Augenblicke über das Feuer gesetzt. Die Scheiben sollten ganz bleiben.

Schutz des Viehes gegen Kälte vortheilhaft. Nicht ein Farmer unter hundert kennt vollständig die Wichtigkeit des Umstandes, dem Vieh im Winter Schutz gegen Kälte und Stürme zu geben. Der Erfolg oder Fehlschlag zehntausender Farmer hängt davon ab. Unter gutem Obdach verzehren die Thiere von 10 bis 40 Prozent weniger Futter, nehmen mehr an Gewicht zu, sind im Frühling viel gesunder und die Arbeitsthiere und Milchkühe können bedeutend mehr leisten. Der Verlust von einem oder mehreren Arbeitsochsen oder Milchkühen, oder anderem Vieh, ist oft ein vernichtender Schlag für diejenigen, die sich während des Jahres nur mit Mühe schuldenfrei halten können. Die große Mehrzahl der Verluste solcher Thiere läßt sich direkt oder indirekt auf Krankheiten zurückführen, die in mangelhaftem Schutz während des Herbstes, Winters oder Frühlings ihren Grund haben. Von dem gefressenen Futter verwenden alle Thiere in allen Jahreszeiten einen großen Theil für den Unterhalt der natürlichen Wärme des Körpers, und Wärme genug, um eine Temperatur von 92 Grad in allen Theilen des Körpers zu unterhalten, ist absolut nothwendig. Nur das nach dem Erzeugen dieser Wärme verbleibende Futter kann für die Vermehrung der Kraft und des Wuchses, für die Milchproduktion der Kühe oder das Eierlegen der Hühner verwendet werden. Wenn die Wärme schnell von der Oberfläche entweicht, wie bei kalter Witterung, muß mehr Wärme erzeugt und zu diesem Zweck mehr Futter consumirt werden. Von der Natur wird dafür theilweise durch das dickere Fell und die dichtere Behaarung gesorgt.

Jeder denkende Mensch wird einsehen, daß das Thier entweder weniger Futter bedarf, oder mehr des letztern für andere Zwecke verbleibt, wenn es künstlich gegen die Winde, welche die Wärme schnell entführen, oder gegen Stürme, die den Wärmeverlust durch Ausdünstung der Feuchtigkeit von der Körperoberfläche beschleunigen, geschützt ist. Ein Dutzend Kühe, zum Beispiel, consumiren von 2—6 Tonnen mehr Heu, wenn sie vom Oktober bis April der Witterung ausgesetzt sind, als im warmen Stall; außerdem sind sie im letzteren Fall gesünder und kräftiger im Frühling und geben viel mehr Milch. Für anderes Vieh, Pferde, Schafe und Schweine ist gute Stallung ebenso vortheilhaft.

Einige Worte an Eltern. Achtet darauf, daß die Kinder keine Aufgabe halb vollendet oder nachlässig gethan liegen lassen; darum verlangt nicht zu viel von ihnen. Vollständigkeit ist die Grundlage des Erfolgs. Die Welt hat jetzt keinen Platz für Stümper, die von Allem ein wenig und Nichts recht verstehen. Stets giebt es eine ehrenhafte Stellung für diejenigen, welche irgend eine ehrliche Arbeit in der besten Weise verrichten können. Lehrt den Kindern aus der Erfahrung Anderer, daß bei unregelmäßigen und unterbrochenen Bemühungen keine Fortschritte gemacht werden. Die Welt ist jetzt so vorangeschritten und die Mitbewerbung eine so scharfe, daß das Genie mit geduldiger Ausdauer verbunden sein und eine derartige Geschicklichkeit, die nur durch fortwährende Uebung gewonnen werden kann, besitzen muß. Die jungen Leute sind nur zu sehr zum Luftschlösserbauen über das, was sie in der Zukunft thun wollen, geneigt. Die Geschichte Anderer beweist ihnen, daß sie nie etwas Besonderes leisten, außer sie thun die ihnen vorliegenden Arbeiten in bester Weise. Sie begreifen dies nicht und eine bloße Erklärung dieser Thatsache macht wenig Eindruck. Biographien erfolgreicher Männer, aus Büchern vorgelesen oder aus der Erinnerung über Nachbarn erzählt, befestigen die Wahrheit in ihrem Geiste und solche Biographien sollten von den Kindern viel gelesen werden.

(Am. Agr.)



Sonntagschul = Lektionen.

Sonntag, 2. Nov. **Die Tempelweihe.** 1 Kön. 8, 22—36.

22. Und Salomo trat vor den Altar des Herrn gegen der ganzen Gemeine Israel, und breitete seine Hände aus gen Himmel,

23. Und sprach: Herr, Gott Israel, es ist kein Gott, weder droben im Himmel, noch unten auf Erden, dir gleich, der du hältst den Bund und Barmherzigkeit deinen Knechten, die vor dir wandeln von ganzem Herzen;

24. Der du hast gehalten deinem Knechte, meinem Vater David, was du ihm geredet hast. Mit deinem Munde hast du es geredet, und mit deiner Hand hast du es erfüllet, wie es stehet an diesem Tage.

25. Nun Herr, Gott Israel, halte deinem Knechte, meinem Vater David, was du ihm geredet hast, und gesagt: Es soll dir nicht gebrechen an einem Manne vor mir, der da sitze auf dem Stuhl Israel, so doch, daß deine Kinder ihren Weg bewahren, daß sie vor mir wandeln, wie du vor mir gewandelt hast.

26. Nun, Gott Israel, laß deine Worte wahr werden, die du deinem Knechte, meinem Vater David, geredet hast.

27. Denn meinest du auch, daß Gott auf Erden wohne? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen. Wie sollt es denn dies Haus thun, das ich gebauet habe?

28. Wende dich aber zum Gebet deines Knechts und zu seinem Flehen, Herr, mein Gott, auf daß du hörest das Lob und Gebet, das dein Knecht heute vor dir thut;

29. Daß deine Augen offen stehen über dies Haus Nacht und Tag, über die Stätte, davon du gesagt hast: Mein Name soll da sein. Du wollest hören das Gebet, das dein Knecht an dieser Stätte thut;

30. Und wollest erhören das Flehen deines Knechts und deines Volks Israel, das sie hie thun werden an dieser Stätte deiner Wohnung, im Himmel, und wenn du es hörest, gnädig sein.

31. Wenn Jemand wider seinen Nächsten sündiget, und nimmt deß einen Eid auf sich, damit er sich verpflichtet, und der Eid kommt vor deinen Altar in diesem Hause;

32. So wollest du hören im Himmel, und Recht schaffen deinen Knechten, den Gottlosen zu verdammen und seinen Weg auf seinen Kopf bringen; und den Gerechten recht zu sprechen, ihm zu geben nach seiner Gerechtigkeit.

33. Wenn dein Volk Israel vor seinen Feinden geschlagen wird, weil sie an dir gesündiget haben, und bekehren sich zu dir, und bekennen deinen Namen und beten und flehen zu dir in diesem Hause;

34. So wollest du hören im Himmel, und der Sünde deines Volks Israel gnädig sein, und sie wieder bringen in's Land, das du ihren Vätern gegeben hast.

35. Wenn der Himmel verschlossen wird, daß nicht regnet, weil sie an dir gesündiget haben, und werden beten an diesem Ort, und deinen Namen bekennen, und sich von ihren Sünden bekehren, weil du sie drängest;

36. So wollest du hören im Himmel, und gnädig sein der Sünde deiner Knechte und deines Volks Israel, daß du ihnen den guten Weg weisest, darinnen sie wandeln, und lassest regnen auf das Land, das du deinem Volk zum Erbe gegeben hast.

---

1. **Grundgedanke.** „Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel umfassen dich nicht." 1 Kön. 8, 27.

2. **Zeit.** Nicht 1005, sondern 1003 vor Chr., im 12. Jahr der Regierung Salomos; denn nach Kap. 6, 38 wurde der Tempel im achten Monat des 11. Jahres vollendet, und nach 2 Chron. 7, 10 im siebenten Monat eingeweiht, da dies jedoch nicht vor Vollendung desselben geschehen konnte, so muß es im Jahr nach derselben geschehen sein; in der Zwischenzeit wurden dann die Tempelgeräthe vollends verfertigt.

3. **Ort.** Jerusalem, Vorhof des Tempels.

4. **Einleitung und Zusammenhang.** Von 1 Kön. 6, 15 bis 7, 51 wird noch der weitere Bau des Tempels sowohl, als des königlichen Palasts Salomos und die Zurüstung der Tempelgeräthe berichtet, darauf folgt in Kap. 8, 1—21 der Anfang der Beschreibung der Tempelweihe, die sich sicherlich unmittelbar an die Vollendung des Baus anschloß, da König und Volk sich nach dem Gottesdienst im Heiligthum sehnten. Damit erst war nun das schon von Samuel begonnene und von David fortgeführte Werk gekrönt und ein geordneter Zustand auch der religiösen Seite des israelitischen Volkslebens ermöglicht. Diese Feier fand statt im siebenten Monat (etwa September), dem eigentlichen Festmonat Israels (3 Mos. 16, 29); wahrscheinlich begann sie schon mit dem ersten Sabbath desselben und dauerte nach V. 65 im Ganzen 14 Tage, so daß sie in diesem Jahre gerade in die gleiche Zeit fiel, wo sonst der große Buß- und Versöhnungstag und das höchste und schönste aller Feste, das Laubhüttenfest, gefeiert wurde, an deren Stelle es dießmal trat. Es war eine große Versammlung sämmtlicher Stammes- und Familienhäupter, die in glänzendem Zug die Bundeslade aus der Zionsburg, wohin David sie gebracht hatte, abholten, in das Allerheiligste brachten und unter den Flügeln der Cherubim niedersetzten, ebenso die ganze bisher noch in Gibeon gebliebene Stiftshütte, die nun gleichfalls in den Seitenräumen des Tempels aufgestellt wurde. Das ganze Volk, Priester und Leviten voran, betheiligte sich an dem großartigen Festopfer mit feierlichen Lobgesängen und die Wolke der Herrlichkeit des Herrn erfüllte das ganze Tempelhaus (2 Mos. 40, 34; 4 Mos. 9, 15; 2 Chron. 5, 13 ff.), ein sichtbares Zeichen der persönlichen Gegenwart Gottes unter seinem Volk. Und nun erfolgt Salomos Gebet und Weiherede; er wendet sich zuerst an das Volk selbst, um es in die rechte Gebetsstimmung zu bringen, wie er auch nachher (V. 56—61) wieder mit einem längeren Segensspruch es entläßt, dann aber und hauptsächlich an Gott selber und zwar an seine Treue, Allgegenwart und Gnade.

5. **Zur Erklärung und Erbauung.**

a) Gottes Treue (V. 22—26).

V. 22. Gemeint ist der große eherne Brandopferaltar im Vorhof, Salomo stand dabei wahrscheinlich auf der 2 Chron. 6, 13 erwähnten „ehernen Kanzel", d. h. einer an demselben wohl für diesen besonderen Zweck angebrachten Erhöhung 5 Ellen lang und breit und 3 Ellen hoch, um auch beim Knieen während des Gebets von allem Volk gesehen zu werden, denn er war jedenfalls mit seinem Gesicht gegen Osten, also der versammelten Gemeinde zugewendet, in deren Namen und für die er hier zugleich als König und Priester betete. Das Ausbreiten der Hände zum Himmel war auch sonst im Morgenland und Alterthum beim Beten gebräuchlich.

V. 23. Das Gebet beginnt mit einem Bekenntniß Gottes, der als der wahre und lebendige Gott einzig ist in seiner ewigen Bundestreue, vermöge deren er sein Volk nie verläßt. Auch die speziell dem David gegebene Verheißung wegen des Tempelbaues, hat er nicht unerfüllt gelassen und ihm in Salomo den ihm versprochenen Thronerben geschenkt. Die Bezeichnung der Unvergleichlichkeit Gottes (auch 5 Mos. 4, 39 und Jos. 2, 11) ist der Ausdruck seiner Erhabenheit

über allen seinen Geschöpfen, während er der Schöpfer ist.

V. 24. Geredet hast, natürlich 2 Sam. 7, 12 ff. (Lektion am 20. Juli). Schön sagt ein alter Ausleger: Ach, daß auch bei uns allen Mund und Hand immerdar so übereinstimmten! Der dort geredet, stand ja nun in herrlichster thatsächlicher Wirklichkeit da.

V. 25. Beginnt nun das Bittgebet im eigentlichen Sinn: Zwar hat Salomo nun Davids Krone und Reich geerbt, aber sein Beruf ist damit noch nicht vollendet, für Volk und Reich Israel giebt es noch eine große Zukunft.

V. 26. Laß dein Wort wahr werden, damit meint er namentlich auch die noch weiter hinausreichende Verheißung eines ewigen Reiches unter einem ewigen König, dem Messias; zunächst aber freilich denkt er auch an sich selber und bittet Gott um Weisheit und Stärke, daß er seines Vaters und seines eigenen hohen Berufes würdig werde, ein Beweis seiner Demuth und seines Gehorsams.

b) Gottes Allgegenwart (V. 27—29).

V. 27. Hiemit wendet er sich nun zu dem eigentlichen Weihegebet. Die Frage: „Meinest du auch u. s. w." richtet er natürlich nicht an Gott, sondern gewissermaßen an sich selber, denn der Gedanke lag ja nahe, ob man denn wirklich glauben könne, daß Gott, der doch Geist, also ein unsichtbares und an keinen Ort gebundenes Wesen ist, hier an diesem bestimmten Ort gleichsam wohne und die hier ausgesprochene Bitte höre und erhöre. Auf Erden ist er freilich auch, sofern sie voll ist von den Werken seiner Hand und so für seine Weisheit, Allmacht und Güte zeugt; ja er waltet und wirkt bis an ihre äußersten Enden (Ps. 139, 5 ff.), aber doch ist sie nur der Schemel seiner Füße (Jes. 66, 1), sein eigentlicher Thronsitz und herrlicher Königsstuhl ist der Himmel. Aber auch dieser in seiner ganzen Allheit und unermeßlichen Unendlichkeit kann ihn nicht versorgen, d. h. umfassen, begrenzen und umschließen, obwohl er sein Lob verkündigt (Ps. 148, 4; 19, 1 ff.), aber obwohl kein Raum an sich Gottes Wesen einschließt und einschließen kann, so hat er doch nach dem Wohlgefallen seines Willens, d. h. also aus freier Gnade, seine Offenbarung und Gegenwart gleichsam an den Tempel angeknüpft, um da angebetet und im Glauben erfaßt zu werden, obwohl er uns an sich in der Kirche nicht persönlich näher ist, als irgend sonst wo.

V. 28. Diese freie Gnade aber, womit Gottes Liebe sich selbst beschränkend so zu sagen zur menschlichen Schwachheit und Beschränktheit herablassen will, ist dieselbe Gnade, die er schon dem David verheißen und sich durch dieses sein Wort dazu verbindlich gemacht hat, gerade hier an dieser Stätte ihm nahe zu sein und sein Gebet und Flehen zu hören und zu erhören. Darum faßt ihn auch Salomo so fest und zuversichtlich bei dieser seiner Verheißung, im Vertrauen auf Jes. 57, 15. In Kraft dieses seines Wortes soll er auch ihm eben hier gerade gnädig sich erweisen. Salomo spricht also hier offenbar in besonderer göttlicher Erleuchtung ganz deutlich, klar und lebendig die große, auch sonst in der heiligen Schrift öfters wiederholte (Jer. 3, 16 ff.; Apstg. 7, 48 ff.) Wahrheit aus, daß Gott zwar allerdings örtlich weder auf Erden noch im Himmel wohnt (ein Gedanke, der dem gesammten alten und neuen Heidenthum völlig fremd geblieben), dennoch aber sich im Tempel eine Stätte bereitet habe, für seine gnadenvolle Offenbarung, die eben damit zugleich auch ein Unterpfand und Siegel der Gebetserhörung ist.

V. 29. Das offene Auge ist Bild der Wachsamkeit und Sorge (Sach. 12, 4). Das Wohnen seines Namens (2 Mos. 20, 25; 5 Mos. 12, 5. 11) ist sein eigenes persönliches Walten, denn Gottes Name ist Gottes Person selbst nach Seiten seiner Offenbarung an die Menschen, während sein innerstes Wesen ihnen verborgen bleibt.

c) Gottes Gnade (V. 30—36).

V. 30. Aber auch seine Ohren soll er offen stehen lassen für das Gebet seiner Kinder, daß er es höre und erhöre und zwar im Himmel als der Stätte seiner Herrlichkeit, obwohl es von der Erde zu ihm emporsteigt. Und gnädig sein, d. h. vergeben; denn vor Gott sind wir Menschen ja alle auch zugleich Sünder und er kann also unsere Gebete nur dann erfüllen, wenn wir durch Vergebung der Sünde wieder ins rechte Verhältniß zu ihm gesetzt, seine versöhnten und gerechtfertigten Kinder geworden, nicht mehr „Kinder des Zornes" sind, sondern „Kinder der Liebe".

V. 31 folgen nun noch eine Reihe von einzelnen Bitten für besondere Fälle und Verhältnisse. Der hier genannte Eid bezieht sich auf die gesetzlichen Vorschriften in 2 Mos. 22, 6—12 und 3 Mos. 5, 21—24, wonach es ein dem Beklagten von seinem Kläger selbst als dem angeblich Beschädigten oder auch in dessen Namen vom Richter zugeschobener Reinigungseid war, wodurch er die gegen ihn erhobene Beschuldigung wegen Veruntreuung, Uebervortheilung u. s. w. von sich abwenden konnte, geschah das nicht, so trat die Bestrafung ein. Vor deinen Altar, denn dieser Eid konnte zwar an irgend einem Ort geschworen werden, doch so, daß man dabei das Angesicht stets gegen den Tempel richtete (vrgl. Dan. 6, 10).

V. 32. Da die Bestrafung in den oben genannten Fällen nur dann eintrat, wenn der Beklagte seine Schuld selber durch Abweisung des ihm zugeschobenen Eides anerkannte, so mögen sehr viele Fälle vorgekommen sein, wo man lieber den Letzteren leistete, als sich strafen ließ und schuldig bekannte und dieß führte wohl oft auch zur Ablegung von falschen Schwüren (Meineid); daher wird hier für diese schreckliche Sünde auch eine schreckliche Strafe zur gerechten Vergeltung (auf seinen Kopf) in Aussicht gestellt, ja sogar ausdrücklich von Gott erbeten.

V. 33 und 34. Hier ist natürlich an einen ungerechten Krieg auf eigene Faust, etwa Empörungs- oder Eroberungskrieg, gedacht, an dem Gott schon von Anfang an kein Wohlgefallen haben kann und der darum einen unglücklichen Ausgang nehmen muß; ganz anders sind die nachher V. 44 und 46 ff. erwähnten Fälle. In diesem Hause ist auch hier wie oben V. 31 „vor dem Altar" zu verstehen, denn V. 34 zeigt, daß an solche Fälle gedacht ist, wo Israel von seinen

Feinden aus Kanaan verdrängt ist, wie nachher in der Gefangenschaft geschah. Dann wolle Gott sein Volk endlich doch wieder in Gnaden annehmen und in das geliebte und gelobte (verheißene) Land seiner Väter, dies theure Erbland, zurückführen.

V. 35. 36. Zuletzt wird noch ein besonderer Fall öffentlichen Unglücks genannt: langanhaltende Dürre in Folge von Regenmangel und daraus sich ergebende Unfruchtbarkeit und Theurung, wieder als Folge der Nationalsünde gedacht; wie solches später Kap. 17 u. 18 wirklich eintrat; vrgl. auch Jer. 14, 2 ff. Daher ist auch hier die Nationalbekehrung als Mittel und Bedingung der göttlichen Hilfe genannt.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Das Gebet bei der Tempelweihe.

1. Es ist ein Gebet, welches dem großen Gott die Ehre giebt. V. 23. 24. 25. 27. — 2. Ein demüthiges Gebet. V. 27—36.



Sonntag, 9. Nov.

Salomos Weisheit.

1 Kön. 10, 1—13.

1. Und da das Gerücht Salomo, von dem Namen des Herrn, kam vor die Königin von Reicharabien, kam sie, ihn zu versuchen mit Räthseln.

2. Und sie kam gen Jerusalem mit einem sehr großen Zeug, mit Kameelen, die Spezerei trugen und viel Goldes und Edelgesteine. Und da sie zum Könige Salomo hinein kam, redete sie mit ihm alles, was sie vorgenommen hatte.

3. Und Salomo sagte ihr alles, und war dem Könige nichts verborgen, das er ihr nicht sagte.

4. Da aber die Königin von Reicharabien sahe alle Weisheit Salomo, und das Haus, das er gebauet hatte,

5. Und die Speise für seinen Tisch, und seiner Knechte Wohnung, und seiner Diener Amt und ihre Kleider, und seine Schenken und seine Brandopfer, die er in dem Hause des Herrn opferte; konnte sie sich nicht mehr enthalten,

6. Und sprach zum Könige: Es ist wahr, was ich in meinem Lande gehöret habe von deinem Wesen und von deiner Weisheit.

7. Und ich hab es nicht wollen glauben, bis ich kommen bin und hab es mit meinen Augen gesehen. Und siehe, es ist mir nicht die Hälfte gesagt. Du hast mehr Weisheit und Gutes, denn das Gerücht ist, das ich gehöret habe.

8. Selig sind deine Leute und deine Knechte, die allezeit vor dir stehen und deine Weisheit hören.

9. Gelobet sei der Herr, dein Gott, der zu dir Lust hat, daß er dich auf den Stuhl Israel gesetzet hat, darum, daß der Herr Israel lieb hat ewiglich, und dich zum Könige gesetzet hat, daß du Gericht und Recht haltest.

10. Und sie gab dem Könige hundert und zwanzig Centner Goldes, und sehr viel Spezerei und Edelgesteine. Es kam nicht mehr so viel Spezerei, als die Königin von Reicharabien dem Könige Salomo gab.

11. Dazu die Schiffe Hiram, die Gold aus Ophir führeten, brachten sehr viel Ebenholz und Edelgesteine.

12. Und der König ließ machen von Ebenholz Pfeiler im Hause des Herrn und im Hause des Königs, und Harfen und Psalter für die Sänger. Es kam nicht mehr solch Ebenholz, ward auch nicht gesehen, bis auf diesen Tag.

13. Und der König Salomo gab der Königin von Reicharabien alles was sie begehrete und bat; ohne was er ihr gab von ihm selbst. Und sie wandte sich und zog in ihr Land sammt ihren Knechten.

---

1. Grundgedanke. „Siehe, hier ist, der auch größer ist als Salomo." Matth. 12, 42.

2. Zeit. Um 990 vor Chr. Da Salomo nach Vollendung des Tempels (1003 vor Chr. nach der Einleitung in die vorige Lektion) noch 13 Jahre lang an seinem eigenen Schloß baute (1 Kön. 7, 1), das beim Besuch der Königin jedenfalls fertig war.

3. Ort. Der Königspalast in Jerusalem.

4. Einleitung und Zusammenhang. Auf die Geschichte von der Tempelweihe in der letzten Lekt. folgt zunächst die Antwort Gottes auf Salomos Weihegebet (9, 1—9); er erscheint ihm abermals in Gibeon und verheißt ihm nach seiner Gnade sogar noch mehr zu geben, als er erbeten hat, verlangt dafür aber auch noch entschiedener seinen und des Volkes unverbrüchlichen Gehorsam, daher auch gerade hier, an diesem großen Wendepunkt der israelitischen Geschichte noch ganz besonders scharfe und ernste Drohungen gegen den Abfall desselben angefügt sind, ganz ähnlich wie schon in 5 Mos. 29, 22 ff. Daran schließt sich ein Nachweis über die Quellen von Salomos großem Reichthum und die Mittel zu seinen kostbaren Bauten (Kap. 9, 10 bis 28), sowie über sein Verhältniß zum phönizischen König Hiram, seine Frohnden und Handelsgeschäfte, Verbindungen mit fremden Ländern 2c., namentlich mit Arabien, was wegen des Besuchs der dortigen Königin besonders erwähnt wird. Saba (10, 1) ist zwar nicht ganz Arabien, aber doch ein Theil desselben; schon 1 Mos. 10, 7 kommt der Name als Bezeichnung eines kuschitischen (arabischen) Volkes vor und das Land war nach Jes. 60, 6; Jer. 6, 20; Hes. 27, 22; Ps. 72, 10 reich an Gold, Edelsteinen und kostbaren Spezereien. Es lag nördlich vom heutigen Sana, im sogenannten Land Jemen; Matth. 12, 42 heißt sie die „Königin des Mittags", weil dieses Land im südlichen Theil von Arabien selbst liegt, heute heißt diese Provinz des „glücklichen", d. h. reichen (vrgl. Hiob 6, 19 und Joel 4, 8), Arabiens noch Sabäa, am Ufer des rothen Meers gelegen; die Bewohner gelten noch heute als die reichste Nation unter den arabischen Stämmen. Die Geschichte dieses Besuches ist selbst in den Koran und andere muhamedanische Schriften übergegangen, freilich mit allerlei fabelhaften Zügen ausgeschmückt, doch ist dies jedenfalls ein Beweis, daß ihr geschichtliche Erinnerungen zu Grunde liegen, die sich Jahrtausende lang selbst außerhalb Palästinas erhielten; welche Bedeutung man ihnen beilegte, erhellt daraus, daß sowohl die Araber als die Abessynier und Aethiopier den Stammbaum ihrer Königsfamilien auf diese Königin zurückführten. Jesus selbst hat sie in der angegebenen Stelle seinem Volk zur Beschämung vorgehalten, es war somit kein bloßer Höflichkeitsbesuch, wie er unter fürstlichen Personen häufig ist, sondern sie trieb ein höheres Interesse (vrgl. V. 1) zu dem großen Friedenskönig Israels. Die Bewunderung seiner Weisheit insbesondere (vrgl. V. 4) macht diese Geschichte zu einer Art von Seitenstück zu Kap. 3, 16 ff., wo er bereits diese Eigenschaft als Richter glänzend gezeigt hatte. Auch Ophir (V. 11), das schon Hiob 28, 16; Ps. 45, 10; Jes. 13, 12 als ein goldreiches Land erwähnt wird, ist nach der Zusammenstellung mit arabischen Orten in 1

Mos. 10, 29 wahrscheinlich in derselben Gegend wie Saba selbst zu suchen; die von dort mitgebrachten Produkte (10, 22; 2 Chron. 9, 10) kommen zwar dort nicht vor, konnten aber von Afrika oder selbst von Indien aus dorthin gebracht worden sein und auf Hirams Schiffen die Reise nach Jerusalem gemacht haben.

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Königin kommt (V. 1—5).

V. 1. Von dem Namen des Herrn, eigentlich: in Bezug auf Jehovahs Namen, in der steigenden Macht und Pracht des reichen Hofes Salomo sahen die Heiden ein Zeichen von der Größe seines Volksgottes; insbesondere mußte der Ruf von dem neuerbauten großartigen Tempel in Jerusalem in ihren Augen die Religion Israels zu einer bedeutenden Stellung und Bedeutung emporrücken. Der Zweck ihrer weiten Reise (mehr als 1000 Meilen) war nicht blos die Bewunderung Salomos, sondern sie wollte ihn auch versuchen mit Räthseln, d. h. ihm schwierige (eigentlich „gewundene") Fragen und Reden vorlegen, man denke dabei an die im ganzen Morgenland schon damals und auch heute noch weit verbreitete Kunst des Vortrags von allerlei Weisheitssprüchen in dunkler oft schwer zu verstehender kurzer und knapper Form, wie wir sie z. B. auch in Salomos eigenen „Sprichwörtern" finden. Die Araber hatten an dergleichen eine große Menge und die Erfindung und Lösung derselben galt als Probe des Scharfsinns. Nach Kap. 4, 33 ff. zu schließen mögen sich diese „Fragen" hauptsächlich auch um Gegenstände der Naturkunde gedreht haben, vielleicht auch um religiöse Fragen, daher nach einer alten Sage jene Königin durch Salomo sogar zur wahren Religion soll bekehrt worden sein (V. 9). Immerhin läßt auch das schon angeführte Wort Christi darauf schließen, daß wenigstens ein Strahl dieses Lichtes auch auf jene Heidin, eine ächte „Weise aus dem Morgenland" gefallen sein mochte.

V. 2. Die Fürstin kommt nicht allein und mit leeren Händen, sondern mit großem Gefolge und reichen Geschenken. Als sie hineinkam, d. h. zu einer Audienz zugelassen wurde; ohne Zweifel verweilte sie längere Zeit am Hofe, um sich über seine ganze Regierung, Staatseinrichtung u. s. w. zu belehren.

V. 3. War ihm nichts verborgen; er konnte also auch ihre schwierigsten Räthsel lösen und alle ihre manchfaltigen Fragen beantworten; nach einigen Auslegern war er dazu besonders vom heiligen Geiste erleuchtet.

V. 4. Das Haus ist natürlich sein Palast, nicht der Tempel, in welchen sie als Heidin schwerlich Zutritt bekam, vielleicht ist namentlich an das Kap. 7, 2 genannte Cedernhaus zu denken, das möglicherweise als Wohnung der Königin, d. h. der ägyptischen Königstochter (3, 1), die Salomo zum Weibe genommen hatte, diente, vrgl. Kap. 7, 8; 9, 24.

V. 5. Seiner Knechte Wohnung muß ebenfalls eine sehr prachtvolle gewesen sein, wenn sie der Königin besonders gezeigt wurde; seiner Diener Amt, d. h. ihre verschiedenen Fertigkeiten, Künste, Dienstleistungen, Verrichtungen und Würden; nach anderer Uebersetzung: „seiner Knechte Sitz und seiner Diener Stand", so daß mehr nur an die Ehrenplätze zu denken wäre, welche die Würdenträger seines Reiches bei besonders festlichen Veranlassungen einzunehmen pflegten. Seine Schenken, eigentlich: Getränke; also selbst bis als Trank und Speise, Kleidung und Wohnung erstreckte sich die Neugier der Königin. Seine Brandopfer u. s. w. Diesen konnte sie natürlich nur aus der Ferne vom Vorhof aus zusehen und dabei denn auch zugleich vom Innern des Heiligthums wenigstens so viel erblicken, als ihr gestattet war. Andere übersetzen: seinen Aufgang zum Tempel und denken dabei an eine Art Brücke oder bedeckten Verbindungsweg zwischen den Bergen Zion und Morijah, oder auch an eine großartige Freitreppe zum Heiligthum hinauf nach 2 Chron. 9, 4. Konnte sich nicht mehr enthalten, gerieth ganz außer sich vor Staunen und Verwunderung über diese nie gesehene, kaum geahnte Pracht.

b) Die Königin bewundert (V. 6—12).

V. 6 und 7. Bald findet sie auch Worte für ihr Staunen, die stumme Verwunderung bricht in laute Bewunderung aus. Sie will sagen: das Gerücht, das so oft übertreibt, bleibt hier hinter der Wahrheit noch zurück, so einzigartig und unerhört war Alles, was sie sah und vernahm. Es müssen also die merkwürdigsten Gerüchte über Salomos Weisheit, Reichthum und Herrlichkeit sich verbreitet haben.

V. 8. Nachdem sie den König selber gerühmt, erhebt sie sich auch noch zu einem Lobpreis seiner Unterthanen: sie schätzt sie glücklich, daß sie einen solchen Herrscher haben und in ununterbrochenem Verkehr und Umgang mit ihm stehen dürfen und darin eine so reiche Quelle der Belehrung und Unterweisung in allerlei Gelehrsamkeit, Kunst, Wissenschaft und Lebensweisheit (Spr. 3, 14 ff.) haben.

V. 9. Endlich preist sie auch Jehovah selbst, was kaum denkbar wäre, wenn sie nicht auch Näheres und Genaueres über die Religion Israels von Salomo erfahren hätte; dieß um so mehr, als dieselbe namentlich noch in der damaligen Blüthezeit etwas sehr Ausschließliches hatte, und nur durch vertraute Gespräche mit Salomo etwas davon zu ihrer Kenntniß kommen konnte, was aber freilich noch nicht in sich schließt, daß sie sich ganz zu ihr bekehrte, auch nicht nach Matth. 12, 42, denn auch Hiram pries Jehovah als Israels Nationalgott (Kap. 5, 21) und blieb dennoch ein Heide. Wenn sie Gott darum lobt, daß er Israel einen solchen König gegeben, wie viel mehr sollten wir ihm danken für unseren König, der mehr ist als Salomo!

V. 10. Sie läßt es aber nicht bei bloßen leeren Worten bewenden, sie giebt auch überreiche Geschenke, denn ein Talent Gold (Luther: Centner) betrug etwa $1500; also die ganze Summe ungefähr $180,000; nach anderen Berechnungen sogar nahezu 3 Millionen Thaler und auch die vielen Edelsteine mochten noch einen großen Werth haben, nicht minder die kostbaren Spezereien, worunter namentlich der arabische Balsam.

V. 11. Aus Veranlassung des Berichts über die wahrhaft fürstlich freigebigen Gastgeschenke der Königin wird noch Weiteres über Salomos Reichthümer erwähnt, die er namentlich den Handelsverbindungen mit der Flotte der schon im Alterthum

als kühne und erfolgreiche Seefahrer berühmten Phönizier verdankte. Unter dem Ebenholz ist ohne Zweifel das im ganzen Morgenland außerordentlich hochgeschätzte, wohlriechende und sehr seltene Sandelholz gemeint, das wegen seiner schönen leuchtenden dunkelbraunen oder tiefrothen Farbe und glänzenden Politur hauptsächlich zum Verzieren und Auslegen anderer Holzarbeiten, wie Geräthschaften aller Art, verwendet wurde und sehr theuer war. Die Heimath desselben ist Indien, wo es heute noch zu feinen Schnitzwerken verbraucht wird, die sehr werthvoll sind.

V. 12. Pfeiler, vielleicht eine Art Ballustrade oder auch Treppen mit Geländern. Die Harfen und Psalter sind jedenfalls Musik- und zwar Saiteninstrumente, über deren Gestalt man aber nichts Sicheres angeben kann. Man denke daran, daß schon durch Davids Bemühungen (1 Chron. 23, 5 ff.; 26, 1 ff.) die Tempelmusik und der Psalmengesang zu hoher künstlerischer Blüthe und Vollendung gekommen war, nun wollte Salomo auch die äußere Ausrüstung demgemäß in entsprechender reicher Ausstattung herstellen. Er verwandte also seine Schätze nicht blos für sich selber.

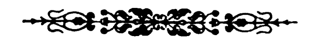
c) Die Königin scheidet (V. 13).

Alles was sie begehrte und bat, zu solcher Liberalität war er durch ihre eigenen reichen Gastgeschenke verpflichtet, die er in gleichem Maßstab zu erwiedern hatte, denn die orientalische Gastfreundschaft forderte solche Gegenleistungen. Ohne was er ihr gab von ihm selbst, d. h. ohne das eingerechnet, was sich als Gegengabe von selbst verstand, schenkte er ihr auch freiwillig noch viel mehr, als was die Sitte ihm gebot. Wörtlich heißt es: „was er ihr gab mit oder nach der Hand des Königs," d. h. gemäß seines Rangs und Reichthums, dem nur eine königliche Freigebigkeit entsprach. So zog sie denn natürlich wohl befriedigt wieder heim sammt ihrem (gleichfalls beschenkten) Gefolge.

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Was der Herr Jesus den Seinen giebt: 1) Weisheit, welche auch die Welt anerkennt. 1—3. — 2) Alles, was wir nöthig haben, wenn wir auch nicht so reich werden wie Salomo. — 3) Guten Einfluß auf Andere. 8.



Sonntag, 16. Nov. 1 Kön. 11, 4—13.

Salomos Fall.

4. Und da er nun alt war, neigeten seine Weiber sein Herz fremden Göttern nach, daß sein Herz nicht ganz war mit dem Herrn, seinem Gott, wie das Herz seines Vaters David.

5. Also wandelte Salomo Asthoreth, dem Gott derer von Zidon, nach, und Milcom, dem Greuel der Ammoniter.

6. Und Salomo that, das dem Herrn übel gefiel, und folgte nicht gänzlich dem Herrn, wie sein Vater David.

7. Da bauete Salomo eine Höhe Camos, dem Greuel der Moabiter, auf dem Berge, der vor Jerusalem liegt, und Molech, dem Greuel der Ammoniter.

8. Also that Salomo allen seinen ausländischen Weibern, die ihren Göttern räucherten und opferten.

9. Der Herr aber ward zornig über Salomo, daß sein Herz von dem Herrn, dem Gott Israel geneiget war, der ihm zweimal erschienen war,

10. Und ihm solches geboten hatte, daß er nicht andern Göttern nachwandelte, und doch er nicht gehalten hatte, was ihm der Herr geboten hatte.

11. Darum sprach der Herr zu Salomo: Weil solches bei dir geschehen ist, und hast meinen Bund und meine Gebote nicht gehalten, die ich dir geboten habe; so will ich auch das Königreich von dir reißen, und deinem Knechte geben.

12. Doch bei deiner Zeit will ich's nicht thun, um deines Vaters David willen; sondern von der Hand deines Sohns will ich's reißen.

13. Doch will ich nicht das ganze Reich abreißen, Einen Stamm will ich deinem Sohn geben um Davids willen, meines Knechts, und um Jerusalem willen, die ich erwählet habe.

---

1. Grundgedanke. „Behüte dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus gehet das Leben." Spr. 4, 23.

2. Zeit. Etwa von 985 vor Chr. an, denn Salomo ist schon „alt" (V. 4), und da er mit 20 Jahren den Thron bestieg (vrgl. Lektion am 19. Okt. zu Kap. 3, 7), muß angenommen werden, daß doch mindestens 30 weitere Jahre verflossen sein müssen, er also etwa im 50. Lebensjahr stand, denn er starb schon nach 40jähriger Regierung 60 Jahre alt.

3. Ort. Jerusalem und der Königspalast, sowie die „Hügel" umher.

4. Einleitung und Zusammenhang. Man kann mit Recht fragen, wie es möglich sei, daß ein Mann wie Salomo, dieser weiseste und gerechteste König in Israel, der eben noch in seinem Tempelgebet die erhabensten und heiligsten Wahrheiten ausgesprochen und dem Gott selbst zweimal erschienen war, von dieser Höhe herab einen so tiefen Fall habe thun können. Als Ursache davon nennt die Schrift seine vielen fremden Weiber, die nicht blos ausländische, sondern auch heidnische Fürstentöchter waren und sehr leicht durch ihren Einfluß dahin wirken konnten, daß auch er ihre Götter anbetete. Schon in jenem Weihegebet selbst ist der Besuch des Tempels durch „Fremdlinge" erwähnt (8, 41), woraus zu schließen ist, daß der Götzendienst sich nur allmählig und Anfangs wohl auch noch in der schonendsten und scheinbarsten Form einer bloßen Anlehnung an den Jehovahdienst einbürgerte, der sich wohl mit ihm vereinigen zu lassen schien, bis er ihn schließlich ganz verdrängte. Schon erwähnt ist seine erste Gattin Naema, eine Ammonitin, wie auch bereits bei Absaloms Empörung eines Ammoniters gedacht wird, der David damals gegen jenen unterstützte (2 Sam. 17, 27) und vielleicht der Vermittler dieser ersten Heirath war; nachher nahm er die ebenfalls schon genannte egyptische Königstochter, wozu dann 11, 1 ff. noch eine große Anzahl anderer Frauen von den Moabitern, Edomitern, Hethitern und Phöniziern kam; und schwerlich sind diese heidnischen Prinzessinnen jemals förmlich zur Religion Israels übergetreten, sondern sie blieben ihrem heimischen Götzendienst getreu und verleiteten Salomo zuerst zur Vermischung des Jehovahdienstes mit dem Götzendienst und schließlich zur völligen Verläugnung des ersteren. Zu dieser Hinneigung zum Götzendienst kam bei der orientalischen Sitte der Vielweiberei auch noch fleischliche Wollust, Eitel-

keit und Prachtliebe, und der Ehrgeiz, es anderen Herrschern des Morgenlandes darin gleich zu thun, womöglich sie noch zu übertreffen. Doch nennt Salomo selbst (Pred. 2, 4—10) noch viele andere Dinge, an denen sein Herz hing und die ihn von Gott abzogen; die Liebe zur Kreatur ist die letzte Ursache alles Abfalles von Gott (1 Joh. 2, 15 ff.; Matth. 6, 25; Offenb. 2, 4; 2 Cor. 6, 14 ff.).

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Salomos Sünde (V. 4—8).

V. 4. Ueber Salomos Alter s. oben. Während dieser langen Regierung hatte sich sein Reich über viele fremde Völkerschaften ausgedehnt (2 Chron. 9, 26), er unterhielt einen regen Verkehr mit auswärtigen Mächten, Handel und Wandel, Kunst, Wissenschaft und Gewerbe blühten und mehrten seinen Reichthum (Kap. 10, 21), damit zog aber auch die Ueppigkeit und Genußsucht ein (9, 14 ff.). Seine Weiber, in V. 3 ist ihre Gesammtzahl auf über 1000 angegeben, natürlich waren die meisten blos Hofdamen, die den Glanz und Ruhm seines Hofhalts erhöhen sollten, wie dies heute noch im Orient sehr gebräuchlich ist. Neigten sein Herz, d. h. wendeten es von Gott ab und sich selber und ihren Göttern zu; sie beeinflußten ihn so, daß er sich in alle ihre Wünsche fügen mußte (21, 25), wegen der damit verbundenen großen Gefahr des Rückfalls ins Heidenthum waren eben heidnische Ehen verboten (3 Mos. 18, 21; 20, 2 ff.).

V. 5. Asthoreth oder Astarte, syrische und phönizische Gottheit, das weibliche Seitenstück zu Moloch (hier Milkom genannt), ihr Gottesdienst war wollüstig und unzüchtig; auch dem Moloch wurden bekanntlich Kinder geopfert, daher heißt er ein Greuel. Er ließ seine Weiber nicht nur in diesen Dingen einfach gewähren (vrgl. V. 8), sondern er gerieth selber mit in diese Sachen hinein, so daß er wohl auch persönlich sich dem Dienste dieser Götzen ergab und ihnen eigenhändig opferte und Altäre baute. Sidon ist die große Haupt- und Handelsstadt Phöniziens an der Ostküste des Mittelmeeres, 20 Meilen nördlich von Tyrus gelegen und 50 nordwestlich von Nazareth. Die Ammoniter waren Nachkommen Lots und wohnten im Osten von Palästina, jenseits des Flusses Jabok, ein sehr kriegerisches Nomadenvolk.

V. 6. Das dem Herrn übel gefiel, denn es war eine Verletzung schon des ersten Gebots, besonders sündhaft und ärgerlich, wenn es in Jerusalem selbst, dem Orte des Tempels und vor den Augen des ganzen Volkes geschah, für welches diese Gleichstellung und Vermischung des Jehovahdienstes mit dem Götzendienst eine große und gefährliche Verführung war.

V. 7. Kamos, Sonnen- und zugleich Kriegsgott. Die Moabiter, ebenfalls Nachkommen Lots, wohnten östlich vom Salzmeer, südlich vom Fluße Arnon, und wurden erst von David besiegt. Außer diesen Göttern hatte auch die Astarte selbst einen von Salomo erbauten Altar in Jerusalem (2 Kön. 23, 13). Der Hügel („Höhe") östlich von Jerusalem und zwar nach 2 Kön. 23, 13 südöstlich, ist wahrscheinlich ein Ausläufer des Oelbergs, der darum auch der „Berg der Aergernisse" hieß. Ueber die dem Feuergott Moloch dargebrachten Menschenopfer vrgl. 2 Kön. 3, 27.

V. 8. Allen seinen Weibern, also auch der ägyptischen, obwohl von ägyptischen Götzen nirgends besonders die Rede ist, die in V. 1 noch außerdem genannten Edomiter und Hethiter verehrten als nächste Nachbarn und zum Theil sogar Stammverwandte der V. 5 u. 7 genannten Heidenvölker wohl dieselben Gottheiten, wie diese auch. Wie ganz anders handelte einst Josua (Jos. 24, 15). Gerade jetzt, wo mit Vollendung des Tempelbaus und sonstigen Gottesdienstes die wahre Religion hätte einen festen Boden in Israel gewinnen und eine Macht werden können und sollen, lockerte und schwächte er ihren gesegneten Einfluß durch diese unmännliche und unverzeihliche Schwäche gegen seine Weiber.

b) Gottes Strafe (V. 9—13).

V. 9. Ward zornig, nicht mit dem sündigen und leidenschaftlichen Zorn eines Menschen, der aufbraust über jede Kleinigkeit, sondern in seinem heiligen Eifer wider das Böse. Gottes Zorn ist der höchste Grad seines Mißfallens gegen die Sünde und zugleich seine Reaktion gegen dieselbe, daher er ihn so oft mit einem verzehrenden Feuer vergleicht; als der heilige Gott muß er sich gegen alles Unheilige wenden, es von sich austhun und aus seiner Nähe verbannen, er kann sowenig als an sich selbst, an den Seinigen etwas Sündhaftes dulden, vrgl. z. B. auch sein Verhalten 2 Mos. 32, 8 ff. Zweimal war Gott Salomo erschienen, nehmlich 3, 5 und 9, 2. Er hatte nicht blos durch die Propheten oder den Hohenpriester mit seinem „Licht und Recht" Aufschlüsse von Gott empfangen, sondern war seines unmittelbaren Verkehrs und Umgangs gewürdigt worden, um so größer war also seine Schuld; auch hätte er, der weise König am allerwenigsten in diese Thorheit des Götzendienstes fallen sollen.

V. 10. Geboten hatte, nehmlich 9, 4. Also ausdrücklich und mit eigenem Munde; ebenso hatte auch schon Saul sich der Uebertretung eines solchen direkten göttlichen Befehls schuldig gemacht und war deßhalb verworfen worden (1 Sam. 13, 13). Jede Sünde ist Ungehorsam gegen Gottes Gebote, vollends diese Abgötterei geradezu ein Abfall von ihm, der zugleich als Zulassung, Einführung und Förderung des Heidenthums das ganze Volk in seinen höchsten und heiligsten Interessen schädigte. Der Ungehorsam zieht aber nothwendig Strafe nach sich und zwar nach dem Maß der begangenen Sünde selbst, sogar den Tod, wie Kap. 13, 21 ff.

V. 11. Sprach der Herr, diesmal nicht persönlich und unmittelbar, denn solche Offenbarungen waren für den abtrünnigen König vorüber, sondern ohne Zweifel durch den Propheten Ahia von Siloh (V. 28). Die Ankündigung dieser Strafe ist noch eine milde, denn nach 3 Mos. 29, 2 ff. war auf den Götzendienst die Strafe der Steinigung gelegt; nach der Verheißung Gottes in 3, 14 sollte man erwarten, Gott habe ihn wegen seines Ungehorsams plötzlich sterben lassen, er ließ ihn aber 60 Jahre alt werden, (freilich für jene Zeit noch ein verhältnißmäßig kurzes Alter und somit doch eine Erfüllung von Gottes Drohung), nahm ihm aber einen Theil seines Reiches, für einen so stolzen König wohl die allerempfindlichste Strafe und der härteste Verlust.

V. 12 und 13. Neben dem Ernst seiner gött-

lichen Strafgerechtigkeit (V. 11) läßt Gott aber doch auch seine Güte und Gnade noch walten, freilich als eine völlig unverdiente, nicht um Salomo selbst, sondern nur um Davids willen. Die erwiesene Barmherzigkeit bestand darin, daß nicht er selbst, sondern erst sein Sohn das drohende Unglück erlebte (12, 16 ff.), gerade wie früher nicht mehr David selbst, sondern nur sein Sohn die Blüthezeit Israels erleben sollte. Ferner besteht die Milderung darin, daß ihm nicht das ganze Reich, sondern nur ein Theil genommen werden soll. Ein kleiner Rest (nehmlich der einzige Stamm Benjamin) soll sich noch zu Salomos Familienstamm Juda halten (vrgl. 2 Chron. 11, 12), weil in ihm die heilige Stadt Jerusalem lag, die bei Davids Erbe bleiben soll (2 Chron. 6, 6).

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Salomos Sünde zeigt: 1) daß Reichthum Gefahr bringt; 2) daß Gelehrsamkeit die Gnade Gottes nicht ersetzt; 3) daß fleischliches Vergnügen und die Gnade Gottes nicht in einem Herzen wohnen können; 4) daß Gott die Sünde auch an denen straft, die ihm einst dienten.

Sonntag, 23. Nov.

Salomos Weisheitssprüche.

Sprüche 1, 1—16.

1. Dieß sind die Sprüche Salomo, des Königes Israel, Davids Sohns,
2. Zu lernen Weisheit und Zucht, Verstand,
3. Klugheit, Gerechtigkeit, Recht und Schlecht,
4. Daß die Albernen witzig, und die Jünglinge vernünftig und vorsichtig werden.
5. Wer weise ist, der höret zu, und bessert sich; und wer verständig ist, der läßt ihm rathen,
6. Daß er vernehme die Sprüche, und ihre Deutung, die Lehre der Weisen, und ihre Beispiele.
7. Des Herrn Furcht ist Anfang zu lernen. Die Ruchlosen verachten Weisheit und Zucht.
8. Mein Kind gehorche der Zucht deines Vaters, und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter.
9. Denn solches ist ein schöner Schmuck deinem Haupt, und eine Kette an deinem Halse.
10. Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge nicht.
11. Wenn sie sagen: Gehe mit uns, wir wollen auf Blut lauern, und den Unschuldigen ohne Ursach nachstellen;
12. Wir wollen sie lebendig verschlingen, wie die Hölle, und die Frommen, als die hinunter in die Grube fahren;
13. Wir wollen groß Gut finden; wir wollen unsere Häuser mit Raube füllen;
14. Wage es mit uns; es soll unser aller Ein Beutel sein.
15. Mein Kind, wandle den Weg nicht mit ihnen; wehre deinem Fuß vor ihrem Pfad.
16. Denn ihre Füße laufen zum Bösen, und eilen Blut zu vergießen.

---

1. Grundgedanke. „Des Herrn Furcht ist Anfang zu lernen.“ Spr. 1, 7.

2. Zeit der Abfassung der Sprüche etwa zwischen 1000 und 990 vor Chr., denn während der Zeit der Abfassung konnte sich Salomo schwerlich mehr mit seinen großartigen Bauarbeiten beschäftigen, diese müssen also schon vollendet gewesen sein. Nach 1 Kön. 5, 12 dichtete Salomo 3000 solche „Sprüche“, die vielleicht erst später (zur Zeit Hiskias 25, 1) gesammelt und von „weisen Männern“ (Spr. 1, 6) der Nachwelt unter Salomos Namen überliefert wurden, die letzten zwei Kapitel stammen jedenfalls nicht von ihm selber, sondern von Agur und Lemuel; aber auch in den 29 ersten Kapiteln haben wir nur eine Auswahl von etwa 500 eigenen Sprüchen Salomos; nach 10, 1 beginnt erst hier die eigentliche Sammlung seiner Sprüche und die ersten 9 Kapitel hätten hienach vielleicht ebenfalls einen anderen Verfasser, wie auch Kap. 25—29 jedenfalls später erst herausgegeben wurden.

3. Ort der Abfassung. Ohne Zweifel Jerusalem.

4. Einleitende Vorbemerkungen: Obwohl Salomo, der seines Vaters David dichterische Begabung geerbt hatte, ja noch viel fruchtbarer in seinen Leistungen war als dieser, auch Lieder (d. h. Psalmen und zwar über 1000, von denen jedoch nur zwei in unseren Psalter eingerückt sind, nehmlich Ps. 72 und 127) dichtete, so lag seine eigentliche Meisterschaft doch in der kunstvollen Spruchdichtung, die überhaupt im Morgenlande sehr geschätzt war und heute noch betrieben wird. Diese sog. „Sprüche“ sind kurze schlagende, oft in dunkle Räthselworte (vrgl. Einl. zur vorletzten Lektion) eingekleidete Lehren der praktischen Lebensweisheit und in diesem Betracht unseren Volkssprichwörtern ähnlich, aber nicht wie diese rein menschlichen Ursprungs, sondern dem heiligen Sänger von Gott eingegeben durch seinen Geist; daher auch die darin ausgesprochene Lebensweisheit eine sittlich und religiös geheiligte ist. Sehr passend sind diese gehaltvollen körnigen Sinnsprüche in schönem praktischem Gewand, 25, 11, als „goldene Aepfel in silbernen Schalen“ bezeichnet, während der muhamedanische Koran von ähnlichen Spruchdichtungen der Araber sagt, sie seien für das Herz, was der Spiegel für das Auge. Ueber die Wichtigkeit dieser aus der Betrachtung der göttlichen Offenbarung in Natur und Gesetz (vrgl. Ps. 19 und Lektion am 31. Aug.) geflossenen sinnigen Sätze voll treffenden Inhalts in schlagender Kürze und bilderreicher, gewählter, das Nachdenken weckender und beschäftigender Form (ähnlich wie die „Gleichnisse“ Christi) und ihren Werth und Nutzen auch noch für uns, sagt Luther, der sie gerne gebrauchte und die „Weisheit auf der Gasse“ nannte (nach 1, 21): „Sie lehren uns ein gut Leben führen, beides vor Gott und den Menschen.“

5. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Der Sprüche Zweck und Ziel (V. 1—6).

V. 1. Diese in abgekürzter Form auch 10, 1 wiederkehrende Ueberschrift des ganzen Buches (V. 1—6) beschäftigte sich zuerst mit dem Verfasser desselben, als welcher hier Salomo genannt wird, woraus aber noch nicht folgt, daß er selbst alle diese Sprichwörter verfaßt oder in ihrer jetzigen Gestalt aneinandergereiht und gesammelt oder geordnet habe, was nach dem Obengesagten zu berichtigen ist. Wohl aber war er der Schöpfer nicht nur der meisten dieser „Sprichwörter“, sondern auch der ganzen Gattung dieser besonderen dichterischen Kunstform (der „Lehrgedichte“), wozu er nach

der reichen und manchfaltigen Erfahrung seines Lebens und seiner besondern Begabung mit poetischem Talent ganz besonders von Gott ausgestattet war.

V. 2 und 3 folgt die Angabe des Zweckes der Sprichwörter: sie sollen in kurzer und eben darum eindringlicher und desto leichter behältlicher Weise, nicht in langen schwerverständlichen Auseinandersetzungen, Belehrung ertheilen, daher: „zu lernen" und zwar Weisheit, Zucht und Verstand, Klugheit, Gerechtigkeit, Recht und Schlecht (d. h. Schlichtheit, Geradheit). Jedes dieser Worte hat seinen besonderen eigenthümlichen Sinn, sie beziehen sich aber alle nicht blos auf ein theoretisches Wissen mit dem Verstand, auf bloße Ansammlung von Kenntnissen, etwa im Gedächtniß, wiewohl das von Luther mit „Verstand" übersetzte Wort allerdings auf ein lehrhaftes Unterweisen und Unterrichten sich bezieht, wie Jüngere von Aelteren, Kinder von Vätern empfangen (vrgl. 4, 1; 15, 5), sondern auf praktische Weisheit, Lebensklugheit, auf Solches, was sich nicht blos mit dem Kopf, sondern vor allem mit dem Herzen und Gemüth fassen läßt und auf dieses, auf Willen und Gewissen des Menschen wirken muß; daher wird gleich beigefügt, daß diese Weisheit und Unterweisung zugleich auch Zucht sei, d. h. Erziehung, die zum Verstehen („Verstand"), d. h. Unterscheiden von Gut und Böse führen soll, die fähig und tüchtig macht, Wahres und Falsches von einander zu sondern und das Rechte zu wählen (Phil. 1, 10), es aber auch recht aufzufassen, zu beurtheilen, zu benützen und anzuwenden und vom Schlechten und Irrthümlichen, vor Fehlern und Sünden sich zu hüten. Dazu gehört Klugheit, d. h. Besonnenheit, die im Sinn für Recht und Gerechtigkeit, Geradheit und Lauterkeit des Charakters und Wandels besteht, denn mit dem bloßen Wissen allein ohne Besserung des Herzens und Lebens ist nicht gethan. Dazu gehört aber vor allem Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit. Weisheit im Sinn der Bibel ist also nicht Vielwisserei, sondern daß man sich von Gott zum Herrn ziehen läßt, sich hinweisen läßt auf den rechten geraden Weg zum Leben und ihn geht ehrlich, treu und redlich, in schlichtem Sinn und Wesen.

V. 4. ist nun gesagt, für wen diese Unterweisung gelte, nehmlich für die Jungen und Unerfahrenen (Albernen), d. h. die im guten Sinn „Einfältigen", die sich in den Verwicklungen nicht allein zurechtfinden, allen Einflüssen, den schlechten wie den guten, gleich offen stehen und sich gerne durch augenblickliche Eindrücke, Stimmungen, Gesellschaft und Umgebung beherrschen lassen. Diese sollen dadurch witzig, d. h. gerieben, gescheidt und vorsichtig werden, daß sie sich in Acht nehmen und den Schlingen und Netzen der Verführer entgehen lernen durch vernünftige und besonnene Ueberlegung.

V. 5 und 6 giebt endlich den Erfolg an, den dieses Lernen der göttlichen Weisheit haben werde: Keiner ist schon so weise, daß er nicht noch weiser werden, noch mehr lernen könnte, gerade der wahrhaft Weise sieht am besten seine Mängel und Gebrechen ein und ist demüthig genug, sie abzulegen und auszufüllen, nur der Thörichte meint, er wisse schon alles und sei schon fertig. Aber jeder Stillstand ist hier ein Rückschritt, wir sollen eben Fortschritte machen, vorwärtskommen, auch in unserer Erkenntniß, so gut wie in unserem Glauben (2 Petr. 3, 18; Eph. 4, 15). Dieser Unterricht soll aber auch dazu helfen, die Sprüche anderer Weisen desto besser zu verstehen, so daß man zuletzt so geschickt und gewandt wird, auch mit den schwierigsten Fragen und Lehren umzugehen und die dunkelsten Räthsel und Geheimnisse zu lösen und zu deuten. Durch solche Schärfung und Uebung des Verstands lernt man dann auch im Leben aufmerken, nachdenken, nicht in den Tag hinein leben wie unverständige, unerfahrene und oft auch unbesonnene Thoren, sondern mit weiser Vorsicht gegenüber von Andern und kluger Achtsamkeit besonders auch auf sich selber, handeln und wandeln, kurzgesagt: selbstständig werden, so daß man sich selber recht lenken und leiten lernt, wie ein guter Steuermann sein Schiff, daß man zu prüfen versteht und in schwierigen Umständen, verwickelten Verhältnissen das Rechte wählt, mit schneller Entscheidung und fester Entschiedenheit (Röm. 2, 18).

b) Der Weisheit Anfang und Wesen (V. 7 bis 9).

V. 7 ist der Grundgedanke des ganzen Buches, der sich wie ein goldener Faden durch alle „Sprichwörter" hindurchzieht. Er wird nachdrücklich vorangestellt, daß man gleich sehe und merke, welche Art von „Weisheit" hier gelehrt wird, nicht etwa blos menschliche Gelehrsamkeit, Klugheit und Pfiffigkeit, sondern die wahre himmlische Weisheit, die durch Gottseligkeit zur Seligkeit führt, denn ihre Wurzel und Quelle ist die Furcht Gottes, d. h. keine knechtische Angst, sondern kindliche Ehrfurcht, Scheu ihn zu betrüben durch Sünde, heilige Ehrerbietung und Liebe gegen ihn und treuer Wandel vor seinen Augen, also das Leben in seiner Gemeinschaft. Dies ist der Weisheit Anfang, d. h. nicht nur das Erste der Zeit nach, womit sie beginnt, gleichsam ihr Abc, das man dann nachher wieder erlassen dürfte, wenn man schon weiter vorgerückt ist, sondern das Erste dem Rang nach, das Wichtigste, das auch beim Fortschritt die fortdauernde feste Grundlage und das Fundament bleiben muß. Nur Gott, der allein weise, kann uns wahrhaft weise machen; wer nicht fortwährend an ihm sich festhält, sondern ihn verläßt und verachtet, ist nicht blos ein Thor, sondern ein Ruchloser, d. h. Einer, an dem Alles verloren, mit dem nichts mehr anzufangen ist, der sich und Andere wissentlich, muthwillig und vorsätzlich in's ewige Verderben hinabstürzt; auch sein sogenanntes Wissen ist doch blos Schein, Lug und Trug.

V. 8 u. 9. Eine kurze, aber wichtige Ermahnung zum Gehorsam gegen die Eltern als die nächsten Stellvertreter Gottes für die Kinder, die sich zunächst ihrer Zucht unterwerfen sollen, und im Gehorsam gegen sie den Gehorsam gegen Gott, also eben der Weisheit Anfang (V. 7), zeigen müssen. Natürlich sind hier fromme Eltern vorausgesetzt, die selber schon „weise" sind und auch nur solche werden ihren Kindern die himmlische Weisheit in der Furcht des Herrn wünschen und zugleich sie zu ihr weisen können, vrgl. auch Römer 13, 1—7. Das Verhältniß von Eltern und Kindern ist, weil das älteste, auch das ehrwürdigste, schon in der göttlichen Naturordnung gegründete,

sittliche Grundverhältniß, auf welches die Bibel darum immer wieder, wo es sich um Autorität und Pietät handelt, zurückkommt und das niemals ungestraft verletzt und übertreten wird. Zugleich liegt darin kraft seiner religiösen Seite auch der kräftigste Schutz gegen alle Verführung zum Bösen vrgl. 1 Cor. 4, 15. Zucht und Gebot ist der zügellosen und unbändigen Jugend nothwendig, sonst wird ihre Freiheit zur Frechheit und Meisterlosigkeit und eben dadurch die Ursache zu ihrem eigenen Schaden, leiblich und geistlich, zeitlich und ewig. Aber beides ist ihnen nicht blos nützlich, sondern auch köstlich, der Jugend schönster Schmuck und herrlichste Zier ist Demuth und Gehorsam (vrgl. 3, 3; 6, 21), denn dies giebt dem ganzen Leben Lieblichkeit, Schönheit, Harmonie, weil es im Einklang mit Gottes Ordnung bleibt, es ist also nicht eine Last, sondern eine Lust.

c) Der Sünde Reiz und Verderben (V. 10 bis 16).

V. 10. Die bösen Buben, d. h. ruchlose, gottlose Leute, die sich muthwillig der Sünde hingeben. Folge ihnen nicht, willige nicht ein, gemeinsame Sache mit ihnen zu machen, denn böse Gesellschaft verderbt gute Sitten und die Gefahr eines schlechten Vorbilds und Beispiels ist groß! Man soll schon den Anfängen der Sünde widerstehen, denn es ist viel schwerer vom bösen Weg wieder umkehren, als ihn gar nicht betreten und gleich auf dem guten bleiben, schlechte Angewöhnungen sind nicht so leicht wieder abzulegen (vrgl. Psalm 1, 1).

V. 11 u. 12 schildert nun das Locken der schlimmen Gesellen; absichtlich werden ganz freche und gewissenlose Leute als Verführer vorgestellt, um von Anfang an Licht und Finsterniß recht scharf von einander zu scheiden und den verderblichen Einfluß jener Leute recht ernst, ja sogar derb vor Augen zu stellen. Darum sind sie als Mörder und Räuber geschildert, um gleich von vorn herein einen rechten Abscheu vor ihnen zu wecken. Freilich verfahren sie meistens viel feiner und stellen sich ganz harmlos und unschuldig. Den Unschuldigen nennen sie spöttisch und höhnisch die wehrlosen Leute, auf die sie lauern, denen sie nachstellen wollen ohne Ursach, also ohne daß ihnen von ihnen ein Unrecht oder eine Beleidigung widerfuhr; ja, sie wollen sie lebendig verschlingen, etwa wie einst bei der Rotte Korah geschah (4 Mos. 16, 30—33), d. h. so plötzlich und unerwartet, wie die Hölle, d. h. Unterwelt, oder Tod und Grab selbst die Gesunden oft dahinrafft; zugleich liegt darin aber auch eine Anspielung darauf, daß ihre böse und ruchlose That nicht an den Tag kommen werde, wie ein Gestorbener nichts mehr verrathen kann.

V. 13 u. 14 zeigt den eigentlichen Grund ihres Thuns und Treibens: Habsucht und Eigennutz, die aber für sie selber und ihre Genossen meist eine Grube des Verderbens werden. Das Versprechen, die Beute gemeinsam zutheilen, ist natürlich niemals ernst gemeint, denn unter Gottlosen giebt es keine wahre Freundschaft, sondern nur falsche, sie heucheln solche blos so lange, bis sie Einen zum Bösen verführt haben, dann lassen sie einen im Stich, ja sie verrathen einander selbst, so treulos sind sie.

V. 15 u. 16 folgt eine eindringliche Warnung vor solch heillosen Verführern, die um so wichtiger und nöthiger ist, je mehr unser eigen Herz schon von Natur zu allem Schlechten Neigung hat. Freilich sinkt man nicht gleich auf einmal so tief, aber wenn man sich einmal mit ihnen eingelassen hat, kommt man nicht mehr los, und nimmt wie sie ein Ende mit Schrecken. Die Bahn, die abwärts führt, ist abschüssig, steil und glatt, und der Fall wird immer leichter, geschwinder, furchtbarer!

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Die wahre Weisheit. 1) Sie gründet sich auf Gottesfurcht, 7. 2) Sie besteht nicht blos im Wissen, sondern auch in edlem geheiligtem Charakter, 3. 4. 3) Sie ist stets bereit, noch mehr zu lernen und noch besser zu werden, 5. 4) Wahre Weisheit ehrt die Eltern und gehorcht ihnen, 8. 9. 5) Wahre Weisheit meidet böse Gesellschaft, 10 bis 16.

Sonntag, 30. Nov.

Die wahre Weisheit.

Sprüche 8, 1—17.

1. Rufet nicht die Weisheit und die Klugheit läßt sich hören?
2. Oeffentlich am Wege, und an der Straße stehet sie.
3. An den Thoren bei der Stadt, da man zur Thür eingehet, schreiet sie:
4. O ihr Männer, ich schreie zu euch und rufe den Leuten.
5. Merket, ihr Albernen, den Witz; und ihr Thoren, nehmet es zu Herzen.
6. Höret, denn ich will reden, was fürstlich ist, und lehren, was recht ist.
7. Denn mein Mund soll die Wahrheit reden, und meine Lippen sollen hassen, das gottlos ist.
8. Alle Reden meines Mundes sind gerecht; es ist nichts Verkehrtes noch Falsches darinnen.
9. Sie sind alle gleich aus denen, die sie vernehmen, und richtig denen, die es annehmen wollen.
10. Nehmet an meine Zucht lieber, denn Silber, und die Lehre achtet höher, denn köstlich Gold.
11. Denn Weisheit ist besser, denn Perlen; und alles, was man wünschen mag, kann ihr nicht gleichen.
12. Ich, Weisheit, wohne bei dem Witz, und ich weiß guten Rath zu geben.
13. Die Furcht des Herrn hasset das Arge, die Hoffart, den Hochmuth, und bösen Weg und bin feind dem verkehrten Munde.
14. Mein ist beide Rath und That; ich habe Verstand und Macht.
15. Durch mich regieren die Könige und die Rathsherren setzen das Recht.
16. Durch mich herrschen die Fürsten, und alle Regenten auf Erden.
17. Ich liebe, die mich lieben; und die mich frühe suchen, finden mich.

---

1. Grundgedanke. „Ich liebe, die mich lieben; und die mich frühe suchen, finden mich.“ Spr. 8, 17.

2. Ort und Zeit der Abfassung. Wie in der letzten Lektion.

3. Zusammenhang. Während in der letzten Lektion Salomo selbst spricht, führt er hier die ewige göttliche Weisheit selbst gleichsam als eine Person redend ein, wie schon 1, 20, namentlich aber im Verlauf unseres Kapitels selbst, besonders



von V. 22—31, wo er sie als eine Art selbstständiges Wesen schildert, das schon von Ewigkeit her da ist und bereits beim Uranfang der Weltschöpfung selbstthätig war (V. 30), womit also Niemand anders als das „Wort" gemeint sein kann, von dem schon Joh. 1, 1 ff. redet, aber auch 1 Cor. 8, 6; Col. 1, 15 ff.; Hebr. 1, 3 die Rede ist. In unserer Lektion wird diese „Weisheit" vor allem als unfehlbare Lehrmeisterin dargestellt.

4. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Der Weisheit Ruf (V. 1—9).

V. 1. Zu dieser ganzen Einladung der göttlichen Weisheit, vrgl. die ähnliche Stelle, Kap. 1, 20 ff., man beachte, wie viele Mühe sich Gott giebt, um ja die Menschen vom bösen auf den guten Weg zu bringen und wie er nicht müde wird, sie zu warnen, (Matth. 22, 9). Läßt sich hören, d. h. sie läßt ihre Stimme und Predigt öffentlich und laut erschallen für alle Menschenkinder, denn die Dinge, die sie offenbart, sind leicht faßlich und verständlich, vrgl. 5 Mos. 29, 29; 30, 11.

V. 2 und 3. An den Thoren, denn diese waren damals die eigentlichen öffentlichen Plätze mit Gebäuden umgeben, ähnlich den Märkten, weil dort ja auch verkauft wurde (2 Kön. 7, 1), auch fanden hier Gerichtsverhandlungen und Besprechungen statt (5 Mos. 16, 18; 21, 19; 25, 4; 2 Sam. 3, 27). Oeffentlich am Weg, eigentlich: oben auf den Höhen, also da, wo man sie gut sehen und hören kann (9, 3). Was sie mittheilt, sind keine Geheimlehren, sondern für Jedermann bestimmt, weil für Jedermann gut, nützlich und heilsam. Am Thoreingang, also gerade da, wo Jeder vorüber muß.

V. 4 und 5. O ihr Männer (Menschen); sie ruft sie ausdrücklich bei Namen, um ihre Aufmerksamkeit desto eher auf sich zu ziehen. Ihre Lehre gilt den Menschen, nicht etwa den Engeln, denn diese brauchen sie nicht, auch nicht den Dämonen, diesen nützt sie nichts, auch nicht den Thieren, denn diese verstehen sie nicht, sondern den Menschen, aber diesen allen: reich und arm, groß und klein, alt und jung, gelehrt und ungelehrt, vornehm und gering. Vor allem gilt sie den Albernen (Unerfahrenen) und Thoren (Einfältigen), die noch wenig gelernt haben, ihren stumpfen und trägen Geist nicht anstrengen wollen oder nicht üben können, weil seine Fassungskraft zu klein und schwach ist. Sie sollen vor allem aufmerken; Ohren und Herzen aufthun, daß sie was lernen. Dieser öffentliche, für Jedermann bestimmte Unterricht, der sich mit seiner Weisheit und Lehre nicht zu verstecken und zu verheimlichen braucht wie das Böse, das sich vor den prüfenden Blicken verbirgt, weil es sich fürchtet, ist der beste und zugleich der wohlfeilste, er kostet gar nichts, als redlichen Willen und aufrichtigen Ernst.

V. 6. Was fürstlich ist; das, was hier dargeboten wird, ist etwas Edles, Erhabenes, auf das man mit Recht mehr stolz sein kann als auf Geld und Gut. Wahre Weisheit, die zugleich auch Gottesfurcht und Frömmigkeit ist, adelt den Menschen, das Schlechte allein entwürdigt ihn und macht ihn gemein. Die Worte und Lehren der Weisheit sind ihrem eigenen innern Werth nach auch ohne allen äußeren künstlichen Schmuck köstlich, ja wahrhaft königlich und achtunggebietend, was sie ihren Schülern und Jüngern bringt, ist nichts gewöhnliches, alltägliches, kein bloßes Gerede und leeres oder gar loses Geschwätz, sie stammt selber von Gott und giebt daher auch nur Göttliches. (Röm. 11, 33).

V. 7 und 8. Eben darum paßt sie aber auch nicht zusammen mit Lüge, Gottlosigkeit und Verkehrtheit des Sinnes und Wandels, mit allerlei Ungerechtigkeit und Falschheit in Wort und Werk, im Herzen und Leben. Würde sie sich mit solchem Frevel abgeben, so wäre sie ja gar nicht mehr Weisheit, sondern Thorheit, vrgl. auch Ps. 45, 8; Joh. 8, 46. Wo Weisheit ist, muß vor allem Wahrheit sein; es darf da nichts Verdrehtes, Halbwahres, Schmeichlerisches dabei sein, nichts Uebertriebenes, Unzuverlässiges, Trügerisches, wie so oft bei Menschenworten, nichts hinterlistig Verschweigendes, Irreführendes und Verlockendes, nichts von Heuchelei, Schein und Verstellung.

V. 9 folgt nun der Gegensatz zu V. 8: für den Verständigen, der die Worte der göttlichen Weisheit und Wahrheit annehmen will, sind sie gleichaus, d. h. gerade und richtig, sie gewähren ihm eben das, was sie versprechen und halten es wirklich. Wer am Wort Gottes so vielerlei auszusetzen hat, beweist blos, daß er selber nicht aufrichtig ist, es nicht ehrlich und redlich meint. Wer die Weisheit ernstlich sucht, der findet sie auch gewiß und wird durch sie ihrer eigenen Natur theilhaftig, wird ebenfalls weise, wahr und lauter. Nur wer sich unter sie beugt in Demuth, Gehorsam und Lernbegierde, der findet, was für einen Schatz er an ihr hat (Joh. 7, 17), nur durch den Glauben erkennt man die tiefe Wahrheit und den herrlichen Werth des Wortes Gottes, von dem nachher die Rede ist, nur so wird man inne, was es um diese himmlische Weisheit zur Seligkeit ist (Jer. 3, 17).

b) Der Weisheit Werth (V. 10—17).

V. 10 und 11. Aehnliche Schilderung wie 3, 14 ff.; Hiob 18, 15 ff. Weisheit ist besser als alle Schätze der Erden, denn ohne jene helfen diese uns nichts, wir können sie nicht einmal recht benützen und genießen, geschweige denn mitnehmen übers Grab; die Weisheit und Gottesfurcht aber ist ein unvergängliches, ewiges Gut und macht geschickt auch für dies irdische Leben, denn die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze; wer sie sucht, ist der rechte kluge Kaufmann, der die eine köstliche Perle hat.

V. 12. Die Weisheit preist hier ihr eigenes hohes göttliches Wesen: sie bewohnt die Klugheit, d. h. sie ist eins mit ihr, diese letztere, die „Besonnenheit" ist nur die Außenseite der Weisheit und Wahrheit, diese selbst aber die belebende Seele aller wahren Klugheit; man kann auch übersetzen: ich wohne bei ihr, d. h. bin aufs engste und innigste mit ihr befreundet. Sie ist in allen einzelnen Fällen, auch den allerschwierigsten und in den verwickeltsten Lagen des Lebens der einzige zuverlässige Rathgeber, um sicher und gewiß das Rechte zu treffen.

V. 13. Aber eben darum darf bei der Weisheit (nach 1, 7) keinerlei Arges, besonders kein Hochmuth (3, 5 ff.), Lug und Trug sein; der wahrhaft weise und fromme Mann ist durchaus wahr, ehrlich, gerade, redlich und aufrichtig, ohne falsche Tücke, schlechte Kniffe, pfiffige Schliche u. s. w., worin fast gewöhnlich die verschmitzte „Weltklugheit" ihren

Ruhm sucht; gerade ihre Einfalt ist ihre Stärke und Klugheit.

V. 14. Diese schlichte Wahrheitsliebe in allem, in Wort und Werk und Wandel ist zu allem gut und nöthig; ohne sie gedeiht nichts, man kann sich aber auch auf sie in allem verlassen, sie läßt Einen niemals im Stich. Ihr gelingt alles wohl, sie ist die Quelle alles rechten Raths und Thuns; sie giebt nicht blos klare und feste Erkenntniß, sondern auch festen und ernsten Willen zum Vollbringen dessen, was man als gut und recht erkannt hat, also Thatkraft.

V. 15 und 16. Deshalb ist sie auch das Haupterforderniß der Fürsten (vrgl. 1 Mos. 41, 28 ff.) und aller Machthaber auf Erden; andererseits liegt darin aber auch, daß diese ihre Macht und ihr Recht nur von der persönlichen, göttlichen Weisheit, d. h. also eigentlich von Gott selbst empfangen haben: alle Obrigkeit ist von Gott, ohne sie herrschte auf Erden lauter Unordnung und Unsegen, vrgl. Röm. 13, 1 ff.

V. 17. Wer die Weisheit liebt, wird auch von ihr, d. h. von Gott, ihrem persönlichen Urgrund, aus dem sie stammt und herfließt, wieder geliebt und reichlich gesegnet. Gottes Wort und die Wahrheit sollen und dürfen wir lieben, d. h. unsere Freude daran haben, sie sollen uns Lust nicht Last sein. Frühe suchen, d. h. schon in der Kindheit.

5. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

1) Der Weisheit Ruf. 1—9. Niemand ist entschuldigt, denn Gott läßt allenthalben öffentlich rufen. Auch ernst und laut genug sind die Rufe. Und es ist Wahrheit, was Gottes Weisheit rufen läßt. Aber es kommt auf das rechte Hören, auf das Zuherzennehmen an.

2) Der Weisheit Werth. 10—17. Sie ist besser als Reichthum. Sie ist die ächte Klugheit. Sie ist Feind den verkehrten Wegen. Sie hat Macht und Kraft und wer sie liebt, der wird von Gott geliebet.

Bilder aus der Zeit.

Vor 120 Jahren sagte Voltaire: „Vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts wird das Christenthum von der Erde verschwunden sein." Aber wie hat sich diese Weissagung erfüllt? Wie steht es mit den Thatsachen?

Im Jahr 1800, das er als den Zeitpunkt für das Verschwinden des Christenthums fixirt hatte, gab es unter den 24 Millionen Menschen englischer Zunge 14 Millionen Protestanten und 5½ Millionen Katholiken. Im Jahr 1881 waren es bereits 59 Millionen Protestanten und 13½ Millionen Katholiken.

Während des letzten Jahrhunderts stieg die Bevölkerung der Ver. Staaten um das Elffache, die Zahl der Kirchen aber um das Siebenunddreißigfache, denn damals gab es je eine Kirche auf 1700 Einwohner, heute auf 529. Damals betrug die Gliederzahl der Evangelischen Kirche je 1 auf 17 Einwohner, heute je 1 auf 5; damals gab es blos 3030 evangelische Kirchen, heute 97,090, damals 364,872 Communikanten, heute 10,065,963; damals nur 2651 ordinirte Prediger, heute 69,870. Damals waren die Sonntagschulen fast noch ganz unbekannt, heute soll die Zahl ihrer Lehrer und Schüler schon über 14 Millionen betragen. Die jährlichen Beiträge unserer (Presbyterianer) Kirchen zu wohlthätigen und kirchlichen Zwecken betragen gegenwärtig $106,962,000, wovon allein $31,339,120 auf rein wohlthätige Unternehmungen fallen, auf Unterhaltung von Predigern und Kirchen dagegen $75,352,866.

Als Dr. Dwight Präsident des Yale Colleges wurde, zählten sich die meisten der dortigen Studenten selbst zu den Ungläubigen, ja viele derselben trugen sogar die Namen der bekanntesten französischen Freigeister, um recht deutlich ihre Verachtung des Christenthums an den Tag zu legen. Gegenwärtig sind auf den 21 hervorragendsten Schulen mit 4562 Studenten, nahezu die Hälfte derselben entschiedene Bekenner des Christenthums und über die Hälfte einer der größten Klassen des Yale Colleges sind Glieder der Kirche. Yale College allein hat über 2000 seiner Graduirten in's evangelische Predigtamt entlassen. Von sämmtlichen 364 Colleges unseres Landes stehen bei weitem die meisten, ja nahezu alle unter christlichem Einfluß; auch giebt es in den Ver. Staaten jetzt 142 theologische Schulen oder Seminarien und biblische Institute, deren besondere Aufgabe es ist, junge Männer zu christlichen Predigern heranzubilden. Im Jahr 1804 wurde die britische und ausländische Bibelgesellschaft gegründet, 1816 die amerikanische; jene hat etwa 95 Millionen, diese über 40 Millionen Exemplare der heiligen Schrift herausgegeben. Dazu kommen noch von den übrigen derartigen Gesellschaften 150 Millionen Exemplare in 226 verschiedenen Sprachen. Ein Gebäude, wo wohlfeile Bibeln verkauft werden, steht gegenwärtig in Schottland auf derselben Stelle, wo früher zur Zeit Heinrichs VIII. ein päpstlicher Legat eine Bulle gegen das Drucken der heiligen Schrift vorgelesen hatte.

Ums Jahr 1800 war die Mission noch ein ziemlich unbekanntes Ding. Vor 50 Jahren noch gab es erst 502 Missionsstationen in der Heidenwelt, heute 5765, damals nur 656 ordinirte Missionare, jetzt 6696, damals 1256 anderweitige Arbeiter und Gehilfen, jetzt 40,552. Gegenwärtig schätzt man die Zahl der Abendmahlsgäste in den christlichen Kirchen der Heidenländer auf 875,332, die der Zuhörer auf 1,831,596, die Tagschulen auf 9316, die ihrer Schüler auf 447,602.

Die Zahl der eingeborenen Christen in Indien soll sich auf nahezu 600,000 belaufen; auch giebt es

in diesem Lande in Folge direkten Einflusses des Christenthums gegenwärtig 26,000 Schulen und 80 Colleges mit etwa 3 Mill. Zöglingen.

Im Jahr 1800 gab es noch gar keine protestantische Mission in China und vor 40 Jahren erst 4 bis 5 Bekehrte, die sich öffentlich zum Christenthum bekannten. Jetzt arbeiten in diesem Lande allein 29 Missionsgesellschaften mit 1058 Missionären und Gehilfen auf über 600 Stationen mit etwa 400 Kirchen, 18,000 Communikanten und 300—400 christlichen Schulen mit 7388 Schülern, sowie 20 theologischen Schulen und 16 Missionsspitälern und 24 Apotheken und Arztstellen zur Pflege der Kranken und Leidenden. Der Kaiser von China selbst hat sämmtliche Buddhistentempel schließen lassen und das Evangelium darf frei in jedem Theil des Landes gepredigt werden.

Ein süddeutscher christlicher Socialist. Einer der hervorragendsten, frühesten und fruchtbarsten Vertreter eines praktischen christlichen Socialismus ist Gustav Werner. 50 Jahre sind nun vorübergegangen, seitdem er als Pfarrvikar in dem Dorfe Walddorf bei Tübingen es unternahm, getrieben von werkthätiger Nächstenliebe, die Rettung armer, verlassener Kinder neben seinem Beruf als Seelsorger sich zur Lebensaufgabe zu machen. Nun steht er im 76. Lebensjahre. 44 Jahre sind vergangen, seitdem das kleine Haus in Walddorf zu enge wurde, um dem Andrang hilfs- und rettungsbedürftiger Kinder genügen zu können. Durch besondere Verhältnisse veranlaßt, fand sich Gustav Werner bewogen, nach Reutlingen, dem Wohnort seines Vaters, zu übersiedeln und sich ganz der Erziehung der verwahrlosten Jugend zu widmen. Es gelang ihm, unterstützt von Freunden seines Rettungswerkes, erst ein Wohnhaus und später, freilich mit bedeutender Schuldenlast, ein Fabrikenwesen zu erwerben. Begeistert von dem edlen Unternehmen und angeregt durch die Vorträge Werners hatte sich ihm bald eine Anzahl opferfreudiger Männer und Frauen angeschlossen und gewissermaßen eine einzige große Familie gebildet. Durch diese Beihilfe war es möglich, daß in der erst nur für Kinder bestimmten Anstalt nach und nach auch ältere, körperlich und geistig gebrechliche Personen Zuflucht suchen und finden konnten. Die seltene Aufopferung und rastlose Thätigkeit Werners, seiner leider schon verstorbenen Gattin und seiner treuen Gehilfen haben, begünstigt durch Gottes reichen Segen, wenn auch oftmals durch schweres Bedrängniß hindurch dieses Unternehmen zu hohem Gedeihen gebracht. Als der Konkurs über seine Unternehmungen hereinzubrechen drohte, gelang es mit Hilfe einer bedeutenden Staatssubvention und zahlreicher Privatsammlungen denselben abzuwenden und den kaufmännischen Betrieb sämmtlicher Anstalten, unter denen sich bald die Papierfabrik Dettingen durch ungemeine Prosperität auszeichnete, einem Comite zu übergeben. Außer der Mutteranstalt in Reutlingen sind zur Zeit, abgesehen von 150 eigentlichen Hausgenossen, eine Anzahl von 200 Kindern, 200 Zöglingen und Lehrlingen und 400 Pfleglingen, die nicht Württemberg allein, sondern fast sämmtlichen deutschen Staaten und auch besonders der Schweiz angehören, in diesen Anstalten untergebracht, und haben hier für ihren siechen Körper Pflege, für die oft fast verlorene Seele Rettung gefunden. Der Ruf von Gustav Werners Unternehmen ist nach und nach weit über die Grenzen Württembergs gedrungen. Durch hohes Gedeihen zeichnen sich die verschiedenen industriellen Anlagen und die Werkstätten aus, die allmählich gegründet wurden, um den Zöglingen und Pfleglingen Gelegenheit zur Ausbildung und zur Arbeit zu geben. Neben diesen findet noch eine größere Anzahl von Arbeitern aus Reutlingen und Umgebung in diesen Anstalten täglichen Verdienst. Für die körperliche und geistige Pflege der Kinder in Reutlingen wurde im vorigen Jahre durch Erbauung eines Schul- und Kinderhauses in ausgedehnter Weise gesorgt. Jetzt ist auch noch ein Aufruf vom Oberbürgermeister dieser Stadt im „Merkur" ergangen, ein Asyl zu erbauen für die große Zahl der zum Theil durch vieljährige, anstrengende Arbeit im Dienste der Nächstenliebe arbeitsunfähig gewordenen, ständiger Pflege und ärztlicher Behandlung bedürftigen Anstaltsangehörigen, verbunden mit einem Krankenhaus, das einstimmig als nothwendiges Bedürfniß erkannt wurde. Wir wünschen diesem Aufruf auch in Deutschland den besten Erfolg.

Was die kirchliche Stellung G. Werners betrifft, so ist zwar derselbe seinerzeit wegen seiner Hinneigung zur Lehre Swedenborgs aus der Landeskirche ausgetreten und hat infolge dieses Austritts als Reiseprediger für seine christlich-socialen Ideen Propaganda in verschiedenen Orten, durch Predigten in mannigfachen Lokalen zu machen gesucht, aber in neuerer Zeit steht er zu der Landeskirche, wenn er auch nicht mehr in dieselbe zurückgetreten ist, in einem durchaus freundlichen Verhältniß. Sein vielseitiges Wirken hat besonders in letzter Zeit durch ungehemmte Anerkennung von Seiten des Ministeriums weitere Förderung gefunden, und es fehlt ihm auch nicht an einzelnen begabten Schülern aus theologischen Kreisen, die sein Unternehmen später in seinem Sinn und Geist, aber im Zusammenhang mit der Landeskirche weiterführen wollen. Möge dem wackeren Manne ein recht gesegneter und friedlicher Lebensabschied beschieden sein!

Ueber die Panzerflotten der Seemächte ergiebt eine zuverlässige Statistik folgende interessante Daten. England steht nach wie vor an der Spitze der Seemächte, es besitzt neben 25 modernen, dem neuesten Stand der Technik entsprechenden, 14 veraltete Schlachtschiffe, 9 moderne und 6 veraltete Küstenpanzer und Panzerkreuzer. Auf England folgt Frankreich mit 16 modernen und 9 veralteten Schlachtschiffen, 7 modernen und 8 veralteten Küstenpanzer. In dritter Reihe steht Deutschland, dessen Flotte 9 moderne und 3 veraltete Schlachtschiffe, 11 moderne und 1 veralteten Küstenpanzer zählt. Oesterreich verfügt nur über 3 moderne und 7 veraltete Schlachtschiffe, Italien über 2 moderne und 11 veraltete, das große Rußland gar nur über 1 modernes und 7 veraltete Schlachtschiffe. Dänemark besitzt 2 moderne und 2 veraltete Schlachtschiffe und 2 moderne und zwei veraltete Küstenpanzer. Holland hat wie Rußland auch nur 1 modernes Schlachtschiff, aber gleichzeitig 17 moderne Küstenpanzer. Frankreich und England haben zur Zeit mehrere im Bau begriffene Schiffe.



Unschuld.



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zwölfter Band. | December 1884. | Zwölftes Heft.

Herzensreinheit.

(Hiezu das Titelbild.)

1.

Der einzige ihm angemessene Ort, den Gott auf Erden findet, ist eine reine Seele.

Jakobs.

2.

Ein reines Herz in Demuth dargebracht, ist Alles, was der arme Mann vermag.

Ernst Wagner.

3.

Mit dem Herzen nur glauben und zweifeln die Menschen.

— Die Unschuld

Fürchtet kein Unglück, die Schuld athmet im Frühlinge schwer.

Marie Mnioch.

4.

ie Unschuld hat im Himmel einen Freund.

Schiller.

5.

O reines Herz, wie ist in droh'ndem Leide
Dein Muth so stark, wie schüchtern in der Freude!

Ernst Schulze.

6.

Unschuld ist das Festkleid der Seele und es geht ihm wie jedem Festkleide, mit dem man den Körper schmückt. Man schont und achtet es, so lange es rein ist. Es bekommt den ersten verunstaltenden Fleck, das schmerzt; indeß ist's einmal geschehen, und man schont es jetzt weniger. Schon gleichgültiger sieht man den zweiten Fleck, merkt kaum auf den dritten und vierten, und in kurzer Zeit ist das schöne Festkleid ein verworfener Lappen.

Demme.

(Aus: Familienbuch.)

Dr. Joseph Cook und seine Philosophie.

Editor.

I.

Wie bereits mehrere Jahre her, so wird auch der kommende Winter diesen berühmten Redner wieder auf der Rednerbühne finden, um von da aus Geistesblitze in die Welt zu schleudern, die Zuhörer in Erstaunen zu setzen, mit christlich-philosophischen Waffen dem Unglauben entgegenzutreten und mittelst der Presse einen weitverzweigten Einfluß auszuüben.

Es ist daher gewißlich zeitgemäß, daß wir uns diesen Mann, seinen Standpunkt und seine Philosophie ein wenig näher betrachten, denn wenn Jemand einen solchen Einfluß ausübt, so kommt dies nicht von ungefähr und die Beantwortung der Fragen: Welches sind die Elemente dieser Macht, wie viel davon können wir im praktischen Leben gebrauchen und welches ist die von Dr. Cook eingenommene Stellung — die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen ist gewiß der Mühe werth.

Dr. Cook, gegenwärtig etwa 40 Jahre alt, ist ein Kind des Staates New York, die Adirondack Gebirge sind sein engeres Heimathland und von früher Jugend an erhielt der reichbegabte Knabe die beste Schulbildung. In einer canadischen Schule macht er sich frühzeitig und gründlich mit der französischen Sprache und ihrer Literatur bekannt. Schon damals übt er sich in freiem Reden, indem er hinaus in den Garten oder ins Feld geht und den Bäumen und Sträuchern seine Gedanken mittheilt.

Im siebenzehnten Jahr tritt er in's Seminar zu Andover, Mass., ein und zeichnet sich hier sogleich sowohl durch seine außergewöhnliche Begabung als seinen unüberwindlichen Fleiß, seine unbesiegbare Energie und sein Rednertalent aus, welches die stereotypen Bahnen der damals dort gelehrten Redekunst durchbrechend, sich neue Mittel und Wege schuf, die glänzend zum gesteckten Ziele führten.

Im Jahre 1858 finden wir ihn in Yale College, New Haven, Conn., woselbst er etwas mehr als zwei Jahre verblieb und endlich in der Harvard Universität mit großen Ehren promovirte. Darnach studirt er vier Jahre lang Theologie zu Andover, wird ordinirt und dient als Prediger der Congregationalisten Kirche in Lynn und Abington mit großer Auszeichnung. Sogleich bei seinem ersten Auftreten erregte er großes Aufsehen durch seine eigenthümliche Beredtsamkeit und Methode der Argumentation. Aber man betrachtete ihn im Ganzen doch nur als eine zwar glänzende, aber vorübergehende Erscheinung am Kirchenhimmel, welche „zeitweilige Blitze sprühend schnell wieder erlöschen und im gewöhnlichen Menschenleben versinken werde."

Dr. Cook gehört jedoch nicht zu der Klasse der „Sternschnuppen". Sein Talent und Fleiß, seine Energie und Begeisterung für die Sache, welcher er sich ergeben, stempeln ihn vielmehr zu einem ausdauernden Kämpen, zu einem Licht, dessen Leuchtkraft nicht so gar schnell matt wird. Schon als Knabe hatte er sich ein festes Lebensziel gesetzt, welches er auf eine Frage seines Vaters, was denn aus ihm werden solle, bezeichnete, indem er antwortete: „Ich will womöglich ein Lehrer der Lehrer werden." Dieses Ziel mit Daranwendung aller seiner Gaben und all' seiner Zeit stetig bis auf den heutigen Tag verfolgend, hat er die Propheten, die ihm eine kurze Meteorlaufbahn vorhersagten, zu Schanden gemacht, sich auf der Höhe der Zeit erhalten, und ist heute einer der bedeutendsten Redner und Apologetiker unserer Zeit.

Die Sehnsucht, noch mehr zu lernen, trieb ihn nach kurzer Prediger-Laufbahn nach Deutschland, woselbst er mit charakteristischem Fleiß bis 1873 studirte und nach seiner Rückkehr seine jetzt so berühmten Montags-Vorträge in Boston begann. Er hatte den richtigen Boden gewählt. War seine Zuhörerschaft anfänglich auch eine kleine, so bestand sie doch aus Auserwählten. Sein Auditorium wuchs von Woche zu Woche. Ein Lokal nach dem andern wurde zu klein, bis Dr. Cook die Montags-Vorträge endlich in einer der größten Hallen Bostons vor einem zu Tausenden zählenden und aus Gläubigen und Ungläubigen, Gebildeten und Halbgebildeten bestehenden Publikum hielt. Wenige Redner nur werden einen so nachhaltigen Zulauf zu bewirken im Stande sein, wenigen nur wird man ihre Reden mit der Begierde nachlesen, wie dies bei Dr. Cook der Fall ist, dessen Vorträge durch die bedeutendsten englischen Zeitungen sowohl als in Buchform tausendfältige Verbreitung in der ganzen englisch-sprechenden Welt finden.

Ein bloßer Sensations-Meteor könnte selbst in Amerika nicht so lange vorhalten und Dr. Cook ist auch nicht ein solcher, obwohl er das Frappante, und meinetwegen auch das Sensationelle nicht verschmäht.

II.

Zur Charakteristik dieses einflußreichen Kämpen schreitend, sei gesagt, daß er vor allem ein geborener und gelernter Redner und Rhetoriker ist. Seine Gestalt, Stimme, sein Auge, kurz sein ganzes Sein und Auftreten deuten auf den Redner von Gottes Gnaden. Dabei hat er jedoch offenbar die Redekunst und Rhetorik gründlich studirt. Aber jedoch nicht etwa so, indem er nur mechanisch angenommen und nachgeahmt hätte, sondern er befolgte die allein richtige Methode, welche das Gute a u f n i m m t, verarbeitet und dem eigenthümlichen Wesen anpaßt. Dr. Cooks Hauptsatz der Rhetorik heißt offenbar: der ächte Redner ist subjektiv, nicht objektiv, d. h. er gebraucht als Grundlage und Hauptaufbau das ihm von Gott verliehene Wesen, in welches er das von Andern Erlernte einschmilzt, so daß die Rede wie ein Strom dem Innern entquillt, wie aus einem Guß dasteht, und alle Aktion oder Nichtaktion nicht gezwungen, sondern natürlich erscheint. Das von der Kunst Erlernte ist Dr. Cooks innerstes Eigenthum geworden, deßhalb und weil er als Redner hochbegabt ist, zeigt er die höchste Kunst — die Urwüchsigkeit und Einfachheit des Natürlichen. Er sagte einst: „Ein Baum entsteht und gedeiht nicht dadurch, daß man Bretter zusammenagelt"; er hat aber auch von allen Rednerschulen gelernt und gebraucht sie alle. Er kann das eine Mal mit stoischer Ruhe orakelhafte Sätze aussprechen und sogleich darauf heftige Bewegungen ausführen, die ihm Niemand nachäffen kann, ohne sich lächerlich zu machen. Wirksam jedoch ist er immer, und zu diesem Ziele der Wirksamkeit gebraucht er alle seinem Wesen angeeignete Mittel. Er ist nachgerade nicht ein Schönredner, doch bringt er zuweilen glänzend formulirte Satzgebäude hervor. Es scheint, er gebrauche einmal diese, und dann jene, und endlich eine andere Schule, um wirksam zu sein, bleibt aber immer Dr. Cook, und diejenigen, welche seine Redemacht in diese oder jene Rednerschule verweisen, begehen gewiß einen Irrthum. Ich hatte das Vorrecht, Spurgeon, Newman Hall, Punsheon, Wendell Philipps, Gough, Bischof Simpson, Stöcker, Kögel, Gerock und andere bedeutende Redner zu hören, bei keinem jedoch bemerkte ich die Verschiedenartigkeit der rednerischen Schulung wie bei Cook. Einst hörte ich einen Vortrag von ihm über den menschlichen Geist. Nachdem er in ruhiger aber scharfer Gesprächsdialektik die verschiedenen Schattirungen des Unglaubens abgefertigt, stürzte er sich so zu sagen löwenartig mit vorgebeugtem Kör-

per in erschütternder Appellation auf seine Zuhörer und bat sie, doch ja die Ueberzeugung, daß ein ewig lebender Geist in ihnen pulsire, nicht fahren zu lassen. Und nach diesem mit heftigen Bewegungen begleiteten Anprall faltete er die Hände und sprach von dem ewigen Heim, wo die Lieben wohnen, mit einem Pathos, wie ich es nie ergreifender hörte. Die Wirkung war eine überwältigende. Und wirksam ist Dr. Cook immer, was jedoch Niemanden veranlassen sollte, ihm oder einem andern großen Redner einfach nachzuahmen.

Ein solcher Redner ist stets gesucht und wird nicht so schnell außer Mode kommen. Die Redekunst an und für sich und allein hält jedoch auf die Dauer nicht aus. Jeder Redner, welcher Jahre lang vorhält, wird auch etwas zu sagen haben, etwas wissen. Dies ist bei Dr. Cook der Fall. Zwar kann er nicht zu den bahnbrechenden christlichen Philosophen gezählt werden. Wir wissen von keinem von ihm aufgestellten, von andern sich unterscheidenden System. Aber er besitzt eine erstaunenswerthe Massenhaftigkeit des Wissens, namentlich des apologetischen. Wenn ich ihm zuhöre oder seine Vorträge lese, so sage ich mir immer: Der Mann muß beständig lesen und das Wichtigste notiren. Er besitzt eine unverwüstliche Arbeitskraft und einen unbezwingbaren Fleiß. Von Erholung oder Vergnügen scheint er nichts zu wissen. Seine Erholung ist Abwechslung in der Arbeit, sein Vergnügen — zu sammeln und zu verarbeiten. Er kennt fast alle bedeutenden Werke der Materialisten, Idealisten und Bibelgläubigen der englischen, französischen und deutschen Literatur; die Neueren, Neusten und die Alten. Es ist, als ob er für zwei oder drei Männer arbeiten könne und sein Tag wirklich vierundzwanzig Stunden währte. Einst hielt er einen seiner apologetisch-philosophischen Vorträge. Da stand ein junger Mann auf und fragte: „Herr Cook, was haben Sie zu diesen und jenen Sätzen Paines, Darwins und Häckels zu sagen.“ Cook schweigt einen Augenblick und frägt alsdann: „Junger Mann, haben Sie diese und jene Werke Paines, Darwins und Häckels gelesen?“ „Nein,“ antwortete der Junge. „Nun,“ entgegnete Cook, „ich studirte sie alle insgesammt und fünfzig andere dazu. Gehen Sie nach Haus und thun Sie deßgleichen, dann wollen wir miteinander diskutiren.“

Allseitig veranlagt, hat ihn diese seine große Belesenheit noch allseitiger gemacht. Er hält so viel auf den gesunden Menschenverstand und argumentirt oft so mathematisch aus demselben heraus, daß man ihn für einen Rationalisten halten könnte, und doch ist er bibelgläubig und ein begnadigtes Gotteskind. Seine Einbildungskraft ist ganz bedeutend, aber er läßt dieselbe nicht über das Argument wachsen. Er ist von Ehrfurcht zu Gott erfüllt, glaubt aber, daß neben derselben die Vernunft zu ihrem Rechte kommen muß.

Mit dieser Allseitigkeit ist überzeugungsgetreuer, seltener Muth gepaart. Er ist Evolutionist und bekennt es frei, obwohl er darob von manchen angegriffen wird, denn er glaubt seine Entwicklungslehre mit der Bibel in Uebereinstimmung bringen zu können. Er untersuchte den Spiritismus und fand Erscheinungen, die sich nicht mit Taschenspielerei und Trug erklären lassen, und bekennt sich dazu, obwohl dies unpopulär ist. Er meint zu entdecken, daß die Theologie einer Anpassung, einer Wiederanordnung bedürfe, und hält seine Vorträge über die neue Theologie, obwohl er voraussieht, daß man ihm nicht einfach zustimmen wird.

III.

Fragen wir nun — welches ist denn die christliche von ihm vertretene Philosophie, was beabsichtigt dieser begabte Redner, wissenschaftlich gebildete Mann und unabhängige Charakter, so ist zu antworten: Im großen Ganzen besteht sein Ziel darin, den Glauben an Gott, das Christenthum, die Religion auf rein wissenschaftlichem Grunde mathematisch zu beweisen. Er sagt, wenn eine Glaubenslehre wahr sei, so könne dieselbe wissenschaftlich bewiesen werden, sei aber kein streng wissenschaftlicher Beweis dafür zu liefern, so sei es auch nicht der Mühe werth, an solcher Lehre festzuhalten. Er geht den Wissenschaftlichen nicht aus dem Wege, sondern tritt mit lebendigem Christenglauben auf ihr Gebiet und spricht: Hier auf eurem Boden, mit euren Waffen, mit Verstand, Argument und Ergebnissen der Wissenschaft wollen wir euch die Wahrheit der christlichen Religion beweisen.

Diese seine Methode wird hier zu Land neu genannt, ist es jedoch nicht, denn dieselbe wurde in Deutschland und andern Ländern schon zum öfteren eingeschlagen. Etwas neuer aber ist das besondere wissenschaftliche Gebiet, auf welchem Dr. Cook den Hauptkampf besteht, obgleich andere vor ihm ebenfalls dieses Specialfach gewählt haben. Erkennend, daß der Kampf zwischen Naturalismus und Supernaturalismus sich kaum um Weltalllehre, Erdbildung, Sternkunde und allgemeine Naturkunde dreht, sondern zum Ursprung des menschlichen Lebens, Denkens und Wollens zurückgekehrt ist, hat Dr. Cook mit andern das menschliche Gehirn zum Turnierplatz erwählt und geht denjenigen, welche den menschlichen Geist leugnen, mit all seiner mächtigen Beredtsamkeit und dem ganzen ihm zu Gebote stehenden wissenschaftlichen Apparatus zu Leibe.

Nachdem wir nun nach bestem Wissen das philosophische Ziel dieses bedeutenden Mannes

bezeichnet, fragen wir: Wird er wohl dasselbe erreichen? Ohne Zweifel ist der Wunsch seiner Knabenzeit, ein Lehrer der Lehrer zu sein, in Erfüllung gegangen. Er hat viel Licht verbreitet, in manchen Hinsichten musterhaftes Beispiel gesetzt und die christliche Kirche darf sich Glück wünschen, einen solchen Kämpen zu besitzen.

Das Ziel aber — den rein wissenschaftlichen Beweis für die christliche Religion herbeizubringen, hat er nicht erreicht und wird dasselbe nicht erreichen. Aus dem Natürlichen heraus kann das Uebernatürliche schon darum nicht mathematisch bewiesen werden, weil ja die armen Menschenkinder tausend Dinge des Natürlichen nicht erklären können. Aus dem menschlichen Gehirn an und für sich kann man den menschlichen Geist nicht demonstriren, denn das allerbeste Argument muß immerdar ein negatives, anstatt ein positives sein, d. h. man kann höchstens ausführen, wie bekannte Naturgesetze die Denkthätigkeit u. s. w. nicht hervorbringen können, und sodann auf das Uebernatürliche, den Geist schließen. Also thut Herr Cook und zwar mit überwiegender Fähigkeit; er macht auf wissenschaftlichem Wege das Dasein des menschlichen Geistes möglich oder wahrscheinlich, dem Zweifler, dem Ungläubigen und dem Gottesläugner aber bringt er ebenso wenig positiven Beweis dafür als andere. Es wird also dann doch eine große Kraft angewandt zur Erreichung eines Zieles, welches denen gegenüber, die vornehmlich erreicht werden sollen, sich bis jetzt als unerreichbar erwiesen hat.

Dieser Gedanke drängte sich mir auf, so oft ich einen Vortrag des berühmten Mannes las oder hörte, erhielt aber deutliche Gestalt und Form durch die von Dr. Cook im vergangenen Winter gehaltenen Vorträge über die neue Theologie. In diesen Vorträgen scheint mir ein stillschweigendes Bekenntniß des großen Redners zu liegen, daß er der ungläubigen Wissenschaft den Glauben nicht mundgerecht machen könne. Damit nun doch die Brücke zwischen der berühmten Wissenschaft und der Religion geschlagen werde, soll sich die Theologie anpassen (adjustiren, Herr Cook gebraucht den Ausdruck readjust), es soll eine neue Theologie des zwanzigsten Jahrhunderts entstehen. Also ist Dr. Cook da angekommen, wo schon früher viele vor ihm in ähnlichen Versuchen gelandet sind — an der Verbesserung der Religion.

Wir lernen daraus, daß da ein so ausgezeichnet begabter Mann der ungläubigen Wissenschaft gegenüber es in positiven Beweisen nicht weiter gebracht hat, für uns der umgekehrte Weg einzuschlagen ist. Die erfolgreiche Apologetik trägt die Bibel nicht ins Gehirn, sondern das Gehirn in die Bibel. Sie gründet sich auf den biblischen Satz: denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar. Sie sucht Herz und Gewissen zu überwinden und läßt dabei den objektiven Glaubensgrund, den Beweis, nicht außer Augen, verschießt jedoch nicht das allermeiste Pulver damit, daß sie dem Verstand alles zuerst vorzudemonstriren, klar zu machen sucht, damit der Verstand Herz und Gewissen bezwingen soll. Die erfolgreiche Apologetik wirkt von ihrem richtigen Standpunkt objektiv und subjektiv; sie erleuchtet Verstand, Herz und Gewissen, wendet sich an alle Geisteskräfte des Menschen, nicht blos an den Verstand, sondern auch an die Glaubenskraft, und sagt dem Menschen: Wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei, und denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde.

Der Mann mit der Nähnadel.

Im Kristallpalast in London fesselte uns der Anblick eines ernsten Mannes, der an einem kleinen Tischlein steht und von lachenden und spottenden Leuten umgeben ist, denn der Mann hat nichts in den großen Kristallpalast gebracht, die Ausstellung dort zu bereichern, als — eine Nähnadel. Dieselbe liegt in einem einfachen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Kästlein unter einem Glasdeckel und die Vorübergehenden lassen es an spöttischen Bemerkungen über einen Thoren nicht fehlen, der mit einem so winzigen Dinge, wie es doch eine einfache Nadel sei, unter Umgebungen, wie sie der Kristallpalast in tausendfacher Weise böte, auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu erregen gehofft habe. „Ihr werdet," fahrt der eine aus, „schwerlich die goldene Medaille erhalten." Der andere fragt, ob er wohl hoffe, die Fracht für sein Fabrikat bei der Ausstellung herauszuschlagen; und ein dritter erkundigt sich, ob es wahr sei, daß er eigens für seine Nadel das Dampfboot „Great Eastern" gemiethet habe. Der Aussteller ist vollkommen ruhig geblieben und hat nur dem letztern erwidert: „Ich wollte allerdings den „Great Eastern" mit meiner Nadel befrachten, aber er war bereits in Anspruch genommen und überladen mit der Narrheit von Thoren, welche über Dinge lachen, die sie im Ernst nicht

einmal begreifen.“ Die Antwort hatte unsere Gesellschaft mit angehört, und unser Führer trat zu dem Mann mit der Bitte, seine Nadel besehen zu dürfen. Die Erlaubniß wurde sehr gern gewährt, und es zeigte sich nun eine Nadel, an der die Spitze, das Auge, die Politur so tadellos waren, daß man dem Aussteller eine große Tüchtigkeit, ja eine gewisse Meisterschaft zugestehen mußte. Und doch war an der Nadel nichts Ungewöhnliches; sie war eine gewöhnliche Schneidernähnadel, nicht länger, nicht kürzer, nicht dicker, nicht dünner als diese, und man begriff doch noch nicht, warum der Mann mit der einzelnen Nadel die Reise nach dem Kristallpalast gemacht habe, und was er von der Ausstellung derselben etwa hoffen könne. Nun bat aber der Aussteller, sein Fabrikat doch noch einmal zu besehen und bot dazu eine stark vergrößernde Lupe dar. Die Nadel erschien durch dieselbe fast fingerdick, aber es konnte die Tadellosigkeit der Arbeit erst jetzt recht erkannt werden. Das Auge, das Gerinne, die Spitze erschienen überaus sorgfältig hergestellt, und wenn bei andern Nadeln sich unter dem Glase allerlei Unebenheiten und Mängel zeigten, ward hier die Schönheit, ja Vollkommenheit erst unter dem Vergrößerungsglase recht erkannt.

Als die Beschauer dankend das Glas niederlegten, fragte der Aussteller sie, ob sie denn nichts Besonderes an der Nadel bemerkt hätten? Sie wurde zwar nochmals besichtigt, aber es ward nichts gefunden. Da nahm der Aussteller die Nadel, schraubte mit äußerst feinen Instrumenten dieselbe auseinander, und in derselben steckte eine zweite Nadel. Hatte das nun Niemand unter den Zuschauern erwartet, so zeigte sich in den überaus feinen Gewinden der Schraubengänge beider Theile der ersten Nadel, zumal auch diese unter noch schärfern Gläsern betrachtet wurden, und in der zweiten Nadel, welche zum Vorschein gekommen war, eine Technik, welche alle in Erstaunen setzte und bald einen größern Kreis von Zuschauern um sich vereinigte. Wie sehr aber wuchs das Erstaunen, als auch die zweite Nadel, mit noch feinern Instrumenten auseinander geschraubt, sich wieder nur als Hülle einer dritten, diese einer vierten zeigte, und so fort immer jede Nadel eine neue barg, bis endlich die sechste zum Vorschein kam, und auch diese kleinste Nadel sich mit der äußersten Sorgfalt hergestellt zeigte, während das Auge derselben nur noch unter den schärfsten Gläsern zu erkennen war.

Man schied von dem Künstler mit herzlichem Dank. Als er aber seine Nadeln alle wieder eingeschachtelt hatte, steckte er sein Kästlein zu sich und verließ seinen Tisch, um sich bald den Männern anzuschließen, die seinem Kunstwerk eine so ernste Würdigung gewährt hatten. Doch lehnte er die wiederholte Anerkennung, welche ihm zu theil wurde, ernstlich ab. „Dasselbige Glas, durch welches Sie die Tüchtigkeit meiner Arbeit erkannten, lehrte mich die Nichtigkeit derselben einsehen. Würden Sie meine Nadel unter dem Mikroskop, zumal einem mit etwa tausendfacher Vergrößerungskraft betrachten, was würden Sie erblicken? Plumpe, fehlerhafte, rauhe, schadhafte Arbeit, überall Unebenheiten, Mängel und Gebrechen. Die feinste Seide, der köstlichste Sammet erscheinen unter einem solchen Mikroskop als grobe, sackartige Gewebe, mit den ungleichsten, häßlichen Fäden, rauh, durchlöchert und glanzlos, und es wird auch die feinste und vollkommenste Menschenarbeit unter dem Mikroskop zu nichte. Aber betrachten Sie nun unter demselben Mikroskop die Zelle des feinsten Grashalms, den Blüthenstaub der Aurikel, so wird das kleinste zum größten und herrlichsten, und Sie lernen erkennen, daß Gott zwar groß sei im großen, aber noch größer im kleinen und kleinsten. Das schönste Gebilde menschlicher Hand, und selbst die einzelnen Theile nicht nur der herrlichsten Kupferstiche, sondern sogar der raphaelischen Gemälde erscheinen unter dem Mikroskop als grobe Arbeiten, während dasselbe Glas auch das geringste Stäublein vom Flügel des Schmetterlings, das kleinste Theilchen einer Feder in der vollendetsten Schönheit zeigt.“

Streiflichter auf die kirchlichen Zustände Berlins.

Von G. Frei.



Berlin ist eine große und schöne Stadt und darf sich neben Paris, New York und London stellen. Ihre Anziehungskraft, die sie ausübt, ist groß, denn sie birgt in sich viel Wissen und Können, viel Glanz und Prunk und ganze Schätze von Sehenswerthem. Aber wie in allen Großstädten findet sich auch hier viel Licht und Schatten, viel Elend und Armuth, viel Sünde und Ungerechtigkeit. Die Stadt dehnt sich rasch aus. Besonders in diesem Jahr wird viel gebaut. Nicht weniger als 50,000 kehren jährlich ihren Provinzen den Rücken, um in Berlin ihr Glück zu suchen.

Viele von diesen finden das Gewünschte nicht, aber wohl weit Schlimmeres. Berlin gleicht einem klippenreichen Meer, voll von Felsenriffen und Untiefen. Wehe dem unkundigen Schiffer! Da kann nur der himmlische Lootse des Schiffes Kiel ungefährdet zum rechten Ziele lenken. Die Sünde tritt hier mit großen Verführungskünsten auf und hat tausend willige Werkzeuge, die ihre Fangarme ausrecken, um die einmal erfaßten Opfer womöglich nicht mehr loszulassen. Ja, wer zählt die Opfer, die hier jährlich vom wilden Strudel der Lust und der immer sich wiederholenden Lockungen in die Tiefen des Verderbens hinabgezogen werden. Die Zahl derer ist enorm, die, nachdem sie den bittern Freudenwein einer Großstadt getrunken, endlich ohne Gott und Hoffnung der Verzweiflung in die Arme rennen und eines unnatürlichen Todes sterben. Wie noth thut da Hilfe! Wie viele Kräfte sind da erforderlich. Wie ein schwarzer Strom bricht sich die giftige und seichte Literatur sammt einer gottlosen, antichristlichen Presse in allen Volksschichten Bahn, um in ihren Fluthen die edelsten Güter zu begraben und alles Gute und Wahre zu unterspülen. Wer gebietet ihm Halt? Da ist die Trunksucht, die namenloses Elend in unzählige Familien bringt, und besonders das tausendköpfige Ungeheuer: die Unzucht, deren Zerstörungsarbeit krebsartig immer mehr unter Hoch und Nieder, unter Alt und Jung um sich greift. Wer ein Herz voll von der Liebe Jesu Christi besitzt, ist voll Schmerz über die im Wüstensand auf dem Weg nach Jericho arg zugerichteten Seelen, und thut als Samariter, was er nur immer leisten kann.

Wie kann aber der Noth im Ganzen abgeholfen werden? Es ist die Ordnung Gottes, seine Hilfe den Menschenkindern durch Menschen zu vermitteln. Siehe, wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die Frieden verkünden, die Gutes predigen, die Heil verkünden, die zu Zion sagen: dein Gott ist König. Eine Armee heiliger Männer braucht's, die es verstehen, ohne Gelehrtenkram mit dem Evangelium das Herz des Volkes zu erfassen und zu seinem Gott zurückzuführen. Diese Männer fehlen noch. Dann mehr Kirchen und Gotteshäuser, die keine gemietheten Sitzplätze haben, sondern die vorn wie hinten von dem ärmsten Bettler wie von dem feinsten Herrn besetzt werden können. Wo der Küster keine zugeknöpfte abstoßende und nur für die Reichen gefügige Persönlichkeit ist, sondern freundlich und wohlwollend, der auch in einem armen Handwerksburschen einen Menschen sieht, für den Jesus sein Leben gab. Dann mehr kleinere und größere Lokalitäten an allen Enden der Stadt, wo sich Jedermann, auch der mit schäbigem Rock und zerrissenen Schuhen hingetraut. Die Kirche kann den Nothständen nicht gerecht werden, denn die Seelenzahl eines Kirchsprengels ist zu groß, um mit jeder einzelnen Seele in Berührung treten zu können. Gewisse Pastoren, denen die Seelsorge am Herzen liegt, sammeln da und dort kleinere Kreise um sich, um ihnen ein Segen zu sein, der größte Theil der Gemeinde aber bleibt selbstverständlich den Pastoren ferne. Diesem Nothstand kommt nun die Stadtmission einigermaßen zu Hilfe, und sucht dieselbe ihrer Aufgabe von Jahr zu Jahr immer mehr gerecht zu werden. Die Seele derselben ist der gewandte Volksredner Hofprediger Stöcker, der, so viel in seinen Kräften steht, die Stadtmission zu heben sucht. Denn wenige haben einen solch klaren Tiefblick in die Berliner Nothstände wie er. Freilich ist die Zahl seiner Arbeiter noch verschwindend klein im Verhältniß zu den kolossalen Anforderungen. Schöne und große Gaben flossen schon in die Stadtmissionskasse, doch sind diese Gaben immer noch klein zu nennen, wenn man den Maßstab der Freigebigkeit unserer Kirche in Anschlag bringt. Stöcker sagt: „In der That ist im vergangenen Jahre viel gegeben: 50,000 M. für das Vereinshaus, 3000 M. für einen vierten Inspektor, 500 M. für einen Oberhelfer, Tausende und Hunderte an Fürstengeschenken und Wittwenscherflein, die uns im innersten Herzen bewegt haben. Aber das Alles, so innig dankbar wir dafür sind, reicht doch nicht im Entferntesten an die Größe der gestellten Aufgabe. Seit Jahren steht die Zahl der Stadtmissionare still; diese Zahl reicht nicht aus. Bei dem letzten Jahresfest der Londoner Stadtmission wurde so viel gezeichnet, daß 50 neue Stadtmissionare angestellt werden können; und London hat, obwohl kirchlich zehnmal so gut versorgt wie Berlin, bereits 460 Stadtmissionare. Sollten wir nicht auch in Berlin noch weiterkommen? Wir müssen die Schuldenlast, die auf dem Stadtmissionshause ruht, abtragen und brauchen dazu energische Unterstützung. Die Gegenwart mit der brennenden socialen Frage, die sich um den Besitz dreht, die Kirche mit ihren Kämpfen gegen das Antichristenthum in allen Gestalten, die innere Mission mit ihren Bestrebungen, dem geistlichen und leiblichen Elend abzuhelfen: — sie alle strecken ihre Hand aus, und erbitten mit Recht um Gottes und der Brüder willen reichliche Hilfe. Die drohenden Gefahren der Zeit werden nicht durch Gesetze und Maßregeln, sondern vor Allem durch persönliche Hingebung und selbstloses Opfern beseitigt werden. Das fehlt uns noch. Das schenke uns der König der Geister von oben!"

Eine Art Asyl bieten hier auch die evangelischen Vereinshäuser. In einem solchen, im Nordwesten von Berlin, in der Nähe des Weddingplatzes, woselbst die schmucke Dankeskirche steht,

herrscht die rühmliche Sitte, alle Sonntage Vormittags den Bummlern, Landstreichern, Bettlern und wer eben von den Landstraßen und Zäunen kommt, unentgeltlich eine Art Frühstück zu verabreichen und ihnen nebenbei eine kurze, leichtverständliche, religiöse Ansprache zu halten. Sittlich hebend wirken auch die Bestrebungen hiesiger Jünglingsvereine. Besonders rührig ist der Verein junger Männer in der Friedrichsstraße, von Schlümbach gegründet, dessen Vorsitzer Herr v. Rothkirch ist. Eine besonders dazu bestimmte Abtheilung stellt sich die Aufgabe, zu gewissen Stunden des Abends in verschiedenen Stadtvierteln durch persönliches Bemühen und Verabreichung von Einladungskarten die Jünglinge der Großstadt, die oft planlos ihre Wege gehen, in die freundlichen und schmucken Lokalitäten der obgenannten Vereine einzuladen, um dort ihre Abende zuzubringen. Eine Menge Vorträge von Predigern, Missionaren, Lehrern, Kaufleuten, Apothekern &c. werden gehalten, um junge strebsame Jünglinge zu fesseln und ihnen etwas für Kopf und Herz zu bieten. Besonders interessant sind die Versammlungen der Kellner, die aus Mangel an Zeit die Mitternachtsstunde gewählt haben, um sich in diesen Räumen zusammenzufinden. Einen guten Einfluß scheint Oberkellner Hufnagel, welcher von England nach Berlin kam, durch Wort und Beispiel auf seine Collegen auszuüben. Wenn ich am Eingang der schlechten Literatur Erwähnung that, so möchte ich zum Schluß die Thätigkeit des „Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften" nicht unerwähnt lassen. Derselbe giebt jährlich 20,000 M. aus, damit das Panier Christi an den Orten wehe, wo man es verdunkelt oder niedergerissen hat. Thätige Hände verbreiten den „Arbeiterfreund", der wöchentlich in 19,000 Exemplaren gedruckt wird, unentgeltlich. Derselbe findet seinen Weg in die Fabriken und in die Hauptwerkstätten der königl. Eisenbahn. Ebenfalls werden Krankenhäuser mit Schriften versorgt, die Garnisons-Lazarethe, Diakonissenhäuser, sowie Armen- und Gefangenen-Anstalten. Das evangelische Sonntagsblatt hier hat eine Auflage von 81,500 Exemplaren, welches hier und in andern Städten seine Abnehmer hat. Dann werden viele tausende von Predigten, die von Stöcker herausgegeben werden, theils an Sonntagen verschenkt, oder für nur 1 Pfg. abgegeben. Wir freuen uns aufrichtig über diese Thätigkeit, behaupten aber frei und frank, daß die Staatskirche mit all ihren Hilfsmitteln lange nicht ausreicht, und daß auch die Freikirchen hier ein weites und großes Feld der Thätigkeit haben und daß ihre Thätigkeit eine große Nothwendigkeit ist. Jeder an seinem Platz gegen den großen gemeinsamen Feind unter Einem General. Wie herrlich muß der Erfolg einer vereinten Arbeit, eines harmonischen Zusammenwirkens sein! Gott gebe es je länger je mehr. So laß denn dein Königreich kommen, o Gott! Amen.

Allerlei.

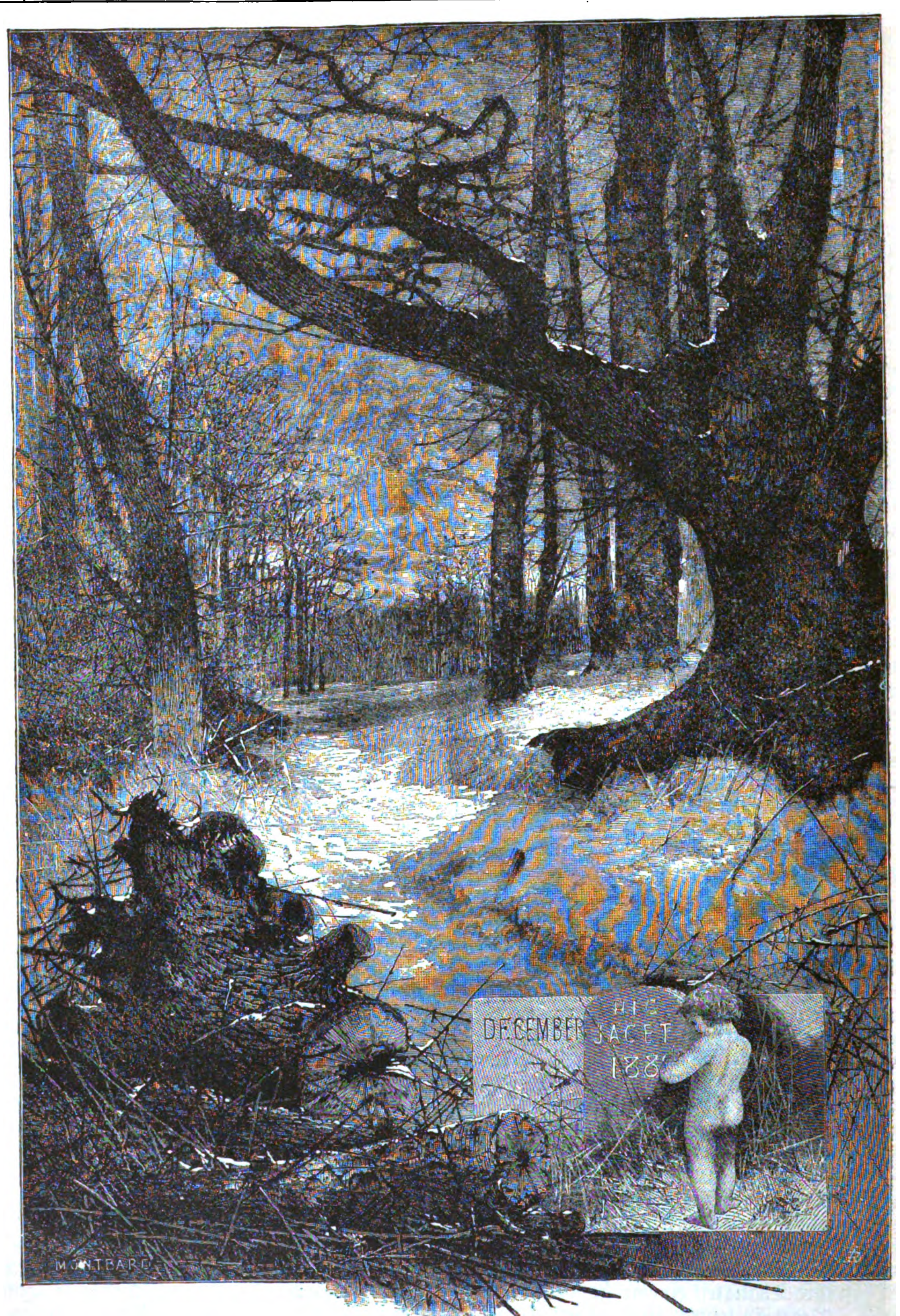
Bezüglich der Sonntagsheiligung sagt der gelehrte Dr. Facre in England, „die Anordnung eines Ruhetages nach sechs Wochentagen sei eine Naturnothwendigkeit, keine willkührliche Satzung." Dr. Paul Niemayer in Berlin erklärt offen, „er betrachte die Einhaltung der Sonntagsruhe als den nöthigen Schutz wider schleichendes Siechthum sowohl, wie wider plötzliches Zusammenbrechen des Körpers." — „Die Sonntagsruhe," schreibt er noch am Schlusse seiner preisgekrönten Schrift, „ist erstes Gebot der Gesundheitspflege zur Wartung des stillen, stetigen Wachsthum der Gesellschaft. . . . Für den Einzelnen bietet sie Sicherung ausdauernder Erwerbsfähigkeit, zufriedener Gemüthsstimmung, versorgten Alters — für den Brotherren die Grundlage guter Wirthschaft — für die Regierung die Gewähr von Ruhe und Ordnung im öffentlichen Leben — für Alle den Maßstab, wie viel gesunder Sinn überhaupt im Volke lebt, wie weit es in der Civilisation vorgeschritten ist."

* * *

Ein Lehrer, der mit seinen Schülern das Vaterunser nach einander abhandelte, fragte bei der dritten Bitte: „Nun, liebe Kinder, wie denkt ihr wohl, daß der Wille Gottes im Himmel geschieht? Wie vollbringen die Engel den heiligen Willen Gottes?" Hierauf folgten die Antworten der Kinder rasch auf einander; das eine sagte: „Sie thun ihn g e r n e;" ein andres: „Sie thun ihn e i l e n d;" ein drittes: „Sie thun ihn mit F r e u d e n;" ein viertes: „Sie thun ihn ohne V e r z u g." Hier trat plötzlich eine Stille ein und keines der Kinder wußte mehr, was zu sagen. Endlich erhob sich ein kleines Mädchen und sagte: „Ei, sie thun ihn, ohne irgend welche Fragen zu machen."

* * *

Ritter Gorls, Gouverneur von Virginien, erwiderte einst den Gruß eines Sklaven mit großer Freundlichkeit. Seinem Begleiter, der sich darüber verwunderte, gab er zur Antwort: „Ich würde mich schämen, wenn ein Sklave freundlicher wäre als ich."



Und ob's auch draußen stürmt und schneit,
Und ist so kalt und dunkel,
Im Herzen ist mir Frühlingszeit
Und lichtes Sterngefunkel.

Herr Jesu, deß ich bin, ich fleh:
O schütz durch deinen Segen,
Will je sich solch' ein kalter Schnee
Auf meinen Frühling legen.

El.

Ulfilas und die erste Bibel in germanischer Sprache.

Von A. C. Gaebelein.

Es ist festgestellt, daß der Stammsitz unseres Volkes in Asien zu suchen ist. Von dort her soll „Odin“ mit einer großen Kriegerschaar durch das östliche Europa nach der Mitte desselben Erdtheils gezogen sein, um es in Besitz zu nehmen. Nicht die alten Sagen alter Bücher sind es, die uns das meiste Licht in Bezug der Abstammung des deutschen Volkes geben, sondern die vergleichende Sprachwissenschaft, die innige Verwandtschaft der heiligen Sprache Indiens, des „Sanscrit“ und der altpersischen mit der deutschen Sprache beweist uns die Wahrheit alter Ueberlieferung. Vieles Wissenswerthe könnte gesagt werden über die Uranfänge deutscher Geschichte, doch dies ist nicht der Zweck unserer Abhandlung.

Das vierte Jahrhundert n. Chr. ist die Zeit, welche wir betrachten wollen. Deutsche hoben im Jahre 360 den Kaiser Julian in deutscher Weise auf den Thron, d. h. auf den Schild. Er verglich die Klänge deutscher Rede und deutschen Gesanges mit dem rauhen Gekrächze wilder Vögel. Maßmann sagt darüber: „Bei aller Unwahrscheinlichkeit eines solchen angedeuteten Mißverhältnisses zwischen inwohnendem Geiste und Geist ausstrahlender Sprache an sich, würden wir aber wirklich über das Wesen der letzteren in ihren Urklängen kein klares, kein richtiges Urtheil haben, wenn uns nicht auf fast wunderbare Weise die im Ganzen nicht unbedeutenden Trümmer eines Werkes erhalten worden wären, das noch vor der großen Abschwächung der Laute in und nach der Völkerwanderung in reichem und reinem Ebenmaße die Tiefe und das ursprüngliche Leben der Muttersprache aufzudecken vollkommen geeignet ist.“ Dieses Werk ist die Uebersetzung des alten und neuen Testaments in die gothische Sprache durch den Bischof Wulfila oder nach griechischer Aussprache Ulfilas. Nur durch die erhaltenen Bruchstücke ist der Aufbau jenes erhabenen Werkes deutschen Fleißes, Jacob Grimms Lebensarbeit, ermöglicht worden. Ulfilas war der Vorgänger Luthers. Luthers Verdienst bestand 1) darinnen, daß er dem deutschen Volke Gottes Wort in seiner eigenen Sprache gab, und 2) in der Erneuerung, Verbesserung des Deutschen. Ulfilas Werk ist dasselbe. Er selbst konnte freilich nicht ahnen, daß während er in Liebe und Treue seinem Volke die Quellen des Christenthums eröffnete, er auch den fernsten Nachkommen eine Erkenntniß ihrer Muttersprache hinterlassen würde. Die Gothen waren einst ein Volk, welches die römische Welt beherrschte. Von der Ostsee bis zum Pontus euxinus (schwarzes Meer), von dem Pontus bis zu den Säulen des Herkules (Gibraltar) dehnte sich unter Ermanerich ihr Reich aus. Allerdings nur kurze Zeit währte diese Herrlichkeit. Jene Zeit war eine bewegte Zeit — bald war das Reich zertheilt, nach allen Richtungen hin flohen die Gothen nach Asien — nach Spanien und Afrika, überall aber trugen sie Ulfilas Bibel mit sich. Ohne Zweifel waren die Gothen schon früher mit dem Christenthum in Berührung gekommen. So nennt Tertullian um das Jahr 200, als er die Völker aufzählte, zu denen das Christenthum bereits gedrungen war, neben Sarmaten und Daciern auch Germanen und Scythen, unter welchem Namen bei den Griechen damals fast immer Gothen gemeint sind. Constantin der Große führte mit den Gothen Krieg — er schloß später Frieden mit ihnen und, wie Kirchenschriftsteller sagen, das Christenthum schlug tiefe Wurzeln unter ihnen. Als die Kirchenversammlung zu Nicäa (325) gehalten wurde, unterzeichnete ein gothischer Geistlicher Namens Theophilos das Glaubensbekenntniß mit "De Gothis Theophilus Bosphoritanus", nach andern "episcopus Gothiae."

Nur wenig ist uns über das Leben des Wulfila bekannt. Eine Pergamenthandschrift der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, in welcher ein Schreiben des Bischofs Auxentius v. Dorostoros, der ein Schüler des Ulfilas war, eingeschaltet ist, sagt: „Mein und meines Volkes Lehrer starb im Alter von 70 Jahren zu Constantinopel im Jahre 388.“ Nach diesem fällt sein Geburtstag in das Jahr 318 — andere geben das Jahr 311 als das richtige an.

Sein Name ist echt deutsch. Seine Eltern stammten aus Sadegothina nahe der Stadt Parnassus. Er war früh Lehrer seines Volkes, zunächst der Westgothen. Bis zum Jahre 348 blieb er Lector, dann wurde er zum Bischof geweiht. Sieben Jahre lang durchwanderte er jene Gegenden das Evangelium verkündigend. Viele wurden bekehrt, darunter Leute des kriegerischen Athanarich. Die Folgen waren Verfolgungen und Leiden — viele der neubekehrten Gothen erlangten die Märtyrerkrone — Ulfilas aber führte eine große Schaar seiner christlichen Gothen auf römische Gebiete in den Waldschluchten des Hämus. Hier am Hämus lebte und wirkte Ulfilas noch 33 Jahre — war somit 40 Jahre Bischof seiner geliebten Gothen.

Während dieser Zeit breitete Ulfilas unermüdet unter vielen Gefahren das Christenthum unter den Gothen aus, wobei ihm der Kappadocier Eutychus und der Mesopotamier Audius treu behülflich war. Während der Jahre 370

—372 erhob sich von Seiten Athanarichs eine zweite Verfolgung über die christlichen Gothen — Athanarich hatte die Gothen genöthigt, Götzenfleisch zu essen, wer es nicht that, wurde in seinem Zelte verbrannt — so wurde auch die Zeltkirche der Gothen mit vielen Menschen verbrannt. Von dieser zweiten Verfolgung scheint Ulfilas selbst, obschon er fortgesetzt auch unter Athanarichs Leuten wirkte, nicht unmittelbar berührt worden zu sein. Da brachen die Hunen unter Balamir über die Wolga herein, jene großartige Begebenheit fand statt, welche die Weltgeschichte mit dem Namen „Völkerwanderung" bezeichnet. Da blieb kein Volk unberührt, alles erlitt eine Veränderung, auch das mächtige Gothenreich wurde zertheilt. Ulfilas nahm auch in dieser Periode der Geschichte seines Volkes eine hervorragende Stellung ein, namentlich als Friedensvermittler bei dem Kaiser Valens. Ulfilas war ein Arianer und nahm persönlich Antheil an den Streitigkeiten der christlichen Kirche. Im Jahre 388 ging er nach Constantinopel, um für sein Glaubensbekenntniß und seine Mitbekenner zu kämpfen und den Kaiser Theodosius um eine gerechte Kirchenversammlung zu bitten, die ihm von dem Kaiser auch verheißen war. Aber die Anhänger des Nicäischen Bekenntnisses wußten die Ausführung zu verhindern. Arianer und Gothen wurden verurtheilt und dies schmerzte ihren treuen Seelenhirten so tief, daß er im August (388) erkrankte und plötzlich starb, nachdem er ein Glaubensbekenntniß niedergeschrieben. Es lautet:

„Ich Wulfila, Bischof und Bekenner, habe alle Zeit so geglaubt und bekenne diesen allein wahren Glauben vor meinem Herrn und Gott:

Ich glaube an einen einigen ungeborenen und unsichtbaren Gott Vater — und an seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn und Gott, den Schöpfer aller Geschöpfe, dem Keiner gleich ist, sondern der Gott ist Aller, auch über die Unsrigen; und an den heiligen Geist, die Kraft, welche erleuchtet und heiligt, von der Christus sagt: Und ihr werdet empfangen die Kraft, welche euch überkommen wird, den heiligen Geist."

Vierzig Jahre unablässiger Seelsorge und Sittenbildung durch Rede, Schrift und Gebet, war er der geistige Führer seines Volkes, mit Recht „ein Moses der Gothen" genannt. Dies ist alles Bekannte aus dem Leben Ulfilas. Wir wollen nun dem Werke Ulfilas, der gothischen Bibelübersetzung, unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Sie ist der Beachtung werth, ein jeder Deutsche sollte es wissen, sie ist die älteste Urkunde unserer Muttersprache.

Im Jahre 1678 wurde eine Handschrift aus Weissenburg für Wolfenbüttel käuflich erworben. 1756 fand der Abt Knittel auf vier Pergamentblättern dieses Manuscriptes einige Bruchstücke gothischer Uebersetzung des Briefes an die Römer, mit Hülfe des Upsalaers Jonas Appelblaid las er dieselben und machte es 1762 bekannt. Schon vor dieser Zeit kannte man den sogenannten Codex Argenteus (silberne Handschrift), die vier Evangelien in gothischer Sprache. Dieser Codex befindet sich gegenwärtig in Upsala.

Im Jahre 1817 erkannte der Cardinal Abbate Angelo Mai auf Pergamentblättern zu Mailand, welche aus dem Kloster Bobbio an der Trebbia stammten, vielfach erloschene Denkmäler gothischer Schrift und Sprache, und zwar fast sämmtliche paulinische Briefe. Noch andere Blätter und Handschriften wurden aufgefunden und die Bruchstücke dieses alten Denkmales veröffentlicht. Was jene silberne Handschrift betrifft, so sei bemerkt, daß 1563 ein Züricher Arzt, Conrad Geßner, an einen Augsburger Collegen von der Existenz derselben zum ersten Male schrieb. Im Jahre 1597 veröffentlichte ein Mann von Brügge Namens Bonaventura Vulcanius, Schreiber des Cardinals Franz von Mendoza, darnach Rector in Antwerpen und endlich Professor zu Leyden, ein kleines aber inhaltreiches Schriftchen „über die Sprache der Gothen". Der Autor redete in derselben von einer silbernen Handschrift. Bald tauchte dieselbe in Italien und den Niederlanden — dann in Stockholm auf. Nachdem sie 1648 dorthin gelangt war, erscheint dieselbe bald darauf wiederum (1655) bei Isaac Vossius in Holland. Hier fand sie Franz Junius, der dieselbe gründlich durcharbeitete und 1665 in Dortrecht zum ersten Male veröffentlichte.

Von dem alten Testamente ist sehr wenig erhalten; einige Bruchstücke der Genesis, Exodus, Esra und Nehemia, von Hiob nur der zweite Vers des 41. Capitels, einige Psalmen und das Wenigste von den Propheten. Das neue Testament ist vollständiger, mit Ausnahme der Offenbarung Johannis. Zum Schluß seien noch einige Schriftproben dieses alten Werkes beigefügt: Lucas 1, 33—34.

Jah	thiudanôth	ufar
Und	er wird König sein	über (*over*)
	thiuda, König	

garda	Jakôbis	in ajukduth
das Haus	Jakobs	in Ewigkeit
von *gairdau* (gürten) umzäumen		Einzahl: *áivs*, *αἰών*

jah	thiudinassáus	is	ni	vaírthith	andeis.
und	sein Königreich		(kein)	(werden)	Ende.
			wird sein kein		

Kvalt	than	Mariam	du thamma
(Von *kvithau*, sprechen)	dann	Maria	zu diesem
Sprach			

aggiláu:	Hváiva	sijái	thata	thandê
aggilus, ἄγγελος	Wie	soll sein	das (*that*)	denn
Engel: (*angel*)				

aban	ni	kann?
aba, Mann,	keinen,	*kunnan*, kennen?

und die Worte des Herrn, Matth. 5, 8:

ándagái	thai	hráijahaírtans	untê
Selig sind	die	reines Herzens sind,	denn
tháe	guth	gasaíhvand.	
sie	Gott	werden schauen.	



Die englische Küste bei Dover.

Eine Eisenbahn unter dem Meere.

Von Technikus.

Von einem Wunderwerk der Technik sei dießmal die Rede, wie großartiger die Welt noch keines gesehen hat. Es handelt sich nämlich um einen Erddurchstich unter einem Meere, dem Kanal La Manche. Jedenfalls ein kühnes Unternehmen! Darum glauben wir auch, daß eine Darlegung desselben unsere Leser interessirt.

Neu ist die Idee, zwischen Albion und dem Land der Gallier, einen trockenen Verbindungsweg herzustellen, zwar nicht. Ganz zu Anfang dieses Jahrhunderts schon, zu einer Zeit also, da man von Eisenbahnen noch keine Ahnung hatte, tauchten allerlei Pläne auf. Ein französischer Ingenieur faßte den Gedanken, eine unterseeische Fahrstraße zu bauen. Die Reise sollte mit Hilfe von Vorspannpferden gemacht werden. Andere projektirten die Legung ungeheurer Eisenröhren auf dem Meeresboden; wieder Andere befürworteten die Erbauung einer Brücke über den Kanal. Auch die mit großen Opfern verbundenen Bemühungen des Thomé de Gamond um die Mitte der dreißiger Jahre führten zu keinem greifbaren Resultat.

Mittlerweile hatte sich der ausgezeichnete englische Ingenieur Sir John Hawkshaw auf die Untersuchung der Schichtenbildung unter dem Kanal La Manche verlegt und mit Hilfe eines eigens ersonnenen Apparates den Meeresboden an zahlreichen Stellen geprüft. Gleichzeitig beschäftigte sich mit dieser Sache der bedeutende Wrexhamer Minentechniker William Low, der der praktischen Seite einen erheblichen Aufschwung gab und namentlich der so wichtigen Lüftungsfrage Aufmerksamkeit schenkte. Low schlug vor, es sollten zwei separate Tunnels ge-



Edward Watkin.

Sterl. aufzubringen, um auf eigene Rechnung die wünschenswerthen praktisch-technischen Vorarbeiten ausführen zu können. Gleichzeitig setzte Lord R. Grosvenor, der Präsident der Gesellschaft, sich wieder mit der Pariser Regierung in Verbindung, denn in England hätte sich ja nichts machen lassen, falls das Projekt nicht auch seitens der befugten französischen Behörden gebilligt und gefördert würde. Das Ministerium, dem auch noch andere Pläne ähnlicher Natur vorgelegt worden waren, ließ sie allesammt von einer neuen technischen Kommission prüfen. Dieselbe fand nur den ursprünglich von Low und Gamond begonnenen, dann von Hawkshaw und Brunlees verbesserten Plan, der unter der Aegide Grosvenors und des Hauses Rothschild stand, beachtenswerth. Auch 73 französische Handelskammern, die man zu Rathe zog, erklärten sich zu Gunsten dieses Projektes.

Im Oktober 1874 dann begann die Pariser Regierung mit der Londoner zu unterhandeln. Das Disraeli-Ministerium erklärte, an der öffentlichen Nützlichkeit einer Land-

bohrt werden, deren einer den andern ventiliren würde; dieser Plan beruht auf dem in allen Kohlenbergwerken angewandten Princip der Zugerzeugung behufs Lüftung. Low that sich mit Thomé de Gamond und James Brunlees zusammen und es gelang ihnen, einen englischen und einen französischen Durchführungsausschuß — mit Lord Richard Grosvenor, bezw. dem berühmten Volkswirth Michel Chevalier an der Spitze — zu Stande zu bringen. Diese Kommittees konnten dem Kaiser, Napoleon III., schon im Jahr darauf, nämlich im Juni 1868, praktische Pläne unterbreiten, die die französische Regierung auf Wunsch des Kaisers einer Prüfungskommission überwies, welche über die muthmaßlichen Schwierigkeiten und die von einer glücklichen Ueberwindung derselben zu erwartenden Vortheile einen höchst unparteiischen Bericht erstattete.

Im Jahr 1872 wurde dann in London eine Aktiengesellschaft begründet, die den Titel „Kanaltunnel-Kompagnie" annahm. Sie beabsichtigte, einstweilen ein Kapital von 80,000 Pfd.



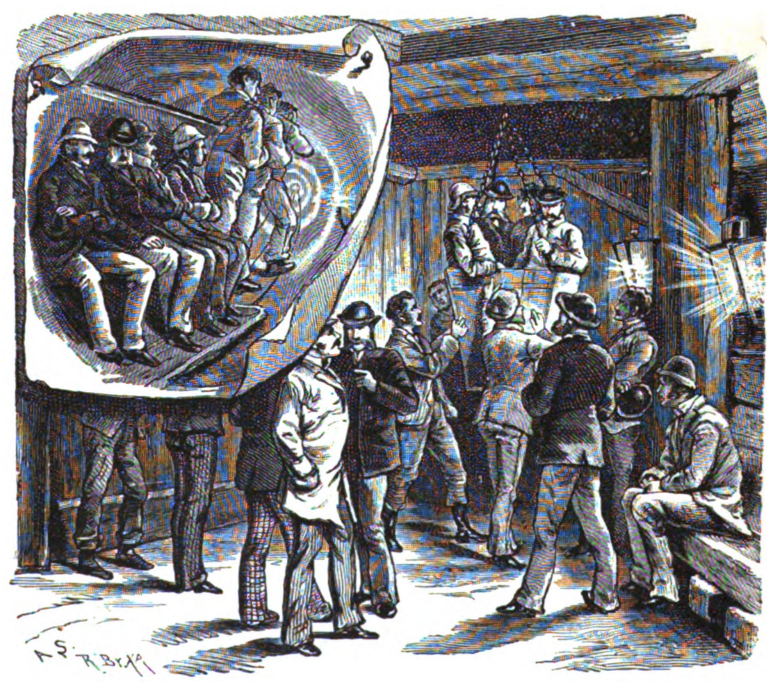
Einfahrt in den Schacht.



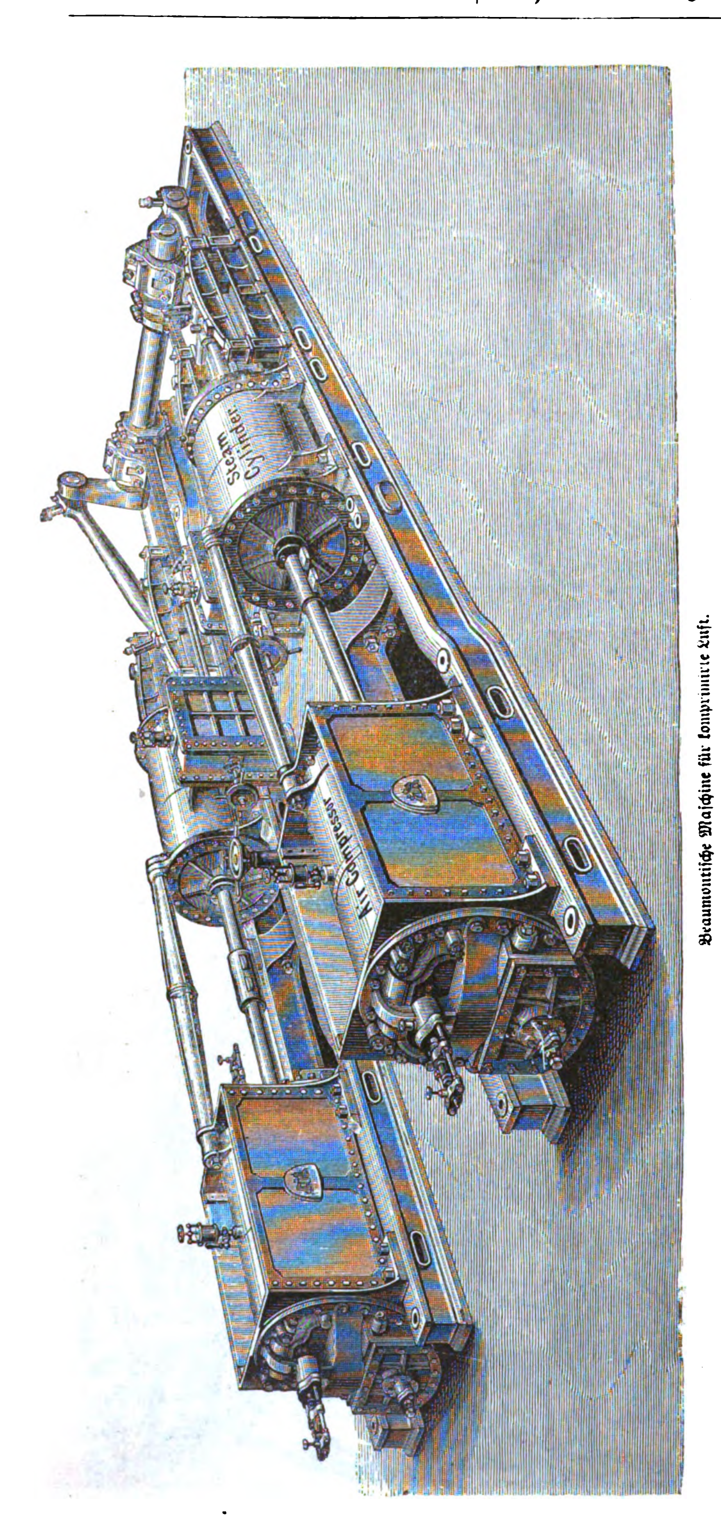
Ausbaggern der Erde.

verbindung zwischen den beiden Reichen vermittelst eines Tunnels könne kein Zweifel herrschen und es wolle dem Grosvenor-Chevalierschen Projekte keinerlei Hinderniß in den Weg legen, falls man auf jedwede Staatshilfe — sei es eine Garantie, ein Darlehen oder eine Subvention — verzichte. Anfangs 1875 schloß der französische Arbeitsminister mit der mittlerweile begründeten französischen Tunnelgesellschaft ein vorläufiges Uebereinkommen, auf Grund dessen die National-Versammlung im August desselben Jahrs einen Gesetzentwurf annahm, welchem Beispiele das englische Parlament in derselben Woche folgte.

Allein es gelang der englischen Kompagnie nicht, das für die Vorarbeiten nöthige Kapital zusammenzubringen. Das hatte zwei Ursachen: erstens setzte das Publikum damals noch zu wenig Vertrauen in die Ausführbarkeit des Unternehmens; zweitens lehnte die nahe interessirte englische Südostbahn-Gesellschaft es ab, sich den Förderern des Hawkshaw-Brunlees'schen Planes anzuschließen, weil ihre Ingenieure der Ansicht waren, daß die von der Kanaltunnelgesellschaft in Aussicht genommene Strecke nicht die richtige sei, sondern eine geologisch schlechte und finanziell kostspieligere. Diese Uneinigkeit der Fachleute hatte zur Folge, daß die ganze Angelegenheit vollständig in's Stocken gerieth. Wer weiß, wie lange es gedauert hätte, bis die Geschichte wieder aufgetaucht wäre, würde nicht ein energischer Mann, der Präsident der Südostbahngesellschaft, Sir Edward Watkin, sich in Gemeinschaft mit den Ingenieuren Brady, Sir Fred. Bramwell, dem bereits mehrfach erwähnten Low, dem Obersten Beaumont u. a. zu einem entschlossenen Durchhauen des gordischen Knotens aufgerafft haben. Auf Anregung ihres Vorsitzenden faßte die genannte Bahngesellschaft den Beschluß, die Vorarbeiten auf eigene Rechnung und Gefahr zu veranlassen. Kaum hatte das Parlament die Erlaubniß dazu ertheilt, erwarb die Südostbahn ein angemessenes Stück Landes und begann drauf los zu arbeiten. Nach wenigen Monaten waren die Bohrungen mit überraschend günstigem Resultate so weit gediehen, daß es leicht fiel, anfangs 1882 eine Aktiengesellschaft zu bilden, die von der Südostbahn das Grundstück, die Maschinen und die begonnenen Vorarbeiten übernahm und das zur Weiterführung erforderliche Kapital — ca. 250,000 Pfd. Sterl. — beistellte.



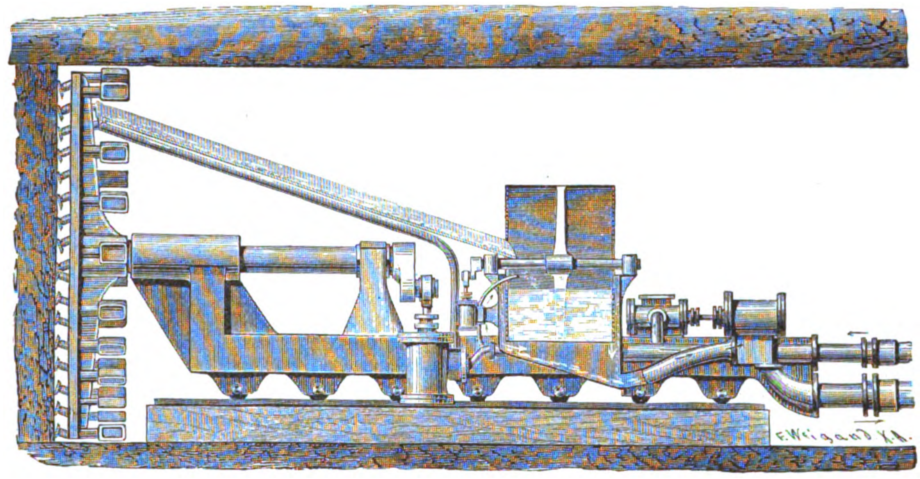
Ankunft im Tunnel.



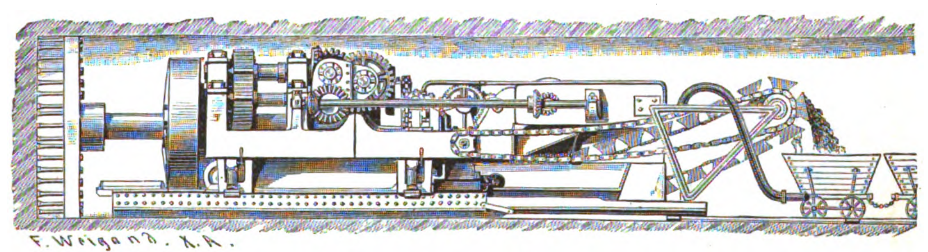
Beaumont'sche Maschine für komprimirte Luft.

Ehe wir mittheilen, wie die Angelegenheit gegenwärtig steht, wird es sich empfehlen, von der Herstellung, dem Betrieb, den Vortheilen, den angeblichen Gefahren und den muthmaßlichen Aussichten der Eisenbahn unter der Meeresenge zu sprechen.

Die wichtige Frage: „Kann der Tunnel gemacht werden?" läßt sich nicht länger mit „Nein" beantworten. Schon längst giebt es erhebliche Strecken Kohlengruben unter dem Meere, manche davon nur wenige Fuß unter dem Seeboden, ohne daß sie eingestürzt oder überschwemmt worden wären. Die Leistungen der neuen Submarine Kontinental-Eisenbahngesellschaft haben bewiesen, daß der geplante Tunnel verhältnißmäßig leicht herzustellen ist. Die Breite des Kanal La Manche variirt in seiner Ausdehnung von Lizard bis zum nördlichen Vorland zwischen 10 und 20 geographischen Meilen, eine Ausnahme macht nur der Längestreifen von Calais bis Boulogne auf französischer, von Dover bis Hythe auf englischer Seite; derselbe ist bloß 4—5 Meilen breit. Schon aus diesem Grunde wäre der letztere die geeignetste Strecke für den unterseeischen Tunnel. Findet sich aber an dieser Stelle ein Gestein, das wasserfrei und wasserdicht ist, sich leicht schneiden oder bohren läßt, genügende Haltbarkeit aufweist und dabei nicht zu tief liegt? Die Antwort ist: Glücklicherweise ist ein solches günstiges Material vorhanden. Bekanntlich befinden sich an den beiderseitigen Küsten des Kanals Kreidefelsen, die sich in beiden Ländern noch ein gut Stück landeinwärts erstrecken. Nun giebt es zweierlei Kreideformationen: die obere oder weiße Kreideschichte und die untere oder graue. Beide sind gleich haltbar; die graue ist aber leichter schneidbar, weil sie nicht, wie die weiße mit Feuerstein durchsetzt ist; und was das Wasser betrifft, so läßt sich sagen, daß die weiße Kreide das wasserreichste



Dickenson Bruntons Bohrmaschine.

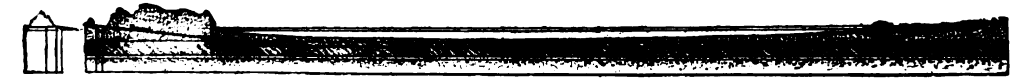


Beaumont-English Bohrmaschine.

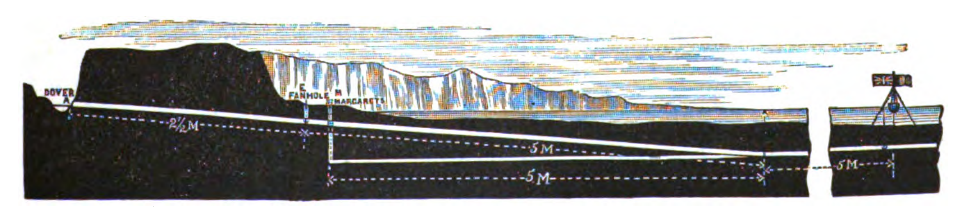
Material ist, während die untere Kreide sich durch große Wasserfreiheit und Wasserdichtheit auszeichnet. Ueberdies ist es Thatsache, daß sich das unbewegliche Gestein auf jedem Meeresgrund mit einer Lage von Muscheln und Pflanzen bedeckt, die im Laufe der Zeit so fest wird, daß sie aller Voraussicht nach die Spalten und Risse verstopft und den Zufluß des Wassers wirksam verhindert.

Wir sehen also, daß die geologischen Schwierigkeiten so gut wie überwunden sind. Nun frägt es sich zunächst, in welcher Tiefe die werthvolle graue Kreideschicht liegt. Der Kanal La Manche hat an seiner tiefsten Stelle auf der für den Tunnel geeigneten Strecke keine größere Tiefe als 57 Meter beim höchsten Wasserstand. An gewissen Stellen ragt die unterseeische Kreideschichte auf beiden Ufern empor und sie ist auf der französischen Seite 480, auf der englischen 295 Fuß tief.

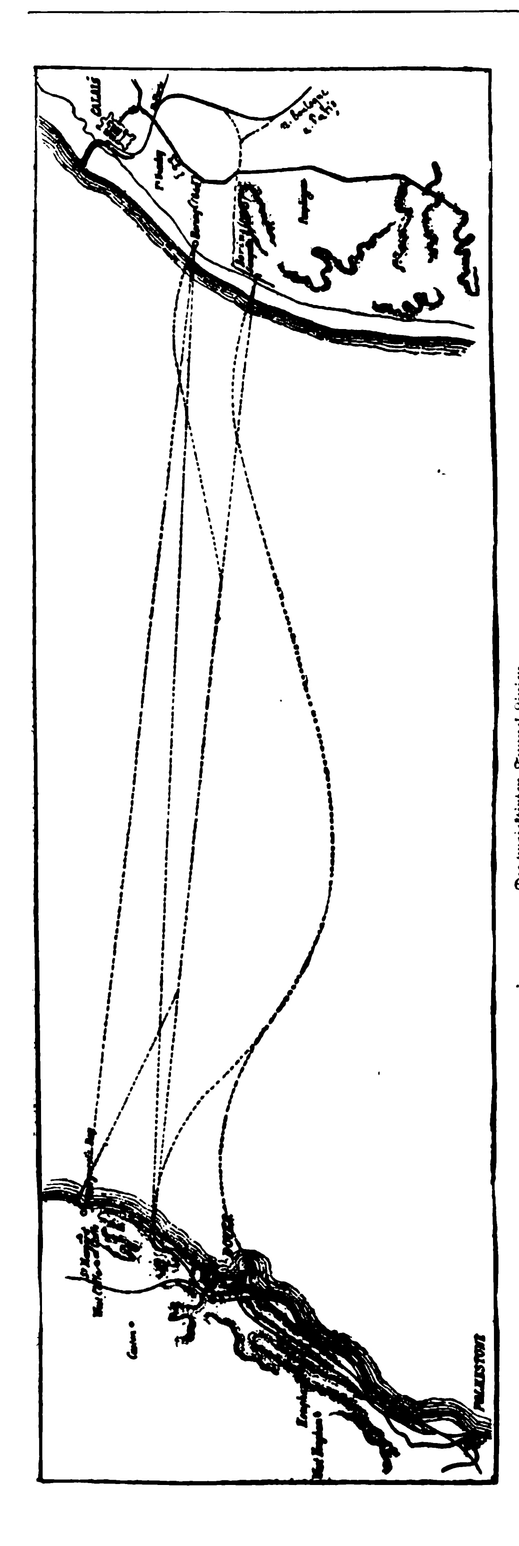
Was nun die **Route** betrifft, die für den Tunnel am geeignetsten wäre, so beabsichtigten die Ingenieure der älteren Kanaltunnelgesellschaft von jeher den Tunnel von der Sankt Margarethenbucht in England bis nach Sangatte in Frankreich zu bohren. Die Ingenieure der



Querdurchschnitt des Kanals.



Projektirter Schacht auf englischer Seite.



Die projektirten Tunnel-Linien.

Südostbahn entschieden sich dagegen für Folkestone und bewiesen durch ihre thatsächlichen Leistungen, daß sie unzweifelhaft im Rechte sind. Der Watkinsche Tunnel, soweit er bisher gediehen, befindet sich etwa 50 Meter unterhalb des Punktes, an dem das günstige Bohrmaterial zwischen Dover und Falkestone frei zu Tage tritt.

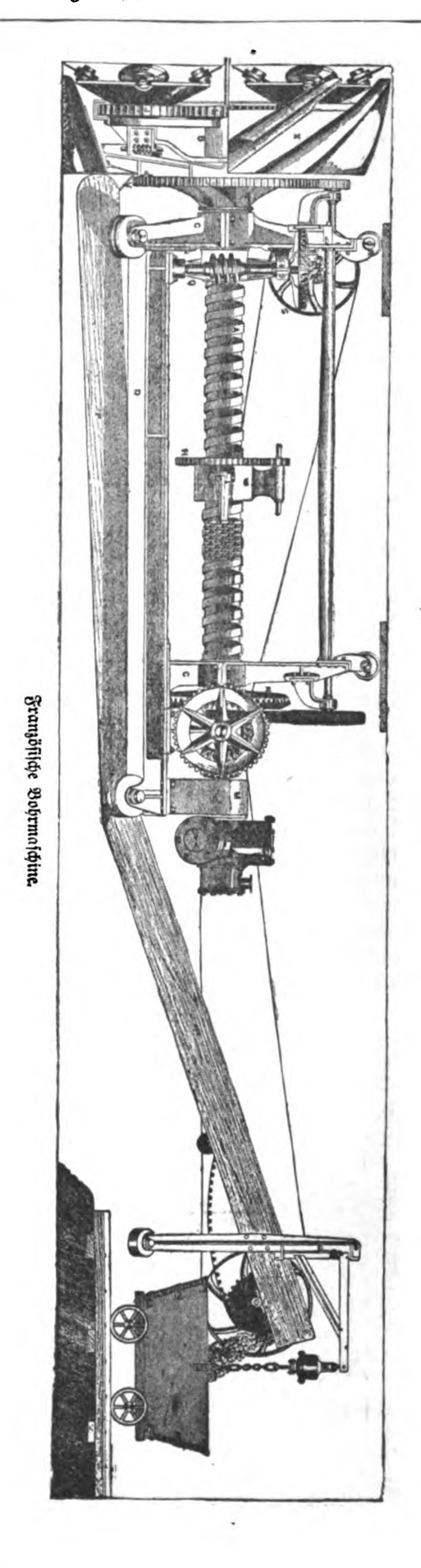
„Wenn wir beauftragt gewesen wären, ein uns passendes Material selber herzustellen," sagte ein Ingenieur, „wir hätten kein geeigneteres schaffen können." Es bedarf keinerlei Sprengungen; will man rasch vorwärts kommen, so muß man mit Maschinen arbeiten. Hawkshaw und Brunlees beabsichtigten, mit der von Dickenson Brunton erfundenen Tunneling Maschine zu bohren, die den von ihr ausgeschnittenen Schutt gleichzeitig auf eine lange Fläche wirft, auf der er von dem nachkommenden Schutt so lange vorwärts geschoben wird, bis er in die bereit stehenden Karren fällt. Die Ingenieure der Submarine-Continental-Eisenbahngesellschaft jedoch entschieden sich für eine noch neuere Erfindung des Obersten Beaumont und des Hauptmannes English — eine kreisrunde eiserne Scheibe, von demselben Durchmesser, den der Tunnel haben soll, schneidet die Kreide mit einer Raschheit und Genauigkeit, die man sehen muß, wenn man davon eine Vorstellung haben will. Getrieben wird diese Scheibe von einer auf der Oberfläche der Erde stehenden mächtigen Maschine mit komprimirter Luft. Auf ein Signal hin setzt diese Maschine die Scheibe in Bewegung und sie wird es auch können, wenn der Tunnel noch so weit vorgeschrittten sein wird. Wie das geschieht? Nachdem Komprimirpumpen die Maschine mit gehörig zusammengedrückter Luft versehen haben, dringt diese durch Röhren bis zur Bohrscheibe hin. Es liegt zufällig in der Natur der Sache, daß die komprimirte Luft gleichzeitig auch den Tunnel ventilirt und zwar so gründlich, daß die zwei daselbst beschäftigten Arbeiter — denn mehr als zwei kommen nicht in Verwendung — eine tadellose Luft athmen.

Die bis vor Kurzem in Verwendung gestandene Maschinerie bohrte bei einer Thätigkeit von 6 Tagen à 24 Stunden wöchentlich ungefähr 100 Meter aus, was immerhin schon sehr viel ist; doch wird bereits eine andere Maschinerie hergestellt, mit deren Hilfe in derselben Zeit 140—150 Meter werden tunnelirt werden können. Einstweilen wird man einen Durchstich von sieben Schuh Durchmesser bohren. Ist derselbe von einem Ufer bis zum andern fertig — die ganze Strecke wird, die nothwendigen Steigungen und Landzugänge inbegriffen, etwa 38 Kilometer lang sein — so daß es klar wird, es seien keine geologischen Hindernisse vorhanden, dann wird man eine größere Maschine aufstellen

und eine Scheibe von 14 oder 15 Schuh Durchmesser anlegen. Sollte es der Verkehr im Laufe der Zeit erfordern, so wird man den Tunnel nach Belieben erweitern können, um für neue Schienengeleise Raum zu schaffen. Hier sei gleich erwähnt, daß man auch daran denkt, eventuell von Landzugängen und Steigungen Umgang zu nehmen und statt dessen die Züge bei der Ankunft mittels einer mächtigen hydraulischen Winde sanft an die Oberfläche der Erde zu heben, dadurch würde sich die Tunnelstrecke auf kaum 30 Kilometer vermindern.

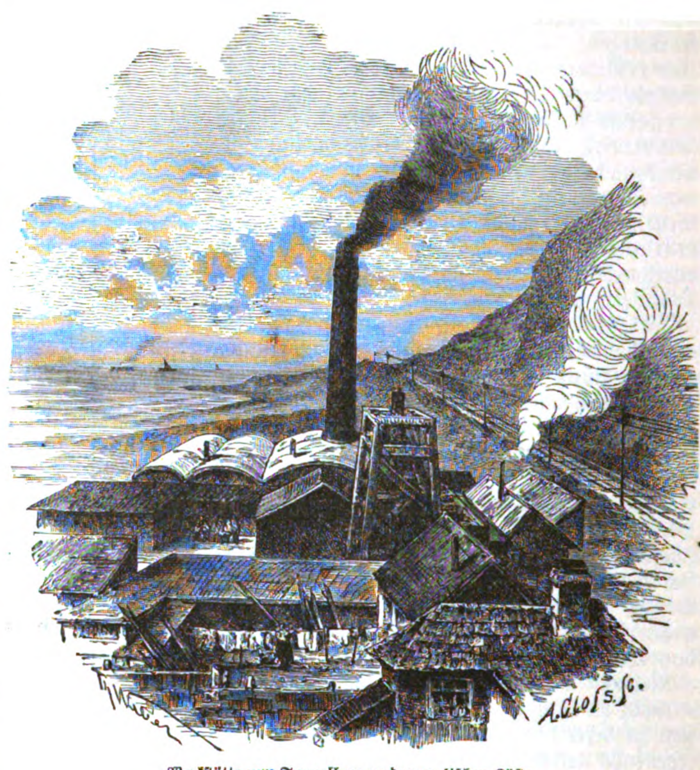
Der Leser wird gewiß fragen, was mit der ausgebohrten Masse geschieht. Auch bei dessen Wegräumung hat man es vorgezogen, sich an die zusammengepreßte Luft zu halten. Jede Stunde ist ein Eisenbahnzug nöthig, um den Bohrschutt wegzuschaffen. Eine Lokomotive mit komprimirter Luft bringt den Zug bis zum Eingang des Tunnels und von dort wird das Material mittels großer Winden an die Oberfläche gebracht. Eine andere Befürchtung bezog sich bislang auf die Verkleidung der Tunnelwände. Es hat sich aber herausgestellt, daß die graue Kreide vollkommen „selbststützend“, d. h. dauerhaft und haltbar ist.

Nehmen wir an, daß der Tunnel fertig ist, so entsteht die Frage, wie derselbe am zweckmäßigsten zu betreiben wäre. Die Beleuchtung wird jedenfalls durch elektrisches Licht bewerkstelligt werden; dieses leistet schon jetzt während der Arbeiten vorzügliche Dienste. Was die Art und Weise, wie die Züge durch den Tunnel geführt werden sollen, betrifft, so hängt sie so sehr mit der Ventilationsfrage zusammen, daß es sich empfiehlt, beide Punkte zugleich zu behandeln. Geradezu unübertrefflich für die Ventilation wäre das pneumatische System, bei welchem die Luft an der Vorderseite des Zuges ausgepumpt und dieser durch den rückwärtigen Luftdruck vorwärts getrieben würde. Solchergestalt müßte sich bei Abgang jedes Trains die Luft im ganzen Tunnel vollständig erneuern. Leider aber ist diese Methode nur bei Linien mit vielen Stationen rentabel, während sie im Kanaltunnel unverhältnißmäßige hohe Kosten verursachen würde. Selbstverständlich verdient auch die Elektrizität Beachtung, um so größere, als es ja schon elektrische Bahnen giebt. Wenn nur nicht der Umstand dagegen spräche, daß dann erst noch separat für die Lüftung zu sorgen wäre. Man hat es daher für das Beste erachtet, sich für die komprimirte Luft zu entscheiden. Hierbei wird die Lokomotive, die natürlich entsprechend anders beschaffen sein muß, statt mit Dampf, mit zusammengedrückter Luft gespeist, die auf ähnliche Weise freigelassen wird und so den Zug treibt, gleichzeitig den Tunnel mit guter Ventilation versehend.



Französische Bohrmaschine.

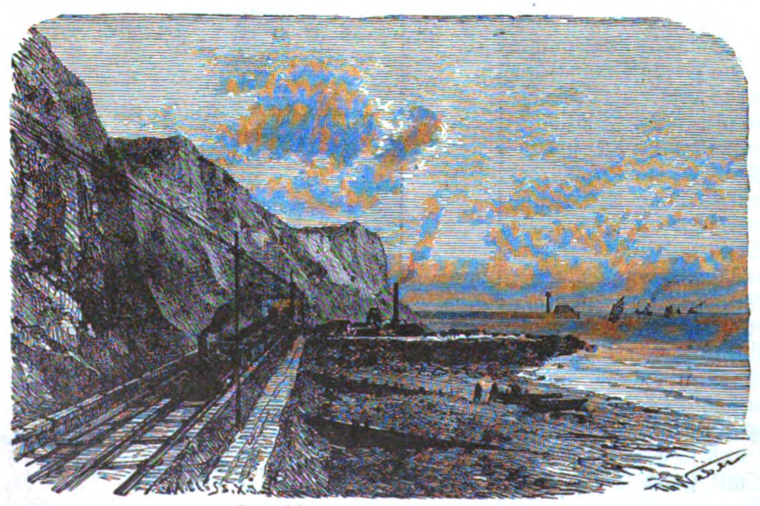
Hinsichtlich der Betriebskosten kann es als ausgemacht gelten, daß dieselben weit geringer sein werden, als diejenigen der oberirdischen Linien, schon deßhalb, weil die Züge den ganzen Tunnel ohne Unterbrechung, ohne Aufenthalt durchlaufen werden. Selbst falls die Lüftung eine fortwährende Extra-Ausgabe verursachen würde, betrügen die Betriebskosten wahrscheinlich kaum mehr als die Hälfte der auf anderen Linien üblichen.—Wie aber steht's mit den Herstellungskosten?



Werkstätte zum Tunnelbau an der englischen Küste.

In dieser Beziehung sind noch vor kurzem arge Befürchtungen gehegt worden. Hawkshaw und Genossen schätzten die Kosten für das ganze Unternehmen auf 4—8 Millionen Pfund Sterl. Dieser erhebliche Betrag wurde auf Grund der Voraussetzung angenommen, man werde erstens durch die weiße Kreideschichte zu bohren, folglich umfassende und kostspielige Entwässerungsarbeiten zu machen haben, zweitens die Tunnelwände mit Ziegeln ausmauern müssen. Sir Edward Watkin nun erklärte vor einem halben Jahre, es sei geradezu lächerlich, an 4—8 Millionen Pfd. Sterl. zu denken. Er will die auf Grund der begonnenen Arbeiten gemachten Berechnungen einstweilen noch nicht veröffentlichen, allein wir haben Ursache zur Vermuthung, die Submarin-Kontinental-Bahnkompagnie könne im Verein mit der französischen Gesellschaft den Tunnel für 2—2½ Mill. Pfd. Sterl. herstellen.

Auch rücksichtlich der Zeit, deren man zu dem Unternehmen bedarf, ist ein Umschwung in den Ansichten eingetreten. Während die Ingenieure früher die erforderliche Zeit an 9—12 Jahre schätzten, beweist die Raschheit, mit der die Submarin-Kontinental-Eisenbahngesellschaft gearbeitet hat, daß der ganze Tunnel sich in etwa 260 Wochen herstellen ließe.



Tunneleingang auf der englischen Seite.

Im höchsten Maße hängt die Rentabilität von den Betriebseinnahmen ab. Viele glauben, der Tunnel werde von Personen

nur sehr schwach und für Frachtgüter auch nicht stark benutzt werden; Andere meinen, daß der Verkehr auf der unterseeischen Bahn nicht hinreichen könne, das Unternehmen einträglich zu machen. Darauf ist zu erwidern: Ebenso wie der steigende Verkehr das Entstehen und Gedeihen neuer Verkehrsmittel begünstigt, begünstigen die neuen Verkehrsmittel ein Anwachsen des Verkehrs. Es ist widersinnig, vom Umfang des gegenwärtigen Verkehrs auf die Einträglichkeit eines künftigen Kommunikationsmittels schließen zu wollen. Unseres Erachtens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Verkehr auf der Eisenbahn unter den Meereswogen recht erheblich sein werde. Die Erfahrung lehrt, daß die allermeisten Reisenden, wenn sie die Wahl haben, diejenige Strecke wählen, welche die kürzeste Seefahrt involvirt, und daß der Waarenverkehr durch eine ununterbrochene Eisenbahnverbindung an Raschheit, Sicherheit und Nützlichkeit nur gewinnen kann, ist ganz selbstverständlich. Freilich bleibt die Gefahr vorhanden, daß der Tunnel bei Eintritt von Kriegsunglück von einer oder der andern Regierung — beide haben sich das Recht dazu vorbehalten — ohne Schadenersatz zerstört werden könnte; dann hätte die Rentabilität ein Ende erreicht.

Es entsteht nun die Frage: was überwiegt, die für den Tunnel sprechenden Vortheile oder die gegen ihn sprechenden Gefahren? Darüber gehen die Meinungen, zwar nicht in Frankreich, wohl aber in England, scharf auseinander. — Karl Schurz schrieb vor einiger Zeit an Sir Edward Watkin: „Falls das Werk zu Stande kommt, wird es die Krone menschlicher Arbeit seit dem Erscheinen von Kunst, Wissenschaft und Civilisation auf Erden sein.“ In der Londoner „Daily News“ vom 22. Januar 1875 heißt es: „Die Vollendung des Tunnels ist in jeder Beziehung zu wünschen; dieselbe hätte ebenso segensreiche Folgen wie die übrigen großen Triumphe der Wissenschaft in unserer Zeit.“ Wer würde glauben, daß dieselbige „Daily News“ seit einigen Monaten ihr Möglichstes thut, die Herstellung der unterseeischen Verbindung Englands mit dem Kontinent zu entmuthigen? Auch die „Times“, die vor 9 Jahren begeistert für die Tunnelidee schwärmte, ist jetzt wüthend dagegen. Dieselben Blätter, die früher sagten, der Tunnel würde „den Kanal nur insofern abschaffen, als dieser ein Verkehrshinderniß bildet, würde denselben aber intakt lassen, soweit er England vor politischen Verwickelungen schützt,“ schreiben seit Kurzem, der Tunnel würde dem britischen Staat leichter zu Verwickelungen verhelfen. Alle Widerlegungen — man könne den Kanal durch Verträge neutral machen u. s. w. — werden mit kleinlichen, bei den Haaren herbeigezogenen Pedanterien beantwortet.

Trotzdem die Franzosen ganz dasselbe Recht hätten, ähnliche Befürchtungen hinsichtlich der Engländer zu hegen, hat sich unter ihnen keine einzige Feder gefunden, die höchst unwahrscheinliche, fernliegende Möglichkeiten zum Vorwand genommen hätte, um gegen die Durchführung eines anerkannt nützlichen, voraussichtlich sogar außerordentlich segensreichen Unternehmens zu schreiben. Lesseps bemerkte kürzlich, der Kanaltunnel werde trotz alles Geschreies gebaut werden und die Engländer werden den größten Nutzen daraus ziehen.

Es steht den Briten schlecht an, der Erweiterung und Vergrößerung des internationalen Verkehrs hinderlich entgegenzutreten.

* * *

Infolge eines Prozesses, ob der Boden unter dem Meere der Krone oder jedwedem Besitzergreifenden gehöre, hat Sir Edward Watkin die Arbeiten einstellen lassen.

Obgleich augenblicklich die Ausführung des Tunnels mehr als zweifelhaft geworden, hielten wir es doch für angezeigt, unsere Leser über dies großartige Unternehmen, dessen Durchführung doch nur eine Frage der Zeit ist, zu informiren.

Christ, Jude und Heide.

Eine historische Erzählung aus der römischen Kaiserzeit.

Von O. H.

Fünftes Kapitel.

Eine Nachtfeier in den Katakomben.

Der Regen goß in Strömen nieder.

Wer an dem stürmischen Abende nicht ausgehen mußte, blieb sicher daheim; das zeigten die menschenleeren Straßen und Plätze, auf denen sonst das regste Leben herrschte. Dagegen konnte man in dem südlichen Theile der Stadt, und zwar in der ersten Region, der Porta Capena, welche sich zu beiden Seiten der Appischen und Latinischen Straße bis zur Aurelianischen

Mauer hinzog, einigen Verkehr bemerken. Eine Anzahl von Männern passirte dort das Thor und lenkte in die breite Kunststraße, die Via Appia ein, welche die Grabmäler Roms enthielt. Dieselben bestanden, von den einfachen Erdhügeln (Tumuli) abgesehen, aus monumentalen, über die Erde sich erhebenden Bauten, welche theils Rundgebäude, theils Pyramiden darstellten, und aus unterirdischen Begräbnißstätten, den sogenannten Katakomben und Krypten.

Nach einer kleineren dieser Grabkammern richteten die schweigend dahinschreitenden Männer ihre Schritte. An dem im Freien befindlichen Vorhof standen sie still und einer von ihnen öffnete den bogenförmigen Eingang. Außer ihnen war aber gleichzeitig auch der dunkle Schatten eines Mannes hineingehuscht, der offenbar nicht zu ihnen gehörte, denn er blieb bei dem Thore stehen, während die andern die Stufen zum Grabgewölbe hinabstiegen.

Erst als der letzte der Männer verschwunden war, wagte sich die geheimnißvolle Gestalt weiter vor und begann mit angehaltenem Athem zu lauschen. Ein aus der Tiefe kommender Lichtschein nöthigte jedoch den Fremden, sich vorerst wieder zurückzuziehen, da draußen vor dem Thor die Stimmen von Männern vernehmbar wurden. Alsbald erschien ein kleiner Zug von Sänften, aus denen Frauen und Mädchen stiegen. Die Träger waren Sklaven, welche, nachdem sie die Sänften seitwärts abgestellt, ihren Herrinnen nach der Krypta folgten.

Dieselbe bestand aus einem einfachen, mit einem Tonnengewölbe überdeckten Raum, welcher jetzt von verschiedenen herabhängenden Lampen erleuchtet wurde. In den Wänden sowohl, als auch in den bankartigen, am Fußboden hinlaufenden Vorsprüngen, waren Nischen angebracht, zur Aufnahme der Aschengefäße und Sarkophage.

Am Ende der Krypta befand sich ein erhöhter, mit einem schwarzen Tuche ausgekleideter Platz, vor welchem in geringer Entfernung eine Art von Tisch stand, der gleichfalls schwarz bedeckt war und außerdem zwei hohe Leuchter mit brennenden Kerzen trug. In der Mitte der Platte stand ein einfacher Teller mit Brot und ein Weinkelch. Von dem Schwibbogen der Rückwand leuchtete ein großes, metallenes Kreuz herab, und zu beiden Seiten wurde die Wand von Bildern geschmückt, welche den guten Hirten, den Fischer und die Fische, die Taube, den Widder und die Lämmer, und andere christliche Symbole darstellten.

Die Zahl der in der Krypta zu frommer Andacht sich versammelnden Personen wuchs immer mehr an, so daß man hoffen durfte, trotz aller Ungunst der Witterung, die Gemeinde heute vollzählig zu sehen. Der Anlaß zur heutigen Feier war in doppelter Weise ein festlicher, da es nicht nur galt, dem allgütigen Gott beim bevorstehenden Jahresschlusse den Dank für alle seine Liebe darzubringen, sondern auch einen jener in der Welt herumziehenden Verkündiger des Evangeliums zu sehen und zu hören, einen Athenienser, dessen hinreißendes Rednertalent und weihevolle Predigten weit und breit berühmt waren, wie denn überhaupt aus Griechenland die vorzüglichsten christlichen Lehrer stammten. Hatte ja doch das Christenthum schon im zweiten Jahrhundert das ihm anhaftende Jüdisch-Nationale mehr und mehr abgestreift und dadurch die Fähigkeit erlangt, eine Weltreligion zu werden. Die neue Lehre zog mächtig an, vor allen die griechischen Heiden, welche, nachdem ihnen von den siegreichen Römern ihre Götterbilder entführt worden waren, nach einem neuen Ankergrund suchten. Ihre Religion war nur auf das Glück gerichtet, während ihnen für die Tage der Heimsuchung jeglicher Trost mangelte. Aber nicht nur den Griechen, sondern überhaupt allen unter der römischen Despotie schmachtenden Völkern erschien das neue Mysterium des gekreuzigten Gott-Menschen als die Vergötterung des armen Sklaven, des dienenden und leidenden Knechtes, der endlich erlöst wird und seine Himmelfahrt hält. Das Leiden und Sterben Jesu Christi bildete das wesentliche des erwachenden Christenthums und fand einen mächtigen Wiederhall in dem Elend der römischen Sklavenwelt, welche gleichfalls nach Erlösung seufzte. So stieg Christus in Kreuzesgestalt gen Himmel; das Elend ward in Gott verlegt und das Leiden göttlich. Alle diejenigen, welche unter dem Joche der Cäsaren seufzten und deren Menschenrechte von den römischen Herrschern ans Kreuz geschlagen worden waren, verstanden und erfaßten sehr bald dieses Symbol; sie wandten sich von den heidnischen Mysterien und Götzenbildern ab, dem einen Gott der Liebe und dem von ihm in seinen Himmel aufgenommenen Dulder zu, welcher das Ideal der Gleichheit aller Menschen durch sein Leben und Sterben für alle diejenigen errungen hatte, die an ihn glaubten.

So richtete sich die neue Lehre an die gesammte Menschheit. Sie schloß keinen von der Verheißung des Heils aus, auch nicht den Geringsten und Verachtetsten; sie verkündete mit überzeugender und alle Zweifel niederschlagender Verheißung ein besseres Jenseits und eine ewige Seligkeit, und es war daher kein Wunder, daß sie den günstigsten Boden in der ungeheuern Mehrzahl der Mühseligen und Beladenen, der Armen und Unglücklichen fand.

Im Anfang war es freilich nur ein sehr kleiner Kreis gewesen, der die unsterblichen Lehren des Heilands auch ferner der Menschheit verkündigte; allein der Bund der Apostel — gefe-

stigt durch ihr religiöses und stetiges Beisammensein, sowie durch ihre Verbannung aus der Synagoge — erweiterte sich rasch, und neue Elemente traten ein, welche durch eigene Geisteskraft sich zu Aposteln aufschwangen und Gründer von Gemeinden wurden, während die Evangelisten wiederum in fremde Länder wanderten, dem Befehle des Heilands gemäß: „Gehet hin in alle Länder und lehret alle Völker!"

So wuchs der christliche Bund weiter und weiter, bis im zweiten Jahrhundert die neue Lehre bereits eine Ausbreitung von Indien bis nach Gallien, Spanien, ja bis nach Britannien gewonnen hatte. Von Kleinasien aus waren blühende Gemeinden in Lyon, Vienna und Paris gegründet worden. Die Gemeinden bildeten innerhalb des römischen Reichs einen geheimen Verband, durch geistige Gemeinschaft und durch den Einfluß angesehener, umherziehender Lehrer mit jenen anderer Länder zu einem Gottesreiche verbunden, innerhalb dessen das höchste Gesetz die Liebe war, während der Geist die Herrschaft führte.

Nach dem Vorbild der Synagoge schuf man Gemeindeämter, welche von Aeltesten und Dienern verwaltet wurden. Die ersteren, nach dem griechischen Presbyter genannt, brauchten nicht gerade den Jahren nach die ältesten zu sein, vielmehr galt das Alter hier als Bezeichnung der Würde, wie in dem lateinischen "senatus".

Die Aeltesten hatten die Aufsicht über das Gemeindewesen, sowie die Leitung aller geschäftlichen Angelegenheiten. Sie traten aber außerdem auch noch als Lehrer auf, obschon ursprünglich allen Christianern das Recht zustand, in den Gemeindeversammlungen zur Erbauung der Brüder zu reden. Die Diener (Diakonen) hatten die Almosenverwaltung unter sich, sowie die Armen- und Krankenpflege. Für den weiblichen Theil der Gemeinden wurden Diakonissinnen angestellt, durch welche das Evangelium in das Innerste der Familien gelangte. Sie sollten als erfahrene und erprobte christliche Hausfrauen und Mütter die jüngern Genossinnen der Gemeinde mit ihrem Rath und Zuspruch unterstützen, und stiegen, bei einem sichtlichen Erfolge ihres Wirkens, zu sogenannten „Presbyterinnen" oder „Wittwen" empor. Die Aufnahme in die Gemeinde wurde jedem danach Verlangenden alsbald gewährt, wenn er gewisse Prüfungen zu bestehen vermochte.

Es war natürlich, daß, da die Presbyter eine berathende Versammlung bildeten, einer unter ihnen den Vorsitz führen mußte. Derselbe erhielt den Namen eines Episkopos und ihm stand die Leitung und Aufsicht über das Ganze der Gemeinde zu. Sein griechischer Name ward bald in Biscof, und hierauf in Bischof umgewandelt; man sah in ihm den Nachfolger der Apostel, und räumte ihm deßhalb auch besondere Ehren und Rechte ein, namentlich das der Weihe und der Handauflegung.

Die christliche Gemeinde der großen Welthauptstadt Rom genoß ein ganz besonderes Ansehen, da dort die beiden großen Apostel Paulus und Petrus gelehrt und die Gemeinde durch ihren Märtyrertod verherrlicht hatten. Von Rom aus konnten alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Christianer des römischen Reiches am besten betrieben werden, und nach dieser Hauptstadt strömten stets Christen aus allen Weltgegenden.

Es war daher eine recht stattliche Versammlung, welche sich am heutigen Abend in der Krypta eingefunden hatte und sich mit dem Bruderkuß begrüßte. Was der Heiland in seiner Abschiedsunterredung mit den Jüngern als das Merkmal angegeben, an welchem man seine Anhänger stets erkennen sollte, nämlich das Merkmal ihrer Gemeinschaft mit ihm und dem himmlischen Vater, sowie ihrer Liebe unter einander, — dies bildete auch das hervorstechende, selbst den Heiden auffallende Merkmal der ersten christlichen Gemeinschaft. Die Namen „Bruder" und „Schwester", welche die Christianer einander beilegten, waren nicht wesenloser Art und der Bruderkuß durchaus keine leere Förmlichkeit, sondern beides der innige Ausdruck einer christlichen Empfindung und die Bezeichnung des Verhältnisses, in welchem sich die Christen zu einander betrachteten.

Serenus gehörte zu den Presbytern der Gemeinde. Er führte heute in Abwesenheit des Bischofs den Vorsitz und stellte der Versammlung den Evangelisten Quadratus vor, welcher sich rühmte, noch mit solchen umgegangen zu sein, die Jesus geheilt und vom Tod erweckt hatte. Der hochbetagte Greis wurde von einem nicht minder berühmten Manne, dem athenischen Philosophen Aristides, begleitet, welcher, trotzdem er Christ war, den Philosophenmantel beibehalten hatte, um den gebildeten Heiden das Christenthum als die neue, himmlische Philosophie darstellen zu können.

Nach einer vertraulichen Unterhaltung mit den beiden Griechen, gab Serenus das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes, welcher für gewöhnlich Sonntags in der Nacht oder vor Tagesanbruch stattfand, woher die Christianer den Namen „Lichtscheue" erhielten und wovon noch heute das Kerzenbrennen in der Kirche geblieben ist.

Zwölf Knaben und Mädchen traten jetzt vor, um einen jener Psalmen zu singen, welche Lob- und Danklieder auf Gott in sich schließen. Nachdem die frischen, frommen Stimmen verhallt waren, trat ein Lektor vor, um einen Abschnitt

aus dem prophetischen Theil des alten Testaments vorzulesen, woran sich nachher die Evangelien und endlich die Briefe der Apostel anschlossen.

Das Vorlesen der heiligen Schriften mußte von größter Wichtigkeit erscheinen, da jeder Christ nach der Kenntniß des Buches aller Bücher verlangte. Bei der Seltenheit und dem hohen Preise der Handschriften war jedoch die Bibel nicht in aller Hände zu bringen, ganz abgesehen davon, daß nur ein Bruchtheil der Gemeindeglieder zu lesen verstand. Deshalb wurde die heilige Schrift in der allen verständlichen griechischen oder lateinischen Sprache vorgelesen, zumal in die letztere schon frühzeitig Uebersetzungen stattgefunden hatten.

Als der Lektor wieder zurückgetreten und die Klänge einer angestimmten Hymne verklungen waren, erstieg Quadratus den erhöhten Platz an dem Ende der Krypta und begann seine Ansprache an die Gemeinde. Nachdem er in schlichter, aber ergreifender Rede von der bedeutungsvollen Stunde gesprochen, welche das alte von dem neuen Jahre schied, und das Wort des Evangelisten Lukas gebetet hatte: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt!“ hielt er eine weihevolle Predigt über die Einsetzung und den Zweck des heiligen Abendmahls, wobei er nicht verfehlte, desselben auch als Passamahls, d. h. als des Stiftungs- und Bundesmahls der mosaischen Religionsverfassung, Erwähnung zu thun.

„Der Hausvater“ — lehrte Quadratus — „der mit den Seinen das Passahmahl hielt und Wein und Brot unter die Gäste austheilte, dankte dem Gott, der diese Gaben den Menschen geschenkt, für die Gnade, die er *seinem* Volke hatte zu Theil werden lassen durch die Verschonung von dem die egyptischen Erstgeborenen tödtenden Würgengel (2 Mos. 12, 3—27). Christus sprach in seinem Abschiedsmahl als Hausvater ebenfalls die Danksagung aus, welche aber eine ganz andere Anwendung erhielt, nämlich die Errettung aus der Knechtschaft der Sünde durch die Aufopferung Christi, sowie durch die Vorbereitung zum Eintritt in ein himmlisches Vaterland.“

Ein inniges Gebet folgte der Erbauungsrede, worauf die Abendmahlsfeier begann.

Serenus war heute der Hausvater und hob Brot und Wein von dem vor ihm stehenden Tische empor, welcher noch nicht den Namen Altar erhalten hatte, dankte Gott im Namen der ganzen Gemeinde, daß er die Dinge der gesammten Natur, welche hier durch die wesentlichsten Nahrungsmittel dargestellt wurden, um des Menschen willen geschaffen, und seinen Sohn um *desselben* Menschen willen in der menschlichen Natur habe erscheinen und leiden lassen.

Serenus brach nunmehr das Brot, und der gesegnete Kelch ging in der Runde. Sowohl Wein als Brot wurden von den Gemeindegliedern als freiwillige Gaben dargebracht und als die geistigen Dankopfer der Christianer betrachtet. Da man im Alterthum den Wein mit Wasser gemischt zu trinken pflegte, so that man dies auch bei jenem für das Abendmahl bestimmten, und zwar sollte die Mischung des Wassers mit Wein die Verbindung der Gemeinde mit Christo bezeichnen.

Als alle Anwesenden das Liebesmahl genommen, vertheilte Serenus unter die Diakonen und Diakonissinnen noch mehr von dem geweihten Brote und Weine, damit diese Gaben den Kranken und Gefangenen gebracht würden, welche der Versammlung nicht beizuwohnen vermochten.

Nunmehr kamen geschäftliche Angelegenheiten, welche sich zumeist auf Almosen und Krankenpflege bezogen, zur Sprache, sowie Anmeldungen solcher Personen, die in den christlichen Bund aufgenommen zu werden wünschten. Nach Erledigung dieses geschäftlichen Theiles folgten abermalige Dankgebete des Vorstehers, bis zum Schluß die Gemeinde das Amen rief.

Der Gottesdienst war vorüber, und in stiller, herzlicher Andacht trat man den Heimweg an.

Die dunkeln Umrisse der monumentalen Bauten der Gräberstraße hoben sich unheimlich vom Nachthimmel ab, welcher nach wie vor einen heftigen Regen zur Erde herabsandte; dazwischen pfiff und heulte der Wind um die scharfen Ecken und Kanten der gigantischen Grabmäler. Doch furchtlos und unverzagt glitt der stille Zug der Christianer vorüber, bis er sich, in der Stadt angelangt, nach allen Seiten vertheilte.

Serenus erreichte später als die Seinigen sein Haus, da er es sich nicht hatte nehmen lassen, die beiden verehrten Gäste Quadratus und Aristides nach ihrer Herberge zu begleiten. Als er den Vorraum des Atriums betrat, erblickte er eine dunkle Gestalt, welche gegen die Wand lehnte. Er rief sie an, ohne aber eine Antwort zu erhalten. Seine Stimme war indessen von dem diensteifrigen Ramses gehört worden, der soeben von den übrigen Sklaven die Sänfte, welche Frau Volumnia und Lyciska wieder nach Hause gebracht, an ihren Aufbewahrungsort hatte stellen lassen. Er eilte jetzt mit einer Fackel herbei, in deren röthlichem Scheine der Prätor zu seiner nicht geringen Verwunderung den Götzenbilderhändler Flaccus erkannte.

„Was treibst du da?“ rief Serenus dem tückischen Burschen zu.

„Jedenfalls nichts Schlimmes,“ gab dieser, seinen breiten Mund zu einem höhnischen Lächeln verziehend, zurück.

„Aber auch nichts Gutes,“ verbesserte der Prätor ungehalten.

„Ich glaube, daß es weder gut noch schlecht ist, wenn ein armer Teufel, dessen Pänula vom Regen gänzlich durchnäßt worden ist, im Hause eines Vornehmen Schutz gegen die schlimme Witterung sucht."

„Deshalb braucht man sich aber nicht wie ein Dieb einzuschleichen," eiferte Serenus, dessen Groll durch das hämische Benehmen des Götzenbilderhändlers sich erheblich steigerte, „und mit der Antwort zurückzuhalten, wenn man von dem Besitzer des Hauses angerufen wird."

„Hm," räusperte Flaccus, „es giebt viel vornehmere Leute als ich, die sich bei Nacht und Nebel gleichfalls in Baulichkeiten einschleichen, welche auch nicht ihr Eigenthum sind, und die wahrlich ebensowenig eine Antwort geben würden, wenn man sie dort anriefe."

Der Prätor trat einen Schritt zurück; in staunender Ueberraschung blickte er auf den Sprecher, dessen kleine Augen jetzt so unheimlich und heimtückisch leuchteten, daß er ein leichtes Beben nicht zu unterdrücken vermochte. Endlich gewann er es über sich, die Frage hervorzustoßen:

„Was willst du mit diesen räthselhaften Worten sagen?"

„Das kann ich nicht so kurzer Hand erklären," antwortete Flaccus nach einigem Besinnen. „Interessirt es dich aber, so gestatte mir, dich in dein Tablinum begleiten zu dürfen."

„Thue das nicht, Herr!" flüsterte der treue Ramses. „Der Götzenbilderhändler ist ebenso schlecht, als hinterlistig. Er hat die Beschämung im Amphitheater nicht vergessen und führt etwas gegen dich im Schilde."

„Ich fürchte mich nicht vor Seinesgleichen," versetzte Serenus kopfschüttelnd.

„Du kannst meine paar Lumpen ja zuvor untersuchen lassen," äußerte Flaccus, dessen scharfem Gehör die leisen Reden nicht entgangen waren. „Ich führe weder eine vergiftete Pfeilspitze noch einen Dolch bei mir."

„Es würde dir auch beides wenig nützen," entgegnete der Prätor mit einer achtungsgebietenden Furchtlosigkeit. „Du hast mir etwas zu sagen, und ich will dich anhören, trotzdem es schon spät in der Nacht ist. Also folge mir."

Damit schritt er voran, nicht achtend auf das mißbilligende Kopfschütteln des alten Ramses, der bis zur Schwelle des Tablinums mit der Fackel leuchtete.

Dort gebot Serenus dem Götzenbilderhändler zu warten, indem er den Teppich vor die Thüre des Eingangs zog, worauf er seine nassen Kleider mit trockenen vertauschte.

Eine Minute später betrat Flaccus den von den Flammen des Lampadarius erhellten Raum. Der Prätor hatte auf dem Solium Platz genommen und deutete dem späten Gast damit an, daß er in seiner amtlichen Würde mit ihm zu verhandeln wünsche, da von dem Solium aus die Prätoren ihren Klienten Rath ertheilen.

„Kommst du in deiner eigenen Angelegenheit," fragte Serenus, „oder erniedrigst du dich wiederum zum Lastthier für einen anderen?"

„In diesem Falle würde ich mich diesmal selbst reiten," versetzte Flaccus hämisch, „da ich ohne besonderen Auftrag von einem andern komme, und doch für ihn zu seinen Gunsten handeln möchte."

„Und wie lautet der Name des andern?" fragte der Prätor stirnrunzelnd.

„Trimalchio, wenn es dir beliebt."

„Dann haben wir mit einander ausgeredet," rief Serenus ebenso entschieden als befehlend. „Dort ist die Thüre, halte mich nicht länger mehr auf!"

„Man rühmt an dem Prätor Serenus," erwiderte Flaccus, ohne sich von der Stelle zu rühren, „daß er sein Wort stets halte. Du hast mir gesagt, daß du mich anhören wolltest."

„Das habe ich bereits gethan."

„Nur zur Hälfte, denn jetzt komme erst ich mit meiner Angelegenheit. Es könnte leicht sein, daß du dann von selbst auf das Anliegen meines Gönners Trimalchio zurückgriffest."

Serenus vermochte nichts zu erwidern, denn abermals streifte ihn jener gehässige Blick, welcher ihn schaudern machte.

„Darf ich jetzt reden?" fragte Flaccus nach längerer Pause.

Der Prätor nickte und er fuhr fort:

„Ich möchte mir deinen gelehrten Rath in einer Angelegenheit erbitten, welche, zur Anzeige gebracht, beim Cäsar und dem Senat das größte Aufsehen hervorrufen wird."

Der Sprecher hielt inne, um eine etwaige Antwort des Prätors abzuwarten; da dieselbe aber ausblieb, so sprach er weiter:

„Die gegenwärtigen Zeitläufte sind für so arme Teufel, wie ich bin, sehr schlecht. Man verdient wenig und will doch seinen Hunger stillen. Das Brot, welches der Cäsar unter das Volk vertheilen läßt, mundet nicht immer; man sehnt sich auch manchmal nach etwas Besserem. So bleibt unsereinem nichts anders übrig, als nach Verdienst umzuspähen und zuweilen wohl auch die Sterne darum zu fragen, wie es die Kleiderhändler thun, indem sie auf den Untergang des Siebengestirns achten und den Preis ihrer Mäntel erhöhen, wenn der Niedergang bei bewölktem Himmel erfolgt, weil man dann auf einen regnerischen Winter schließt. So habe ich denn auch in den Sternen zu lesen versucht, und um dies recht richtig thun zu können, begab ich mich nach dem abgeschiedenen Theile der Via Appia."

Flaccus hielt inne und sein stechender Blick

war auf Serenus gerichtet, dessen Antlitz zu erbleichen begann. Der Elende weidete sich an diesem Anblick, nach Art roher Henkersknechte, die mit Schadenfreude ihre Opfer betrachten, ehe sie ihnen den Todesstoß versetzen.

„Der Himmel zeigte sich jedoch meinem Vorhaben nicht günstig," nahm Flaccus nach einer kleinen Pause seine Rede wieder auf, „denn er verschloß sein Antlitz und seine leuchtenden Augen und ließ den Gott Pluvius sein Unwesen treiben. Schon wollte ich mich wieder dem Thore zuwenden, da leuchtete mir plötzlich ein heller Stern aus der Unterwelt entgegen, und diesen, großer Prätor Serenus, habe ich gefragt und er hat mit seinem Orakelspruch nicht zurückgehalten; ich weiß jetzt, wie ich es anfangen muß, um ein wohlhabender Mann zu werden."

Serenus war vom Solium aufgesprungen und starrte den Sprecher an, während seine farblosen Lippen die hastige Frage hervorstießen: „Was weißt du?"

„Nichts weiter," rief Flaccus triumphirend, „als daß du, der vom Cäsar begünstigte und am Hofe viel beneidete Prätor ein Christianer bist!"

Eine heftige Bewegung des Serenus brachte den feigen Götzenbilderhändler schnell bis zur Thüre, deren Teppich er erfaßte. Da er hinter demselben aber Ramses erblickte, so gab er sich den Schein der Furchtlosigkeit, indem er seine Arme übereinander schlug und in stolzem Tone sagte:

„Tödte mich, weiser Prätor! Binnen jetzt und einer halben Stunde wirst du dann zahlreichen Besuch von meinen Freunden erhalten, die unweit von deinem Hause auf meine Rückkehr warten und genau wissen, daß mir ein Leid angethan worden ist, wenn ich nicht zur bestimmten Frist wieder bei ihnen bin."

Serenus hatte sich, obwohl sein Blut rasch pulsirte, doch soweit wieder gefaßt, daß er durch sein ruhiges Wesen dem erbärmlichen Flaccus zu imponiren vermochte. Mit voller Würde entgegnete er: „Glaubst du wirklich, daß ich deinetwegen ein Verbrechen auf meine Seele lüde und dadurch den Himmel verlöre? Armer, bedauernswerther Götzendiener, du kennst die Christianer nicht, obwohl du ihren Gottesdienst belauscht hast. Sie hassen den Mord, aber sie gehen muthig in den Tod!"

Flaccus blickte jetzt ebenso verwundert als enttäuscht auf den Sprecher, von dessen Erregung und Angst er sich in seiner Phantasie ein ganz anderes Bild geschaffen hatte, als es nunmehr die Wirklichkeit bot. Daß sein listiger Anschlag derart verpuffen würde, war ihm nicht in den Sinn gekommen; deshalb währte es eine ziemliche Weile, bevor er sich von seiner Ueberraschung erholte und andere Saiten anschlug.

„Nun, nun," begann er in begütigendem Tone, „wir brauchen uns wegen unserer verschiedenen Ansichten nicht so feindlich gegenüber zu stehen; es läßt sich ja wohl zwischen besonnenen Männern ein Uebereinkommen treffen."

Der verächtliche Blick des Prätors machte ihn von neuem unsicher, doch faßte er sich wieder und fuhr fort:

„Mir kann es ja gleichgültig sein, ob du zu den Anhängern des gekreuzigten Gottes gehörst oder nicht. Die Entdeckung ist aber für mich von großer Wichtigkeit und es wäre unklug von mir, sie nicht auszunutzen."

„Willst du etwa mit mir um die Summe zu feilschen anfangen, welche ich dir bieten muß, um dein Schweigen zu erkaufen?" fragte Serenus in neuer Erregung.

„Ich will von dir keine Sesterzie," widersprach Flaccus, „denn die Summe, welche ich für meine Anzeige von dem Kaiser bekäme, vermöchtest du, trotz deiner Wohlhabenheit, doch nicht aufzubringen."

„Nun also, was willst du noch von mir?"

Flaccus nahm nun eine vertrauliche Miene an, verließ die Thüre und schritt auf den Prätor zu. „Es steht mir eine noch viel größere Summe in Aussicht," äußerte er in leisem Ton, „als es jene vom Cäsar sein würde, — wenn ich dich zu etwas vermöchte."

„Kürze endlich dein Gespräch ab," versetzte Serenus gebieterisch.

„Ich bin sogleich zu Ende," gab Flaccus zurück, „nur mußt du mich ausreden lassen und nicht in Zorn gerathen. Sieh, ich würde dir bei allen Göttern schwören, gegen niemand verlauten zu lassen, daß du und dein Haus zu den Christianern gehörst, sobald du dich dem Wunsche meines Auftraggebers willfährig zeigen wolltest. Fahre nicht auf, Serenus, denn noch habe ich nicht ausgesprochen. Durch deine Nachgiebigkeit erzeigst du aber nicht nur dir und deinem Hause einen wichtigen Dienst, sondern auch deinen Glaubensgenossen, indem Trimalchio gewillt ist, eure neue Lehre anzunehmen —"

„Die Christen bedanken sich für den Auswurf des Heidenthums!" warf Serenus dazwischen, doch der Götzenbilderhändler achtete nicht darauf, sondern schloß mit den Worten:

„Wenn du ihm dafür die Hand deiner Tochter Lycisca gewährst."

Jetzt war der Prätor wieder der alte, dessen cholerisches Temperament keine Grenzen kannte, sobald es galt, eine Schlechtigkeit zu rügen und zu strafen.

„Hinaus!" schrie er mit zorngeröthetem Gesicht und mit befehlend nach der Thür ausgestreckter Hand. „Fort aus meinem Angesicht, elender Götzendiener! Laß dich nie wieder hier blicken, wenn du nicht willst, daß ich die Hunde auf dich

hetze! Und das sage auch deinem Herrn, dem Sklaven Trimalchio ... du elender Schuft. Hinaus! oder ich vergreife mich an dir!"

Schon ballten sich die Hände des Serenus krampfhaft zusammen, denn sein Zorn wurde noch mehr angefacht durch den giftigen, hämischen Blick, den ihm jetzt Flaccus zuwarf.

„Das sollst du bereuen!" schrie mit schriller Stimme der Götzenbilderhändler, „und es mir mit deinem und der Deinen Blut hundertfältig bezahlen!"

„Hinaus!" donnerte Serenus von neuem, indem er auf Flaccus eindrang. Glücklicherweise war aber Ramses bereits mit einigen andern Sklaven ins Tablinum eingedrungen. Acht kräftige Fäuste packten jetzt Flaccus, zerrten ihn hinaus und setzten ihn in nicht eben sanfter Weise vor die Hausthüre, wo er in eine Art von Tümpel zu liegen kam, den der strömende Regen dort gebildet hatte.

Sechstes Kapitel.

Des Heiden Rache.

Es war tief in der Nacht.

Der Regen goß noch immer in Strömen und eine undurchdringliche Finsterniß lagerte über der Stadt Rom. In das vom Regen verursachte Geräusch mischte sich ein fernes Brausen, das vom Tiber herzukommen schien.

An der Ecke eines der bergigen Gäßchen, an denen das alte Rom so reich war, flackerte ein einsames Windlicht und vertheidigte seinen kümmerlichen Schein gegen Nässe und Sturm. Die oberhalb der niedern Thüre angebrachte Tafel bezeichnete eine Taberne, welche den einladenden Namen „Zum Olivenstall" führte und in ihrem Schild zwei Männer sehen ließ, die auf ihren Schultern eine, auf einem Stocke hängende Amphora (Weinkrug) trugen.

Das Innere der Schenke entsprach vollkommen dem Aeußeren. Es war ein niedriges, dumpfes und räucheriges Lokal mit einem wackeligen Tisch, auf welchem quendelbekränzte Näpfe mit rothen Würsten und unsauber aussehende Mischkrüge standen. Der Septumanus (Wirth) sah nicht reinlicher aus und gemahnte an jene Wirthe, von denen Galenos, der berühmte Arzt des Alterthums, ausgesagt hat, daß sie ihren Gästen Menschenfleisch statt Schweinefleisch auftischten, weil das erstere dem letztern sehr ähnlich schmecke, aber wohlfeiler sei.

Wie der Wirth, so waren auch seine späten Gäste. Sie setzten sich aus Schiffern, Pferdeknechten und Maulthiertreibern zusammen, welche, am Boden liegend und das aufgedunsene Haupt auf den Arm stützend, fleißig den Würfelbecher handhabten.

Einer der Gäste schien im Spiel viel verloren zu haben, denn er blickte mürrisch und mißtrauisch auf die Hände der andern, wenn sie die Würfel im Becher zu schütteln begannen. Er kam jetzt wieder an die Reihe, doch ein Fluch entrang sich seinen Lippen, da er abermals einen Hunds- oder Weinwurf gethan, wie jener bezeichnet wurde, bei dem die drei Einsen nach oben gekehrt waren.

„Schere dich nicht um das Unglück," tröstete den Schiffer einer der beiden Maulthiertreiber, „du sollst sehen, dann schlägt's bald zum Guten um."

„Ja wohl, wie mein Fahrzeug heute," brummte der andere, „als ich es versuchte, auf dem stark angeschwollenen Tiber stromaufwärts zu treiben."

„Meinte es der Cäsar mit dem Volke besser," warf ein anderer Gast dazwischen, „so würdest du dich den Gefahren deines Handwerks nicht so auszusetzen und genug Asse in der Tasche haben, um einen Verlust beim Würfelspiel leichter hinnehmen zu können."

Der Fischer rückte unwillkührlich von dem Sprecher fort.

„Du fängst mich nicht," lachte er höhnisch auf, „denn ich weiß, daß du zu den Frumentariern des Kaisers gehörst, wenn du auch heute deinen Lederkoller und Kettenpanzer nicht anhast."

„Was?" riefen jetzt die übrigen Gäste, „gehört er zu den Spionen, die uns armes Volk zu beleidigenden Aeußerungen gegen den Cäsar reizen, damit sie uns dann in Ketten und in's Gefängniß werfen können?"

„Fort mit dir," gebot jetzt der Septumanus dem verdächtigen Gaste. „Du gehörst nicht hier herein."

Da sich der verkleidete Frumentarier diese Ausweisung nicht gefallen lassen wollte, so entstand ein heftiger Lärm, der jedoch sofort verstummte, als eine Stimme vom Eingange rief:

„Hallo, ihr Herren, was ist hier los? Gebt Frieden!"

„Sieh da, der Flaccus," tönte es von dem Munde der Gäste zurück. „Gruß dir spätem Gast! Bist du gekommen, um deine Götterbilder auszuwürfeln?"

„Nichts vom Geschäft," gab der neue Gast zurück, indem er Mund und Nase verzog und die Hand abwehrend vor sich hinhielt.

„So sitz her und laß dir einen Mischkrug geben," äußerte der Schiffer, „doch nimm dich vor dem da in Acht, denn es ist ein Frumentarier."

„Haha," lachte dieser, „deine Warnung ist nicht nöthig, der Flaccus kennt mich und weiß, daß ich nicht so schlimm bin, als Ihr von mir denkt."

„Nun ja," erwiderte ein mit einer mächtigen

Baßstimme begabter Pferdeknecht, „nicht so schlimm, aber auch nicht viel besser."

„Was fehlt dir?" fragte der Septumanus, als er dem Götzenbilderhändler den Mischkrug überreichte. „Du siehst aus, als kämest du von der Hexe Erichtho und hättest dir von ihr ein Heer von Geistern beschwören lassen."

„Geister?" rief Flaccus unter einem wilden Aufleuchten seiner kleinen Augen. „Ja wohl, beim nächsten Vollmond, wenn wir die Todten beschwören!" Nach diesen Worten führte er den Mischkrug an die Lippen und trank ihn bis zur Hälfte leer.

„Beim Neptun," versetzte der Schiffer kopfschüttelnd und deutete auf die Stirn, „es scheint bei ihm hier nicht ganz richtig zu sein."

Ein Maulthiertreiber rüttelte den stier vor sich hinblickenden Flaccus am Arm und rief ihm zu: „Besinne dich, komme zu dir, und dann sage uns, was du gesehen hast."

„Hahaha," lachte der Götzenbilderhändler höhnisch auf, „ich habe sie gesehen, die Christianer, und ich weiß sie auch zu finden!"

Der Septumanus und seine Gäste blickten einander sehr enttäuscht an, nur der Frumentarier zeigte eine gespannte Aufmerksamkeit.

„Wenn es weiter nichts ist," entgegnete der Pferdeknecht mit der Baßstimme. „Um einen Christianer zu sehen, erhebe ich mich nicht einmal von meinem Lager, selbst wenn ich die Aussicht hätte, beim Cirkus Kutscher zu werden."

„Ich spreche auch nicht von e i n e m Christianer," erwiderte Flaccus in überlegenem Tone, „sondern von der ganzen Sekte, die hier in Rom heimlich ihr Wesen treibt."

„Und die willst du gesehen haben?" riefen mehrere der Gäste ungläubig.

„Wie ich Euch sage," gab Flaccus zurück.

„Das mache einem andern weiß," brummte der Pferdeknecht.

„Sind sie etwa auf Mauleseln durch die Stadt geritten," höhnte der Maulthiertreiber, „und haben es allen Leuten zugerufen, daß sie Christianer sind?"

Flaccus entnahm seinem Mischkrug einen neuen Schluck, dann sagte er: „Wenn Ihr meinen Worten nicht Glauben schenkt, so kann ich ja schweigen, obwohl ich mir vorgenommen hatte, Euch näheres mitzutheilen."

„Kümmere dich um das einfältige Gerede der andern nicht," ergriff jetzt der Frumentarier das Wort, „sondern erzähle. Es ist immer hübsch, wenn man etwas neues erfährt."

„Sogar l o h n e n d," fuhr der Schiffer auf, „wenn man, wie du und deinesgleichen, jede wichtige Nachricht mit Denaren bezahlt bekommt."

Diese Bemerkung machte Flaccus in seinen Aeußerungen vorsichtig. Er begnügte sich daher damit, nur zu sagen, daß er die Christianer bei ihrem Gottesdienst belauscht habe und viele von ihnen kenne.

„Nun, und was ist dabei?" versetzte der Schiffer, die Schultern emporziehend. „Die Christianer sind besser als ihr Ruf, wenigstens was ihre Frauen betrifft."

„Wie willst du das wissen?" fragte Flaccus verächtlich.

„Das will ich dir sagen," gab der Schiffer rauh zurück. „Es sind jetzt drei Monde her, da bekamen meine beiden Kinder ein böses Fieber und einen rothen Ausschlag am Körper. Die Hilfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen, dazu waren wir zu arm, und so wußten wir uns keinen Rath, bis eine Nachbarin uns mittheilte, daß sie eine Christianerin, eine sogenannte Diakonissin, kenne, welche stets bereit sei, die Kranken zu behandeln und zu pflegen, ohne dafür auch nur eine Sesterzie zu nehmen. So suchte ich denn die Diakonissin auf, und wahrhaftig, sie kam auch sogleich mit und wich nicht eher von dem Krankenbett unserer Kinder, als bis sich diese außer Gefahr befanden."

„Weißt du übrigens," ergriff jetzt der Frumentarier das Wort, „daß ich dich deßhalb packen könnte, da du den Namen einer Christianerin verschwiegen und sie sogar in dein Heim aufgenommen hast?"

„Ah, dich gelüstet es, das Blutgeld zu bekommen," entgegnete der Schiffer. „Spüre du die Diakonissin selber auf, von mir erfährst du ihren Namen doch nicht."

Der Frumentarier wollte heftig erwidern, sah sich aber daran durch eine Frau gehindert, welche mit aufgelösten Haaren und geisterbleichem Antlitz, das durch Schreck und Schmerz entstellt war, in die Taberne stürzte und neben dem Schiffer zu Boden fiel. Der letztere blickte erschrocken auf das Weib und rief: „Was ist geschehen, Sosia?"

„Ein Unglück, Largus, ein entsetzliches Unglück!" kreischte die Frau, während sie ihr Haar raufte.

Den Aufforderungen ihres Mannes und der andern Gäste, über das Vorgefallene zu berichten, vermochte die Aermste nicht nachzukommen, da der Schmerz sie am Sprechen hinderte. Nur in abgebrochener Rede erstattete sie endlich Bericht, welcher allerdings grausenvoll genug war. Sie hatte sich mit ihren beiden Kindern in der Schifferbude, die sie bewohnten, zur Ruhe begeben, als sie plötzlich von einem furchtbaren Brausen aufgeweckt wurde. Die Fluthen des bereits am Tage stark angewachsenen Tiberstroms hatten sich zwischen dem Aventinischen Hügel und dem ihm nordwestlich gegenüber liegenden Janiculus gestaut, da dort die Höhen

einander auf tausend Schritt nahe traten, und die aus dem Gebirge kommenden Zuflüsse von den anhaltenden und heftigen Regengüssen derart angeschwollen waren, daß der Tiber während der Nacht an seinen beiden Ufern austrat und das enge Thal, trotz aller Ableitungskanäle, rasch unter Wasser setzte. Die Bude der unglücklichen Schiffersfamilie befand sich an der gefährlichsten Stelle, nämlich auf einer kleinen, inmitten des Stroms gelegenen Insel, über welche eine steinerne Brücke führte, der Pons Aemilius. Neben demselben befanden sich noch die Reste der alten Holzbrücke, des Pons Sublicius, die bereits zwanzig Jahre früher bei einer ähnlichen Ueberschwemmung zerstört worden war. Als das arme Schifferweib die Thüre der Bude geöffnet, waren die gelben Gewässer mit solcher Macht in den kleinen Raum eingedrungen, daß sie denselben sofort zerstörten. Ehe die unglückliche Mutter nach ihren beiden kleinen Kindern zu langen vermochte, hatten die von dem Sturm gepeitschten Fluthen die Opfer schon hinweggerissen, und nur mit Mühe gelang es der jammernden Sosia, sich auf die noch nicht von der Fluth erreichte steinerne Brücke zu retten, von wo aus sie nach der Taberne lief, in welcher sie ihren Mann wußte.

Der Schiffer Largus war zwar ein leichtlebiger Mann und dem Mischkrug sehr ergeben, seinen Kindern aber hing er in treuer Liebe an. Sie bildeten seine Welt und um ihretwillen setzte er sich gerne den Gefahren seines Handwerks aus. Die Tücke des Stroms hatte sie ihm nun für immer entrissen, und mit einem wilden, dem Neptun geltenden Fluche, ließ der Mann seine Faust und dann das Haupt dröhnend auf den harten Boden fallen. Bei seinem Weibe hatte sich der wilde Schmerz bereits in Thränen aufgelöst; seine Augen blieben jedoch trocken, er vermochte nicht zu weinen, sondern nur laut zu stöhnen.

„Du hast wohl recht, dem Neptun zu fluchen," begann jetzt Flaccus, indem er an ihn herantrat. „Er hat dir aber nur deshalb deine Kinder entrissen, weil er dir zürnt."

Der Schiffer hörte auf zu stöhnen und blickte den Sprecher mit einem so wilden Ausdruck an, daß Flaccus unwillkürlich einen Schritt zurück trat; gleichwohl fuhr er fort:

„Ich sage dir, Largus, du hast den Gott erzürnt, weil du der Christin, die du in dein Heim genommen, eine größere Wunderkraft zutrautest, als dem heiligen Gott, der dein Handwerk und dich beschützt. Jetzt hast du den Schaden."

Der Schiffer sprang entsetzt empor. Er schlug beide Fäuste vor die Stirne, fuhr sich über die Augen, als ob er heller zu sehen wünschte und blickte zuletzt die Umstehenden der Reihe nach fragend an.

„Du thust mir zwar leid, Largus," äußerte der Septumanus, „allein was der Flaccus da sagt, hat Hand und Fuß. Seitdem die Christianer in Rom ihr Wesen treiben, haben sich die Götter zürnend von unserer Stadt gewandt und allerlei Unglücksfälle sind an der Tagesordnung."

„Wo ist die Diakonissin?" schrie jetzt der Schiffer, unter Hinzufügung eines entsetzlichen Fluches in grenzenloser Wuth, während er seine Hände geballt zum Himmel streckte. „Ich will das Weib zerreißen, als ob ich zu den wilden Bestien des Cirkus gehörte!"

Damit wollte er fort, allein Flaccus vertrat ihm mit den Worten den Weg: „Du wirst sie noch früh genug zwischen deine Fäuste bekommen; in dieser Nacht haben wir jedoch andere Arbeit zu thun!"

Largus drängte gegen den Sprecher an, um ihn beiseite zu stoßen und in seiner blinden Wuth auf und davon zu laufen.

„Was nützt es dir," rief ihm Flaccus zu, „einen Kopf der Hydra, von der uns die griechischen Goëten erzählen, abzuschlagen, da an derselben Stelle sofort wieder sieben andere Köpfe wachsen? Nein, den Rumpf des Ungeheuers müssen wir zerspalten, und das geschieht nur, wenn wir den Rädelsführer, das Oberhaupt der römischen Christianer, unschädlich machen; zu seinem Hause aber will ich Euch führen!"

In diesem Augenblick scholl von der Straße her ein Hornruf, der das Nothsignal bei eintretender Wassersgefahr bildete. Alles lauschte dem unheimlichen, beängstigenden Tone, dann riefen mehrere der Gäste:

„Laßt uns nach dem Hafen, den bedrängten Brüdern zu Hilfe eilen."

„Meinetwegen mag der Orkus in dieser Nacht alles verschlingen," gab der von dem Ausgang wieder forttretende Largus zurück, mit seinem Fuß den geleerten Mischkrug weit von sich schleudernd.

„Du wirst doch deinen Nachbarn zur Hilfe eilen, Mann?" herrschte ihm der Pferdeknecht zu. „Schande über dich, wenn du es nicht thust!"

Nach einem kurzen Kampfe willigte der Schiffer ein, ergriff sein Weib an der Hand und riß es mit sich fort; die Uebrigen folgten, Flaccus sah sich jedoch von dem Frumentarier zurückgehalten, der ihm zuflüsterte:

„Ich will dich mit meinem Ansehen bei einem Aufstand gegen die Christianer unterstützen, darum laß uns halbpart machen. Wo halten sie ihre verrätherische Feier und ihre Mähler ab, und wie heißt ihr Rädelsführer?"

„Hältst du mich wirklich für so einfältig, daß ich es dir sagte?" erwiderte Flaccus höhnisch. „Du möchtest dir wohl gern eine Anführer-

stelle bei deiner Cohorte erringen? Allein mich führst du nicht an."

Unter einer gellenden Lache riß der gewandte Götzenbilderhändler sich von dem Frumentarier los und eilte auf die finstere Gasse, von dem ihm nachsetzenden militärischen Spion unaufhörlich verfolgt.

Der Septumanus streckte seine rothe Nase ein wenig zur Thür hinaus, doch da ein heftiger Regen auf sie niederfiel, so blies er das Windlicht aus, schloß den Laden der Taverne und suchte sein mit den Büscheln der Rohrblüthe gepolstertes Lager auf, es andern Leuten überlassend, den durch die Ueberschwemmung Beschädigten zu Hilfe zu eilen.

Die letztere that allerdings sehr noth, denn der Tiber hatte die Niederungen derart überschwemmt, daß ganze Stadttheile unter Wasser standen und nur höher gebaute Häuser aus der Fluth emporragten. Um die unglücklichen Bewohner zu retten, mußte man zu Kähnen seine Zuflucht nehmen.

Von allen Seiten strömten Scharen nach der Unglücksstätte, deren Beleuchtung durch Pechfackeln die Scenerie nur noch grausiger gestaltete. Das Brausen der hochgehenden Wogen, das Pfeifen des Sturmes, das Klatschen des niederfallenden Regens, der Hilferuf so vieler durch die Ueberschwemmung bedrängter Menschen, — alles dies schmolz zu einem wilden Chaos zusammen und erregte die Gemüther nur noch mehr.

Auf dem Forum Boarium, welches dem durch die Tiberfluthen bedrängten Stadttheile zunächst lag, hatte sich eine große Menge Volkes eingefunden, das dort ohne Zweck und Ziel herumstrich, die Stufen des an der Ostseite stehenden Tempels belagerte und sich durch die beiden ihm zur Seite erhebenden Triumphthore drängte. Der untere Theil des Marktplatzes stand bereits unter Wasser, und die Kähne, welche daselbst anlangten, waren mit Menschen und ihrer geretteten Habe beladen.

Auf dem Forum Boarium befand sich auch Flaccus mit den Gästen aus der Taverne „Zum Olivenstall". Es war ihm gelungen, sich der Verfolgung des Frumentariers zu entziehen, und er konnte jetzt ungehindert den Volksaufwiegler spielen. Der heimtückische Geselle hatte die Stimmung des Volks bereits tüchtig unterminirt, indem er, nach seinem verunglückten Versuch bei Serenus, eine der nächstgelegenen Tavernen aufgesucht und von einem dort übernachtenden Landmann erfahren hatte, daß der besonders gefürchtete Nebenfluß des Tiber, der Anio, in bedenklichster Weise steige. Flaccus war hierauf in andere Tavernen gegangen und hatte daselbst die Gäste gegen die Christianer durch die Aeußerung aufzustacheln versucht, daß er den Zorn der Götter fürchte, welche, laut eines Ausspruchs der Haruspices, der die Christen beherbergenden Stadt mit einer Wassersnoth drohten. Die Ueberschwemmungen des Tiber waren aber von jeher sehr gefürchtet, nicht nur wegen des Schadens und der Gefahren, die sich daran knüpften, sondern auch wegen der darauf folgenden Seuchen. Der Götzenbilderhändler hatte somit leichtes Spiel; der Funken, den er unter das abergläubische Volk geworfen, glimmte in bedrohlicher Weise fort und bedurfte nur eines kleinen Anlasses, um zur lodernden Flamme anzuwachsen.

Derselbe ließ nicht lange auf sich warten. Plötzlich ertönte von dem Pons Probi lautes Jammergeschrei. Mehrere hunderte von Hafenarbeitern und anderes niedriges Volk stürzten mit dem Rufe auf das Forum:

„Die Fluthen haben die Kornspeicher am Flußhafen fortgerissen und alle Vorräthe vernichtet!"

„Bei der heiligen Ceres!" erklang es wehklagend von der andern Seite, „dann nagen wir bald mit Weib und Kindern an dem Hungertuch!"

„Das verdankt Ihr den Christianern!" brüllte eine Stimme. „Warum duldet Ihr sie ferner noch in Rom?"

„Hervor mit dem Sprecher!" riefen viele Stimmen. „Er hat recht, — er soll uns belehren!"

Flaccus erklomm die zum Tempel emporführenden Stufen, und nachdem noch mehrmals die Rufe: „Hört ihn an!" erklungen waren, trat eine ziemliche Stille ein. Der Götzenbilderhändler packte die Gelegenheit beim Schopf und wußte in listiger Rede auf den Aberglauben der bethörten Menge zu wirken, bis dieselbe der festen Ueberzeugung huldigte, daß alles Unglück, was Rom in dieser Nacht betroffen, von den Christianern und ihrer neuen Lehre herrühre.

„Nieder mit den Kreuzesanbetern!" schrie es hier und dort, und: „Nieder! Nieder!" hallte es im Chor zurück.

„Erst müßt Ihr sie haben!" lachte eine höhnische Stimme.

„Flaccus will uns führen," antworteten andere, „er kennt die Häuser der Christianer!"

„So ist es, meine Freunde," bekräftigte der Götzenbilderhändler. „Was sollen wir hier im strömenden Regen noch länger stehen; den Fluthen des Tiber ist ja doch kein Einhalt zu thun. Darum laßt uns in die Häuser der Abtrünnigen einbrechen, welche allein schuld sind an dem Zorn der Götter; — es ist nur Gerechtigkeit, wenn sie das viele Unglück, das sie über Rom gebracht, mit ihrem Blute sühnen!"

„Sie sollen den Tod meiner beiden Kinder theuer erkaufen!" schrie in einem neuen Wuthanfall der Schiffer Largus.

„Führe uns!“ brüllte die Menge Flaccus zu. „Rache und Tod den Christianern! Nieder mit ihnen und ihrem gekreuzigten Gott! Nieder! Nieder!“

Unter diesem dreimaligen Racheruf verließ das wahnwitzige Volk den Marktplatz und drängte dem Götzenbilderhändler nach, durch die Triumphthore dem nordöstlich gelegenen Forum Romanum zu . . .

Die sturmbewegte Nacht hatte sich auch in dem stillen Hause des Prätors bemerklich gemacht. Obwohl dasselbe weitab vom Tiber und in einer Gegend lag, innerhalb deren vom Wasser nichts zu befürchten war, so hatten die Bewohner doch das Nothsignal vernommen und sich, auf das Geheiß des Hausherrn, im Tablinum versammelt. Ramses begab sich mit einigen Sklaven nach der untern Stadt, um über die Ausdehnung der Ueberschwemmung seinem Herrn zu berichten. Er kehrte nur zu bald verstörten Antlitzes zurück, wagte aber nicht im Beisein der Frauen von dem Kunde zu geben, was ihn in eine solche Erregung versetzt.

Serenus war ein furchtloser Mann, dennoch erbleichte auch er bei dem Anhören der Hiobsbotschaft des treuen Ramses.

„Was ist geschehen, Vater?“ riefen Volumnia und Lyciska zugleich.

„Ein Nichtswürdiger,“ gab der Prätor zur Antwort, „hat sich eine Entdeckung zunutze gemacht und den durch die Ueberschwemmung ohnehin erregten Pöbel gegen unsere christliche Gemeinde aufgehetzt. Die empörte Rotte zieht nun heran, um unsere Häuser zu stürmen.“

Wohl erbebte auch Frau Volumnia, allein sie faßte sich rasch und erwiderte: „Nun wohl, mögen sie kommen, — wir stehen in Gottes Hand! Wir haben am gestrigen Abend noch sein Mahl genossen, wohl uns, wenn er alle unsere Seelen auf einmal in sein himmlisches Reich ruft.“

„Mein würdiges, muthiges Weib!“ rief Serenus gerührt, indem er die Gattin umschlang.

Die Gefaßtheit des würdigen Paares stählte auch den Muth der übrigen Hausbewohner, und Titus rief:

„Sie mögen immerhin kommen, die Götzenanbeter, sie sollen uns gerüstet finden!“

Der Prätor pflichtete dem Sohne bei und ertheilte den Sklaven die nöthigen Befehle, um die Zugänge des Hauses zu verrammeln. Da jedoch dieses Geschäft längere Zeit in Anspruch nahm, so zog Ramses noch einmal auf Kundschaft aus. Die Botschaften, mit denen er eine halbe Stunde später zurückkehrte, lauteten noch um vieles schlimmer, als jene erste Hiobspost.

„Die Unmenschen haben mit ihrem Werke der Zerstörung leider schon begonnen,“ berichtete der Greis athemlos. „Unweit vom Friedenstempel des Vespasian steht das Haus unserer ehrwürdigen Presbyterin Helvia, der Wittwe des Senators Piso, in hellen Flammen.“

Ein allgemeiner Schreckensschrei tönte durch das Tablinum.

„Mein Gott und Heiland,“ betete Lycisca, „kannst du es geschehen lassen, daß der Abschaum der Menschheit über Gute und Gerechte triumphirt?“

„Meine Tochter,“ entgegnete Serenus in tiefem Ernst, während er seine Rechte auf das Haupt des Mädchens legte, „gedenke des am Kreuze leidenden Christus; er mußte sein Leben hingeben, trotzdem er der Sohn Gottes war. Wie dürfen wir, die wir so weit unter ihm stehen, klagen, wenn Gott uns gleichfalls schwere Stunden schickt?“

Lyciska sank weinend an den Hals des Vaters.

Inzwischen hatte sich die Mutter, welche die Freundin der gefährdeten Presbyterin war, soweit wieder gefaßt, daß sie nach dem Schicksal derselben fragen konnte.

„Dem Himmel sei Dank,“ erwiderte Ramses, „sie befindet sich in Sicherheit, denn eben als die Schurken die Brandfackel in das Haus schleuderten und die hohe Frau aus ihrem Wittwengemach zerrten, erschien der Freund ihres verstorbenen Gatten, der greise Servianus. Seine hohe, vom Alter noch wenig gebeugte Gestalt, sowie sein weißes Haupt- und Barthaar schien auf die empörte Rotte ehrfurchtgebietend zu wirken, denn sie gab ihm den Weg frei und er führte ungehindert die Gattin seines Freundes aus dem brennenden Hause hinaus und in das seinige, welches sich gegenüber erhebt.“

„Gott sei gelobt!“ riefen einstimmig die Familienglieder.

„Ich wünsche nur,“ fuhr Ramses mit einem schweren Seufzer fort, „daß meinem lieben Herrn und den Seinen gleichfalls ein so treuer Freund erstünde, der im Stande wäre, alle Gefahr abzuwenden, denn ich fürchte —“

Er kam in seiner Rede nicht weiter, da gegen das Hausthor heftige Schläge von Streitäxten ertönten und der hundertstimmige Ruf sich Bahn brach:

„Heraus mit der Christenbrut, damit wir ihr das Urtheil verkünden!“

Auf einige Augenblicke ward es im Tablinum unheimlich still, denn ein jedes verstand das folgenschwere Schicksal, das draußen an die Pforte klopfte. Dann fragte der Hausherr, ob alle Eingänge wohl verwahrt seien, und nachdem er die Zusicherung der Sklaven erhalten, sagte er zu den Seinigen mit einem Aufblick nach oben: „Wir stehen in Gottes Hand. Sein Wille geschehe.“

So stand der Hausvater mit seiner Familie gefaßt und gottergeben da, während die Axtschläge gegen das Thor und die übrigen Zugänge

des Hauses fortdauerten, die wilden Rufe des durch Flaccus erbitterten Volkes an Heftigkeit zunahmen und die gräßlichsten Verwünschungen ausgestoßen wurden.

Eine Reihe von bangen Minuten verstrich, da eilten die an der Hausthüre lauschenden Sklaven mit der Schreckenskunde in das Tablinum zurück, daß es dem Pöbel gelungen sei, das Thor zu sprengen und Feuerbrände in den Hof des Atrium zu schleudern, welche sofort das Gebälk der vorspringenden Dächer erfaßt hätten.

Serenus richtete sich empor, riß Weib und Kinder an sich und rief in einem Tone, welcher nichts von Furcht und Schrecken kannte: „So laßt uns gemeinsam sterben! Es ist das schönste Los, das der Allmächtige seinen Getreuen bieten kann!"

Gleich einer Statue verharrte er in dieser Stellung und zitterte auch nicht mit einer einzigen Wimper seiner Augenlider, als jetzt das wüste Geschrei einer fanatischen Horde näher und näher ertönte, der unruhige Schein flackernder Fackeln den Vorraum des Tablinums, sowie den Säulengang des Peristyliums erhellte, und Flaccus mit einem zahlreichen Gefolge in den friedlichen Raum drang.

„Da steht der Christenhund!" schrie er mit heiserer Stimme, „der es gewagt hat, unsere Götter gegen Rom und seine Bewohner aufzuhetzen! Schlagt ihn und sein Gelichter nieder!"

Damit sprang er vor und schwang die Axt, allein der treue Ramses stieß ihn so wuchtig zurück, daß der Elende zur Erde taumelte.

In seiner Niederlage nahm sich der Götzenbilderhändler nicht eben malerisch aus, während das unerschrockene Eintreten des Sklaven für seinen Herrn, sowie dessen muthige Haltung dem Volk Respekt einflößte. Wenigstens verharrte es in Unthätigkeit und wagte sich nicht weiter vor.

Die Wuth des Flaccus kannte dagegen keine Grenzen; kaum befand er sich wieder auf seinen Füßen, als er wie ein wildes Thier auf den treuen Ramses stürzte und ihn mit einem wuchtigen Streich seiner Streitaxt zu Boden streckte.

„Schütze Euch Gott!" rief der sterbende Sklave seiner Herrschaft zu, ehe er den Geist aushauchte.

„Nun," schrie der triumphirende Flaccus der ob dieses Todtschlags starr dastehenden Menge zu, „was glotzt Ihr mich an und haltet Maulaffen feil? Reut es Euch etwa, daß hier das Blut der verhaßten Christianer fließt? Wollt Ihr warten, bis für den hoffärtigen Prätor da gleichfalls ein Freund erscheint, wie vorhin im Hause der Helvia der kaiserliche Schwager?"

Seine heisere Stimme wurde von einem dicken Qualm erstickt, der von dem Atrium in das Gemach drang. Das Feuer schien dort rasche Fortschritte gemacht zu haben, und ein vom Rauche verdunkelter Gluthschein mischte sich mit jenem der im Tablinum lodernder Fackeln.

„Im Namen des Cäsar!" tönte jetzt eine Stimme vom Peristylium her. Sie gehörte dem Anführer einer Wache der Vigiles an, wie jene Kriegsknechte genannt wurden, welche in den verschiedenen Regionen der Stadt den Nachtdienst zu versehen hatten. „Das Volk hat sich auf der Stelle zu vertheilen!"

„Oh, über Euch Memmen!" zischte jetzt, gleich einer Schlange, der aller Vernunft bar gewordene Flaccus. „Ist das Euer Muth und Euer Dank dafür, daß ich Euch in die Brutstätte der Christianer geführt? Geht nach Hause, Ihr Feiglinge, und ertragt Euer Unglück. Komm her, Largus," schrie er dem unweit von ihm stehenden Schiffer zu, „sinke vor den Christianern hin in den Staub und küsse den Zipfel ihrer Tunika, da sie so gütig gewesen sind, dir deine lieben, kleinen Kinder durch den Tod in den Wellen zu rauben!"

„Erinnerst du mich daran!" schrie Largus auf, und ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, stürzte er mit erhobener Streitaxt auf den noch immer regungslos dastehenden Prätor zu und traf ihn und Volumnia mit zwei mächtigen Schlägen.

Lautlos, und sich auch noch im Tode umschlungen haltend, fielen die leblosen Körper zu Boden. Jetzt war die Furie des Volkes entfesselt, sie schreckte vor nichts mehr zurück. Nur dem Kampf, der sich zwischen den herbeigeeilten Vigiles und der fanatisirten Menge entspann, verdankte das Geschwisterpaar, welches bei der Ermordung der Eltern laut aufgeschrieen, seine Rettung. Die übrigen Sklaven des Prätors fielen dagegen gleichfalls der blutgierigen Horde zum Opfer. Der entstandene Kampf gewann an Ausdehnung, da jetzt auch eine Abtheilung der Frumentarier durch das Peristylium anlangte, herbeigelockt durch ihren Kameraden, der in der Taberne mit Flaccus zusammengetroffen war. Zwischen ihm und dem letztern entspann sich sofort ein heftiger Wortwechsel, da es den Frumentarier gelüstete, die Namen der hervorragenden Christianer, sowie den Ort zu erfahren, welchen sie für ihren Gottesdienst ausersehen; allein Flaccus hatte auf das Drängen des geldhungrigen Spions nur höhnische Antworten.

Schon war das Tablinum von den züngelnden Flammen, welche das Vorhaus so rasch in einen Aschenhaufen verwandelt, erfaßt worden, und die mit einander kämpfenden Parteien zogen sich bereits nach dem Peristylium zurück, — der Frumentarier und Flaccus jedoch blieben auf derselben Stelle, ihre Kräfte gegenseitig erprobend, indem sie sich bei den Haaren faßten.

„Wirst du endlich dein Schweigen brechen?“ knirschte der Kriegsknecht, die Haare des andern plötzlich loslassend und ihm einen so furchtbaren Stoß versetzend, daß er neben die Leiche des Serenus kollerte. Durch seinen Fall riß er jedoch den Frumentarier mit und nun begann auf dem Boden ein entsetzliches Ringen.

„Sage das verwünschte Wort,“ rief der Spion mit von dem überhandnehmenden Rauche halberstickter Stimme, „und ich lasse dich frei.“

„Nein, du geldhungriger Hund,“ schrie Flaccus höhnisch, „du erfährst nichts von mir!“

„So fahre zum Orkos,“ krächzte der Frumentarier, seinen Dolch ziehend und ihn in die Brust des Götzenbilderhändlers stoßend, worauf er sich aus dem in vollen Flammen stehenden Tablinum flüchtete.

Er hatte den mörderischen Stoß kräftig geführt, aber doch nicht das Herz seines Gegners getroffen, denn dieser lebte noch und der Tod stand mit allen seinen Schrecken vor ihm. Ringsum leckten gierige Flammen, immer kleinere Kreise um ihn ziehend, und dicht neben ihm lag der ermordete Prätor mit seinem Weibe. Die gebrochenen Augen starrten ihn an, und obwohl es ihn davor grauste, vermochte er doch den Blick nicht abzuwenden. Die Wunde in der Brust brannte ihn, warmes Blut rieselte über seine Hände; er versuchte es, auf dem Boden vorwärts zu kriechen, doch seine Kräfte erlahmten und die Flammen geboten ihm ein gebieterisches Halt. Dem Sünder vergingen die Sinne und in wilden Delirien griff er nach den flammenden Zungen, die gierig nach ihrem Opfer leckten, um sie zu erdrücken. Er fühlte den Schmerz seiner versengten Hände nicht, denn er sah die Flammen seiner brennenden Gewandung und den starren Blick der neben ihm liegenden Todten. Ein letzter, markdurchdringender Aufschrei entrang sich seinen Lippen, dann wirbelte eine mächtige Feuersäule über ihm empor, und gleich nachher stürzte das Gebälk der Decke auf seinen verkohlenden Körper, alle Schrecken dieser Nacht mit sich begrabend.

Bilder zum fünfzigjährigen Jubiläum des deutschen Methodismus.

III. Im Osten.

Von P. Quattländer.

Es ist ein interessantes Stück kirchlicher Geschichte — die Einwirkung deutscher Herzen auf Wesleys religiöse Anschauungen und Entwickelung, und die Rückwirkung wesley'scher Lehre und Methoden auf Deutschland's Kinder hier und im Vaterland. Es ist bekannt, wie die Berührung Wesleys mit den mährischen Brüdern von dem entschiedensten Einfluß auf ihn war, wie insbesondere Spangenberg in Amerika und Peter Böhler in England auf ihn einwirkten, und wie endlich Luthers Auslegung des Römerbriefes dazu dienen mußte, ihn zum vollen Lichte und zur Ergreifung des Heils in Christo zu führen. Das ist die eine Seite des geschichtlichen Blattes, die andere zeigt uns 60,000 deutsche Methodisten und die „Evangelische Gemeinschaft“ mit 130,000 Gliedern, deren Gründer, Albrecht, aus der Methodistenkirche hervorgegangen. Gedenken wir nun der kleinen Anfänge dieser Kirchen, gedenken wir insbesondere der entmuthigenden Anfänge des deutschen Zweiges der Bisch. Methodisten Kirche vor 50 Jahren und blicken dann auf das, was derselbe geworden — seine Gliederzahl, seine Hochschulen, seine Waisenhäuser und seine Literatur — dann dürfen wir wohl ausrufen: „Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich.“

Der deutsche Methodismus zählt gegenwärtig acht Conferenzen, ausschließlich der deutschen Gemeinden in Californien und Oregon, die mit englischen Conferenzen verbunden sind. Von einer der kleinsten, der Ost deutschen Conferenz soll in diesen Blättern die Rede sein.

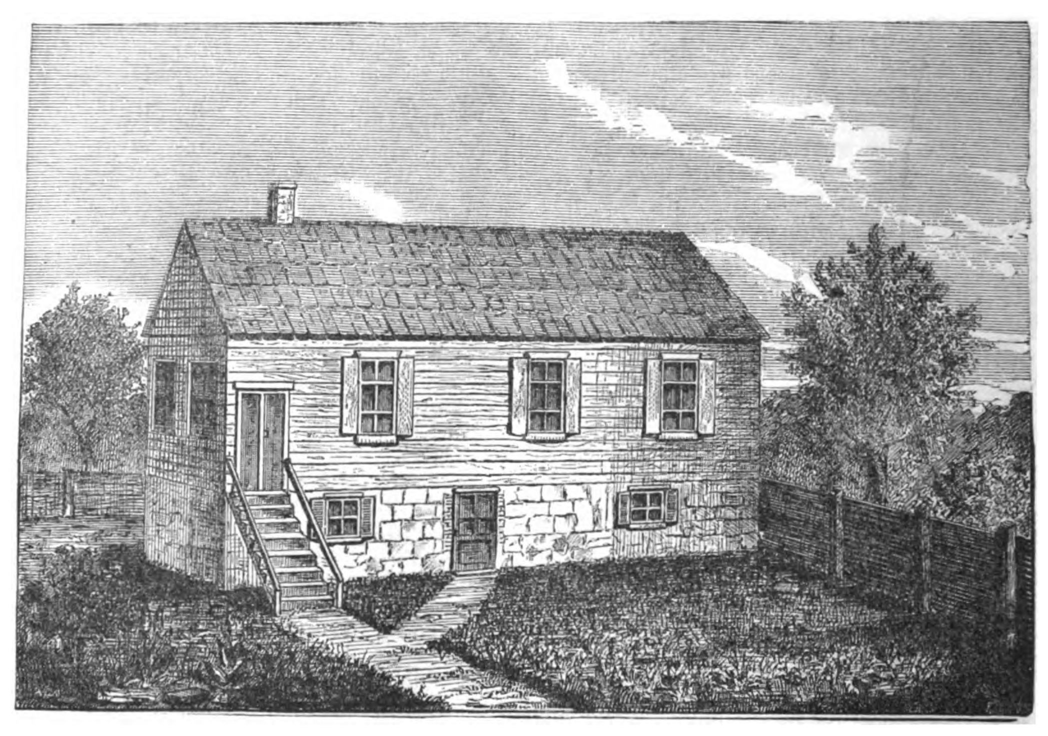
Wie immer, hatte sich der Herr in der Gründung auch dieses Werkes seine Arbeiter lange zuvor ersehen und in seiner Schule vorbereitet. Was Dr. Nast der ganzen Kirche war, das wurden die Brüder Döring, Lyon, Swahlen und Andere dem Werke Gottes im Osten.

Im Jahre 1841 beschloß die New York Conferenz in ihrer jährlichen Sitzung eine Mission unter den 60 tausend Deutschen in der Stadt New York zu gründen. Diesem Beschlusse entsprechend, sandte Bischof Roberts die Brüder Nathan Callender und Charles H. Döring nach New York.

Am 6. Sept. 1841 kam Br. Döring — von Meadville, Pa., — daselbst an, und predigte schon am Tage seiner Ankunft in einem Lokal in der Elisabeth Straße. Br. Callender, der einige Wochen früher angekommen war, und den Weg anzubahnen versucht hatte, verließ bald das Feld, da er der deutschen Sprache zu unkundig war, um mit Erfolg missioniren zu können.

Br. Döring setzte jedoch die Arbeit unverdrossen fort, einige Deutsche — Gottfried und Elisabeth Schutt, Elisabeth Weiß, James Wissing und Anton Tiemann — die Glieder englischer Methodisten-Gemeinden waren, schlossen sich ihm an und mit ihnen gründete er die Muttergemeinde des Ostens, die Zweite Straße Kirche New Yorks.

Die erste Frucht dieser Mission war die Bekehrung der Schwester Weingärtner, die erst vor etwa 2 Jahren heimgegangen ist. In 6 Monaten hatten sich bereits 57 Personen angeschlossen, das bisherige Versammlungslokal wurde zu klein und der Bau eines entsprechenden Gotteshauses in Aussicht genommen.



Die alte Kirche an der 40. Straße in der Stadt New York.

Im folgenden Jahre wurde Br. Döring nach Pittsburgh versetzt, um dort der durch Keil angezettelten Verwirrung entgegen zu arbeiten. Ihm folgte John C. Lyon und schon am 4. Mai 1843 wurde die jetzige Kirche in der 2. Str. durch die Bischöfe Hedding und Morris eingeweiht und Br. Lyon berichtete zur Zeit 187 Bekehrungen und 130 volle und Probeglieder.

Das war der Anfang unserer Muttergemeinde im Osten, aus welcher seit 40 Jahren ein fast ununterbrochener Strom des Segens nach allen Richtungen hin geflossen ist. Ihre wegziehenden Glieder haben andere Gemeinden gebildet oder bereichert, aus ihrem Schoße sind für die östliche Conferenz jahrelang größtentheils ihre Prediger hervorgegangen, und daß die Wohlthätigkeit, die diese Gemeinde so lange übte, immer noch herrliche Früchte bringt, das zeigt ihre letztjährige Kirchenbau-Collekte im Betrage von $1200 und die Missions-Collekte im Betrag von $600.

Bruder Döring, der Gründer der Zweiten Straße Gemeinde und insofern auch Gründer des deutschen Werkes im Osten, weilt noch unter uns. Und welche Befriedigung muß es für diesen ergrauten Streiter sein, wenn er von den kleinen Anfängen auf die jetzige Ausdehnung dieses Werkes schaut!

Es war im Frühjahr 1849, kurz vor Br. Dörings Sendung nach Deutschland, da stand Schreiber dieses unter der Thüre eines Porzellan-Ladens, in der Bleeker Straße New Yorks, wo er als Laufjunge diente. Ein großer, schmächtiger Mann, mit kleinen, durch eine Brille hindurchblitzenden Augen, verließ den Laden in Begleitung von Vater Tiemann. Er schaute den Jungen einen Augenblick an, als wollte er ihn anreden, ging aber, ohne etwas zu sagen, an ihm vorüber, und lange nachher spe-

kulirte der letztere, wer wohl dieser feine deutsche Herr, der so gut englisch sprechen könne und auf so vertrautem Fuße mit dem reichen Tiemann stehe, sein möge. Später wurde der Junge nach der Zweiten Straße Kirche geschickt, um dem Prediger Döring einen Brief von Vater Tiemann zu überbringen. Diesmal schaute ihn der Mann mit den scharfen Augen nicht nur freundlich an, sondern sagte auch einige freundliche Worte, und das that dem Jungen gar wohl. Daß sie aber, beide ergraut, 28 Jahre später, neben einander auf der Kanzel sitzen würden, daran dachte weder der eine noch der andere.

Br. Döring hat ein vielbewegtes und erfolgreiches Leben hinter sich. Sein langjähriges und prominentes Wirken in Deutschland hat ihn der Kirche allgemein bekannt gemacht, und müßte eine unvollkommene Skizze seines Lebens an dieser Stelle überflüssig erscheinen. Gott segne Br. Döring! sprechen mit mir Tausende. Mögen seiner Ruhetage in Amerika viele werden!

Im Jahre 1843 wurde Adam Miller von der Ohio- nach der Baltimore-Conferenz transferirt, um in der Stadt Baltimore eine deutsche Mission zu gründen. Innerhalb eines Jahres seines dortigen Wirkens wurde eine Kirche gebaut und 70 Probeglieder aufgenommen.

Aus diesem Anfange sind 4 Gemeinden mit 466 Gliedern und ein Kircheneigenthum im Werth von $60,000 hervorgegangen und steht Baltimore an Gliederzahl und Werth des Kircheneigenthums New York am nächsten.

Nachdem Br. Lyon etwas über 3 Jahre die Zweite Straße Kirche bedient hatte, wurde er nach Philadelphia gesandt, um die durch L. Guistiani 2 Jahre zuvor angefangene, aber durch dessen Untreue auch wieder zu Grunde gerichtete Mission, auf's neue in's Leben zu rufen. Jetzt noch lebende Glieder der Girard Gemeinde erzählen von seinen gewaltigen Predigten und seinem Fleiße im Aufsuchen der Verlorenen.

Leider hat unsere Arbeit in jener großen Stadt nicht den Erfolg aufzuweisen, den man zu erwarten berechtigt war. Mag es den jetzt dort stationirten Brüdern Swahlen und Händiges gelingen, das Werk des Herrn unter seinem gnädigen Beistand zu heben!

Schon im Jahre 1844 missionirte J. M. Hartmann in dem sogenannten Blumenthal (Bloomingdale). In der Nähe der 9. Avenue und zwischen der 36. und 37. Straße verkündete er zuerst das Evangelium im Freien. Unter einer Baumgruppe, ein abgesägter Baumstumpf als Kanzel, rief er die damals kirchlich verwahrlosten Deutschen zur Buße. Eine kleine Schar sammelte sich um ihn, doch waren es die Aermsten unter den Armen. Ein Versuch, die Versammlungen in der damaligen Temperance Hall in der 8. Avenue zu halten, mußte bald wieder aufgegeben werden, weil das kleine Häuflein unvermögend war, die Miethekosten zu bestreiten.

Auf Hartmann folgte J. J. Graw in 1846, dem es mit Hilfe der damaligen "Ladies Home Missionary Society" gelang, in der 36. Str., zwischen der 8. und 9. Avenue, eine Bretterkirche zu errichten. Die Gemeinde, jetzt die Vierzigste Straße Kirche, ist immer noch schwach an Gliederzahl — 170 volle und Probeglieder — aber Hunderte sind aus ihr hervorgegangen, die hier und dort ein Salz der Erde waren und sind, und Viele sind heimgegangen, deren Gedächtniß heute noch ein Segen ist.

Eine Geschichte dieser Gemeinde würde des Belehrenden und wohl auch des Amüsanten viel bieten. Ich erinnere nur an die Episode aus dem Jahre 1855. Die alte Bretterkirche, von dem seligen Br. Lyon Match-factory getauft, war verkauft und mußte geräumt werden. Die Gemeinde beabsichtigte den Bau einer neuen Kirche auf dem in der 40. Straße angekauften Grund, wurde jedoch an diesem Vorhaben durch die heranziehende Finanzkrisis verhindert. Nun war guter Rath theuer. Glücklicherweise stand Br. Seidel an der Spitze der Gemeinde. Er hat sich seitdem als der große Kirchenbaumeister der östlichen Conferenz einen Namen gemacht, aber schon damals gezeigt, daß er der Situation gewachsen war. Die verkaufte Bretterkirche wurde von dem Käufer zurückgeschenkt, und nun unter Br. Seidels Direktion auf Walzen nach der 40. Straße gebracht und dort auf ein solides Mauer-Fundament gehoben. Das war ein Gaudium für die Welt! — Das waren Tage des Gebets und der Thränen für die Gemeinde! 28 Jahre stand das alte Gebäude auf dem hintern Theil des Baugrundes — erst im Jahre 1865 gelang es, unter der Amtsführung Br. Blinns, eine neue Kirche zu bauen — ein Denkmal früherer Kämpfe, Hoffnungen und Enttäuschungen. Vor etwa 2 Jahren brannte es ab. Friede seiner Asche!

Auf Br. A. Miller folgte John Swahlen in Baltimore. Br. Swahlen ist das älteste Mitglied der Ost-deutschen Conferenz und eine Erstlingsfrucht der Arbeit Dr. Nasts. Er wurde geboren im Kanton Bern, Schweiz, am 25. Dez. 1808; am 12. Dez. 1832 landete er in New Orleans, wurde im Spätjahr 1835, nach Cincinnati gekommen, bekehrt und am 23. Juli 1838 mit Anna Taylor Gibbons durch Dr. Nast getraut. In demselben Jahre trat er in das Predigtamt und wurde nach Wheeling, Va., gesandt, wo er die erste deutsche Methodistenkirche in diesem Lande baute. Auf Wheeling folgten verschiedene Bestellungen in Pennsylvanien,

Ohio, Missouri und Indiana, worauf er anno 1846 nach dem Osten transferirt wurde.

Br. Swahlen hat der Kirche treue Dienste geleistet. Er wurde Reiseprediger zu einer Zeit, als der Arbeiter wenige und die Selbstverleugnung derselben groß war. Mit Treue, mit redlichem, offenem Sinn und oft unter vielen Entbehrungen hat er mit den ihm verliehenen Pfunden gewuchert wie wenige. Hatte er auch nicht das glänzende Talent eines Lyon, oder die kluge Berechnungsgabe eines Jost, so hatte er doch ein treues, lauteres Herz, das immer warm für des Meisters Sache schlug.

Br. Swahlen ist kein Sanguiniker. In seinem Leben stehen viele Tage der Niedergeschlagenheit und der Thränen verzeichnet. Wer ihn jedoch nicht näher kennen lernte, sah in ihm nur den lebhaften, zum Scherz und Frohsinn, ja bisweilen zum Muthwillen geneigten Schweizer. Seinen Brüdern im Amte gegenüber war er viel zu selbstsuchts- und anspruchslos, um je, obwohl viele Jahre das älteste Glied der Conferenz, einen controllirenden Einfluß auf dieselbe auszuüben. Nichts lag ihm ferner, als der Gedanke, Andere beherrschen zu wollen, und waren ihm daher auch die 4 Jahre, in denen er als Vorstehender Aeltester den Philadelphia Distrikt bereiste, die drückendsten. Seit 1877 superannuirt, lebte er in Evansville, Ind., trat jedoch an letzter Conferenz auf die dringenden Bitten seiner Brüder und die herzliche Einladung der York Straße Gemeinde in Philadelphia wiederum in aktiven Dienst.

In Williamsburgh, jetzt eine der ersten Bestellungen der Conferenz, siedelten sich, bald nach der Organisation der Zweiten Straße Kirche, einige Glieder derselben an, denen Br. Miller in Verbindung mit Lokalpredigern zeitweilig das Wort Gottes verkündigte. Im Mai 1846 wurde Chs. Riehl beauftragt, in Williamsburgh zu missioniren und, obwohl der Erfolg anfangs kein ermuthigender war, wurde doch im Spätjahre schon der Bau einer Holzkirche in Angriff genommen und im folgenden Jahre finden wir Williamsburgh in der Liste der Conferenz-Bestellungen.

Auch diese Mission hatte ihre Sturm- und Läuterungsperiode durchzumachen, doch der Herr hat geholfen. Aus dem kleinen und, in mehr als einem Sinn, streitbaren Häuflein ist eine starke Gemeinde geworden, aus welcher eine zweite Mission hervorgegangen, die in Yates Place rührig arbeitet und wächst, und in nicht ferner Zeit der Mutterkirche in Lorimer Straße ebenbürtig zur Seite stehen wird.

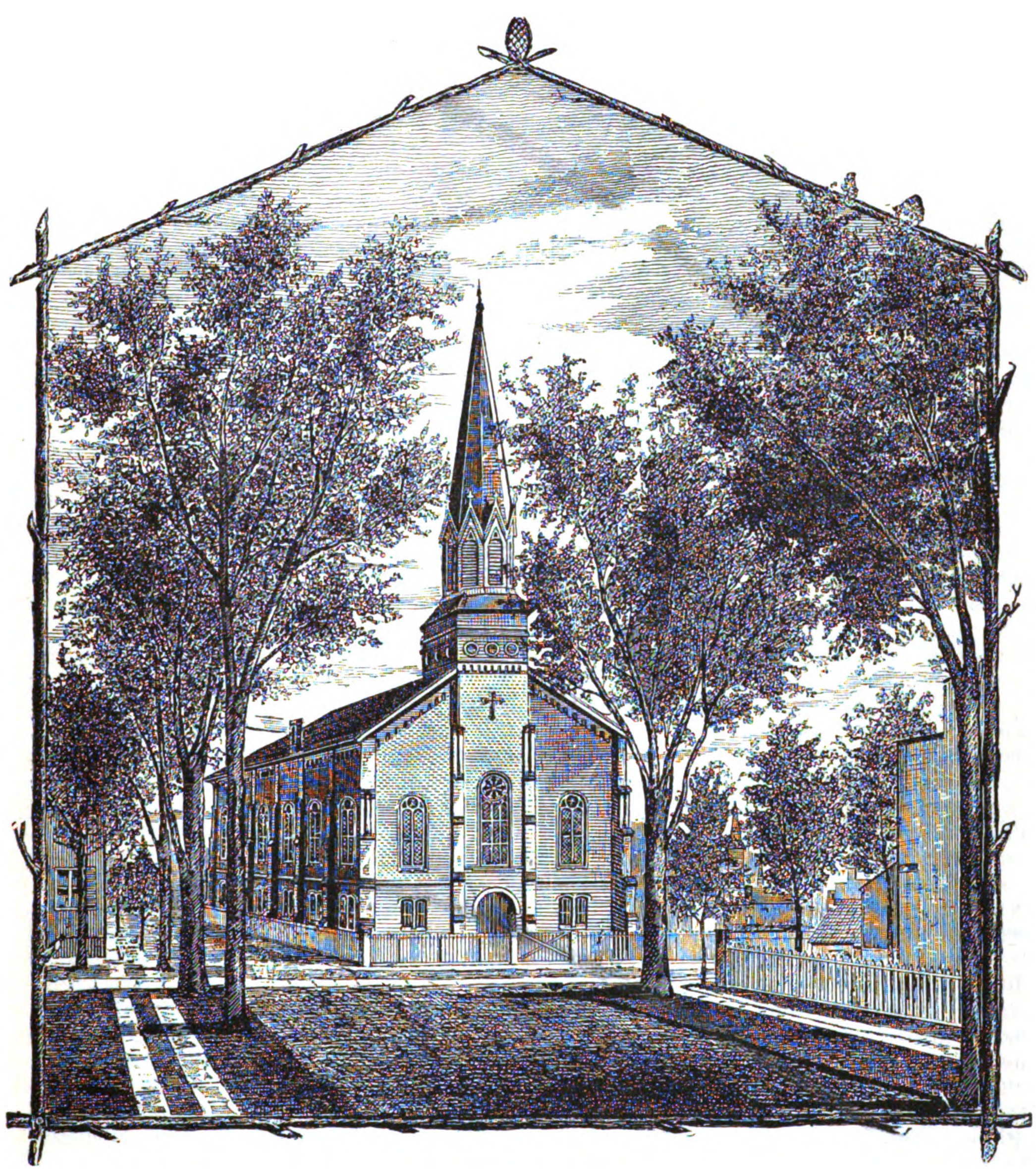
John Sauter ist der Gründer unserer Kirche in Newark, New Jersey. Er predigte zuerst in Rahway und Elizabeth, jedoch ohne sichtlichen Erfolg. Auf Einladung einiger amerikanischer Freunde in Newark verlegte er seine Hauptthätigkeit dorthin und bald durfte er reiche Früchte seiner Arbeit sehen. Im Jahre 1845 wurde Newark als neues Feld aufgenommen und bereits im folgenden Jahre 55 und im nächstfolgenden 85 Glieder berichtet.

John Sauter wurde am 18. Mai 1812 in Tettnang, Württemberg, geboren. In Wheeling, Va., erhielt er seine Prediger-Lizens und von Baltimore, wohin er gezogen, wurde er nach seiner ersten Bestellung, Rahway, gesandt. Nebst Newark gründete er die Gemeinden in Buffalo und Rochester, in beiden Plätzen Kirchen bauend von 1847—50. Später wirkte er in Philadelphia, Baltimore, Schenectady und Poughkeepsie, und zweimal wurde er nach Newark zurückgesandt. Von 1854—58 bereiste er als Vorstehender Aeltester den damaligen Rochester Bezirk. Im Jahre 1868 wurde er auf sein Verlangen auf die Liste der „altersschwachen Prediger" gesetzt und nahm seinen Wohnort in Schenectady, N. Y. Am Dienstag den 17. März 1874, auf der Reise nach der Conferenzsitzung in Williamsburgh wurde er, auf der Platform eines Eisenbahwagens stehend, durch einen plötzlichen Ruck des Zuges im Bahnhof zu Poughkeepsie gegen ein eisernes Geländer geschleudert und so geschädigt, daß er an den Folgen seiner Verletzungen starb. Er ist triumphirend heimgegangen.

Im Jahre 1847 finden wir nebst den genannten Arbeitsfeldern folgende Bestellungen in der Statistik der New York Conferenz: Buffalo, West Baltimore und West New Jersey, und im folgenden Jahre: Rochester und Poughkeepsie, und noch ein Jahr später: Schenectady, Washington Straße, N. Y., Callicoon, Albany und Southwark, Philadelphia; im Ganzen 15 Arbeitsfelder mit 460 vollen und 239 Probegliedern, 13 Sonntagschulen und 813 Schüler. In dieser Zeit erscheinen auch die Namen der Brüder Grimm, Hertel, Brenner, Romig, Dinger, Dürstein, A. Schwarz, Haffner, Zimmermann und W. Schwarz. Von diesen sind nur noch die Brüder Grimm und Dinger in Verbindung mit der Conferenz.

1849 erhielt das deutsche Werk im Osten seinen ersten Vorstehenden Aeltesten in der Person des allgemein geachteten J. C. Lyon. Schreiber dieses kann sich nicht versagen, diesem brillanten und zugleich so schwachen Mann einige Zeilen zu widmen.

Im Frühjahr 1849 befand ich mich eines Sonntag Morgens in der vorhin erwähnten Bretterkirche der 36. Straße Gemeinde New Yorks. Der erste deutsche Vorstehende Aelteste wurde erwartet und die Leute erzählten sich große Dinge von ihm. Er kam. Ein großer, schwerer Mann, merklich hinkend, trat in Begleitung



Die Kirche in Schenectady, N. Y.

des verewigten Br. Schwartz in das kleine, unter seinen schweren Tritten zitternde Kirchlein, die Versammlung mit einem kleinen, aber gutmüthigen, unter buschigen Brauen hervorblinzelnden Augenpaar musternd. Er war eine eigene Erscheinung. Das Gesicht rund und glatt, die Stirne groß und stark hervortretend, die Nase kurz und breit, der Mund gedehnt und das Kinn unverhältnißmäßig klein. Kein Theil dieses Gesichts konnte schön genannt werden, und doch war dasselbe so fesselnd, so Vertrauen einflößend, daß man sich unwillkührlich zu dem Manne auf der Kanzel hingezogen fühlte.

Ganz kunstlos gab er das erste Lied an, das nach damaligem Gebrauch ebenso kunstlos, aber kräftiger und herzlicher als heutzutage gesungen wurde. Es folgte das Gebet, und welch ein Gebet! Da ging's hinab und hinauf! Hinab in's Thal der Demüthigung und der Herzenszerknirschung vor Gott, ob des großen Sündenelendes und der vielfachen Mängel und Gebrechen, und hinauf zum Thron der Gnade im Na-

men des Gekreuzigten. Und der Betende nahm jene Gemeinde mit sich. Hin und wieder hörte man das Seufzen der Knieenden, hin und wieder umschlang ein herzliches „Amen" des Betenden Worte, bis die ganze Versammlung erschüttert und gebeugt und doch mächtiglich gehoben, wie ein Herz vor dem Throne des Ewigen lag.

Der Mann auf der Kanzel — ich hatte ihn zuvor nie gesehen — predigte. Ruhig, selbstbewußt, ohne Anstrengung und dabei so schmucklos und kindlich, als rede er zu einer Katechetenklasse, fing er an. Man fühlte sich einigermaßen getäuscht; nach einem solchen Gebete hatte man denn doch etwas mehr erwartet. Aber plötzlich — während man sich solchen Gedanken hingab, blitzten zündende Worte durch Ohr und Herz, und eine Gefühlswoge rauschte durch die Versammlung, ohne daß man wußte, wie sie eigentlich gekommen. Und nun rasch wärmer, gefühlvoller werdend und anscheinend sich selber vergessend, in seinen Gegenstand versunken, floß von den Lippen dieses Mannes ein Strom heiliger Rede, so überwältigend und fortreißend, daß sich Schreiber dieser Zeilen heute noch lebhaft zu erinnern weiß, wie in jener Versammlung kein Auge trocken blieb, und wie er sich selbst buchstäblich Gewalt anthun und sich an seinem Sitze festhalten mußte, um nicht aufzuspringen. Es war, als zöge ihn eine unsichtbare Macht zu dem Redner hin.

Das war John C. Lyon als **Kanzelredner.** Was war das Geheimniß seiner Macht? Es ist fraglich, ob eine aus zehn seiner Predigten im Drucke genießbar gewesen wäre, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß er in der Vorbereitung selten über das Sammeln einiger Grundgedanken und Illustrationen hinausging. Es war also weder die Tiefe des Inhalts seiner Predigten, noch die kluge Berechnung in der Reihenfolge seiner Gedanken, die ihn zum glänzenden Redner machten. Es war aber auch nicht die Kunst der Schule; er maß das Heben und Senken seiner Hände nicht nach Zollen ab; er modulirte seine Stimme nicht nach den Regeln der Redekunst; er machte Stellung und Bewegungen seines Körpers zu keinem Studium. Br. Lyon war eine dichterisch angelegte Natur und hierinnen lag ohne Zweifel ein Theil seiner Anziehungskraft. Was ihm jedoch vor allem andern seine hinreißende Macht über seine Zuhörer verlieh, das war seine Kindlichkeit, sein Ernst und seine Begeisterung. Br. Lyon ging gleichsam in dem Gegenstand seiner Rede unter. Man hörte nicht mehr ihn, sondern die Wahrheit, wie sie aus Gottes Mund vom Sinai hernieder donnerte oder vom Kreuze herab flüsterte; man sah nicht mehr den Mann auf der Kanzel, sondern die Charaktere der biblischen Geschichte. Andere erinnern sich mit mir, wie er einmal in derselben Bretterkirche, über die Kreuzigung Christi predigend, mit einem Schlag der Hand und mit einem Fußtritt, daß die Kanzel erzitterte, jene lärmenden, polternden Kriegsknechte heraufbeschwor und wenige Augenblicke nachher mit zitternder Stimme die weinenden Frauen schilderte, und so Scene nach Scene an den fast athemlosen Zuhörern vorüberziehen ließ, als wickelte sich eben erst das große Drama auf Golgatha ab, bis er endlich, mit nassen Augen nach Oben blickend, die Klage des Erlösers wiederholte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Der Effekt dieser Worte war unbeschreiblich. Man stand unter dem Kreuze, man fühlte mit, fühlte des sterbenden Erlösers Weh. Und doch war in dem allem keine Kunst, als die der Natürlichkeit und des heiligen Ernstes. Ein Schlag auf die Kanzel oder ein Stampfen mit den Füßen ist sicherlich an sich nicht geeignet, die bei der Kreuzigung betheiligten Kriegsknechte schildern zu helfen; die Schulkunst würde etwas anderes empfehlen. Br. Lyon fühlte mit jeder Faser seines Herzens, was er predigte; er lebte in seinem Gegenstand, und das war seine Kunst.

Br. Lyon wäre als Evangelist in seinem Element gewesen. Die Zeit, in welcher er als Vorstehender Aeltester das östliche Werk bereiste, war daher auch die Glanzperiode seiner Wirksamkeit. Als Administrator war er schwach und nicht selten einseitig; er urtheilte nach seinen Gefühlen und bereitete sich in Folge dessen manche Unannehmlichkeiten. Auch muß zugegeben werden, daß er als Seelsorger keineswegs den seinem Rednertalent entsprechenden Erfolg hatte. Er konnte, seinen Neigungen folgend, seine Stellung und die Achtung, die er derselben selbst schuldig war, ganz vergessen. Ein Beispiel genüge: Die Sonntagschule der Kirche, deren Prediger er war, machte ihren üblichen Sommerausflug. Am Dock der 42. Straße ankommend, fanden wir Br. Lyon auf einem Balken sitzend, neben ihm einen zerlumpten und offenbar verkommenen Menschen, dem etwas Seife und Wasser nichts geschadet hätten. Der ehrwürdige Lyon blies die Flöte und sein Nachbar begleitete ihn mit der Geige. Einige wenige Data aus seinem Leben mögen diese Skizze beschließen:

Johann Christian Lyon wurde geboren in Leonberg, Württemberg, am 15. Febr. 1802. Im Mai 1817 landete er in Philadelphia. Mit nur 4 Dollars, die ihm geblieben, zog er landeinwärts, arbeitete einige Zeit bei einem Schreiner in der Nähe Lebanons, Pa., dann bei einem Bauer, erlernte später in Harrisburgh die Flaschnerei und fing dann ein eigenes und lohnendes Geschäft an. Im März 1826 wurde er nach langem Widerstreben bekehrt. Der Herr hatte ihn nicht ohne Züchtigungen gelassen.

Schon in seinem 12. Jahre stürzte er in seines Vaters Scheune drei Stock hoch herunter, und lag nun 25 Tage besinnungslos und dem Tode nahe da. Einmal wurde er vor einem traurigen Wassergrabe, in den Fluthen des Susquehannah, gerettet, nachdem er bereits zum dritten Male gesunken war, und ein anderes Mal wurde ihm von Straßenräubern all sein bis dahin gespartes Geld abgenommen. All diese Heimsuchungen betrachtete er selbst als Mahnstimmen Gottes an sein Herz. Nach seiner Bekehrung schloß er sich der Methodistenkirche an, und die, schon in seiner Kindheit stark gehegte Neigung zum Predigtamt erwachte von neuem. Er wurde bald Claßführer, dann Ermahner und im Jahr 1827 erhielt er die Lizens zum Predigen. 14 Jahre diente er im englischen Werke, worauf er, wie bereits oben berichtet, in das deutsche Werk im Osten gesandt wurde. Sein letztes Arbeitsfeld war Ost-Baltimore in 1861. Hier endete ein Schlagfluß, der ihn auch geistig trübte, seine Wirksamkeit. 7 Jahre später, am 16. März 1868, ging er, wie er oft gewünscht, am Himmelfahrtstage zu seiner Ruhe ein.

Acht Jahre später als Br. Lyon wurde Br. Caspar Jost nach der New York Conferenz transferirt. Er wurde geboren am 14. Dez. 1817 in Gau Algesheim, Hessen-Darmstadt, kam 1840 in dieses Land und ließ sich im Staat Missouri nieder. 1843 wurde er zum Herrn bekehrt und trat auch schon im folgenden Jahre in Verbindung mit der Missouri Conferenz, in welcher seine Wirksamkeit, sowie auch später in Quincy, Ill. (von 1847—49), mit großem Erfolg begleitet ward. Seine erste Bestellung im Osten (1850) war die Zweite Straße Kirche in New York, worauf er die Broadway Gemeinde in Baltimore bediente und dann Br. Lyon als Vorstehender Aeltester folgte. Von 1857—80 steht sein Name in Verbindung mit den hervorragendsten Arbeitsfeldern der Conferenz; in 1881 war er genöthigt, vom aktiven Dienst zurückzutreten, doch ahnte Niemand, daß sein Ende — er starb am 4. Dez. 1883 — so nahe sei.

Br. Jost war eine imponirende Persönlichkeit. Ausgerüstet mit einem klaren Kopfe, der immer wußte, was er wollte, und das Gewollte mit Umsicht, kluger Berechnung und Beharrlichkeit verfolgte, konnte es nicht fehlen, daß Br. Jost einen bedeutenden und in der Zeit, in welcher er Vorstehender Aeltester war, einen controllirenden Einfluß auf die Conferenz ausübte. Und das ist immer eine gefährliche Stellung. Auch für Br. Jost war die Rückwirkung dieses Einflusses auf ihn selbst nicht immer die vortheilhafteste. In seiner äußern Erscheinung war er achtunggebietend, eher Furcht als Vertraulichkeit und Zuneigung erweckend. Er erinnerte unwillkührlich an den deutschen Beamten, doch konnte er höchst leutselig sein. Er war es dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber immer. Sein administratives Talent war groß und jeder Schwierigkeit gewachsen, und es muß zugegeben werden, daß seiner Ernennung zum Vorstehenden Aeltesten alsbald eine beträchtliche Zahl neu aufgenommener Arbeitsfelder folgten. Auch ihn hat der Herr durch große Trübsale geläutert und für die Heimath drüben zubereitet. Selbst leidend sah er seine Gattin unter großen Schmerzen hinabsinken in das Grab, und als sie geendet, folgte er ihr in wenigen Monaten nach.

Am 11. April 1866 wurde die Ost-deutsche Conferenz mit 23 Predigern — 8 Prediger standen nebst diesen auf der Probeliste — unter dem Vorsitz von Bischof Janes organisirt. Die Statistik jenes Jahres ergab: 2061 volle Glieder, 367 Probeglieder, 33 Sonntagschulen, 549 Beamte und Lehrer und 3081 Schüler. Die Conferenz zählt gegenwärtig: 3799 Glieder, 671 Probeglieder, 57 Schulen, 950 Beamte und Lehrer und 5926 Schüler.

Vergleicht man obige Zahlen, so ist der Zuwachs in nahezu 20 Jahren gewiß kein erfreulicher; vergegenwärtigt man sich ferner die Thatsache, daß dieses Werk nahezu das Fünftel einer Million Dollars Missionsgelder gekostet hat, so werden diese Zahlen demüthigend. Eine bloße Zahlenbilanz ist jedoch nicht zulässig. Der Osten nimmt nun einmal im deutschen Werk unserer Kirche eine eigenthümliche Stellung ein. Viele unserer Glieder ziehen nach dem Westen und zwar meistens solche, die sich hier etwas erübrigt haben und deren Weggang gewöhnlich fühlbare Lücken macht. Es ist das allerdings eine alte, Entschuldigung, aber nichtsdestoweniger eine wahre.

Unsere westlichen Brüder schütteln manchmal etwas ungläubig die Köpfe und wollen von einem großen Zufluß aus dem Osten nicht viel gesehen haben. Sie bedenken nicht, daß die Mehrzahl der Wegziehenden nicht in unseren deutschen, sondern in englischen Gemeinden unserer Kirche und auch in anderen Benennungen (des Westens) eine kirchliche Heimath finden. Auch darf nicht vergessen werden, daß wir in dieser 6 Staaten umfassenden Conferenz nur 6 Landbestellungen haben, daß sich unsere Arbeitsfelder größtentheils in den größern Städten befinden und daß mithin alle Glieder, die sich in den Grenzen unserer eigenen Conferenz im Land oder in kleineren Städten eine Heimath suchen, für unsere deutsche Kirche verloren gehen. Und viele, zu viele Kinder unserer Glieder schließen sich englischen Gemeinden an. Nachdem wir sie groß gezogen und nicht wenige von ihnen, sammt ihren Eltern, zu einer gewissen Respektabilität herangebildet, müssen sie sich mit anglisirten

Namen in irgend einer englischen Gemeinde als Vollblut-Amerikaner geriren, d. h. — lächerlich machen. Ich lernte in einer gewissen Stadt eine Gemeinde kennen, deren ältere Glieder genug Kinder und Kindeskinder in den verschiedenen englischen Methodisten- und Presbyterianer-Gemeinden haben, mit denen man eine ansehnliche Kirche füllen könnte. — — Auch den großen Haufen Zeugen wollen wir nicht vergessen, der aus der streitenden in die triumphirende Kirche hinaufgegangen ist.

Und nun nur noch einen flüchtigen Blick in das Leben und Treiben der Gemeinden in früheren Zeiten. Die „gute alte Zeit"! Wie viele Seufzer werden ihr nachgeschickt! Und doch, wer möchte auch bei nur oberflächlichem Vergleiche zwischen Damals und Jetzt damalige Zustände und Verhältnisse zurückrufen? Die gute alte Zeit vor 30 und 40 Jahren hatte eben auch ihre Schattenseiten. Die Gemeinden waren klein und die Glieder mit seltenen Ausnahmen arm; man war mit den Verhältnissen der Geschwister vertraut, fühlte sich, in Ermangelung gesellschaftlicher Unterschiede, allen Andern ebenbürtig, und es verflossen Jahre, ehe der wohlhabender Gewordene es anstößig fand, wenn der noch immer Lumpen sammelnde Bruder an seiner Thüre klopfte, und das Dienstmädchen nach ihrem Herrn als Bruder Soundso fragte. In Folge dessen fand allerdings ein herzlicheres Entgegenkommen, ein kräftigeres Händeschütteln, ein ungenirteres Begegnen in und außer der Kirche statt. Dieses Allzuvertrautsein führte jedoch auch oft zu kleinen und kleinlichen Reibereien. Man konnte sich recht derb die Wahrheit sagen, und wenn die Geister manchmal auf einander platzten, war es für die damals noch meistens jungen und unerfahrenen Prediger keine geringe Aufgabe, das Kirchenschifflein durch die stürmischen Wogen aufgeregter Gemüther hindurchzusteuern.

Die Gottesdienste, in welchen die Geschlechter getrennt saßen, waren lebhafter und anregender als jetzt. Waren ein halb Dutzend oder mehr Geschwister etwa 10 oder 15 Minuten vor anberaumter Zeit beisammen, so wurde gesungen. Irgend jemand stimmte ein Lied an, die übrigen fielen ein, und der Gesang wurde fortgesetzt, bis sich der Prediger erhob und den Gottesdienst förmlich eröffnete. Von einem Singchor wußte man nichts. Ein vierstimmiger Kunstgesang mit Orgelbegleitung wäre den meisten, wenn nicht eine Todsünde, so doch der Grabgesang für das geistliche Leben der Gemeinde gewesen. Hatte der Prediger ein Lied ausgegeben, dann wurde derjenige zeitweiliger Vorsänger, der am raschesten und kräftigsten irgend eine passende oder auch unpassende Melodie anstimmte. Nicht selten rangen 3 oder 4 selbsterwählte Vorsänger um die Ehre und dann trug der beharrlichste und lauteste den Sieg davon. Während dem Gebet und auch während der Predigt hörte man hin und wieder ein kräftiges „Amen!" „Herr hilf!" „Gott gebe es!" u. s. w.

Der Grundton damaliger Predigten war: „Ihr müsset von neuem geboren werden." Um dieses große Thema gruppirten sich die ihm verwandten von dem Sündenelend des gefallenen Menschen, von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Buße, vom Glauben an Christum Jesum, von ewiger Seligkeit und ewiger Qual. Doktrinelle Abhandlungen über Taufe, Abendmahl, Gnadenwahl u. s. w., oder Beweisführungen für das Dasein Gottes, die Gottheit Christi, den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift und ähnliche Wahrheiten, waren höchst selten.

Der Prediger war damals noch nicht der Herr Pastor. Vielleicht weniger geachtet, aber mehr geliebt als jetzt, stand er auf vertraulicherem Fuße mit den Gemeindegliedern. Er war so arm als sie, und das ebnet gar gewaltiglich. Vielleicht mehr als irgend Jemand ahnte, trug der bunte Schlafrock Br. Lyons dazu bei, seinen Einfluß als Prediger der 40. Straße Kirche zu untergraben. Der alte Vater K. . ., eines der ältesten Glieder der Kirche und ein frommer obwohl beschränkter Mann, sah Br. Lyon eines Morgens in seinem Schlafrock und räsonirte nun in heiliger Entrüstung über den Hochmuth desselben, und obgleich Br. Lyon das kindlichste Gemüth hatte und sicherlich irgend etwas anderes eher als stolz genannt werden konnte, so wurde ihm hierdurch doch manches Herz entfremdet.

Eines andern Vorfalles, ehemalige Gefühle und Anschauungen charakterisirend, möchte ich erwähnen. Als die Brüder Hertel und Schwarz im Jahre 1858 ihren Verband mit dem östlichen Werk lösten, ersterer nach Californien, letzterer nach Deutschland gehend, wurde eine Abschieds-Versammlung in der Zweiten Straße Kirche gehalten und die Redner als die „Ehrwürdigen" A., B. und C. der Versammlung vorgestellt. Groß war die Entrüstung über diese hochmüthige Neuerung. Die Leute kannten die vorgestellten Herren eben nur als ihre Brüder Prediger, nicht als die „Ehrwürdigen". Sie hatten so unrecht nicht, und auch für die Gegenwart möchte ich sagen: Lassen wir das.

Auch damals nannte man die Sonntagschule die Pflanzschule der Kirche. Sie war es jedoch nur in beschränktem Maße. Hätte die Kirche vor 30 und 40 Jahren den vollen Werth der Sonntagschule verstanden, — o daß sie denselben heute genügend würdigte! — hätte man die Kinder durch katechetischen Unterricht, durch eine etwaige Vorstellung, durch irgend welche ent-

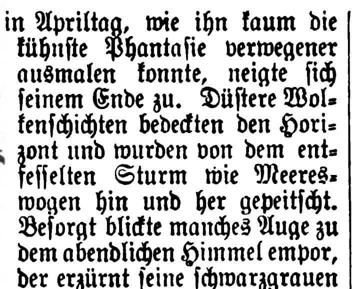
sprechende Mitteln zu fesseln, die Kirche zu ihrer Kirche zu machen versucht — die Ost deutsche Conferenz würde heute ihre Glieder nach ungleich größeren Zahlen zählen.

Wir hatten in der guten alten Zeit keine Hülfsmittel, kein „Haus und Herd", keinen „Bibelforscher", keine Wandkarten und keine illustrirten Blätter; wir hatten das A.B.C.-Buch, Lesebuch, Katechismus und Bibel. Und diese wären in den Händen tüchtiger Lehrer genügend gewesen. Aber wann hatten wir die wünschenswerthen Lehrkräfte in unsern Sonntagschulen? Auch heute noch nicht, und doch muß ein Vergleich zwischen früher und jetzt nur vortheilhaft für die Gegenwart ausfallen. Die genannten Hülfsmittel haben doch wenigstens ein gewisses Studium, einen gewissen Grad der Vorbereitung von Seiten des Lehrers nothwendig gemacht, und der Superintendent blättert heute nicht mehr erst am Sonntagmorgen in der Bibel, nach einer Lektion suchend, um dieselbe den völlig unvorbereiteten Lehrern und Schülern anzukündigen. Es ist um Vieles besser geworden, doch das Wünschenswerthe noch lange nicht erreicht. Möge das hundertjährige Jubiläum des deutschen Methodismus alle Thäler erhöht, alle Hügel und Berge erniedrigt, alles Unebene und alles Höckrigte gerade finden!

Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Skizze aus dem amerikanischen Pfarrerleben.

Von G. Baum.



Ein Apriltag, wie ihn kaum die kühnste Phantasie verwegener ausmalen konnte, neigte sich seinem Ende zu. Düstere Wolkenschichten bedeckten den Horizont und wurden von dem entfesselten Sturm wie Meereswogen hin und her gepeitscht. Besorgt blickte manches Auge zu dem abendlichen Himmel empor, der erzürnt seine schwarzgrauen Wolkenlocken schüttelte und eine unruhige Nacht ankündigte.

Ein Reiter auf schweißbedecktem Pferde sprengte mit Einbruch der Dunkelheit vor meine Thür und meldete mit fieberhafter Hast, daß Frau Ulrich in den letzten Zügen liege und meine Gegenwart wünsche. „Gut, reite nach dem Leihstall und hole meine Mary — Pferd — ich bin bereit," gab ich kurz zur Antwort und entfernte mich, um mich marschfertig zu machen. Rasch hatte ich meine Reisetoilette beendigt und schon nach einer Viertelstunde saß ich im Sattel und jagte mit meinem Begleiter der acht Meilen entfernten Ulrich'schen Farm zu. Es war ein Ritt des tollen Wetters würdig. Rabenschwarz war die Nacht und dabei sauste und brauste es in den Lüften, als zöge das wilde Heer zur Jagd. Kein Sternlein warf sein scheinendes Licht auf unsern dunklen Weg, der so stillschweigend zum Hals und Bein brechen einlud.

Etwa halbwegs trennte sich mein Gefährte von mir, um noch einen weiteren Auftrag zu erledigen. Vorsichtig trabte ich weiter, und als ich glücklich den letzten Waldessaum erreicht, der das Ulrich'sche Gut begrenzte, hielt ich mein keuchendes Pferd an und stieg ab. Unheimlich heulte der Wind durch das entlaubte Holz und die kahlen Fluren, und wahrlich ein solcher Erlkönigsritt bei Nacht und Wind darf durchaus nicht zu dem Hauptvergnügen eines Landpastors gerechnet werden.

Behutsam nahm ich meine Mary am Zügel und stolperte mit ihr den ausgewaschenen Bergpfad, der nach dem Hause führte, hinab. Hundegebell wurde hörbar und bald auch eine beschwichtigende Stimme, welche die Köter zur Ruhe wies. Schritte kamen näher und freundliches „Willkommen, Herr Pastor," belehrte mich, daß mir der Hausherr entgegen kam. „Guten Abend, August, was macht Louise?" frug ich, indem ich ihm den Zügel zuwarf und nach der Hausthür schritt. „Sie ist schlecht, sehr schlecht," erwiderte er in kummervollem Tone. Ohne Weiteres trat ich in das matt erhellte Zimmer, wo die Kranke lag. Ihre Großmutter, eine hochbetagte Matrone empfing mich trüben Blickes und deutete mit stummer Geberde nach der Kranken, die bereits im letzten Stadium ihrer Auflösung begriffen war. Gläsern starrte das Auge in das Leere, auf der Stirne perlte der Todesschweiß, die erblaßten Lippen preßten sich krampfhaft aufeinander und das schauerliche Todesröcheln wurde hörbar. Ach, alles schwindet, Herzen brechen, denen wir uns hier ergeben. In einem herzlichen Gebete empfahl ich die Sterbende der unendlichen Barmherzigkeit Gottes mit der Bitte, um des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi willen es auch mit ihrem Ende gut zu machen. Solche Momente, die den Sterblichen an den Markstein der Zeit stellen und Ewigkeitsschauer fühlen lassen, sind ergreifende und unvergeßliche

Augenblicke, deren Feierlichkeit die Seele auf Schwingen heiliger Andacht vor Gottes Thron trägt und dort im Bewußtsein, nur der Ewige steht siegend über'm Staube, seufzend fleht:

Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Stiller und stiller wurde es draußen in der Nacht, aber auch drinnen in der Sterbekammer des einfachen Farmhauses. Nur hin und wieder pochte ein leichter Windstoß wie eine unsichtbare Geisterhand an die Fenster, daß sie ängstlich klirrten. Des Sturmes Macht schien sich draußen gebrochen zu haben, während hier vor unsern Augen ein junges Leben den letzten Kampf um's Dasein kämpfte. Rascher und rascher eilte das Lebensschifflein durch den Ocean der Zeit nach dem Gestade der Ewigkeit und wenige Minuten vor 10 Uhr hatte die bewußtlos Schlummernde den Friedenshafen der seligen Ruhe erreicht und war im himmlischen Vaterland gelandet. Wie die ausklingenden Töne eines riesigen Orgelwerks, sanft und mild, so waren draußen in der finstern Nacht die letzten Accorde des gewaltigen Sturmconcerts verrauscht und hatten einer friedlichen Stille Platz gemacht.

Drinnen aber, im Lager der entseelten Gattin und Mutter, erhob sich nun ein Sturm des Schmerzes und der Klage, dessen herzzerreißender Jammer Mark und Bein durchdrang und doch — die Thränen sie wecken die Todten nicht auf. Der Tod ist immer schrecklich, aber am schrecklichsten doch, wenn er hereingreift in's volle Leben. Wenn er den Menschen in der Fülle seiner Jahre, wie hier die blühende junge Mutter, in den Sarg legt.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist der Menschen Leben!

Nach einigen Worten des Trostes und der Ermahnung an die Trauernden lehnte ich mich in den Schaukelstuhl und blickte gedankenvoll in das prasselnde Kaminfeuer, das knisternd an dem schwarzen Schlot emporzüngelte.

Der Tod, der soeben an uns vorübergeschritten, hatte wieder einmal so recht der Menschen Pläne gekreuzt und gezeigt, daß Gottes Gedanken nicht immer die unsrigen sind, und daß der Mensch wohl denkt, Gott aber lenkt.

Vor etwa 2 Jahren kam die Entschlafene, eine Nichte des reichen Farmers Ulrich, aus Braunschweig in dieses Land und fand bei ihrem Onkel, einem Geistesverwandten des Bauern im Evangelium (Luc. 12, 15—29), Aufnahme und Unterkommen, und als er erfuhr, daß sie gar die Erbin eines beträchtlichen Vermögens sei, das ihr väterlicherseits zugefallen, war das Wesen mit dem lieben Bäschen groß. Sobald der unersättliche Nimmersatt dieß erfahren, stand sein Entschluß fest, die theure Nichte unter allen Umständen an seinen Familienwagen zu ketten und um jeden Preis das schöne Vermögen mit dem seinigen zu verschmelzen.

Sein Erstgeborener und sonst Niemand mußte ihr Gatte werden, denn wer in aller Welt hätte auch die unerfahrene hübsche Nichte, die so mutterseelenallein dastand, besser beschützen und behüten können als ihr mütterlicher Vetter, der Sohn des wohlhabendsten Farmers der Umgegend. Ein gewisses Verhältniß entspann sich bald unter den Augen des besorgten und wachsamen Vaters, dessen Schlußscene eine angebliche Flucht in der alten Staatskarosse nach West Virginien und eine heimliche Trauung (da eine solche nach den Gesetzen Ohios zwischen Geschwisterkindern nicht gestattet ist) der beiden minderjährigen Verwandten bildete. Wüthend donnerte der erzürnte Vater bei jeder sich bietenden Gelegenheit über den ungerathenen Sohn und die pflichtvergessene Dirne,, die durch diesen leichtfertigen Streich seine Ehre und seinen guten Ruf auf's höchste befleckt hatte, während doch Jedermann wußte, daß das Ganze nur das Werk seiner Habsucht war und er im Geheimen sich in die Faust lache und sich gratulire, daß seine Anschläge so trefflich gelungen. Die öffentliche Meinung hatte ihn gerichtet, doch was kümmerte dieß den reichen, im Geiz verknöcherten Mann, er hatte seinen Zweck erreicht und alles Uebrige war ihm gleichgiltig und wozu hätte sich auch der Besitzer von mehreren hundert Acker Land um das Urtheil einiger armer Schlucker scheeren sollen, die überhaupt Gott danken dürften, daß er sie in seiner Nähe leben ließ.

Der Vogel saß jetzt im Käfig und die goldenen Eier mußten bald kommen, so und nicht anders rechnete der schlaue Geizhals in seiner verwitterten Blockhütte, und in dieser sicheren Voraussetzung kaufte er dem jungen Paar eine stattliche Farm und richtete sie häuslich ein, doch ach, statt des Geldes kam der kalte Tod, statt der Freude das bittere Leid in's Haus. Die minderjährige Gattin des minderjährigen Mannes führte der schwarze Fürst der Schatten erbarmungslos aus dem Reiche der Lebendigen hinab in die stille Gruft der Todten, die glückliche Mutter vom Schauplatz ihrer Wirksamkeit hinunter in's enge dunkle Grab zum thatenlosen Schlummer. Ja, ja, der Tod, dieser gräßliche Würger hatte das ganze Rechnungsexempel des filzigen Wucherers, das er so vorsichtig aufgestellt, über den Haufen geworfen, denn laut Testaments-Bestimmung soll das Vermögen nebst Zinsen, falls die Erbin vor ihrem 21. Lebensjahr mit Tod abginge und Leibeserben hinterlasse, bis zu deren Volljährigkeit in Deutschland gerichtlich verwaltet werden.

Am Beerdigungstag der Verblichenen wurde

ihr hinterlassenes Kind, ein holdes Knäblein, durch den Akt der heiligen Taufe in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Wohl ahnte das liebliche Wesen nicht, als es so unschuldsvoll lächelte, welch herber Verlust es betroffen,

Und sie, die mich geboren,
War früh für mich verloren.
Ich mußte ihr Grab als Kind schon sehn.

nicht daß ein in seinen Hoffnungen getäuschter Großvater, dem der Mutter früher Tod seine Absichten vernichtet und der es nun in die Pflege genommen hatte, wohl den Morgen seiner Kindheit durch eine rauhe und liebeleere Behandlung trüben werde. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Die Mutter zog ihr Kind nach. Nach Jahr und Tag hatte der kleine Dulder überwunden und wir betteten ihn zu seiner letzten Ruhe neben der heimgegangenen Mutter. Durch diese Wendung der Geschichte fand die Erbschafts-Angelegenheit ihren endgiltigen Abschluß und fiel den im Testament genannten Personen, die sämmtlich in Nord-Deutschland wohnten, zu und somit hatte der Alte von der Sturmes Creek das Nachsehen.

Der Egoismus.

Zu deutsch Selbstsucht. Und eigentlich ist dieser Ausdruck viel bezeichnender als der lateinische oben, denn er bedeutet siechen, d. h. kranken am eigenen Ich; will sagen, der Selbstsüchtige hat kein gesundes Selbst oder Innerstes. Dasselbe ist krank, hat krankhafte Wünsche, krankhafte Triebe, krankhafte Anschauungen. Damit sind wir mitten in der Erbsünde, in dem angebornen sündigen Verderben, das nicht darin besteht, daß etwa ein Trieb neben andern guten Trieben böse, sündig wäre, nein, sondern darin, daß alle Triebe, in ihrem Quellpunkt, dem Ich eine verkehrte Richtung haben, anstatt auf Gott, auf das eigene Selbst, auf die eigene werthe Person, was in der höchsten Spitze bis zur Selbstvergötterung und gänzlichen Scheidung von Gott führen kann.

Nun, von dieser Selbstsucht bringt jedes Menschenkind ein Stück auf die Welt. Das kann jede Mutter bei kleinen Kindern schon erfahren. Diese Grundverkehrtheit des menschlichen Herzens kann sich als Drang, Trieb auf drei Hauptziele werfen: auf Besitz, auf Genuß und auf Macht. Das Erste nennen wir Habsucht, das Zweite Genußsucht und das Letzte Herrschsucht — Augenlust, Fleischeslust und hoffährtiges Leben*) 1 Joh. 2, 16. Die Erziehung hat die Aufgabe fort und fort in Gemeinschaft des Kindes einen Kampf zu führen gegen diese Mächte. Denn kein Erzieher sollte diese Grundkrankheit der menschlichen Natur, die in den genannten drei Hauptformen sich ausbildet, außer Acht lassen und immer wieder dem Vordringen ihrer bösen Ausflüsse seinen Widerstand entgegensetzen.

*) Nach dem Grundtext heißt es da Prahlerei des Lebens, es will gesagt sein, daß man sich dessen rühmt, die Macht des Lebens zu besitzen, man sei des Lebens frei, mächtig, stehe in einem Herrscherverhältniß zu demselben.

Bekanntlich findet sich bei den Kindern eine gute Portion Egoismus. Ueberall: in den Kleidern, im Essen, im Spielen, in jeglichem Besitze wird sich dieses einhörnige Thier sehen lassen. Manche haben im Egoismus etwas Anderes sehen zu müssen geglaubt. Lachend konnten sie den egoistisch streitenden Kindern zusehen und die Selbstsucht des Einzelnen nur für die berechtigte Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit halten. So wurde dann von den Betreffenden nie viel dagegen gethan. Allein unserer Ansicht nach macht sich die eigene Persönlichkeit Anderen gegenüber viel besser durch Aufopferung, Dienstleistung, Theilnahme, Rücksicht und Liebe geltend. Dies ist eine wahrhaft berechtigte Geltendmachung des Ichs. Und hiezu ist das Kind anzuhalten und jeglicher Egoismus mit Beharrlichkeit, liebender Anleitung und vom religiösen Standpunkt aus Liebe weckend, auszurotten.

Das opferfreudige Geben der Kinder für Missions- und Armenzwecke, wozu sie angehalten werden, hat da gewiß auch einen hohen erzieherischen Zweck; denn jedes Kind, das den Cent oder Thaler, den es vom Onkel bekommen, zu beliebiger Verwendung, freudig der Mission oder den Armen opfert, oder das ein Spiel, an dem es Freude hat, einem Bäschen hergeben kann, ist gewiß auf dem besten Wege, den Egoismus seines Herzens zu ertödten.

Für Andere denken, für Andere leben und Anderen eine Freude machen, muß das Kind als das Schönste und Beglückende ansehen und erfahren lernen. Das wohlthuende Gefühl, einem Andern etwas Gutes gethan, eine Freude bereitet zu haben, ist so süß, daß es das zweite und dritte Mal desto leichter zu einer solchen Handlung zu bringen ist.

(Christian Tischhauser.)

Weihnachten bei „Kaisers“.

Schließlich sind sie doch auch nur Menschen, diese Kaiser mit ihren Kaiserinnen, Prinzen und Prinzessinnen, und sie essen, trinken und schlafen nicht nur wie wir gewöhnlichen Sterblichen, sondern sie freuen sich auch wie wir und erweisen einander Liebes und Herzliches gerade wie wir. Und so feiern sie auch das Weihnachtsfest in der landesüblichen Weise, höchstens mit dem Unterschied, daß sie etwas mehr Christbaum haben, — aber Idee und Wesen des brennenden Christbaums, um welchen sie am Heiligen Abend sich und die Ihrigen versammeln, sind und bleiben dieselben, ob es ein ganzer brennender Wald von 12 Tannen, wie im Berliner Kaiserschloß, oder ein ausgewachsener Waldbaum von fünfundzwanzig Fuß Höhe, der in einem Felsen wurzelt, ist, wie in der Wiener Kaiserburg. Von diesem letzteren Riesen-Christbaum lesen wir:

„Die Weihnachtsfeier ist bekanntlich für den derzeitigen österreichischen Hof ein Doppelfest, da dieselbe mit dem Geburtstage der Kaiserin zusammenfällt. Letztes Jahr gewann dieses Doppelfest dadurch noch an Bedeutung, daß durch die Geburt der Erzherzogin Elisabeth, des ersten Sprößlings des kronprinzlichen Paares, der kaiserliche Familienkreis um ein Mitglied vermehrt worden war. Schon seit Wochen waren sowohl Kronprinzessin Stephanie als auch Erzherzogin Marie Valerie, mit verschiedenen Handarbeiten, sowie nicht minder mit dem Aussuchen und Einkaufen von Geschenken beschäftigt. Auch die „kleinste Frau“, Erzherzogin Elisabeth, trug indirekt das Ihrige bei. Nach einer vom Hofphotographen Angerer vor einigen Wochen im Laxenburger Schlosse aufgenommenen Photographie wurden von dem Maler Wailand zwei besonders gelungene Porträts der kleinen Prinzessin gemalt, wovon das eine als Weihnachtsgeschenk für die königlichen Großeltern in Brüssel, das andere aber für die kaiserlichen Großeltern in Wien bestimmt war. Der Christbaum, der alle diese Bescheerungen beleuchtet, ist eine riesige Tanne mit drei vergoldeten Reifen, an denen ringsumher eine große Anzahl kleiner Wachskerzen angebracht ist. Die Tanne, welche in der Mitte des Empfangssaales der Kaiserin im Amalienhofe aufgestellt ist, reicht mit ihrem Gipfel bis nahe an die Decke desselben, von welcher aus ein Engel, von derselben herabschwebend, angebracht ist. Der Fuß des Baumstammes ruht auf einem mit Moos und anderen Pflanzen bewachsenen Felsenhügel. Auf weißgedeckten Tischen in der Nähe des Baumes ist die Christbescheerung ausgebreitet. Es sind dies zumeist werthvolle Antiquitäten, Bilder und Handarbeiten. Dieselben sind gegenseitige Geschenke der kaiserlichen Familienmitglieder. Auf separaten Tischen sind dann wieder Geschenke, zumeist Schmuckgegenstände und auch praktische Gegenstände für die Umgebung des Herrscher- und Kronprinzenpaares aufgestellt. Der Kaiser und die Kaiserin selbst leiteten die Bescheerung, und es fehlte nicht an Ueberraschung und heiteren Zwischenfällen, wie sie gerade diesem Familienfest einen so unbeschreiblichen Reiz zu leihen pflegen.“

Von den zwölf Weihnachtsbäumen im Berliner Kaiserlichen Schloß und der Bescheerungsfreude, welcher sie leuchteten, lesen wir in einer Berliner Zeitung das Folgende:

„Alljährlich werden zwölf Tannenbäume zu Weihnachten in das Palais des deutschen Kaisers gebracht und im blauen Saale auf zwei langen, einander parallel laufenden Tischen aufgestellt. Auf denselben werden auch die Geschenke für den Hofstaat und die Mitglieder des kaiserlichen Hauses aufgestellt. Auf zwei besonderen Tischen ruhen rechts und links die Christbescheerungen für das Kaiserpaar. Die Bescheerung für Kaiser Wilhelm befindet sich auf der Tischgruppe rechts vom Eingange. Unter dem brennenden Baume fällt zunächst ein Aquarell in die Augen, die im maurischen Styl, in Roth und Gold ausgeführte Façade eines maurischen Palastes; ein Goldrahmen umschließt das Kunstwerk, auf dessen Etikette wir lesen: Calle de Granada; die Geberin schrieb auf den begleitenden Zettel: „Papa von Kronprinzessin Victoria.“ Das Geschenk der Kaiserin ist eine prächtige Porcelanvase auf dreifüßigem Gestell. Zwei weitere Vasen tragen den Zettel: „Papa von Fritz.“ Prinz Wilhelm und seine Gemahlin haben ebenfalls zwei kostbare Majolica-Vasen mit Postamenten aus edlem Holze dargebracht, außerdem eine schöne Photographie in schwarzem Rahmen, das junge Fürstenpaar im Brustbilde darstellend; diese Geschenke trugen die Aufschrift: „Großpapa von Wilhelm und Augusta Victoria.“ Eine Fülle weiblicher Handarbeiten, von den Enkelinnen gefertigt, bedeckt einen Theil der Tafel, kostbare Waffen aus den Werkstätten von Toledo, von „Fritz“ dem „Papa“ aus Spanien mitgebracht, ein Stahlfederhalter von erstaunlicher Dicke und mit immenser Feder, und eine Menge anderer Gegenstände, kunstvoll und kostbar, erfreuen das Auge des Kaisers. Auch Pfefferkuchen fehlen nicht: ein großer brauner trägt die Aufschrift „Weihnachten 1883“. Der Platz der Kaiserin, links vom Eingange in den Ballsaal, weist zunächst vier große rothe Porcelanvasen mit kostbarer Bemalung auf, — Ge-

schenke des Kaisers. Von demselben sind auch zwei seltsam und kunstvoll geformte hohe Vasen aus Schmiedeeisen. Zwei flache Majolica-Vasen tragen den Zettel: „Mama von Fritz und Victoria.“ Ein auf hellem Holze gemaltes antikes Gemälde, eine Scene aus der biblischen Geschichte darstellend und vom Kronprinzen aus Spanien mitgebracht, trägt den Zettel: „Mama von Fritz;“ ein anderes Gemälde kam „von Fritz und Louise“, den badischen Herrschaften; eine meterhohe und entsprechend breite Holztafel, kunstvoll in bunter, altdeutscher Schrift mit einem Gebete bemalt, ein Werk der Großherzogin Louise von Baden, trägt die Widmung: „Mama von Louise;“ Handarbeiten liegen auch hier in verschiedenster Gestaltung, und schließlich sei auch noch eine goldumrahmte Photographie des jüngsten Urenkelchens erwähnt.“

Ein Adventsabend.

Da sitze ich wieder im einsamen Stübchen, draußen leuchten die Sterne, und im Herzen klingen Advents- und Weihnachtslieder. All der göttlichen Gnade und Liebe gedenk' ich, die uns in dieser Zeit geworden und träume mich zurück zu der Krippe und dem Gesang der Engel.

Auf einmal trappelt's vor meiner Thür, feine flinke Schritte, polternde Knabenschritte, elastische Frauenschritte. Was ist das? Ich öffne, da steht richtig wieder die Freundin, dieses Mal mit ihren kleinen Musikanten. — „Heute bescheren wir unsern Weihnachten, willst du helfen?“ — „Ob ich will? Natürlich, aber ich habe noch nichts bereit.“ — „Thut nichts, komm nur mit!“ — Also wie damals, eilig Mütze und Tuch und dann hinaus vor das Thor. Da liegt in einem großen Garten kalt und einsam ein steinernes Haus; die Läden sind geschlossen, aber durch eine Spalte schimmert ein schmaler Lichtstreifen hinaus in den winterlichen Raum. Und das Herz, welches dort schlägt, ist auch verschlossen, kalt und steinern, und weiß nichts von der Gnadensonne und von der Liebe, die ihren einigen Sohn gab. — „Dem wollen wir einmal in's Gewissen singen, Kinder, hübsch und kräftig und aus voller Brust, wie in der Kirche!“ sagte die Freundin. Die kleinen Musikanten setzten ein: „O du fröhliche!“ Wie das klang! So feierlich und jauchzend hinauf zu den Sternen. Drinnen aber ist alles still. — Mir klopft das Herz. Der Lichtstreifen bewegt sich hin und her, der Laden thut sich ein wenig aus einander, sonst nichts. „Frisch, ihr Kinder.“ „Nun singet und seid froh.“ — Als der letzte Ton verklungen, öffnet sich das Fenster. „Wer singt hier?“ tönt es rauh. — „Euch ist heute der Heiland geboren, Hallelujah!“ singen die Kinder. Der Laden schloß sich. — „Nun noch eins zum Schluß, und dann nach Hause!“ — Das Lied ist aus, wir huschen aus dem Tannendunkel zurück in die Straße und das Laternenlicht. „Was weiter?“ fragte ich unbefriedigt, „glaubst du, das solle ihm helfen?“ — „Ich hoffe es,“ erwiderte die Freundin, „so ein Lied aus kindlich frommen Herzen thut oft Wunder, wir aber können nur still warten, ob nicht ein Samenkörnlein des Glaubens ihm aufgehen mag.“ — Mir träumte in der Nacht von dem finstern, einsamen Mann, dem steinernen Hause und dem schmalen Lichtstreifen, und ich dachte, sein bestes Christgeschenk sei doch, wenn er über Nacht ein fleischern Herz bekäme. Und seht ihr, so ist's auch noch gekommen, nur nicht so rasch, wie ich in meinem Unverstand gemeint. Die Lieder haben an das Herz geklopft, da sind die Bilder seiner eigenen Kinderzeit vor ihm heraufgestiegen, mit Vater und Mutter unter dem strahlenden Christbaum, sein erster Schulweg, die Confirmation, der Spruch, damit er eingesegnet, — wo war sie hin, die goldene Jugendzeit? Wie hatte er sein anvertrautes Pfund genützt? Sie klingen hinauf zu den Sternen, die alten, süßen Lieder und rufen auch ihm zu:

> Welt war verloren, Christ ist geboren,
> Freue dich, freue dich Christenheit!

Und wie es nun gekommen ist, daß er Schritt für Schritt weiter kam in der Erkenntniß, ich kann es nicht sagen, aber das ist gewiß, sein kaltes Haus ist hinfort nicht einsam und dunkel mehr, ich selber habe darnach den Christbaum darin leuchten sehen, und es ist offen für alle Bitten und Klagen, denn das Herz ist verwandelt und schlägt in Liebe für seine Brüder.

Ja, was meine ich nun? Denkst du, ich verlange, du sollst auf offener Straße Adventslieder singen? Da würde sich die Polizei möglicherweise dreinlegen, lieber Leser. Nein, aber suchen sollst du, so dir ein steinern Herz begegnet, ob in dem Laden davor nicht auch ein kleiner Lichtspalt ist, dahinein du schlüpfen kannst mit Wort und Lied, um die längst schlummernden Erinnerungen an die Krippe und das Jesuskindlein aufzuwecken zu neuem Leben und Wachsen. Ueberleg's einmal!

Sonntagschul-Lektionen.

Trunksucht.

Sonntag, 7. Dez. — Sprüche 23, 29—35.

29. Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Zank? Wo ist Klagen? Wo sind Wunden ohne Ursach? Wo sind rothe Augen?
30. Nämlich, wo man beim Wein liegt, und kommt auszusaufen, was eingeschenkt ist.
31. Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein;
32. Aber darnach beißt er wie eine Schlange, und sticht wie eine Otter.
33. So werden deine Augen nach andern Weibern sehen; und dein Herz wird verkehrte Dinge reden.
34. Und wirst sein wie einer, der mitten im Meere schläft, und wie einer schläft oben im Mastbaum.
35. Sie schlagen mich, aber es thut mir nicht wehe; sie klopfen mich, aber ich fühle es nicht. Wann will ich aufwachen, daß ich's mehr treibe?

1. Grundgedanke. „Sei nicht unter den Säufern und Schlemmern." Spr. 23, 20.

2. Ort und Zeit der Abfassung. Wie in der vorletzten Lektion.

3. Zusammenhang. Die Weisheit, d. h. Frömmigkeit führt immer zu einem guten, die Thorheit und Gottlosigkeit stets zu einem bösen Ende; letzteres wird nun an einem auch sonst in den Sprichwörtern öfters behandelten einzelnen Beispiel aus dem Leben nachgewiesen, d. h. am Laster der Trunksucht, das wie im ganzen Alterthum, so auch in Israel nicht ganz so selten gewesen sein kann, da sich in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments so viele und ernste Warnungen gegen die Unmäßigkeit finden. Kein Laster ist weiter verbreitet, keines bringt mehr Elend über den Menschen und die Familie. In unserem Lande sollen jährlich 50—60,000 Trunkenbolde ins Grab sinken. Die beste Bewahrung vor der Trunksucht ist die Enthaltsamkeit, die durch die Kraft Gottes ausgeführt werden kann. Auch um Anderer willen, um der Bruderliebe willen sollen wir uns der geistigen Getränke enthalten, damit wir ein gutes Beispiel geben.

4. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Das Wehe (V. 29 u. 30).

Kein anderes Laster ruinirt so leicht und so tief und vollständig den ganzen Menschen nach Leib und Seele, sein Gut und Ehre und Gewissen, seine Familie u. s. w. wie die Trunksucht. Insonderheit ist mit keinem andern Laster die Gefahr zu heftigen Gemüthserregungen, leidenschaftlichem Zorn, Zank, Hader, Haß, Mord und Todtschlag oder auch zu bösen fleischlichen Lüsten, zu Unreinigkeit, Unzucht und Unkeuschheit so unmittelbar nah verbunden, als gerade mit ihr. Deßgleichen ist es gewiß, daß die Unmäßigkeit die Hauptschuld nicht nur an den allermeisten Verbrechen, sondern auch an einer Menge von Krankheiten, besonders auch vielen Geisteskrankheiten (Säuferwahnsinn) und Selbstmorden trägt, vrgl. Offenb. 21, 8; 22, 15.

b) Die Warnung (V. 31—35).

V. 31. Der Wein reizt den Menschen durch seine schöne Farbe und lieblichen Geschmack und die belebende, erheiternde Wirkung auf die Nerven. Aber man soll dieser Versuchung widerstehen und ihn nicht begehrlich und lüstern ansehen, wie Eva mit der verbotenen Frucht that, die auch so lockend vor ihr hing und so unschuldig aussah; mit ihrem Blick und ihrem wiederholten Verlangen und Verweilen fing ihr Verderben an, so noch jetzt bei allen Sünden ohne Unterschied, die auch anfangs lockend, lieblich, reizend und unschuldig scheinen, bis der Mensch sich hat verführen lassen, dann erst kommt die bittere Täuschung an den Tag (1 Mos. 3, 6 ff.).

V. 32. Aber hernach, dieß ist dann das unvermuthete, aber sicher eintretende Ende. So glatt er in den Mund einging, so scharf beißt er im Herzen; diese quälende Pein der Gewissensbisse wird mit dem giftigen Stich der Otter verglichen. Doch ist eigentlich das Ausspritzen des Giftes gemeint und die „Otter" ist wörtlich übersetzt: der Basilisk, eine zwar kleine aber sehr giftige Schlange, eine Art Natter, deren Biß ausnahmslos tödtlich ist. Doch darf man dabei wohl auch an die brennenden Schmerzen leiblicher Krankheiten denken, die, wie z. B. die Wassersucht und andere, sehr häufig dem Trunkenbold ein frühzeitiges Ende bereiten, seine besten Lebenskräfte verzehren, ihn untüchtig zur Arbeit, launisch, mißvergnügt und unmuthig machen, verdrossen zu allem, widerwärtig gegen Andere u. s. w. Auch die V. 29 schon genannten „rothen Augen" gehören zu diesen schlimmen leiblichen Wirkungen unmäßigen Trinkens, das namentlich Entzündung des Bluts hervorruft.

V. 33. Zu diesen leiblichen Schäden kommen aber auch die noch viel schlimmeren geistigen Zerrüttungen und entsittlichenden Wirkungen des Lasters, das namentlich wollüstige Regungen und „verkehrte Reden", d. h. dummes und wüstes Geschwätz hervorbringt. Der Trunkenbold fällt von einem Laster ins andere und sinkt schnell und sicher von Stufe zu Stufe, denn sein Gefühl wird abgestumpft, sein Gewissen eingeschläfert, sein Gedächtniß und Urtheil geschwächt, sein Willen zuletzt ganz entnervt, sein Charakter geschändet, seine Kraft verzehrt.

V. 34. Ein Trunkenbold gleicht einem mitten im brandenden Meer und im tobenden Sturm auf dem Mastbaum des schwankenden Schiffes eingeschlafenen Menschen, der fühllos und ahnungslos der größten und dringendsten Gefahr ausgesetzt und rettungslos verloren ist. Das Bild drückt sehr gut das haltlos Schwankende im ganzen Wesen eines solchen armen Menschen aus, der um so ärmer ist, je mehr er eigentlich ganz allein selber die Schuld an seinem und der Seinigen Elend trägt, Niemand als nur er allein war sein eigener schlimmster Feind und das alles um eines elenden flüchtigen Sinnen-Genusses willen.

V. 35. Man sollte meinen, Gefahr und Schande würde den Trunkenbold doch zuletzt abschrecken, aber statt dessen macht er es vielmehr nur immer ärger. Kein Laster macht so gleichgiltig gegen alle Mahnungen und Warnungen Gottes und der Menschen, wie dieses; mit dem Genuß wächst die böse Lust und das Bedürfniß nach ihrer immer stärkeren Befriedigung, immer mehr und immer rascher. Ein Säufer ist zuletzt gar nicht mehr Herr seiner selbst,

sondern ist ein willenloses Spielzeug seines unseligen Durstes, dem er zuletzt gar nicht mehr widerstehen **kann**, so gern er auch **wollte**. Nur gründliche Bekehrung hilft, mit festem Vorsatz zur Enthaltsamkeit, langsamem Abgewöhnen richtet man gewöhnlich nicht viel aus, auch nicht **bloße** „Gelübde", wo nicht eine **innere Umwandlung und Erneuerung des ganzen Herzens und des ganzen Menschen durch den Geist Gottes vorangeht**. Aeußere Mittel (selbst ärztliche), veränderte Umgebung und Lebensweise, namentlich tüchtige Arbeit mögen die Heilung **unterstützen**, aber **wirken** kann sie nur Gott allein.

5. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Warnung gegen starkes Getränk.

1) Es verursacht Streit, Zank, Klagen, Wunden, Thränen. V. 29.
2) Es bringt allerlei Verderben über den Menschen. V. 31. 32.
3) Es erregt die Lüste. V. 33.
4) Es kettet den Menschen.

Sonntag, 14. Dez.

Die Eitelkeit irdischen Wohllebens.

Pred. 2, 1—13.

1. Ich sprach in meinem Herzen: Wohlan, ich will wohl leben, und gute Tage haben. Aber siehe, das war auch eitel.
2. Ich sprach zum Lachen: Du bist toll, und zur Freude: Was machst du?
3. Da dacht ich in meinem Herzen, meinen Leib vom Wein zu ziehen, und mein Herz zur Weisheit zu ziehen, daß ich ergreife was Thorheit ist, bis ich lernete, was den Menschen gut wäre, das sie thun sollten, so lange sie unter dem Himmel leben.
4. Ich that große Dinge; ich bauete Häuser und pflanzte Weinberge.
5. Ich machte mir Gärten und Lustgärten, und pflanzte allerlei fruchtbare Bäume drein;
6. Ich machte mir Teiche daraus zu wässern den Wald der grünenden Bäume.
7. Ich hatte Knechte und Mägde, und Gesinde; ich hatte eine größere Habe an Rindern und Schafen, denn alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren;
8. Ich sammelte mir auch Silber und Gold, und von den Königen und Ländern einen Schatz; ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen, und Wollust der Menschen. allerlei Saitenspiel;
9. Und nahm zu über alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren; auch blieb Weisheit bei mir;
10. Und alles, was meine Augen wünschten, das ließ ich ihnen, und wehrete meinem Herzen keine Freude, daß es fröhlich war von aller meiner Arbeit; und das hielt ich für mein Theil von aller meiner Arbeit.
11. Da ich aber ansahe alle meine Werke, die meine Hände gethan hatten, und Mühe, die ich gehabt hatte; siehe, da war es alles eitel und Jammer, und nichts mehr unter der Sonne.
12. Da wandte ich mich, zu sehen die Weisheit, und Klugheit, und Thorheit. Denn wer weiß, was der für ein Mensch werden wird nach dem Könige, den sie schon bereit gemacht haben?
13. Da sahe ich, daß die Weisheit die Thorheit übertraf, wie das Licht die Finsterniß.

---

1. Grundgedanke. „Da sahe ich, daß die Weisheit die Thorheit übertrifft, wie das Licht die Finsterniß." Pred. 2, 13.

2. Zeit und Ort der Abfassung lassen sich nicht genau bestimmen.

3. Einleitende Vorbemerkungen über den Verfasser des Buches: Gewöhnlich wird auch dieses wie die Sprichwörter dem **Salomo selbst** zugeschrieben und würde es dann jedenfalls erst in seine letzte Lebenszeit fallen wie jene; dazu würde allerdings ganz gut passen, was der „Prediger" über seine Weisheit (1, 16 ff.), seinen Reichthum (2, 4 ff.) u.s.w. sagt, weil kein anderer König in Israel ähnlich von sich reden könnte. Doch stehen dieser Ansicht auch sehr gewichtige Gründe entgegen: Zwar nennt er sich ausdrücklich „Davids Sohn, König über Israel", aber andererseits heißt es auch 1, 12: „Ich, Prediger, **war** König", während doch Salomo seine Königswürde niemals niedergelegt hat; er selbst hätte also schreiben müssen: „Ich **bin** König"; ebenso wird von ihm in 12, 9 ff. in der dritten Person, also ganz wie von einem Fremden geredet, der längst gelebt hat und gestorben ist. Daß er soviel von der **Eitelkeit** alles irdischen Lebensgenusses redet, könnte man sich, wenn Salomo selbst der Verfasser wäre, nur so erklären, daß er in seinem hohen Alter über seine Abgötterei Buße gethan hätte (1 Kön. 11, 4 ff.), dann müßte man aber in seinem Buche doch auch irgendwo eine Spur von dem Bekenntniß seiner Sünde finden (ähnlich wie in Ps. 51 von **David**), auch berichtet die Geschichte nichts von einer solchen Umkehr, die doch bei ihm so wenig hätte verschwiegen werden können als, z.B. bei dem viel unbedeutenderen König **Manasse**. Trat sie aber nicht ein und blieb es bei der bloßen Drohung Gottes, ihm sein Königreich zu schmälern, so konnte diese allein, während er doch faktisch im vollen Besitz und Genuß seiner Macht und Herrlichkeit blieb, unmöglich so großen Eindruck auf ihn machen, daß er selber diese Klage über die nichtige Vergänglichkeit alles irdischen Besitzes und Glücks abgefaßt hätte. Die meisten neueren Erklärer, auch streng bibelgläubige, nehmen daher an, daß erst ein **späterer Verfasser** im Rückblick auf Salomos Geschichte, als sich jenes Gericht in der Zeit der babylonischen Gefangenschaft schon schrecklich erfüllt hatte, dieses Buch **in Salomos Namen** verfaßte, also für ihn gelten wollte, ähnlich wie wir schon in der Einleitung zur Lektion am 23. Nov. von einem Theil der Sprichwörter sahen, die auch nicht von Salomo selbst herrühren und doch in die Sammlung **seiner** Sprüche aufgenommen sind, auf eine solche spätere Zeit und zwar die **persische** (etwa 400 v. Chr.); also die Zeit **Esras**, **Nehemias** und **Maleachis** weist schon die etwas verschiedene Sprache, ferner, daß so viel vom Druck schlechter Obrigkeiten die Rede ist, was in die Glanz- und Blüthezeit der Friedensregierung Salomos gar nicht paßt, (vrgl. 4, 1; 5 7 ff.; 10, 6 ff.; 15—19 u.s.w.), die Bezeichnung der **Priester** als „Gesandte Gottes" (5, 5 ganz wie in Maleachi 2, 7), das Hervortreten der **Weisheit** an Stelle der prophetischen Weissagung (6, 11; 12, 12) und andere Anzeichen dieser Art mehr, auch der Name des Buches selbst, der im Grundtext nicht „Prediger", sondern eigentlich „Predigerin" heißt, also sicherlich nicht auf den **Mann** Salomo selbst

gehen kann, sondern nur auf eine gedachte Persönlichkeit, die gleichsam nur in seiner Rolle spricht.

4. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die eitle Thorheit (V. 1—10).

V. 1. Von dem im ersten Kapitel geschilderten Versuch, im Suchen nach theoretischer Weisheit und praktischer Lebensklugheit Befriedigung und Genüge zu finden, wendet sich der Prediger nun zum Sinnengenuß, wahrlich eine große Thorheit des großen Weisen, weil dieser schon an sich um seiner Vergänglichkeit willen das Herz noch weit leerer lassen muß, als jene; dort handelt sich's ja doch wenigstens noch um geistige Dinge, hier nur noch um leibliche, irdische, fleischliche. Und doch hat auch der größte deutsche Dichter Göthe in seinem größten Gedicht, im Faust, diesen selbst den ganzen gleichen Weg einschlagen lassen. In meinem Herzen, der Weise wird als im Selbstgespräch begriffen vorgestellt. Wohlleben, d. h. sich gütlich thun, sich's bequem und angenehm machen, das Leben genießen; er meint und hofft, hier wenigstens für den ersten Augenblick Genuß finden zu können, am Anblick des Schönen, der reizenden Sinnenlust, an Reichthum, Vergnügen und Freude aller Art, die er in Hülle und Fülle beschauen und durchkosten, sich daran satt sehen und erquicken will, um den brennenden Durst nach etwas wahrhaft und wirklich Erquickendem wenigstens für kurze Zeit löschen zu können. Eitel, eigentlich: ein vergänglicher Hauch, ein hinfälliges, verschwindendes Nichts.

V. 2. Du bist toll, wörtlich: ich sprach zum Lachen: Unsinn (nehmlich: bist du)! d. h. es schien mir bald nicht der geringste Grund mehr zum Fröhlichsein und zur Freude vorhanden zu sein, so hohl und leer war alles, die, die noch darüber lachten und sich lustig machten, erschienen ihm wie tolle Narren und Unsinnige. Die den meisten Sinnengenuß begleitende ausgelassene Lust und Fröhlichkeit ist auch in der That nichts anderes, als eine tolle Narrheit, die eigentlich die Beachtung eines vernünftigen Mannes und vollends eines „Weisen" gar nicht verdient. Etwas ganz anderes ist es mit der wahren Freude, d. h. dem dankbaren und fröhlichen Genuß der göttlichen Gaben, die sich niemals so toll und ausgelassen geberdet.

V. 3 geht er über zur Aufzählung der einzelnen Dinge und Genüsse, worin er seine Lust und Befriedigung suchte; zuerst wird genannt der Genuß des Weines, dem er sich hingeben wollte, um seinen Leib damit zu laben (nicht: davon wegzuziehen) und etwa darin ein glückliches Vergessen zu suchen (vrgl. Spr. 31, 4. 5). Offenbar meint er damit nur einen mäßigen Genuß, denn er will ja dabei dennoch „sein Herz zur Weisheit leiten und ziehen", was der Trunkene nicht kann. Der Sinnengenuß ist ihm nicht Selbstzweck, wie dem Trunkenbold, der sich darin ganz und gar betäubt, dem es nur wohl ist, nicht wenn er trinkt, sondern wenn er sich betrinkt, und der in dem übermäßigen Genuß gänzlich untergeht, sich darin völlig verliert, sondern er ist ihm nur Mittel, er meint dadurch in Folge der erregenden Wirkung des Weines auf das Nervensystem zur rechten „Weisheit" kommen zu können, wie schon die Alten das (freilich nicht wahre) Sprichwort hatten: „Im Weine ist Wahrheit." In Wahrheit aber macht der Wein gerade nicht weise, sondern er macht sehr oft die Weisen zu Thoren und Narren.

V. 4—6. Die großen Dinge sind große Werke oder Unternehmungen, wie z. B. die königlichen Prachtbauten, wovon 1 Kön. 7, 1 ff.; 9, 19 die Rede ist. Von den Weingärten ist auch Hohelied 8, 11 die Rede. Die Lustgärten sind Parkanlagen mit Zier- und Schattenbäumen, aber auch Nutz- und Obstbäumen bepflanzt. Zu ihrer Bewässerung dienten die Teiche, künstliche Wasserleitungen, wohl auch mit Springbrunnen und anderen Wasserkünsten, denn in jenem Lande ist der trockene heiße Sommer so lang, daß ohne derartige Vorkehrungen die Vegetation bald ihr schönes, frisches und grünes Aussehen verliert. Jetzt noch zeigt man die Spuren und Reste dieser „Teiche Salomos" bei Bethlehem, vrgl. auch Hohelied 7, 5; Nahum 2, 14.

V. 7. Das zahlreiche Hofgesinde (Sklaven) war theils zur Bestellung und Pflege der schon genannten ausgedehnten Gartenanlagen, Lustschlösser und Prachtbauten nöthig, theils überhaupt ein Zeichen von Reichthum und hohem Rang und Stand. Schon in der Patriarchenzeit finden sich solche „Knechte und Mägde", die ganz zur Familie gehörten und sich mit ihren Nachkommen in ihr forterbten, vrgl. 1 Mose 14, 14; 17, 13; ebenso ist auch dort schon der große Heerdenbesitz erwähnt, worin ja bei einem Nomadenvolk wie Israel war und z. B. die heutigen Araber noch sind, das Vermögen hauptsächlich bestand, vrgl. 1 Mose 12, 16; 30, 43. Salomo erbte ohne Zweifel die großen Heerden des David, 1 Chron. 27, 29 ff., schon um mit ihrem Ertrag seine Tafel zu bestreiten (1 Kön. 5, 3); dazu kommen dann V. 8 noch allerlei reiche Schätze an Edelmetall. Zu Jerusalem waren, damit sieht der „Prediger" also bereits auf eine lange Reihe israelitischer Könige zurück, folglich kann er nicht Salomo selbst sein, denn dieser war erst der dritte in ihrer Zahl (vrgl. 1, 16).

V. 8. Die Quellen dieses Reichthums waren vor allem Schifffahrt und Handel (vrgl. die Einl. zur Lektion am 9. Novbr.) besonders mit fremden Völkern, ferner die Abgaben seines eigenen, der Kriegstribut unterworfener Nationen, die Beute aus den früheren Feldzügen und Siegen unter David. Die hier genannten „Könige" sind natürlich solche zinsbar gewordenen, vrgl. 1 Kön. 5, 1; 10, 15. Die „Länder" dagegen schwerlich fremde, sondern sein eigenes ganzes Reich, das er zu leichterer Steuereintreibung in 12 Kreise oder Provinzen eingetheilt hatte (1 Kön. 4, 7 ff.). Dazu kamen dann auch freiwillige Geschenke befreundeter Herrscher wie Hiram von Phönizien, die Königin von Saba u. s. w. Ueber den wahrhaft riesigen Reichthum Salomos vrgl. 1 Kön. 9, 28; 10, 10 ff.; 14 ff.; 21 ff.; 2 Chron. 1, 15 ff. Sänger und Sängerinnen und Saitenspiel, also eine eigene Hofkapelle, um durch Musik die Tafelfreuden zu erhöhen (Amos 6, 5; Psalm 5, 12) und auch sonst zu allerlei Vergnügen und Lustbarkeiten zu dienen, an die Tempelmusik ist hier natürlich nicht zu denken wie 1 Kön. 10, 12; dagegen denke man an 1 Kön. 11, 3; Hohelied 6, 8 und ähnliche Stellen, insonderheit auch an den zahlreichen weiblichen Hofstaat, Tänzerinnen rc.

V. 9 und 10. Nahm zu, nehmlich an Reich-

thum, Ehre und Macht und sogar an Weisheit, was sich nur dann erklärt, wenn er persönlich in diesem lustigen Lebensgenuß und sinnlichen Freuden nicht in Uebermaß verfiel; die wahre, rechte und göttliche Weisheit (Sprüche 1, 7; Psalm 111, 10 u.s.w.) war es aber wohl schwerlich. Jedenfalls muß man dies ganz als einen Ausnahmefall und wohl auch als eine besondere göttliche Bewahrung ansehen, nachahmen darf man es aber nicht, etwa mit Berufung auf Salomos Beispiel, dem es ja auch „nichts gethan habe," als Vorbild stellt ihn der Prediger überhaupt gar nirgends auf. Was die Augen wünschen, denn mit dem begehrlichen Blick fängt es an, vrgl. 11, 9; Ps. 145, 15; 1 Joh. 2, 16. Von aller meiner Arbeit, er führte also gar nicht blos ein träges, müssiges Genuß- und Faullenzerleben; nur der richtige Wechsel von Ruhe und Arbeit, Anstrengung und Erholung giebt wahren Genuß und erquickt den Menschen, ohne dieses tritt Uebersättigung und Eckel ein, und erhält nur Arbeit, namentlich körperliche, den Menschen genußfähig, d.h. gesund und frisch; die bloße Ruhe erschlafft und entnervt.

b) Die wahre Weisheit (V. 11—13).

V. 11. Mitten in diesem, wenn auch nicht wüsten und unmäßigen, doch üppigen und sinnlichen Genußleben erwacht in Salomo die Sehnsucht nach dem Ewigen, das alle diese Herrlichkeit nicht geben und gewähren kann, weil sie selber nichts dauerndes und bleibendes ist (1 Joh. 2, 16). Der Mensch, der für Gott und die Ewigkeit geschaffen ist, findet in allen irdischen Gütern, Lüsten und Freuden nichts, was seines unsterblichen Geistes würdig wäre und ihn ganz und voll befriedigen könnte. Auch Salomos Arbeit und Mühe, sein ernstes Streben nach nützlicher Thätigkeit konnte ihm nicht völlig genügen, denn auch dies hielt die Probe der Ewigkeit nicht aus, weil es auch nur aufs Irdische gerichtet blieb; es war der Zeit und Anstrengung, die es kostete, nicht werth, deckte diese Kosten nicht, die darauf verwandt wurden. Alles sein mühselig Erworbenes und Errungenes hielt am Ende doch nicht Stich, es war bei näherer Betrachtung für ihn ohne wahren Nutzen, Vortheil und Segen für sein Herz, sondern auch nur „eitel", ja sogar Jammer, Unheil, Noth, Sorge und Leid.

V. 12. Weisheit und Tollheit (gerade nicht: „Klugheit") und Thorheit (oder Unsinn); diese alle will er einer genauen Prüfung unterwerfen, sie vergleichen und ihren wahren Werth durch gegenseitige Abwägung herauszufinden suchen; das Resultat dieser kritischen Forschung steht dann in V. 13. Der Schluß von V. 12 ist abermals unrichtig übersetzt; es sollte heißen: Denn was wird der Mensch thun, der kommen wird nach dem König (als sein Thronfolger)? und dann als Antwort auf diese Frage: Dasselbe, was sie (die Menschen alle im Allgemeinen und überhaupt) schon längst gethan haben, d. h. auch der wird es wieder ebenso machen wie sein Vorgänger: erwerben, genießen, unbefriedigt sein. Der „Prediger" selbst möchte dagegen etwas besseres, er möchte volle Genüge finden, darum stellt er jene Prüfung an und will sehen, was bei unbefangener Vergleichung und unpartheiischem Urtheil herauskommt.

V. 13. Das Ergebniß der Untersuchung ist der unvergleichlich hohe Werth der Weisheit, die unendlich hoch über der Thorheit steht, denn sie stammt von Gott, dem Vater des Lichts (Jak. 1, 17) und ist deshalb selbst licht und helle, vrgl. Spr. 6, 23; Matth. 6, 23; Joh. 8, 12; alles andere aber vergeht (Hebr. 11, 10).

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Alles ist eitel. Nämlich alles Irdische. Die Fleischeslust, Wohlleben. V. 1. Die Hoffahrt, die Ehre. V. 4. 5. 6. Die Augenlust, Besitz. V. 7—10. Die Gottesweisheit übertrifft die eitle Thorheit. V. 11—13. Sie befriedigt besser als wohlleben. Sie führt höher als irdische Ehre. Sie bringt größere Schätze als irdischer Besitz.

Sonntag, 21. Dez. **In der Jugend soll man des Schöpfers gedenken.** Pred. 12, 1—14.

1. Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und die Jahre herzu treten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht.

2. Ehe denn die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden, und Wolken wiederkommen nach dem Regen.

3. Zur Zeit, wenn die Hüter im Hause zittern, und sich krümmen die Starken, und müßig stehen die Müller, daß ihrer so wenig worden ist, und finster werden die Gesichter durch die Fenster;

4. Und die Thüren auf die Gasse geschlossen werden, daß die Stimme der Müllerin leise wird, und erwacht, wenn der Vogel singet, und sich bücken alle Töchter des Gesangs,

5. Daß sich auch die Hohen fürchten, und scheuen auf dem Wege; wenn der Mandelbaum blühet, und die Heuschrecke beladen wird, und alle Lust vergehet; (denn der Mensch fährt hin, da er ewig bleibt, und die Kläger gehen umher auf der Gasse;)

6. Ehe denn der silberne Strick wegkomme, und die güldene Quelle verlaufe, und der Eimer zerläche am Born, und das Rad zerbreche am Born.

7. Denn der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.

8. Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, ganz eitel.

9. Derselbe Prediger war nicht allein weise, sondern lehrte auch das Volk gute Lehre und merkte und forschte, und stellete viel Sprüche.

10. Er suchte, daß er fände angenehme Worte, und schrieb recht die Worte der Wahrheit.

11. Diese Worte der Weisen sind Spieße und Nägel, geschrieben durch die Meister der Versammlungen, und von einem Hirten gegeben.

12. Hüte dich, mein Sohn, vor andern mehr; denn viel Büchermachens ist kein Ende, und viel predigen macht den Leib müde.

13. Laßt uns die Hauptsumma aller Lehre hören: Fürchte Gott, und halte seine Gebote; denn das gehöret allen Menschen zu.

14. Denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, das verborgen ist, es sei gut oder böse.

---

1. Grundgedanke. „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend." Pred. 12, 1.

2. Zeit und Ort. Siehe letzte Lektion.

3. Zusammenhang. Wenn der „Prediger" in der letzten Lektion nicht blos irdischen Besitz und Genuß, sondern nach Kap. 2, 3 u. 9 selbst die „Weisheit" zu dem Eitlen, Leeren und Nichtigen rechnet, so meint er damit natürlich blos die rein menschliche, nur aufs Irdische und Vergängliche gerichtete Weisheit, die eigentlich selbst nur Thorheit ist. Was er

von der wahren göttlichen und himmlischen Weisheit hält, das hat er selbst am Schluß der vorigen Lektion noch nachdrücklich genug ausgesprochen. Jetzt zeigt er zum Schluß seines ganzen Buches, was denn nun der eigentliche Kern und Inhalt dieser wahren Weisheit sei, nehmlich Frömmigkeit, Gottesfurcht und ernstes Selbstbesinnen und Selbstprüfen im Angesicht der Ewigkeit, des Todes und Gerichts, wie er auch sonst schon, z. B. Kap. 11, Berufstreue und Wohlthun als die rechte Selbstbereitung empfohlen hat. Man könnte die Lektion auch so zusammenfassen: a) Die Jugend eilt so schnell, bald naht das Alter schon! (1—7). b) Hör' auf der Weisheit Wort und folg' ihr gern, mein Sohn! (8—13). c) Denk' an die Rechenschaft vor Gottes Richterthron! (V. 14).

4. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Böse Tage (V. 1—7).

V. 1. Den bösen Tagen des Alters gehen die guten der Jugend voraus, deren hoher Werth für den Menschen darin besteht, daß sie ihm durch die Frische und Empfänglichkeit des Geistes und Körpers, durch die Gesundheit, Kraft und Energie, die sie ihm verleihen, zugleich auch eine größere Fähigkeit und Tüchtigkeit mittheilen, mit seinem Gott in innige und feste Gemeinschaft zu treten und durch diese Eingründung und Einwurzelung des ganzen Menschen in Gott und in die Ewigkeit ihn geschickt machen, auch Wechsel und Verlust des Irdischen und Zeitlichen desto leichter zu ertragen. Das Herankommen des Todes, der allmählich aber sicher naht, wird nun, um dasselbe desto tiefer einzuprägen, in einer Reihe bildlicher Darstellungen veranschaulicht und ergreifend beschrieben, V. 2 ff., eine Schilderung, die zu dem schönsten in dieser Art gehört. Die Jugend ist also die rechte Zeit, um Gott und dem Guten nachzugehen und sich dasselbe dauernd und bleibend anzueignen. Gedenke! also namentlich auch in der steten Erinnerung an alle seine Wohlthaten Leibes und der Seele, welche gerade die Jugend so reichlich genießt und in herzlicher Dankbarkeit für dieselben. Dieß wird dann auch zu freudigem, demüthig kindlichem und treuem Gehorsam gegen ihn führen. Wie man in allen Dingen, wo man später etwas Rechtes und Gediegenes leisten, etwas Ganzes werden möchte, frühzeitig mit dem Sammeln von Kenntnissen und Geschicklichkeit und der Uebung derselben anfangen muß, so auch mit dem Christenthum; auch die Ehrfurcht und Liebe gegen Gott, Glaube und Vertrauen gegen ihn wachsen und gedeihen am besten im weichen Boden eines Kinderherzens!

V. 2. Nun folgt die Schilderung des Alters und seiner Gebrechlichkeit, worin seine freudenlosen und entbehrungs- und leidensvollen Zeiten ausgemalt werden. Zuerst wird nur im Allgemeinen gesagt, daß dann alles Gefühl und Verständniß für die Lebensfreude und Gottes Herrlichkeit in der Natur aufhört und abgestumpft wird: mit der Genußfähigkeit stirbt auch der Genuß selbst, die Seele wird matt, dürr und trocken und mit dem äußeren Licht erlischt auch die Sonne der Freude. Das Leben beginnt zu dämmern und die Macht des finsteren Todes und des dunklen kalten Grabes bricht herein. Die Quelle des Lebens beginnt zu versiegen. Es wird trüb und düster um den Menschen, wie im Sturm eines gewitterschwülen Himmels.

V. 3 geht nun auf die einzelnen Züge näher ein: Der ganze Bau des Leibes ist erschüttert, die Hüter des Hauses zittern, d. h. die Arme, die den Menschen gegen Feinde und Gefahren schützen, gegen Angriffe von außen sicher stellen. Die Starken, eigentlich: „Männer der Kraft" (wie 5 Mose 3, 18 und 1 Sam. 14, 53 die Kriegsleute heißen) sind die Beine, als die welche den ganzen Leib stützen und tragen; wie Arm und Hand schwach und zitterig wird, so krümmen sich die Kniee unter der Last der Jahre, sie verlieren ihre Tragkraft und Sprungkraft, wie jene die Spannkraft und Tragkraft. Der ganze Leib, der hier wie Jes. 38, 12; 2 Cor. 5, 1; 2 Pet. 1, 13 ff. mit einem Haus verglichen wird, scheint zu wanken und zu schwanken und droht einzustürzen. Die Müller (eigentlich: Müllerinnen, denn im Alterthum wurde das Getreide vielfach von Sklavinnen auf der Handmühle gemahlen, 2 Mose 11, 5; Matth. 24, 41) sind natürlich die Zähne, denen das Kauen schwer wird und die auch bei nachlassendem Appetit nicht mehr so viel zu thun haben (stehen müßig). Die Fenster sind die Augen, aus denen die Seele heraussieht und deren Sehkraft und Licht allmählich abnimmt (vrgl. 1 Mose 27, 1; 48, 10; 1 Sam. 3, 3), sie werden trüb.

V. 4. Die Thüren auf die Gasse (nicht: auf der Gasse) sind die in Folge der Zahnlosigkeit einfallenden und fest zusammengepreßten Lippen. In Folge davon wird auch das Sprechen undeutlicher und leiser, der Schall der Mühle (nicht: Müllerinnen) fällt, d. h. sinkt herab zum bloßen Flüstern, auch die Töchter des Gesanges, d. h. die Lieder bücken sich, fallen und sinken herab zu einem schwachen Zirpen, wie das Zirpen eines kleinen Vogels. Nach anderer Deutung sollen sich die Worte: „und erwacht, wenn der Vogel singt" auf die Schlaflosigkeit des Alters beziehen, das schon beim kleinsten Geräusch aus seinem leichten Schlummer aufwacht.

V. 5. Daß sich auch die Hohen fürchten, besser: „auch fürchten sie (die Alten) sich vor der Höhe," das Steigen wird ihnen beschwerlich, Kraft und Athem reichen nicht mehr recht aus. Wenn der Mandelbaum blüht, die weiße Mandelblüthe ist ein sehr passendes Bild für das weiße Haar; nach Anderen: wenn selbst die Mandel, eine der wohlschmeckendsten und köstlichsten Früchte des Morgenlands, verschmäht wird, d. h. weil Einem im Alter nichts mehr recht schmecken will. Die Heuschrecke (Grille) wird beladen, eigentlich: wird lästig, das Allerkleinste und Leichteste fühlt der Greis schon wie eine schwere, drückende Last; oder auch: sie wird lästig wegen ihres Springens, Hüpfens und Zirpens, das die schwach und empfindlich werdenden Nerven nimmer recht ertragen können. Schwer sind die folgenden Worte: und alle Lust vergehet, jedenfalls deuten sie an, daß im Alter der Mensch stumpf und gleichgiltig, unfähig und untüchtig zu den sinnlichen Lebensgenüssen wird, deren Reize die gesunkene Kraft der Natur nicht mehr zu befriedigen vermag; der Mensch wird unempfindlich und unempfänglich für sie, launisch, verstimmt und verdrossen. Denn der Tod steht ihm nun nahe bevor, er soll hinein in sein enges Haus, wo er doch bleiben muß, d. h. in das Grab, wohin ihm nur Trauer, Thränen

und Wehklage (Todtenklage bei der Leiche) nachfolgen.

V. 6. Der silberne Strick ist der Lebensfaden, der dann abreißt. Das folgende Bild ist so zu verstehen, daß sich der Dichter sein Leben denkt wie eine an silberner Schnur hängende Lampe, der das Oel ausgeht; denn das mit goldene Quelle übersetzte Wort, das allerdings Jos. 15, 19 eine wirkliche natürliche Wasserquelle bedeutet, ist in Sach. 4, 2. 3 Bezeichnung der Schalen oder Oelbehälter am Leuchter. Gold und Silber sind genannt, um den hohen Werth des Menschenlebens und auch des Menschenleibes (vrgl. 1 Cor. 6, 19) zu bezeichnen; wie das goldene glänzende Oel das Licht nährt, so das noch viel edlere Blut unser Leben (3 Mose 17, 14). Zugeführt wird es aber dem Leib durch das Herz, das wohl mit dem Eimer des (Lebens-) Bornes verglichen ist, während das Rad desselben vielleicht am besten auf den regelmäßigen Kreislauf des Blutes selbst im ganzen Leibe geht, nicht auf das Ein- und Ausathmen der Lunge, deren Luft freilich das eigentlich belebende, beseelende und darum unentbehrliche Lebenselement des Leibes bildet, mit den Athembewegungen hört zuletzt alles auf, wenn sie in's Stocken gerathen.

V. 7. Der Mensch besteht aus einem irdischen, sichtbaren Leib und einer unsichtbaren unirdischen Seele; auch jener war ursprünglich zur Unsterblichkeit (durch fortgesetzte Nahrung vom Lebensbaum im Paradiese) bestimmt, die dieser letzteren als einem geistigen Wesen (Hauch aus Gottes Mund, 1 Mose 2, 7) von selber ihrer Natur nach zukömmt. Durch die Sünde wurde der Leib sterblich, 1 Mose 3, 19. Die Seele aber kann dieß niemals werden, weil sie Ausfluß aus Gottes Geist selbst ist, der seinem eigenen Begriff nach nothwendig unsterblich sein muß. Die Seele geht also nicht, wie der Materialismus lehrt, mit dem Körper zu Grund, weil sie nur die „Kraft dieses Stoffes" ist und aufhört, wenn die stofflichen Elemente wieder sich zersetzen und auflösen; nein, sie ist nicht auch eine bloße Materie, ein „belebter Stoff", sondern selbst das Leben, das den stofflichen Theilen des Leibes selber erst ihr Leben giebt. Daher ist sie unzerstörbar, denn „Leben, das im Tod aufhört", ist gar kein Leben, sondern ein Widerspruch in sich selber; nur die Lebenserscheinungen, nicht die Lebenskraft hört auf. Diese wird nicht mit jenem vernichtet, sondern sie kehrt in die Urquelle alles Lebens, in Gott selbst, zurück, der sie gegeben hat. Er gab sie aber als persönliche Seele; also geht sie nicht in ihn zurück, um nun in ihm unterzugehen, sondern um persönlich in seiner Gemeinschaft fortzuleben, Person mit Person (also nicht pantheistisch: verschwindend im All), sonst könnte auch nachher (V. 14) nicht von einem Gericht die Rede sein, das doch Selbständigkeit, Freiheit, persönliche Verantwortung voraussetzt.

b) Gute Lehren (V. 8—13).

V. 8. Der Prediger schließt, womit er angefangen hat (1, 2), mit der Nichtigkeit, Eitelkeit, Leerheit, Vergänglichkeit und Verkehrtheit alles blos Irdischen ohne Gott.

V. 9 sollte übersetzt sein: übrigens war dieser Prediger (der hier redet) ein Weiser &c., also eine Art Nachtrag zu seinem Buche und über seine persönlichen Verhältnisse.

V. 10. Angenehme Worte sind hier nicht solche, die dem Zeitgeschmack huldigen oder schmeicheln und um die Gunst des Volkes buhlen, sondern: wohlgesetzte Worte, solche, die den Ernst der Wahrheit nicht verleugnen oder beschönigen, und ihm nichts nachgeben, aber doch durch gefällige und wie V. 11 zeigt, treffende und leichtbehältliche Form etwas Anziehendes haben und eben durch dieses Gewinnende nur desto mehr wirken und desto eindringlicher werden.

V. 11. Die „Weisen und Meister der Versammlungen" deuten darauf hin, daß außer dem „Prediger" selbst auch noch Andere sich mit solchen Weisheitssprüchen und dem Lehren derselben beschäftigten. Ohne Zweifel bestand schon seit Salomos Zeit eine eigene Zunft solcher Leute, die in späteren Zeiten nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft das Collegium der sogenannten „großen Synagoge" bildeten. Mit Spießen und Nägeln werden diese Lehren verglichen wegen des scharf Zugespitzten und Treffenden (oft wohl auch Verwundenden) in der Form und der damit zusammenhängenden leichten Behaltbarkeit, weil sie sich tief einprägten und gleich fest im Gedächtniß sitzen blieben, wie eingebohrt, wohl auch oft einen heilsamen Stachel, Sporn und Widerhaken darin zurückließen (vrgl. auch 2 Petri 1, 21: 2 Tim. 3, 16). Und von Einem Hirten gegeben, d. h. es waltet in ihnen allen ein und derselbe göttliche Geist, der sie eingegeben hat (Inspiration).

V. 12. In der damaligen Zeit besonders kamen durch Berührung mit vielen heidnischen Völkern (Perser und Griechen) und der wachsenden Bildung allerlei fremde Lehren und Meinungen auf, die bedenklich, ja gefährlich werden konnten für den reinen Gottesglauben Israels; daher warnt der „Prediger", sich mit derartigen Richtungen des Zeitgeistes und Zeitgeschmacks zu viel einzulassen, man soll sich lieber nur ausschließlich an das halten, was aus jenen rechtmäßigen Quellen der göttlichen Weisheit geflossen ist; sonst verliere man sich leicht in eitle und leere Buchgelehrsamkeit und Vielgeschäftigkeit mit allerlei unnützen Fragen und Ansichten, die zuletzt den Menschen doch nicht befriedigen, sondern nur hohl machen. Nicht als ob er alles und jedes weitere (auch weltliche) Studium einfach ignoriren oder gar an und für sich verbieten wollte, wohl aber soll alles am Maßstab des geoffenbarten göttlichen Wortes, als der einzigen und ausreichenden Norm aller Wahrheit gemessen werden. Unsere Jugend heutzutage und hierzulande dürfte man eher ermahnen, mehr zu lesen und gründlicher zu studiren!

V. 13. Hauptsumma, d. h. Hauptinhalt, Kern und Stern alles Wissens und Lehrens, Zweck, Ziel und Ende aller Wissenschaft und Weisheit ist die Gottesfurcht (vrgl. Spr. 1, 7). Dieß ist Gottes ausdrücklicher Befehl und Wille an alle Menschen, weil sie alle seine Geschöpfe sind (Micha 6, 8; 5 Mose 6, 2); auch zum Lernen gehört nicht bloß aufmerksames Hören und Horchen, sondern williges Gehorchen.

c) Ein ernster Schluß (V. 14).

Man soll dieß alles aber namentlich auch thun im Hinblick auf die dereinstige Rechenschaft vor Gottes gerechtem Gericht und seine ewige

Vergeltung, die sich streng an das Thun und Lassen der Menschen auf Erden hält (Röm. 1, 16 ff.; 2, 6 ff.; Apg. 17, 30 ff.; 1 Cor. 4, 5; 2 Cor. 5, 10). Dort sind wir alle, wie wir sind, nicht wie wir scheinen, und empfangen, was unsere Thaten werth sind. „Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richtstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfahe, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse" und „welcher geben wird einem jeglichen nach seinen Werken."

6. Andeutungen für Ansprachen und Wiederholungs-Uebungen.

(Diese Andeutungen stimmen mit denen im Bildersaal überein.)

Jugend gedenke an den Schöpfer. Warum? 1) Weil du es schuldig bist. 2) Weil der Gottesdienst in der Jugend am leichtesten ist. 3) Weil das Alter Hindernisse bringt. 4) Weil es gut für dich ist. — Wie? 1) Im Ernst und in der Wahrheit. 2) So, daß du ein Gotteskind wirst. 3) So, daß du Früchte bringst, damit du im Gericht bestehen kannst.

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Krampfadern. Sobald Blutcirkulationsstörungen eintreten, werden die Adern wegen ihrer leichten Ausdehnung an einzelnen Stellen erweitert und bilden Knoten unter der Haut, in verschiedener Menge und Größe. Frauen haben diese Leiden am meisten zu bekämpfen; das Blut zieht sich in gewisse Adern des Fußes hinunter, es wird ihm der Rückfluß erschwert und durch dieses entstehen Krampfadern.

Kennzeichen: Der Kranke hat entsetzliche Schmerzen im Bein, ähnlich wie Rheumatismus und Fieber, welche gar oft mit Kindbettfieber verwechselt werden. Wird die Krankheit nicht im Anfang entdeckt und richtig behandelt, so mag sie schlimme Folgen nach sich ziehen. Die kleinen Knoten bilden sich größer und größer, bis sie bei manchen Frauen einen Umfang erreicht haben, so groß wie eine halbe Hand. Inwendig tritt Entzündung ein, die Haut wird dunkelblau und glänzend, das Bein schwillt an und bricht auf. Die Krankheit ist mit großen Gefahren verbunden und selbst, wenn man glaubt, sie sei geheilt, kehrt sie oft wieder zurück.

Behandlung: Die Krankheit muß im Anfangsstadium richtig behandelt werden, die erste Sorge muß sein, alles was die Blutcirkulation hemmen kann, zu beseitigen. Strumpfbänder müssen entfernt, die Röcke ganz locker gebunden oder an Achselbändern getragen und durch eine horizontale Lage dem Blut der Rückfluß erleichtert werden. Dann hole man aus der Apotheke Dr. Traks Magnetic Ointment, mache es heiß am Ofen und gieße etwas in die erwärmte flache Hand und reibe das Bein vom Fuß nach oben zu ein. Dann lege man eine erwärmte rothe wollene Binde um das Bein und zwar so, daß man von den Zehen am Fuße anfängt und nach aufwärts wickelt. Es darf aber die Binde nicht klaffen oder Falten werfen, darf auch keine Stelle unbedeckt bleiben. Die Binden leisten insofern wesentliche Dienste, weil dadurch die Hauptnerven zusammengedrückt und so das Blut gezwungen wird, in den tiefer liegenden Adern nach dem Herzen zurückzufließen. Auch verhindert man durch das Binden das Aufplatzen einzelner Krampfadern; dann ziehe man über die Binde einen weichen wollenen Strumpf. Abends und Morgens sollte das Bein eingerieben werden. Es mag 10 bis 12 Wochen nehmen, aber der Kranke wird geheilt und die Krankheit kehrt nie wieder zurück.

Rathschläge in Betreff des Reisens. Es ist unrichtige Sparsamkeit, wenn man sich während des Reisens etwas abzieht. Lieber schränke man sich in anderer Hinsicht ein. Nie versäume man eine regelmäßige Mahlzeit, weil der geforderte Preis vielleicht etwas hoch scheint. Unregelmäßiges Essen, in Verbindung mit der ungewohnten Bewegung des Fahrens, bringt bald eine Störung im körperlichen Wohlbefinden hervor. Was sonst ein Vergnügen wäre — das Besichtigen der stets wechselnden Scenerie — wird langweilig und physisch und geistig ermüdet, kann man froh sein, wenn man nicht vollständig erkrankt, ehe eine lange Reise beendet ist. Stets gönne man sich bequeme Nachtruhe, die in sitzender Position nicht möglich ist. Man überzeuge sich, daß der Wärter das Bett so macht, daß das Kopfende in entgegengesetzter Richtung des Fahrens ist, mit anderen Worten, man schlafe mit den Füßen nach vorn. Dann ist man dem Luftzug, der durch die Fensterritzen oder offenen Fenster eindringt, nicht so ausgesetzt. Während der Sommernächte kann das Fenster am Fuße des Bettes ein wenig offen stehen. Die einwehende Luft trifft die Extremitäten und reinigt die gewöhnlich drückende Atmosphäre des Schlafwaggons. Die Pajama, ein kürzlich aus Japan importirtes Nachtkleid, ist sehr bequem, wenn man viel Nachts fährt. Es besteht aus einer lose sitzenden wollenen Jacke oder Hemd, und weiten wollenen Hosen — man kann es in den Ellenwaarenhandlungen der größeren Städte kaufen oder leicht nach einem Muster zu Hause anfertigen lassen. Wir fanden es während der Tausende von Meilen umfassenden Touren in den letzten beiden Jahren sehr bequem als Schutz gegen Erkältung. Vor dem Schlafengehen ersuche man den Wärter, daß er den Waggon gut lüftet, ohne daß direkter Zug auf die Lager stattfindet. Die Ventilatoren an beiden Enden des Waggons sollten geöffnet bleiben.

Agr.

Fast jedes Frühjahr und auch im Herbst reisen Agenten herum im Lande, um Bäume und Sträucher zu verkaufen. An zwei Eigenschaften kann man dieselben leicht erkennen. Erstens können sie recht fließend und glatt ihre Waare anpreisen und zweitens haben sie ein Buch von schön bemalten Bäumen, Sträuchern und Blumen. Kauft man,

so ist es weggeworfenes Geld. Man wird so oft getäuscht; setzt man die Bäume aus, so geben sie keine Befriedigung. Darum kaufe man von Handelsgärtnern, die man kennt und die in der Nähe wohnen.

Bäume im Herbst pflanzen. Hr. Frohrmann schreibt uns aus East New York: „Als ich im Herzogthum Braunschweig auf meiner eigenen Besitzung eine größere Obstanlage machte und die Bäume theilweise im Herbst und theils im Frühling aussetzte, da machte ich die Erfahrung, daß die im Herbst ausgesetzten Bäume theils eingingen, theils angingen, aber ein kümmerliches Dasein fristeten. Nur ein Bruchtheil wuchs zu meiner Zufriedenheit. Die andere Hälfte Bäume, welche ich im Frühling ausgesetzt hatte, zeigten alle fast ohne Ausnahme ein schönes Wachsthum. Ich begab mich nach dieser Erfahrung nach dem berühmten Pomologen Oberdiek und consultirte den alten Herrn in dieser Sache. Derselbe führte mich in seine etwa 8 Acre große Versuchsbaumschule in Jeinsen bei Hannover und sprach etwa Folgendes zu mir: Ich bin gegen alles Verpflanzen der Obstbäume im Herbst und verdanke die großen Erfolge meiner Bemühungen nur dem Pflanzen im Frühjahr, gerade zu der Zeit, wenn der erste Saft in die Bäume zieht. Die Wurzeln sind in dieser Periode am thätigsten, um die Säfte aufzusaugen und den Bäumen zuzuführen. Ich motivire meinen Ausspruch nach folgenden Gründen: Als ich vor etwa 50 Jahren von meiner ersten Pfarre nach meiner jetzigen, nach Jeinsen, versetzt wurde, hatte ich einige Tausend junger Bäumchen stehen, welche ich des Umzuges im Herbst halber nicht alle mehr vor Winter auspflanzen konnte und war mein damaliger Nachfolger so gütig, mir die Bäume theilweise bis zum Frühling auf ihrem Standorte stehen zu lassen. Ich hatte damals folgendes Ergebniß: Die im Herbst gepflanzten Bäume ging etwa ein Drittel aus, das zweite Drittel fristete ein kümmerliches Leben und der Rest wurde nur ziemlich gut. Von den im Frühling gepflanzten Bäumen hatte ich ein glänzendes Resultat. Oberdiek erklärte sich die Sache folgendermaßen: Wenn man einen Baum pflanzt, soll man die Wurzeln beim Pflanzen alle frisch anschneiden, damit sich ein frischer Wurzelring bildet, aus welchem feine Wurzeln kommen. Unterläßt man das frische Anschneiden, so ist das vordere Ende von dem Sauerstoff der Luft verdorben und zum Wachsthum untauglich. Wenn man im Herbst pflanzt, so liegen die Wurzeln zu lange mit den vorderen Enden im Ruhestande, trocknen ein und die Fadenwurzeln müssen zu viel aus der Borke kommen. Da nun in diesem Falle die frischen Säfte nicht so leicht in die Wurzeln kommen können, so können folgerichtig auch die Fadenwurzeln nicht so zahlreich und leicht erscheinen. Die Folge ist schlechte Ernährung. Soweit Oberdiek. — Ich selbst habe die Frühjahrs-Pflanzmethode stets bei allen Gewächsen beibehalten und mich gut dabei befunden und kann nur Jedem dazu rathen. Ich habe immer den Punkt wahrgenommen, wenn ich an den Knospen das erste Leben wahrnahm."

In Gegenden mit langem und mildem Herbst hatten wir die besten Erfolge mit dem Aussetzen der Bäume in letzterer Jahreszeit. Wo der Herbst kurz und der Winter streng ist, empfiehlt sich das Aussetzen im Frühling. Am. Agr.

Plättbrettüberzüge zu schonen. Da die Neubeziehung eines Plättbrettes eine mühsame, unangenehme Arbeit, habe ich mir Plättdecken aus alten Betttüchern (Laken) gefertigt und mit 4 oder 6 Bändern versehen, die man über die untere Seite des Brettes je 2 und 2 zusammenbindet. Diese Decken werden wöchentlich gewechselt, immer kurz vorher, ehe Oberhemden und feines Weißzeug geplättet werden sollen. Steht das Plättbrett außer Gebrauch, so bekleide ich es mit einer Hülle in der Form des Brettes, recht reichlich weit geschnitten, aus einem alten bunten Bettüberzug hergestellt.

Dauerhafter und billiger Fußboden-Anstrich. Die grünen Hülsen der Wallnüsse werden auf einen Haufen geschüttet und, faul geworden, gekocht und die dickliche Brühe durch ein Sieb klar ablaufen gelassen. Mit derselben wird der Fußboden zweimal angestrichen, vor dem Trocknen mit Leinöl geölt. Dieser Anstrich ist sehr billig, dauerhaft und steht keinem Lackanstrich nach.

Um einen Teppich im Winter zu schonen, bedecke man denselben mit dichtem, weißem oder grauem Zeug; dasselbe, wenn die Möbel auch also bedeckt, giebt dem Zimmer ein recht unfreundliches Aussehen. Ich fragte einen Mann, der in einer großen Teppichhandlung angestellt, um Auskunft. Er sagte mir, man nimmt einfachen dunklen Kattun mit großen Blumen, näht denselben auf der Nähmaschine so zusammen, daß die Blumen passen wie Teppich und man kann, wenn das Zimmer dunkel gehalten, denselben kaum von Teppich unterscheiden. Das Zimmer erhält ein viel freundlicheres Aussehen und der Teppich ist geschützt vor Staub und Kohlenruß.

Gasolin-Oefen. Nachdem ich selbst einen Gasolin-Ofen mehrere Sommer hindurch brauchte, kann ich dieselben betreffs Sicherheit im Kochen und Backen, Waschen und Bügeln auf's beste empfehlen. Keine Hitze und keinen Kohlenruß. Die Arbeit ist um ein gut Theil erleichtert und die Gesundheit geschont. Das Kochen und Backen geht viel leichter von statten, so auch Waschen und Bügeln. Man denke sich im Sommer über 90 Grad Hitze, in der Küche, einen heißen Ofen und Tag für Tag an der Arbeit zu stehen und diese Hitze zu ertragen. Dann kann irgend jemand, selbst ein ganz junges Mädchen, in kurzer Zeit lernen, diese Oefen zu gebrauchen; sie lassen wenig zu wünschen übrig.



Sternennacht.

Julius Becher.




p
wacht, Kin - der schlummern sanft ge - bor - gen
nicht! Ah - nest du des Jen - seits Klar - heit,
du! Fin - dest, was du suchst hie - nie - den,
p
bis zum Mor - gen. Ster - nen - nacht,
und der Wahr - heit Ster - nen - licht?
sü - ßen Frie - den, Him - mels - ruh',
pp
1. 2.
3.
heil' - ge Nacht!
heil' - ges Licht! Ruh'!
heil' - ge
pp
Him - mels - ruh'.
morendo

Bilder aus der Zeit.

Zweierlei Anschauungen machen sich betreffs der kirchlich-religiösen Zustände in Deutschland beständig geltend. Nach der einen herrschen Unglaube und religiöse Gleichgiltigkeit in solchem Maße im alten Vaterlande, daß das Christenthum fast gar nicht mehr verspürt werde. — Die andere Anschauung zeigt ein etwas hoffnungsvolleres Bild, und weist auf die vielen Werke der inneren Mission, auf den Ernst der gläubigen Christen in der Staatskirche, auf die vielen evangelischen Zeugen auf den Kanzeln und Kathedern u. s. w. hin.

Beide Anschauungen haben ihre Berechtigung und entspringen aus den gegenwärtigen Verhältnissen. Glaube und Unglaube stehen sich nämlich schroff gegenüber; es ist zur Entscheidung und Scheidung gekommen. Der Unglaube ist zum Materialismus geworden und erhebt das Haupt gar frech. Ihm gehört so ziemlich alles an, was mit der Kirche gebrochen hat, und das ist — wenigstens in den Städten — die Masse. Die Gleichgiltigen lehnen sich an diese ungläubige Masse an und liebäugeln mit ihr.

Aber, so wie der Unglaube frecher und entschiedener auftritt, so ist auch die kleine, gläubige Schaar der Christen in der deutschen Staatskirche entschiedener geworden und aggressiv mit allen Waffen des Evangeliums und Werken der Liebe auf den Kampfplatz getreten.

Je nach der Beschauung der einen oder andern Seite fällt das Urtheil aus, so daß man das eine Mal hört: Deutschland ist nichts als ein großes Haus des Unglaubens und der Gleichgiltigkeit, und das andere Mal: Es tagt in Deutschland. Ein einigermaßen richtiges Bild entsteht nur dann, wenn man beide Anschauungen zu einem Ganzen verarbeitet, in welchem aber der Unglaube und die Gleichgiltigkeit den meisten Boden decken.

Diese Verarbeitungsmethode mußte bei mehreren jüngst in Kopenhagen gehaltenen Allianzvorträgen zur Anwendung kommen, wollte man ein etwas richtiges Bild gewinnen. Da hob z. B. ein Pastor Baumann die Lichtseiten hervor. Er sagt uns, der Tiefpunkt der Erniedrigung sei überschritten, es gehe nicht mehr ab- sondern aufwärts. Die Lutherfeier habe gezeigt, daß es dem Unglauben nicht gelungen, dem Volke die Religion auszutreiben. In der Philosophie sei durch Lotze ein Umschwung eingetreten; die gläubige Theologie erhebe kühn das Haupt; die christliche Literatur habe großen Aufschwung gewonnen; die innere Mission bedeutende Erfolge erzielt; die Zahl gläubiger und ausgezeichneter Prediger sei am Wachsen; der Morgenstern sei aufgegangen und Deutschland gehe dem lichten Tag entgegen. — Dr. Christlieb malte dagegen in derselben Versammlung die andere Seite. Ihm ist der Unglaube noch lieber als die Gleichgiltigkeit, weil jener noch ein Interesse an der Wahrheit habe, diese jedoch nicht. Er meint, es stehe in keinem andern christlichen Lande so schlecht wie in Deutschland. In Berlin gebe es Gemeinden mit 50,000 Seelen und nur einer Kirche. New York habe 200 Kirchen, Berlin nur 50! Von einer Million gingen in Berlin nur 20,000 zur Kirche, 2 Proz., und noch schlimmer stehe es in Hamburg, Leipzig u. s. w. In englischen Städten dagegen betrage der Kirchenbesuch 29 Proz., in englischen Landdistrikten gar 42 Proz. u. s. w. Die von Dr. Christlieb vorgeschlagenen Heilmittel — Bekehrung, Wiedergeburt, kraftvolle, volksthümliche Predigt, Laienpredigt, Zeugnißgeben, Bildung kleiner Sektionen u. s. w. sind vom Methodismus schon längst empfohlen und angewandt worden. Der Herr Doktor wurde aber wegen dieses methodistischen Recepts von den Hochkirchlichen in Deutschland tüchtig mitgenommen.

Sein Bild ist richtig und seine Arznei gut. Aber auch Herr Pastor Baumann hat nicht unrichtig gezeichnet, und wer es versteht, diese beiden Seiten zu vereinigen, erhält Anschauungen über kirchliche Zustände in Deutschland.

Es klingt wie ein Wunder, wenn man liest, daß nicht nur der König von Dänemark und Prinzen und Prinzessinnen des dänischen Königshauses, sondern auch der König und die Königin von Spanien einer Sitzung der jüngst in Kopenhagen gehaltenen Evangelischen Allianzversammlung beigewohnt haben. Geist Philipps II., bist du nicht der Unterwelt entstiegen, und Alba, du Blutmensch, hast du dich nicht im Grabe gedreht, daß spanisch-katholische Herrscher in die Evangelische Allianzversammlung gehen! Es ist ein Sieg der christlichen Toleranz, und dieser Besuch spricht sehr gut für das Herz des spanischen Fürsten. Wir freuen uns, daß die Blindgläubigkeit, die Bigoterie am Aussterben ist. Man kann ein ganz entschiedener Vertreter seiner Kirchengemeinschaft, ihrer Lehren und Verfassung sein und doch ein brüderlich Herz für andere haben. Wenn jetzt diesem Besuch auch volle Religionsfreiheit in Spanien folgen würde, so wäre ein großer Sieg gewonnen. Bis dahin aber ist es noch ein großer Schritt, denn da haben außer dem König von Spanien noch viele andere Spanier etwas zu sagen, die nachgerade noch nicht sehr duldsam sind.

Friede, Freude, das ist die Losung in Europa. Warum denn auch nicht? Sind doch die drei Kaiser, der deutsche, der russische und der östreichische wieder mal zusammen gekommen und haben gesagt — es soll Friede sein. Da kann es ja nicht fehlen, obwohl die ungeheuren Heere und fortwährenden Verbesserungen der Mordinstrumente deutlich beweisen, daß eigentlich kein rechter Friede besteht.

Und doch wird es, wie wir schon vor mehreren Jahren trotz alles Kriegsgeschreies gesagt, kaum zu einem europäischen Krieg kommen, so lange diese drei einig sind. Daß dies der Fall ist, darüber kein Zweifel, und gewiß haben sie als ein Zweck der Zusammenkunft die Freundschaft erneuert. Aber war dies alles; was sonst noch; was wirds geben; welche Maßnahmen werden in nächster Zeit getroffen werden; was hatte Bismarck mit dieser Kaiserzusammenkunft im Sinn? Diese Fragen stellt man sich, ohne genaue Antwort geben zu können, denn die großen Herren halten ihren Rath für sich. Ob

sie wohl — nebst anderem nicht einig geworden sind, daß man England fortan nicht erlauben dürfe, so mir nichts, dir nichts ein Stück der Welt um das andere einzustecken, und dem britischen Löwen zu bedeuten sei, daß auch andere etwas vom Erbtheil in Anspruch nehmen? Bismarcks Streben, deutsche Kolonien in Afrika anzulegen, und Englands Einzelstellung, die immer mehr hervortritt, sowie das russische Gelüste, in Asien nach Süden gegen die englischen Besitzungen hin zu erweitern, lassen auf solches Abkommen mit ziemlicher Gewißheit schließen. Schon vor vielen Jahren sprach Bismarck seine Meinung dahin aus, daß Rußland mit seinem Streben nach Westen denselben Fehler begehe, welchen die deutschen Kaiser mit ihren Zügen nach Italien begangen und die eigentliche Entwickelung Rußlands im Osten und Südosten liege. Konnte er des Nachbars Blick bei jener Zusammenkunft östlich richten, so hat ers gewiß gethan. Und Österreich? Nun, wenn es das Versprechen bekommen hätte, Bosnien und Serbien vollständig einverleiben zu dürfen, so könnte es einstweilen zufrieden sein, und — der Friede wäre fertig. Aber da sind die Umstürzler, die wüsten Sozial-Demokraten und Nihilisten, die in Deutschland, Oestreich und Rußland ihr schrecklich Wesen treiben, und gewiß haben sich die Herrscher vereinbart, auch gegen dieses Treiben vereint vorzugehen. Wird mit solchem Vorgehen auch manche berechtigte Freiheitsblüthe zertreten, so kann man sich zur Ausrottung der Umsturzpartei, deren Losung Schrecken, Mord und Dynamit ist, nur Glück wünschen, denn diese Partei ist ein Krebsgeschwür der Menschheit.

Was ernster, guter Wille und Thatkraft vermögen, das hat die deutsche Gesellschaft von New-York bewiesen, welche kürzlich ihr hundertjähriges Jubiläum feierte. Gegründet im Jahr 1784, war es viele Jahre lang nur ein richtiges Bäckerdutzend (die 13 Alten), die sich der deutschen Hilfsbedürftigen und des deutschen Elends annahmen. Aber die Dreizehn hielten aus, und heute zählt die deutsche Gesellschaft der Stadt New York mehr als 1200 Mitglieder und verbreitete in allen Zweigen der Armenpflege und Unterstützung Hilfsbedürftiger aller Art großen Segen.

Daß die deutschen Wähler weder den Herrn Schurz noch die Brauer und Wirthe zu ihren Oberhauptleuten erkoren, denen sie unbedingt folgen, das haben sie in der Ohio Staatswahl bewiesen. Wer etwas auf sein Volk und dessen Charakter hält, ob er nun Demokrat oder Republikaner ist, der wird sich darüber freuen. Ein schlechteres Zeugniß könnte einem Stamm kaum ausgestellt werden, als wenn mit Recht gesagt werden könnte, er folge grundsatz- und willenlos gewissen Leithämmeln, woimmer diese auch hinführen mögen. Soweit ist es, Gott sei Dank, bei den Deutsch-Amerikanern noch nicht gekommen. Sie lesen, denken, unterscheiden und handeln noch selbst. Ob sie dann auf demokratischer oder republikanischer Seite stehen, damit haben wir es in diesem Paragraphen nicht zu thun, in welchem wir nur unsere Freude ausdrücken über die Selbstständigkeit der Deutschen in Amerika, falls es sich um große, weittragende Fragen — wie z. B. um den Schutz unserer Gewerbe und Industrien handelt.

Wisconsin muß ein glücklicher Staat sein. Er hat keine Schulden und $800,000 in der Staatskasse. Da in unsern Tagen so was unerhört ist, sei es in unsern Zeitbildern verzeichnet. Sintemal sie nun in jenem Ackerbaustaat so viel klingende Münze haben, so beschlossen Staatssekretär und Gouverneur dieses Jahr die Staatssteuern gar nicht zu erheben. Die belaufen sich auf die Kleinigkeit von $240,000! Wenn man aber $800,000 Ueberschuß hat, so fragt man nach ein bischen mehr als einer Viertelmillion nicht viel. Wunder, ob jetzt recht viele Leute nach diesem Wunderstaat auswandern werden

Wieder eine neue Erfindung. Wenn sich die aus Deutschland berichtete Setz- oder eigentlich Stereotypiermaschine als so werthvoll erweist, wie berichtet wird, so hätte unser Jahrhundert einen neuen Gutenberg — und zwar abermals einen Deutschen hervorgebracht.

In Berlin hat der Ingenieur Heinrich Hagemann eine Maschine patentiren lassen, welche die altehrwürdige Buchdruckerkunst förmlich auf den Kopf stellt, indem sie das Setzen abschafft, die beweglichen Typen entbehrlich macht und statt dessen das Stereotypieren auf den Thron hebt. Bekanntlich geht es mit der Herstellung des Satzes seit Jahrhunderten folgendermaßen zu: Aus Kästen, die der Setzer vor sich hat, sucht dieser stehend oder auf langbeinigem Stuhle sitzend die erforderlichen Buchstaben aus den einzelnen Fächerchen heraus, setzt sie zu Worten zusammen und reiht sie zu Zeilen aneinander. Hat er eine abgemessene Anzahl zusammen, ein 'sogenanntes Schiff voll, so wird ein Abzug gemacht, Korrektur gelesen, die Fehler ausgebessert, dann wird das Schiff dem Vormann übergeben, welcher den Satz in die Form schließt und diese endlich der Presse einverleibt. Soll der Satz nun aber in einer großen Auflage vervielfältigt — wie dies bei den meisten Büchern der Fall — oder für spätere Verwendung aufbewahrt werden, so wird derselbe, da die Buchstaben immer wieder gebraucht, auch bei großen Auflagen zu sehr abgenutzt werden, stereotypiert, d. h. es wird ein Abdruck (Eindruck) derselben in einer weichen metallischen Masse hergestellt, dieser — Matrize genannt — mit flüssigem Metall übergossen, so daß die Buchstaben wieder erhaben erscheinen, und diese letztere Platte für die Presse brauchbar macht.—Hagemann geht dagegen ganz anders zu Werke. Er schafft die theure, viel Raum beanspruchende, schwere, langsam zusammen zu setzende, aus Tausenden von Lettern bestehende Schrift ganz ab und benutzt dafür Stahlstempel, welche das Bild (die Signatur) des betreffenden Buchstabens tragen. Das Verfahren wird von einem deutschen Korrespondenten nun wie folgt beschrieben: „Der Setzer hat einen Ring (von Stempeln) vor sich, welcher an die früheren Bahntelegraphen erinnert und auf dessen Umkreis die Buchstaben des Alphabets, Zahlen u.s.w. eingraviert sind. Stellt nun der Arbeiter einen Hebel auf den gewünschten Buchstaben, so bewirkt er damit zweierlei: Einmal prägt sich der entsprechende Stahlstempel in ein Stück Pappe ein, welches jedesmal um die Breite eines Buchstaben vorrückt, und ein anderer Stempel zugleich stellt einen hier flachen, schwarzen Abdruck des betreffenden Buchstabens auf einer be-

sonderen Walze her. Dieser Abdruck dient als Korrekturbogen, während das den Satz vertieft zeigende Stück Pappe als Matrize für das Stereotypiren dient. Es wird alsdann mit M[...]all übergossen und damit für die Presse brauchbar gemacht.

Das Korrigiren etwaiger Fehler in der Pappmatrize ist eine ziemlich einfache Sache und geht rascher vor sich, als die Korrektur des bisher üblichen Schriftsatzes. Die falsche Stelle wird einfach mit gummirtem Papier überklebt und die richtigen Buchstaben auf der betreffenden Stelle eingeprägt.

Die Vortheile der Typenmaschine sind ungemein große. Da die Stahlstempel sich sehr wenig abnutzen, so ist der Druck stets klar und deutlich, die Druckereien ersparen den größten Theil der Schriftvorräthe, indem sie nur noch Titelschriften und dergleichen brauchen, das langweilige und theure Ablegen der gebrauchten Schrift fällt weg, und das Ende vom Liede ist, daß Druckarbeiten wohlfeiler geliefert werden können. Die etwa einen Quadratmeter Flächenraum einnehmende Maschine leistet, wie wir gesehen haben, etwa soviel wie 3 geübte Schriftsetzer, sobald man sich mit derselben vertraut gemacht hat. Sie kann auch, wenn man das Stanzwerk ausschaltet, als Schreibmaschine dienen."

Deutschland, wo es so viele ungläubige Lehrer giebt, weist auch viele bibelgläubige Schulmeister auf. So z. B. wurde dieses Spätjahr in Stuttgart der dritte evangelische Schulkongreß gehalten, an welchem sich 600 Delegaten betheiligten, die tausende von deutschen Lehrern repräsentiren. Das ist die andere Seite des Bildes aus der deutschen Schulstube.

Zwei Jubiläen. In diesem jubiläumssüchtigen Zeitalter erscheint es fast wunderbar, daß man die 25. Jahrestage zweier der wichtigsten amerikanischen Industrien hat ungefeiert vorübergehen lassen. Am 28. August 1859 wurde bei Titusville in Pennsylvanien die im Mai desselben Jahres begonnene Bohrung des ersten Steinölbrunnens durch Col. Drake aus New Haven, Conn., vollendet. Er war nur 69½ Fuß tief, und lieferte nur 10 Faß täglich. Aber nachdem erst einmal die Thatsache festgestellt war, daß das auf der Erdoberfläche erscheinende, schwer abzuschöpfende, wasserhaltige Oel aus tiefergelegenen Becken voll reinen Oeles kam, eilten Tausende herbei, um nach dem Schatz zu bohren. Bis zur Tiefe von 1000 Fuß arbeitete man sich durch die Felsen hinein, und es gelang, Oelbecken anzuzapfen, die bis zu 4000 Faß per Tag lieferten. Immer neue Becken wurden erschlossen, und von 82,000 Faß im Jahre 1859 stieg die Oelproduktion auf zweiunddreißig Millionen Faß im Jahr 1882. Nicht weniger als 38,000 Brunnen sind während der 25 Jahre gebohrt worden mit einem Kostenaufwand von $171,000,000 und der Werth des gewonnenen Oeles betrug $425,000,000. Hand in Hand mit der Oelauffindung ging der Aufschwung der Lampenfabrikation und des Handels nach auswärts und der Nutzen, den die Ver. Staaten durch die entdeckende That Hrn. Drake's gewonnen haben, entzieht sich jeder Berechnung.

Ein zweites Jubiläum ist das des Eisenbahn-Schlafwagens. In einer Augustwoche des Jahres 1859 ließ Georg Pullman von Bloomington, Jll., seinen ersten Schlafwagen nach Chicago abgehen. Er bekam 4 Passagiere, die per Mann 50 Cents für die Vergünstigung zahlten. Jeder Passagierzug bezeugt heute die Zeitgemäßheit jener Neuerung, obwohl es manches Jahr genommen hat, ehe der Schlafwagen überall eingeführt wurde.

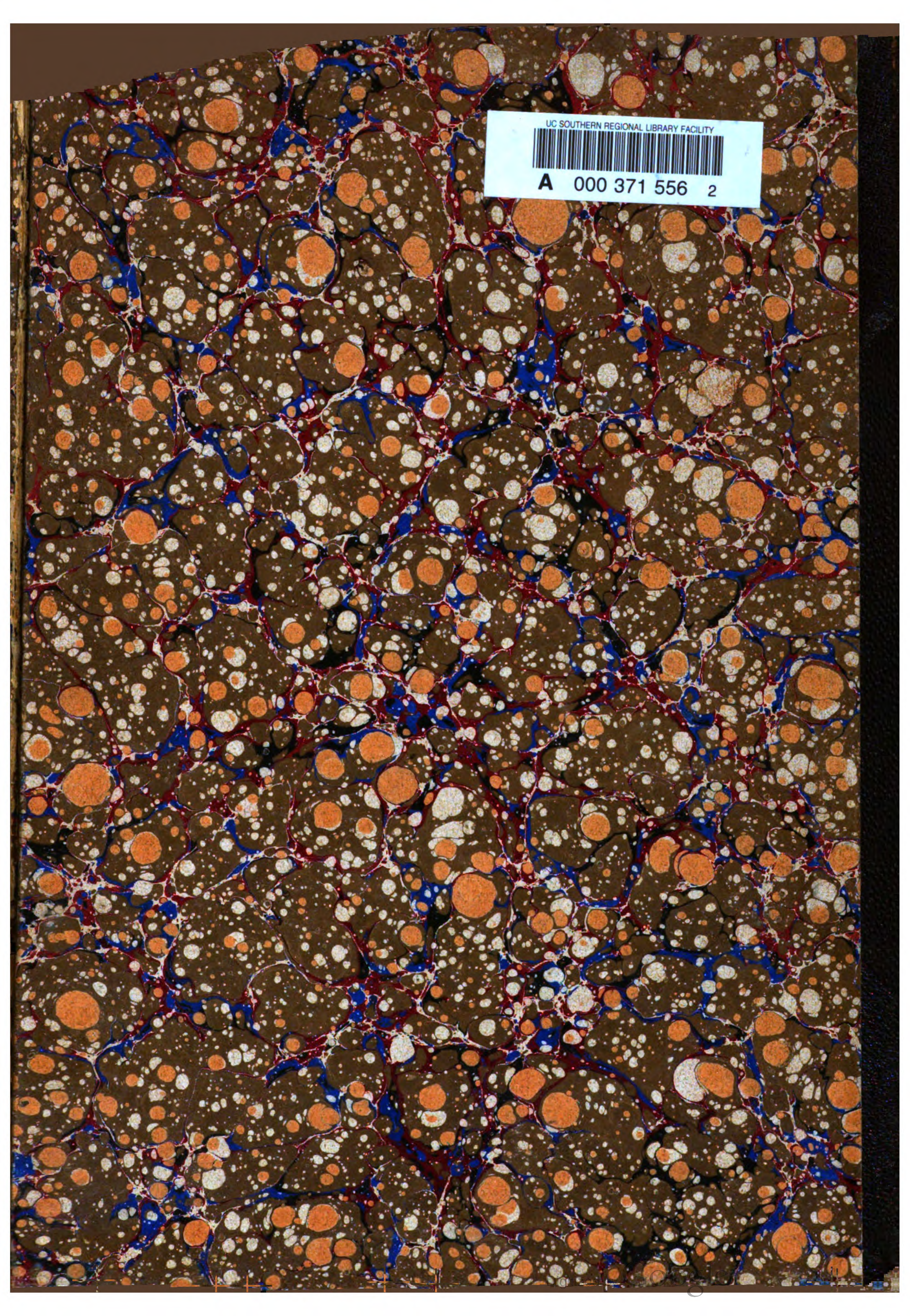
Der „Danksagungstag", den der Präsident der Ver. Staaten alljährlich festsetzt, damit das Volk an demselben in seinen Gotteshäusern sich versammle und dem barmherzigen Gott für die Fülle der Wohlthaten, die wir im vergangenen Jahre empfangen haben, Dank opfere, ist etwas Schönes und Löbliches. Er ziemt sich für ein Volk, das den lebendigen Gott, von dem alle gute und vollkommene Gabe herabkommt, kennt und anbetet. Er ziemt sich für ein Volk, das das Wort kennt: „Wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige mein Heil!"

Daß aber dieser nationale Danksagungstag von der Masse gottentfremdeter Weltkinder zu einem Tag der Völlerei und Schwelgerei, des Fressens und des Saufens mißbraucht wird, ist eine bekannte Thatsache. Wir sagen nichts mehr darüber, denn, was wir sagen, würde doch kein Weltkind abhalten, nach wie vor am Danksagungstag seinem Fleische wohlzuthun und nach Gott nimmer zu fragen! Wir können darüber nur Leid tragen und in unserem Kreise dagegen ankämpfen. Wir können unsere christlichen Brüder nur bitten und ermahnen, dem Herrn zu geben, was des Herrn ist und am Joche der Welt nicht mitzuziehen. Und an solcher Bitte und Ermahnung wird es gewiß kein treuer Zeuge der Wahrheit, kein treuer Knecht Jesu Christi fehlen lassen.

Aber nicht blos Weltkinder entwürdigen und entweihen den nationalen Danksagungstag: Männer auf den Kanzeln thun es auch! Wir haben uns jüngst auf's Neue davon überzeugt. Sollte nicht ein Prediger des Evangeliums an diesem Tage darnach trachten, die Herzen zur Dankbarkeit zu erwecken, zum Dankopfern willig und frohbereit zu machen? Und sollte er nicht zu dem Zwecke den Leuten zeigen, wie große Wohlthaten wir von Gott empfingen, und wie wenig wir derselben würdig waren, wie daher der Herr, der uns segnete, unserer gedachte nicht nach unserer Würdigkeit, sondern nach seiner großen Barmherzigkeit? Muß nicht, wo im Menschenherzen rechter aufrichtiger Dank gegen Gott erblühen soll, das Herz zur Demüthigung vor Gott, zur Buße geleitet werden? Gewiß! Ohne diese Selbstdemüthigung vor Gott, ohne das Bekenntniß: „Herr, wir sind nicht werth aller Barmherzigkeit, die du an uns gethan hast!" ist wahre Dankbarkeit nicht denkbar. Denn gab uns Gott nur, was wir verdienten, so fällt der tiefste und stärkste Beweggrund zum Danken weg.






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 371 556 2

